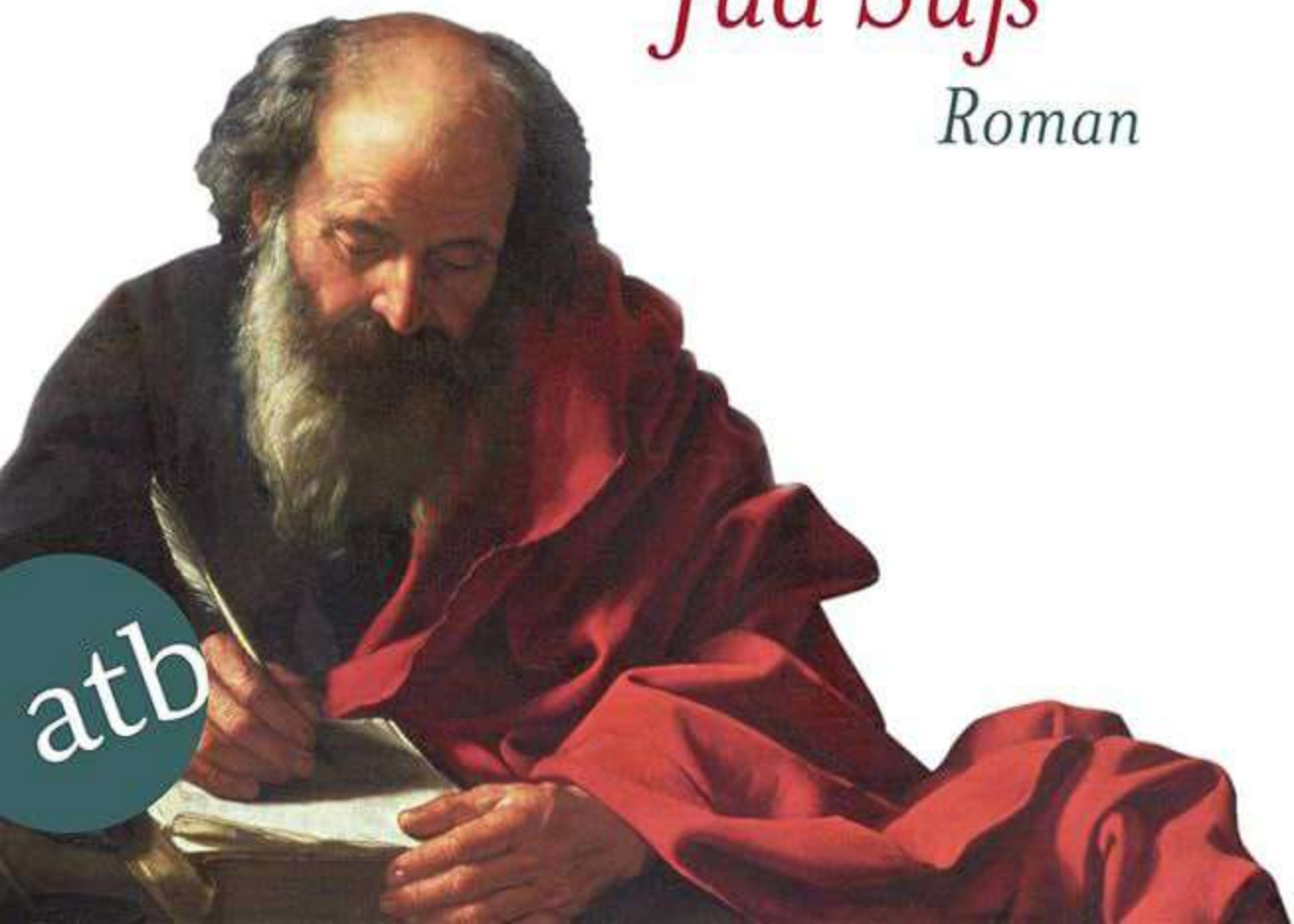
LION FEUCHTWANGER

Jud Süß

Roman



atb

Lion Feuchtwanger

JUD SÜSS

1931

Kategorie: Historischer Roman	Scan: Jeka Text provided by: 154306014 Korrektur & Layout: pbihq

Feuchtwanger beschreibt in diesem Roman, der bei seinem Erscheinen 1925 weltweit große Beachtung fand und später von den Nationalsozialisten im gleichnamigen Hetzfilm mißbraucht wurde den seit jeher schweren und problematischen Stand der Juden in der Deutschen Gesellschaft. F. greift das ewig aktuelle Thema „Fremdenhaß“ auf, beleuchtet ohne zu werten oder zu verurteilen, und erschuf so ein objektives und bewegendes Bild der damaligen Zeit.

Geschichtlicher Kurzhintergrund: Joseph Süß Oppenheimer (1698-1738), zuerst Hof- und Kriegsfaktor sowie später Münzdirektor und Geheimrat des Herzog Karl Alexander von Württemberg. Mit der Einrichtung von Monopolen, einer Lotterie und der Gründung einer württembergischen Staatsbank sowie der Etablierung einer harten Steuerpolitik füllte Joseph Süß schnell die leeren Kassen des Herzogs und machte sich damit gleichzeitig zum Symbol für Raffsucht, Geldgier und Machtstreben. Sein persönlicher Lebenswandel stand dem des Herzogs um nichts nach und verschaffte ihm Neid und Missgunst - der Herzog verteidigte seinen Günstling jedoch trotz ständiger schwerer Anfeindungen stets. Als er unerwartet an einen Schlaganfall krepierte, wurde sein Finanzrat daraufhin sofort verhaftet und zum Tode durch den Galgen verurteilt. (Eine Online-Recherche empfiehlt sich.)

Lion Feuchtenwanger

JUD SÜSS

Historischer Roman

1931

Titelseite:

Zeitgenössisches Bildnis des
Joseph Süß Oppenheimer, (1698-1738)

ERSTES BUCH / DIE FÜRSTIN

1.

Wie ein Netz von Adern schnürten sich Straßen über das Land, sich querend, verzweigend, versiegend. Sie waren verwahrlost, voll von Steinen, Löchern, zerrissen, überwachsen, bodenloser Sumpf, wenn es regnete, dazu überall von Schlagbäumen unterbunden. Im Süden, in den Bergen, verengten sie sich in Saumpfade, verloren sich. Alles Blut des Landes floss durch diese Adern. Die holperigen, in der Sonne staubig klaffenden, im Regen verschlammten Straßen waren des Landes Bewegung, Leben und Odem und Herzschlag. Es zogen auf ihnen gewöhnliche Postwagen, dachlose Karren, ohne Polster, ohne Lehne, humpelnd, oft zusammengeflickt, und die schnelleren Wagen der Extrapost, viersitzige, mit fünf Pferden, die bis zu zwanzig Meilen im Tag fahren konnten. Es zogen auf ihnen die Eilkuriere der Höfe und Gesandten, auf guten Pferden, oft wechselnd, mit versiegelten Taschen, und die langsameren Boten der Thurn- und Taxisschen Post. Es zogen Handwerksburschaft mit Ranzen, biedere und gefährliche, und Studenten, hager und sanft die einen, die andern fest und verwegen, und eng schauende Mönche, verschwitzt in ihren Kutten. Es zogen die Planwagen der großen Kaufleute und die Handkarren hausierender Juden. Es zog in sechs soliden, etwas schäbigen Kutschen der König von Preußen, der den süddeutschen Höfen Besuch gemacht hatte, und sein Gefolge. Es zogen, ein endloser Wurm von Mensch und Vieh und Wagen, die Protestanten, die der Salzburger Fürstbischof geifernd aus seinem Land verjagt. Es zogen bunte Komödianten und Pietisten, nüchtern von Tracht und in sich verloren, und in prächtiger Kalesche mit Vorreiter und großer Bedeckung der hagere, hochmütig blickende venezianische Gesandte am sächsischen Hof. Es zogen auf dem Weg nach Frankfurt unordentlich auf mühsam zusammengestapeltem Fuhrwerk vertriebene Juden einer mitteldeutschen Reichsstadt. Es zogen Magister und Edelleute und seidene Huren und tuchene Referenten des Kammergerichts. Es zog behaglich in vielen Kutschen der dicke, schlau und fröhlich schauende Fürstbischof von Würzburg, und es zog abgerissen und zu Fuß ein Professor der

bayrischen Universität Landshut, der wegen aufsässiger und ketzerischer Reden entlassen worden war. Es zogen mit den Agenten einer englischen Schiffahrtsgesellschaft und mit Weib, Hund und Kind schwäbische Auswanderer, die nach Pennsylvanien wollten, es zogen fromm, gewalttätig und plärrend niederbayrische Wallfahrer auf dem Weg nach Rom, es zogen, den huschenden, scharfen, behutsamen Blick überall, Silberaufkäufer und Vieh- und Getreideaufkäufer des Wiener Kriegsfaktors, und es zogen abgedankte kaiserliche Soldaten aus den Türkenkriegen und Gaukler und Alchimisten und Bettelvolk und junge Herren mit ihren Hofmeistern auf der Reise von Flandern nach Venedig. Das alles trieb vorwärts, rückwärts, querte sich, staute sich, hetzte, stolperte, trottete gemächlich, fluchte über die schlechten Wege, lachte, erbittert oder behaglich spottend, über die Langsamkeit der Post, greinte über die abgetriebenen Klepper, das gebrechliche Fuhrwerk. Das alles flutete vor, ebbte zurück, schwatzte, betete, hurte, lästerte, bangte, jauchzte, atmete.

Der Herzog ließ die prunkende Kalesche halten, stieg aus, schickte Kämmerer, Sekretär und Dienerschaft voraus. Auf die verwunderten Blicke seiner Herren hatte er nur ein ungeduldiges Prusten. Da, wo der Weg den sanftgrünen Hügel hinanstieg, hielten nun die Wagen, warteten. Kammerherren und Sekretär krochen vor dem feinen, endlosen Regen ins Innere der Kutsche, Jäger, Diener, Leibhusar sprachen gedämpft aufeinander ein, tuschelten, zoteten, pruschten heraus. Der Herzog Eberhard Ludwig, fünfundfünfzig Jahre, ein dicker, großer Mann, vollwangig, starklippig, blieb zurück. Er stapfte schwerfällig, den Samthut in der Hand, daß der feine, warme Regen die Perücke stäubte, und er achtete nicht der Pfützen, die ihm die glänzenden Stiefel bespritzten und den tiefschößigen, silbergestickten, kostbaren Rock. Er ging langsam, beschäftigt, blieb oft stehen, in unmutiger Nervosität durch die starke, fleischige Nase schnaubend. Er war in Wildbad gewesen, der Gräfin den Abschied zu geben. War das jetzt erledigt? Eigentlich nicht. Er hatte nichts gesagt. Die Gräfin hatte auf seine halben Worte nur verschleierte Blicke gehabt, keine Antwort. Aber sie musste doch gemerkt haben, sie war ja so gescheit, sie musste, musste gemerkt haben, was er wollte. Eigentlich war es gut, daß es so ohne Wetter und Geschrei gegangen war. An dreißig Jahre waren es jetzt, daß er mit ihr zusammenlebte. Was hatte seither die Herzogin gejammert, gezetert, gewinselt, intrigiert, ihn von der Frau zu lösen. Was hatten seine

Geheimräte angestellt, der Kaiser, die Prälaten, das verfluchte Gesindel vom Parlament, die Gesandten von Kurbraunschweig und Kassel. An dreißig Jahre war die Frau verknüpft mit allem, was das Land und er erlebt hatten. Sie war er, sie war Württemberg. Dachte man Württemberg, so dachte man: die Frau, oder: die Hure, oder: die Gräfin, oder: die Maintenon von Schwaben. Ob kühl oder hassend, wie immer interessiert, jeder Gedanke an das Herzogtum war ein Gedanke an die Frau. Bloß er, er allein, und er lächelte, konnte die Frau denken, gelöst von Politik, gelöst von dem Herzogtum. Nur er konnte denken: Christl, und es war kein Gedanke an Soldaten, Geld, Privilegien, Zänkereien mit dem Parlament, verpfändete Schlösser und Herrschaften, sondern nur die Frau, allein, lächelnd, sich ihm entgegenrekelnd. Und jetzt war es also aus, er wird sich wieder mit der Herzogin versöhnen, und die Landschaft wird jubeln und ihm ein großes Präsent machen, und der Kaiser wird zufrieden mit dem schlaffen Kopf wackeln, und der grobe, schlecht angezogene König von Preußen wird ihm Glückwünsche schicken, und die europäischen Höfe werden den Skandal vermissen, über den jetzt bereits die zweite Generation klatscht. Und dann wird er der Herzogin einen Sohn machen, und das Land wird einen zweiten richtigen Erben haben, und im Himmel und auf Erden wird Wohlgefallen sein. Er blies heftig durch die Nase. Ein dumpfes Wüten stieg in ihm auf, wenn er an die Freude dachte, mit der das Herzogtum, das ganze Deutschland den Sturz der Frau feiern würde. Er hörte, wie das Land aufatmete, er sah die fetten Bürgercanaillen seines Parlaments, wie sie triumphierend grunzten, breitmäulig, sich die Schenkel schlagend, er sah die nüchternen, steifleinenen korrekten Verwandten der Herzogin und ihren magern, saueren, höhnischen Jubel. Das ganze Geziefer wird herfallen über die Frau wie über ein Aas. Sein Leben lang hat er die Frau gehalten gegen das Gesindel; jetzt, wenn er sie lässt, er ist fünfundfünfzig, wird es ihm das Gesinde als Greisenschwäche ausdeuten. Er hat zahllose Reskripte erlassen, die jedes unehrerbietige Wort gegen die Gräfin schwer bestrafen, er hat sich mit dem Kaiser brouilliert, er hat seinen Jugendfreund und ersten Minister aus dem Land gejagt wegen eines frechen Wortes über die Frau, er hat sich herumgeschlagen mit seinen Räten, seinem Parlament, mit dem ganzen Land um Steuern, immer neue Steuern, um Geld, Geld, Geld für die Frau. Er hat sie gehalten gegen Land, Reich und Welt an dreißig Jahre. Was war das für ein Sturm damals durch ganz Europa, als er sich

gleich zu Beginn ohne lange Umstände die Gräfin als zweite Gemahlin neben der Herzogin hatte antrauen lassen. Es regnete kaiserliche Bitten, Beschwörungen, Drohungen, die Stände kläfften wie tolle Hunde, die Verwandten der Herzogin, die Baden-Durlachischen, sahen grün und blau vor Wut und Verachtung, man wetterte von den Kanzeln gegen ihn, verweigerte ihm das Abendmahl, das ganze Land war ein Gischt und Strudel. Nun gut, er hatte sich gefügt, er hatte das Eheverlöbnis mit der Gräfin aufgehoben, hatte sich mit der Herzogin wieder ausgesöhnt. Was freilich die Zuneigung betraf und die daraus entstehende eheliche Beiwohnung — er lächelte, wie er sich der hübschen Phrase erinnerte, mit der er den Kaiser abgespeist hatte, der Bruder der Gräfin hatte sie ihm gedrechselt — die Zuneigung also und die daraus entstehende eheliche Beiwohnung war eine Sache, die von Gott und ihm selbst abhing und zu der ein Reichsfürst durch Fremde nicht gezwungen werden konnte. Und dann auf frische, scharfe Befehle des Kaisers hin hatte er die Christi wirklich weit außer Landes geschickt und sich von seinem dankbaren Parlament viel Geld dafür bezahlen lassen, und das ganze Land hatte gejubelt. Aber dann – er schmunzelte, dies war doch der beste Streich seines Lebens – hatte er durch seine Agenten in Wien einen mürben Trottel von Grafen auftreiben lassen, und mit dem hatte er die Christi verheiratet und ihn zu seinem Landhofmeister gemacht, und als Landhofmeisterin kehrte die Frau zurück unter dem Toben des betrogenen Württemberg, dieweil der Kaiser ohnmächtig und bedauernd die Achseln zuckte: Wer wollte es einem Reichsfürsten verwehren, die Frau seines ersten Ministers an seinem Hof zu haben? Und wie hatte die Christi gelacht, als er ihr für das Geld, das ihm sein Parlament für die Trennung bewilligt hatte, die Herrschaften Höpfigheim und Gomaringen kaufte. Jetzt war es ruhig geworden. Wohl erschien da und dort noch ein Pasquill gegen die Gräfin, aber seine Verbindung mit ihr war nun an dreißig Jahre eine gegebene Tatsache deutscher, europäischer Politik. Die Stände knurrten, aber sie hatten gewissen Landverschreibungen an die Gräfin zugestimmt. Die Herzogin residierte kahl, sauer und resigniert im Stuttgarter Schloss, ihre Verwandten, die steifleinenen Markgrafen, hatten sich in ein ägriertes, hochmütiges Schweigen zurückgezogen. Man fand die Tatsachen unerhört, aber das tat man schon seit dreißig Jahren, man hatte sich hineingewöhnt, fügte sich. Und jetzt also, eigentlich ohne bestimmten Anlass, sollten alle Verbindungen mit der Frau sich

lösen, fallen, nicht mehr da sein. Sollten sie? Er hatte nicht gesprochen. Wenn er nicht wollte, war nichts geschehen.

Der Herzog stand auf der kotigen Landstraße, allein, barhaupt, in dem feinen, rieselnden Regen. Er zog den rechten Stulphandschuh ab und schlug ihn mechanisch gegen den Schenkel. Oder war ein Anlass gewesen? Der polternde Preußenkönig hatte ihm, wie er jetzt in Ludwigsburg war, Vorstellungen gemacht. Er sollte sich doch mit der Herzogin versöhnen, dem Land und sich einen zweiten Erben machen, sein Haus nicht auf die zwei Augen des Erbprinzen stellen, wo schon die Katholischen auf das Erlöschen der evangelischen Schwabenherzöge spitzten. Das war es nicht. Nein, das war es nicht. Soll sich der Preuße nach Haus scheren, zu seinem Sand und seinen Kiefern, mit seiner faden Nüchternheit und seinem kahlen, moralischen Sermon, der in jedem dritten Satz von Tod predigte. Er, Eberhard Ludwig, mit seinen Fünftundfünfzig, war Gott sei Dank noch in Saft und Schuss. Mag doch nach seinem Tod wer will das Land und seine Schulden auf den Buckel nehmen und sich mit dem lausigen Gesindel vom Parlament herumärgern. Darum der Christi den Abschied geben? Dass er ein Narr wäre! Er nahm den Stapfschritt schneller, pfiff falsch und heftig eine Melodie aus dem letzten Ballett. Was hatte der Preuße weiter angeführt? Die Gräfin sei ein schlimmeres Unglück für das Herzogtum als alle Franzoseneinfälle und höchst beschwerlichen Reichskriege. Alle Drangsal, Jammer und Verwirrung in Württemberg, des sei sie Ursach und Stifterin. Sie schröpfe und quetsche gottserbärmlich, und aller Schweiß des Landes sei für ihre Taschen. Das kannte er. Kotz Donner! Die Melodie pfiff ihm aus hundert Schmähschriften entgegen, die Soße servierten ihm seine Stände jede Woche zum Braten. Sie brauchte Geld, ja, ja, und immerzu, soviel Geld gab es im ganzen Römischen Reich nicht, wie sie brauchte, sie schmeichelte darum, winselte, drohte, schmollte, trotzte darum, es war oft ein Jammer und eine Verzweiflung, wenn er nicht wusste, woher mehr nehmen und immer mehr. Aber was war besser, die kahle, schäbige Haushälterei der Herzogin, wo kein Pfennig zuviel vertan wurde, oder der rauschende Glanz der Frau, wo die Schlösser und Forsten und alle Einkünfte der Kammer wie bunte Funken verprasselten? Nein, mit solchen Argumenten konnte man ihm die Frau nicht verekeln. Und wenn doch vielleicht der Knauser, der ungehobelte, den Anstoß zur Verabschiedung der Gräfin gegeben hatte, so war es mit etwas ganz anderem, mit einem

viel leiseren Wort, auf das er wahrscheinlich selber kaum Gewicht gelegt hatte. Sie waren, der König und er, auf einen Aussichtspunkt hinaufgefahren, und wie der Brandenburger das weiche, wellige Land sah, die sanften, grünen, gesegneten Hügel mit Korn und Frucht und Wein und Forst, da hatte er vor sich hingeseufzt: „Wie schön! Wie schön! Und zu denken, daß ein altes Weib darüberliegt wie Meltau und Nonnenfraß." An dem Meltau und Nonnenfraß wäre nun Eberhard nicht viel gelegen. Aber: ein altes Weib. Das biß sich ihm ins Herz. Er, Eberhard Ludwig, mit einem alten Weib liiert? Alle Flüche, Drohungen, Beschimpfungen waren an ihr abgeglitten wie Wasser vom geölten Körper. Aber: ein altes Weib? Der Herzog erinnerte sich gewisser verjährter Geschichten. Trotz scharfer Edikte hatte sich immer wieder Geschwätz erhoben, die Frau habe ihn mit Zaubermitteln behext. Einer Sache vornehmlich entsann er sich bis in jede Einzelheit. Eine Zofe der Gräfin, sogar den Namen wusste er noch, Lampert hatte sie geheißen, war zu dem Hofprediger Urlsperger gelaufen und hatte dem von gottlosen, widerlichen und hexerischen Hantierungen erzählt, die die Gräfin treibe, um den Herzog an sich zu ketten. Der Hofprediger hatte ein Protokoll aufgenommen und den ruchlosen, scheußlichen Unflat von der Lampertin vereiden lassen. Danach habe die Gräfin in Genf ein Hemd der Herzogin in kleine viereckige Stücke geschnitten, in den mit Branntwein präparierten allerfeinsten Wismut getunkt und hernach auf freche und obszöne Manier zu Wischläppchen gebraucht. In Urach habe sie sich das neugeborene Kalb einer schwarzen Kuh bringen lassen und ihm eigenhändig den Kopf abgehauen, ebenso habe sie es mit drei schwarzen Tauben gemacht, einem Bock aber habe sie die Hoden abgeschnitten, anderer ekelhafter und unsittlicher Hantierung nicht zu gedenken. Durch solche Mittel, hieß es, habe sie ihn dahin gebracht, daß er seine Gemahlin durchaus nicht ausstehen, ohne sie selbst aber nicht mehr habe leben können, indem er Beklemmungen bekommen, sobald er von ihr entfernt gewesen. Die Esel die, die dürren, saftlosen! Faseln von Zauberei, können sich's nicht ohne Hexenhantierung zusammenreimen, wo jedem gesunden Mann auf die natürlichste Art das Blut ins Herz und zwischen die Schenkel schießen muss! Wenn er an Genf dachte, wie die Christi ihm entgegenlachte, damals, in dem blassblauen Zimmer im Gasthof Cerf d'Or, auf dem breiten Bett lagernd, prangend. Da brauchte sie, weiß Gott, keine Kälber zu schlachten und keine Tauben, um sich ihm ins Blut zu brennen. Aber

jetzt? Ein altes Weib? Er hatte doch Hände zu greifen, Augen zu sehen. Sie war etwas beleibt, ja, litt an Asthma: aber war es Teufelei und ruchlos hexerische Manipulation, was ihn weiter an sie kettete? Ihre grauen Augen waren immer noch bei aller Lindigkeit so groß, zwingend, wie vor zwanzig Jahren, ihr nussbraunes Haar hatte sich nicht verfärbt, und in ihrer Stimme läuteten noch alle Glocken vom ersten Tage. Freilich, die kleinen Narben, die ihn damals so ohne Maß gereizt hatten - die Lästerer behaupteten, die Spuren einer schlechten Krankheit - die versteckte sie jetzt hinter Puder und Schminke. Ein altes Weib? Sie war diesmal so schwermütig gewesen, so elegisch. Sie hatte ihn nicht verlacht, ihm keine Szene gemacht, nicht einmal Geld hatte sie verlangt. Spürte sie was? Aber wenn sie sanft wäre wie ein eintägiges Lamm: ein altes Weib liebte er nicht. Er, Eberhard Ludwig, nicht. Da könnte er gleich zu seiner saueren Herzogin zurückkehren und dem Land den zweiten Sohn machen und mit Gott und dem Kaiser und dem Reich und seinem Parlament in Frieden sein. Dann freilich hatte sie Lux zu ihm gesagt, Eberhard Lux, und die Glocken hatten geklungen wie am ersten Tag. Und dann hatte sie sich über die Landschaft mokiert, die aus ihren, der Gräfin, Dörfern und Herrschaften die Juden verjagt haben wollte, ihre Juden, von denen jeder einzelne am Werktag mehr Hirn im kleinen Finger hatte als die ganze Landschaft am Feiertag im Kopf. Und wie sie sich über die dumm giftige, sackgrobe Petition der Landschaft lustig machte, so keine zweite helle, kluge, heitere Frau, ob jung, ob alt, hatte er nicht mehr erlebt, von Türkenland bis Paris, von Schweden bis Neapel. Es war doch gut, daß er nichts Entscheidendes zu ihr gesagt hatte.

Er winkte, unmittelbar vor ihm hielten seine Wagen. Er ließ wenden, er wollte jetzt doch nicht nach Stuttgart fahren, auch nicht nach Ludwigsburg. Nach Neßlach, dem kleinen, verlorenen Jagdhaus. Er wollte Ruhe haben, sich auslüften. Er schickte einen Läufer um den Geheimrat Schütz, mit dem wollte er die Affäre in aller Ruhe nochmals durchsprechen. Ein altes Weib? Noch auf dem Weg nach Neßlach schickte er auch den zweiten Jäger fort. Die neue, blutjunge, ungarische Tänzerin, die vor acht Tagen in Ludwigsburg eingetroffen war, soll ungesäumt ins Jagdhaus fahren. Donner und Türken! Er wird sich den preußischen Besuch vom Leib spülen.

2.

Der herzoglich württembergische Hoffaktor Isaak Simon Landauer war in Rotterdam gewesen, wo er auf Rechnung des kurpfälzischen Hofes gewisse Kreditgeschäfte mit der niederländisch-ostindischen Gesellschaft geregelt hatte. Von Rotterdam berief ihn ein Eilbote der Gräfin Würben dringlich zurück nach Wildbad zur Gräfin. Unterwegs hatte er einen Geschäftsfreund getroffen, Josef Süß Oppenheimer, kurpfälzischen Oberhof- und Kriegsfaktor, zugleich Kammeragenten des geistlichen Kurfürsten von Köln. Josef Süß, der eine Reihe aufregender und anstrengender Geschäfte hinter sich hatte, wollte sich in irgendeinem Badeort ausruhen und ließ sich von Isaak Landauer leicht bestimmen, mit nach Wildbad zu gehen. Die beiden Männer fuhren in dem eleganten Privat-Reisewagen des Süß. „Kostet mindestens seine zweihundert Reichstaler jährlich, der Wagen“, konstatierte mit gutmütiger, leicht spöttischer Mißbilligung Isaak Landauer. Hintenauf saß blass, fett und phlegmatisch des Süß Leibdiener und Sekretär, Nicklas Pfäffle, ehemaliger Notariatsgehilfe. Isaak Landauer trug jüdische Tracht, Schläfenlocken, Käppchen, Kaftan, schütteren Ziegenbart, rot-blond, verfärbt. Ja, er trug sogar das Judenzeichen, das ein Jahrhundert vorher im Herzogtum eingeführt war, ein Jagdhorn und ein 5 darüber, trotzdem keine Behörde daran gedacht hatte, von dem angesehenen, mächtigen Mann, der bei dem Herzog und der Gräfin groß in Gunst stand, dergleichen zu verlangen. Isaak Landauer war der geschickteste Geldmann im westlichen Deutschland. Seine Verbindungen reichten von den Wiener Oppenheimer, den Bankiers des Kaisers, bis zu den Kapitalisten der Provence, von den reichen Händlern der Levante bis zu den jüdischen Kapitalisten in Holland und den Hansestädten, die die Schiffahrt nach Übersee finanzierten. Er lehnte in unschöner, nicht natürlicher Haltung im Polster zurück und barg, der unansehnliche, schmutzige Mann, fröstelnd die magen, blutlosen Hände im Kaftan. Leicht schläfrig vom Fahren, die kleinen Augen halb geschlossen, beobachtete er mit gutmütigem, ein wenig spöttischem Lächeln seinen Gefährten. Josef Süß, stattlich, bartlos,

modisch, fast ein wenig geckenhaft gekleidet, saß aufrecht, besah, den Blick rastlos, scharf, rasch, jedes Detail der Landschaft, die noch immer in feinem Regen wie hinter einem Schleier lag. Isaak Landauer schaute mit wohlwollendem Interesse und amüsiert den Kollegen auf und ab. Den elegant geschnittenen hirschbraunen Rock, silberbordiert, aus allerfeinstem Tuch, die zierlich und präzis gekrauste und gepuderte Perücke, die zärtlich gefälteten Spitzenmanschetten, die allein ihre vierzig Gulden mochten gekostet haben. Er hatte immer ein Faible für diesen Süß Oppenheimer gehabt, dem die Unternehmungslust und die Lebgier so unbändig aus den großen, rastlosen, kugeligen Augen brannte. Das also war die neue Generation. Er, Isaak Landauer, hatte unendlich viel gesehen, die Löcher der Judengasse und die Lustschlösser der Großen. Enge, Schmutz, Verfolgung, Brand, Tod, Unterdrückung, letzte Ohnmacht. Und Prunk, Weite, Willkür, Herrentum und Herrlichkeit. Er kannte wie nur ganz wenige, drei, vier andere im Reich, den Mechanismus der Diplomatie, übersah bis ins kleinste den Apparat des Kriegs und des Friedens, des Regiments über die Menschen. Seine zahllosen Geschäfte hatten ihm das Auge geschärft für die Zusammenhänge, und er wußte mit einem gutmütigen und spöttischen Wissen um die feinen, lächerlichen Gebundenheiten der Großen. Er wußte, es gab nur eine Realität auf dieser Welt:

Geld. Krieg und Frieden, Leben und Tod, die Tugend der Frauen, die Macht des Papstes, zu binden und zu lösen, der Freiheitsmut der Stände, die Reinheit der Augsburgischen Konfession, die Schiffe auf den Meeren, die Herrschgewalt der Fürsten, die Christianisierung der Neuen Welt, Liebe, Frommheit, Feigheit, Üppigkeit, Laster und Tugend: aus Geld kam alles und zu Geld wurde alles, und alles ließ sich in Ziffern ausdrücken. Er, Isaak Landauer, saß mit an den Quellen, konnte den Strom mit lenken, konnte verdorren lassen, befruchten. Aber er war nicht so töricht, diese seine Macht herauszukrähen, er hielt sie heimlich, und ein kleines, seltenes, amüsiertes Lächeln war alles, was von seinem Wissen und seiner Macht zeugte. Und eines noch. Vielleicht hatten die Rabbiner und Gelehrten der Judengasse recht, die von Gott und Talmud und Garten des Paradieses und Tal der Verwünschung als von Tatsachen mit genauen Einzelheiten erzählten, er persönlich hatte nicht viel Zeit für solche Erörterungen und war eher geneigt, gewissen Franzosen zu glauben, die derartige Dinge mit elegantem Hohn abtaten; auch in seiner Praxis kümmerte er sich nicht darum, er aß,

was ihm beliebte, und hielt den Sabbat wie den Werktag: aber in Tracht und Aussehen klammerte er eigensinnig an dem Überkommenen. In seinem Kaftan stak er wie in seiner Haut. So trat er in das Kabinett der Fürsten und des Kaisers. Das war das andere tiefere und heimliche Zeichen seiner Macht. Er verschmähte Handschuhe und Perücke. Man brauchte ihn, und dies war Triumph, auch in Kaftan und Haarlöckchen.

Aber da war nun dieser Josef Süß Oppenheimer, die neue Generation. Da saß er stolz prunkend, mit seinen Schnallenschuhen und seinen Spitzenmanschetten, und blähte sich. Sie war plump, diese neue Generation. Von dem feinen Genuß, die Macht heimlich zu halten, sie zu haben und nichts davon zu zeigen, von diesem feineren Genuß des Stillfürsichhauskostens verstand sie nichts. Berlocken und Atlashosen und ein eleganter Reisewagen und Diener hintenauf und die kleinen äußeren Zeichen des Besitzes, das galt ihr mehr, als in wohlverwahrter Truhe eine Schuldverschreibung der Stadt Frankfurt oder des Markgräflich Badenschen Kammergutes. Eine Generation ohne Feinheit, ohne Geschmack. Und dennoch mochte er den Süß gern leiden. Wie er dasaß, immer jede Fiber gespannt, gierig, sich aus dem Kuchen Welt sein mächtig Teil herauszufressen. Er, Isaak Landauer, hatte damals des jungen Menschen Schifflein ins Wasser gestoßen, als der trotz aller Mühe und wilden Getriebes nicht von Land kommen konnte. Nun, jetzt schwamm das Schifflein in vollem Strom, und Isaak Landauer schaute neugierig und geruhig zu, wie und wohin.

Eine Extrapost kam ihnen entgegen. Ein feister, behäbiger Mann saß darin, daneben fett, rund, dumm eine Frau. Es mochte ein Ehepaar sein auf einer Reise zu einer Familienfestlichkeit. Während die Wagen umständlich und unter lärmenden Gruß-, Scherz- und Fluchreden der Kutscher einander auswichen, schickte der Mann sich an, mit Süß ein kleines, gemütliches Reisegespräch zu beginnen. Wie er aber Isaak Landauer sah in seiner jüdischen Tracht, lehnte er sich ostentativ zurück und spie in weitem Bogen aus. Auch die Frau suchte ihrem dummen, gutmütigen Gesicht Strenge und Verachtung aufzusetzen. „Der Rat Etterlin aus Ravensburg“, sagte Isaak Landauer, der alle Menschen kannte, mit einem kleinen, glucksenden Lachen. „Mögen die Juden nicht, die Ravensburger. Seitdem sie den Kindermordprozeß gehabt haben und ihre Juden gemartert, gebrannt und geplündert, hassen sie uns mehr als das ganze andere Schwaben. Das sind jetzt dreihundert Jahr. Heute hat man humanere Methoden,

weniger komplizierte, dem Juden sein Geld zu stehlen. Aber wem man solches Unrecht getan hat, versteht sich, daß man weiter gegen den gereizt ist, auch nach dreihundert Jahr. Nun, wir werden's überleben."

Süß hasste den Alten in diesem Augenblick. Die schmuddeligen Haarlöckchen, den fettigen Kaftan, das gurgelnde Lachen. Er kompromittierte einen mit seinem albernen, altmodischen, jüdischen Gehabe. Er verstand ihn nicht, den da, mit seinen senilen Marotten. Der hatte nun Geld wie Heu, einen unermesslichen Kredit, Beziehungen zu allen Höfen, Vertrauen bei allen Fürsten, er, Süß, saß vor ihm wie eine Eidechse vor einem Krokodil: und solcher Mann ging in dem schmutzigen Rockelor, forderte Hohnrufe und Gespei heraus, begnügte sich, Geld zu häufen, das Schreiberei in seinen Kontoren blieb. Was war denn Geld, wenn man es nicht wandelte in Ansehen, Pracht, Häuser, Pferde, prunkende Kleider, Weiber? Verspürte dieser Alte nicht Lust, auf andere herunterzuspucken, wie man auf ihn herunterspie, Fußtritte weiterzugeben? Wozu schuf sich einer Macht, wenn er sie nicht zeigte? Der Ravensburger Kindermordprozeß! Solches Zeug lag ihm im Sinn! Verstaubt, vermodert, vergraben. Heute war es, Gott sei Dank, besser, gesitteter, zivilisierter. Heute, wenn es der Jud nur schlau. anfing, saß er mit den großen Herren an einem Tisch. Hatte nicht sein Großvetter, der Wiener Oppenheimer, vor dem Römischen Kaiser darauf pochen können: wenn jetzt gegen die Türken die kaiserlichen Waffen siegreich waren, so war dieser, der Jud Oppenheimer, mit die vornehmste Ursach. Und die kaiserliche Kriegskanzlei und der Feldmarschall Prinz Eugen hatten das in bester Form und mit Siegel und Dank bestätigt. Brauchte sich einer nur nicht in alberne Kapricen verbeißen und mit Kaftan und Schläfenlöckchen herumlaufen. Dann hätte auch der Ratsherr Etterlin aus Ravensburg seinen Diener und Kompliment gemacht. Isaak Landauer saß immer in der gleichen unbequemen, aufreizend uneleganten Haltung. Er las dem Süß wohl die Gedanken von der Stirn; aber er schwieg, schloß halb die spähenden Augen, mummelte.

Süß hatte wirklich die Absicht, in Wildbad auszuruhen. Er hatte zwei aufregende Affären hinter sich. Einmal die Einführung des Stempelpapiers in der Kurpfalz. Der Kurhut hatte sich eine verdammt hohe Pacht zahlen lassen. Das Volk hatte sich gegen die neue Steuer gewehrt wie ein bissiger Hund. Je nun, er hatte sich nicht einschüchtern lassen, er hatte wider die Beschimpfungen,

Drohungen, Aufläufe vor seinen Büros, Pasquille, Tätlichkeiten, das Siegel und die Handschrift des Kurfürsten, er hatte von seiner Schrift kein Jota abgelassen, und das hatte sich auch gelohnt, er hatte den Vertrag mit einem Gewinn von zwölftausend Gulden weiterverkauft. Und er hatte sich dann nicht etwa Ruhe gegönnt, nein, die zwölftausend Gulden mußten sogleich weiterarbeiten. Entschlossen, schnell und gesammelt – man ließ ihm nur zwei Tage Bedenkzeit – war er in den Münzakkord mit Hessen-Darmstadt hineingesprungen. Ein gefährliches Geschäft. Sein Bruder, der Baron, der Getaufte, der doch in Darmstadt zu Hause war und das Terrain genau kannte, hatte es nicht gewagt; selbst Isaak Landauer hatte mit dem Kopf gewackelt und sein Lächeln eingestellt. Die Rentämter von Baden-Durlach, Ansbach, Waldeck, Fulda, Hechingen, Montfort waren erbitterte Konkurrenten und prägten, was sie konnten. Noch schlechtere Münze zu prägen, dazu mußte man verdammt kaltes Blut haben und eine Stirn, eisern bis zur Verzweiflung. Süß hatte sie. Und wußte auch dieses Geschäft mit Profit und zur rechten Zeit abzustoßen. Jetzt hatte er sein schönes Haus in Frankfurt, in Mannheim, beide schuldenfrei, dazu gewisse Liegenschaften, von denen niemand eine Ahnung hatte, in den östlichsten Teilen des Römischen Reiches. Kapital, Verbindungen, Titel, Kredit. Den Ruf eines findigen Kopfes, einer glücklichen Hand. Er durfte sich, weiß Gott, Ruhe und ein Leben aus dem Vollen gönnen.

So falsch ihm Isaak Landauers Grundsätze schienen – seine eigene Art, mit Fürsten und großen Herren umzugehen, sich ihnen anzuschmiegen, war sicher die zeitgemäße, einzig richtige – es wäre Wahnsinn gewesen, von diesem Genie der vorigen Generation, diesem personen- und sachkundigsten Finanzmann nicht auf der Reise zu profitieren. Er fragte also geradezu nach der Gräfin, ihren Aussichten, Hoffnungen, Schwierigkeiten, ihrer geschäftlichen Bonität.

Isaak Landauer schüttelte, sowie von Geschäften die Rede war, die Schläfrigkeit ab und richtete kluge, sehr wache Augen auf den Gefährten. Es war ihm Geschäftsprinzip, wenn möglich, bei der Wahrheit zu bleiben. Gerade durch seine gewagten und verblüffenden Offenheiten hatte er die größten Profite gemacht. Er wusste, der Süß mochte die Gräfin nicht leiden; ihre Geldgier schien ihm unfürstlich, ordinär. Was sollte er den Kollegen nicht ein wenig ärgern, indem er die Sicherheit, die Chancen des Geschäfts ins vollste Licht rückte. Er analysierte kurz, sachlich. Eine gescheite

Dame, die Gräfin. Sinn für Realitäten. Sie hat sich jede Steigerung in der Liebe des Herzogs mit Terrains und Privilegien zahlen lassen, und nahm er ab in der Liebe, dann musste er, wenn er wiederkam, mit Bargeld und Juwelen zahlen. Was hat sie in das Geschäft hineingesteckt – Ein hübsches Gesicht, einen kleinen Adelstitel, ein bisschen problematische Jungfräulichkeit. Nicht einmal Kleider hat sie gehabt, wie sie an den Hof kam. Und was hat sie herausgewirtschaft. Die Gräfin von Würbeu, die Gräfin von Urach, die Landhofmeisterin Exzellenz, Präsidentin des Conseils. Die Oberaufsicht der herzoglichen Schatulle. Achtzehntausend Gulden Apanage. Die Stammkleinodien und Hausjuwelen. Alle Emolumenta und Privilegien einer reichs-unmittelbaren Fürstin. Barkapital und Tratten auf Prag, Venedig, Genf, Hamburg. Die Rittergüter Freudenthal, Boihingen, die Dörfer Stetten und Höpfigheim, die Herrschaften Wilzheim, Brenz mit Oggenhausen, Marschalkenzimmern. Eine gescheite Frau, eine liebenswürdige Frau, eine Frau, die weiß, worauf es ankommt. Sie verdiente, Jüdin zu sein.

„Sie soll in Disgrace sein“, meinte Süß. „Sie hat sich brouilliert mit ihrem Bruder. In der Landschaft tuschelt man, ihr eigener Bruder habe dem Herzog geraten, sie abzuschaffen. Auch der König von Preußen hat auf ihn eingeredt. Sie wird alt, störrisch, schwer traktabel. Und so fett. Der Herzog ist nicht mehr für soviel Fett in letzter Zeit.“ „Sie kennt sich aus“, erwiderte Isaak Landauer. „Sie weiß, die Bank von England hält sicherer als der Liebesschwur eines geilen Herzogs. Sie ist assekuriert, sie ist besser wie mancher Reichsfürst. Glaubt mir, Reb Josef Süß.“ Süß verzog den Mund. Was sagte er: Reb Josef Süß? Warum nicht: Herr Hoffaktor oder: Kollega oder so? Es war schwer, mit dem Alten zu verkehren. Er kompromittierte einen. „Wenn der Herzog sie fallen lässt,“ sagte er nach einer Weile, wird sie wenig retten können. „Sie ist im Herzogtum angesehen wie Pest und Nonnenfraß. Sie hat den Hass des ganzen Landes gegen sich.“ „Hass des Landes“, sagte Isaak Landauer amüsiert, geringschätzig, wiegte den Kopf, kämmte sich mit den Fingern den rotblonden, verfärbten Ziegenbart, lächelte. Und Süß spürte, er hatte recht. „Wer, so er was taugt, hat nicht den Hass des Landes gegen sich? Wer anders ist als die anderen, hat den Hass des Landes. Hass des Landes hebt den Kredit.“ Süß wurde gereizt durch den friedfertig überlegenen Ton des anderen. „Eine Hure,“ achselzuckte er. „Geizig, unfürstlich von Manieren, dazu fett und

alt.“„Gered, Reb Josef Süß“, sagte Isaak Landauer gelassen. „Hure! Ein Wort. Trösten sich die tugendhaften alten adeligen Fräuleins damit, die ihr neidisch sind. Hat auch die Königin Esther zuerst nicht wissen können, ob sie nicht des Ahasverus Kebsweib wird. Ich sag Euch, Reb Josef Süß, die Frau ist gut für fünfmalhunderttausend Gulden. Sie ist gescheit, sie weiß, was sie will. Hat sie nicht die Juden zugelassen in ihre Dörfer und Herrschaften? Nicht aus Sentimentalität, bewahre. Aber sie ist klug, sie riecht, wer klug ist, mit wem man reden kann, handeln, klar, und es kommt was heraus. Fünfmalhundert? Sie ist gut bis zu fünfmalhundertundfünfzigtausend!“

Mittlerweile fuhr der Wagen beim Gasthof zum Stern in Wildbad vor. Der Sternwirt stürzte heraus, zog die Kappe. Aber wie er den Kaftan Isaak Landauers sah, warf er patzig hin: „Hier ist kein Judenwirt" und wollte in den Torgang zurück. Doch der blasse Sekretär stieg von seinem Sitz. „Das sind die Herren Hoffaktoren Oppenheimer und Landauer“, sagte er gelassen und über die Achsel, während er den Herren beim Aussteigen half. Und schon dienerte der Sternwirt mit tiefem Bückling voraus in die Zimmer. Josef Süß hatte sich grimmig bewölkt bei den Grobheiten des Gesellen; aber er schritt schweigend neben Isaak Landauer. „Nu“, lächelte der, „auch vor einem galonierten Geheimratsrock hätte er nicht können mit seinem Fuß weiter nach hinten auskratzen.“ Und er lächelte und kämmte sich mit den Fingern den schüttersträhnigen, verfärbten Bart.

3.

Die Gräfin hatte den Herzog an den Wagen geleitet; während der schwere Mann umständlich in die Kutsche stieg, stand sie in der liebenswürdigen Sicherheit der an Bewunderung gewöhnten Frau, schwatzte gleitend, freundlich, lächelte, winkte. Noch als sie sich wandte, die Stufen zu dem blauen Kabinett hinaufstieg, war Schritt und Haltung leicht, elastisch. Dort erst entspannte sie sich, die Schultern fielen, Arme, Hände hingen kraftlos, der Mund stand halbauf, das Gesicht erschlaffte jäh und erschreckend. Aus, es war also aus. Sie hatte geschickt laviert, er hatte nicht zu sprechen gewagt, aber es war ja klar, mit der Absicht, ihr aufzusagen, war er gekommen, und wenn ihm auch das entscheidende Wort steckengeblieben war, seine verlegene Höflichkeit war hundertmal schlimmer als gelegentlich früher Geraunz oder Zornausbruch oder beleidigtes Schweigen. Sie saß schlaff, sie war so müde und ausgehöhlt; die gefasst liebenswürdige Haltung, der elegische Hauch darüber, während ihr Herz tobte, fluchte, geiferte, diese Gefasstheit war so aufreibend gewesen. Jetzt saß sie betäubt, in einer entsetzlichen Art bis zur Lähmung ausgeschöpft, auf dem fiedern, breiten Lager. Puder und Schminke auf ihrem Antlitz klafften, das heitere Feuer, das sie in ihren großen Augen angezündet, losch hin, der mächtige gestickte Atlasrock hing in toten Falten, und unter der kunstvollen, mit kleinen Rubinen besetzten Sbernia – sie hatte die Mode aufgebracht, und sogar in Versailles ahmte man sie nach – unter der kunstvollen Sbernia verlor selbst das fröhliche, nussbraune Haar seine sorglose Frische. Aus also. Und warum? Der Preußenkönig hatte gebohrt, der Hund, der schäbige mit seinem schalen Geschwätz von Pflicht und Blödsinn. Ihr Bruder hatte gehetzt, der Intrigant, der verfluchte, tückische, eiskalte. Er brauchte sie nicht mehr, seine Stellung beim Herzog war fest genug; es war klüger, sie abzuschütteln, ehe er in ihren Sturz hineinverwickelt würde. Aber das alles konnten für den Herzog keine Gründe gewesen sein. Sie hatte ganz andere Stürme bestanden. Sie hatte den Kaiser, das ganze Reich, Volk und Landschaft und Konsistorium zu

Gegnern gehabt und hatte geatmet und war gestanden. Ihr Bruder! Der Preußenkönig! Bah, das waren keine Gründe. Und sie sah den wahren Grund auf sich zukriechen, sah ihn schleimig ihre Gedanken umklammern, wusste ihn und wusste ihn nicht, schlug wie die Raupe an der Nadel dagegen, daß er aus dunklem Gefühl Bewusstsein werde. Ihr Blick suchte den Spiegel, mied ihn. Sie sank, die schwere Frau, noch hilflos tiefer in sich zusammen, ein Haufe schlaffen Fleisches in den prunkenden Stoffen.

Auf deiner Stirne wohnt /
Minerva hoch in Ehre /
In deinem Auge Zeus /
In deinem Haar Cythere /

so hatte der Hofpoet gesungen, vor dreißig Jahren.

Sie brauchte keinen Spiegel, sie wusste den Grund. Sie stöhnte, lehnte vornüber, die Augen geschlossen, die Hand nach dem Herzen. Luft! Luft! Ihr Asthma presste sie. Erholt, raffte sie sich auf, raste durchs Haus, befahl, widerrief, ohrfeigte die Zofe, schrie, sandte Kuriere nach allen Richtungen. Noch war sie da. Man sollte sehen, daß sie noch da war. Er hatte nicht gesprochen. Das hatte sie verhindert, glücklicherweise. Sie hatte sich gezähmt. Übermenschlich war es gewesen, so an sich halten, aber sie hatte es gekonnt. Und jetzt hatte er nicht gesprochen, ah! und jetzt mussten sie ihren schmutzigen Jubel noch zurückhalten in ihren Därmen, und jetzt war sie noch da und wird es zeigen, wie sie da war.

Sie hatte zuverlässige Korrespondenten um den Herzog. Eberhard Ludwig war noch immer in Neßlach, in seinem Jagdschloss. Täglich ritt ihr Kurier von Neßlach nach Wildbad. Um jede kleinste Anordnung des Herzogs wusste sie, was er aß und trank, wann er zu Bett ging, jagte, tafelte, spazieren ging. Er hatte nur die Ungarin um sich, und die nur im Tag eine halbe Stunde. Sonst sah er niemanden, niemanden von seinen Räten ließ er vor. Gut, gut. Er schämte sich wohl, daß er das Wort nicht gewagt hatte, wollte nicht weiter in sich drängen lassen. Die Regierungsakten wuchsen, warteten auf seine Unterschrift. Der schwierige Handel mit Baden-Durlach wegen des Kostenbeitrags für die Festung Kehl stand vor einem günstigen Vergleich, der Geschäftsträger der Markgräf ihn drängte, aber der Herzog war nicht zu erreichen. Auch das

Abkommen mit Heilbronn und Eßlingen über die Neckarregulierung forderte dringend Resolution: und kein Herzog, kein Herzog. All gut, all gut. Dafür ließ er jetzt die Ritter seines Hubertusordens kommen und soff mit ihnen herum. Er selber legte das Ordenszeichen nicht ab, das goldene Kreuz mit dem rubinroten Schmelzwerk, den goldenen Adlern und dem Jägerhorn und der Devise: Amicitiae virtutisque foedus. Auch die ungarische Tänzerin mußte in Neßlach bleiben, die blutjunge, heillos törichte, makellos gewachsene. All gut, all gut. Mochte er mit den Jagdkumpanen saufen, mit dem blitzdummen Geschöpf huren, aber keine Räte, keine Hetzer, keine Intriganten. Sie gönnt sich nicht Ruhe mittlerweile. An ihre Verwalter und Intendanten gehen verschärfte Orders, aus ihren Gütern und Herrschaften den letzten Groschen herauszupressen. Sie schafft zwanzig neue Beamtenstellen, höchst überflüssige, und ihre Zutreiber müssen diese Ämter von heute auf morgen verkaufen, die Kaufgelder und Kautionen in die gräfliche Schatulle einliefern. Das herzogliche Kammergut, trotzdem ihr Holz, Wein, Früchte geliefert waren, erhält eine ungeheure Rechnung über Spesen, die ihr die letzten Besuche Eberhard Ludwigs verursacht hätten. Wie ein ausgehungerter Hund am Knochen nagt sie an allen Einkünften des Herzogtums, gierig und verbissen, und täglich geht Geld außer Landes, große Summen, an ihre Bankiers in Genf, Hamburg, Venedig. Und der Herzog ist noch immer in Neßlach. Er hat sich aus dem Marstall die drei großen Gespanne kommen lassen, jedes von acht Pferden, mit denen kutschiert er jetzt alle Künste der Reitschule. Die Ungarin kreischt, die Herren vom Hubertusorden applaudieren in ehrlicher Bewunderung.

Endlich, hergewünscht, hergeflucht, heiß erwartet, kommt Isaak Landauer nach Wildbad. In seinem schmierigen Kaftan saß er im Arbeitskabinett der Gräfin inmitten von Lapislazuli und Zierrat, Spiegeln und goldenen Putten. Die Gräfin ihm gegenüber, prächtig, am Sekretär, zwischen ihnen in hohen Stößen Akten, Tabellen, Rechnungen. Er schaute durch, prüfte, die Gräfin gab ihm hemmungslos Auskunft, er entdeckte hier und dort noch Lücken, wies schärfere Schrauben, Pressungen. Die Gräfin, den zu fetten Nacken wie die makellosen Arme nackt, hörte aufmerksam zu, machte Einwendungen, notierte. Schließlich verlangte sie auf drei ihrer Dörfer ein ungeheures Darlehen. Isaak Landauer schaute sie an, wiegte den Kopf, sagte vorwurfsvoll: „Habe ich das verdient, Exzellenz?“ „Was verdient?“ „Daß Sie mich für einen ausgemachten

Narren halten.“ Sie, auffahrend: „Was will Er, Jud? Wohin zielt Er? Hätt Er mir vor zwei Jahren das Geld nicht geliehen? Bin ich jetzt weniger gut ?“ Der Jude, behutsam: „Wozu braucht Euer Exzellenz das Geld? Es aus dem Land zu schaffen. Weshalb es aus dem Land schaffen? Doch nur, weil Sie Eventualitäten fürchten. Wenn aber Eventualitäten zu fürchten sind, dann sind die Güter keine Garantie. Wollen Sie, daß ich soll an Ihnen Geld verlieren ?“ Die Gräfin schaute vor sich hin, hilflos; dann zu ihm, und ihre Augen sagten ihm, daß es um viel mehr ging als das Geld, ihre Augen bekannten ihm all ihre Ängste, Hoffnungen, Zweifel. „Er ist klug, Jud“, sagte sie nach einer Weile. „Glaubt Er, daß ich es wagen darf, die Güter“ – sie stockte – nicht zu beleihen ?“ Er hätte ihr gern etwas Freundliches gesagt. Aber sie war eine gescheite, feste Frau, sie brauchte keine Vertröstung und Verschleierung, es war geradezu unanständig, ihr mit so was zu kommen. Er schaute sie auf und ab, und sie war bedenkenlos offen zu ihm, er sah ihr entspanntes Gesicht, den gelösten, feisten Leib, und er wußte auf ihren dringlich fragenden Blick keine andere Antwort als ein Schweigen und ein Achselzucken. Da ließ sie sich vollends fallen. Sie brach in ein lautes, haltloses Weinen aus wie ein kleines Kind. Dann begann sie unflätig zu schimpfen auf die Minister, ihren Bruder, ihren Neffen und die andern alle, ihre Kreaturen, die sie fallen ließen und keine Hand rührten, die sie noch stießen. Die Canaillen, die schmutzigen! Sie hatte sie in ihre Stellungen gebracht, an ihr waren sie heraufgeklettert. Jeden Groschen, jeden Knopf an ihren Uniformen dankten sie ihr. Zudem hatten sie einen förmlichen Vertrag mit ihr, hier in der Schublade hatte sie das Papier, einander in günstigen und in widrigen Umständen nach Kräften beizustehen. Die Hundsfötter, zu schlecht für die Hölle und den Schinden Denn selbst jeder Pracher, Teufel und Spitzbub hält solche Verträge und Kumpanei. Der Jude sah still zu, wie sie wütete, ließ sie sich ausschäumen. Schließlich hustete sie, ihr Gesicht lief rot an, sie schnaufte, röchelte, weinte zuletzt haltlos, still vor sich hin. Ach Jud, jammerte sie, ach Jud, zerbrochen, geschüttelt, hemmungslos, die schwere, schöne Frau, Schminke und Puder zerflossen, die stolzen Stoffe hingen tot an ihr herunter. Isaak Landauer kämmte sich mit den Fingern den strähnigen Bart, wiegte den Kopf. Darm ergriff er, behutsam, ihre große, warme Hand, murmelte vor sich hin, streichelte sie.

Gerüchte, niemand wusste woher, stoben im Lande auf von dem nahen Fall der Gräfin, hier, dort, an allen Ecken. Niemand wagte ein

lautes Wort, aber flüsternd ging es durch alle. Es war ein großes, heimliches Aufatmen. In einzelnen Dörfern wurden schon Glocken geläutet, Dankgebete gesprochen, man verkündete nicht wofür, beließ es bei dem allgemeinen: für eine gnädige Fügung. Aber es wurde nichts anders vorläufig, im Gegenteil, der Druck wurde härter, erbitterter. Alte Beamte wurden ihrer Stellen entsetzt, weil ein neuer Bewerber ihr Amt höher bezahlte. Die Generalvisitation wütete gegen Gemeinden und Privatleute mit Anklagen und Inquisitionen, von denen man sich nur durch hohe Zahlungen lösen konnte; alle Staatsstellen, selbst das Kirchengut und die Witwen- und Waisenkassen wurden zu hohen und sehr unsichern unverzinslichen Darlehen an die Schatulle der Gräfin gezwungen; die Agenten der Gräfin schalteten herrischer und maßloser als je zuvor. Und als gar ein scharfes herzogliches Reskript erschien, das von neuem und nachdrücklich alle übeln Redetz gegen die Gräfin mit schweren Strafen bedrohte, sanken auch die leichtestflügeligen Hoffnungen. Der engere Ausschuss des Parlaments, der Landschaft, hielt alle drei Tage Sitzung. Man beriet über die Möglichkeit einer neuerlichen Anklage bei Kaiser und Reich, über neue Beschwerden beim Herzog gegen gewisse Maßlosigkeiten der Grävenjzschen aus der letzten Zeit. Es polterte von wüsten Verwünschungen der Gräfin, mit Ruten müsse das Saumensch aus dem Lande gepeitscht werden, und Johann Friedrich Bellon, Bürgermeister zu Weinsberg, haute auf den Tisch, wenn es so weit sei, werde er seine kleinen Kinder mit auf die Gassen nehmen und sie heißen, das Luder, das pockennarbige, von der Lustseuche zerfressene, ins Antlitz speien. Es dröhnten stolze Reden, wo in Europa gebe es noch ein Land mit soviel Freiheiten, nur Württemberg und England habe sich soviel parlamentarische Sicherungen erkämpft, und die Luft im Hause des Landtags war voll von Bürgerstolz, Schweiß und Demokratie. Aber es kam nur zu schwächlichen Beschlüssen, und da Eberhard Ludwig nicht zu erreichen war und die Geheimräte nur höflich verzögernde Antworten hatten, kamen auch diese Resolutionen ins Hinken und blieben nach drei Wochen vergilbende Akten.

Auch die Herzogin Johanna Elisabetha, die in dem verödeten Stuttgarter Schloss saß und wartete, hatte von der nahen Ungnade der Gräfin gehört. Die Herren von der Landschaft gingen bei ihr ein und aus, der Kaiser sandte ihr Spezialbotschaft, der König von Preußen hatte ihr in besonders feierlicher Form aufgewartet. Wie spottete man in den Kreisen der Gräfin über diese zeremoniöse

Visite des schäbigen Königs bei der verschlissenen Herzogin. Die Herzogin hörte aufmerksam auf alle Stimmen, verzeichnete sorglich jede Schwankung Eberhard Ludwigs, aber ihre Hoffnung stieg nicht hoch, und ihre Enttäuschung fiel nicht tief, als sich der ersehnte Umschwung verzögerte. Sie hatte so lange gewartet. Dreißig Jahre saß sie jetzt in dem kahlen Schlosse, in dem der Herzog ihr nur den nötigsten Hausrat belassen hatte, saß trübselig, verstaubt, eigensinnig, sauer, wartete. Wohl machten auch ihr die fremden Gesandten untertänige Besuche, aber sie wusste, es war langweilige Pflicht, und man zeichnete sie nur aus, wenn man mit dem Herzog brouilliert war, ihn ärgern wollte. Das Leben war drüben in Ludwigsburg, in der Stadt, die Eberhard Ludwig der Rivalin gebaut hatte, als sie, die Herzogin, verbissen in Stuttgart aushielt, Demütigungen, Drohungen nicht achtend. Das Leben war drüben in Ludwigsburg, wohin der Fürst seine Residenz verlegt hatte, wohin er die widerstrebenden Ämter, Kollegien, Konsistorium, Kirchenrat zwang. Dort hatte er für jene, für die Mecklenburgerin, die Mätresse, die Person, das prunkende Schloss gebaut, dorthin aus dem Stuttgarter Palais alle Kleinodien, Prunkmöbel schaffen lassen. Johanna Elisabetha erinnerte sich der Mecklenburgerin - auch in Gedanken nicht nannte sie den Namen der Verfluchten - vom ersten Tag an. Sie hatte ihren Gatten in Liebe und Ehren gehalten, sie war stolz auf den Kriegshelden und Kavalier, sie wusste auch, daß sie nicht schön genug war für ihn, und verdachte es ihm nicht, wenn er mit ihren Hoffräuleins herumscharmuzierte. Auch als sie ihm einen Sohn und eine Tochter gebar und man ihr andeutete, die Schwächlichkeit der Kinder rühre von dem wilden Leben des Herzogs her, trug sie es ihm nicht nach. Wie die Mecklenburgerin an den Hof kam, – ihr Bruder hatte sie hergebracht, der intrigante Kupp1er, um durch sie seinen Weg zu machen – begriff sie zwar nicht, was viel an der Person sei, aber wenn Eberhard Ludwig sie wollte: sie hatte zu so vielem Augen zugedrückt, sie gönnte sie ihm. Überdies hätte sich der Herzog zuerst gar nichts aus ihr gemacht, erst später bei einer Liebhaberaufführung, in er mit ihr spielte, entzündete er sich. Sie sah die noch frechen, nackten Brüste, mit denen die Person in koketten Phylliskostüm sich an ihn drängte. Seither war kein Tag vergangen, daß die Person sie nicht angehasst hätte. Sie hatte den Herzog mit Hexerei an sich gelockt, das war ja klar; sie hatte auch versucht, sie, die Herzogin, zu vergiften; daß sie damals auf die Schokolade so schlecht geworden; da war das Gift

der Mecklenburgerin schuld, und eine gnädige Fügung hatte sie vor Schlimmerem bewahrt und sie von dem Kuchen nichts genießen lassen. Jeden, der Augen hatte, lag es am Tag, daß sie eine fluchte Hexe, Giftmischenin und Teufelsbuhle war. War sie nicht auch vor der Zeit eines blauschwarzen behaarten, verschrumpften Wechselbalgs genesen? Aber sie, die Herzogin, hatte sich durch keine Untat, Kränkung und Hexerei aus ihrem Rechte treiben lassen. Es war längst kein saftiger Hass mehr in ihr, war ein dürres, pedantisches, verstaubtes Warten auf den Zusammenbruch der Person. So saß sie in weiten, ausgeleerten Schloss, trübselig, kahl, und die Nachrichten die zu ihr kamen, verloren ihre Farbe und wurden breiig, zäh, spinnwebfarben wie sie selber.

Um jene Wochen ward im schwäbischen Kreis hier, bald dort der Ewige Jude gesehen. In Lügen sagte man, er sei in einem Privatwagen durch die Stadt gefahren, andere wollten ihn auf der Landstraße gesehen haben, zu Fuß, in der Post; der Torreiber von Weinsberg erzählte von einem seltsamen Fremden, der einen sonderbaren Namen angeben und ein merkwürdiges Gewese gehabt habe; er aber weiter in ihn gedrungen sei um gehörige Legitimation, habe ihn der Unheimliche mit einem so höllischen Blick durch und durch geschaut, daß er in seiner Verwirrung von ihm abgelassen habe, und jetzt noch spüre er den Teufelsblick wie Reißen durch alle Glieder. Überall ging das Geraune, die Kinder wurden gewarnt vor dem Aug des Fremden, und Weil, die Stadt, wo er in der Umgebung zuletzt gesehen worden, gab ihrer Torwache verschärfte Instruktionen. Kurze Zeit später erschien er in Hall. Am Tor erklärte er kecklich, er sei Ahasverus, der ewige Jude. Der Magistrat, sogleich beschickt, verordnete, man solle ihn vorderhand in der Vorstadt belassen. Ängstlich neugieriges Volk sammelte sich. Er sah aus wie häufig Hausierjuden, mit Kaftan und Schläfenlocken. Er erzählte bereitwillig, gurgelnd, oft unverständlich. Vor dem Kreuz warf er sich nieder, heulte, schlug sich die Brust. Im übrigen handelte er mit Kleinkram, und man kaufte ihm viel ab, Amulette, Andenken. Schließlich vor den Magistrat gestellt, erwies er sich als Schwindler, wurde gestäupt. Aber diejenigen, die ihn gesehen hatten, erklärten, das sei freilich nicht der Rechte. Der habe nichts Besonderes an seiner Tracht gehabt, einen soliden holländischen Rock wie andere auch, leicht altmodisch, er habe ausgesehen wie ein hoher Beamter oder ein gutgestellter Bürger. Nur sein Gesicht und die Luft um ihn herum, sein Auge vor allem: kurz, man habe eben

sogleich gespürt, das ist der Ewige Jude. So erzählten, an allen Ecken des Landes, übereinstimmend die verschiedensten.

Die Gräfin fragte Isaak Landauer, was er von den Gerüchten halte. Er drückte herum, er sei kein Leibniz. Er sprach nicht gern von diesen Dingen, hier sah man nicht klar, er war geneigt, nichts zu glauben, aber seine Skepsis war ohne Sicherheit. Auch bekam, wer sich mit solchen Dingen befasste, leicht mit der Polizei und den Kirchenbehörden zu tun. Sie, die Gräfin, glaubte fest an Magie und geheime Kunst. In Gustrow, als Kind, war sie viel mit der alten Johanne zusammengewesen, der Schäferin, die die Leute dann erschlagen hatten, weil sie das böse Wetter hergewünscht. Sie hatte manchmal offen, häufiger, wenn die Alte sie hinausjagte heimlich zugeschaut, wie sie Salben und Tränke mischte, und ganz im Innern war sie überzeugt, ihr Aufstieg und ihre Macht rühre bloß davon her, daß sie sich nach dem Tod der Alten mit dem Bocksblut, das die zuletzt gerührt, heimlich Nabel, Scham und Schenkel bestrichen hatte. Sie unterhielt sich gern und voll prickelnd scheuer Gier mit den Alchimisten und Astrologen, die an den Ludwigsburger Hof kamen, und wenn sie auch in Gesellschaft die Philosophin spielte und den Freigeist, so mischte sie doch in der Stille gespannt und schwer atmend manches Rezept zur Erhaltung der Jugend, zur Gewinnung der Macht über den Mann. Dass die Juden ihre unerhörten Erfolge, ihre genialen Einfälle in allem Finanziellen magischen Mitteln verdanken, so dumm war sie nicht, das nicht zu durchschauen. Sie hatten solche Mittel übererbt bekommen von Moses und den Propheten her; weil Jesus diese Mittel allen Völkern verraten und sie dadurch wertlos machen wollte, darum hatten sie ihn gekreuzigt. Und wenn jetzt Isaak Landauer sich vor ihr wand und drehte, und sie, die ihm soviel Vertrauen gezeigt, in ihrer Not verließ, so war das schäbige Konkurrenz, Angst und schweres Unrecht von ihm. Die Gerüchte von dem Ewigen Juden hatten ihr von neuem den Vorsatz gefestigt, wenn alles andere versagte, den Herzog mit magischen Mitteln zurückzugewinnen. Sie drang mit Ungestüm in Isaak Laudauer, sie zu dem Ewigen Juden zu bringen. Und wenn er dafür nicht zu haben sei – er solle keine Ausflüchte machen, natürlich könne er es bei einigem guten Willen – dann solle er ihr doch wenigstens einen andern Kabbalisten beschaffen, der sich bewährt habe, und an den sie glauben könne. Isaak Landauer rieb sich leicht fröstelnd die blassen Hände. Ihr Ansinnen und ihre Heftigkeit war ihm sehr unbequem. Gott, er war ein zuverlässiger

Kaufmann, er beschaffte, was man von ihm verlangte, Geld, Ländereien, einen Adelstitel, eine kleine reichsunmittelbare Grafschaft, wenn es sein mußte, überseeisches Gewürz, Neger, braune Sklavinnen, sprechende Papageien: aber wo in aller Welt sollte er den Ewigen Juden hernehmen oder einen soliden Kabbalisten, mit dem man Staat und Effekt machen konnte? Natürlich dachte er einen Augenblick daran, einen geschickten Schwindler vor die Gräfin hinzustellen; aber er wollte schließlich diese gute Kundin, die sich so ganz auf ihn verließ, nicht übers Ohr hauen. Er war immer solid gewesen. Und dann war es auch zu riskant. Die Landstände hassten ihn sowieso, sie hätten ihn mit größter Freude vors Gericht und, Gott behüte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Er beurlaubte sich von der Gräfin, gegen seine Gewohnheit verstimmt und mit einem widerwilligen halben Versprechen. Er ging zu Josef Süß Oppenheimer. Der hatte sich mittlerweile redlich bemüht, müßig zu sein; aber er hatte nicht die Gabe, sich auf solche Art zu erholen. Er litt unter dem Nichtstun; er fühlte sich unbehaglich, krank, wenn er nicht Projekte anzetteln, mit großen Herren verhandeln, Bewegung auslösen, in Bewegtem wirbeln konnte. Von klein auf hatte es ihn umgetrieben, ihm keine Rast gegönnt. Schon als Kind hatte er es durchgedrückt, daß er nicht bei seinem Großvater in Frankfurt bleiben musste, dem frommen und stillen Reb Salomon, dem Vorbeter in der Synagoge. Seine Eltern, der Vater war Direktor einer jüdischen Komödiantengesellschaft, mussten ihn auf ihre Tourneen mitnehmen. So war er schon als Sechsjähriger an den Herzogshof von Wolfenbüttel gekommen und hatte große Herren kennengelernt. Der Herzog mochte den Vater und mehr noch die Mutter, die wunderschöne Michaele Süß, gern leiden, und die Herzogin fraß ihren Narren an dem hübschen, leidenschaftlichen altklugen, koketten Knaben. Ah, wie war er anders als das flachsblonde Phlegma der Kinder am Wolfenbüttler Hof. Von daher schon rührte seine sehnsüchtige Neigung, mit großen Herren zu verkehren. Er brauchte Abwechslung, es mussten viele Gesichter an seinem Wege stehen, er hatte Durst auf Menschen, eine wütende Lust, immer mehr Gesichter in sein Leben zu stopfen, er vergaß ihrer keines. Der Tag war verloren, an dem er nicht mindestens vier neue Menschen sah, er war stolz darauf, ein Drittel aller deutschen Fürsten, die Hälfte aller großen Damen von Angesicht zu Angesicht zu kennen. Er war kaum mehr in der Heidelberger Schule zu halten. Dreimal in vier Jahren brannte er

durch, lief den Schauspielern nach. Und als gar der Vater starb, konnten alle Bitten, Tränen, Drohungen, Verwünschungen der Mutter ihn nicht zähmen. Der hübsche Junge, von der ganzen Stadt verhätschelt, frühreif, als Wunderkind im Rechnen angestaunt, stolz auf sein prinzliches Aussehen, machte die tollsten Streiche. Die jüdischen Nachbarn schlugen die Hände zusammen, die christlichen lachten amüsiert und wohlgefällig, die Mutter, unter Flehen, Flennen, Schimpfen, ward zwischen Stolz und Empörung hin und her geworfen. Auch in Tübingen, wo er die Rechte studieren sollte, hielt es ihn nicht in den Hörsälen. Mathe und Sprachen bewältigte er im Spiel, die Rabul der Jurisprudenz, die die Professoren sich in mühsamer Theorie zusammenklaubten stak ihm in den Fingern. Viel wichtiger war es ihm, mit den adeligen Studenten zusammen zu sein, und ließen sie ihn eine Stunde als Kavalier und Kameraden gelten, machte er ihnen gern dafür die ganze übrige Woche den Diener und Bajazzo. Er erkannte mehr und mehr: dies war seine Profession, große Herren zu traktieren und mit ihnen umzugehen, ihr Efeu zu sein. Wer verstand es wie er, in die Launen und Lüste der Fürsten hineinzukriechen, still zu sein zur rechten Zeit, zur rechten Zeit den Samen seines Willens in sie zu senken wie der Qbstspinner seine Saat in die reifende Frucht. Und wer gar konnte sich dem Frauenzimmer anschmiegen wie er und mit weicher und sicherer Hand auch die Sprödeste herumbiegen. Es brannte in ihm: mehr Länder, mehr Menschen, mehr Frauen, mehr Pracht, mehr Geld, mehr Gesichter. Bewegung, Geschehen, Wirbel. Nicht in Wien litt es ihn, wo seine Schwester in stolzer Ehe lebte, glänzte, verschwendete, nicht in den Kontoren seiner Vettern Oppenheimer, der kaiserlichen Bankiers und Armeelieferanten, nicht in der Kanzlei des Mannheimer Advokaten Lanz, nicht in den Büros seines Bruders, des Darmstädter Kabinettsfaktors, der jetzt, Christ geworden, Baron Tauffenberger hieß. Es trieb ihn, es jagte ihn. Neue Frauen, neue Händel, neue Pracht, neue Sitten. Amsterdam, Paris, Venedig, Prag. Wirbel, Leben. Bei alledem schwamm er in seichtem, abgespaltenem Wasser und konnte nicht recht auf den vollen Fluss hinauskommen. Erst die Hilfe Isaak Landauers hatte ihm ernsthafte Geschäfte verschafft, die kurpfälzische Stempelsache und den Darmstädter Münzakkord, und erst der flinke Mut, mit dem er diese riskanten Affären gepackt und im rechten Moment aus der Hand gelassen, hatte seinen Namen vollwichtig gemacht. Er hätte gültige Ursache gehabt, jetzt in Wildbad die Arme zu breiten, auszuatmen. Aber dies

war ihm nicht gegeben, Müßiggang juckte ihm die Haut, und er zettelte, nur um seine Kraft spielen zu sehen, hundert kleine Amouren, Projekte, Geschäfte an. Sein Leibdiener und Sekretär, Nicklas Pfäffle, den er dem Mannheimer Advokaten Lanz abgespannt hatte, der dicke, gelassene und undurchdringliche, unermüdliche, blasse Mensch, mußte den ganzen Tag auf dem Weg sein, ihm Neuigkeiten schaffen, Adressen, Hantierung, Lebensläufe der Badegäste. Süß sah sehr jung aus, und er war stolz darauf, daß man ihn gemeinhin auf rund dreißig schätzte – zehn Jahre jünger fast, als er wirklich war. Er musste Frauenblicke in seinem Rücken spüren, umgewandte Köpfe, wenn er auf der Promenade ritt. Die mattweiße Haut, die er von der Mutter geerbt, pflegte er mit hundert Essenzen. Er ließ sich gerne bestätigen, daß seine Nase griechisch war, täglich musste der Coiffeur ihm das Reiche dunkelbraune Haar wellen, daß es ja nicht unter der Perücke leide; häufig auch trug er es ohne Perücke, trotzdem sich das eigentlich für einen Herrn seines Standes nicht schickte Er achtete darauf, daß der kleine Mund mit den übervollen, sehr roten Lippen sich nicht durch viel Lachen verzerre und ängstlich suchte er im Spiegel die freie Heiterkeit der glatten Stirn, die ihm das Zeichen des Kavaliers war. Er wusste, daß er auffiel, er brauchte Bestätigungen immer neue, seiner Wirkung, und eine Frau, die er nach einer Nacht verabschiedet hatte, blieb ihm fürs Leben lieb, weil sie seine dunkelbraunen blitzenden raschen Augen „unter den gewölbten Brauen fliegende Augen“ genannt hatte. Wie die Mode und sein Behagen immer neue Speisen, Weine, immer anderes Kristall und Porzellan für seine Tafel forderte, so für sein Bett immer neue Frauen. Er brauchte sie und verbrauchte sie. Sein Gedächtnis, ein ungeheures Museum das alles in zuverlässiger Konservierung hegte, hielt Gesichter, Leiber Duft, Stellung in sicherer Treue fest; weiter rührte keine. Eine Einzige hatte sich tiefer als nur in die Sinne in ihn hineingesenkt. Das Jahr, das sie mit ihm zusammen war, das Jahr in Holland, stand fremdartig und sehr allein in seinem Leben, aber er hatte das Erinnern daran verkapselt, er sprach nicht davon, seine Gedanken gingen scheu an diesem Jahr und dieser Verklungenen vorbei, nur sehr selten schlug es große Augen auf und sah ihn bestürzend und verwirrend an. Er hatte sich von Isaak Landauer auch deshalb so leicht bestimmen lassen, nach Wildbad zu gehen, weil die Kur in diesem Ort seit ein paar Jahren von jedem gebraucht werden musste, der im westlichen Deutschland als Kavalier gelten wollte. Selbst von Frankreich kamen Gäste

herüber, hier sah man das modischste Fuhrwerk, man hörte die eleganteste Konversation, man konnte an der Treue von Versailles die Eckchen und Rauheiten abschleifen, die auch der modischste deutsche Hof nicht ganz zu vermeiden wusste. Hier war große Welt, man sah hier am deutlichsten die leisen Schwankungen in der Wertung der einzelnen und ganzer Schichten, wer hochkam, und wer niederglitt, das lebendige Beispiel war hundertmal instruktiver als der Mercure galant. Nur hier in Deutschland konnte man mit Sicherheit feststellen, welches Fußgelenk der a`la mode-Kavalier bei der Auswahl seiner Herzdame zu bevorzugen hatte, wollte er nicht als rückständig angesehen werden. Da Süß in keiner größeren Aktion stand, ging er ganz in diesem Gewese auf, trieb sich mit flinken Stößen in den galanten Nichtigkeiten herum. Nicht ausgefüllt und hungrig nach Geschehnissen, sog er aus dem Leben der andern. Er konversierte mit dem Wirt und machte Projekte, wie der Gasthof, in dem er wohnte, rentabler werden könnte, er schlief mit der jungen Aufwärterin, er bestellte für den Besitzer des Spielhauses neue, elegantere Pharaotische, wobei er vierhundert Gulden verdiente, er war der am liebsten gesehene Gast beim Lever der Prinzessin von Kurland, er renkte die Liebeshändel des Badedieners ein, er beschaffte durch die Gewandtheit seines Nicklas Pfäffle aus den Ludwigsburger Treibhäusern Orangeblüten für die Tochter des Gesandten der Generalstaaten, er durfte, wenn sie im Bad saß und mit den Kavalieren konversierte, auf der Holzdecke, die, nur ihren Kopf freilassend, auf der Wanne lag, ihr zunächst sitzen, und viele sagten, er dürfe noch anderes. Er machte einen vorteilhaften Kontrakt mit einem Amsterdamer Juwelenhändler über die Schleifung gewisser Steine, bei einem Streithandel mit einem Grafen Tratzberg, einem plump frechen bayrischen Herrn, schnitt er so gut ab, daß der Bayer anderntags sich aus Wildbad trollen musste, er erwirkte dem Gärtner Kredit für neue Parkanlagen beim Badehaus und gewann dabei hundertundzehn Taler. Er hielt am Spieltisch, als alle deutschen Herren sich ängstlich zurückzogen, dem jungen Lord Suffolk als einziger Widerpart und verlor lächelnd und höflich viertausend Gulden. Er ohrfeigte einen Modehändler, der ihn beim Kauf eines Strumpfgürtels um vier Groschen betrügen wollte. Er antichambrierte täglich beim sächsischen Minister - der sächsische Hof suchte eine Anleihe - und stand barhaupt und tief gebückt, während der Minister, den Blick steif und hochmütig gradaus, grußlos vorüberging. Er beneidete brennend Isaak Landauer, der

unter dem Spott der Gassenbuben, den Verwünschungen des Volkes, der Verachtung der großen Welt ins Haus der Gräfin ging, rechnete, Geld bewegte, Land bewegte, Menschen ledig machte, unter Ketten begrub.

In solcher Laune fand ihn Isaak Landauer. Er begann behutsam von den seltsamen Kapricen, mit denen Gott, gelobt sein Name, die Christen bedacht und bestraft habe. Kam dann vorsichtig auf das Gerede vom Ewigen Juden zu sprechen und endete mit der beiläufigen Mitteilung, daß die Gräfin die seltsame Laune habe, den Ewigen Juden oder sonst einen Magus oder Astrologus, am liebsten einen zuverlässigen Kabbalisten bei sich zu sehen. Dann schwieg er, wartete.

Süß hatte sogleich gemerkt, der andere wolle etwas. Er zog sich zusammen, lauerte. Dass Isaak Landauer von dem Ewigen Juden anhub, warf ihn aus seiner Rechnung. Dies rührte einen Punkt, der nicht ins Geschäft zu ziehen war, sich nicht in Ziffern umsetzen ließ. Rührte an das Verkapselte. Auch er hatte natürlich von den Gerüchten gehört; aber sein eingeborenes Talent, sich abzuschließen gegen alles, was ihm die Sicherheit verwirren konnte, hatte ihn leicht und rasch über Ahnungen, Trübungen weggleiten lassen. Nicht stoßen an das Verkapselte. Jetzt aber, wie Landauer damit begann, kroch das unbehagliche Gefühl unweigerlich ihn an. Er sah den Vorschlag Isaak Landauers an sich herankommen wie eine ferne Welle, er fürchtete ihn und wünschte ihn herbei, und wie jetzt Isaak Landauer einhielt, saß er in quälend prickelnder Spannung. Und da fuhr der andere auch schon fort. Zögernd, die tastende Erwartung unter der Beiläufigkeit des Tones versteckt, fragte er:

„Ich hab gemeint, Reb Süß, vielleicht Rabbi Gabriel."

Da war es. Er zielte also, dieser Mensch, der da vor ihm saß und schlau und behaglich mit dem Kopf wackelte, mit sicherem Kalkül auf das, was er zu ahnen widerwillig abgelehnt, von sich abgeschüttelt hatte. Er zwang ihn, sich damit auseinanderzusetzen. „Ich meine", tastete er wieder, der Andere, der Lockende, Beneidete, „ich meine, der Ewige Jude, von dem sie schwatzen, das kann doch nur Er sein." Ja, ja, das hatte natürlich Süß auch gespürt, als er von jenen Gerüchten gehört hatte. Aber gerade davor hatte er sich abschließen wollen, daß solche Ahnung nicht Wissen werde. Rabbi Gabriel, sein Oheim, der Kabbalist, der Unheimliche, für jeden in seltsamem und beängstigendem Nebel, der einzige Mensch, über den

er nicht ins Klare kommen konnte, der einfach durch seine Gegenwart sein farbiges Weltbild entfärbte, seine Wirklichkeit entweste, seine klaren, runden Zahlen unzweideutig machte, der sollte für sich bleiben, weit weg. Es war bestimmt nicht gut, den ins Geschäft zu mengen. Er wird an das Verkapselte rühren. Wirkung wird herausspringen, Druck, Zwiespalt, Dinge, die sich jeder Rechnung und jedem Kalkül entzogen. Nein, nein, die Geschäfte waren hier, und jenes andere lag dort, behütet, fern ab, und es war gut so, und es sollte so bleiben.

„Ich verlang es natürlich nicht umsonst, Reb Josef Süß“, tastete der andre sich weiter. Ich würde Euch mit hineinlassen in das Geschäft mit der Gräfin.“

Josef Süß hatte alle Räder seines Kalküls angedreht. Er saß in großer Versuchung. In ihm arbeitete es, scharf, rasch, mit ungeheurer Energie und Präzision. Er wog sachlich und schnell alle Vorteile solchen Angebots, rieb sie blitzblank, zählte, rechnete. Verbindung mit der Gräfin, das war viel, das war mehr als ein großes Geldangebot. Beteiligt an diesem Geschäft, konnte er an den Herzog heran, von da zum Prinzen Eugen war ein Schritt. Er sah hundert Möglichkeiten, schwindelnd Weites rückte ganz nah. Aber es ging nicht. Alles auf der Welt konnte man preisgeben für ein Geschäft. Frauen, Freuden, Leben. Aber das nicht. Den Rabbi Gabriel in ein Geschäft ziehen, ihn verschachern, das nicht. Er glaubte an Böses nicht und an Gutes nicht. Aber das hieß sich in Dinge stürzen, wo alles Rechnen und Wägen zu Ende war, das hieß sich in einen Wirbel stürzen, wo aller Mut so unsinnig war wie alle Schwimmkunst vergebens. Er atmete heftig, gedrängt. Hob, mit einer Bewegung der Abwehr, jäh überfrostet, den Rücken. Es war ihm plötzlich, als schaute ihm ein Mensch über die Schulter, ein Mensch mit seinem eigenen Gesicht, aber ganz im Dämmer, nebelhaft.

“Ihr sollt nichts von ihm verlangen“, lockte Isaak Landauer vorsichtig weiter. „Ihr braucht ihm keinen Vorschlag tun. Alles, was ich will, Reb Josef Süß, ist, daß Ihr ihn herschafft nach Wildbad. Ihr brauchtet ja nur Euern jungen Menschen zu schicken, den Pfäffle, der würde ihn gewiß auftreiben. Ich würde Euch gut assoziieren an dem Geschäft mit der Gräfin.“

Süß schüttelte die Benommenheit von sich ab, raffte sich zusammen. Die Dinge traten wieder ein in ihre Farbe, Umriß, Klarheit, Greifbarkeit. Das Nebelgesicht hinter seiner Schulter verschwand. Unsinn seine Bedenklichkeit. Er war doch kein

verschwärmter, dummer Junge. Ja, damals, als man ihm den Vorschlag gemacht hatte, sich taufen zu lassen, am kurpfälzischen Hof, daß er da nicht zugriff, das waren verständliche Hemmungen gewesen. Er wusste zwar jetzt noch nicht recht, warum er es nicht gemacht hatte wie sein Bruder und sich auf so einfache Weise Glanz, Position und Baronie verschafft. Aber er tat es eben nicht damals und hätte es auch heute nicht getan und nie und für kein Geschäft der Welt. Doch jetzt, was dieser da von ihm verlangte, der Listige, Kluge, Gewiegte, was war da denn viel dabei? Kein Mensch doch verlangte von ihm, daß er den Rabbi, den Unheimlichen, den drohend Unbehaglichen, verschachere. Wie hatte ihm da wieder seine Phantasie, die galoppierende, viel zu rasche, die Begriffe gewirrt. Herrufen sollte er den Alten, nichts weiter. Und dafür die Verbindung mit der Gräfin, dem Herzog, dem Prinzen Eugen. Ein Narr wäre er, wenn er nicht zugriffe, weil es ein wenig, er suchte das Wort, ein wenig unbehaglich war. Zögernd, in einem halben Satze, sagte er, nach dem Rabbi zu schicken, an sich ginge das ja allenfalls. Sofort hackte Isaak Landauer zu. Aber nun forderte Süß an dem Geschäft mit der Gräfin einen Anteil, den der andere unmöglich bewilligen konnte. Eingehend, scharf schachemd, besprachen sie die Einzelheiten. Nur Schritt um Schritt, heftig kämpfend, wich Süß zurück. Als sie schließlich übereingekommen waren, dachte Süß, lebte, atmete er nur noch in diesem Geschäft. Rabbi Gabriel sank ihm in das Verkapselte, sowie er den Diener weggeschickt hatte.

4.

Nicklas Pfäffle fuhr mit der Post. Der schweigsame Mensch fiel nirgends auf. Gelassen, gelangweilt, leicht müde von Aussehen, versteckte er seine Betriebsamkeit hinter dem melancholischen Phlegma seines gedunsenen, blutleeren Gesichts. Die Aufgabe einmal übernommen, klebte er daran, harzzäh und gleichmütig. Die Spur des Fremden führte kreuz und quer durchs Schwäbische, ohne erkennbares Ziel, willkürlich. Verlor sich dann, tauchte in der Schweiz wieder auf. Der blasse, fette Mensch folgte gewissenhaft, Wendung um Wendung, unentrinnbar, unerregt. Das war eine seltsame Reise, die der Fremde machte, und sehr anders als sonst eine Fahrt. Selten, daß er die nächste Straße wählte, er schlug sich in die Nebenpfade, je rauher ein Weg war, so willkommener schien er ihm. Was in aller Welt suchte einer in Wüsten von Stein und Eis, die Gott mit seinem Zorn geschlagen hatte. Die wenigen Bauern, Jäger, Holzfäller dieser Gegend waren stumpf, hart von Wort. Stieg der Fremde höher als ihre höchsten Weiden, so wandten sie ihm wohl einen Blick zu, aber langsam und teilnahmslos wie ihr Vieh, und langsam und teilnahmslos wandten sie ihn wieder ab, war er vorbei. Der Fremde trug sich unauffällig, schwere Kleider von gleichgültiger Farbe, ziemlich altmodisch, wie sie in Holland vor zwanzig Jahren modern gewesen sein mochten. Klein, breit, dicklich, den Rücken leicht rund, wanderte er, schwer von Schritt und stetig. Hier in den Bergen, wo nie sonst ein Fremder hinkam, war es leicht für Nicklas Pfäffle, ihn nicht zu verlieren. In der menschenvolleren Ebene indes war es schwer gewesen, dem Unauffälligen zu folgen. Es war ein sehr Seltsames, schwer Deutbares, was trotz dem Mangel an äußeren Merkmalen seine Fährte kenntlich machte. Die Leute fanden die Worte nicht dafür, es war nicht zu fassen, und doch war es einmalig und nicht zu verwechseln, und es war immer das gleiche scheue Geraune, in dem man davon sprach. Sein Weg war gezeichnet durch seine Wirkung; wer ihn sah, atmete schwerer, das Lachen zerbrach vor seiner Gegenwart, sie legte sich wie ein schwüler, beklemmender Reifen um den Kopf. Nicklas Pfäffle, blass, fett, gleichgültig, fragte nicht weiter nach der Ursache. Ihm genügte die Fährte. Drei

Bauernhöfe lagen ganz in der Höhe, eine kleine Holzkapelle dabei. Weiter oben weidete Vieh. Dann war nichts mehr, nur Eis und Stein. Der Fremde klomm die Schlucht entlang. Unten, dünn und laut, hastete der Bach, man sah deutlich bis dahin, wo er unter Gletscher und Geröll ans Licht brach. Auf der andern Seite krochen Zirben hinan, spärlich, zäh, erstickten am Stein. Gipfel, weiß leuchtend, der besonnte Schnee schmerzte das Auge, zackten scharf und bizarr in das flimmernde Blau, schlossen in starrem Bogen das Hochtal. Der Fremde klomm umständlich, vorsichtig, nicht sehr geschickt, stetig. Überquerte Sturzbäche, Glitsch, rutschende Erde. Stand endlich auf einem Vorsprung, vor ihm der sperrende Bogen der vereisten Wände. Unter ihm streckte ein Gletscher die nackte, breite, zerschrundete Zunge, von der Seite her mündete ein anderer, alles endete in Ödnis und Geröll, Felsblöcke, wild verstreut, bildeten geheimnisvoll starrende, zerrissene Linien. Hoch über allem leuchtete höhnisch besonnt und unerreichbar der adelig zarte Schwung der beschneiten Gipfel.

Der Fremde kauerte nieder, schaute. Das massige, bartlose, blasse Gesicht stützte er in die Hand. Über der kleinen, platten Nase sahen trübgraue Augen, sie standen viel zu groß in dem kurzen, fleischigen Kopf, voll dumpfer, hoffnungsloser Traurigkeit. Die Stirn lastete breit, schwer und nicht hoch auf sehr dichten Brauen. Den Ellbogen aufs Bein, die Wange in die Hand gestützt, kauerte er, schaute. War hier das, was er suchte? Eines strömte ins Andere, von der obern Welt in die untere, jedes menschliche Antlitz musste seine Entsprechung haben in einem Stück Erde. Er suchte ein Stück Welt, aus dem ihm ein menschliches Antlitz entgegenschaute, größer, lesbarer, bedeutungsvoller, das Antlitz jenes Mannes, dem er verhaftet war. Er suchte den Strom, der jenen, und also ihn selbst, band mit Stern, Wort und Unendlichkeit. Er kauerte tiefer, redete vor sich hin mit einer dunkeln, widrig gebrochenen, knurrenden Stimme, halb singend, Verse aus der heimlichen Offenbarung. Haut, Fleisch, Knochen, Adern sind ein Kleid, eine Schale, und nicht der Mensch selbst. Aber die Geheimnisse der höchsten Weisheit sind in der Ordnung des menschlichen Leibes. Wie am Firmament, so die Erde einschließt, die Sterne und Sternbilder sind und uns das Verborgene künden und tiefes Geheimnis, so sind auf der Haut unseres Leibes Linien und Falten und Zeichen und Züge, und sie sind die Sterne und Sternbilder des Leibes, und sie haben ihre Heimlichkeit, und der Weise liest sie und deutet sie.

Komm und sieh! Der Geist meißelt sich das Gesicht und der Wissende erkennt es. Wenn die Geister und Seelen der obern Welt sich bilden, haben sie ihre Form und sichere Bildung, und sie spiegelt sich später im Gesicht des Menschen. Er verstummte. Nicht denken. Diese Dinge wollten nicht gedacht sein, man zerdachte sie nur. Man musste sie schauen oder sie ruhen lassen. War dies das Antlitz, das er suchte? Ödnis, Eis und Geröll, der höhnisch blaue Glanz darüber, ein kleines Wasser mühsam herausrieselnd? Felsblöcke, auf zerschrundetem Eis, tollfinstere Linien bildend, war dies das Antlitz, das er suchte? Er versenkte sich tiefer in sich. Er tötete jede Regung, die fernab war von dem Gesuchten. Drei Furchen, scharf, tief, kurz, fast senkrecht über der Nase, zerschnitten seine Stirn, und sie bildeten den heiligen Buchstaben, das Schin, den Anfang des Gottesnamens, Schaddai. Der Schatten einer großen Wolke dunkelte die Gletscher, die Gipfel in der unendlich zarten Linie ihres flimmernden Schnees leuchteten unerreichbar in mildem Hohn. Ein Geier schwamm in dem blauen Geflirr, ruhevolle Kreise über dem versteinert wirren Gezack des Hochtals. Der Mensch, auf dem Vorsprung kauernd, winzig in der maßlosen Landschaft, sog die Linien in sich. Des Steins, der Ödnis, des zerschrundeten Eises. Das zarte, höhnische Leuchten, die Wolke, den Vogelflug, die finster tolle Willkür der Blöcke, die Ahnung tieferer Menschen und weidenden Viehs. Er atmete kaum, er schaute, ergriff, begriff. Endlich, fast taumelnd von so gespannter Reglosigkeit, hob er sich, erschöpft, die Stirne lösend von dem gefurchten Zeichen, in tiefer, gefasster Trauer. Stieg mühsam, halb gelähmt noch, zu Tal. Unten, aus dem ersten der drei Höfe, kam ihm ein fetter, blasser Mensch entgegen, ein Unbekannter, schaute ihn prüfend an, das Gesicht gleichmütig, wollte sprechen, einen Brief in der Hand. Rabbi Gabriel schnitt ihm das Wort ab. „Von Josef Süß“, sagte er, so leichthin, als wäre ihm der Mensch und seine Sendung längst angesagt, als bestätigte er Erwartetes. Nicklas, unerstaunt, daß der Fremde ihn kannte, neigte sich. „Ich komme“, sagte Rabbi Gabriel.

5.

Die Gräfin war nach zehn Tagen wütender Tätigkeit in dumpfes Warten gefallen. In trüber Lähmung saß sie zwischen Lapislazuli und Gold, fett, die energischen Wangen schlaff, die Arme gelöst. Gedankenlos ließ sie, die sonst hier jedes Kleinste angeordnet, kontrolliert hatte, von ihren Zofen sich massieren, schmücken, in Kleider und Prunk hüllen. Sie ließ in der Nacht die Kaspara Becherin holen, die als Hexe und Wissende galt; aber das schmuddelige Weib, ängstlich und verblödet vor der Pracht ringsum, stotterte nur verstörten Unsinn. Und der Magus und Kabbalist, den Isaak Landauer ihr versprochen, kam nicht und kam nicht. Die Boten aus Jagdhaus Neßlach meldeten immer das Gleiche vorerst. Der Herzog jagte, hielt Tafel, schlief mit der Ungarin. Dann aber, von einem Tag zum andern, überholten sich in jäher Wendung überraschende Depeschen. Der Geheimrat Schütz war, verbindlich und unermüdlich, zum Herzog vorgedrungen. Andern Tags traf der elegante Prälat Weißensee in Neßlach ein, der weltläufige Diplomat des parlamentarischen Elfer-Ausschusses. Der Herzog konferierte zwei Stunden mit Schütz, die Ungarin wurde den gleichen Mittag nach Ludwigsburg geschickt, und am Abend gar empfing Eberhard Ludwig den Prälaten Osiander, den stiernackigen Polterer, den entflammtesten Anhänger der Herzogin. Diese Kunde in Wildbad, konnte die Gräfin sich nicht mehr halten. Ah, Osiander beim Herzog. Osiander! Sie tobte. Als sie verlangt hatte, ins Kirchengebet eingeschlossen zu werden, hatte der plumpe, hundsköpfige Schuft sich erdreistet, sie stehe ja schon drin: Erlöse uns von allem Übel und war breit schmunzelnd auf dem Gelächter des ganzen Deutschland herumgeschwommen. Der Herzog hatte nicht gewagt, den populärsten Mann Württembergs zu entlassen, aber er hatte ihn nicht mehr empfangen. Und jetzt war er in Neßlach, polterte gegen sie mit bäurisch groben Späßen. Nein, nein! Warten? Unsinn. Sie wäre erstickt an längerem Zusehen. Nicht einmal für die Karosse hatte sie Geduld genug. Befehle in rasender Hast: Intendant, Sekretär, Zofen, Lakaien sollten folgen. Sie selber, nur mit einem Reitknecht, flog zu Pferde nach Neßlach, gönnte sich nicht die Zeit

zum Essen, ritt wie ein Dragoner des Satans. Traf den Herzog mitten im Hallo seiner Hubertusritter, kunstreich kutschierend, lärmend. Eberhard Ludwig, hilflos überrascht, zwischen den verstummten, höflich tief geneigten, heimlich feixenden Herren, hochrot, flatternd verlegen, schnaubte durch die fleischige Nase, führte die Gräfin ins Schloss, befahl ein Bad, Erfrischungen. Ein Teufelsweib die Frau! Solcher Ritt! Diese Christi! Ein Teufelsweib! Die Gräfin zwang ihn, noch im Reitkleid, heiß von der Anstrengung, dick eingestaubt, zu einer Auseinandersetzung. Nicht durchgehen jetzt. Halten. Niederhalten. Das Tastende, sich Windende, Ausbiegende, Flatternde, Unklare da anpacken, wieder fest in die Hand kriegen. Jetzt es packen, wo es überrascht ist, nicht auskann, wo kein anderer dazwischenredet, ihm kluge, freche, hinhaltende Maßnahmen einflüstert. Ruhe, ihr zuckenden Nerven. Du stoßendes Herz, Ruhe. Sie sprach leichthin, trank kleine Schlucke von der Limonade, scherzte über seine Anspruchslosigkeit; die Hubertusritter, die kleine Tänzerin, er gebe es billig mit seiner Gesellschaft. Dann sanfte Vorwürfe. Den Osiander hätte er nicht sollen empfangen. Sie verstehe ja, er wolle sich erlustieren an den groben Späßen des alten Tölpels, aber es werde falsch ausgelegt. Eberhard Ludwig, in dicker Verlegenheit, wusste nicht wohin vor dem grauen Glanz ihrer Augen, wand sich, schwitzte in seinem schweren Rock, schnaufte. Die Frau! Diese Christi! Solcher Teufelsritt! Kam da einfach angesaust auf eins zwei und leuchtete in sein zwielichtiges Nichtein und Nichtaus. Dann fragte sie geradezu, das mit der Herzogin, Versöhnung und so, das sei doch albernes Gerede. Oder nicht? Er, knarrendes Räuspern, ja natürlich, es sei Geschwätze. Sie aßen vergnügt zu Abend, tranken, allein, ohne die Hubertusritter. Kein Schütz, kein Osiander. Die Gräfin erfüllte mit ihrer unbedenklichen, lärmenden Munterkeit das Zimmer, hüllte den erlösten Eberhard Ludwig ganz darin ein. Teufel! Dieser Ritt! Die Frau! Die Teufelsfrau!

Die Gräfin schlief eine traumlose Nacht, tief, froh, lang. Als sie erwachte, war der Herzog fort. In aller Heimlichkeit im grauen Morgen, hatte er sich davongemacht. Sie, den devoten, achselzuckenden, innerlich grinsenden Kastellan geohrfeigt, dem Herzog nach, rasend, auf gehetzten Pferden. In Ludwigsburg das Schloss verödet. Kein Herzog. Der Herzog war fort, nach Berlin, den Besuch des Königs erwidernd. Das übliche Prunkgefolge erwartete er außer Landes. Sie, entzügelt, verzerrt, die Reitpeitsche wippend,

zwischen sich in die Wände verkriechenden Lakaien durch die leeren Säle. Endlich im letzten Kabinett, am Arbeitstisch des Herzogs, zwischen den Büsten des August und des Marc Aurel vor dem Bild des italienischen Meisters, das sie mit den Insignien der Herzogin darstellt, ein Mann in der Perücke der hohen Beamten, unendlich höflich, tief gebückt, süß lächelnd: Schütz. Andreas Heinrich Schütz, ihre Kreatur, ihr Schütz, den sie nobilitiert, zum Geheimrat gemacht hat. Der Diplomat, peinlich nach der Mode die Uniform, nur Halbedelsteine an den Schuhen, was erst vor drei Wochen in Paris aufgekommen war, neigte wieder und wieder in tiefen Komplimenten die mächtige Hakennase, scharrte mit dem Fuß nach hinten aus und versicherte in geläufig näselndem, verbindlichst geschnörkeltem Französisch, ein Gott habe Serenissimus eine Ahnung eingehaucht von Ihre Exzellenz Ankunft, Serenissimus habe aber leider nicht warten können und seinen untertänigsten Diener durch den Auftrag beglückt, mit Ihro Exzellenz zu speisen und ihr dabei eine Eröffnung zu machen. Die Gräfin, hochrot, wild schnaufend, fuhr ihm übers Maul, er solle keine Faxen machen und ihr deutsch und rund sagen, was los sei, oder - und sie gestikulierte mit der Peitsche. Aber der Geheimrat, unbeirrbar höflich, blieb fest, er sei unglücklich, seiner hohen Gönnerin nicht dienen zu können, doch er sei an strikte Ordres gebunden. Endlich, bei Tafel, mit hundert Komplimenten verbrämt, bestellte er ihr den Befehl des Herzogs, sie habe die Residenz zu verlassen, sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Sie schlug ein großes schallendes Gelächter auf. „Er Spaßvogel, Schütz!“ rief sie. „Er Spaßvogel!“ immer haltlos lachend. Der alte Diplomat saß still, verbindlich, mit den scharfen, hellen Augen der Aufgesprungenen, auf und nieder Gehenden folgend. Heimlich bewunderte er sie, wie echt und gar nicht schrill ihr Lachen klang, wie gut sie spielte. Die Gräfin blieb. Ah! sie dachte nicht daran, Ludwigsburg zu verlassen. Sie hatte sinnlose Wutausbrüche, misshandelte die Dienerschaft, zerschmiss Porzellan. Schütz, Achselzuckend, er habe lediglich Ordre, ihr den Befehl Serenissimi zu übermitteln, freute sich mit vielen fein gedrechselten Worten, daß er noch weiter das Vergnügen und die Ehre ihrer Gegenwart habe, aber sie bleibe auf ihre Gefahr in der sichern Aussicht allerhöchstens Zorns und finstrer Ungnade. Sie nahmen die Mahlzeiten zusammen. Der alte, in allen Brühen gesottene Intrigant, der sich unter jedem Regime hielt, hatte ehrliche Sympathien für die Gräfin, für die Kühnheit ihres Aufstiegs, und sachkundige Bewunderung vor den

komplizierten geschäftlichen Manipulationen, mit denen ihre Juden in aller Ruhe die geraubten Schätze der Gräfin außer Landes praktizieren. Der dürre, ausgeglühte Kavalier hätte nie geglaubt, daß er eine fette, alternde Frau je noch mit solcher Aufrichtigkeit und Beflissenheit hofieren würde. Sie machten bei Tafel geistreiche, mit hundert frechen Anspielungen gewürzte Konversation, und er wartete mit Spannung, wie weit sie die Auflehnung gegen den strikten Befehl Eberhard Ludwigs treiben wurde.
Der Herzog blieb nicht lange in Berlin. Schütz konnte der Gräfin mitteilen, die Herzogin sei gebeten, nach Schloss Teinach zu fahren. Auch Deputierte des Landtags seien hinbeschieden, desgleichen die Gesandten von Baden-Durlach, Kurbrandenburg, Kassel. Der Herzog wolle sich mit seiner Gattin vor Volk und Reich aussöhnen. Lang, still sah die Gräfin den Geheimrat an, der sie ernsthaft und aufmerksam betrachtete. Dann, mit einem erstickten, kleinen Schrei wollte sie aufspringen, fiel ohnmächtig um. Er bemühte sich um sie, rief ihre Frauen. Des Abends ließ er sich wieder bei ihr melden, fragte nach ihren Dispositionen. Sie, ganz stille Hoheit, erklärte, sie gehe auf ihr Schloss Freudenthal, zu ihrer Mutter, die sie vor fünf Jahren dort hatte hinkommen lassen. Schütz fragte, ob er ihr keine Eskorte mitgeben dürfe, er hatte Angst vor Ausbrüchen der Volkswut. Sie, den Kopf zurück, die Lippen schmal, lehnte ab. Andern Tages zog sie aus Ludwigsburg. In sechs Karossen. Der Geheimrat stand tief geneigt an der Rampe des Schlosses, während ihre Pferde anzogen. Hinter den Portieren der hohen Fenster lugten grinsend die herzoglichen Lakaien. Die Bürger schauten stumm, ohne zu grüßen; zu höhnen wagten sie nicht. Aber der krähende Spott der Straßenjungen flog ihrer Kutsche nach. Vorausgeschickt hatte sie einen ganzen Wagenpark mit Möbeln und Nippsachen. Das Schloß war kahl nach ihrem Abzug. Selbst das kostbare Tintenfaß des Herzogs fehlte, und die Büste des August und des Marc Aurel standen sehr nackt vor dem Prunkbild des italienischen Meisters, das die Gräfin darstellte mit den herzoglichen Insignien. Schütz hatte sie lächelnd gewähren lassen.

6.

Von den vier Zimmern, die Süß beim Sternwirt in Wildbad behauste, musste er zwei abgeben. Der Prinz Karl Alexander von Württemberg, kaiserlicher Feldmarschall und Gouverneur von Belgrad, kam früher, als er sich angesagt hatte, und brauchte die Zimmer. Dem Prinzen war die Gräfin tief zuwider. Er war ohne jedes Vorurteil. „Eine rechte Hure, her damit!“ pflegte er zu sagen; „Aber eine filzige Hure, das ist der scheußlichste Sud des Teufels.“ Und die Gräfin galt ihm als eine filzige Hure. So wollte er ihre Abreise abwarten, um ihren Anblick zu vermeiden. Nun, da sie früher gegangen war, konnte er seinen Würzburger Aufenthalt abkürzen. Die Kurgäste des Wildbads begafften neugierig die Karosse des ankommenden Prinzen. Karl Alexander, Sieger von Peterwardeln, rechte Hand des Prinzen Eugen, kaiserlicher Feldmarschall, zu Wien in hohen Gnaden. Überall in Deutschland, und besonders in Schwaben, hing sein Bild herum, wie er beim Sturm auf Belgrad unter türkischem Kugelregen mit siebenhundert Axtmännern die Höhe emporklimmt. Ein aufregendes Bild. Ein Held. Ein großer General. Bravo. Evviva. Im übrigen politisch völlig belanglos, ein Meiner Prinz aus einer Nebenlinie. Gänzlich ungefährlich. Galanter Herr nebenbei, gefälliger Kamerad, guter Kerl. Das allgemeine Wohlwollen flog ihm entgegen, die Damen vor allem interessierten sich für den Kriegshelden, und die Tochter des Gesandten der Generalstaaten warf ihm ein Lorbeerzweiglein in den Wagen.

Sein Aufzug war nicht gerade stattlich. Ein räumiger, solider, etwas abgebrauchter Reisewagen. Der Prinz selber freilich sehr elegant, das offene, fröhliche Gesicht, jetzt auf der Reise ohne Perücke, in dem schönen, langen, blonden Haar, die hohe, kräftige Statur imponierend in der reichen Uniform. Aber das Gefolge sehr dürftig. Der Leibhusar, ein Heiduck, der Kutscher, das war alles. Nur ein Auffallendes, Luxuriöses: auf dem Rücksitz ein braunschwarzer, schweigender, gravitätischer Kerl, ein Mameluck oder so was, der

Prinz mochte ihn auf einem Feldzug erbeutet haben. Süß und Isaak Landauer standen vor dem Gasthof unter gaffendem, Hoch schreiendem Volk, als der Prinz ankam. Süß starrte neidvoll auf den riesigen, eleganten Mann. Milletonnerre! Das war nun wirklich ein Prinz und großer Herr. Was sonst sich in Wildbad herumtrieb, reichte ihm nicht an die Achseln. Auch der Braunschwarze machte ihm Eindruck. Isaak Landauer aber taxierte abschätzig und mit gutmütigem Mitleid Kutsche und Livree. „Ein armer Schlucker, der Herr Feldmarschall. Ich sag Euch, Reb Josef Süß, nicht gut für zweitausend Taler." Der Prinz war in heiterster Laune. Er war jetzt drei Jahre nicht mehr im westlichen Deutschland gewesen, hatte lang unter den Heiden und Halbwilden seines Gouvernements Serbien gelebt, sich mit Tod und Teufel herumgehauen. So atmete der reife Mann, fünfundvierzig war er geworden, mit Behagen die heimatliche Luft. Nach der langen Fahrt nahm er zunächst ein Bad, ließ sich von seinem Leibhusaren Neuffer den lahmenden Fuß - ein Andenken an die Schlacht von Cassano - mit Essenzen reiben, saß am Fenster, im Schlafrock, vergnügt, mit dem Kammerdiener plaudernd, während der Schwarzbraune auf dem Boden hockte. Er war weidlich umgetrieben worden. Von seinem zwölften Jahr an war er Soldat, hatte in Deutschland gefochten, in Italien, den Niederlanden, in Ungarn und Serbien. Nächst dem Prinzen Eugen, den er herzlich verehrte, war er der erste General im Reich. Er hatte in Venedig und Wien eine hohe Kavaliersschule durchgemacht, und seine stattliche Tenue, sein gutmütiger, etwas lärmender Humor war beliebt bei Frauen, beim Wein, auf der Jagd. Was ein Meiner deutscher Prinz aus einer Nebenlinie erreichen konnte, das hatte er erreicht. Intimus des Prinzen Eugen, Wirklicher Geheimer Rat, Kaiserlicher Feldmarschall, Oberbefehlshaber in Belgrad und im Königreich Serbien, Inhaber von zwei kaiserlichen Regimentern, Ritter des Goldenen Vlieses. In Belgrad war ein ewiger Wirbel von Offizieren und Weihern um ihn. Er fühlte sich wohl in dem unordentlichen Leben, das die Belgrader Burg in ein Feldlager verwandelte. Wenn den vergnügten, lebensvollen Soldaten eine Sorge ankroch, dann war es immer die nämliche: Geld. Sein Sold war gering, seine prinzliche Apanage lächerlich. Und er konnte nicht knausern. Da saß er als kaiserlicher Statthalter zwischen geschwollenen ungarischen Baronen und Paschas des Großherrn, die strotzten von allen Reichtümern der Königin von Saba. Er war nicht anspruchsvoll, er hatte schon gelebt wie der gemeinste Soldat, Dreck gefressen, daß

alle Därme sich umkehrten, auf vereistem Kot geschlafen. Aber er konnte seine Kumpane nicht an leere Tafeln setzen, seine Weiber nicht in Lumpen laufen lassen, seinen Marstall nicht mit Schindmähren füllen. Am Wiener Hof hatte man nur halbes Ohr für solche Klagen und Achselzucken. Gott, wenn es der Prinz nicht machen wollte, in den Erblanden gab es Herren und Reichlinge genug, die sich nach dem stolzen Posten des serbischen Statthalters sehnten und gern bereit waren, die Repräsentation aus eigener Tasche zu bestreiten. Die Wiener Bankiers hatten dem Prinzen gelegentlich mit kleinen Summen ausgeholfen; jetzt waren sie schwierig, beinahe unverschämt. Ernsthafte Teilnahme fand er erst in Würzburg, beim Erzbischof. Er kannte den dicken, lustigen Herrn seit langem, seit den frühen Jahren in Venedig. Dort hatten sie, der Prinz, der jetzige Fürstbischof und Johann Eusebius, jetzt Fürstabt in Einsiedeln in der Schweiz, gute Freundschaft geschlossen.

Die drei jungen Herren, alle drei kleine Nebenäste großer Häuser, waren in Venedig, Leben und Politik zu lernen. Die alternde Republik, längst auf dem Abstieg, hielt, eine Kokette, die nicht Schluss machen kann, noch immer die Allüren einer Weltmacht fest, hatte Gesandtschaften an allen Höfen, die Signoria zweigte über Europa und die Neue Welt ein Netz von Intrigen, krampfhaft den Schein großer, lebendiger Politik wahrend. Gerade weil die Maschine leer lief, funktionierte sie um so besser, und der ganze junge Adel Europas studierte in den staatsmännischen Zirkeln der Republik die Routine der hohen Diplomatie. Die beiden jungen Weltgeistlichen bewunderten sachverständig diesen vollendeten Mechanismus und warfen sich, groß geworden in der Schule der Jesuiten, mit wildem Eifer auf sein Studium. Der schwäbische Prinz aber stand, verständnislos lachend, in dem Wirbel; was er packte, entglitt ihm; so hielt er sich an das rauschende, glänzende Leben der Gesellschaften, Redouten, Klubs, an Theater, Spielsäle und Bordelle. Die jungen Jesuiten amüsierten sich herzlich über sein soldatisch naives Geradezu, gewannen ihn aufrichtig lieb wie einen gutmütigen, großen, täppischen Hund und setzten ihren Ehrgeiz darein, den unraffinierten, liebenswerten Menschen ungefährdet durch die Strudel des wilden und bedenklichen venezianischen Lebens zu steuern. Mit feinem Lächeln bestaunten die jungen Diplomaten der Kirche soviel laute Harmlosigkeit, soviel lustiges, vertrauensseliges Im Kreise-Plätschern. Das gab es also noch. Da ging einer herum, machte Visiten, tanzte, spielte, liebte in den Kreisen der

Staatsmänner und alles ohne Zweck, er dachte offenbar gar nicht daran, Karriere zu machen. Und sie fassten zu ihm eine offene, leicht überlegene Zuneigung.

Auf solcher Basis gründete die Freundschaft des Prinzen mit den beiden Jesuiten. Die waren jetzt Prälaten geworden, gefürchtet, standen mitteninne in allen Fragen der großen Politik. Er, der Prinz, saß draußen an der Ostgrenze des Reiches, ein tapferer und berühmter General, von den Herren, die die deutschen Geschicke machten, leicht und wohlwollend belächelt. Er spürte nichts von diesem Lächeln, er ging behaglich und geradeaus seine Straße, und was ihn kratzte, das war allein sein Geldmangel. In Würzburg, bei Tafel, auch der Fürstabt von Einsiedeln hatte sich eingefunden, sprach er offen mit den beiden Freunden über seine Bedrängnis. Kein Geld, freche Gläubiger, es war eine ewige Kalamität. Man hatte scharf gegessen und sich heiß getrunken, die Kirchenfürsten lüfteten sich, der Prinz knöpfte die Uniform auf. Der Bischof hatte das Prinzip, eine Antwort niemals auf der Stelle zu geben. Er versprach, den Fall zu überdenken. Die Prälaten, nachdem sich der Prinz zurückgezogen, saßen im Park, schauten von beschattetem Sitz auf Stadt und Weinberge.

Man wird dem Prinzen helfen, natürlich; es war ja sehr leicht, ihm zu helfen. Vielleicht könnte man ihm helfen und zugleich der guten Sache dienlich sein. Sie schauten sich an, lächelten, sie dachten beide das gleiche. Sie hatten dem Prinzen oft in Venedig, in Wien, jetzt in Würzburg katholische Messen gezeigt, sich gefreut über seine naive Begeisterung an Glanz und Weihrauch. Ein kleiner Prinz aus einer Nebenlinie, es stand so viel zwischen ihm und dem Thron, es war keine große Angelegenheit; immerhin, wenn ein Glied des stockprotestantischen Württembergischen Hauses für Rom gewonnen würde, der Ordensgeneral würde den Erfolg buchen, ohne ihn zu überschätzen. Die Arbeit durfte natürlich nicht plump gemacht werden. Kunstgerecht mit feinen Fäden. Es musste sich alles geben wie von selbst. Die beiden geübten Herren verständigten sich mit halben Worten. Man wird Karl Alexander zunächst an protestantische Stellen weisen, an seinen Vetter etwa, den Herzog, der war durch die Gräfin beansprucht, an die Landschaft, die war kleinherzig, knauserig; man könnte für alle Fälle nachhelfen, daß sie bestimmt ablehne. Der Fürstbischof hatte einen Herrn an seinem Hof, den Geheimrat Fichtel, Spezialisten in allen schwäbischen Dingen, der wird das sicher zu Rande bringen. Wenn dann der Prinz

eingeklemmt sitzt, kahl, naiv, erbittert über die evangelische Filzigkeit, dann lässt man eine katholische Prinzessin auftauchen, die reiche Regensburgerin etwa, die Thurn und Taxis, und die Kirche empfängt den Bekehrten mit Gold und Weihrauch und Gloria.

Ruhevoll und wohlwollend, mit halben, lässigen Worten, spannen die beiden Prälaten das Projekt; von dem beschatteten Sitz im Park, Eis schlürfend, schauten sie auf die schöne Stadt und die besonnten Weinberge.

Der Fürstbischof half somit Karl Alexander mit einer kleinen Summe aus, und der Prinz richtete, um für zwei, drei Jahre aus dem Gröbsten zu sein, ein Ersuchen an die württembergische Landschaft, seine Apanage zu erhöhen oder ihm wenigstens einen größeren Vorschuss darauf zu geben. Das Schriftstück war von dem Geheimrat Fichtel klug und umständlich formuliert, so daß dem Prinzen der Erfolg so gut wie gesichert schien. Und nun saß er also in Wildbad, mit der gewissen Aussicht auf das Geld, in heiterster Laune. Gewelltes Land, freundlich bewaldet, schaute zu den Fenstern seines Zimmers herein. Er fühlte sich durch das Bad und die Massage des lahmenden Fußes wohlig erfrischt, der Ort schien ihm nach dem Schmutz und der Schlamperei serbischer und ungarischer Dörfer doppelt artig und sauber, und er erwartete gute Zeit. Während er behaglich zum Fenster hinausschaute und sich von Neuffer rasieren ließ, kam ein Heiduck der Prinzessin von Kurland mit einer verbindlichen Einladung zu einem Kostümfest, einer Wirtschaft, die die Prinzessin anderntags veranstalten wollte. Karl Alexander hatte kein Kostüm, Neuffer befragte den Wirt, der meinte, der Hof- und Kriegsfaktor Josef Süß Oppenheimer wäre vielleicht aushelfen können. Oppenheimer? Gegen den Juden hatte der Prinz nichts einzuwenden, ein so scheeles Gesicht der Kammerdiener zog. Aber Oppenheimer hießen die Wiener Bankiers, die ihn so schlecht behandelt hatten. Doch mittlerweile war der beflissene Wirt schon bei Süß gewesen, und jetzt brachte er ein sehr passendes ungarisches Bauernkostüm, das Neuffer mit leichter Mühe für die Statur des Prinzen zurechtschneidern konnte. Karl Alexander schickte dem Süß durch Neuffer einen Dukaten, den Süß dem Neuffer als Trinkgeld gab. Der Prinz wußte nicht, sollte er den Juden prügeln, sollte er lachen. Da er guter Laune war, entschied er sich zu lachen.

Auf dem Fest war die Neugier und die Bewunderung aller um ihn. Er schwamm in der Achtung der Männer, in der koketten Anbietung der Frauen fröhlich herum. Dann trat man zu einem

kleinen Zug an, paarweise, und ein Tübinger Professor und Poet im Kostüm eines Scherenschleifers begrüßte jedes Paar mit saftigen Reimen, deren lustiger Unflat mit Jubel und Gegröl aufgenommen wurde. Selbst der hochmütige sächsische Minister bekam sauer lächelnd seine Fuhre Mist ab, nur der junge Lord Suffolk, in einem prachtvollen römischen Kostüm, wollte zufahren, doch er wurde bedeutet. Des Prinzen Dame war die Wirtin, die Kurländerin. Ihn begrüßte der Reimschmied ernsthafter und nannte ihn unter dem Jubel der Gäste den württembergischen Alexander, den schwäbischen Skanderbeg, den deutschen Achill. Es fiel Karl Alexander auf, daß alle Gäste ihr Sprüchlein abbekamen, nur einer nicht. Es war ein jüngerer Herr, sehr gut gewachsen, er trug wie ein paar andere eine Halbmaske. Er schien nicht weiter erstaunt, daß man ihn von dem Vorbeizug der Paare an dem Reimschmied ausschloss, er nahm diese offensichtliche Missachtung in guter Haltung hin, lehnte bescheiden in einem Fenster, sah zu. Der Prinz erkundigte sich nach dem Herrn. Achselzucken: es war der Jud, der Frankfurter Faktor, Josef Süß Oppenheimer.

Ach, das war ja der, der in seinem Gasthof wohnte, der ihm das nette Kostüm geliehen hat, der mit dem Dukaten. Der Prinz hat getrunken, ist gut aufgelegt. Man könnte dem Juden eigentlich ein paar Worte sagen, er lehnt da so bescheiden und allein. Vielleicht auch wird man ihn aufziehen, seinen Spaß mit ihm haben. Der Prinz geht auf Süß zu, viele Blicke folgen ihm:

„Weiß Er, Jud, daß ich Ihn fast geprügelt hätte, mit Seinem Dukaten ?“ Süß nimmt sogleich die Maske ab, neigt sich, lächelt, schaut dem Prinzen von unten her mit einer gewissen schmeichlerischen Frechheit ins Gesicht:

„Da wär man nicht in schlechter Kompanie. Wenn ich recht weiß, hat auch der Großwesir des Padischah von Eurer Hoheit Prügel gekriegt und der Marschall von Frankreich.“

Der Prinz lacht schallend: „Hör Er, Er weiß Seine Worte zu setzen, als hätt Er’s in Versailles gelernt.“ Die Florentinerin drängt sich herzu, eifrig: „Er war auch in Versailles, Hoheit.“ Und Süß, bescheiden prahlend:

„Ja, ich kenne den Marschall, der die Prügel gekriegt hat. Er spricht mit größtem Respekt von Eurer Hoheit. Ich kenne auch Freunde Eurer Hoheit. Den erhabenen Prinzen von Savoyen.“

„Ah, Er gehört zu den Wiener Oppenheimers?“ fragte Karl Alexander interessiert.

„Nur ein Vetter dritten Grades“, erwiderte der Jude. „Aber die Wiener mag ich nicht, sie haben nicht den rechten inneren Sinn für die großen Herren. Sie denken nur an ihre Ziffern.“

“Er gefällt mir, Jud“, und der Prinz schlug ihm die Achsel und nickte ihm zu, ehe er, einen Kopf größer als die meisten, wieder auf den Ring der Gäste zutrat, die sie umstanden. Karl Alexander trank, tanzte, sagte den Frauen derbe Galanterien. Später saß er am Spieltisch, Gewinn und Verlust lauter kommentierend, als es Sitte war. Die Bank hielt der junge Lord Suffolk, steif, zerernoniös, schweigsam, mit sparsamen Gesten. Der Prinz gewann, ringsum verlor man. Schließlich hielt er allein dem Engländer Widerpart, heiß, mit etwas benommenem Kopf. Verlor plötzlich in wenigen Schlägen alles, was er hatte. Lachte, zu sich kommend, ein wenig unfrei. Ringsum ein Kreis gespannter Zuschauer. Man glaubte, der Engländer werde Kredit anbieten. Aber der saß, höflich, korrekt, stumm vor dem erhitzten, verlegenen Prinzen. Wartete. Plötzlich stand Süß halb hinter ihm, schmiegsam, gewandt, leise: Wenn Seine Hoheit ihm die hohe Ehre vergönnen wolle. Der Prinz nahm an, gewann. Bevor er ging, sagte er dem Juden, er habe dem Neuffer Auftrag gegeben, ihn beim Lever vorzulassen. Süß stand verneigt, hoch atmend, küßte die Hand des Prinzen.

7.

Isaak Landauer arbeitete mit Süß an den Geschäften der Gräfin. Die Energie der Gräfin, ihre Zähigkeit in dem Kampf um den Herzog würdigte er mit vielen Sympathien, und er mühte sich, ihren Handel möglichst schlau und sachgerecht zu Ende zu führen. Mit einer Berechnung, die Süß staunende Hochachtung abzwang, wusste er die schärfsten Gegner der Gräfin in dieses große Anleihegeschäft hereinzuziehen, so daß gerade ihre Feinde an der Erhaltung der gräflichen Güter geldlich interessiert waren. Sosehr Süß das geschäftliche Genie Landauers bewunderte, schränkte er dennoch seine Zusammenkünfte mit ihm nach Möglichkeit ein. Er fand, daß der Alte ihn vor dem Prinzen kompromittiere. Der lachte schallend über Kaftan und Löckchen, fragte gelegentlich den Süß, ob er nicht einmal seinem Freund den Neuffer schicken solle, daß er ihm die Perücke kämme. Landauer wiederum wiegte den Kopf, lächelte: „Ihr könnt doch sonst rechnen, Reb Josef Süß. Was steckt Ihr Zeit und Geld in den Schlucker, der nicht gut ist für zweitausend Taler ?“

Süß wäre um eine Antwort verlegen gewesen. Gewiss, er sah in dem Prinzen das Ideal aristokratischer Haltung. Die Sicherheit, mit der er sich gab, das Lärmende, Herrenhafte, bei aller Gutmütigkeit, das fürstlich Ausfüllende bei der Dürftigkeit der Mittel imponierte ihm. Aber deshalb steckte man doch noch lange kein Geld in einen so unsicheren Kunden. Was ihn Prinzen trieb, war ein Anderes, Tieferes. Süß war gemeinhin kein Spieler. Aber er war gewiss. Wer jenes heimliche Wissen besaß, jene Gabe, auf Augenblicke zu wissen, trüglich, unumstößlich, dies oder jenes Unternehen, dieser Würfel, dieser Mensch bringt Glück, der mochte von den Geschäften die Hand lassen, auf jeden Aufstieg im Leben verzichten. Und untrügliche Witterung band ihn an Karl Alexander. Der Prinz, sein Schiff. Das Schiff mochte abgetakelt aussehen jetzt, dürftig, nicht verlockend, kluge Finanziers wie Isaak Landauer mochten die Nase rümpfen. Er, er, Süß, wusste, daß dies sein Schiff war, und er traute sich diesem unansehnlichen Schiff an, ohne Bedingung und

mit allem, was er war und was er hatte. Karl Alexander behandelte ihn vertraulicher als sonst große Herren, um ihn je nach Laune um so brutaler auszulachen. Keinen Morgen fehlte Süß beim Lever. Einmal, Neuffer ließ ihn ohne weiteres zu, sich, erschreckt ein Mädchen unter die Decke. Der Feldmarschall, während der Braunschwarze ihn mit Kübeln Wassers übergoss, prustete lachend, sie solle sich vor dem Beschnittenen nicht genieren, und verlegen und beglückt tauchte in den Kissen die junge Aufwärterin auf, mit der auch Süß geschlafen hatte. Süß nahm die Vertraulichkeiten des Feldmarschalls als Geschenke hin und ließ sich seine Ausbrüche nicht verdrießen. Hatte ihm der Prinz, nachdem er ihn für Mittag bestellt, durch Neuffer sagen lassen, heute stehe ihm der Humor nicht nach hebräischem Gestank, so erschien er des Abends dennoch mit der gleichen lächelnd beflissenen Dienstwilligkeit. Nie hatte ihn ein Mensch so gefesselt wie Karl Alexander, er studierte jede kleine Geste von ihm mit stiller Aufmerksamkeit, seine Vertraulichkeiten beglückten ihn, seine Brutalitäten imponierten ihm, alles, was der Prinz tat und ließ, diente nur, den Juden fester zu binden.

Mittlerweile kam Nicklas Pfäffle zurück und meldete, Rabbi Gabriel werde kommen. Die Gräfin war fort, für seine Geschäfte brauchte Süß den Kabbalisten nicht mehr, die Verbindung mit der Gräfin, die Beteiligung an der Aktion Isaak Landauers war hergestellt. Süß, der glückliche Mensch des Augenblicks, vergaß den Anlass, aus dem er den Rabbi berufen, wusste nur mehr, daß er ihm keinen andern Nachlass genannt als den dringenden Wunsch, in sein Auge zu sehen, von seinen Lippen zu hören. Er kam sich edel vor und hochherzig, daß er es wagte, an das Verkapselte zu rühren, und hatte in sich jedes Erinnern weggewischt, daß er den Unheimlichen, Unbehaglichen aus sehr anderen Gründen beschickt hatte. Aber wie Rabbi Gabriel vor ihm stand, war seine schöne, elegant federnde Sicherheit jäh und unerklärbar weg. Er dachte noch: „Daß er sich immer so altmodisch trägt!“ Aber das dachte er eigentlich schon nur nebenher und unüberzeugt. Das scheue, dumpfe Gefühl war über ihm, das unentrinnbar wie die Luft, die man atmete, überall lag, wo Rabbi Gabriel erschien.

„Du hast mich wegen des Mädchens beschickt?“ begann die knarrige, misslaunige Stimme. Der Andere wollte erwidern, heftig, sich wehren, er hatte mehrere flinke, schöne Sätze vorbereitet, aber die hoffnungslose Traurigkeit, die von den trübgrauen Augen ausging, wand sich um ihn wie Schnüre. „Oder ist es nicht wegen

des Mädchens?“ Und trotzdem die Stimme jetzt müde klang und ohne Hebung, schnitt sie wie Hohn, und Süß in seiner guten Haltung und in seinen prächtigen Kleidern schien merkwürdig klein und gedrückt vor dem dicklichen, unansehnlichen Mann, den man für einen höheren Beamten halten mochte oder für einen Bürger. Er konnte doch sonst so sicher und überzeugend sprechen. Oh, wie behend hüpften ihm die Worte von den Lippen und sprangen an dem Partner hinauf und kletterten hoch an ihm und schmiegten sich in jede Lücke und schwache Stelle. Warum fiel seine Rede jetzt so matt und unüberzeugt, daß er halb im Satz verstummte, ehe er zu Ende war? Gewiß, gab er zu, er habe versprochen, das Kind zu sich zu nehmen. Aber es sei nicht gut, wenn er das jetzt tue. Für ihn nicht und für das Kind nicht. Er habe so tausend Geschäfte und sei so gehetzt und hin und her getrieben. Und bei Rabbi Gabriel sei Naemi doch ganz anders behütet, und wenn er, Süß, sich auch für Bildung interessiere und Geistiges, für das Mädchen komme doch das Weltmännische weniger in Frage, als eben die Dinge, die der Oheim besser verstehe als er. Er flickte diese Argumente zusammen, hastig, fahrig und ohne, Kraft. Verstummte. Sah die trübgrauen Augen vor sich, in dem massigen blutlosen Gesicht die kleine Nase, die breit wuchtende Stirn, senkrecht über der Nase zerschnitten von drei Furchen, scharf, tief, kurz, und er sah, diese Furchen bildeten den heiligen Buchstaben, das Schin, den Anfang des Gottesnamens, Schaddai.

Rabbi Gabriel nahm sich nicht die Mühe, auf die Einwürfe des andern zu erwidern. Er schaute ihn nur an, langsam, mit den trüben, steinernen, wissenden Augen, und schwieg. Und während dieses Schweigens sprang plötzlich schmerzhaft das Verkapselte auf, und das Jahr lag bloß, jenes seltsame und unbegreifliche Stück Leben, das Jahr in der kleinen holländischen Stadt, das Süß geflissentlich und doch mit einem geheimen Stolz, etwas Störendes und höchst Unpassendes, vor sich und aller Welt versteckte. Er sah das weiße, verschlossene Antlitz der Frau, voll Hingabe und doch so unsagbar fremd, er sah die rührenden, gelösten Glieder, er sah die Tote, die verlöscht war wie sie aufgeklommen, kaum die neue Kerze gezündet. Er sah das Kind, sich selber in einer seligen und gleichzeitig so entsetzlich drückenden Ratlosigkeit. Er sah den Oheim, den unbehaglichen, unheimlichen, der jäh da war wie selbstverständlich und wie selbstverständlich wieder mit dem Kind

ins Dunkle zurücktauchte, sehr selten nur, in einem Zwischenraum von Jahren wieder am Tag.

„Das Kind ist jetzt vierzehn Jahr“, sagte endlich Rabbi Gabriel. „Es macht sich seinen Vater aus meinem Wort. Es ist nicht gut, wenn dann die Wirklichkeit und mein Wort so auseinanderklafft.“ „Ich bin wie der Heidenprophet Bileam“, fuhr der Kabbalist fort mit einem missgelaunten Lächeln, „ich sollte fluchen, wenn ich ihr von dir spreche, und ich muß segnen. Ich werde sie also ins Land bringen“, schloß er, „daß sie dich sieht."

Süß erschrak strudelnd tief. Das Kind! Da saß dieser Mann vor ihm, ganz gleichmütig, und sagte ihm einfach: Ich werfe dein Leben um. Ich setze mitten in dein Leben voll Glanz und Frauen und Wirbel das Kind, die Tochter, Naemi. Ich liebe dein Leben aus den Angeln, ich reiße die Kapsel auf, ich reiße dein Herz aus den Angeln.

„Ich bleibe noch hier“, sagte der Kabbalist, „dich aus der Nähe zu beschauen. Wann ich sie bringe, wohin, wie, das sage ich dir noch.“ Als Rabbi Gabriel gegangen war, saß der andere in Wut und Wirrsal. Als kleiner Junge nicht einmal hatte er sich so schelten und dumm machen lassen. Aber er wird es dem Alten sagen, er wird schon die rechten Worte finden, er wird ihm schon dienen, dem alten Hexer!!! Seinem schäbigen, unmodernen Rock. Aber tief innen wusste er, daß er das nächstemal genau so stumm und klein sitzen wird wie jetzt.

8.

In Schloss Freudenthal stand vor der Gräfin ihre Mutter, ein gewaltiger Fleischkloß der sich nur mit Mühe fortbewegen konnte. Erdiges Bauerngesicht unter eisgrauem Haar, äugte die Uralte mit harten Blicken, die Oberaufsicht über Schloß und Hof, Dienerschaft und Bauern schindend, Geld raffend, langsam, gierig, unersättlich
Aufgelöst tobte, jammerte die Gräfin:

„Aus, Mutter, es ist aus! Davongejagt. Des Hofs verwiesen. Er küsst die alte dürre Gans in Stuttgart und alle Welt schaut zu. Er will ihr ein Kind machen. Davongejagt. Nach dreißig Jahren davongejagt wie eine Hure, die nicht fürs Bett getaugt hat."

„Knet ihn, Tochter", rief mit röchelnd tiefer, heiserer Stimme die Alte. „Lass ihn bluten. Hat's ihn Geld gekostet, wie er heiß war, lass es ihn mehr kosten, wenn er kalt wird. Knet ihn! Walz ihn aus, bis kein Heller mehr herausgeht."

„Und Friedrich hat dazu geraten!" empörte sich die Gräfin – Friedrich Wilhelm war ihr Bruder. „Gib's ihm, Mutter! Zeig's ihm! Mach ihn klein! Schlag ihn!"

„Ich werde ihn kommen lassen, ich werde hören, ich wird's ihm zeigen", versprach die Alte. „Aber das ist nicht wichtig", schloß sie und saß da, quellend von Fett, kolossig wie ein asiatischer Götze, das erdfarbene Gesicht strotzend unter dem eisgrauen Haar.

„Du hast Wagen hergeschickt mit Sachen. Das ist gut, Tochter. Schick mehr. Schick außer Landes. Haben, das ist es. Besitzen. Geld haben, Sachen haben. Das andere ist nicht wichtig."

Die Gräfin wartete, verzehrte sich. Isaak Landauer kam, berichtete, brachte Papiere. Alles Geldliche lief glatt, glänzend. Sie fragte nach dem Kabbalisten. Ja, der war jetzt auf dem Wege nach Wildbad. Es war schwer, ihn zu dirigieren. Ihro Exzellenz möge sich gedulden, in zwei, drei Wochen werde er ihn in Freudenthal haben.

Kaum war der Alte weg, kam die Nachricht von der Zusammenkunft des herzoglichen Paares in Teinach. Es war groß

und feierlich zugegangen wie bei einem Beilager. Die verschlissene Elisabeth Charlotte hatte sich und ihre Hofdamen – dies Kuriositätenkabinett von Vogelscheuchen, höhnte die Gräfin – neu und kostbar gekleidet. Die Gesandten der Höfe, die sich um die Herzogin verdient gemacht, waren zugezogen worden, der engere Ausschuss des Parlaments, das ganze Kabinett. Ihr Bruder, der Gräfin Bruder! Der Schuft, der glatte, giftig züngelnde, hielt eine Rede bei der Festtafel. Am Abend gab es Ballett: Die Heimkehr des Odysseus. Ah, wie mochten sie alle gegrinst haben, als die böse Circe sich in den Feuerberg stürzte, und wie mochten sich die zähen alten Hofschneppen die Triefaugen wischen, als die fromme Penelope am Spinnrocken saß. Aber sie konnten warten, sie konnten noch lange warten, bis sie sich in den Feuerberg stürzen wird. Dann zog sich das herzogliche Paar zurück und vor der Tür des Schlafgemachs spielte das italienische Quartett während der Beiwohnung. Guten Appetit, Lux! Schmeckt's? So was hast du lange nicht gehabt. Spieß dich nicht auf den Knochen!

Am zweiten Abend gab es Feuerwerk, prasselnde Raketen schrieben die Initialen der Herzogin flammend an den Himmel, das Volk, den Wanst gestopft mit kostenlosen herzoglichen Würsten, die Blase voll kostenlosen herzoglichen Weins – da ihre Aufsicht fehlte, wird der Kellerer um etwa hundertachtzig Gulden betrügen – schnupfte gerührt hinauf und grölte: „Es lebe die Herzogin!"

Als die Gräfin die Meldung erhalten hatte, schloss sie sich ein und schrieb. Den Brief schickte sie durch einen Kurier nach Stuttgart. Er ging an den Kammerdiener des Herzogs, enthielt eine Anweisung auf dreihundert Gulden und das Versprechen weiterer achthundert, falls er ihr vom Blut des Herzogs verschaffe. Dieser Brief war übereilt und töricht, und schon wenige Stunden, nachdem der Kurier abgegangen, bereute die Gräfin. Niemals hatte sie dergleichen schriftlich aus der Hand gegeben. Zum erstenmal, daß sie sinnlose Wut nicht hatte zu Ende toben lassen, ehe sie handelte. Auch Isaak Landauer war schuld mit seinem verflucht zögernden Kabbalisten.

Als der Kammerdiener Eberhard Ludwigs den Brief erhalten hatte, rechnete er. Vor dem Fest in Teinach wäre er wahrscheinlich noch der Gräfin zu Willen gewesen. Jetzt nach dem Teinacher Zeremoniell war es ausgemacht, daß die Gräfin nichts mehr zu hoffen hatte. Er übergab also den Brief dem Herzog.

Eberhard Ludwig stand, der schwere, dumpfblütige Mann, einen Augenblick starr gebunden vor dem Unfasslichen. Winkte dann dem Diener heftig Entfernung, schluckte, keuchte, stapfte auf und nieder, schnaubte durch die Nase. Jedes Blutteilchen gor dunkle Wut.

Er war also betrogen. Er, er! Der Herzog war dreißig Jahre von einer verfluchten Hexe und Vettel betrogen. Die andern, die Bürgercanaille die greinenden Pfeffersäcke von der Landschaft, die kahl und dürr predigenden Pfaffen vom Konsistorium, der schäbige Preußenkönig, die ewig beleidigte, zitronensaure Johanna Elisabetha, sie hatten recht, sie hatten dreißig Jahre, dreißig Jahre! recht gehabt gegen ihn, den Herzog. Mord und Marter!

Er hat Frauen gehabt von allen Sorten, blonde, schwarze, kastanienfarbene. Hat sich in kleine, spitze Brüste vergafft und in mächtige, schwimmende, in massige Hüften und in knabenhaft gestraffte, in feine, lange, braun glänzende Schenkel und in weiche, rosig - fette. Er hat müde, schlaffe, lässige Weiber gehabt und rasende, die das Mark aus den Knochen holten bis auf den letzten Zoll. Haben sich an ihn gehängt mit Herz und Schoß und allein Blut, haben erlöst gestöhnt unter seinem Griff. Waren bessere, Kreuztürken, waren bessere dabei als die Christi. Aber er hat sich an keine verloren. Er hat sie gehabt und hat gelacht und ist darüber weg. Daß ihm gerade die Christi so im Blut stak, dieses dumpfe Verhaftetsein und Beklommenheit und Nichtwegkönnen, natürlich war das nicht mit rechten Dingen zugegangen. Und er hat's nicht gemerkt und saß mit dem Gift und verruchten Zauber im Leib. Oh, oh! Das Hurenmensch, das vermaledeite! Die Zeilen jenes Protokolls krochen auf ihn zu, wandelten sich in fratzenhafte, scheusälige Bilder. Die schwarze Kuh mit dem abgehauenen Kopf, der Bock mit den abgeschnittenen Hoden. Sie mochte sich wohl eine Puppe von ihm gemacht haben, einen Teraph, sein Herz und lebendiges Blut in das Bild hineinzuzaubern, und der Satan, der neunschwänzige, mochte wissen, was für verfluchte und unflätige Hantierung sie mit dem Gebannten getrieben.

Aber jetzt war er ihr auf das Handwerk gekommen. Jetzt war es aus mit allem Zauber und vermaledeiter Hexerei. Er wird ihr zeigen, daß er auch den letzten Tropfen ausgeschwitzt von ihrem Höliengift und Satanstrank.

Er schrieb, siegelte, befahl Räte, Offiziere. Ein hastiges, heimliches, wichtiges Gewese hub an.

Schon anderntags in aller Frühe erschien ein Detachement Husaren in dem Dorfe Freudenthal. Die Soldaten rückten vor das Schloss, besetzten alle Ausgänge. Der Führer, Oberst Streithorst, gefolgt von seinem Adjutanten, ging, an dem schlotternden Kastellan vorbei, in die Vorhalle. Hier trat ihm der Haushofmeister entgegen, an allen Türen tuschelte aufgeregt, ängstlich neugierige Dienerschaft. Die Exzellenz sei nicht zu sprechen, erklärte hastig der Haushofmeister, die Exzellenz sei noch zu Bette. So werde er einige Minuten warten, entgegnete gelassen der Offizier und setzte sich. Und der Haushofmeister dringlich, überhastet: die Frau Gräfin sei unpaß, sie bedaure sehr, überhaupt nicht empfangen zu können. Wenn der Herr Oberst Ordres von Seiner Durchlaucht bringe, möge er sie dem Sekretär übergeben. Der Oberst, immer korrekt und kühl, es sei ihm leid, er habe Befehl, unter allen Umständen die Gräfin selbst zu sprechen. Über dem erschien die Mutter der Gräfin. Kolossig stand die erdfarbene Uralte in der Tür, die zu den Zimmern der Tochter führte. Der Oberst salutierte, wiederholte, unerregt und sachlich, seinen Auftrag. Die Alte mit ihrer röchelnden, tiefen Stimme herrschte ihn an, er solle sich scheren; er wisse so gut wie sein Herr, ihre Tochter sei reichsunmittelbare Gräfin, nur der römischen Majestät unterstellt. Der Offizier achselzuckte, er sei kein Jurist, und so gehe sein Auftrag, und er gebe der Frau Gräfin eine halbe Stunde Zeit, sich anzukleiden; dann werde er die Tür sprengen lassen. Keifend und massig pflanzte die Alte sich hin: das sei Landfriedensbruch, und man werde sich bei schwäbischer Reichsritterschaft beschweren, und sein Herr werde es schwer büßen müssen, und er werde schimpflich kassiert werden. Es seien jetzt noch sechsundzwanzig Minuten, erwiderte der Oberst. Die Gräfin indes, in rasender Eile, fegte in ihren Zimmern herum, verbrannte Papiere, schichtete, siegelte, übergab ihrem Sekretär. Als der Offizier bei ihr eindrang, lag sie in einem prunkvollen Nachtgewand zu Bett, richtete sich hoch, ganz empörte Unschuld. Fragte mit schwacher Stimme, was man von ihr wolle. Herr von Streithorst entschuldigte sich, er habe strikte Order von dem Herrn Herzog selbst, Ihre Exzellenz unter Bedeckung fortzubringen. Kreischen der Zofen, hasserfüllte, röchelnde Beschimpfungen der Alten, Ohnmacht der Gräfin. Der Offizier unerschütterlich. Als sie wieder zu sich kam, während die Alte den Oberst als Mörder begeiferte, sagte sie, die Stimme gebrochen und wie die eines kleinen Mädchens, sie sei in seiner Gewalt, sie wisse, daß er sie wegführen könne, ehe die

Reichsritterschaft gewaffneten Widerstands fähig sei. Sie sei sehr, ernstlich krank, dieser Überfall habe ihr schlimm zugesetzt, und wenn er darauf bestehe, sie in solchem Zustand wegzubringen, so werde das ihr Tod sein. Sie sprach mühsam, in Atemnot, ringsum flennten die Zofen. Es dauerte vier Stunden, bis der Oberst sie in der Kutsche hatte und sie inmitten der Reiter in den regnichten Tag wegführen konnte. Die Mutter und zwei Zofen begleiteten sie. An ihrem Weg standen dumm glotzend ihre Bauern. Aber die Freudenthaler Juden hatten sich in ihrem Betsaal versammelt, in großer Angst um Leib und Gut, und beteten für ihre Schützerin.

Die Gräfin wurde nach Urach gebracht und dort als Standesperson in allem Respekt gehalten, durfte aber Schloss und Park nicht verlassen. Sie gab sich hochfahrend, schikanierte die Dienerschaft bis aufs Blut und verblüffte sie durch ungeheure Trinkgelder. Den Kommissaren des Herzogs verweigerte sie jede Auskunft, sie habe als regierende Reichsgräfin nur dem Kaiser Red und Antwort zu stehen. Als gar die schwäbische Reichsritterschaft sich in die Sache mengte und über ihre durch die Verhaftung der Gräfin in dem reichsfreien Rittergut Freudenthal verletzten Rechte klagte, triumphierte sie, und ihr Sachwalter erhob in Wien Klage in einer Sprache, wie sie gegen das württembergische Haus noch nie geführt worden war. Überall im Reich sprengten ihre Agenten Gerüchte aus, wie groß die Rechtsunsicherhejt sei im Herzogtum, wenn nicht einmal die Freiheit ritterschaftlicher Person gewahrt würde. Isaak Landauer erklärte, sacht den Kopf wiegend, dem Gesandten der Generalstaaten, unter solchen Umständen sei es eine missliche Sache, in Württemberg Kapital stehenzulassen, seine Worte wurden in den Kontoren der großen Geldleute kolportiert und wirkten gefährlich weiter. – Unterdes suchte die Mutter ihren ältesten Sohn auf.

Der aalglatte, eiskalt hochmütige Minister saß vor der schimpfenden Greisin geduckt wie ein Hosenmatz. Er legte dar, der Übermut und politische Ehrgeiz der Schwester hätte auf die Dauer sie alle ins Unglück gestürzt, so habe er eingreifen müssen. Jetzt, wo sie politisch außer Spiel gesetzt sei, werde er sein Bestes tun, ihren Abgang zu retten. Er denke nicht daran, ihr Vermögen anzutasten. Der Vergleich, den man der Gräfin vorlegte, war denn auch von Anfang an günstig. Es zeigte sich, wie fein Isaak Landauer alles eingefädelt hatte. Alle Welt war interessiert, der Gräfin in Württemberg liegendes Vermögen zu retten. So musste sie zwar ihre

Güter Breuz, Gochsheim, Stetten, Freudenthal abtreten und sich zu der Zusage bequemen, das Herzogtum nie wieder zu betreten: aber Isaak Landauer hatte eine letzte ungeheure Summe für sie erpresst, deren Höhe selbst ihre Juden nur zu flüstern wagten. Eine starke militärische Eskorte begleitete sie außer Landes. Ihre Straße war gesäumt von johlendem, Kot schmeißendem Volk. Vor ihr, hinter ihr, in endloser Reihe schleppten Wagen Kleider, Hausrat, Zierat. Erst als das letzte Stück über die Grenze war, folgte, allein in der Kutsche, erdfarben, kolossig, unbeweglich, die Alte.

9.

Bei dem Prälaten von Hirsau, Philipp Heinrich Weißensee, Konsistorialrat und Mitglied des engeren parlamentarischen Ausschusses, war ein Gast eingekehrt, der Geheimrat Fichtel vom Hof des Würzburger Fürstbischofs. Die beiden Herren waren seit Jahren befreundet, der schlanke, weltmännische Protestant und der unscheinbare Diplomat des Fürstbischofs mit dem kleinen, klugen Gesicht. Beide passionierte Puppenspieler, undurchsichtig für ihre Umgebung, schlossen sie sich gegenseitig die Mechanik ihrer Künste auf, freuten sich kennerisch an dem feinen Getriebe der zahllosen Fädchen württembergisch protestantischer Parlamentspolitik und höfisch-katholischer Diplomatie. Im Herzogtum schätzte man Weißensee, aber er war den meisten unbehaglich. Seine gelassene Liebenswürdigkeit und die leicht skeptische Überlegenheit seiner weitschichtigen Bildung legten eine feine Wand von Fremdheit und Undurchdringlichkeit zwischen ihn und die zahllosen Bekannten, die seine großen, behaglichen Räume füllten. Er war ein ausgezeichneter Mathematiker, war eng befreundet mit den beiden besten Theologen des westlichen Deutschlands, dem stillen, ernsthaften, wahrhaft frommen Johann Albrecht Bengel und dem geraden, festen Georg Bernhard Bilfinger. Seine kritische Ausgabe des Neuen Testaments, bis jetzt freilich nur zum kleineren Teil erschienen, war weit über Württemberg hinaus berühmt, sein Wort mit ausschlaggebend im landschaftlichen Ausschuss. Aber es fehlte seiner mannigfachen Beschäftigung die Wärme. Wohl erfüllte er alles, daran er Hand legte, bis in jede Ecke mit Tätigkeit und sachkundigem Betrieb. Doch, ob es das Neue Testament war oder ein Referat im Landtag oder die Anpflanzung einer neuen Sorte in seiner Obstkultur. er nahm es spielerisch, es gab nichts, das ihm über die Nerven hinaus ins Herz drang.

In den weiten Räumen mit den mächtigen, weißen Vorhängen ging groß und schlicht seine Tochter Magdalen Sibylle herum, neunzehnjährig, bräunliches, männlich kühnes Gesicht, weite, blaue,

erfüllte Augen, sehr merkwürdig und verwirrend unter dem dunklen Haar. Die Mutter war früh gestorben, zu der immer gleich bleibenden, lauen Freundlichkeit des Vaters fand sie keinen Weg. Der Umgang mit der Tochter des Stuttgarter Landschaftskonsulenten Beata Stumm, und die Lektüre Swedenborgs hatten die Vereinsamte in pietistische Zirkel getrieben. Denn es blühten die Konventikel im Land, die Bibelkollegien. Trotz aller Verbote und Strafen traten unter der Not der Zeit überall im Herzogtum Gläubige und Erweckte auf. Freilich gab es in dem kleinen Hirsau keine Heilige wie Magdalen Sibyllens Stuttgarter Freundin und Führerin, die blinde Beata Sturmm, die mit Gott im Gebet rang, ihm die Ohren mit Verheißungen rieb, die er erhören musste, ihm durch wahllos zufälliges Aufschlagen von Bibelstellen Orakel abnötigte. Aber es lebte in dem stillen Ort ein gewisser Magister Jaakob Polykarp Schober, der die Schriften De Poirets, Böhmes, Bourignons, Leades, Amnolds gelesen hatte, auch die verbotenen Bücher vom Ewigen Evangelium und der Philadelphischen Sozietät, ein gutmütiger, einfältiger Mensch, der sanft vor sich hintrieb und lange, sinnierende Spaziergänge liebte. Der hielt in Hirsau ein Bibelkollegium ab, und daran nahm auch Magdalen Sibylle teil, die Tochter des Prälaten. Die weiten, blauen Augen unter dem dunlden Haar in ein Fernes, Erträumtes versenkt, saß sie groß und schön mit dem männlich kühnen, bräunlichen Gesicht unter den Frommen, Armseligen, Gedrückten, Blassen, Verhutzelten des Collegium Philobiblicum. Der würzburgische Geheimrat war ihr in tiefer Seele zuwider, und sie grämte sich ab, den Vater in dieser weltlichen, heidnischen Gesellschaft zu sehen. Der Katholik hatte von dem neumodischen Zeugs mitgebracht, das die Kannibalen erfunden haben, Kaffee hieß es, und von dem mußte man ihm einen schwarzen, stark riechenden Saft bereiten. Magdalen Sibylle schaute mit scheuen, angewiderten Augen, wie auch der Vater von dem Teufelstrank genoss, und betete mit aller Inbrunst, Gott möge ihn nicht daran vergiften lassen.

Da saßen nun die beiden Männer bei solchem Trank oder beim Wein und sprachen endlos über die eitlen Dinge des Reiches und ganz verruchten Kirchenbabylons. Der Geheimrat kam natürlich auch auf den Prinzen Karl Alexander zu sprechen, der jüngst bei dem Fürstbischof zu Gast gewesen. Weißensee kannte den Prinzen auch. Ein charmanter Herr. Sein Ruf drang von der untern Donau bis an den Neckar. Ein edles Blatt am Zedernbaume Württembergs. Der Geheimrat sprach von den finanziellen Schwierigkeiten des Prinzen,

er habe ja auch eine Eingabe an die Landschaft gemacht, soviel er wisse, um Erhöhung seiner Apanage. Ja, Weißensee hatte die Eingabe gelesen, der Stil sei ihm bekannt vorgekommen. In der Kanzlei des Prinzen jedenfalls sei das Schriftstück nicht entstanden; jetzt, nachträglich, sei es ihm, als erkenne er in gewissen Wendungen die Manier seines verehrten Freundes, schloss er lächelnd. Die Herren saßen bequem in dem lauen Abend, tranken. Aber seitdem die Rede auf diese Affäre gekommen war, fiel Rede und Antwort in längerem Abstand, gewogener, und unter der lässigen Maske barg sich Bereitschaft. Wie die Dinge jetzt lägen, meinte Weißensee, vorsichtig, ausholend, sei es sehr erwähnenswert, dem verdienten Prinzen die kleine Summe zu gewähren. Das würde den Bischof menschlich gewiss sehr freuen, antwortete langsam der Geheimrat Fichtel, und man konnte seinem klugen, kleinen Gesicht ablesen, wie er vorsichtig die Worte formte, daß sie nichts sagen, doch alles bedeuten sollten. Der Bischof sei ja dem Prinzen sehr befreundet. Aber der bischöfliche Stuhl als solcher habe gar kein, sein verehrter Freund möge ihn wohl verstehen, aber auch gar kein Interesse daran, ob die Landschaft dem Prinzen helfe oder nicht. Der Geheimrat verstummte, schlürfte seinen Kaffee.

Weißensee betrachtete ihn aufmerksam, sagte sacht: "Wenn ich Sie recht verstehe, Lieber, liegt dem Bischof wirklich wenig daran, ob wir das Geld geben oder nicht."

Die Herren sahen sich an, behutsam, freundlich. Dann sagte der Katholik: „Wenn ich im Ausschuss säße, ich würde dagegen stimmen. Gerade jetzt, nach dem Zusammenbruch der Grävenitz, keine Konzession an das fürstliche Haus." Und die beiden Diplomaten lächelten sich zu, höflich, verständnisvoll, einander sehr gewogen, mit dünnen, feinen Lippen.

Als das Gesuch des Prinzen im landschaftlichen Ausschuss zur Sprache kam, war man geneigt, es zu bewilligen. Nach dem Sturz der Gräfin waren die elf gemütlichen Humors gebelustig. Das Referat hatte der plumpe, polternde Bürgermeister von Brackenheim, Johann Friedrich Jäger. Er führte aus, der Prinz Karl Alexander sei ein großer Herr und Feldmarschall, trage die württembergische Gloire über den Erdkreis und verbreite den Respekt vor schwäbischer Courage und Maulschellen bei Mohren, Türken und sonstigen Heiden; auch habe der Herzog das Saumensch, das pockennarbige, abgeschafft. So könne man sich nobel zeigen und die paar tausend Gulden spendieren. So ungefähr ging auch die

Stimmung der andern. Da erhob sich Weißensee und mit seiner feinen, höflichen, geschmeidigen Stimme warf er wie beiläufig hin, die Großmut und noble Manier der wohllöblichen Herren Kollegen sei hoch zu schätzen, auch gönne er dem verdienten Helden das Geld. Nur sei die Frage, ob es praktisch sei, gerade jetzt den Herzoglichen entgegenzukommen. Der Herzog habe endlich mit der Gräfin Schluss gemacht, gut. Aber das sei ja schließlich nur seine vermaledeite Pflicht und Schuldigkeit gewesen, und wenn man jetzt durch besonderes Entgegenkommen danke, so stemple man dadurch die Selbstverständlichkeit gewissermaßen zur Gnade und sanktioniere auf solche Art hinterher die Halsstarrigkeit, die der Herzog die dreißig Jahre hindurch bewiesen.

Die Mitglieder des Ausschusses wiegten die schwerfälligen Schädel, schwankten, waren schon überzeugt. Weißenburg hatte sie gepackt, wo sie am schwächsten waren. Ja, das war es! Dem Herzog zeigen: keinen Schritt geben wir nach. Unsere Privilegien sind nicht auf dem Papier, wir brauchen sie. Das war etwas. Das Gesuch des Prinzen Karl Alexander, Kaiserlichen Feldmarschalls, Hoheit, wurde abgelehnt.

10.

Rabbi Gabriel hielt sich in Wildbad still, zurückgezogen. Gegen Abend pflegte er in der Umgegend spazierenzugehen. Regenwetter hatte eingesetzt. Er ging durch die feuchte, laue Luft, den Schritt schwerfällig, den Rücken leicht rund, den Kopf geradeaus, den Blick auf niemand. Er ging, so unauffällig er war, zwischen Verstummenden, Aufschauenden, Betroffenen. Geraun stand auf hinter ihm, das Gerede vom ewigen Juden war wieder da. Dreimal durchforschten die Behörden die Papiere des gleichmütig mürrischen Herrn. Sie waren in Ordnung. Es war legalisiert von den Generalstaaten als Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten, erhatte den großen Paß, der alle Behörden ersuchte, ihm jeden Vorschub zu tun.

Der Prinz Karl Alexander hatte natürlich auch von dem seltsamen Badegast gehört, und daß er mit seinem Leibjuden, dem Süß, zusammenstecke. Es kam den Prinzen nachgerade eine leise Ungeduld an, wie er da so endlos auf das Geld von der Landschaft wartete, und er begann sich zu langweilen. Er hatte sich in Venedig und auch sonst wie so viele andere große Herren mit Sternlesekunst und anderer Magie abgegeben, vor allem sein Freund, der Fürstabt von Einsiedeln, beschäftigte sich viel mit solchen Dingen. Erst in Würzburg hatte er wieder von einem Magus erzählt, den er jetzt an seinem Hof hielt und in den er großes Vertrauen setzte. Der Prinz verlangte also von Süß geradezu, er solle ihm den Kabbalisten beibringen und vor ihn hinstellen. Süß wand sich und drehte sich. Er wusste, Rabbi Gabriel wird sich zu solcher Schaustellung nie hergeben. Schließlich fand er einen Ausweg. Wenn der Rabbi bei ihm sei, werde er dem Prinzen Botschaft schicken. Suche dann der Prinz ihn auf, so ergebe sich zwanglos eine Zusammenkunft mit dem Rabbi. Karl Alexander erklärte lachend sein Einverständnis.

Der Kabbalist sagte zu Süß: „Ich werde also das Mädchen ins Schwäbische bringen. In der Nähe von Hirsau hab ich ein kleines Landhaus gefunden, ganz abgelegen. Lass das Haus kaufen. Es ist

mitten im Wald, weitab von den Menschen. Nichts Schlechtes kann dort an sie hin.“ Süß nickte stumm.

„Es wäre gut“, fuhr Rabbi Gabriel mit seiner knarrigen Stimme fort, „wenn auch du dich wegmachtest aus dem Leben hier und deinen Geschäften. Es ist Narrheit, daß ich an dich hinrede“, schloß er unwirsch. Er sah das Gesicht des Süß, er sah Fleisch und Knochen und Blut und kein Licht, und er war zornig auf jene tiefe und heimliche Bindung, die ihn gerade an diesen Menschen zwang zu immer weiteren Niederlagen.

Wie er gehen wollte, ward die Tür aufgerissen, und an Dienern in Haltung vorbei kam der Prinz ins Zimmer, leicht hinkend, lärmend: „Ah, Er hat Besuch, Süß?“ und warf sich in einen Sessel. Rabbi Gabriel neigte sich, nicht tief und ohne Hast, und beschaute gleichmütig und aufmerksam den Prinzen, während Süß in tiefer Verbeugung stand. Vor dem ruhigen, trübgrauen Auge des Kabbalisten verlor der Prinz seine polternde Sicherheit, ein peinliches Schweigen legte sich zwischen die drei, bis Süß es löste: „Dies ist Seine Hoheit, Oheim, der Prinz von Württemberg, mein erhabener Gönner.“ Da Rabbi Gabriel noch immer schwieg, sagte der Prinz, und sein Lachen klang nicht ganz frei: „Er ist wohl der geheimnisvolle Fremde, von dem hier alles schwatzt? Er ist Alchimist, kann Gold machen, was?“

„Nein“, sagte Rabbi Gabriel, unerregt. „Ich kann kein Gold machen.“

Der Prinz hatte den Handschuh ausgezogen, wippte ihn gegen den Schenkel. Aus dem massigen, bartlosen Gesicht mit der kleinen, platten Nase starrten ihn unbehaglich die viel zu großen grauen Augen an mit traurigem, trübem Feuer. Er hatte sich den Magus ganz anders vorgestellt; er erinnerte sich des amüsierten Kitzels, mit dem er gewissen magischen Sèancen sonst beigewohnt hatte. Das hier war so dumpf, als wiche langsam die Luft aus dem Zimmer.

„Ich habe viel Interesse für alchimistische Experimente", sagte er nach einer Weile. Wenn Ihr zu mir ziehen wollt, nach Belgrad“, er gebrauchte jetzt das höflichere Ihr - ich bin nicht reich, Euer Neffe weiß das wahrscheinlich besser als ich, aber ein auskömmliches Jahrgehalt wird zu beschaffen sein.

“Ich bin kein Goldmacher", wiederholte der Kabbalist.

Wieder das Schweigen, das trist rinnend das Zimmer füllte, sich um die Menschen legte, ihre Sicherheit, Unbedenklichkeit wegdrängte. Plötzlich, mit einer jähen Bewegung, als wollte er Fesseln mit

Gewalt zerhauen, riss der Prinz die linke Hand hoch, dem Kabbalisten vors Auge.

„Aber das könnt Ihr mir nicht abschlagen, Magus!“ lärmte er mit einem bewölkten Lachen. „Sagt mir, was Ihr drinnen lest !" und drängte ihm die Handfläche vor das Gesicht. Es war eine merkwürdige Hand. Während ihr Rücken schmal, lang, behaart, knochig erschien, war ihr Inneres fleischig, fett, kurz.

Rabbi Gabriel hatte einen Blick auf die Hand nicht vermeiden können. Eine wilde, erschreckte Bewegung kaum unterdrückend, wich er einen halben Schritt zurück. Beklommenheit, grauer noch, enger, drückender nebelte herab.

„Sprecht doch!“ drängte der Prinz.

„Ich bitte Euch, erlasst es mir!“ entgegnete, kaum noch gefaßt, der Kabbalist.

„Wenn Ihr mir Schlechtes zu prophezeien habt, glaubt Ihr, ich falle in Fraisen wie eine blutarme Jungfer? Ich bin in hundert Schlachten gestanden, ich habe mich übers Sacktuch duelliert, der Tod ist mir um Fingerbreite vorbeigepfjffen.“ Er versuchte zu lachen. Glaubt Ihr, ich kann’s nicht hören, wenn ein alter Jud mir Unheil wahrsagt ?"

„Ich bitte Euch, erlasst es mir!“ sagte der Kabbalist. Er hob nicht die Stimme, aber seine Augen schauten, vereiste Seen, auf den Prinzen, daß der einen Augenblick kein Wort fand. Scharf, tief, kurz zackten die drei Furchen in die breite Stirn des Rabbj wie ein fremder, unheimlicher Buchstab. Aber da sah der Prinz den Süß, der gespannt und verängstigt zurückgewichen war, und er bäumte hoch, daß er so lächerlich und klein vor dem Alten stehe, und, ihm nochmals die Hand vor die Augen drängend, schrie er herrisch: „Rede!“

Rabbi Gabriel sagte, und sein mürrischer Alltagston fiel unheimlicher in die Erregung des Prinzen, als alle großen Gesten und magisches Gewese es hätten tun können:

„Ich sehe ein Erstes und ein Zweites. Das Erste sag ich Euch nicht. Das Zweite ist ein Fürstenhut.“

Der Prinz, verblüfft, lachte durch die Nase.

„Mille tonnerre! Ihr gebt’s dick, Herr Magus. Nicht so obenhin wie sonst ein Chiromant und Astrologus: großer Glanz und Gloire oder so. Sondern rund und nett und klar ein Fürstenhut. Kotz Donner! Da kann sich mein Vetter freuen.“

Rabbi Gabriel erwiderte nicht. „Ich reise heute abend“, wandte er sich an Süß. „Es bleibt bei dem, was ich dir sagte.“ Er neigte sich vor dem Prinzen, ging.

Er ist nicht sehr höflich, Sein Oheim", sagte Karl Alexander zu Süß und versuchte, seine Betreteriheit zu zerlachen.

„Sie müssen ihn entschuldigen, Hoheit", beeilte sich der Jude zu erwidern und mühte sich, auch er, seiner Erregung Herr zu werden. Er ist knurrig und ein Sonderling. Und wenn auch seine Manier zu beklagen und zu tadeln ist“, schloss er, wieder beherrscht und der Alte, „was er zu sagen hatte, war um so erfreulicher.“

„Ja“, meinte der Prinz, vor sich hinschauend und mit dem Degen Linien des Fußbodens nachzeichnend, „aber das, was er verschwieg.“

„Er hat so seine Kauzgedanken“, beschwichtigte Süß. „Was er für wichtig hält und für ein großes Malheur, darüber lacht unsereiner, der das Leben anschaut, wie es wirklich ist. Ein Fürstenhut ist was Reales. Das Unheil, von dem er nichts verraten wollte, ist sicher Geträume für unsereinen und überhirnisch Zeug.“

„Der Fürstenhut!“ lachte der Prinz. „Sein Oheim sieht bedenklich weit. Vorläufig lebt mein Vetter noch und dann sein erwachsener Sohn und denken nicht daran, um die Ecke zu gehen. Hat vielmehr mit seiner Frau Herzogin Friede geschlossen, daß er ihr noch mehr lebendige Kinder mache.“ Der Prinz stand auf, streckte sich.

„Ho, Jud! Will Er mir eine Hypothek geben auf den württembergischen Thron?“ Und schlug ihn laut lachend auf die Schulter. Süß schaute ihm ehrerbietig ins Auge: „Ich stehe Eurer Hoheit zur Verfügung mit allem, was ich habe. Mit allem, was ich habe", wiederholte er.

Der Prinz hörte zu lachen auf und schaute den Finanzmann an, der sehr ernst und mit größerer Ehrfurcht noch als sonst vor ihm stand. „Genug der Spaß!“ sagte Karl Alexander plötzlich, rückte die Schultern als würfe er etwas Fremdes und Lästiges von sich, und strammte sich. „Die kleine Kosel hat mich um türkische Schuhe gebeten“, sagte er dann in seinem alten Ton, „mit kleinen blauen Steinen. Schaff Er sie mir, Jud! Und das Beste!“ Und während er hinausging, leicht hinkend: „Aber daß Er mich nicht mehr bescheißt als um drei Dukaten.“ Und er lachte schallend.

Rabbj Gabrjel verließ Wildbad mit der gewöhnlichen Post. In seinem soliden, etwas altfränkischen Rock, wie man ihn in Holland

vor zwanzig Jahren getragen hatte. Dicklich, den Rücken leicht rund, sah er aus wie ein verdrießlicher Bürger oder wie ein mürrischer hoher Beamter. Bevor er kam, hatte in der Postkutsche muntere Unterhaltung geflattert, jetzt saß man stumm und ungemütlich und Rabbi Gabriels Nachbar rückte unmerklich von ihm ab. Kaum aus dem Ort, begegnete die Post einer prunkhaften Reisegesellschaft Es war der Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis, der Regensburger der mit Glanz und großer Suite das Waldschlösschen Eremitage bezog, daß er gemietet hatte. Der Fürst, ein feiner, älterer Herr, der Schädel lang, sehr aristokratisch, an den Kopf eines Windhundes gemahnend, Witwer, war begleitet von seiner einzigen Tochter, Marie Auguste. Die Prinzessin, über Deutschland hinaus um ihre Schönheit gefeiert, auf zahllosen Bildern, Pastellen Bewunderer lockend, saß neben ihrem Vater mit der gewohnten Teilnahmslosigkeit der schönen Frau, die weiß, daß viele Augen jeder ihrer Bewegungen folgten. Mit lässiger Neugier schaute sie in den besetzten Postwagen, und ihr kleines, leicht spöttisches, hochmütig liebenswertes Lächeln verflog nicht vor dem Blick des Kabbalisten.

Ihr Vater hatte ihr in seiner sachten Art Andeutungen gemacht, in Wildbad werde sie wichtige und, wie er hoffe, angenehme Entscheidungen zu treffen haben. So fuhr sie jetzt in der blinkenden Kutsche, bereit, zu jedem Erlebnis lieber ja als nein zu sagen, jung, lässig und doch hungrig. Unter strahlend schwarzem Haar äugte klein, ziervoll, eidechsenhaft das Gesicht, von der matten Farbe alten, edlen Marmors, spitz zulaufend, langäugig, klare, leichte Stirn, feine, gegliederte Nase, klein, geschwellt, spöttisch der Mund. Die Damen in Wildbad waren erbittert über die neue Gästin. Die Prinzessin von Kurland, die Tochter des Gesandten der Generalstaaten, an die Wand gedrückt, verzogen hochmütig die Lippen und fanden die Thurn und Taxis männersüchtig und kokett. Die aber ging, den kleinen, ziervollen Kopf sehr hoch, mit lässigem, schwer deutbarem Lächeln ihre Straße, die gesäumt war von Bewunderern.

Der erste Abend, an dem die Prinzessin Marie Auguste in Gesellschaft erschien, war ein guter Abend für Josef Süß. In betontem Gegensatz zu den andern Herren machte er nicht den leisesten Versuch, den Regensburger Fürstlichkeiten vorgestellt zu werden. Während etwa der junge Lord Suffolk durch seine starre, großäugige, verblüffte Verliebtheit lächerlich wurde, hielt sich Süß

an die jetzt vernachlässigten Damen, denen er bisher gehuldigt und bei denen er heute in doppelter Gnade stand. Selten nur und wenn es seine Damen nicht bemerken konnten, flogen seine großen, braunen Augen zu der Prinzessin, dann aber starrte aus seinem sehr weißen Gesicht so hemmungslos ergebene Bewunderung, daß Marie Auguste den stattlichen, eleganten Herrn mit ungenierter Neugier auf und ab sah. Im übrigen schritt sie mit ihrem leisen, erregenden Lächeln ziervoll und ein wenig spöttisch durch die Huldigungen des Abends.

Der sonst Gipfel solcher Feste war, und auf den man ihre Spannung gelenkt hatte, Karl Alexander, Prinz von Württemberg, Kaiserlicher Feldmarschall, Held von Belgrad, Peterwardein und sonst vieler Schlachten, blieb wider Erwarten dem Abend fern. Grimmig saß er in seinem Zimmer beim Sternwirt, allein, auf dem Tisch eine einzige Kerze. Er saß im Schlafrock, den verwundeten gichtigen Fuß, der heute besonders schmerzte mit Tüchern umwickelt, er saß vor Flaschen und Karaffen. Aus dem Dunkel tauchte zuweilen Neuffer der Kammerdiener, das Glas aufzuschenken und im Schatten hockte der Schwarzbraune. Der Prinz saß, soff, fluchte. Am Nachmittag, mit der gewöhnlichen Briefpost, hatte er ein Schreiben des parlamentarischen Ausschusses erhalten, das nackt und ohne Umschweife sein Gesuch um ein Darlehen ablehnte.

Karl Alexander schäumte. Er wusste sich populär im Herzogtum, sein Bild hing in zahllosen Stuben, das Volk schrie ihm Hoch. Und nun schickten ihm diese Canaillen vom Parlament, diese ausgefressen Rotzbuben und hochnäsige Populace einen solchen Dreck und Geschmier.

Er riss die Felle weg, mit denen Neuffer ihm den Fuß umwickelt stapfte auf und nieder. Da hatte ihm dieser alte Jud eine Krone geweissagt. Der Scharlatan! Eine nette Krone! Ein Lump und hergelaufener Bettler war er, dem die Bande einen solchen Scheißbrief hinzuschmeißen wagte. Er lärmte so grausam und lästerlich, daß der vom Fest heimkehrende Süß tief erschreckt noch in der Nacht den Kammerdiener befragte, was denn los sei. Aber Neuffer, der den Juden nicht leiden konnte, wich aus.

Andern Tages, gegen Mittag, er hatte schon zweimal vergeblich angefragt, machte Süß dem Prinzen seine Aufwartung. Er trat behutsam ins Zimmer, er trug neue Strümpfe von besonderer Art, die er dem Prinzen zeigen wollte; Seine Hoheit hatten immer für

modische Dinge großes Interesse. Auch wollte er ihm von dem gestrigen Fest erzählen. Aber so grimmig hatte er ihn nie gefunden. Nackt und mächtig stand er da, während Neuffer und der Schwarzbraune ihn mit Kübeln Wassers übergossen und immer wieder abrieben. Er schmiss ihm den Brief der Landschaft hin, und während Süß geduckt und hurtigen Auges ihn überflog, polterte er triefend, prustend auf ihn ein:

„Ein netter Magus, Sein Oheim! Mit dem hat er mich sauber angeschmiert! Schaut gut aus, meine Krone!“

Süß war ehrlich erbittert über die grobe Ablehnung der Landschaft und schickte sich an, dem Prinzen in gewandten Worten seine zornige Verachtung solcher Flegelei und seine tatbereite Ergebenheit zu versichern. Aber der Prinz, gereizt gegen jedermann, wie er den Süß elegant, mit dem gemeinen Brief in der Hand stehen sah, befahl plötzlich:

„Neuffer! Otman! Tauft’s den Juden! Er soll schwimmen lernen!“ Und der Kammerdiener und der Schwarzbraune gossen sogleich in mächtigem Schwall das Waschwasser gegen Süß, kläffend drang der Hund des Prinzen auf ihn ein, und der Jude retirierte eilends und erschreckt, die Hosen und die neuen Strümpfe patschnass, die Schuhe verdorben, hinter ihm das schallende Lachen des Prinzen und der Diener.

Süß nahm es dem Feldmarschall nicht weiter übel. Große Herren hatten solche Launen, das war nun einmal so. Und während er die nassen Kleider wechselte, überlegte er, er werde sich das nächste Mal ebenso höflich präsentieren, ja noch devoter als bisher, und vermutlich besser aufgenommen werden.

Am gleichen Tag traf der würzburgische Geheimrat Fichtel ein. Der unscheinbare Mann mit dem kleinen, klugen Gesicht suchte noch am Nachmittag den Prinzen auf. Ja, am Würzburger Hof wusste man bereits von der unvermuteten und ganz besonderen Insolenz der Landschaft. Der Herr Fürstbischof sei tief ergrimmt und voll Verachtung für solch erbärmliche und freche Knauserei. Aber sein Herr habe in seiner Weisheit ein anderes Heilmittel gefunden das der Not des Prinzen abhelfen könne und der arroganten Populace zum Exempel und großem Ärger dienen werde. Bevor er sich aber weiter explizierte, bat er um gnädige Erlaubnis sich den Kaffeetrank bereiten zu dürfen, den er gewohnt war. Als er dann, neben dem Stattlichen Prinzen doppelt unscheinbar, vor der heißen schwarzen Brühe saß, setzte er sacht und sachlich das Heiratsprojekt mit der

Thurn- und Taxisschen auseinander, der schönsten Prinzessin im Rörnischen Reich und immens begütert. Desgleichen werde sich eine insolente und rebellantische Landschaft gelb ärgern, wenn der Prinz katholisch werde. Der Herr Fürstbischof sei selbstverständlich bereit, dem Prinzen auszuhelfen auch wenn er die Mariage ausschlüge. Aber er halte diese Lösung für die beste und gönne Seiner Hoheit von Herzen das viele Geld und die schöne Frau und der Landschaft den schönen gelben Ärger. Und der Geheimrat trank in behaglichen kleinen Schlucken seinen Kaffee.

Karl Alexander, wie er allein war, stapfte auf und nieder, den Schädel noch benommen von dem einsamen Gelage der Nacht, atmete, fuhr sich durch das starke blonde Haar. Schau an die Füchse! Katholisch wollten sie ihn haben! Der Schönborn, der Friedrich Karl, der gute, lustige, freundhafte Kumpan. So ein Fuchs! Er lachte. Kotz Donner! Ein exzellenter Spaß. Die weitaus mehreren hohen Offiziere waren katholisch, die Katholiken waren die besseren Soldaten. Er für sein Teil dachte seit Venedig sehr frei in Religionssachen, die katholische Messe hatte ihm immer gefallen, für den Soldaten war das Katholische mit seinem Weihrauch und Skapulieren eigentlich das Passendere. Und wenn er seinen Freunden in Würzburg und Wien damit einen Gefallen tat, so besser. Sich tat er jedenfalls keinen Tort damit. Eine schöne, reiche Prinzessin. Zu Ende das ewige blödsinnige Lamento und Abschinderei um den Taler. Und der herrliche, exzellente Possen, den er der aufsässigen Landschaft spielte. Kreuztürken! Anschauen wird er sich die Regensburgerin auf alle Fälle.

Als Süß kam, den Tag darauf, rief er ihm schallend in guter Laune entgegen: „Bist trocken, Jud? Ist die Taufe gut bekommen ?“ „Ja“, erwiderte Süß, „wenn Euer Hoheit Ihren Spaß daran gehabt haben.“ „Wenn ich jetzt dreißigtausend Gulden verlang, würdest sie mir geben?“ „Befehlen Sie!“ „Und würdest mir die Gurgel zudrücken, daß ich Blut schwitz! Ho! Ich hab jemand, der gibt mir das Geld ohne einen Heller Zins!“ „Sie wählen sich einen andern Geldmann ?" fragte erschrocken der Jude. „Nein“ lachte behaglich der Prinz. „Fürs erste brauch ich dich mehr als je. Ich will noch wenigstens zwei Wochen bleiben; aber ich möchte heraus hier aus dem Loch von Gasthof. Miet Er mir die Villa Monbijou! Installier Er sie, daß man in Versailles nicht daran mäkeln kann, mit Möbeln und Livree. Ich ernenne Ihn zu meinem Hoffaktor und

Schatullenverwalter.“ Süß küsste dem Prinzen die Hand, dankte überschwenglich.

Karl Alexander schickte den Schwarzbraunen nach dem Schlösschen Eremitage, zu fragen, wann er aufwarten dürfe. Fuhr dann, so kurz der Weg war, in seiner soliden Kutsche vor, die trotz der neuen Lackierung noch reichlich altmodisch aussah; den Neuffer und den Kutscher aber hatte Süß bereits in neue Livree gesteckt. Auf Eremitage wurde der Feldmarschall mit größter Aufmerksamkeit empfangen. Außer dem Fürsten und Marie Auguste war noch der erste Thurn- und Taxissche Intendant anwesend und der Geheimrat Fichtel. Franz Anselm von Thurn und Taxis war ein alter, erfahrener Herr. Wohlwollend, heiter, neugierig, von umständlichen, sehr guten Manieren liebte er Gesellschaft, medisierte gern und glaubte an nichts und niemand. Man hatte so viele gemeinsame Bekannte, am Wiener Hof, in Würzburg, in der Armee, im internationalen Adel. Der Fürst machte kleine, boshafte Anmerkungen, Karl Alexander sprach viel und lebhaft, stimmte bei, nahm in Schutz. Der Fürst hielt den feinen, langen Windhundschädel höflich hingeneigt, hörte aufmerksam zu. Karl Alexander gefiel ihm. Gewiss, er war etwas plump und erhitzte sich, was man nicht soll; auch hatte er wenig Urteil. Aber er hatte Temperament und, mon Dieu, er war Feldmarschall, war Held, man verlangte Siege von ihm, keinen Verstand.

Marie Auguste sprach zunächst wenig. Sie saß da, sehr fürstlich in dem taubengrauen Samtkleid, mit den kleinen, fleischigen, gepflegten Händen artig und preziös, wie es die Sitte vorschrieb, die obersten Falten des mächtig ausschweifenden Rockes haltend. Mit dem matten Glanz alten edlen Marmors leuchteten unter Spitzen Brust und Nacken, hob sich der schlanke Hals. Klein, ziervoll, eidechsenhaft äugte unter strahlend schwarzem Haar das pastellfeine Antlitz. Mit unversteckter, wohlgefälliger Neugier beschaute sie den Prinzen, der neben dem schlanken Vater ungeheuer breit und männlich wuchtete.

Der Geheimrat Fichtel sprach von einem Bravourstück Karl Alexanders. Marie Auguste erzählte, und schaute den Prinzen an, von einer welschen Opera in Wien, die sie gesehen, der Held Achilles, wo Achilles, nachdem er die Leiche geschleift, etliches sehr Edles gesungen habe. „Ja“, bemerkte der Fürst, „in der Antike war man überhaupt edel.“ Karl Alexander meinte, er handle nach dem Gefühl des Augenblicks und glaube nicht, daß er viel Anlage

zum Edelmut habe. Worauf die Prinzessin, die Augen fest auf dem Errötenden lächelte, es sei ja auch gar nicht von ihm die Rede gewesen. Und alle lachten.

Es wurden eisgekühlte Getränke gereicht, für den leinen Würzburger Geheimrat Kaffee. Dem blonden Württemberger gefiel die schwarze Prinzessin ausnehmend. Mille tonnerre! Wenn die in dem weiten Belgrader Schloss einem Ball präsidierte, da würden sie Augen machen, Türken und Ungarn und all das wilde Volk da unten. Das war eine Gouverneurin, mit der man Staat machen konnte, in Wien und überall. Und wo sie noch dazu die Dukaten mitbrachte, das wüste Belgrader Schloss zu renovieren. Ein Fuchs der Würzburger, der Schönborn, und ein Freund, Kreuztürken, wirklich ein Freund und guter Kumpan, ihm so was zuzuschanzen. Und die war nicht nur repräsentativ. Ein Racker, da kannte er sich aus. Die Augen, der Mund! Das war was fürs Bett. Er strahlte übers ganze Gesicht und musste an sich halten, nicht mit der Zunge zu schnalzen. Die war anders als die saure Durlacherin, die Frau seines Vetters, des Herzogs. Da brauchten sich nicht erst Kaiser und Reich bemühen, daß man der Kinder mache. Und wie gescheit sie schwatzen konnte! Wie sie züngelte, der Racker, und ihn aufzog und die Augen fließen ließ! Das wird gute Bilder geben, er und die da. Da wird Eberhard Ludwig Augen machen. Er, Karl Alexander, brauchte sich keine kostspielige Hure zuzulegen. Sein legitimes Weib wird schöner sein und ein besserer Bettschatz als die teuerste welsche Mätresse, und ihm den Beutel füllen, nicht leeren. Und das Parlament! Diese verfluchte Bürgercanaille! Er musste hochatmen vor geschwellter Befriedigung. Krank, gelb und krank werden sie sich ärgern. Da lohnte es sich, katholisch zu werden. Er schaute Marie Auguste an, der Fürst sprach gerade mit den beiden andern Herren, er schaute sie an mit dem einschätzenden, gewalttätigen, leicht verwilderten Blick des Soldaten, der eine Frau ohne große Umstände aufs Bett zu werfen pflegt, und die Prinzessin tauchte ein in diesen Blick mit ihrem kleinen, schwer deutbaren Lächeln.

Als er ging, war Karl Alexander fest entschlossen Katholik zu werden. Josef Süß hatte das Schlösschen Monbijou mit großem Aufwand installiert, vor allem war er stolz auf die kleine Galerie und den anstoßenden gelben Salon. Den hatte freilich eigentlich Nicklas Pfäffle aufgetrieben, der dick und phlegmatisch Händler und Handwerker in weitem Umkreis hatte. So spreizte sich das neue Hotel des Feldmarschall, in großer Pracht, und der Prinz haute den

Süß auf die Schulter: „Er ist ein Hexer, Süß. Und um wieviel bescheißt Er mich bei dem Handel?“ Der Braunschwarze nahm sich trefflich aus in diesem Rahmen, der Prinz glänzte Zufriedenheit und selbst Neuffer, der einen Pik auf den Juden hatte, musste zugeben, daß er es nicht besser hätte machen können. Auch der Geheimrat Fichtel, dem Karl Alexander das neue Logis zeigte, bevor er darin die erste Fete gab, machte viel Rühmens. Im Stillen aber fand er an allem einen Stich ins Überladene, Parvenuhafte, und er veranlasste den Prinzen, da und dort etwas wegnehmen zu lassen. An seinen Herrn, den Fürstbischof, berichtete er, der Prinz habe sich von einem Hebräer einrichten lassen; so sei es kein Wunder, daß er etwas östlich installiert sei, und daß sein Wildbader Schlösschen mehr nach Jerusalem als nach Versailles schmecke.

Ähnliche Empfindungen hatte der alte Fürst Anselm Franz an dem Festabend den Karl Alexander gab. Der alte Fürst, der Wert auf gutes Aussehen legte, war freilich auch gereizt, weil er einen blassgelben Rock gewählt hatte, der sich in dem blassgelben Hauptsaal von Monbijou nicht gut ausnahm. Karl Alexander hatte zu einer kleinen Spieloper eingeladen: Die Rache der Zerbinetta, da er wusste, Marie Auguste habe Freude an Komödie, Musik, Ballett. Süß musste durch seine Mutter, die in Frankfurt lebte und noch viele Beziehungen zu Theaterleuten hatte, die kleine Truppe in aller Eile aus Heidelberg zusammenstapeln. Die Gesellschaft war klein und glänzend. Der Prinz wollte erst den Süß ausschließen, aber den hungrigen und ergebenen Hundeaugen seines Faktors hatte schließlich seine Gutmütigkeit nicht standhalten können, zum großen Ärger Neuffers war der Jude erschienen. In hirschbraunem, silberbesticktem Rock, gewandt und glücklich, glitt er zwischen den Gästen herum.

Wie aber prangte, weinrot in Atlas und Brokat, Marie Auguste. Die Schärpe des Thurn- und Taxisschen Hausordens schlang sich stolz um ihre Brust, an den Puffärmeln trug sie in Demanten den auszeichnenden Stern, den ihr der Kaiser anlässlich eines Patronats verliehen. Sie sprach wenig. Aber die Prinzessin von Kurland, wie die Tochter des Gesandten der Generalstaaten - beide hatte sie mit devotester Liebenswürdigkeit als die Älteren begrüßt - glaubten in allen Ecken immer nur ihre lässige, kindliche Stimme zu hören. Sie schworen sich zu, in keiner Gesellschaft mehr zusammen mit der Regensburgerin zu erscheinen, überhaupt werden sie Wildbad in den nächsten Tagen schon verlassen. Unabhängig voneinander fassten sie

diesen Entschluss, und Süß versicherte jede der beiden Damen mit den nämlichen Worten seiner Untröstlichkeit. Man unterhielt sich über die neueste Nachricht, die von Stuttgart gekommen war: die Herzogin glaubte sich wieder schwanger zu fühlen. Hebammen und Ärzte bestärkten sie in diesem Glauben, das Konsistorium ordnete bereits Gebete für sie an, und Neugierige beschauten sich den Hagedorn in Einsiedel, welchen einst Eberhard im Barte gepflanzt hatte nach seiner Rückkehr aus Palästina und der jetzt unerwartet neue Triebe bekam. Ein glückliches Zeichen! Der Geheimrat Fichtel riss ein paar derbe, zotige Witze über den armen Eberhard Ludwig und seine sauren vom Kaiser befohlenen Bettfreuden Er stellte drastische Vergleiche an zwischen der Herzogin und der abgeschafften Grävenjz. Die Herren in der Ecke um den Geheimrat pruschten heraus, das Gesicht des Fürsten war voll von lüsternen Fältchen. Die Damen erkundigten sich nach dem Grund der fröhlichen Laune. Süß übermittelte Gekicher. Man hänselte den Juden wegen der Triebe des palästinensischen Hagedorns. Dröhnendes Gelächter. Selbst das schwer deutbare Lächeln auf dem Pastellgesicht Marje Augustens löste sich in herzhaft lauten Schall. Karl Alexander höhnte: „Ein feiner Magus, dein Oheim! Der Erbprinz glücklich verheiratet, der alte Herzog setzt einen zweiten Erben in die Welt. Da hast du mich fein angeschmiert mit deinem Zauberonkel.“ Marie Auguste hatte niemals so in der Nähe einen lebendigen Juden gesehen. Mit gruselnder Neugier erkundigte sie sich: „Schlachtet er Kinder ab?“ „Nur ganz selten“, tröstete der Geheimrat Fichtel, „im allgemein hält er sich lieber an große Herren.“ Süß drängte sich mit kluger Taktik so wenig wie möglich in ihren Bereich und begnügte sich, sie mit seinen heißen, gewölbten Augen aus ehrfürchtiger Ferne zu bewundern. Nach der Oper ließ sie sich ihn vorstellen. Seine hemmungslose Ergebenheit schmeichelte ihr. „Er ist ganz wie ein Mensch“, sagte sie verwundert zu ihrem Vater. Karl Alexander gewann bei ihr durch seinen netten, galanten Hof- und Leibjuden Ja, noch in die Erregung seines ersten Kusses hinein, während er noch erfüllt war von der Wärme ihres kleinen und üppigen Mundes, lächelte sie, sich das Kleid zurechtstreichend: „Nein, was Euer Liebden für einen amüsanten Hofjuden haben!“ Damit kehrten sie aus dem kleinen Kabinett in den Hauptsaal zurück. Der Prinz hatte übrigens, ohne daß er es recht wusste, das dunkle Gefühl, dieser wilde und kennerische Kuss sei nicht ihr erster gewesen.

11.

Im Elfer-Ausschuss des Parlaments war man schlechter Laune. Die Schwangerschaft der Herzogin hatte sich als Irrtum herausgestellt, und jetzt kam noch obendrein die Meldung von des Prinzen Karl Alexander bevorstehender Vermählung mit einer Katholischen und seinem Übertritt – Rücktritt hatten es in frecher Weise die Jesuiten genannt – in die römische Kirche. Wollte man ehrlich sein, so musste man sich sagen, daß man an diesem höchst ärgerlichen Religionswechsel des populärsten Mannes im Herzogtum nicht ganz unschuldig war. Im Elfer-Ausschuss schimpfte man zunächst ein Breites, Grobes, Blödes auf den Prinzen. Endlich machte Johann Heinrich Sturm, der Präsident und Erste Sekretär, ein ernsthafter, bedachter, ruhevoller Mann, dem ziellosen, unsachlichen Geschimpfe ein Ende und fragte nach positiven Vorschlägen. Der grobe Bürgermeister von Brackenheim erklärte geradezu, eigentlich sei Weißensee an allem schuld, und es sei seine verdammte Pflichtigkeit, das Verrenkte wieder gerad zu machen. Weißensee, lächelnd und beiläufig, fand, es sei nicht viel verrenkt. Nachdem der Prinz so auf eins, zwei habe konvertieren können, sei wohl für den rechten Glauben wenig an ihm verloren. Aber der grobe Brackenheimer beharrte: wenn auch das Herzogspaar, Gott sei Dank, noch rüstig sei und der Aussicht auf Nachfahrenschaft nicht beraubt, wenn auch der Erbprinz da sei und gesund, nachdem Rom Politik auf so weite Sicht mache, müsse man rechtzeitig Gegenminen legen. Warum nicht? meinte leichthin Weißensee. Man könne sich ja, durchaus unverbindlich und heimlich, ins Benehmen setzen mit des Prinzen Bruder Friedrich Heinrich. Für alle Fälle nur, akademisch mehr. Von diesem frommen und sanften Herrn drohe weder evangelischer noch ständischer Freiheit die geringste Gefahr. Beklommenheit, Schweigen, Bedenken auf den Elf. Roch das nicht ein bisschen nach Hochverrat? Akademisch nur, gewiss, für alle Fälle nur, unverbindlich nur. Immerhin. Der geschmeidige Weißensee, immer sacht und beiläufig, explizierte weiter. Belgrad

sei weit, es handle sich ja nur um Theoretisches, um Sicherungen für Eventualia, Problematisches Selbstverständlich dürfe Geschriebenes nicht aus der Hand gegeben werden. Und das Corpus Evangelicorum habe man auf seiner Seite. Die Schädel stierten, schwer, unbehaglich. Auch schon die entfernteste Möglichkeit eines katholischen Herzogs schien unfassbar, unerträglich, machte krank. Ein katholischer Fürst war nicht anders denkbar denn als Despot, als Tyrann. Und dieser gar mit seinen Beziehungen zum Wiener Hof, dem Erzfeind aller Religionsfreiheit, jeder parlamentarischen Selbständigkeit. Die schönen Freiheiten! Sie, Elf, die da saßen, rieten, tagten, sie waren diese Freiheit. Sie waren bedroht, sie selber, sie persönlich durch den katholischen Prinzen. Man beschloss, Weißensee solle mit dem Bruder des Feldmarschalls verhandeln, mit dem sanften, protestantischen, ungefährlichen Prinzen Friedrich Heinrich. Aber ganz privatim und ganz unverbindlich und in aller, aller Heimlichkeit.

In Regensburg, im Dom, bei der Trauung Karl Alexanders, Geläut, Weihrauch, eine glänzende Versammlung. Der Kaiser hatte einen Abgesandten geschickt, der päpstliche Nuntius Passionei war da mit einem Handschreiben des Heiligen Vaters, der Fürstbischof von Würzburg, die besten Repräsentanten der kaiserlichen Armee, unter ihnen Karl Alexanders vertrautester Freund, der General Franz Josef Remchingen, der Jesuitenzögling, wulstiges, gewalttätiges Gesicht, weinselig leuchtend unter der weißen Perücke. Kein schöneres Brautpaar im Römischen Reich. Der Prinz ragend wie eine Zeder, prunkend mit dem Stab des Feldmarschalls, dem Orden des Goldenen Vlieses. Marie Auguste, den kleinen, ziervollen Kopf leuchtend im Glanz alten edlen Marmors über weißem Atlas und Brokat, um die Brust die Schärpe des Thurn- und Taxisschen Hausordens, an den Puffärmeln in blassem Gold den Stern des Kaisers, im Ausschnitt das Kreuz des päpstlichen Ordens. Weich federnden Schrittes, unter der Brautkrone, einem Wunderwerk der Juwelierkunst, zu dem Süß die einzelnen Teile überall aus Europa zusammengestöbert, trug sie ihr junges, schwer deutbares Lächeln in den Dom. Höchst unbefangen war sie und eher geneigt, in all der Feierlichkeit und Gravität überall einen Rest von Komik zu erspähen. Mit der lässigen Neugier ihrer fließenden Augen musterte sie die Gäste, und während der Bischof sie feierte, daß sie den großen Türkensieger, den Löwen in der Schlacht, dem christ-katholischen Glauben rückgewonnen habe, dachte sie, daß sicher der

Geheimrat Fichtel sich während des ganzen Banketts nur auf seinen Kaffee freuen werde. Und wie komisch es sei, daß jetzt der Jude feierlich im Dom stehe. Er sei übrigens ganz nett und amüsant und gar nicht werwolfartig, wie sie sich ursprünglich die Juden vorgestellt. Eigentlich seien seine Manschetten sogar mehr , à la mode wie die ihres Mannes. Und es flackerten feierliche Kerzen, es brauste die Orgel, es wölkte der Weihrauch, es leuchteten selige Knabenstimmen zum Himmel. Andern Tages noch, während Trompeten aus Silber zum Bankett riefen, bestiegen die Neuvermählten die Jacht, die sie die Donau hinunterführen sollte, ein Geschenk des Fursten. Sie reisten mit großem Hofstaat, Jägern, Dienern, Heiducken, Zofen. Am Kiel hockte, die Beine gekreuzt, Otman, der Schwarzbraune, starrte aus uralten, grundlosen Tieraugen die Donau hinunter. Am Ufer standen der Fürst, der Würzburger Bischof, der Geheimrat Fichtel, weiter rückwärts zwischen ihnen und der Dienerschaft Josef Süß. Leichter Wind wehte, die Luft war hell und anregend, man war fröhlich gelaunt. Scherzworte flogen zum Ufer und zurück, während die Anker heraufgeholt wurden. Marie Auguste stand in einem hellen, heitern Reisekleid, beschattete die Augen, schaute auf den weichenden Hafen. Der Fürst und der Geheimrat hatten sich schon zuruckgewandt, das letzte, was sie sah, war das schlaue, zufriedene Antlitz des Jesuiten und, elegant und in einer Haltung hemmungsloser Ergebenheit, der Jude.

„Ich hätte nie geglaubt“, lächelte sie zu Karl Alexander, „daß jemand so elegant sein könnte und dabei so demütig wie dein guter Jud.“

„Der gute Jud " lachte dröhnend der Prinz. Städte und Dörfer könnte man sich kaufen um das, was der uns beschissen hat.“ Und auf ihr erstauntes Gesicht erklärte er sachlich: „Das ist sein gutes Recht. Dafür ist er ein Jud. Aber er ist sehr verwendbar“, fügte er voll Anerkennung hinzu; er schafft alles, Juwelen, Möbel, Dörfer, Menschen. Sogar Alchimie und schwarze Kunst.“ Lachend erzahlte er ihr die Geschichte von Rabbi Gabriel. „Da hat er mich schön beschissen, dein guter Jud. Eine Krone! Da sind noch zwei dazwischen. Der Erbprinz ist pudelgesund. Auf der Jagd war er, wie er mir seinen Gratulationsbrief schrieb. Und der Herzog, ob seine Herzogin noch so sauer ist, wenn’s der Teufel will, kann sie doch Kinder kriegen wie Kaninchen.“ Und er lachte schallend und tätschelte ihre Hand, während das Schiff in leichtem Wind zwischen heiteren Ufern die blaugrünen Wellen hinunterglitt. Vorne hockte reglos der Schwarzbraune und starrte über den Kiel nach Osten. In

den Augen der Prinzessin waren die letzten Bilder der Heimat, das schlau-fröhliche des Jesuiten und das servil-elegante des Juden. Noch bevor sie an der serbischen Grenze waren, erreichte sie eine Staffette des Süß. „Er hat es wichtig, dein Jud“, lächelte Marie Auguste. „Was hat er denn so eilig zu verkaufen ?“ Karl Alexander riss die Depesche auf, las. Der Erbprinz war gestorben, unvermutet, während der Stuttgarter Hof einen Ball hielt. Er reichte das Papier der Prinzessin. Das Blut schoss ihm zu Kopf, er hörte eine knarrende, misslaunige Stimme, sah durch sein tanzendes Blut über trübgrauen, steintraurigen Augen drei kurze, tiefe Furchen, drohend, unheimlich wie ein fremder, verschlossener Buchstab.

ZWEITES BUCH / DAS VOLK

12.

Zweiundsiebzig Städte zählte das Herzogtum Württemberg und vierhundert Dörfer. Getreide wuchs, Obst, Wein. Ein schöner edler Garten im Römischen Reich hieß das Herzogtum. Bürger und Bauern waren heiter, gesellig, willig, geweckt. Geduldig nahmen sie das Regiment ihrer Fürsten hin. Hatten sie einen guten Fürsten, so frohlockten sie; war er schlecht, so war dies Fügung des Himmels, Züchtigung des Herrgotts. An zehn Goldgulden zinste jeder Württemberger, Mann, Weib, Kind, den herzoglichen Renteien. War der Herzog gut, war der Herzog schlecht, Sonne kam und Regen kam, Weizen wuchs, Wein wuchs, gesegnet lag das Land. Aber Fäden spannen sich von allen Seiten, Hände langten, Augen gierten, von allen Seiten wob sich Gespinst über das Land. In Paris saß der fünfzehnte Ludwig und seine Minister. Ein Stück Württemberg, die Grafschaft Mömpelgard war von seinem Gebiet eingezirkelt, er wartete nur darauf, sie zu verschlucken. In Berlin saß die Gräfin, zettelte mit der Reichsritterschaft, suchte hier und dort noch Letztes zu erquetschen, in Frankfurt und Heidelberg lauerten Isaak Landauer und Josef Süß, dem Herzogtum ihre Schrauben anzusetzen, der Staatssekretär des Papstes wob Fäden von Rom nach Würzburg zum Fürstbischof, das Land der Mitra zu unterwerfen. In Wien die kaiserlichen Räte ertüftelten von dem Erbprinzen, dem Katholiken, Feldmarschall des Kaisers, neue Verträge, Bindungen von Stuttgart nach Wien, in Regensburg der alte Fürst Thurn und Taxis blinzelte herüber, und in Belgrad der Feldmarschall Karl Alexander und Remchingen, sein Freund und General, wogen große Pläne. Sie alle saßen, warteten im Kreis, beschielten sich misstrauisch, warfen ihre großen, stummen Schatten über das Land. Und Sonne kam, Regen kam. Weizen wuchs, Obst, Wein. Das Land lag gesegnet.

In den ersten Novembertagen starb so jäh, wie er zumeist beschlossen und gewirkt und gelebt hatte, Eberhard Ludwig, von Gottes Gnaden Herzog zu Württemberg und Teck, der römischen

kaiserlichen Majestät, des Heiligen Römischen Reiches und des löblichen schwäbischen Kreises Generalfeldmarschall, auch Oberster über drei Regimenter zu Roß und zu Fuß. Auf mächtigem Katafalk lag er nun, das Gesicht bläulichgelb vom Stickfluss, in großer Uniform mit vielen Orden, daraus der dänische Elefantenorden und der preußische Schwarze Adler hervorprunkten, viele Lichter um ihn, zu Häupten und zu Füßen auf Totenwacht zwei Leutnants. Kümmerlich hockte in dem großen, schweigenden Raum, verstaubt und sauer Johanna Elisabetha, die Herzogin. Ihr Triumph hatte so kurz gedauert; und daß der Mann, den Sie mit so zähem Warten, so blutigem Schweiß erkämpfte, jetzt nach den wenigen Monaten blau und tot und erstickt dalag, das hatte die andere ihm angewünscht, die Mecklenburgerin, die Hexerin, die Person. Aber sie saß da, sie allein, nicht die andere. Wer künftig in Württemberg herrschte, war ihr gleich. Der Katholik wahrscheinlich, mit seiner hochmütigen, leichtfertig aufgeputzten Frau. Aber sie war so ausgehöhlt, das interessierte sie nicht. Sie hatte nur mehr ein Geschäft auf der Welt: den zähen Brei ihrer Rache gar zu kochen. Noch saßen die Verwandten der Person an den Futternäpfen des Herzogtums, noch glänzte die Person in Reichtum und großem Glanz, noch zog sie durch hundert kleine Kanäle, durch die Verwalter ihrer Liegenschaften, durch ihre verfluchten Juden den Saft des Landes an sich. Jetzt, nun Eberhard Ludwig tot war, hatte sie keinen Schutz mehr, galt keine Rücksicht mehr. Sie, die Herzogin, wird sie von neuem peinlich anklagen, bei dem neuen Herzog, bei Kaiser und Reich. Die Person hatte ihr nach dem Leben getrachtet, sie hatte dem Erbprinzen, sie hatte dem Herzog den Tod angehext. Sie wird, die Herzogin, sich jetzt nicht im ersten Sturm ausgeben. Aber sie wird nicht ablassen von ihr; sie wird nicht schreien, aber ihre grämliche Stimme wird nicht schweigen, bis die andere bloßsteht und in Lumpen und all ihrer Schmach. So saß sie an dem stolzen Katafalk, grau und kümmerlich, und drehte den armen Rest ihres Lebens in der Hand, und die schweren Blüten aus den Treibhäusern dufteten, und die großen Kerzen schwelten, und die Leutnants standen mit bloßem Degen und hielten Totenwacht.

Die Bürger, wie die Herolde den Tod des Herzogs verkündeten, nahmen die Hüte ab, waren ergriffen. Jetzt, wo der Herzog tot war, sahen sie nur mehr seine Stattlichkeit, Leutseligkeit, soldatische Tugend, Pracht, Eleganz, und sie waren geneigt, alles Elend seiner

Regierung allein und ausschließlich der Gräfin und ihrer Hexerei zuzuschreiben.

Und es liefen, fuhren, ritten die Kuriere. Einer nach Frankfurt, da wackelte Isaak Landauer mit dem Kopf, rieb sich die fröstelnden Hände und sagte: „Ei, da wird der Reb Josef Süß es wichtig haben und große Geschäfte." Einer nach Berlin, da setzte der Gräfin das Herz aus und sie fiel ohnmächtig auf den Estrich. Einer nach Würzburg, da lächelte der dicke, lustige Fürstbischof und rief seinen Geheimrat Fichtel zu sich. Und einer nach Belgrad, da atmete der Prinz Karl Alexander, jetzt Herzog, Herzog jetzt! hoch auf und er sah sich den Krieg hineintragen tief nach Frankreich, und er sah seine Hände drehen an den Speichen der Welt. Über dem allem aber und gleichzeitig sah er trübgraue Augen, hörte er eine mürrisch knarrende Stimme: „Ich sehe ein Erstes und ein Zweites. Das Erste sag ich Euch nicht." Und er betrachtete nachdenklich seine Hand, eine merkwürdige Hand, ihr Inneres war fleischig, fett, kurz, während ihr Rücken schmal, lang, behaart, knochig erschien. Vor dem Spiegel aber stand Marie Auguste, da stand sie oft, und war nackt und lächelte. Mit den langen Augen unter der klaren, leichten Stirn beschaute sie ihren Leib, der weich war und schlank und von der Farbe alten, edeln Marmors. Sie dehnte sich wellig, der kleine, eidechsenhafte Kopf mit den sehr roten Lippen lächelte tiefer. Es war schön, jetzt nach Stuttgart zu fahren, durch huldigendes Volk, in goldenem Wagen, als Herzogin. Es war auch hier schön gewesen, in Belgrad, thronend über den wilden, begehrlichen, verehrenden, barbarischen Menschen. Aber es war sehr willkommen, jetzt am Kaiserhof und an den andern deutschen Höfen Verehrung aufwölken zu sehen wie Weihrauch. Sie wird die Herzogskrone ohne Perücke tragen, es war gegen die Mode, aber sie wird es doch tun, und die Krone wird klein und hoch und sehr stolz auf dem strahlendschwarzen Haar sitzen. Sie hob, die nackte Frau, mit halb hieratischer, halb obszöner Gebärde beide Arme eckig zum Kopf, daß das schwarze Gekräusel in den Achseln sichtbar war, und feucht atmend, lächelnd, schritt sie mit biegsamen Schritten, tanzend fast, durch das Zimmer. Viele Herren werden an ihrem Hofe sein, deutsche, italienische, französische, nicht halbwilde wie hier; man wird ja nah an Versailles sein. Und viele, die halb frech, halb bewundernd die Prinzessin beschaut hatten, wie werden sie jetzt die Herzogin beschauen. Auch der Leibjude wird wieder am Rande ihres Kreises stehen, der hemmungslos galante, sie zuckte amüsiert die

Lippen. Ah, es war gut, schön zu sein, es war gut, reich zu sein, es war gut, Herzogin zu sein. Wie herrlich, daß es Männer gab und schöne Kleider und Kronen und Lichter und Feste. Es war eine schöne Welt, es war schön zu leben.

Auf Schloss Winnenthal, vier Stunden nur vor Stuttgart, fiel Karl Alexanders Bruder, der sanfte Prinz Heinrich Friedrich, in tiefe Verwirrung, als er den Tod des Vetters erfuhr. Er lebte still in dem schönen, kleinen Schloss, las, musizierte. In den letzten Jahren hatte er eine Geliebte zu sich genommen, ein ruhiges, dunkelblondes Geschöpf, die Tochter eines kleinen Landedelmannes, mit weichen Bewegungen, schönen, tiefbefriedeten Augen und etwas schwer von Verstand. Als der Prälat Weißensee zu ihm gekommen war mit dem Projekt, ihm an Stelle des katholischen Bruders den Thron zuzuwenden, hatte der verträumte Mann mit beiden Händen zugegriffen. Aber der kluge Prälat musste bald erkennen, daß der Prinz in seiner fahrigen, unsachlichen Manier politische Dinge als Phantasien betrachtete und sich in Farbig-Nebelhaftes verlor. Nein, mit diesem Prätendenten konnte man gegen den energischen, zufahrenden Karl Alexander nichts ausrichten. Nach dem Tod des Erbprinzen, als die Nachfolgerschaft aus müßigem Geträum greifbare Wirklichkeit hätte werden können, traf gar aus Belgrad – weiß der Himmel, woher der Feldmarschall von den Zetteleien mochte erfahren haben – ein unzweideutiges Schreiben ein, darin Karl Alexander den Bruder ernstlich vermahnte, von solchen Umtrieben und schnöder Aktion abzulassen. Erschreckt und verschüchtert zog sich der sanfte Prinz von allen Unternehmungen zurück, ja, er vermied in großer Angst jeden Umgang mit Weißensee. Jetzt, wie er den Tod des Herzogs erfuhr, stand all das bunte, phantastische Geträume wieder auf. Schwitzend, mit zittrigen Gliedern, groß erregt, ging der schwächliche Mann in dem fahlen Morgen herum, dichtete sich zusammen, was alles sein könnte, wenn er nur ein bisschen mehr Initiative hätte, wie er von der Macht Besitz ergriffe, an den Kaiser schriebe, Minister bestellte, entließe, mit Frankreich Verträge schlösse, zündende Reden an das Volk hielte. Aufseufzend kehrte er schließlich wieder in das Schlafzimmer zurück, er hatte seine liebe Geliebte nicht erst wecken wollen, leise und vorsichtig zog er sich aus, streckte sich bekümmert über seine Schwäche an ihrer Seite aus, umarmte tastend ihre großen, warmen Brüste, bis sie ihre schönen, dummen Augen aufschlug, tröstete sich

an ihrer sanften Jugend und schlief endlich, seufzend, nachdenklich und befriedet, wieder ein.

Der Prälät Weißensee, auf die Todesnachricht hin, ging in kribbelnder Erregung durch seine weiten Räume mit den weißen Vorhängen. Wie viele Probleme, Komplikationen, Konflikte! Der katholische Fürst in dem stockprotestantischen Land: eine neue, unerwartete, noch nie dagewesene Konstellation im westlichen Deutschland. Er, Weißensee, hatte sich rechtzeitig eingestellt, es gab viele Möglichkeiten, er wird bei keiner ausgeschaltet werden können. Er ging auf und ab, konzipierte Pläne, verwarf, genoss wohlig Spannung, Bewegung, das Glück des großen Intrigenzettlers und Projektenmachers. Magdalen Sibylle aber, seine Tochter, saß, und die blauen Augen in dem bräunlich kühnen Gesicht arbeiteten und wechselten zwischen Hell und Dunkel. Ein Katholik, ein Heide auf dem Thron. Jetzt brach Verwirrung und große Not über das Land herein. Hilf, Herr Zebaoth, daß das Land fest bleibe gegen die Versuchungen, mit denen der Götzendiener es locken, gegen die Drohungen, mit denen er es der reinen Lehre wird abspenstig machen wollen. Und ihr Vater stand ganz vorne im Kampf, ihm lag es ob, Schild des bedrohten Evangels zu sein. Ach, sie wollte nicht sündigen gegen das vierte Gebot; aber sie hatte große Angst, ob er auch die rechte Festigkeit habe vor Gott und den Menschen. Sie flüchtete sich, wie immer in solcher Not, zu Gott, sie schlug die Bibel auf und betete um ein Orakel. Aber sie fand nur den Spruch: „Jeglichen reinen Vogel dürft ihr essen. Dies aber ist, was ihr nicht essen dürft von ihnen: den Adler und den Strauß und den Sperber und den Pelikan.“ Sie dachte lange nach, aber sie konnte bei aller Gewandtheit im Orakeldeuten keinen Zusammenhang finden zwischen der Not des Landes, der Sorge um den rechten, festen Glauben des Vaters und dem Strauß und dem Pelikan, den die Israeliten nicht essen durften. Sie beschloss, das Orakel ihrer Freundin Beata Sturmin vorzulegen, der Erweckten, der blinden Heiligen im Stuttgarter Bibelkollegium.

Schon eine halbe Stunde, bevor die Sitzung beginnen sollte, hatten sich die elf Herren des engeren parlamentarischen Ausschusses im Landschaftshause zusammengefunden. Ach, daß man damals dem Prinzen das Darlehen abgeschlagen hatte, ach, daß man mit seinem jüngeren Bruder gezettelt hatte. Jetzt saß man in Dreck und großer Not. Der Prinz müsste ein Heiliger sein, wenn er jetzt, an der Macht, die Landschaft das nicht entgelten ließe. Und er

war durchaus kein Heiliger. Man hörte, daß er in Belgrad mit seinen Räten keineswegs glimpflich verfuhr, daß er oft und abermals mit seinen Beigeordneten in wilde, tobende Zerwürfnis geraten war, bestialisch fluchte und tobte, keine Widerrede duldete und Geschirr und Zerbrechliches an den Schädeln seiner Räte zerschmiss. Man wird seine Not und Höllensabbat haben mit diesem Leviathan. Denn man war nicht gewillt, auch nur ein Tüpfelchen aufzugeben von seinen Rechten und Freiheiten. Ah, die süße Macht! Sie Elf, sie leckten den Honigseim der Verfassung. Der Rest des Parlaments war nur dazu da, zu bestätigen, was sie beschlossen. Aber sie, sie Elf, sie thronten über dem Land, sie tagten hinter verschlossenen Türen, wie die venezianische Signoria, sie spannen, handelten, schacherten unter sich und banden dem Herzog und seinen Ministern die Hände. Wohlig war es und süß, sich so wichtig und in der Macht zu fühlen. Da soll keiner herkommen und daran rühren. Man wird sich breit und kräftig hinstellen und das Land schützen vor Tyrannei und katholischer Knechtung. Denn man hat ja seinen festen Schutz und gute Verwahrung. So fest und gut ist das Gesetz, wonach der Herzog schwören muss, ihre und der protestantischen Kirche Rechte zu wahren. Von diesem Gesetz kann Rom mit all seiner schlauen Interpretierungskunst nichts wegtifteln. Diesen Riegel durchfeilt auch nicht der feinste Jesuiter. Soll er nur um sich beißen, der Heide und wütige Tyrann! An diesem Eisen wird er sich die Zähne ausknirschen. 0h klares Gesetz! 0h gesegnete Religionsreversaliefl! 0h gute, feste Verfassung und Tübinger Vertrag! 0h weise, heilsame, gepriesene altväterliche Vorsicht, die bissigen Herzögen solchen Maulkorb anhängt. Während die Herren durch den Austausch starker Worte ihre innere Unsicherheit zu maskieren versuchten, stellte sich ein Beauftragter des neuen Herzogs im Kriegskommissariat vor, verlangte auf Grund schon vor Monaten beglaubigter herzoglicher Vollmacht ein Detachement Soldaten, erhielt sie nach Anfrage bei der Landschaft. Drang, noch lag der alte Herzog nicht unter der Erde, im Ministerrat ein, verhaftete im Namen Karl Alexanders die Häupter der Grävenizschen Partei, ließ die Knirschenden, mit allen Himmels- und Höllendrohungen Protestierenden auf den Hohentwiel schaffen. In Haft Friedrich Wilhelm, der Bruder der Gräfin, der eiskalte, der seine Schwester aus der Politik ausgeschaltet hatte, sich um so fester zu setzen, Oberhofmarschall und Ministerpräsident, in Haft seine beiden Söhne, der Oberstallmeister und der Konferenzminister. Aufgehoben auch ihre kleinen Mitläufer und

Kreaturen, der Kirchenratsdirektor Pfeil, der geheime Referendar Pfau, die Regierungsräte Vollmann und Scheid und die zahlreichen Subalternen ihres Anhangs. Wie sie sich gespreizt hatten! Wie sie groß und hochnäsig getan hatten und kaum gedankt, wenn man sie grüßte. Jetzt saßen sie in der Zelle und in dicker Finsternis und kein Hahn krähte nach ihnen. Dann wartete der Bevollmächtigte der Herzogin auf, teilte der aus Staub und Gram Aufleuchtenden, Triumphierenden das Geschehene mit. Ließ durch Herold und durch Anschlag bekannt geben, daß Karl Alexander die Herrschaft übernommen habe, binnen kurzem von Belgrad eintreffen werde, gegen ungetreue Beamte, so für eigenen Vorteil das Volk bedrückten, bereits habe vorgehen lassen, alle Freiheiten, insbesondere der Religion, fürsorglich schon im vorhinein mit fürstlich wahren und treuen Worten bestätigt habe. Jubel im Volk. Das war ein Fürst. Der griff zu ohne Ansehen der Person. Genau wie auf dem Bild, wo er Belgrad erstürmt. Bänder her, Tannenreiser her, das Bild zu bekränzen! Ein Herr und Held. Mit dem wird man gut fahren.

13.

In der Nähe von Hirsau führte von der Landstraße ab ein Karrenweg. Von dem Karrenweg ab zweigte ein Fußpfad, verlor sich in Wald, hörte ganz auf vor einem starken, sehr hohen Holzzaun. Bäume sperrten den Blick weiter. Von den Einheimischen hatte nur ein Gärtner Zutritt und ein alter Taglöhner, der Botengänge besorgte, beide mürrische Männer, die Ausfrager stehen hießen. Man wusste nur, daß ein Holländer das verfallene kleine Haus von den Erben des früheren Besitzers erworben hatte. Den Behörden war er als Mynheer Gabriel Oppenheimer van Staaten gemeldet, er hatte den großen Pass der Generalstaaten. Der Kauf war in aller Form vollzogen, allen Anforderungen der Polizei und Rentämter wurde mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genügt. Der Holländer wohnte dort mit einem sehr jungen Mädchen, einer Zofe, einem Diener. Man erzählte eine merkwürdige Geschichte von einem Strolch, der einen Einbruch in dem einsamen Haus versucht hatte. Er sei abgefasst, überwältigt worden. Der Holländer habe ihm nichts getan, den Abgebrühten, Höhnenden nur eine Nacht über in ein Zimmer mit Büchern gesperrt. Schlotternd, tief verwirrt sei der Strolch andern Tags durch den Wald getorkelt, habe die Gegend für immer verlassen. Gerüchte flogen auf, der Holländer sei der Ewige Jude, verstummten wieder. Er hielt sich fern vom Ort, machte einsame Spaziergänge, gewöhnlich im Wald, selten bekam man ihn zu Gesicht. Schließlich gewöhnte man sich an ihn.
Nun lebte aber in Hirsau jener Magister Jaakob Polykarp Schober, der dort das Bibelkollegium abhielt, an dem auch Magdalen Sibylle teilnahm. Der junge, etwas fette, pausbäckige Mensch, der still vor sich hin trieb und lange, sinnierende Spaziergänge liebte, geriet auf einem solchen Spaziergang, halb unwillkürlich einem Vogel folgend, der ihn von Baum zu Baum lockte, an den hohen Zaun, überkletterte ihn ohne viel Gedanken und ohne besondere Mühe, durchschritt den Wall der hohen Bäume, stand plötzlich am Rand einer Lichtung und sah, inmitten von Tulpen und terrassenförmig steigenden Beeten,

anderer ihm unbekannter, sorglich gezüchteter Blumen das Haus des Holländers. Es stach fremdartig, ein blendend weißer, kleiner Würfel, in die pralle Sonne. Vor dem Haus aber war ein primitives Sonnenzelt aufgeschlagen, und darin lag, sich dehnend und verträumt, ein Mädchen, nach fremder Sitte gekleidet, mattweißes Gesicht unter blauschwarzem Haar. Der Magister stand still, starrte rundäugig, demütig, machte sich auf Zehen wieder fort. In Zukunft aber schlich sich in seine Vorstellungen vom himmlischen Jerusalem das Bild des Mädchens im Zelt vor dem sehr weißen Haus mit den Tulpen. Rabbi Gabriel ließ dem Mädchen jede Freiheit. Naemi blühte still und sanft und ohne viel Begehren. Sie hatte den alten, mürben, schweigsamen Diener und ihre holländische Zofe Jantje, die nun auch schon viele Jahre gutmütig, ergeben, geschwätzig und besorgt um sie herumwirtschaftete. Sie erging sich mit Lust in den Büchern, die der Oheim mit ihr las. Es waren zumeist hebräische Bücher, die vieldeutigen, geheimnisvollen der Kabbala darunter. Sie dachte sie nicht, sie sah sie. Der kabbalstische Baum, der himmlische Mensch waren ihr wirkliche, greifbare Dinge. Die Buchstabenziffern des Gottesnamens hatten ihre bunten, schimmernden Fahnen, es regten sich mit vielen Gliedern die Figuren der heiligen Wissenschaft, es klommen die Dreiecke, es sanken die Vierecke, es sprang von Gipfel zu Gipfel der fünfzackige Stern. Und alles schlang sich in vielwendigem, artigem Tanz. Sie las im Hohen Lied: Mein Geliebter hebt an und spricht: Auf, meine Schäferin! Meine Schöne! Auf und komm! Sieh, der Winter ist vorbei. Junge Blüten erscheinen am Boden, die Zeit des Sangs ist da, der Turteltaube Stimme tönt in unserm Land. Auf, meine Schäferin! Meine Schöne! Komm! Meine Taube! Taube im Felsenriss, auf heimlichen Hang! Lass mich schauen deine Gestalt! Lass mich deine Stimme hören! Denn deine Stimme ist süß und lieblich deine Gestalt. Sie saß, zart und aufmerksam, das Gesicht sehr weiß wie das des Vaters, und glitt mit erfüllten Augen über die großen, bockigen, hebräischen Buchstaben. Rabbi Gabriel erklärte, was sie da gelesen habe, deute die Schöpfung der Welt, und die Blumen seien die Erzväter, und die Stimme der Jünglinge, welche die Geheimnisse der Schrift lernen, erwirke, daß die Welt sich erhalte und die Erzväter sich offenbaren. Und er legte es auseinander und wieder zusammen, mit viel Tiefe und Scharfsinn; und schließlich versank er und verstummte. Sie hörte gläubig zu; aber kaum hatte er geendet, so wurden die Blumen wieder Blumen, und sie hörte die schlichte Melodie: Der Winter ist vorbei, der Regen

flieht und ist vorbei. Junge Blüten erscheinen am Boden, die Zeit des Sangs ist da, der Turteltaube Stimme tönt in unserm Land. Und sie schließt die Augen und hört auf die lockende Stimme, und sie lauscht hinter die Bäume und hält den Atem an: jetzt wird, gleich wird, im nächsten Augenblick, der Schäfer sichtbar sein, der die feinen Worte läutet, die silbern klingenden. Doch niemand kommt. Auch die Helden und Frommen der Bibel bedeuteten gewiss das, was Rabbi Gabriel ihr erklärte. Doch war er nicht da, so schaute sie Naemi mit ihren eigenen Augen. Sie selber war Tamar, die den Amnon liebte, sie war Rahel, die mit Jakob floh, sie Rebekka an der Tränke. Auch Mirjam war sie noch, die das Siegeslied tanzte über den vom Herrn ersäuften Ägyptern. Doch nicht war sie Jael, die dem Sisserah den Nagel in die Schläfe schlug, nicht Deborah, die richtete in Israel. Mit den wenigen Menschen ihrer Umwelt staffierte sie die Geschichten der Bibel aus. Hagar trug die Züge der geschwätzigen Zofe Jantje, die Propheten hatten die trübgrauen, steintraurigen Augen des Onkels und seine platte Nase, und sie redeten mit seiner knarrenden, übellaunigen Stimme. Die Helden aber hatten die Haltung des Vaters, sein Gesicht, seine Augen, die gewölbten, fliegenden, seine schmiegsame, beredende Stimme. Ach, der Vater! Der helle, glänzende! Oh, daß er so selten kam! An seinem Hals hängen, das war Leben, und was sonst war, das war nur die Erwartung, daß er wiederkommen werde. Und alle die Helden der Schrift sah sie in seinem Bild. Simson, der die Philister schlug, trug seinen olivgrünen Rock und stapfte eilig, glänzend und gefährlich in seinen klirrenden Reitstiefeln. David, wie er dem Goliath obsiegte, wiegte sich in dem roten, zierlich geschweiften Frack, in dem der Vater das letzte Mal gefahren kam, und der gehobene Arm mit der Schleuder warf artig gefältete Manschetten zurück. Und ach! auch dies sah sie mit einem heimlichen, lüsternen Grauen, das Haar, daran Absalom im Baume sich verfing, war das reiche, kastanienfarbene Haar des Vaters, und wenn David wehklagte: 0h Absalom! Mein Sohn! Dann jammerte er mit der knarrenden Stimme des Oheims, und es waren die feuervollen, geliebten Augen des Vaters, die er zudrückte.

14.

Festlich fuhr der neue Herzog die Donau hinauf in der Jacht, die sein Schwiegervater ihm geschenkt hatte. Reglos am Kiel hockte unergründlichen Auges der Schwarzbraune. Neben der Herzogin saß massig der General Remchingen, hochrot das Weingesicht unter der weißen Perücke; schnaufend und modisch machte er in seinem plärrenden Österreichisch der schönen Frau seinen Hof. Der Soldat strahlte, hundert verwogene, draufgängerische Pläne blühten jetzt der Reife entgegen. Es war eine der ersten Handlungen des Herzogs, daß er den Freund zum Präsidenten des Kriegsrats und Höchstkommandierenden in Württemberg ernannte.

Glänzender Empfang in Wien. Die Majestäten äußerst huldvoll. Hochamt. Bankett in der Burg. Oper. Der alte Fürst Thurn und Taxis war dem Schwiegersohn nach Wien entgegengefahren; auch die beiden geistlichen Freunde hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Herzog ihre Glückwünsche bis Wien entgegenzutragen. Als die Jacht anlegte, stand der Fürstbischof von Würzburg mit seinen Geheimräten Raab und Fichtel, stand der Fürstabt von Einsiedeln am Ufer, küssten den Herzog erfreut und herzlich, tätschelten blinzelnd Marie Augustens Hand. Nach der Oper, die Majestäten und die Herzogin haben sich schon zurückgezogen, sitzen Karl Alexander, der Fürst von Thurn und Taxis, die beiden Prälaten noch zusammen. Dunkelgelber Tokaier leuchtet ölig, der Herzog hat sich in Belgrad an ihn gewöhnt, säuft ihn in großen Zügen, derweilen die Jesuiten sich an Schlücklein behagen. Die Luft ist schwer von Kerzen und Wein. Karl Alexander, vor diesen Befreundeten und Vertrauten, kehrt sein Herz nach außen. Ah, er war nicht gewillt, als kleiner Dutzendfürst in seinem Land zu versauern. Sein Ehrgeiz ging nach mehr als darüber zu wachen, daß seine Untertanen brav ihren Wein bauten, ihre Leinwand woben, ihren Kleinen den Rotz schnäuzten und die Hemdzipfel reinhielten. Regieren lassen wird er seine Räte, er wird herrschen. Er war nicht umsonst so lange im Feldlager gewesen. Er war Soldat, ein Soldatenherzog. Hat er so lange für ein

anderes, wenngleich befreundetes Haus gefochten und gesiegt, wie viel besser wird er können für sich selber fechten und siegen. Ludwig der Vierzehnte hat erobert, das kleine Venedig hat ein gut Teil Griechenland gefressen, von Schweden aus hat der zwölfte Karl seine Fahnen durch halb Europa getragen, in Potsdam rüstet man auf Eroberungen. Er spürt es, er ist der Mann dazu, aus seinem kleinen Staat einen größeren zu machen, vielleicht, will's Gott, einen großen. So, wie es jetzt ist, jedenfalls lässt er sein Land nicht. Da stößt man sich ja blau und kaputt an all den Ecken nach innen und außen und kann keinen Arm und kein Bein ausstrecken. Soviel Stratege ist er und versteht er von der Kriegskunst, daß sein kleines Land der Lage nach der Kern ist zu einem größeren. Wenn man nur richtig vorstößt nach den württembergischen Besitzungen jenseits des Rheins, nach der Grafschaft Mömpelgard, die so mitteninne liegt im Französischen, und von da aus weiter: für einen Militär ist das eine exzellente Basis. Dann das viele Kleinzeug mitten im Herzogtum und an den Grenzen, die Reichsstädte Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmund. Weil die Stadt, er begreift nicht, wie seine Vorgänger das haben so üppig wuchern und florieren lassen. Er wird sorgen, daß das dem Herzog nicht wie Steine im Magen soll liegen, sondern wie gedeihlicher Fraß.

„Euer Liebden sind sehr kühn", lächelte der alte Thurn und Taxis und schnupperte mit dem feinen Windhundgesjcht an seinem Tokaier. Wohlgefällig horte er auf die temperamentvollen Projekte des Schwiegersohns. Er hielt das alles für bare Utopie, aber mein Gott! Der Herzog war Soldat, man verlangte keine politische Einsicht von ihm. Zwei Monate in seiner Residenz, und das Feuer legt sich. Die beiden Kirchenfürsten lauschten aufmerksam den starken Worten Karl Alexanders. Sie hatten seine Kathohsierung mit großem Eifer betrieben, einmal weil man jeder irrenden Seele zum Licht verhelfen soll, dann weil es ein starkes Propagandamittel war, den Württemberger herüberzuziehen, vor allem aber aus Spielerei. Große politische Pläne hatten sie wirklich nicht damit verfolgt. Nun Gott es aber so glücklich gefügt hatte und dem Neugewonnenen ein so mächtiges Relief gegeben, konnte man schmunzelnd die vielerlei Komplimente über die eigene weise Voraussicht einstecken. Vor allem aber galt es, die unerwartete Chance nach Kräften auszunützen. Solch Feuer, wie es der Herzog da abbrannte, war immer gut. Daran war manches Süpplein zu wärmen. Sachte begann der dicke Würzburger Fürstbischof. Der Bruder Herzog trage sich

mit großen Plänen, zu denen ihm jeder christ-katholische Fürst Gutes wünschen müsse. Aber er vergesse, daß Gott ihn ausersehen habe, in einem rebellischen und ganz verstockten Babylon zu herrschen. Diese verfluchten Evangelischen hätten die gottgewollten Rechte der deutschen Fürsten beknabbert wie die Ratten, daß sie nun gottsjämmerlich ramponiert in Fetzen hingen. Der Herzog: Der Württemberger sei nicht schlecht, sei ein loyaler Untertan und dem Fürsten treu. Es sei nur diese verfluchte Bande vom Parlament, diese obstinate Kompanie von filzigen Eseln, die ihm seinerzeit die Apanage geweigert, diese sperrigen, hochverräterischen Hammel, die mit seinem Bruder gezettelt. Aber er sei auf dem Quivive gewesen und habe sich nicht um seinen Thron bescheißen lassen, und jetzt, an der Macht, werde er es ihnen heimzahlen und sie kuranzen, daß sie sollen Blut schwitzen. Es lächelte der Abt: so einfach sei das nicht. Fürs erste sei da die Verfassung. Das sei Papier, Papier, Papier, schrie schwer vom Wein und wild der Herzog. Und gelassen der Jesuit: Gewiss; aber vorläufig bindend. Auch die Bibel sei zuletzt nur Papier, und doch stehe auf ihr Rom und die Welt. Geschmeidig mischte der Würzburger sich ein: Karl Alexanders Kraft und Weisheit, die Hilfe und List seiner Freunde, seine Soldaten und die Güte seiner Sache würden das Papier schließlich zerreiben. Die Katholisierung des Herzogtums, Basis und Eckpfeiler all dieser Pläne, sei schwer, aber nicht unmöglich. Man denke an die vorbildlich kluge und geglückte Katholisierung von Pfalz-Neuburg. Nur katholische Offiziere und Soldaten zunächst. Da kann keine Landschaft einreden. Dann alle Hofchargen mählich nur mit Katholiken besetzt, und schließlich alle Beamtenstellen im Land. Die Protestanten werden entlassen ohne Rücksicht, alle. Ei, wie sprangen damals in der Pfalz die Seelen in den guten Glauben! Zuerst die Beamten, die Familie hatten, die am meisten um ihre Existenz fürchteten. Ei, wie rasch sie die protestantische Ketzerei abschworen, ei, wie sie liefen, hasteten, die guten, wackeren Seelen, atemlos, in den Schoß der Kirche. Man lachte, trank. Mancherlei Wege öffneten sich. Der Fürstbjschof versprach, er werde durch seinen grundgescheiten Geheimrat Fichtel Richtlinien ausarbeiten lassen, speziell auf Württemberg zugeschnitten. Man trennte sich angeregt, voll Hoffnung. Anderntags erschienen bei dem Herzog drei kaiserliche Räte, mit ihm über den französischen Krieg zu beraten, in den der Kaiser unbesonnen hineingeglitten war. Karl Alexander, bis jetzt vor den kaiserlichen Räten immer nur Bittender, Lästiger,

besoldeter General, blähte sich nun, umworben. Lässig, mit großer Geste, schmiss er den Ministern die zwölftausend Mann Subsidien hin, um die man ängstlich ihn bat. Mit vieler Verklausulierung und in dunklen Andeutungen versprach ihm dafür der kaiserliche Geheimvertrag Schutz und Mehrung seiner Souveränität gegen eventuelle Übergriffe seiner Landschaft. Als der Herzog Wien verließ, küsste ihn die römische Majestät vor Hof und Volk auf beide Wangen.

15.

Josef Süß, wie er den Tod Eberhard Ludwigs erfuhr, stand eine kurze Weile ohne Atem, den sehr roten Mund halb offen, die linke Hand gehoben wie in leichter Abwehr alles Blut zum Herzen. Am Ziel. Er war am Ziel. Ganz plötzlich stand er oben. Es war wie ein Treffer, ein einmaliger unter hunderttausend Losen, er hatte die rechte Eingebung gehabt, und er stand stolz und geniehaft vor dem klugen Isaak Landauer, der gelächelt hatte und mit dem Kopf gewackelt über seinen Glauben an den kleinen Prinzen und sich die fröstelnden Hände gerieben. Ah, nun wird er stolz und mächtig herschreiten. Hundert glänzende Säle taten sich auf vor ihm. Mit einem Ruck schnellte er hoch. Er wird jetzt, Gleicher unter Gleichen, mit den Großen der Welt an prunkenden Tafeln sitzen. Die ihn antichambrieren ließen, werden vor seiner Tür warten, bis er sie vorlässt. Und Frauen, weiße, glänzende, vornehme, die sich seine Liebe gnädig gefallen ließen, werden ihm jetzt bettelnd die stolzen Leiber zutragen. Mit Wucher wird er die Fußtritte zurückzahlen, die er hat hinnehmen müssen. Er wird den großen Herren weisen, daß ein Jud den Kopf noch zehnmal höher tragen kann als sie. Er verkaufte seine Häuser in Heidelberg und Mannheim, erließ in hochfahrendem Ton eine Bekanntmachung, wer im Pfälzischen Forderungen an ihn habe, möge sie präsentieren. Mittlerweile kaufte er unter der Hand durch Mittelsleute in Stuttgart in der Seegasse das Palais einer heruntergekommenen Adelsfamilie, ließ es aufs prächtigste renovieren, ergänzte seine Dienerschaft, seine Garderobe, seinen Marstall. Unter solchen Anstalten fand ihn Isaak Landauer. Unansehnlich, schmuddelig saß der große Finanzmann in ungefälliger, eckiger Haltung in einem großen Sessel, wärmte sich die mageren, blutlosen Hände, durch seine Schläfenlocken, seinen Kaftan, seine verwahrloste Judentracht den Süß tief reizend. Er hatte, musste Süß enttäuscht und geärgert konstatieren, offenbar weder Bewunderung noch Neid für ihn. „Ihr habt Glück gehabt, Reb Josef Süß“, sagte er, kopfwackelnd, gutmütig, leicht spöttisch. „Es hätte

auch können schiefgehen, dann hättet Ihr Euer ganzes Geld an den Schlucker verloren.“ „Jetzt ist er jedenfalls kein Schlucker“, sagte Süß ägriert. „Das meine ich eben“, gab der andere bereitwillig zu. Und, vertraulich, autoritativ: „Was macht Ihr für Gewese und Gepränge und große Geschichten? Lasst Euch sagen von einem alten Geschäftsmann, es ist unpraktisch, es ist bloß zu Schaden. Was macht Ihr Euch dick und stellt Euch in die Sonne? Es ist nicht gut, wenn sich ein Jud hinstellt, wo ihn alle sehen. Lasst Euch sagen von einem alten Geschäftsmann, ein Jud stellt sich besser in den Schatten.“ Und mit einem kleinen, gurgelnden Lachen: „Eine Schuldverschreibung in der Truhe ist besser als eine Goldbordüre am Rock.“ Und gutmütig, mit sachtem Spott, prüfte er die Stickerei an den Ärmeln des Süß, während der andere, angewidert fast, sich ihm zu entziehen suchte.

So sind diese Jungen, dachte Isaak Landauer, als er den Süß verlassen hatte. Sie sinken, sinken bis zu den Gojim. Sie brauchen Lärm, Glanz, gestickte Röcke. Sie müssen sich bestätigt fühlen von den anderen. Von dem feinen, heimlichen Triumph in Kaftan und Schläfenlöckchen ahnen sie nichts, diese Flächlinge.

Süß höhnte vor sich: Wie feig er ist. Immer sich verstecken. Wozu denn Macht, wenn man sie nicht sehen lässt? Diese dummen, ängstlichen, altmodischen Vorurteile. Nur ja die Christen nicht aufmerksam machen. Nur ja sich in den Schatten ducken. Gerade ins Licht stellen werde ich mich und allen mitten ins Auge schaun. Mit großer Pracht fuhr er nach Frankfurt. Besuchte seine Mutter, sich ihr in seinem Glanze zu zeigen. Die schöne alte Dame - von ihr hatte er das sehr weiße Gesicht und die wölbigen, fliegenden Augen - lebte in behaglichem Wohlstand ein leeres Leben. Ach, wie waren früher ihre Tage erfüllt gewesen. Mit gehetzten Pferden hatte die Schauspielerin Michaele Deutschland durchjagt, und alle Straßen waren voll von Männern, Abenteuern, Begierden, Triumphen, Kümmernissen, Wirbel gewesen. Jetzt ließ sich ihr Dasein nur mehr äußerlich mit den Farben von Erlebnissen antünchen, sie fällte die Stunden mit Körperpflege, unterhielt eine vielfältige, lärmende Korrespondenz, kroch in das Leben ihrer zahllosen Bekannten hinein. Süß blähte und spiegelte sich vor ihr, sie weidete sich an seinem Glanz, sog, die Augen groß und töricht, seine lärmenden, gedunsenen Prahlereien ein. In den farbigen Schaum ihrer Reden hinein erschien Rabbi Gabriel. Eben noch hatte mit lüsternem Triumph Süß von den Frauen geredet, die sich in seinen Zimmern

drängten, und Michaele hatte gierig zugehört. Jetzt zerdrückte das breite, steinerne, mürrische Antlitz des Alten alle diese leichten, bunten Gesichte wie ein gewaltiger Block. Ja, er wusste, daß der neue Herzog schon von Wien aufgebrochen war, bald eintreffen werde. Süß war natürlich auf dem Weg zu ihm. Er sprach mit so kaltem, müdem Spott, daß alles Errungene kahl und zweifelswürdig erschien. Dann fragte er beiläufig, wann endlich Süß nach Hirsau kommen werde, das Kind habe seinen Anblick not. Da Süß sich wand, ausbog, bestand er nicht weiter, nur die drei Falten vertieften sich in der Stirn. Er sah von der Mutter zum Sohn, vom Sohn zur Mutter. Ging bald. Süß holte nur mühsam seinen in alle Ecken geschlagenen Stolz und großen Glanz wieder zusammen. Langsam und nicht ganz sicher stelzte er sich den alten Prunk wieder an und machte sich vorsichtig lustig über den Alten. Allein die Mutter stimmte nicht ein, und sein Abschied war nicht ganz so strahlend und befriedigt wie sein Auftritt.

In rascher Fahrt nach Regensburg. Lärmend, in heiterster Laune empfing ihn der Herzog. Sehr rot unter der weißen Perücke fiel ihn Remchingen mit groben Witzen an; er mochte die Juden nicht leiden, der da mit seiner überhöflichen, geschmeidigen Art war ihm doppelt zuwider. Auch der alte Thurn und Taxis verhielt sich reserviert; er hatte es dem Juden nicht vergessen, daß er damals in Monbijou mit seinem blassgelben Salon seinen blassgelben Frack geschlagen hatte. Sehr wohlgefällig aber und amüsiert lächelte ihm die Herzogin entgegen. Gnädig reichte sie dem Juden zum Kuss die kleine, fleischige, gepflegte Hand, während sie mit der andern artig und preziös, wie es die Sitte vorschrieb, die obersten Falten des Rockes hielt. Ei, was mochte er für dunkle und ruchlose Gedanken mit in ihre Hand hineingeküsst haben. Und wie modisch bis ins letzte Härlein er sich trug. Es war amüsant, so einen Juden um sich herum zu haben, der aussah wie der galanteste Herr von Versailles und sein arges jüdisches Herz, das doch sicherlich voll war von jeder Bosheit und giftigem Gewürm, hinter so einem feinen, hirschbraunen Rock verbarg.

Hernach dann, als sie nur zu zweien waren, fragte ihn der Herzog nach der Stimmung im Land. Süß durchschaute sofort, wie sehr ihm an seinem Urteil lag. Sogleich stellte er sich auf Geschäft ein, auf Sachlichkeit, Konzentration, sorglichste Witterung. Saß, der kluge Finanzmann, mit gespannten Nerven, in Tätigkeit jede Sicherung. Holte den Herzog mehr aus als dieser ihn. Richtete

geschickt seine Antworten so ein, daß sie alle hinausliefen auf Bestätigung der Grundsätze Karl Alexanders. Unvermittelt schlug ihn der auf die Schulter: „Mit seinem Magus hat Er mich nun doch nicht angeschmiert, Er Sapperlotter von einem Juden.“ Süß zuckte zusammen, antwortete gegen seine Gewohnheit schleppend, unfrei, gezwungen, er habe sich die kabbalistischen Berechnungen auch was kosten lassen; kein Wunder, daß sie solid seien und stimmten. Der Herzog, lauernd und auch seine Laune nicht sehr echt: der Rabbi habe doch aber ein schlimmes Ende prophezeit. Wenn die Berechnungen so solid seien, warum Süß dann sein Geld und seine Dienste an ihn kette. Und Süß, nach einer Weile: was der Rabbi für gut und schlecht halte, das liege auf einem andern Gebiet, und nicht spintisierende Menschen wie Seine Durchlaucht und er brauchten sich um dergleichen subtile, metaphysische Dinge nicht hinter den Ohren zu krauen. Er verstummte plötzlich, behindert am Atem, den Kopf seitlich gezogen. Es war ihm, als schaue ihm ein Mensch über die Schulter, ein Mensch mit seinem eigenen Gesicht, aber ganz im Dämmer, nebelhaft. Auch der Herzog schwieg. Die Dinge um ihn verloren ihm ihre Farbe, der Jude vor ihm verfahlte. Er sah sich schreiten in einem seltsamen, unwirklichen Tanz, vor ihm im Reigen schritt der Unheimliche, der Magus, Rabbi Gabriel, die eine seiner Hände haltend, die andere hielt Süß. Aus dem Gesicht riss ihn der Jude. Lenkte auf anderes. Der Herzog hatte verächtlich und erbittert von seinem Bruder gesprochen, dem Prinzen Heinrich Friedrich, und seinen Zetteleien mit der Landschaft. Hier hakte er ein, machte sich behutsam lustig über den sanften, untüchtigen Verschwörer, sprach dann von seiner Geliebten, dem stillen, dunkelblonden, dümmlichen Geschöpf. Der Herzog hörte interessiert, belustigt, boshaft zu. Ei potz! Das Geschöpf hatte ein mageres Fressen an dem sanften Heinrich, das war ein dünner Braten ohne Soße. Er lachte maßlos, in seine Augen stieg ein arges, planendes Glitzern. Der Jude kannte das Mädel natürlich, er solle sie schildern. Süß beschrieb sie vorsichtig, zerlegte sie kennerisch, die Tochter des kleinen Landedelmanns, sanft, groß, schwer, ihre Blondheit, ihre warme, dumpfe Jugend. Der Herzog lauschte hämisch, gierig, befriedigt; sein Plan war offensichtlich reif geworden. „Er ist ein Kenner, Jud“, lachte er. Er versteht sich auf Christenfleisch, Er Filou.“ Süß, allein, lächelte tief, siegreich, überdachte seinen Weg. Er war klar. Dem Herzog schmeicheln, unbedenklich, ohne Furcht vor Übertreibung. Dem Herzog Geld schaffen, und durch Geld Weiber, Soldaten, Gloire.

Mehr, immer mehr. Nicht übermäßig daran verdienen, aber so viel schaffen, daß man reich wurde, blieb auch nur ein kleiner Teil kleben. Keine Rücksichten auf die Landschaft. Sich klar und offen gegen sie stellen. Sie en canaille trätieren. Einziges Ziel: Geld für die herzoglichen Kassen. Er hatte Karl Alexander von der rechten Seite genommen. Er hatte auch gut getan, das Palais in Stuttgart zu kaufen. Als er Regensburg verließ, dem Herzog voraus, war er herzoglich württembergischer Geheimer Finanzrat. Der Bestallung beigefügt war ein Dekret der Herzogin, das ihn zu ihrem Schatullenverwalter ernannte.

In Stuttgart ungeheure Vorbereitungen zum Empfang des neuen Fürsten. Drei Ehrenpforten mit stolzen lateinischen Inschriften und vielen allegorischen Figuren, unzählige Fahnen, Girlanden. Die Straßen gesäumt mit Volk, frostrot und angeregt durch den hellen, lustig klaren Dezembertag. Überall Ausrufer, die das Bild des Herzogs feilbieten, das berühmte Bild, wie er an der Spitze der siebenhundert Axtmänner höchst kriegerisch unter regnenden Kugeln die Festung Belgrad erstürmt. Süß hat das Bild in vielen tausend Drucken herstellen lassen, dem Herzog und dem Volk zur Freude und sich zum Verdienst, und nun balgen sich Bürger und Bauern um den billigen, patriotisch herzwärmenden Wandschmuck. Die ganze Stadt getaucht in Musik, Böllerschüsse, Geschrei. Endlich, zwei Meilen lang, der Festzug: Beamte, Offiziers, Soldaten zu Fuß und zu Pferd, Läufer, Pagen. Sechzehnspännig die Galakarosse des Herzogs. So fuhr er ein auf schneeglitzernden Straßen unter einem strahlend hellblauen Dezemberhimmel, und tausend bunte Fahnen wehten in die fröhliche Luft. Herzen und Mäuler offen, freuten sich die Stuttgarter ihres imposanten Souveräns, der, den Pelzmantel über der breiten, vielbesternten Brust zurückgeschlagen, mit mächtigem Schädel und herrischen Augen dasaß, und mehr noch vielleicht ihrer wunderschönen Herzogin, die unter vielem weißen Rauchwerk, den kleinen, fremdartigen Eidechsenkopf unter dem Diadem, mit gelassener Neugier ziervoll und lächelnd auf sie niederblickte. Ei, was spottete sie innerlich über die Schwaben, die ihr zujubelten, ei, wie viel Lächerliches entdeckte sie an dem Sprecher der Thüringer Universität, dem dicken, befangenen, schwitzenden Professor, der sich abarbeitete an der schwäbelnden Deklamation der schwungvollen Verse, mit denen er das fürstliche Paar begrüßte. Sie hörte ernsthaft und aufmerksam zu, als er von den Völkern sprach, die der Herzog mit seinem Zepter zu weiden berufen sei, als er

pathetisch verkündete, Karl Alexanders Name fasse alles zusammen, was man von Karl dem Großen und anderen Karlen spreche, was sich am Griechen Alexander weise, was Gottes Volk an Simson reise, was Herkules besessen habe, als er ihn schließlich mit dem römischen Cäsar verglich. Und nicht einmal da zeigte sie ihr Amüsement, als er den Herzog rühmte, er sei schon deswegen ewig in der Zeit, weil wie der Prinz von Ithaka sein Geist nach einem Mentor sah. Aber innerlich fragte sie sich, wer wohl dieser Mentor sei, der kleine, behutsame Geheimrat Fichtel mit seinem schwarzen Kaffee oder mit seiner Fuchsschläue und seiner Galanterie der elegante Jud.

Der stand bescheiden und in höchster Ehrfurcht ganz hinten in einer Ecke beim Gesinde. Er hatte es für klug gehalten, still und ohne großes Aufsehen in Stuttgart einzufahren, er hatte sein stattliches Haus bezogen und war vorderhand nicht sehr aufgefallen. Aus seinem Leibdiener, dem stillen, phlegmatischen Nicklas Pfäffle war nichts herauszukriegen; es war eben ein großer Herr vom Hofstaat des neuen Herzogs. Allgemach erst erfuhr man, daß der Geheime Finanzrat, trotzdem er aussah und sich hielt wie jeder andere große Herr, ein ganz gemeiner, ungetaufter Jud war. Nun war eigentlich den Juden der Aufenthalt im Herzogtum verboten. Allein man sagte sich, bei den verwickelten Finanzverhältnissen des Kammerguts und bei der Schläue der Juden, die die Grävenizschen Finanzen verwalteten, müsse man dem Herzog billig auch seinerseits einen Hofjuden zugestehen. Ferner musste man zugeben, daß der neue Jud sich vorläufig anständig und unauffällig führte, und jetzt bei der Erbhuldigung hielt er sich trotz seines großen Titels und seiner stolzen Uniform bescheiden im Winkel.

Aber drei Tage später, beim Empfang der Landschaft, war er schon ganz anders. Stolz, kalt, scharf stand er unter den Ministern und blickte ablehnend fremd auf das Gewimmel der Landschaft. Das kleine Häuflein des Kabinetts, unter ihm der Jude, stand in bunten, prunkenden Uniformen, hochmütig getrennt von der dichten, schwärzlichen Masse der Parlamentarier. Vierzehn Prälaten zählte diese Kammer und siebzig Abgeordnete der Städte und Ämter. Nur wenige wie der feine, kluge Weißensee und der verarbeitete Konsulent Veit Ludwig Neuffer hielten sich über der Lage; die meisten trugen besorgte, befangene, schwitzende Gesichter und standen trotzig und unsicher vor der kalt blickenden, hoffärtigen Gruppe der Minister. Unter denen war der Präsident des Conseils,

Forstner, und der zweideutige, geschmeidige Neuffer, die schon bei Lebzeiten des alten Herzogs die Stützen Karl Alexanders gewesen waren und die Pläne der Landschaft mit dem Prinzen Heinrich Friedrich gestört hatten. Dann Andreas Heinrich von Schütz mit der mächtigen Hakennase, Kreatur ursprünglich der Grävenitz, der sich unter jeder Regierung hielt. Nichts Gutes versah sich die Landschaft von diesen Dreien, nichts Gutes auch von dem Juden, dessen Beziehung zu dem feierlichen Empfang eigentlich eine Provokation war. Zutrauen hatten die Stände nur zu einem einzigen von den Ministern, und daß der Herzog den ins Kabinett berufen hatte, machte den Neuffer und den Juden wieder wett. Das war Georg Bernhard Bilfinger, der Philosoph und Physiker. Karl Alexander hatte den behäbigen Mann mit dem offenen, fleischigen, energischen Gesicht kennengelernt, als er gewisse Berechnungen und Festungsentwürfe von ihm nachzuprüfen hatte. Und so misstrauisch er gegen alle Philosophie war, konnte er der Lockung nicht widerstehen, den zuverlässigen Mathematiker und Festungsbauer in sein Kabinett zu rufen statt eines Juristen. Die beiden Gruppen, die kleine der Minister und die große der Parlamentarier, standen sich gegenüber wie zwei feindliche Tiere, das eine groß, plump, schwärzlich, hilflos, das andere klein, schillernd, bunt, beweglich, gefährlich. Sie warteten. Sie warteten sehr lange, eine Stunde fast über die angesetzte Zeit. Und noch immer kein Huldigungsmarsch, noch immer nicht die Präsentierkommandos der Garden im Vorsaal, noch immer die Türen verschlossen, die aus den Privatgemächern des Herzogs führten. Schwitzend in dem überheizten Saal, knurrend, finster traten die Repräsentanten des Volkes von einem Fuß auf den andern, auch die Minister begannen unruhig zu werden. Daß der Herzog vom ersten Augenblick an das Parlament dergestalt brüskierte, kam unerwartet. War es Absicht? Laune? Zufall? Vergesslichkeit? Nur einer wusste es. Der Jude stand, lächelte, kostete den seltsamen Triumph, den sich Karl Alexander ausgedacht, verstehend und genießerisch mit. Die Landschaft hatte mit seinem Bruder gezettelt? Gut, so mochte sie sich jetzt die Beine in den Bauch warten, dieweilen er sich mit der Freundin seines Bruders, dem sanften, dunkelblonden, ruhevollen Geschöpf vergnügte.

16.

Der Geheimrat Andreas Heinrich von Schütz las die Verfassungsakte vor, die der Herzog beschwören musste. Furchtbar umständlich, vorsichtig, langatmig war alles festgelegt. Nicht sehr laut, mit gleichmäßiger, gewandter Stimme, durch die mächtige Hakennase leicht französelnd, las Herr von Schütz das endlose Schriftstück, der Saal war überheizt, eine Winterfliege summte, von den vielen Menschen in ihren schweren Kleidern ging Dunst, Atem, leises Geschnauf aus. Unwirsch, verärgert sah Karl Alexander in die vielen stumpfen Werkeltagsgesichter, die sich bemühten, pathetisch zu blicken, unwirsch, verärgert hörte er auf den Vortrag dieser steifen, feierlichen Urkunden, von denen jedes Wort für ihn Bindung, frechen, anmaßlichen, rebellantischen Zwang bedeutete. Und das näselte so fort, endlos, endlos. Er musste an sich halten, um nicht dreinzufahren, nicht plötzlich laut und verdrießlich zu gähnen. Er kam aus einer Umarmung, er spürte noch in allen Poren die sanfte, warme Haut des dunkelblonden Geschöpfs, er hörte noch ihr hemmungsloses, stilles, verströmendes Geflenn, das ihm Gesicht, Arme, Brust feuchtete, er war erfüllt von einem schlaffen, rohen Grinsen. Sehr anstößig schien es den Herren von der Landschaft, wie er mit belegter heiserer Stimme – eine Nachwirkung des Genusses, aus dem er kam – asthmatisch, empörend gleichgültig und mit den Gedanken offensichtlich wo ganz anders die feierliche Eidesformel nachsprach. „Ich konfirmier und bestätige bei meinen fürstlich wahren Worten mit gutem, reifem Vorbedacht und aus freiwilligem Herzen.“ Und das klang, als sage er seinem Kammerdiener, das Rasierwasser sei nicht warm genug. Gedrückt und voll Besorgnis entfernten sich die Abgeordneten. Hätte er sie beschimpft wie der verlebte Fürst, der Eberhard Ludwig, wäre er mit unflätigem Gekeife über sie hergefallen wie jener, dagegen hätte man viel leichter aufkommen können als gegen diese formlos verächtliche, verblüffend nonchalante Manier.

Karl Alexander, nachdem die Abgeordneten fort waren, streckte sich, warf sich in einen Sessel, war vergnügt. Denen hatte er es gegeben. Wie sie sich wegschlichen, die Schwänze eingezogen. Er schnaubte durch die Nase, sehr zufrieden mit sich. Ein guter Anfang, ein guter Tag. Erst dem sanften Heinrich Friedrich eins versetzt, dem Duckmäuser, dem Aufmucker, und dann das freche, filzige, schwitzende Pöbelpack heimgeschickt, begossen, würgend an dem hinuntergefressenen Verdruss.

Er entließ auch die Minister, schmunzelte, sie verabschiedend, zu Süß: „Hab noch was zu trösten, was Blondes, Flennendes. Hat Gusto, der Duckmäuser, mehr Gusto, als ich ihm zugetraut." Lachte schallend und schlug den geschmeichelten Süß auf die Schulter. „Ich will selbst regieren", sagte er zu einer Stuttgarter Deputation. „Ich will selbst mein Volk hören und ihm helfen." Ins ganze Land ließ er ergehen, er werde sich durch keine Mühe und Schwierigkeit von dem, was zu wahrer Aufnahme und Flor des Herzogtums gereichen werde, abhalten lassen, werde sorgen, daß in allen Stücken ohne Schleich, Intrigen und Verwicklungen nach der altberühmten württembergischen Treu und Redlichkeit gehandelt werde. Wer immer eine Beschwerde gegen einen Beamten habe oder sonst in diesem Behuf ein Anliegen, möge es umständlich zu Papier bringen und ihm, dem Herzog, zu eigenen Händen kommen lassen. Drei Sonntage nacheinander wurde dieser Wille des neuen Herrn von allen Kanzeln des Landes verlesen; gedruckt war er angeschlagen am Rathaus jeder Gemeinde. Es jubelte das Volk: das war ein Fürst; der ließ nicht durch seine Kanzlei regieren, der regierte selbst. Wie Schnee im Mai schmolzen die Grävenizischen. Aufblühte an ihrem Sturz die saure Herzoginwitwe. Das Bild Karl Alexanders aber, wie er Belgrad erstürmt mit seinen Axtmännern, ging reißend ab, und als gar ein Reskript das Niederknien der Supplikanten vor dem Herzog verbot, denn nur Gott gebühre solche Ehrerweisung, da musste Süß eine neue riesige Auflage drucken lassen, und es gab kein Bürger- und kein Bauernhaus im Herzogtum, darin das Bild nicht am besten Platze hing. Den Prozess gegen den früheren Hofmarschall, den Gräveniz, und seine Schwester förderte der Herzog mit allem Nachdruck, doch ohne rechten Erfolg. Wohl wurde ein spezialiter verordnetes Kriminalgericht gegen die Gräfin eingesetzt, der erste Jurist des Herzogtums, der um seiner strengen Rechtlichkeit willen in ganz Deutschland angesehene Tübinger Professor Moritz David Harpprecht erhob peinliche Anklage gegen sie wegen Bigamie,

gedoppelten, wiederholten, durch viele Jahre fortgesetzten Ehebruchs, wegen dreier Mordanschläge gegen Eberhard Ludwigs Gemahlin, wegen Majestätsverbrechens, wegen Kindsabtreibung, wegen Fälschung, Betrugs, Unterschleifs, auch erkannte dies Gericht die Todesstrafe gegen sie. Ein besonderer württembergischer Agent, der Baron Zech, wurde nach Wien gesandt, Bestätigung und Exekution dieses Urteils durchzusetzen, und er gab viel Geld aus, die kaiserlichen Räte zu gewinnen, an hundertunddreiundvierzigtausend Gulden. Aber sei es, daß Isaak Landauer noch mehr ausgab, sei es, daß er einfach geschickter war, die Geschichte wurde langwierig und versackte schließlich in einen umständlichen, komplizierten Geld- und Vergleichshandel. Dem Herzog wurde diese Affäre wie überhaupt die ganze Regiererei vom Kabinett aus bald öde und unbehaglich. Er hatte schöne Manifeste erlassen, die Liebe seines Volkes errungen, und seine Räte, der polternde General Remehingen, der geschmeidige Diplomat Schütz, der schlaue Finanzmann Süß, versicherten ihm Tag für Tag, jetzt seien alle Missstände abgestellt, Württembergs goldenes Zeitalter angebrochen. Wo in Deutschland gab es einen zweiten so pflichtbewussten Fürsten? Stolz vor Gott, den Menschen und sich selbst, geschwellt von dem Gefühl, den Titel, mit dem eine Adresse der Tübinger Universität ihn angeredet, den Titel: treuester Hirt und Wonne des Menschengeschlechts sich zu Recht verdient zu haben, überließ er die Erfüllung seiner Versprechungen seinen Räten und fuhr, sich freuend auf das Soldatenlebcn, hungrig nach neuer Gloire, zur Armee. Süß hielt Konferenz mit dem Geheimrat Bilfinger und dem Professor Harpprecht über den Prozess gegen die beiden Gräveniz. Die Herren saßen in dem prunküberladenen Arbeitskabinett des Süß, der Jude schlank, elegant; gewichtig, breit die beiden Württemberger. Der Prozess stand nicht gut. Wien war nicht geneigt, das peinliche Verfahren gegen die Gräfin zu bestätigen und verwies auf den Weg finanziellen Ausgleichs. Dieser Kompromiss schien den beiden Württembergern mager und der herzoglichen Dignität nicht entsprechend. Süß hingegen meinte, der greifbarste Erfolg sei der, der sich in einer hohen Ziffer ausdrücke. Die geldliche Regelung solle man ihm überlassen, er werde sie bestimmt zur Zufriedenheit des Herzogs erledigen. Die beiden ernsthaften und gerechten Männer fanden diese Anschauung frivol und jüdisch. Aber schließlich war der württembergische Agent erfolglos aus Wien zurückgekehrt, es blieb keine andere Lösung als

ein Vergleich, der Jude machte das wirklich besser als jeder andere, und der Herzog glaubte bedingungslos an seine glückliche und geschickte Hand. Verdrossen fügten sie sich darein. Dies durchgesprochen, bat Süß den Juristen noch um einige Deduktionen über umstrittene Befugnisse der Landschaft. Das war eine Frage, die den beiden Württembergern das Herz von Grund auf bewegte. Harpprecht, der Jurist, der langsame, bedächtige, umsichtige Mann, gewohnt, die Dinge rundum zu drehen, genau und von allen Seiten zu beschauen, und Bilfinger, der vertraute Freund des großberühmten Philosophen Wolf, geneigt, die Dinge ernsthaft und aus großer Höhe zu übersehen, aufrechte Patrioten beide, ruhevolle, sachliche Männer beide, verschlossen sich nicht der Erkenntnis, daß einige wenige herrschende Bürgerfamilien auf der Verfassung saßen wie auf privatem ererbten Eigentum und die Repräsentantenstellen des Volkes unter sich verschacherten; sie wussten, daß die Fahne der Freiheit immer dazu missbraucht wird, daß einzelne sich Fetzen daraus schneiden für ihren privaten Vorteil. Aber sie waren trotzdem tief und von ganzem Herzen überzeugt, daß das Landesgrundgesetz und die landständischen Freiheiten die Pfeiler des Staates waren, und sie interpretierten alle strittigen Grenzfragen zwischen Fürsten und Volk aus dem freiheitlichen und verantwortungsschweren Ernst heraus, aus dem der erste württembergische Herzog, in kleinem Land ein wahrhaft großer Fürst, die Verfassung testiert hatte. Es handelte sich um gewisse Steuerentwürfe und Monopolvorschläge des Süß, die zweifellos gegen den Geist der Verfassung verstießen; doch war der Wortlaut brüchig und ein findiger und skrupelloser Tift1er konnte allenfalls durch die Bresche dringen. Harpprecht, sekundiert von Bilfinger, redete sich warm, und Süß hörte aufmerksam und höflich zu. Aber plötzlich sah der Gelehrte die Augen des Finanzmanns, diese großen, gewölbten, süchtigen, klugen, lauernden, gewissenlosen Raubaugen. Was waren vor diesen Augen Freiheit, Verfassung, Gewissen, Volk? Vor dem raffenden, von keiner Idee gereinigten Blick des Juden zerwesten alle diese großen Dinge zu Dummejungenträumen, wurden angeschleimt lächerlich. Er kam sich albern vor, wie er vor diesem Handelsmann vom Geist der Gesetze sprach, von ihrem schönen und würdevollen Sinn. Der andere klaubte aus seinen Worten sicher nur das heraus, was er für seine schmierigen und selbstsüchtigen Projekte brauchen konnte. Harpprecht brach ziemlich unvermittelt ab, der langsamere Bilfinger hatte auch gespürt, was den Freund hemmte. Die beiden

Württemberger entfernten sich bald, kühl, verdrießlich, von dem unentwegt höflichen Süß respektvoll geleitet. Unter der Tür trafen sie in Kaftan und Schläfenlöckchen Isaak Landauer. Süß hatte ihn hergebeten, die Finanzangelegenheiten der Gräfin mit ihm zu regeln.

Die beiden Männer verstanden sich, ohne daß sie einander auch nur hätten andeuten müssen, wohinaus sie wollten. Es kam darauf an, einen Vergleich zu formulieren, der dem äußeren Schein nach für den Herzog, in Wahrheit für die Gräfin günstig war. Scharf schachernd rückten die beiden gegeneinander vor. Jeder hatte noch seine besonderen Interessen, denn jeder hatte Ansprüche an den Herzog sowohl wie an die Gräfin. Schließlich rechnete Süß für den Herzog einen Gewinn von dreihundertunddreiundzwanzigtausend Gulden heraus, aber faktisch hatte der Herzog an die Gräfin hundertundachtundfünfzigtausend Gulden zu zahlen. Bei der Übergabe dieser Summe zog allerdings Süß der Gräfin dreißigtausend Gulden ab für angebliche Darlehen und Vorschüsse, und dem Herzog stellte er für seine Dienste in dieser Angelegenheit weitere fünftausend Gulden in Rechnung. So endete der Liebeshandel der Gräfin, der so viele Jahre hindurch das Herzogtum in Wirren und Empörung gestürzt hatte, mit einem ansehnlichen Gewinn für den Geheimen Finanzierrat Josef Süß Oppenheimer. Die Gräfin lebte fortan in Berlin ein glanzvolles und unruhiges Leben. Die saure Herzoginwitwe hatte zeitlebens gekränkelt, ihr Übel nahm überhand, die Ärzte wunderten sich, daß sie immer wieder aufkam. Sie aber starrte voll kahlen, grauen, staubigen Hasses hinüber nach Berlin zu der Feindin, der Person, und sie starb erst drei Wochen nach ihr.

Karl Alexander war in den Festungen, bei den Schanzern, im Feldlager, ritt, fuhr herum, befahl, war groß tätig. Feierte ein herzliches Wiedersehen mit dem alten, sehr klugen, etwas steifen und trockenen Oberbefehlshaber, dem Prinzen Eugen. Vor der französischen Übermacht wich der vorsichtige Prinz zurück, bezog ein festes Lager bei Heilbronn. Schon standen wieder die Franzosen im Herzogtum, schrieben Brandschatzungen aus, Lieferungen. Doch Verstärkungen der Reichsarmee, vor allem von Karl Alexander bewirkt, zwangen sie über den Rhein zurück. Mit wildem Eifer betrieb jetzt der Herzog die militärische Sicherung der Grenzen. Die Festungen wurden ausgebaut, Schanzen angelegt, immerzu hatte der Herzog Konferenzen mit Bilfinger. Ein sehr weitausschauendes Projekt von wahrhaft strategischem Genie wurde ernsthaft und mit

Geschick in Angriff genommen. Von Rottweil bis Rottenburg wollte man an einigen Stellen die Berge eskarpieren, auf dem Schwarzwald von Schiltach bis Oberndorf Linien ziehen, bis an den Neckar, den Heuberg durch Verhaue sichern. Zur Besetzung dieser Befestigungen genügten fünf Bataillone und zehn bis zwölf Schwadronen. Und mit so verhältnismäßig kleinen Mitteln schuf man ein schwäbisches Thermopylä, an dem jeder welsche Xerxes sich den Schädel einrennen musste. Die Landschaft war den Plänen Karl Alexanders zunächst nicht entgegengetreten. Das Herzogtum hatte während der Regierung Eberhard Ludwigs unter den Einfällen, Brandschatzungen, Plünderungen, Raub, Mord und Gewalt der Franzosen zu sehr gelitten, als daß es nicht den starken, sachverständigen, soldatischen Schutz durch seinen jetzigen Fürsten aus ganzem Herzen gewürdigt hätte. Als aber die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen waren und die unmittelbare Gefahr verschwand, wurden die Landstände schwierig. Sie reizten den Herzog durch mannigfache umständliche und pedantische Beschwerden. Jeden Augenblick erschien eine Deputation bei ihm mit Reklamationen über seine Maßnahmen bei der Aushebung und bei den Kriegsrüstungen, ärgerte ihn durch ihre dicken, stieren, kleinbürgerlichen Gesichter, durch ihre stumpfe, selbstbewusste Schwerfälligkeit. Schwierigkeiten überall. Der Ersatz der Truppen vollzog sich tröpfelnd und zögernd, Pferde, Material, Proviant wurden ohne rechte Lust und nie in dem geforderten Maße nachgeschoben, die Kriegssteuern gingen zäh ein, der Vollzug stockte, die Kassen waren erschöpft. Der Herzog, an sich zum Argwohn geneigt, begann seinen Räten zu misstrauen, sie hielten es insgeheim mit der Landschaft. Er berief seinen Juden ins Lager. Der hatte jedes unscheinbarste Detail der württembergischen Politik gespanntest belauert und wartete längst mit Gier auf diesen Augenblick. In seiner scharfen, klaren, sehr wachen Art hatte er sich seine Ziele abgesteckt, jeder Zoll seines Weges, seines Terrains lag vor ihm wie eine mit mathematischer Präzision ausgeführte Landkarte. So fuhr er prächtig und entschlossen ins Lager. Karl Alexander empfing ihn unverzüglich. Es war Nacht. Kerzen brannten, in einem Winkel hockte der Schwarzbraune. Der Herzog saß mit Bilfinger über geometrischen Tabellen. Er polterte seinen ganzen Unmut und Verdruss sogleich und jähzornig heraus, vor diesen Beiden ließ er sich gehen. Sein Argwohn gegen die Minister hatte sich verstärkt. Sie seien im Einverständnis mit der aufsässigen

und heimtückischen Landschaft, polterte er. Unmutig und erschreckt hörte Bilfinger diese grund- und sinnlosen Reden an, suchte den Herzog mit sachlichen Gründen zu überzeugen. Süß beschränkte sich darauf, genau zuzuhören; sein Gesicht mit dem vieldeutigen Lächeln stach in dem Geflacker der Kerzen weiß und ruhig ab von dem roten, erregten des Fürsten und seines Festungsbauers. Plötzlich wandte sich Karl Alexander an ihn: „Und Er, Jud?“ Süß, achselzuckend, meinte, es sei allerdings auffallend, daß die klaren und weisen Befehle des Herzogs schlecht und unvollständig ausgeführt würden. Sehr wohl sei es möglich, daß die Geheimräte mit aufsässigen Parlamentariern Konventikel hätten; aber ob untreu oder nicht, auf alle Fälle seien sie nach so ungenügenden Resultaten Unfähige, Diffikultätenmacher, Schikaneure. Was er denn vorschlage, fragte der Herzog. Nach seinen Erfahrungen bei den österreichischen Kriegslieferungen, erwiderte Süß, müsse man sehr hohe Geldbußen auf jede passive Resistenz setzen. Mit Geldstrafen komme man am weitesten. Der Bürger wie der Bauer hänge am Besitz, er opfere sein Leben lieber als sein Geld. Der Herzog sagte, er werde es sich überdenken, Süß solle Spezialvorschläge ausarbeiten. Der Jude erklärte, das habe er bereits getan, legte ein Bündel Akten und Berechnungen vor. Bilfinger setzte neu an, alle Gründe gegen den Argwohn des Herzogs säuberlich zusammenzutragen, mildere, langsamere Maßnahmen zu empfehlen. Karl Alexander, unwirschen Blickes, unterbrach ihn. Anderen Tages schon gab er Remchingen Order, die Vorschläge des Süß in strengste Praxis zu übersetzen. Die beiden Männer arbeiteten nun zusammen, der General die Faust, der Jude das Gehirn. Remchingen verhöhnte den Süß mit plumpen, unflätigen Späßen. Süß hasste und ihn verachtete ihn, doch er ließ sich zu keinem Wiedestand verlocken, empfing den Hohn und Schmutz des Soldaten in ein glattes, unempfindliches, verbindliches Lächeln. Gemeinsam war den beiden Männern der unbedingte Ehrgeiz, dem Herzog zu gefallen, ihm Soldaten und Geld zu schaffen, gemeinsam auch die tiefe, selbstverständliche Überzeugung, das Volk gehöre dem Fürsten wie seine Hunde und seine Pferde. Wie durch Zauber war nun alles da, was früher weder Zureden noch Gewalt hatten schaffen können. Hatte die Werbetrommel bisher mit allen Gelärm nur ein paar tausend Freiwillige, und viel verrackertes Kruppzeug darunter, auf nicht sehr staatlich Beine gebracht, so barsten jetzt die Depots von Rekruten. In den Remonten tummelten sich die Pferde, die Kammern stapelten

Uniformen, es brachen an Geld und Wechseln die Kassen, Scheunen und Magazine boten kein Raum mehr für das eindringende Getreide, den hoch sich schichtenden Proviant. Überall Nachschub, Reserven. Karl Alexander, triumphierend, schwoll an und rühmte vor aller Welt, das Genie und die Geschicklichkeit seines Geheimen Finanzierrates. Übers Volk senkte es sich bleiern, luftraubend. Wohl hatte es früher schon eine Art Zwangsmusterung gegeben; aber nur für Aushauser, für Vagabunden, arbeitsscheue, junge Kerls, die den Gemeinden zur Last fielen. Jetzt wurde diese Rekrutierung auf die gesamte unverheiratete Jugend des Landes ausgedehnt. Wer sich loskaufen wollte, musste eine ungeheure Summe bezahlen. Verheiratete waren befreit von der Rekrutierung; wer aber vor dem fünfundzwanzigsten Jahr heiraten wollte, musste den fünften Teil seines Vermögens als Taxe erlegen. Die Pferde wurden gemustert, alle tauglichen requiriert, die Regierung zahlte mit langfristigen Anweisungen. Handel und Hantierung wurde mit schweren Kriegsabgaben belastet, die Steuern mit Härte eingetrieben. Ei, wie verschwanden die Kränze und Bänder von den Bildern des Herzogs. Beste Jugend stak, fluchend, in der Montur, Mütter, Weiber, Bräute flennten. Verluderten in der Abwesenheit der Männer. Durch das Heiratsverbot mehrten sich die unehelichen Kinder; Abtreibung, Kindsmord nahm zu. Die Felder wurden schlechter bestellt, es mangelte an Menschen, die besten Pferde waren mit Gewalt weggetrieben. Teuerung drohte, Lebensmittel, Waren verschwanden. Laut fluchte es jetzt, empörte sich. Scharfe Erlasse verboten bei Leib- und Lebensstrafe jede respektlose Äußerungen gegen die herzoglichen Verordnungen, jede Turbierung und Unruhestiftung. Es wurden auch etwelche Raunzer und Nörgler festgenommen und prozessiert. Die gelle Empörung verstummte, aber die Flüche murrten weiter, wo man von Lauschern sicher war.
Dem Süß rührte diese Stimmung nicht die Haut.
In der Kurpfalz, als er dort das Stempelpapier eingeführt hatte, war er an Anläufe vor seinen Haus, Beschimpfungen, Pasquille gewöhnt worden; das prallte ab von ihm wie Wasser von einer Teerjacke. Wer konnte an ihn heran? Er saß an der Macht, er war der nächste Ratgeber der Fürsten, keiner wusste ihn so zu behandeln wie er. Keiner verstand es wie er, mit unterwürfiger, demütiger Miene die bollernden Zornaisbrüche des jähen, an soldatische Unterordnung gewöhnten Mannes hinzunehmen und sich, hinausgejagt, als wäre nicht geschehen eine Stunde später von neuem zu präsentieren. Die

Beamten des Herzogs hatten Weisungen, sich in allen geldlichen Dingen unbedingt an seine, des Hoffaktors, Ratschläge zu halten, keine Finanzverordnung ging aus ohne sein Wissen und Willen. Mit geblähten Nüstern, wohlig, schnupperte Süß die Luft der Macht, in der er jetzt lebte. Seit seinen glücklichen Maßnahmen zur Auffüllung des Heeres war er der eigentliche Herrscher im Herzogtum. Er war sehr hoch, er war nah am Gipfel, es überrieselte den Rücken wie laues Wasser, sah man hinunter, wo es kribbelte und sich abzappelte, um heraufzuklimmen. Manchmal wohl, wenn sein Vorzimmer voll war von Wartenden, Ängstlichen, Bittstellern, ging er allein in seinem Arbeitskabinett auf und ab, die sehr roten Lippen in dem weißen Gesicht lächelnd offen, lauschte hinaus auf das Geflüster, das kaum hörbar hereindrang, dehnte die Brust, atmete, lächelte, schickte die ganze Antichambre wieder fort, ohne sie zu empfangen. Oh, es war süß, süß und herrlich war es, Macht zu haben unter den Menschen. Ein Wort wurde ihm hinterbracht, das im Volk umging; der kleine, feiste, schweinsäugige Konditor Benz hatte es aufgebracht, der im Wirtshaus „Zum Blauen Bock“ mit anderen Kleinbürgern zu politisieren pflegte: Unterm vorigen Herzog hat eine Hur regiert, unterm jetzigen ein Jud. Süß ließ den Konditor vor sich kommen, der kleine, feiste Mann, schwitzend, mit feig ausweichenden Augen leugnete. Süß versammelte sein ganzes Hausgesind, und vor den Grinsenden, Sichanstoßenden, die alle wussten, daß er das Wort geprägt hatte, musste der kurzhalsige, schnaufende Mensch auf Ehr und Gewissen und bei seinem Heiland versichern, er wisse nichts davon und habe sich nie ein respektloses Wort über Seine Exzellenz erlaubt. Dann, dem lächelnden Süß die Hand küssend, nach rückwärts schreitend, konnte er sich entfernen. Süß aber klagte fromm dem Herzog, wie er um der treuen Dienste willen, die er ihm leiste, beim Volk in Verruf komme. Er führte sein Haus auf fürstliche Art. Als Innenarchitekten hatte er einen Sizilianer berufen, den Meister Ubaldo Raineri, der vor allem durch Aufträge des französischen Hochadels bekannt und in Mode war. Seine Gemächer strotzten von prunkvollen Teppichen, Gobelins, von verschnörkelten, geschweiften Möbeln, von Stuck, von Lapislazuli und Gold, von Vasen und Büsten. Neben Homer, Solon und Aristoteles hatte der Architekt, war es Unschuld oder Hohn, die Büsten des Moses und des Salomo gestellt. Auf dem Deckengemälde des Speisesaals spreizte sich in vielfigurigem Fresko der Triumph des Merkur. Auf der Decke des Schlafzimmers aber ergötzte sich

schlaff und schleierigen Auges Leda mit dem Schwan; von dem Prunkbett, das nackt, frech und mächtig zwischen zahlreichen Spiegeln stand, schwatzten, breit und grob lachend, die Bürger in den Wirtshäusern, wisperten gekitzelt die jungen Mädchen. Er war stolz darauf, als erster im westlichen Deutschland die von Paris kultivierte exotische Mode einzubürgern. Figuren von Chinesen, kleine, klingelnde Pagoden standen in seltsamem Widerspiel zwischen Moses und Solon, zwischen Homer, Salomon und Aristoteles. Das Erstaunen und die Freude der Damen aber war in seinem vergoldeten Bauer der Papagei Akiba, der „Bon jour, Madame“ krächzte und „Wie geruhen Euer Durchlaucht geschlafen zu haben?“ und „Ma vie pour mon souverain.“ Seine Tafel war erlesener als sonst eine im Land, es war ein Wunder, woher er alle die fremden Fleischsorten, Muscheln, Früchte nahm, und mit scheelen Blicken sah der Konditor Benz auf die Kunstwerke aus Eis und Früchten, die der welsche Konfisier des Juden auf ziervolle, immer wechselnde Manier bereitete. Die weinrote, silberknöpfige Livree des Juden war bald überall bekannt. Er hielt sich Sekretär, Bibliothekar, Läufer, Heiducken, Koch, Kellerer. Durch die Domestiken schritt mit fettem, blassem, phlegmatischem, unbeteiligtem Gesicht Nicklas Pfäffle, sah alles, ordnete, ergänzte. Der Kammerdiener des Süß hatte schwere Arbeit. Den Mercure galant musste er auswendig wissen. Der Geheime Finanzierrat legte Wert darauf, der eleganteste Herr im Herzogtum zu heißen, seine Garderobe wurde alle zwei, drei Wochen ergänzt. Er hatte eine wilde Vorliebe für Schmuck. Der Solitär, den er am Finger trug, war berühmt, die Schnallen der Schuhe, auch die Handschuhe waren mit der Mode wechselnd steinbesetzt. In seinem Boudoir, wie in seinem prunkenden Schlafzimmer waren Vitrinen mit Schmuck aufgestellt, durch seine Beziehungen zu den Amsterdamer und zu gewissen italienischen Juwelieren immer anders und reizvoll aufgefüllt. Er pflegte aus diesen Kästen seine Besucherinnen, Damen des Hochadels ebenso wie Mädchen aus dem Volke, zu beschenken. Man höhnte, schimpfte grimmig darüber, verspottete ihn ins Gesicht, daß er solche Mittel brauche; aber er lächelte, er wusste, gegen diese Manier gab es keinen Widerstand, die Beschenkte blieb ihm, gierig, verhaftet. An die Herren aber pflegte er, dies war sein Lieblingshandel, scharf und hart feilschend, Juwelen zu verschachern. Es war herrlich, die kleinen Kostbarkeiten, so viele, durch seine Hände rieseln zu lassen, einen kleinen Stein gegen

Haufen Goldes zu vertauschen, und wieder Haufen Goldes gegen einen kleinen Stein, spürend: soviel Macht lag in dem kleinen Stein. Nicht groß, aber erlesen war sein Marstall. Er handelte gern um Pferde mit großen Herren bis hinauf nach Holland. Auch für den eigenen Gebrauch hielt er sich einen arabischen Schimmel, die Stute Assjadah, zu deutsch: die Morgenländische. Der Levantiner Daniele Foa hatte sie ihm verkauft, sie stammte aus den Ställen des Kalifen. Er liebte die Stute nicht eigentlich, aber er hielt sie gut; er wusste, wie prinzlich er auf dem nicht großen, nervösen, ziervollen Tier aussah. Selbst der Polterer Remchingen musste dem Süß zugestehen, zu Pferde sehe er fast aus wie unsereins. Der Zutritt zu Süß war schwerer zu erlangen als zum Herzog. Es kostete viele Briefe, Gelauf und Scherererei, bis man eine Stunde zur Audienz bestimmt bekam, und dann oft schickte er den Wartenden wieder weg. Er war des Herzogs Bankier und hatte den Titel Geheimer Finanzienrat. Nichts sonst; nie stand unter einem politischen Akt seine Unterschrift. Die Verfassung verbot dem Juden jedes Staatsamt, und Süß war klug genug, sich vorläufig mit dem Besitz der Macht auch ohne ihre Titel zufrieden zu geben. Er wusste, kein Minister, auch der Herzog nicht, der fast immer bei der Armee weilte, er, er war der Regent des Herzogtums. Schon bildete sich eine Partei, die offen zu ihm hielt, ihn wie einen Hofstaat umgab. Der Tübinger Jurist Johann Theodor von Scheffer, Regierungsrat, ausgezeichneter Kenner des Staatsrechts, war einer der ersten, der sich offen zu ihm bekannte, die Räte Bühler und Mez von der herzoglichen Kammer folgten, der Waisenhauspfleger Hallwachs, der Requettenmeister Knab, die Räte Crantz, Thill, von Grunweiler. Der Domänenpräsident von Lamprechts gar schickte seine beiden jungen Söhne in den Dienst des Finanzierrats, daß sie bei ihm Manier und höfische Sitte lernten wie Pagen. Die hebräische Garde taufte man diesen Hofstaat, und machte sich mit vielen billigen Witzen lustig über die Judenzer. Bald aber zeigte sich, daß diese Judenzer den Mantel nach der rechten Seite gehängt hatten; denn immer offensichtlicher wurde das Haus in der Seegasse die eigentliche Residenz des Herzogtums. Die Frauen, die an dem Palais an der Seestraße vorübergingen, schielten neugierig und gekitzelt durch die mächtigen Torflügel in die Vorhalle, wo massig in seiner weinroten, silberköpfigen Livree der Haussier ragte. Man wisperte wilde, unheimliche und lüsterne Geschichten von ihm, wie er in Frauenfleisch wühle, wüte, sich mit schwarzen Mitteln den Frauen ins Blut brenne, sie dem Teufel

verschreibe. Der Herzog hielt mehr auf den Geschmack seines Juden als auf den seiner anderen Vertrauten, und Süß musste dem Unersättlichen unter allen möglichen Vorwänden immer neue Weiber ins Lager schicken. Machte sich Remchingen lustig über die Orgien des Beschnittenen, medisierte er neidisch, er kapiere nicht, wie ein anständiges Christenmensch dem Hebräer ins Bett kriechen könne. Er müsse heillose schwarze Magie brauchen, so lachte dröhnend der Herzog, ein wohlschaffenes Gesicht und stramme Schenkel seien die beste Magie. Auch betraute er den Süß, ihm die Weiber für Oper und Ballett auszuwählen, und manchmal lachte er, der Jud sei ein Lecker und habe ihm aus vielen Schüsseln vorgeschmaust. Es zog auch ein langer Zug von Frauen, jungen und reifen, blonden und schwarzen, schwäbischen und welschen, lauen und heißen durch das vielspiegelige Schlafzimmer unter der üppigen Leda des Deckengemäldes. Doch der Jude, so prahlerisch er sonst sich spreizte, versperrte sich zäh und verriet keinen seiner Erfolge, die schweren, die ihn stolz machten, so wenig wie die zahllosen sehr leichten. Unter den vielen lärmenden, protzenden Kavalieren war er der einzig Schweigende, und weder die joviale Zudringlichkeit Karl Alexanders noch die verbindlich schmeichelnde Neugier Weißensees, noch die grob spöttischen Anzapfungen Remchingens konnten seiner ausweichenden Liebenswürdigkeit die leiseste Andeutung entlocken. Wenn dennoch bei Hof, in den Schenken, unter den Soldaten viele saftige, ungewöhnliche, sicher nicht erfundene Details aus dem Bett des Juden begrinst, begeifert, belacht, bezotet wurden, so trugen dies jene Frauen Schuld, die, stolz auf den gefährlichen, so anderen, von aller weiblicher Neugier umwitterten Mann, ihre unheimliche Heimlichkeit einer Freundin unter vielen Schweigensbeschwörungen, Kichern, Tränen in den Busen flüstern mussten. Als der Jude sein Palais fertig installiert hatte, kam auf seine dringlich ergebene Einladung, begleitet von Remchingen, die Herzogin, sein Haus zu inspizieren. Preziös trug sie den kleinen, ziervollen Kopf von der Farbe alten, edlen Marmors durch die strahlenden Räume, äugte aus den langen, fließenden Eidechsenaugen auf die Chinoiserien, lächelte vor dem Papagei Akiba, der Ma vie pour mon souverain krächzte, klingelte mit den kleinen, sehr gepflegten Fingern an den Miniaturpagoden, ließ sich von Süß einen merkwürdig geformten, nicht sehr wertvollen Giftring schenken, schritt mit kleinen, gleitenden Füßen an den tief sich neigenden weinroten Lakaien vorbei zu den Ställen und reichte der

edlen Schimmelstute Assjadah ein Stück Zucker. Genoss befriedigt die hemmungslose Ergebenheit des Süß. Aber, schon in der Karosse, zwischen gaffendem, barhäuptigem Volk sagte sie über den Nacken des tief auf ihre Hand geneigten Finanzierrats mit ihrer langsamen, aufreizenden Stimme: „Alles fein, Jud, alles schön. Aber das Zimmer, wo die kleinen Christenkinder geschlachtet werden, hat Er mir doch nicht gezeigt.“ Und lachte ihr kleines, glockiges, amüsiertes Lachen und fuhr davon. Süß aber stand barhaupt vor seinem Haus und das Volk gaffte und stieß sich an, und er achtete es nicht und schaute ihrer Karosse nach mit den wölbigen, fliegenden, beredten Augen, die sehr roten Lippen leicht offen in dem weißen Gesicht.

17.

Mit dem zunehmenden Frühling verließ Rabbi Gabriel plötzlich, wie es seine Art war, das weiße, kleine Haus mit den Blumenterrassen Er reiste, unscheinbar, ohne Diener, sein massiges, schweres Gesicht tauchte hier auf, dort; er zeigte nie Eile, hatte nirgendwo besondere Geschäfte; aber er blieb auch nirgendwo rasten, er reiste stetig und, so zickzack seine Fahrt ging, immer weiter wie auf vorgezeichnetern Weg. Tauchte in die Berge. Saß zwei Tage lang in einem Bauernhaus an einer kleinen Brücke über einen Wildbach, schaute zu, wie die geflößten Stämme das strudelnde Wasser hinabtrieben, sich stauten, überkreuzten, liegenblieben, in dem schwellenden Bach weiterschwammen. Hörte Nächte hindurch das endlose Geläute des Viehs, das auf die Almen getrieben wurde. Fuhr den langsamen Pass hinauf, der nach Süden führte. Wind kam von Mittag, es hatte geregnet, feuchte, schwere Luft ging, dunkelbläulich lagen die Berge. Er stieg aus, stapfte dem beschwerlich knarrenden Wagen voraus. Auf dem nassen, sonnglänzenden Wege schleppte eine große Schnecke ihr Gehäus; sorglich wich er, im letzten Augenblick, ihr aus. Eine Viertelstunde später zerknirschte sie sein Wagen. Er überschritt, tief durch Schnee watend, die Passhöhe. Freier wehte es, warm und wohlig ihm entgegen. Gesegnet breitete sich, hoch durchblüht, das Land. Er kam an einen weiten, sehr großen See. Verweilte. Hockte lange Stunden am Ufer, unbeweglich, schwer, wie besonnter Stein. Dunkelgrün standen satten Laubes die Orangenbäume, weiter unten klommen silbern und leicht Oliven die Uferhänge hinauf.

Unterdes fuhr Süß nach Hirsau. Seitdem der Oheim das Kind ins Land gebracht, seit seiner wortlos höhnischen Mahnung hatte er das Verkapselte niemals wieder so fest schließen können wie früher. Ein Hauch davon kroch über seine Papiere, wenn er rechnete, schlich sich in seine Nächte, wehte ihm in den Nacken, wenn er glanzvoll und angehasst auf seiner weißen Stute Assjadah durch die Straßen ritt, daß das Tier unruhig wurde, leise bäumte, wieherte. Es kam vor,

daß er, der sachliche Rechner, der die Dinge scharf und nüchtern und nackt in ihren Grenzen sah und bei ihrem Namen nannte, am lichten Tag überschreckt zusammenfuhr, atmete, die Schultern hochzog wie in Abwehr; ein Gesicht schaute ihm über die Schulter, im Dämmer, nebelhaft, und es war sein eigenes. Längst trieb es ihn, nach Hirsau zu fahren in das weiße Haus mit den bunten, fröhlich feierlichen Terrassenbeeten. Was ihn, ohne daß er es sich gestand, immer wieder hemmte, war die Nähe Rabbi Gabriels, das Atemsperrende, Unbehagliche, Lastende seiner unausweichlichen, müden, fordernden, trübgrauen Augen. Er gestand sich auch jetzt nicht ein, daß es die Abwesenheit des Alten war, die ihn nun auf einmal so rasch den Entschluss zur Fahrt hatte fassen lassen. Er fuhr zu Naemi, er fuhr, nur von Nicklas Pfäffle begleitet, er war so leicht und frei wie noch nie. Er fuhr zu seinem Kind, und er war schon bei seinem Kind, und alle seine Ziffern und Politik und. Macht und Eitelkeit blieben lahm und staubig dahinter. Er sah den jungen Acker und er roch seinen Duft, und er rechnete nicht, wieviel dieses Feld bringen werde und wie man aus dem Umsatz dieses Getreides neue Steuern quetschen könne, sondern er sah nur die sanfte Farbe des jungen Korns und roch den wehenden Wind über dem Feld. Er fuhr zu seinem Kind, und sein Herz war schon bei seinem Kind. Wann endlich wird er den kleinen, weißglänzenden Würfel des Hauses sehen und die Blumenterrassen davor und sein Kind darin? Da, von der Landstraße ab, der Karrenweg. Er verlässt den Wagen, biegt, immer stärkeren Schrittes, in den Fußpfad ein. Hier der Zaun, er öffnet das versteckte Tor, jetzt die hohen Bäume, die Beete jetzt, und jetzt, atmend, hingegossen hängt das Kind an seinem Hals, vergehend. Spricht nichts. Spricht eine lange, ewige Weile nichts. Hängt an ihm, verströmend, klammert sich, trinkt ihn mit ihren großen, erfüllten Augen in sich hinein. Wie schön ist sein Kind! Sie ist ganz vollendet. Es ist kein Zug an ihr, keine leiseste Bewegung, kein Haar, kein Flackern in der Stimme, das er anders wünschte. Schön ist sein Kind vor den Frauen, zart ist sie und rein ist sie, reinglühend wie ein zartes Licht, ihn selber glüht sie rein. Er hat mit ihr seine zutunlichste Freude an der alten, watschelnden, herzlich ergebenen Zofe Jantje, er, dem alles Gewächs und Getier kalte, erdstumme Dinge waren, lernt die einzelnen Blumen verstehen, als sprächen sie; sie haucht den Dingen von ihrem sanften Atem ein, und er spürt ihr Leben in den Dingen.Aber da stand er mit Naemi in der Bibliothek. Tafeln waren da mit magischen Figuren und

astrologischen Tabellen, und plötzlich überkam es ihn, als seien die Augen des Alten irgendwo im Zimmer, als starrten sie auf ihn, trübgrau, mürrisch, lähmend traurig. Doch da sprach Naemi und die schwere, lähmende Luft war fort. Von den Menschen der heiligen Geschichten sprach sie. Ihr Aug, hingegeben, verströmend, hing an ihrem Vater, und kühnen Schrittes trat David ins Gemach, stolz blickend, mit der Schleuder, Simson stürmte vor, und rechts und links sanken die Philister, voll heiligen Zornes jagte Juda der Makkabäer die Heiden aus dem Tempel. Und alle waren sie er, flossen sie in eins in ihm, borgten von ihm ihre Kraft, Schönheit, ihren Eifer und Sturm. Drei Tage lebte er so, schwerlos und gelöst vom Wirbel seines Alltags. Am dritten Tage plötzlich, er war allein im Zimmer und Nickjas Pfäffle stand vor ihm, fetten, unbewegten Gesichts, fiel die Außenwelt ihn an, das Zurückgelassene Er sah seine Akten, auf Unterschrift wartend, getürmt, er sah die wirbelnde Welt, und sie wirbelte ohne ihn. Beamte, Geschäftsleute, alle jagten, hetzten, kribbelten hinauf, zielten hin, wo er stand, gefährdeten ihn, und er hatte seine Hand nicht im Getriebe, er saß hier fernab, kümmerte sich um nichts. Unbegreiflich, daß er die Tage her an nichts gedacht hatte. Die Blumen sanken ihm zurück in ihre Stummheit, nichts mehr spürte er vom Hauch und Leben der Dinge, die Ziffern und Figuren der heiligen Wissenschaft waren ihm albernes Zeug. Vor ihm standen Rentabilitätsberechnungen, herzogliche Reskripte, Intrigen der Landschaft, komplizierte Geschäfte, Leben, Macht. Mit halber Seele nur schaute er auf sein Kind, das ihm, verströmend, im Arm lag. Er riss sich los, und schon lag das Mädchen, das weiße Haus, die feierlich frohen Blumenterrassen wesenlos hinter ihm und die Kapsel sprang zu. Wie er durch den Wald ging, mit Nicklas Pfäffle, rasch, dem Karrenweg zu, sah er plötzlich unter einem Baum am Rand einer Lichtung ein Mädchen, bräunlich kühnes Gesicht, starkblaue, große Augen seltsam unter dunklem Haar, die Hände hinterm Kopf verschränkt, hinstarren schräg hinauf durch die Stämme. Aber nicht in der Haltung einer Ruhenden, sondern angestrengt, gekrampft. Er ging gerade auf sie zu; sie war schön, sehr anders als die Mädchen im Lande, auf dem bräunlich kühnen Gesicht standen sonderbare, nicht alltäglich schwäbische Gedanken. Erst als er auf dem weichen Waldboden ganz nah an ihr war, sah sie ihn, sprang auf, starrte ihn an aus schreckgeweiteten Pupillen, schrie: „Der Teufel! Der Teufel geht durch den Wald!“ lief fort. Dem erstaunten Süß erklärte der

gleichmütige, alles wissende Nicklas Pfäffle: „Die Magdalen Sibylle Weißenseein. Tochter des Prälaten. Pietistin.“

In der Kutsche überlegte Süß, es sei praktischer, nun er schon unterwegs sei, gewisse Geschäfte mit seinen Frankfurter Geldleuten persönlich zu erledigen. Allein dies war ein Vorwand, mit dem er sich selbst belog. Was nottat, war nicht persönliche Besprechung jener Affären in Frankfurt, was ihm nottat, was er ersehnte nach dem seltsamen und unsichern Hin und Her in dem Haus mit den Blumenterrassen, das war Bestätigung seiner selbst, seiner Macht, seines Erfolges, Widerhall, Sicherung. Er schickte nach seinem Sekretär, nach Dienerschaft. Fuhr groß und glänzend in Frankfurt ein.

Es standen staunend und erregt die Frankfurter Juden, steckten wackelnde Köpfe zusammen, schnalzend, verwundert, bewundernd, hoben vielbeweglich die beredten Arme. Ei, der Josef Süß Oppenheimer! Ei, der württembergische Hoffaktor und Geheime Finanzienrat! Ei, was hatte er es weit gebracht! Sein Vater war Schauspieler gewesen, seine Mutter, die Sängerin, schön, elegant, nun ja, nun ja, aber eine leichte Person, keine Ehre für die Judenheit, sein Großvater, Reb Selmele, das Andenken des Gerechten zum Segen, ein braver Mann, Kantor, ein frommer, geachteter Mann, aber doch ein kleiner, armer Mann. Und nun der Josef Süß, so hoch, so glänzend, so mächtig, viel höher als sein Bruder, der Darmstädter, der Getaufte, der sich hat taufen lassen, um Baron zu werden. Ei, wie sichtbarlich hat der Herr ihn erhöht. Trotzdem er ein Jud ist, reißen die Gojim die Mützen vor ihm herunter und bücken sich bis zum Boden, und wenn er pfeift, kommen die Räte und Minister gerannt, als wäre er der Herzog selbst. Süß schleckte gelüstig die Bewunderung. Er machte eine Spende, hoch zum Erstarren, für die Synagogenbedürfnisse, die Armen. Der Gemeindepfleger kam und der Rabbiner, Rabbi Jaakob Josua Falk, ein ernsthafter, kleiner, nachdenklicher Mann, welke Haut mit dicken Adern, tiefliegende Augen, sie bedankten sich, und der Rabbiner gab ihm Segenswünsche auf den Weg. Und er stand vor seiner Mutter, und die schöne, alte, törichte Frau breitete ihre eitle Bewunderung unter seine Füße wie einen weichen Teppich. Er badete in dieser lauen, ungehemmt über ihn hinwellenden Bestätigung, aus hundert blanken Spiegeln strahlte alles Erreichte berauschend auf ihn zurück; seine heimlichsten Träume kramte er aus versteckten Winkeln vor diese willigste Hörerin, die selig lächelnd seine Hand tätschelte. Zäh

entschlossen, von keiner Nachwallung des weißen Hauses beirrt, bis zum Rand gefüllt mit kühnen, unerhörten Entwürfen, kehrte er nach Stuttgart zurück.

18.

Der Krieg war aus, Karl Alexander fuhr heim in seine Hauptstadt. Er war schlechtgelaunt. Zwar hatte er gezeigt, daß er ein Faktor war, daß man mit ihm als Feldherrn wie als Besitzer einer ansehnlichen Armee rechnen musste. Aber eigentlich waren das doch recht magere Resultate und weit entfernt von der Gloire, von der er geträumt. Verdrossen saß er in seiner Kutsche, das Übel seines lahmenden Fußes hatte sich verstärkt, sein Asthma bedrängte ihn. Eine Diligence kam entgegen, bog respektvoll aus vor der herzoglichen Kutsche, hielt. Unter den in Demut erlöschenden Gesichtern erkannte Karl Alexander ein mürrisches, unerregt grüßendes. Breit, blass, platte Nase unter mächtiger Stirn, trübgraue Augen. Er erschrak leicht, es war ihm, als höre er die knarrige Stimme: „Das Erste sag ich Euch nicht.“ Jäh schnürte ihn unheimliche Gebundenheit. Er sah sich plötzlich schreiten in einem stummen, schattenhaften Tanz, der Rabbi vor ihm hielt seine rechte, Süß hinter ihm seine linke Hand. Schritt da ganz vorne, durch viele Hände mit ihm verstrickt, nicht auch der dicke, lustige Friedrich Karl, der Schönborn, der Würzburger Bischof? Wie schaurig possierlich er aussah. Und alles war trüb, nebelhaft, farblos. Tiefer verdrossen fuhr er weiter. In Stuttgart hob sich von allen Seiten Ärgerliches. Die Herzogin hatte ihn erfreut begrüßt; in der Nacht dann, in seinem Arm, hatte sie in ihrer leisen, leicht spöttischen Art gefragt, was er ihr alles Schönes in Versailles erbeutet habe; als Braut habe sie geträumt, er werde dem französischen Ludwig die Perücke herunterreißen und sie ihr als Trophäe bringen. Es war gewiss harmlose Neckerei gewesen, aber ihn hatte sie tief gewurmt. Dann rückte mit seiner langweiligen, zähen, enervierenden Nörgelei und Reklamiererei der parlamentarische Ausschuss an. Verlangte in einer zweiten Audienz dringlich und unumwunden jetzt, nach erfolgtem Friedensschluss, Abrüstung. Blaurot lief der Herzog an, der Atem setzte ihm aus. Nur mühsam zwang er sich, die Deputation anzuhören, nicht mit Fäusten über sie herzufallen, sie nicht

verhaften, nicht kreuzweise schließen zu lassen. Höchst unwirsch und ungnädig, unter Atemnot und Husten, Flüche und Beschimpfungen polternd, jagte er schließlich die Verängstigten, Entsetzten fort. Berief den Süß. Der trug, wie stets, ein fertiges Projekt in der Tasche. Karl Alexander empfing ihn nach dem Bad, im Schlafrock, der Neuffer rieb ihm den lahmenden Fuß, der Schwarzbraune lief, mit Tüchern, Kämmen, Bürsten, ab und zu. Lächelnd, verbindlich setzte Süß den feinen, giftigen Plan auseinander. In einer so wichtigen Angelegenheit solle Seine Durchlaucht sich nicht begnügen, mit den elf Herren des parlamentarischen Ausschusses zu verhandeln. Der Ausschuss müsse aus den übrigen Abgeordneten verstärkt werden. Was damit gewonnen sei, fragte der Herzog, die blauen, gewalttätigen Augen unverwandt auf dem glatten, lächelnden, gewandten Mund des Juden. Es seien natürlich, fuhr Süß leichthin und fließend fort, bei solcher Ergänzung nur diejenigen Deputierten beizuziehen, deren treue und loyale Gesinnung gegen den Herzog feststehe. Karl Alexander sah dem Juden aufmerksam auf die Lippen, dachte scharf nach, wandte die Worte des Süß hin und her. Begriff, daß auf diese Art die Opposition mühelos aus dem Parlament ausgeschaltet, die Landschaft in eine Vereinigung ohnmächtiger Hanswürste gewandelt werden könnte. Sprang auf, daß der Kammerdiener Neuffer, der ihm den lahmenden Fuß rieb, zurücktaumelte. „Er ist ein Genie, Süß!“ jubelte er los, stapfte, den einen Fuß bloß, im Zimmer herum, aufgewühlt. Der Schwarzbraune, in seinen Winkel zurückgewichen, folgte mit langsamen, rollenden Augen den Bewegungen seines Herrn. Denselben Abend noch konferierte Süß mit Weißensee. Teilte ihm mit, der Herzog halte es für notwendig, in einer so wichtigen Affäre den Ausschuss zu verstärken; wer wohl nach des Prälaten Meinung von den Abgeordneten Verständnis für die großen Probleme und Sinn genug für die europäische Bedeutung Karl Alexanders habe, um mit Gewinn für den Fürsten und somit fürs Volk bei solcher Ergänzung beigezogen zu werden. Behutsam saß der andere, rühmte die Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Herzogs, nannte nach langen Umschweifen, zögernd, vorsichtig, zwei, drei Namen. Bog sogleich wieder ab und sprach, verbindlich, von anderem, Belanglosem. Süß ging höflich darauf ein, meinte dann, gelegentlich, beiläufig, der Präsident des Hofkirchenrats scheine dem Herzog alt und ausgeschöpft, ob er, Weißensee, zeitlebens in Hirsau sitzen wolle, ein Berater von seinem

diplomatischen Blick und seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit wäre in Stuttgart hocherwünscht. Lüstern, sehr gelockt, schnupperte der Prälat, griff zu, lächelnd und betrübt über die eigene Schwäche und Verräterei, nannte seufzend, als Süß wieder auf den einzuberufenden Landtag zu sprechen kam, die geforderten Namen, verriet in den nicht genannten die Verfassung und wer ihr anhing. Ach, es war durchaus nicht die beste aller denkbaren Welten, wie gewisse á la mode-Philosophen wollten, es war eine schlecht eingerichtete, widerwärtige Welt. Nur der Einfältige konnte sich rein halten; wer klug war und kompliziert und nicht ganz abseits bleiben wollte vom fließenden Leben, der musste unsauber und zum Verräterwerden.

Ausgeschrieben wurde die Tagung. Ausgeschlossen wurden nach der Liste des Weißensee alle Abgeordneten der Opposition, ihre Proteste nicht beachtet. Herzogliche Kommissarien erschienen mit starkem militärischen Geleit in den einzelnen Städten, Ämtern, redigierten, gewalthaberisch Wünsche, Vollmachten, bindende Aufträge der Bevölkerung an die Deputierten. Unter solchen Auspizien trat der Landtag zusammen, der über die auf Jahrzehnte hinaus wichtigste Frage schwäbischer Politik, die Unterhaltung eines ansehnlichen stehenden Heeres, zu entscheiden hatte. Nicht im Landschaftshause in Stuttgart hielt dieses Rumpfparlament seine Sitzungen ab, der Herzog hatte verfügt, daß die Session der bequemeren Kommunikation mit seiner Person wegen in seinem Ludwigsburger Schloss unter seinen Augen stattzufinden habe. Die kleine Stadt quoll über von Soldaten, die Deputierten tagten, bewacht von einem starken Militäraufgebot, immer gefährdet, von ihren Schützern beim kleinsten Wort der Opposition festgenommen zu werden. Der Herzog erschien nach einer nonchalanten Eröffnungsrede überhaupt nicht mehr; er nahm Parade ab, hielt kriegerische Übungen in der Umgegend, während seine Minister lässig, gnädig den Deputierten auf schüchterne Fragen vage, hochmütige Antworten gaben.

Auf diese Manier wurden die ungeheuren Militärforderungen des Herzogs genehmigt, dazu Verdoppelung der Jahressteuer und der Dreißigste von allen Früchten. Geltung haben sollte dieser Steuermodus, solange die bedenklichen Zeiten dauerten und das Land es vermöge. Nicht schärfer wagten unter den Musketen der Soldaten die sonst so bedächtigen, vorsichtig um jedes Jota feilschenden Herren diese entscheidende Klausel zu präzisieren, und

als sie in einer inoffiziellen Besprechung bescheiden die Frage aufwarfen, wer denn über die Bedenklichkeit der Lage und die Leistungsfähigkeit des Landes solle zu befinden haben, wurden Süß und Remchingen so grob, hochfahrend und drohend, daß die Deputierten mürb und erschrocken auf genauerer Festlegung dieses wichtigsten Punktes nicht bestanden. Niemals hatte, seit es eine Verfassung im Land gab, ein württembergischer Herzog vom Parlament solche Zugeständnisse erreicht wie Karl Alexander und sein Jude. Zwei Wochen nach der Tagung wurde der Prälat von Hirsau, Filipp Heinrich Weißensee, Präsident des Hofkirchenrats in Stuttgart.

Kurz nach diesem Sieg des Süß über das Parlament starb auf dem Familienschloss Winnenthal des Herzog Bruder, Prinz Heinrich Friedrich. Seitdem Karl Alex aber seine Geliebte gehabt und sie dann breitlachend hochmütig, die Flennende, Aufgelöste, ihm wieder zu geschickt hatte, verzehrte sich der schwächliche Mann in Ohnmacht und grellen Rachephantasien. Er sah oft mit gequälten, gedrosselten Blicken auf das sanfte dunkelblonde Geschöpf, dessen Dasein jetzt eine einzige traurige Bitte um Nachsicht war. Einmal legte er ihr die kraftlosen, schweißigen Hände um den schönen vollen, gesunden Hals, drückte langsam zu, würgte ließ erschrocken ab, streichelte sie: „Du kannst ja nichts dazu, du kannst ja nichts dazu.“ Er malte sich wilde, phantastische Racheszenen aus: wie er die Geliebte ersticht, den Leichnam vor sich quer übers Pferd nimmt, durchs Land jagt, das Volk groß zur Rache aufruft. Oder wie er den Bruder fängt, ihn zwingt, der Geliebten die Füße zu küssen, wie er dann beide tötet; die Frau feierlich wie eine Kaiserin bestatten lässt, der Bruder einscharren wie einen Hund. Und er selber thront, ein theatralischer Rachegott, über allem. Tun aber konnte er von all dem nichts, er konnte sich nur daran verzehren und sterben.

Karl Alexander, sowie er den Tod des Bruders erfuhr, sandte den Minister Forstner und den Kriegsrat Dilldey nach Schloß Winnenthal, die Verlassenschaft des Toten zu versiegeln und insbesondere seine Briefschaften zu beschlagnahmen. Er hatte gerade während der Tagung des Rumpfparlaments von neuerlichen Zetteleien seines Bruders mit der Landschaft gehört, er brannte darauf, Beweise, schwarz auf weiß, in die Hand zu kriegen wider gewisse Parlamentarier von der Opposition. Ei, wie wollte er sie packen, ei, wie wollte er sie zwiebeln, der Hydra den Kopf zertreten. Seine Abgesandten fanden auf dem stillen Schloss spärliche, bestürzt

schleichende Dienerschaft, und an der Leiche, starrend, apathisch das blonde Geschöpf. Dem Herzog brachten sie nichts zurück als belanglose Schreiberei.

Der schäumte gegen die Abgesandten, die ihm nur Wertloses beigeschafft hatten. Wegpraktiziert hatten sie das Belastende, verbrannt. Verhunzt hatten sie, absichtlich zerschmissen und kaputt gemacht die gute Gelegenheit, das Spiel zu entdecken. Süß schürte, hetzte. So ein Moment, die Verhassten zu stürzen, kam nicht wieder. Würde Karl Alexander es nicht müde, mit diesem zweigesichtigen Kabinett weiter zu regieren, das, wenn nicht aus Hochverrätern, im besten Fall aus schwerfälligen Schikanierern, Pedanten, Angsthasen, Kompromißlern, Linkshändem bestand? Süß erreichte, was er wollte. In Ungnaden entlassen wurden die Minister Forstner, Neuffer, Negendink, Hardenberg. Nur Bilfinger blieb. An den weit über Württemberg ragenden, festen, gelehrten Mann wagte sich der kluge Süß nicht, auch schätzte der Herzog die Unterhaltung des festungsbaukundigen Mannes zu sehr, als daß Süß hier etwas hätte ausrichten können. Ein großer Besamtenschub kam. Bisher waren biedere, gemütliche, schwäbische, langsame, gutartige Männer an hohen Stellen gesessen; jetzt rückten glatte, flinke Leute an, viele Ausländer, gewandt, vielwortig, in mancherlei komplizierten Geschäften zu Haus, die Kreaturen des Süß, die Scheffer, Thill, Lautz, Bühler, Mez, Hallwachs. An allen entscheidenden Stellen saßen sie, alle Zugänge zum Herzog hielten sie besetzt. Süß selber aber lehnte noch immer jedes Amt ab, er hatte nichts als den Titel Geheimer Rat und Oberhoffinanzdirektor, auch Schatullenverwalter Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin; aber er war, und alle Höfe wussten dies, der wahre Regent des Landes, er hielt auch ohne Siegelring seine Hand über dem Herzogtum. Befreit auf atmete das Land, streckte sich in fröhlicher Erwartung. Aus der Krieg. Geruhig, sicher wird jetzt das Leben fließen, nicht stoßweise, mit Lücken hier und Mangel dort und immer neuen Schikanen. Die jungen, festen Männer wird man wieder haben, ihre entbehrten Fäuste für die Arbeit, die Männer wieder fürs Regiment im Hauswesen, fürs Bett. Einteilen wird man sich sein Geschäft können, nicht ins Ungefähr wird man wirtschaften. Die Pferde wird man wieder haben, die lieben, kräftigen Rösser, sie werden abgerackert sein, aber man wird sie schon glatt und hoch bringen. Alle Äcker wird man bestellen wie früher, den Weingarten wird man nicht weiter verludern lassen, das Haus nicht verdrecken und verfallen.

Die kleinen Bürger in den Städten werden ihr Auskommen haben wie vor dem Krieg, die Materialien für ihre Hantierung, Esswaren reichlich und Wein. Nach Westen alle Blicke, von wo die Truppen wieder herkommen, die Männer, die Pferde, die Zelte, Wagen, Tross, Proviant, das Entbehrte zurück, das Ersehnte, Mangelnde, Dung und Saft zurück. Die fressende Enttäuschung, als der Landtag kläglich resignierte, als die Armee nicht aufgelöst wurde. Ins Feuer flogen, auf den Mist die Bilder des Herzogs, Belgrad, die siebenhundert Axtmänner. Verzweiflung brach aus, Rottierer hoben sich, drohender als bei Beginn des Krieges, aber rascher noch und energischer zur Ruhe gebracht. Mit Quartier belegt, denn Kasernen mangelten, alle Untertanen, auf je zwei Familien kam ein Soldat, überall im Land lagen sie bei Bürgern und Bauern. Spionierer gingen herum, wer murrte, verdächtig war, wurde mit doppelter Last beladen. Ringsum die Länder, die freien Städte blühten auf jetzt im Frieden; im Herzogtum sah der Friede schlimmer her als der Krieg. Denn hatte Karl Alexander draußen Geld nur für sein Militär gebraucht, so musste er es jetzt haben für die Truppen und seine Hofhaltung, die üppiger glänzte von Tag zu Tag. Süß, es war ein Wunder, es war Zauberei, schaffte das Geld. Als hätte er eine Wünschelrute, spürte er jeden versteckten Fleck, es an den Tag zu scharren. Während des Krieges hatte er die Schraube erst angesetzt, jetzt, langsam, mit unheimlicher Ruhe und Fertigkeit, drehte er zu. Niedergehalten von dem würgenden Druck der Soldaten, schrie nicht das gequetschte Land, stöhnte gequält, blutete veratmend seinen Saft aus, seufzte gedrosselt, verging. Auch unter Eberhard Ludwig und der Gräveniz waren Ämter und Stellen verschachert worden. Süß raffinierte das System, setzte eine eigene Behörde dafür ein, das Gratialamt, jede freiwerdende Stelle kunstgerecht an den Meistbietenden zu versteigern, neue Ämter, Titel, zu solchem Behuf zu schaffen. Gekauft werden musste jeder Posten, vom Expeditionsrat bis herunter zum Schultheiß und Dorfrichter, ja bis zum Badmeister und besoldeten Abdecker. Nicht alte Tradition, nicht noch so erwiesene Befähigung gaben den Landeskindern Anspruch auf ein Amt; wer kein Geld hatte, mochte zusehen, sich auf andere Art oder im Ausland fortzubringen. Dem mittellosen Friedrich Christoph Koppenhöfer konnte selbst der warme Fürspruch Bilfingers nicht zu einer Professur in Tübingen verhelfen; in Sankt Petersburg, bei den Hyperboreern, musste sich der ausgezeichnete schwäbische Physiker Ansehen und Würden erlehren. Dafür saßen jetzt aus allen Winkeln

der Welt gewandte Geschäftsleute in den herzoglichen Ämtern. Aber die ergiebigste kommerzielle Affäre, eine Quetsche, die nie versagen konnte, blieb die Justiz. Die Methode des Süß war von genialer Simplizität. Das Recht wurde nach den Prinzipien kaufmännischer Rentabilität verwaltet. Ein Fiskalatsamt wurde eingesetzt. Spionierer reisten im Land herum, spürten die reichen und vermöglichen Leute auf, die ohne Schutz standen, nicht versippt waren mit Herren am Hof oder vom Parlament. Dann hängte man ihnen einen Prozess an, sie hätten ihr Vermögen unrechtmäßig erworben, schlug durch Drohungen, Erpressungen, falsche Zeugen auch den Redlichsten so lange weich, bis er, die Untersuchung los zu sein, die geforderte Summe zahlte. Sechseinhalb Tonnen Goldes quetschte innerhalb eines Jahres diese Justizbehörde in die herzoglichen Kassen. In Stuttgart, trotzdem Süß noch immer kein offizielles Staatsamt innehatte, wusste man längst, daß nicht vom Schloss aus regiert wurde, sondern aus dem Haus an der Seegasse. Jetzt ballte man Fäuste vor diesem Haus, knurrte Verwünschungen, spie aus, ein Kühner klebte wohl einmal ein Pasquill an, aber alles nur nächtlich, heimlich, spähend nach allen Seiten. Denn der Jude hatte überall seine Leibhusaren und Spione, und wer sich gegen ihn verging, konnte unversehens auf dem Neuffen sitzen oder in den Kasematten von Hohenasperg, kreuzweise geschlossen und in ewiger Nacht. Im blauen Rock aber saßen politisierend, raunzend die Kleinbürger, unter ihnen der Konditor Benz. Er hütete sich wohl, sich ein zweites Mal das Maul zu verbrennen. Aber jetzt war es ja einfach, jetzt brauchte man nur zu sagen: „Ja, ja, unterm vorigen Herzog regierte eine Hur“, und jeder ergänzte von selber: „Unterm jetzigen ein Jud.“ Es ächzte das Land, wand sich unter dem würgenden Druck. Korn wuchs, Wein wuchs, Gewerbefleiß rührte sich, schuf. Der Herzog lag darauf mit seinem Hof und seinen Soldaten, das Land trug ihn. Zweihundert Städte, zwölfhundert Dörfer, sie seufzten, bluteten. Der Herzog sog an ihnen, sog durch den Juden. Und das Land trug ihn und den Juden. In den Brüdergemeinden, Konventikeln, Bibelkollegien der Pietisten sammelten sich die Mühseligen und Beladenen. Sie krochen zu Gott wie getretene Hunde, leckten ihm die Füße. Überall im Herzogtum, trotz der scharfen Erlasse und Strafen, traten Erweckte und Erleuchtete auf. In Bietigheim pries der Prädikant Ludwig Bronnquell den Süß als willkommene Geißel. Wenn man einen Hund den ganzen Tag schlage, predigte er, so gehe er durch und suche einen andern Herrn. Die gemeinen Leute seien

solcher Hund. Der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Amtmänner, die Offiziere schlagen auf sie hinein, der vornehmste Stock aber sei der Jude Süß. Das stehen sie nicht aus, gehen also durch und suchen einen andern Herrn: Christum.

19.

Die Demoiselle Magdalen Sibylle Weißenseein war in Hirsau zurückgeblieben, als ihr Vater nach Stuttgart übersiedelte. Seitdem sie im Wald den Teufel gesehen hatte, konnte sie nicht mehr los von diesem Gesicht. Sie fühlte sich berufen, mit dem Teufel zu kämpfen, ihn zu Gott heriiberzuziehen. Sehnsucht, aus Kitzel und Grauen gemischt, trieb sie immer wieder in den Wald, aber sie begegnete dem Teufel kein zweites Mal. Seltsam war, daß sie von dieser Begegnung den Brüdern und Schwestern im Bibelkollegium nicht sprechen konnte. Selbst der Beata Sturmin, der Führerin, der Erweckten, der Blinden, Heiligen, hielt sie dieses Gesicht geheim. Es war ihr vorbehalten, ihre Aufgabe, ihr Beruf, mit dem Teufel zu kämpfen. Luzifer war schön, dies war seine stärkste Kraft und Lockung. Ihn an der Hand zu nehmen, nicht loszulassen, zu Gott zu führen, das musste ein Triumph sein, in dem man verging. Auch der Magister Jakob Polykarp Schober hatte sein Geheimnis. Den Brüdern und Schwestern des Kollegiums sogar, die schlicht vor sich hinlebten und keine scharfen Beobachter waren, fiel der heilige Glanz auf, den das sanfte, etwas pausbäckige Gesicht des jungen Menschen aussonnte, wenn man die frommen Lieder vom Himmlischen Jerusalem sang. Er sah dann vor dem weißen Haus mit den Blumenterrassen das Mädchen im Zelt, sich dehnend und verträumt, nach fremder Sitte gekleidet, mattweißes Gesicht unter blauschwarzem Haar. Gelegentlich einmal hatte ihn die Stuttgarter Brüdergemeinde veranlasst, sich um die herzogliche Bibliothekarstelle zu bewerben, aber das war daran gescheitert, daß er das Geld nicht hatte, das von dem Gratialamt für die Stelle gefordert wurde. Und er war im Grund sehr froh darüber, denn so konnte er in Hirsau bleiben und um den Wald und das weiße Haus herumträumen. Es stellte sich aber zwischen ihm und Magdalen Sibylle imKollegium eine merkwürdige innigere Verbindung her. Die Brüder und Schwestern seufzten demütig und dankbar von den schweren, seligen Zeiten der Not und der Erweckung, von dem

grauslichen Juden, den der Herr über das Herzogtum gesandt hatte, und der Magister sah das himmlische Mädchen und Magdalen Sibylle sah den Luzifer, und ihre Träume woben über alle und gingen durch ihre einfältigen Gesänge und verschlangen alle miteinander und erfüllten den kahlen, nüchternen, niederen Raum.

Die Schimmelstute Assjadah, zu deutsch Die Morgenländische, gewöhnte sich rasch an die milde schwäbische Luft; aber sie mochte die Schwaben nicht, ihre Hände nicht, ihr Enges, Muffiges, Unweites, Verquertes nicht. Sie war in Yemen geboren, mit einer Tributzahlung in die Ställe des Kalifen gekommen, von einem Untersäckelmeister an den Levantiner Daniele Foa verhandelt worden, der wieder hatte sie an seinen Geschäftsfreund, den Süß, verkauft. Süß pflegte das Tier sorglich, denn es war sein Eigentum, und er machte gute Figur darauf. Aber er liebte es nicht. Er wusste damals noch nicht, daß in allem Lebendigen etwas von ihm selber war, er ahnte es dumpf und unbehaglich, wenn Rabbi Gabriel zu ihm sprach, es rann ihm lieblich durchs Blut, wenn er bei Naemi war. Aber waren diese kurzen Stunden vorbei, versank es ihm, und er wusste es nicht. Doch die Schimmelstute Assjadah wusste es. Sie kannte den Schritt ihres Herrn, seine Hand, seinen Schenkel, seinen Dunst. Sie dachte, während sie unter ihm leicht und ziervoll hinschritt: Er mag mich nicht. Aber er ist schön zu tragen. Man spürt ihn gar nicht. Er ist wie ein Stück von mir selber. Er hebt und senkt sich mit meinem Atem und meinen Muskeln. Wenn mich die anderen ansehen, ist mir eng, und ich gehöre nicht zu ihnen. Aber er ist ein Stück von mir. Sein Aug ist weit, und ich möchte rennen und fliegen, wenn er mich ansieht. Wenn seine Hand an meine Haut klopft, bin ich sicherer und voll Ruhe und Kraft. Ich gehöre zu ihm, und ich bin in meinem rechten Land, wenn ich bei ihm bin. Und sie reckte den Kopf hoch auf und sie wieherte hell und triumphierend den aufhorchenden Bürgern zu: Aufgepaßt! Er kommt! Er! Denn Süß trug jetzt seine Macht offen und in aller Sonne vor sich her und zeigte kokett und prahlerisch seine Meisterschaft in den Künsten des Hofs und der Gesellschaft. Er hielt darauf, das Zentrum der höfischen Veranstaltungen zu sein. Kein Fremder von Stand kam nach Stuttgart, der nicht dem allmächtigen Günstling seine Aufwartung gemacht hätte. Er vermehrte seine Dienerschaft, daß seine Leibhusaren in ihrer weinroten Livree schier eine kleine Kompagnie bildeten. Die Minister und hohen Beamten hielt er in knechtischer Unterwürfigkeit. Sie fürchteten ihn fast mehr als den

Herzog; pfiff er, so kamen sie in vollem Sprung daher. Beim leisesten Widerspruch drohte er mit Kreuzweischließenlassen, Auspeitschen, Untermgalgenbegraben.

Den Herzog hatte Süß durchaus in seiner Gewalt. Karl Alexander fühlte sich geheimnisvoll gebunden an diesen Mann, der als erster an seinen Aufstieg geglaubt und auf diese schwanke Basis so vertrauend sein ganzes Leben gestellt hatte. Voll ehrlicher Bewunderung, und ein ganz leises Grauen war ihr beigemischt, sah er, wie dieser Jude aus dem Nichts beibrachte, was man von ihm verlangte: Geld, Weiber, Soldaten. Und blind folgte er jedem Rat seines Finanzdirektors.

Süß hatte von frühester Jugend an ein grenzenloses Zutrauen zu sich selbst. Dennoch hatte er jetzt wohl auf Augenblicke ein gelähmtes, starres Staunen, welche Aufgabe er auf sich genommen und wie spielerisch er sie bewältigte. Er stand, der Jude, vor ganz Europa einsam auf seinem gefährlichen Gipfel und lächelte und war elegant und selbstverständlich, und auch der späherischste Blick konnte ihm kein leises Zucken nachspotten. Um sein Haus so fürstlich zu führen, um den Herzog ganz und immer in der Hand zu halten, brauchte er Geld, Geld in phantastischen Mengen und immer in Fluss und zu seiner Verfügung. Er hatte bei den Wiener Oppenheimers, den kaiserlichen Bankiers, seinen Verwandten, gelernt, mit großen Ziffern zu operieren. Doch jetzt lief die Administration des gesamten Herzogtums durch seine Hand, das Vermögen von zweihundert Städten und zwölfhundert Dörfern stand ihm für seine Transaktionen zur Verfügung. Bei seiner fieberhaften Betriebsamkeit warf er es dahin, dorthin, ließ es rollen in rasendem Umlauf. Er hatte Beziehungen zu allen Geldmännern Europas, durch seine zahllosen, zumeist jüdischen Hintermänner floss das schwäbische Geld die kompliziertesten Kanäle, pflanzte Plantagen in Niederländisch-Indien, kaufte Pferde in der Berberei, jagte Elefanten und schwarze Sklaven an der afrikanischen Küste. Sein Grundsatz war, sein erstrebtes Ziel, ein rasender, taumelnder Umsatz. Nicht großer Gewinn im einzelnen, aber riesiger Gewinn dadurch, daß man von allem ein winziges Bruchteil in der Hand behielt. Seine privaten Einkünfte waren überreich. Wer am württembergischen Hof etwas erreichen wollte, bemühte sich um ihn mit Douceurs und Präsenten. Der Herzog, von Remchingen darauf aufmerksam gemacht, lachte: „Lass den Kujonen profitieren. Von jedem Profit, den er hat, profitier ich das Doppelte.“ Sein Handel mit

edlen Pferden dehnte sich weit, vor allem aber wuchs sein Kommerz mit edlen Steinen. Von je hatte er Juwelen fanatisiert geliebt; doch bisher war ihm bei jeder größeren Affäre ein Portugiese in die Quer gekommen, ein gewisser Dom Bartelemi Pancorbo, ein langer, stiller, unheimlicher Mensch, der überall, wo wirklich edler Schmuck zu erlauern war, unversehens wie durch magische Mittel verständigt auf dem Platz war, mit seinem eingedrückten, entfleischten Totengesicht und immer in verschollener, schlecht sitzender, schlotternder portugiesischer Hoftracht. Am kurpfälzischen Hof hatte er hohe Titel und Würden inne, durch seine diplomatischen Beziehungen beherrschte er den Amsterdamer Markt und von da aus den ganzen deutschen Juwelenhandel. Jetzt nützte Süß seinen politischen Einfluss, den verhassten Konkurrenten auszuschalten. Der Jude führte den Kampf wild und mit Leidenschaft; kalt, zäh, lauernd wich der andere, der hagere, unheimliche Portugiese, und nur Schritt um Schritt. Ganz tot zu machen war er nicht, sein Schatten fiel immer wieder über die Geschäfte des Süß, aber es war doch an dem, daß man die besten und seltensten Steine jetzt zuerst dem Juden anbot, und daß gewisse ganz erlesene Kostbarkeiten nur durch ihn zu erlangen waren. Auch die Münze hatte er gepachtet. Aber er verschmähte es, an mindergewichtigem Geld zu verdienen. Zu einem so plumpen und subalternen Manöver hatte er damals greifen müssen, als er noch ganz verkannt und gering war, beim Darmstädter Münzakkord, als ich kein anderes Mittel übriglieb. Jetzt war es großzügiger, an dem erhöhten Umsatz des guten Geldes zu profitieren. So war das Geld, das er prägte, das beste unter allen deutschen Scheidemünzen, das gangbarste und gesuchteste. Vor allem aber juckte es ihn, durch die Solidität seiner Münzgebarung seine Feinde mundtot zu machen. Er wusste, hier würden seine Gegner zuerst einsetzen, hier konnte er über den kleinsten Fehltritt stolpern; wurde er andererseits hier reell befunden, so musste sein Kredit ungeheuer steigen. Gespannt wartete er auf eine Anklage, suchte sie zu beschleunigen. Der plumpe Remchingen, von anderen in solchen primitiven Finanz-anschauungen bestärkt, konnte sich denn auch den zunehmenden Reichtum des Süß nicht anders erklären als mit der konventionellen Annahme, der Jude präge Schwindelgeld. Er hetzte den Herzog auf, bis der endlich eine Untersuchung anordnete. Und Süß, bescheiden-stolz lächelnd, wies die Briefe der Agenten vor, seine Stücke fielen zu schwer aus, es sei zu wenig Gewinn dabei, und sonnte sich in

seiner Unantastbarkeit. Ein Netz von Unternehmungen, vielfältig verästelt, spannte er übers Land. Er dehnte sich und badete in der Macht. Aber manchmal war es ihm, als sei es nicht er, von dem der ganze glänzende Wirbel ausgehe. Dann hob er wohl die Schultern, überfrostet, wie in Abwehr. Jäh schnürte ihn eine unheimliche Gebundenheit. Die Dinge um ihn verfahlten; er sah sich schreiten in einer stummen, schattenhaften Quadrille, Rabbi Gabriel hielt seine rechte, der Herzog seine linke Hand. Sie schlängelten sich, machten ihre Pas, verneigten sich. Schritt da drüben in der Kette, durch viele Hände mit ihm verstrickt, nicht auch Isaak Landauer? Wie schaurig possierlich er aussah mit seinem Kaftan und den Schläfenlöckchen in dem ernsthaften, schweigenden, gezirkelten Schreiten, Neigen, Sichwinden. Aber das trübe, nebelhafte Bild quälte ihn nur für kurze Augenblicke. Dann tauchte es hinunter vor dem Tag, der um ihn war, nebelte ins Nichts, zerweste. Und es blieb das Gold, das man wiegen und zählen, das Frauenfleisch, das man tasten, streicheln, packen, haben konnte. Es war da und blieb. Glanz, Macht, Wirbel, Leben.

20.

In Urach war eine Leinwandkompanie, die der Familie Schertlin gehörte. Die Schertlin hatten unter Herzog Eberhard Ludwig klein angefangen, jetzt waren sie weit im Land verzweigt. Ihr Geschäft blühte, sie hatten eine Niederlassung in Maulbronn, betrieben in Stuttgart eine Seidenmanufaktur. Kräftig, glücklich und geschickt hatte seinerzeit, als die Fabrik noch klein und unbedeutend war, der Seniorchef der Familie, Christoph Adam Schertlin, ihre Umwandlung in eine Aktiengesellschaft durchgesetzt und der Gräfin Gräveniz Anteilscheine weit unterm Wert überlassen. Auf diese simple Manier war die mächtige Favoritin für das Unternehmen interessiert worden, sie verschaffte der Gesellschaft Privilegien und Aufträge. Dann später, als die Gräfin in Ungnade war und ihr in Württemberg liegendes Vermögen liquidieren musste, konnte Christoph Adam Schertlin ihre Aktien durch gewisse Unterhandlungen mit Isaak Landauer billig zurückerwerben. Jetzt hatte er sich vom Kommerz zurückgezogen, das herzogliche Gebiet verlassen, in der freien Reichsstadt Esslingen ein Patrizierhaus gekauft und neu eingerichtet. Dort saß er nun, stattlich, reich, Ratsherr, hoch angesehen. Die Geschäfte der Stuttgarter, Uracher, Maulbronner Manufaktur leitete jetzt Johann Ulrich Schertlin, ein fester, kundiger, zupackender Mann, mit der erste unter den schwäbischen Industriellen. Er hatte sich eine Französin zur Frau genommen, aus der Emigrantenkolonie Pinache im Oberamt Maulbronn, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts die vertriebenen Waldenser angelegt hatten, eine schöne, fremdartige Frau, kurzer roter Mund, in weißem Gesicht, hochmütige, längliche Augen unter rötlichblondem, leuchtendem Haar. Freunde, Verwandte konnten mit ihr nichts Rechtes anfangen. Sie war ein Staatsweib, das war nicht zu leugnen, aber sie war verdammt stolz, sie antwortete karg und kurz, meist schwieg sie gelangweilt, auch sprach sie, obwohl in Deutschland geboren, fast immer welsch und die Landessprache nur stockend. Aber Johann Ulrich Schertlin konnte sich das leisten, er

saß dick in Geld und Würden, er hatte ein Haus in Stuttgart, eines in Urach, abgesehen von den Manufakturen. Er stellte, Teufel noch eins, seinem Hauswesen vor, wen er für gut hielt. Und er wandelte stattlich hin mit der Frau, die er liebte, und sein Haus und Tagewerk gedieh. Nun hatte aber Süß einen Geschäftsfreund, einen gewissen Daniele Foa in Venedig, der ihm aus der Levante Kapital, Pferde, Juwelen, Stoffe und Wein vermittelte. Auch die Schimmelstute Assjadah hatte er beigebracht. Diesen Daniele Foa kannte Süß schon von der Pfalz her, wo ihm seine Unterstützung in dem Kampf gegen Dom Bartelemi Pancorbo sehr wertvoll gewesen war. Der Levantiner, ein großzügiger, gerissener Geschaftsmann, hatte den Rhein hinauf, hinunter einen ausgedehnten Handel mit Textilien in Gang gesetzt und benützte den Einfluss des Süß, jetzt ins Schwäbische hinüberzugreifen. Er erhielt Freiheiten und Gerechtsame, stieß aber hart auf die Konkurrenz der Schertlinschen Manufakturen, die überall in diesen Gegenden ausgezeichnet eingeführt waren. Süß, der dem Levantiner gern gefällig sein wollte, machte sich mit gewohnter, kalter Umsicht daran, diese Konkurrenz rücksichtslos niederzutreten. Die Fabriken der Schertlin wurden schikaniert, ihre Privilegien ins Wertlose kommentiert, ihre Verträge mit dem Kammergut gekündigt, Akzise und Steuern so erhöht, daß sie nicht weiter konkurrieren konnten. Dagegen errichtete der Finanzdirektor als Strohmann des Daniele Foa auf eigenen Namen eine Manufaktur, und die Zollbehörden wagten es nicht, dem Allmächtigen die Gebühren in der gewaltigen vorgeschriebenen Höhe zu berechnen, es wurden von seinen Sendungen nur ganz geringe oder gar keine Abgaben erhoben. Auch die Schertlin persönlich begann man zu bedrängen. Einem hängte unter nichtigem Vorwand das Fiskalatsamt einen Prozess an, aus dem er sich nicht herauswinden konnte, zwei jüngere Schertlin wurden, trotzdem sie hohen Loskauf boten, zur Armee eingezogen. An den alten Christoph Adam freilich, der in dem freien Esslingen saß, konnte man nicht heran, und auch an Johahn Ulrich wagte man sich vorläufig noch nicht. Aber die Hand des Juden lag schwerer auf dieser Familie als auf den anderen, und Johann Ulrich würgte an dem Kummer über den Niedergang seines Geschäfts, an der Schmach, zwei junge Schertlin zur Armee gepresst zu sehen, an dem Gram, seine schöne Frau nicht in den fürstlichen Glanz setzen zu können, den er für sie träumte. Da bekam endlich Süß eine Schlinge in die Hand, den Johann Ulrich zu fangen. Der eine junge Schertlin, der

Soldat, hatte Urlaub erhalten nach Eßlingen zu seinem Großvater und kam von dort nicht zurück. Verhandlungen zwischen dem Herzog und der Stadt über die Auslieferung von Deserteuren schwebten, waren aber noch nicht abgeschlossen. Auf Betreiben des alten Ratsherrn weigerte sich die Stadt, den jungen Menschen herauszugeben. Da fingen die Leibhusaren des Süß einen Brief Johann Ulrichs auf, in dem er den Alten bestärkte in der Ablehnung, den Deserteur den herzoglichen Kommissarien zu überlassen. Dies war Kriegsverbrechen, Hochverrat. Süß, alle Trümpfe in der Hand, ging langsam, sänftlich vor. Zunächst wurde Johann Ulrich aufgefordert, sich herzoglichen Kriegsinquisitoren zu stellen. Da der stolze Mann knirschend fernblieb, wurde er aufgehoben, auf den Hohentwiel gebracht. Man munkelte, ein Militärgericht werde ihn aburteilen, lebenslänglich Kugeln zu schleifen. In dem verödeten Haus saß blass die Französin. Das neugierige Mitleid der Verwandten und Befreundeten hörte sie schweigend, die kurzen, roten Lippen fest verkniffen. Als man es müde ward, die Hochmütige zu trösten, die einem ja doch nicht den Gefallen tat zu jammern, und sie allein ließ, erschien bei ihr der Rat Bühler vom Fiskalatsamt, ein weitläufig Verschwägerter der Schertlin. Die hatten als vor einer Süßischen Kreatur immer vor ihm ausgespuckt. Jetzt kam er wichtig, fraß seine Genugtuung: spielte den Großmäuligen, protzig Mitleidigen. Fand die Waldenserin in ihrem starren, hochmütigen Kummer sehr apart, riet ihr, sie solle den Süß aufsuchen. Der werde verleumdet, er sei im Geschäft hart auf hart, das sei natürlich, aber rachsüchtig sei er nicht. Ob die Waldenserin ihren Mann liebte, wusste niemand, und sie selbst nicht. Aber wie sein Prozess immer näher kam, ging sie zu Süß. Sie war aus gutem Haus, in ihrer Familie lebte die Tradition französischen Hoflebens, Glanz und herrenhaftes Gehabe. Sie sah die Säle des Juden, die weinroten Lakaien, die Pagen. Die Teppiche, Statuen. Das war anders als die solide Behäbigkeit der Schertlin. Das war die Fülle, der Überfluss, jenes Überflüssige, das das Leben aus einem Gezwungenen, zu Tragenden zu etwas Leichtem, Herrlichem, Liebens- und Sehenswertem machte. Süß war guten Humors und die Frau gefiel ihm. Er traktierte sie ganz als große Dame, sprach, da er sah, es war ihr lieber, nur Französisch, streichelte sie mit mondänen Komplimenten, redete mit keinem Wort von ihrer Bedrängnis, das war ihre Luft; wäre sie nicht als Supplikantin gekommen, sie wäre ihm wie von selbst zugefallen. So aber, wie er plötzlich mit

zynischer Galanterie eine Brücke schlug von ihrem Anliegen zu seiner Begierde, stand sie eine kleine Weile reglos, totenhaft fahl. Dann warf sie ihm ins Gesicht, sie schäme sich, daß sie nicht eh bedacht habe, sie habe mit einem Juden zu tun. Worauf er sich glatt und ohne eine Miene zu ändern, lächelnd und tief verneigte: „Dann also nicht!“ sie höflich zur Tür geleitete und ihr, Abschied nehmend, die Hand küsste. Er entließ Johann Ulrich aus seiner Haft, begnügte sich, die Affäre durch das Fiskalatsamt regeln zu lassen. Johann Ulrich kam mit einer Geldbuße davon, die allerdings so hoch war, daß sein Handel daran für immer erlahmen musste. In der Waldenserin brannte die Begegnung mit Süß weiter. Bisher hatte sie nicht gewusst, ob sie ihren Mann liebte oder nicht. Jetzt wusste sie, daß sie ihn verachtete. Er hatte die Pflicht zum Erfolg. Er war sie nicht wert, wenn er keinen Erfolg hatte. Sie verachtete ihn, weil er nicht Glanz und Überfluss und weinrote Lakaien und Chinoiserien vor sich hinbreiten konnte wie jener, weil er sich von jenem hatte besiegen lassen, weil sie seinethalb so kläglich vor jenem gestanden war. Sie verachtete ihn, weil sie seinethalb die Galanterie des Süß zurückgewiesen hatte. Der war Welt, zu dem gehörte sie, Johann Ulrich war Bürgerpöbel. Sie sprach von alledem zu Johann Ulrich kein Wort, nicht einmal von ihrem Besuch bei dem Juden. Er tobte gegen den Süß, schrie, vermaß sich blutrünstigster Heimzahlung. Aber es war hohes Gepolter. Sie sah ihn aus ihren länglichen Augen mit kalter, hochmütiger Gleichgültigkeit an, und er wusste so gut wie sie, daß er zerknickt und ohne Kraft war und nie etwas tun werde. Er verkam mehr und mehr. Die Manufaktur in Urach wurde versteigert, versteigert die Filialen in Stuttgart und Maulbronn. Der Levantiner erwarb sie. Man bot, Hohn und Almosen, ihm eine Verwalterstelle in seinen früheren Fabriken. Vielleicht hätte er akzeptiert, hätte nicht die Frau, den Süß hinter dem Angebot witternd, scharf und kurz abgelehnt. Auch die anderen Schertlin gerieten mit in den Sturz. Verkauft die Häuser in Urach und Stuttgart, verkauft die Weinberge und Felder. Nur der alte Christoph Adam hielt sich, in Eßlingen. Er trug den großen, verwittemnden Kopf noch höher, stieß noch heftiger mit dem Rohrstock gegen den Boden, den goldenen Knopf fest umschließend mit dürrer, doch nicht zitternder Hand.

Johann Ulrich, wie viele andere, die bei währendem Regiment des Süß von Haus und Geld gekommen waren, traf Vorbereitungen, sich einem Auswandererzug anzuschließen, der nach Pennsylvanien

wollte. Die Waldenserin widersetzte sich. Es gab einen kurzen, wilden Kampf. Er schlug sie, aber er blieb im Land. Er machte einen Kramladen auf in Urach. Verlotterte mehr und mehr, saß in den Kneipen, besoff sich, fluchte gotteslästerlich gegen den Herzog und die höllische hebräische Wirtschaft. Aber während man sonst jede solche Unmutsäußerung schwer strafte, ließ man ihn ruhig gewähren. Auch sein Kramladen wurde vom Amt in jeder Weise unterstützt. Die Behörden mussten von einflussreicher Stelle einen Wink bekommen haben.

Die Waldenserin ging herum, in ihrem ärmlichen Kleid so stolz wie früher. Hochmütige Blicke warf sie mit den länglichen Augen. Wollte eine Kundschaft sich in einen breiteren Diskurs einlassen, antwortete sie karg und kurz. Meist schwieg sie gelangweilt. Auch sprach sie, obwohl in Deutschland geboren, fast immer welsch und die Landessprache nur stockend.

21.

Durch die prunkenden Säle des Süß schleifte Isaak Landauer seinen Kaftan, aufdringlich am Ärmel trug er das württembergische Judenzeichen, das niemand von ihm verlangte, das 5 mit dem Horn. Die glänzenden Spiegel warfen zwischen Lapislazuli und Gold sein Bild zurück, den klugen, fleischlosen Kopf mit den Schläfenlöckchen, dem schütteren, rotblond verfärbten Bart. Der Finanzdirektor zeigte ihm sein Haus. Der Mann im Kaftan stand vor den Vasen, Gobelins, klingenden Pagoden, sah mit aufreizend spöttischem Lächeln hinauf zu dem Triumph des Merkur, klopfte mit der dürren, kalten Hand die Schimmelstute Assjadah, schritt durch die beiden Pagen, die Söhne des Domänenpräsidenten Lamprechts, die in Haltung am Eingang zu den Privatgemächern standen. Prüfte mit den Fingern die kostbaren Stoffe der Möbel, nannte mit stupender Sachkenntnis die Preise. Stand kopfschüttelnd vor den Büsten des Moses, Homer, Salomo, Aristoteles, äußerte: „So hat Moses, unser Lehrer, sein Tage nicht ausgesehen." Aber aus, dem Bauer krächzte der Papagei Akiba: „Wie geruhen Euer Durchlaucht geschlafen zu haben?" Süß hatte Isaak Landauer lang erwartet. Er hatte für diesen Besuch sein Palais sorglicher vorbereitet als für den Besuch manches Fürsten. Er lauerte auf eine Bewegung der Überraschung, staunenden Anerkennens; dem Mann im Kaftan, gerade dem zu imponieren, verspürte er eine aufreizende, quälende Gier. Aber Isaak Landauer wiegte nur den Kopf, rieb die fröstelnden Hände, lächelte, sagte: „Wozu, Reb Josef Süß?" Durch das Kabinett ging neugierig die Sophie Fischerin, die Tochter des Karnmerfiskals Fischer, die der Finanzdirektor seit zwei Wochen als seine erklärte Mätresse im Haus hielt, ein großes, stattliches Mädchen, weiß, üppig, rotblond, sehr schön, leicht ordinir. Als Süß sie wegen der Störung anfuhr, warf sie einen lässigen Vorwand hin, beschaute, die Lippen geschürzt, den Isaak Landauer, entfernte sich. „Wozu, Reb Josef Süß?" wiederholte Isaak Landauer. „Wozu gleich dreißig Diener? Könnt Ihr besser essen, besser schlafen, wenn Ihr habt

dreißig Diener statt drei? Ich begreife, daß Ihr Euch die Schickse haltet, ich begreife, daß Ihr ein schönes Zimmer zum Essen wollt, ein gutes, breites Bett. Aber wozu den Papagei? Was braucht ein Jud einen Papagei ?“ Süß schwieg, bis unters Haar erfüllt von zehrendem Ärger. Dies war nicht Einfältigkeit, dies war Hohn, klarer, offensichtlicher Hohn. Was kein Minister sich erkühnte, der Mensch im Kaftan tat es mit der schlichtesten Selbstverständlichkeit: machte sich ihm ins Gesicht hinein lustig über ihn. Und er war machtlos gegen ihn, er brauchte ihn, er konnte nur schweigen. Sicherlich wird er auch wieder von den altmodischen Geschichten anfangen, die für die Gegenwart ganz ohne Sinn und Bezug sind, dem Ravensburger Kindermordprozess und solcher Narretei. Und er, Süß, musste das alles anhören. Es war unmöglich, Geschäfte zu machen ohne Isaak Landauer. Ach wenn man diesen kompromittierenden Burschen beiseite drängen könnte! Aber man musste froh sein, wenn er einen an sich heran ließ. Es gab vorläufig keinen Weg um ihn herum. Man sprach von den Affären, die zu erledigen waren, belauerte sich, schacherte scharf. Eigentlich war Süß überall der Gebende; aber er musste viel mehr sprechen als der andere und kam sich trotz allen Großgetues wie in der Verteidigung vor. Im Blick Isaak Landauers hielt keine noch so kunstvoll gepinselte Tünche stand, er drang sofort dahinter, alles Scheinwesen zerfiel vor ihm; mit kopfwackelndem Unglauben raumte er das schimmernde Beiwerk weg und nahm in seine fröstelnden Hände das Herz der Süßischen Dinge, die Ziffer. Je größer Süß sich spreizte, so leidiger füllten ihn Ärger und Unbehagen. Er gestand es sich nicht ein, aber der andere hatte ihn am Seil, der Mann im Kaftan ließ ihn tanzen. Die Geschäfte beendet und signiert, kam Isaak Landauer diesmal nicht auf den Ravensburger Kindermord zu sprechen, sondern auf eine andere jüdische Historie aus den württembergischen Läuften. Das war die Sache mit dem großen Judenkünstler Abraham Calorno aus Italien – es mochte jetzt gut ein Jahrhundert her sein, unter Herzog Friedrich dem Ersten – und seinem Generalkonsul Maggino Gabrieli. Der Herzog hatte diese welschen Juden mit großen Versprechungen ins Land gezogen. Er war von dem aimablen Wesen, der Gelehrsamkeit, dem finanztechnischen Geschick des großen Judenkünstlers wie verhext, er hatte grenzenloses Zutrauen zu ihm, wies alle Beschwerden der Pfaffen und der Landschaft barsch und ungnädig zurück, ja, er verbannte der Juden wegen den Oberpfaffen Osiander aus dem Herzogtum, und Abraham Calorno und die Seinen saßen

groß und prächtig in Stuttgart. Aber schließlich endete die Geschichte doch mit Graus und Schrecken, etliche wurden martervoll hingerichtet, der Rest nackt und bloß aus dem Lande gejagt, Juden auf lange Zeit nicht mehr ins Herzogtum gelassen. „Nagende Würmer haben sie uns geschimpft“, sagte Isaak Landauer. „Nun ja, nagen sie selber etwa nicht? Was lebt, nagt. Einer nagt am andern. Jetzt seid Ihr dran, Reb Josef Süß. Nagt, nagt, solang sie Euch dalassen!“ Und er lachte sein kleines, gurgelndes Lachen. Als der Mann im Kaftan den unmutig zuhörenden Finanzdirektor endlich verließ, schritt er im Vorzimmer durch das spöttische und grimmige Getuschel Wartender. Unter der Tür begegnete er neuen Besuchern: dem Präsidenten des Kirchenrats, Weißensee, und seiner Tochter. Magdalen Sibylle, wie sie Isaak Landauer sah, hielt ihn für den Süß. So hatte sie sich, schmuddelig und mit Kaftan und Schläfenlöckchen, nach gelegentlichen Judenbildern die kleinen, widerlichen Sendung Beelzebubs ausgemalt. Dem Prälaten Weißensee hatte Süß, wie er als Präsident des Kirchenrats ihm einen Dankbesuch machte, beiläufig und sehr höflich gesagt, er habe gehört, der Herr Präsident habe eine so aimable Demoiselle Tochter. Es sei nicht wünschenswert, daß der Flor der schwäbischen Damen fern von der Residenz blühe; Ludwigsburg und Stuttgart seien nicht reich genug, daß sie eine Dame der Art entbehren könnten, wie man ihm die Demoiselle Weißenseein schildere. Weißensee schnupperte verbindlich, freute sich an dem ehrenvollen Interesse Seiner Exzellenz. Es war ihm dann leichter gelungen, als er erwartet hatte, seine Tochter zu vermögen, daß sie mit ihm nach Stuttgart gehe, dem Süß aufzuwarten. Sie vermutete in der Aufforderung des Vaters Berufung und Schickung. Wo sonst sollte sie ihre Sendung erfüllen, wo eher dem Teufel wieder begegnen können als bei seinen kleinen Sendlingen, bei dem Herzog und dem Juden? So fuhr sie mit ihrem Vater in die Residenz, wach und in Bereitschaft. Als sie erfuhr, daß Isaak Landauer nicht der Jude sei, spürte sie leise Enttäuschung und saß in stärker gespannter Erwartung.

Sie wurden vor den andern vorgelassen. An dem Lakaien in Haltung vorbei schritt sie vor dem Vater in das Kabinett, sah den Süß, erkannte, daß er der Teufel war, schwankte, sank um. Die Sinne zurück, hatte sie eine dunkle, samtene Stimme im Ohr: „Ich bin desolat, daß der Demoiselle Tochter der Akzidens zustößt, just wie sie das erstemal meine Schwelle passiert.“ Ihr Vater erwiderte etwas. Ein Riechfläschchen wurde ihr unter die Nase gehalten. Jetzt nicht

die Augen aufmachen, jetzt nicht gezwungen sein, ihn zu sprechen, ihm ins Aug zu schauen. Wie sie endlich wohl oder übel lebendig werden musste, sah sie Beelzebubs Augen, die fliegenden, heißen gewölbten, um ihre Brust, ihre Hüften gleiten, und sie schämte sich wild und gekitzelt. Süß hatte das Mädchen in ihrer Schlaffheit auf und ab gesehen, er sah, daß sie schön war, ungebraucht, voll Saft. Ihre Ohnmacht, der ungeheure Eindruck, der offensichtlich von ihm zu ihr ging, war ihm nach der ungemütlichen Unterhaltung mit Isaak Landauer Labsal und große Bestätigung. Wie sie lag und atmete! Wie bräunlich blass und männlich kühn das Gesicht geschnitten war, wie erregend der Schwung der starken Brauen. Während Lakaien nach Essenzen liefen, nach einem Arzt, überlegte er, ob er es wagen solle, ihr das Mieder zu öffnen. Mit Weißensee, dem alten, servilen Höfling, brauchte man nicht viel Umstände zu machen. Aber da schlug sie die Augen auf, starkblau in seltsamem Widerspiel zu dem dunklen Haar. Er richtete sie vollends hoch, glitt mit Blick und Tonfall und sanfter Berührung streichelnd, ergeben, galant, demütig um sie herum, brauchte alle geölte Kunst seiner langen Übung. Über das holperichte Gestammel des Mädchens, daß die verwirrten Augen aus dem bräunlich fahlen Gesicht drohend halb, halb gezogen auf ihn hielt, breitete er seine gewandte Konversation. Stellte Sänfte, Wagen, Arzt zur Verfügung. Hielt den sich verabschiedenden Präsidenten mit keinem Wort zurück. Geleitete selbst durch die ehrfurchtsvoll grüßende Antichambre Magdalen Sibylle stützend vors Haus an den Wagen. Während sie die Eingangshalle durchschritten, kreuzte sie die Sophie Fischerin. Faul schleifte das blonde üppige Geschöpf durch den Raum, äugte neugierig, schief, gehässig nach Magdalen Sibylle. Vor dem Haus in der Seegasse gaffendes Volk. Nacht, trübes Gemisch von Regen und Schnee, Windstöße, die Kleider unbehaglich um die Glieder peitschend. Die Leute stehen gepresst, harren aus, schauen zu, wie die Karossen vorfahren, leuchtend, lärmend durch die Nacht, zur Redoute des Süß. Pechpfannen flackern am Eingang. Alle Fenster strahlend. Weit auf das Tor, weinrot ragend der Huissier mit seinem Stab, drei Lakaien zum öffnen der Wagentüren. In rascher Folge die Kutschen. Es ist keiner der öffentlichen Bälle, an denen Süß verdienen will, wo er durch Listen kontrollieren lässt, wer von Hof, Beamtenschaft, Volk fehlt. Hat er durch seine öffentlichen Feste der Haupt- und Residenzstadt Stuttgart einen rauschenderen Karneval aufgezwungen als je zuvor, sie genötigt, bei diesen Redouten auf einen Sitz für seine Tasche

mehr Geld zu verbrauchen und zu verbrausen als sonst in Wochen, so sollte dieser intime Maskenball lediglich der privaten Schaustellung seiner Größe und seines Glanzes dienen. Nur die ersten Herren, nur die schönsten Damen aus der Umgebung des Herzogs waren zu diesem Feste geladen.
Hinter den Leibhusaren des Süß, hinter den städtischen Bütteln reckt sich das Volk die Hälse aus, unter den Mänteln der Aussteigenden etwas von den Kostümen der Gäste zu erspähen. Anlangen die Minister, die Generäle, der Hof. Sehr hager und die Hakennase doppelt mächtig über der spanischen Halskrause seines Grandenmantels der Geheimrat Schütz. Aber Remchingen, hochrot und massig, schwitzt schon in der Kutsche im dicken, pelzigen Rock seines Bojarenkostüms. Seine Laune wird noch knurriger, wie er im Tor mit Herrn von Riolles zusammentrifft, einem jener vagierenden Kavaliere, die, an allen Höfen zu Haus, den Klatsch der internationalen Hocharistokratie durch Europa tragen, Verwalter und Makler des mondänen Rufs der großen Gesellschaft. Ein paar Weiber pruschen heraus, selbst die Polizeisoldaten müssen grinsen, wie sie den mageren, kleinen, zappeligen Herrn sehen, der einen Chinesen darstellt, doch ohne auf die Allongeperücke zu verzichten. Er sieht auch gar zu possierlich aus, wie er zwerghaft, mit dem lasterhaften, vergreisten Knabengesicht neben dem wuchtigen Remchingen einhertrippeit. Der General klirrt massig und imposant neben dem kleinen, geckigen Weischen; aber er weiß, die Herzogin wird, sei es aus Lust an Abwechslung, sei es um ihn wütig zu machen, heute wie immer in den letzten Tagen den albern schwatzenden Franzosen ihm vorziehen. Zu Fuß drängt sich der Landschaftskonsulent Neuffer durch das Volk, undefinierbar von Tracht, düster und scharlachfarben; Gemurr und Schimpfworte folgen ihm; er ist neben Weißensee der einzige Parlamentarier, der geladen ist. Ihn überholt die vornehme, sorglich alles Auffällige meidende Karosse des alten Fürsten Thurn und Taxis. Der Fürst ist gestern zu Besuch aus Regensburg eingetroffen; sein magerer, eleganter Windhundschädel hebt sich aus dem weinroten Kostüm eines genuesischen Nobile, er freut sich darauf, diese Tracht, in der er besonders schlank erscheint, zum erstenmal vorzuführen. Aber er hat offenbar Pech mit diesem verdammten Juden. Hat damals in dem Schlösschen Monbijou der blaßgelbe Salon seinen blassgelben Rock geschlagen, so hat jetzt diese hebräische Bestie ihre ganzen Domestiken in Weinrot gesteckt, so daß man ihn, den Fürsten, für

einen Lakaien halten muss, daß jedenfalls sein weinrotes Kostüm um allen Effekt gebracht ist. Doch neben dem verärgerten Fürsten watschelt klein, dick und unscheinbar der Geheimrat Fichtel, mit Briefen des Würzburger Bischofs auf zwei Tage in Stuttgart; er steckt kugelig in Pumphosen und türkischem Rock, vergnügt unter dem Fez schaut sein schlauer Kopf, jovial winkt er mit der kleinen, fleischigen Hand dem über die Katholiken raunenden Volk zu. Eine wackelige, dunkle Kutsche fuhr vor, ein einziger Diener hintenauf in einer ganz alten, ausgestorbenen Tracht; ein langer Herr stieg heraus, merkwürdig lautlos, blaurotes, entfleischtes Gesicht, glitt durch verstummendes Volk ins Portal, der kurpfälzische Geheimrat Dom Bartelemi Pancorbo; der Herzog selbst hatte den widerwilligen Süß veranlasst, den jetzt auf lange in Stuttgart weilenden Juwelenhändler einzuladen. Dorn Bartelemi Pancorbo erschien wie stets, den eingedrückten Totenkopf herausgereckt aus schlotternder, schlecht sitzender, verschollener Hoftracht, er brauchte weiter kein Kostüm. Pünktlich zur festgesetzten Stunde fuhr die herzogliche Karosse vor. Karl Alexander entstieg ihr, heute nur leicht hinkend, als antiker Held mächtig und imposant: Marie Auguste aber, die Taille dünnstielig aus dem üppigen pfauenblauen Reifrock herauswachsend, den Eidechsenkopf zierlich züngelnd, war die Göttin Minerva. Sie trug eine Perücke diesmal, einen artigen Goldhelm darauf, um die Brust schmiegte sich die Andeutung einer feinen, goldenen Rüstung; ein Page trug ihr den Schild nach, ein anderer die Eule. Schon wollten die Fanfaren einsetzen, das herzogliche Paar zu begrüßen, schon erschien Süß an der Tür des Empfangssaals, schon rangierte man sich im Saal, als der Herzog im Vestibül verzog. Er hatte an Seite seines Kirchenratspräsidenten ein Mädchen gesehen, groß und schön von Wuchs, im Gewand einer Florentiner Gärtnerin; wie sie, den Mantel abnehmend, sich den riesigen, bebänderten Strohhut zurechtsetzend, auf einen Augenblick die Maske abnahm, sah er männlich kühne, bräunliche Wangen, starkblaue Augen in seltsamem Widerspiel zu dunkeln, dichten Brauen. Er fühlte sich gepackt wie seit Jahren nicht mehr beim Anblick einer Frau, die Beine wurden ihm schwach, ein hohles Gefühl kroch ihm den Magen herauf. Die Herzogin, leicht lächelnd, schickte die funken Augen von Karl Alexander zu dem Mädchen, das die Larve sogleich wieder vorgenommen hatte. „Ich denke, Euer Liebden, wir sollten hineingehen“, sagte sie. Da kam auch schon Süß, schlank und elegant in sarazenischem Kostüm, sie einzuholen.

„Wer ist die Dame?“ fragte Karl Alexander. „Die Demoiselle Tochter des Weißensee, supponier ich“, antwortete der Jude, „die Demoiselle Magdalen Sibylle Weißenseein.“ Dann betraten die Herrschaften den Saal, tief in die Knie sanken, sich neigend, die Gäste, Fanfaren klangen. Da die Herzogin Komödie sehr liebte, begann Süß den Abend mit der Aufführung einer kleinen italienischen Oper „Der Wüstling wider Willen“. Die neue Sängerin trat bei diesem Anlass zum erstenmal auf, Graziella Vitali, eine Napolitanerin, ein kleines, lebendiges Ding, leicht fett, gelbes, hübsches, etwas derbes Gesicht mit zappelnden Augen. Süß hatte sich von ihrer Wirkung auf den Herzog viel versprochen, so was war sonst Karl Alexanders Schlag und Pläsier. Daraufhin hatte Süß auch der Sängerin große Aussichten gemacht, und als sie nach der Komödie dem Herzog präsentiert wurde, strich sie höchst beflissen um ihn herum, bot sich vor aller Augen mit Gesten, Blicken ihm an, nur darauf wartend, daß er sich mit ihr in ein verschlossenes Kabinett zurückziehe. Aber Karl Alexander hatte nur zerstreutes, beiläufiges Interesse für sie, er sagte was wie: „Auf später, auf später“ Es war offensichtlich, daß ihm für heute eine andere im Sinn lag. Magdalen Sibylle hat auch während der Komödie die Maske kaum abgenommen. Hinter ihr, unter dem großen Strohhut, versteckt sie das nervöse, zuckende Gesicht. Sie hat sich gern zwingen lassen, mit dem Vater hierherzukommen; aber jetzt versagt sie. Sie hat die Kraft nicht, den Teufel zu bestehen. Es war Eitelkeit und Vermessenheit, den Teufel mit ihren armen Händen zu Gott hinüberzuziehen. Seit sie erkannt hat, daß der Jud der Teufel ist, hat sie eine nagende Ratte in der Brust. Wie hat sie zu Gott geschrien. Aber Gott schwieg. Die Bücher der Demut, Erkenntnis, Versenkung sind Papier. Im Swedenborg stehen Worte und sie klingen nicht und sie packen sie nicht, sie läuft zur Beata Stumm, der Heiligen, Blinden, aber sie kann ihr nichts mehr sagen, die Heilige ist ein armes, krankes, altjüngferljches Geschöpf, kahle, säuerliche Luft ist um sie her. Sie hatte den Juden seit damals nicht wieder gesehen, und sie hatte lange geschwankt, ehe sie zu der Assemblage gegangen war. Nun war ihr der Abend eine Enttäuschung und arge Verstörung. Süß kümmerte sich nicht um sie, er hatte kaum ein kaltes Wort glatt höflicher Begrüßung an sie gerichtet. Sie konnte nicht wissen, daß dies kluge Berechnung war, sie sah nur, Luzifer hatte kein Aug für sie. Sie nahm die Larve ab von dem bräunlich kühnen, bewegend verstörten,

zuckenden Gesicht: Luzifer hatte kein Aug für sie. Dies schlug sie tiefer als eine Niederlage.

Aber ein anderer sah jetzt zum zweitenmal das bräunliche, bewegte Antlitz, sah es lange kennerisch, genießerisch, sah es auf und ab, die starkblauen, dringlichen Augen, ihr seltsames Widerspiel zu dem dunklen Haar. Kotz Donner, diese Weissenseein! So was gab es also; so was war eine Schwäbin, eine Untertanin. War eine Schwäbjn besonderer Art. Das hätte Karl Alexander nie gedacht, daß dem Weißensee, dem Fuchs, so ein feines Gewächs im Haus heraufblühe. Er war auf das Fest gegangen mit der vagen, ziellosen Gier nach was Neuem. Er hatte Arbeit hinter sich, war ausgeruht, fühlte sich frisch. Das war was anderes, Neues. Jetzt hatte die Soirée ein Ziel. Die welsche Komödiantin, von der Süß ihm vorgeschwärmt, machte ihm nur neuen Appetit auf die feste, junge, besondere Schwäbin. Bald nach der Oper tafelt man. Das Souper ist weitläufig und voll Pracht. Die Masken werden abgenommen, die erhitzten Gesichter schauen aus den Kostümen fremdartig und vertraut und reizen doppelt. Gewürzte Speisen, starke, fremde Weine, kräftige Trinksprüche. Gnomen tanzen herein, plündern die Schmuckvitrinen, überreichen possierlich den Frauen die glitzernden Geschenke, die Süß ihnen bestimmt hat. Dom Bartelemi schaute scharf zu, wie sie Stein um Stein, Kettlein um Kettlein, Spänglein um Spänglein verteilten. Der ungeheuer lange Mensch, die rechte Schulter kurios hochgezogen, das blaurote, entfleischte Gesicht auf dürrem Hals aus der zeremoniösen Krause der altertümlichen Portugiesertracht reckend, schickte hinter faltigem Lid die länglichen, starren, schmalen Augen auf unablässige Wanderschaft. Tief in den Höhlen lagen sie, lauerten sie aus dem zerdrückten Totenkopf. Der kurpfälzische Geheimrat, auch Tabakmanufaktur- und Kommerzien-Generaldirektor ließ sich von den Damen die einzelnen Geschenke weisen, wertete sie sachkundig. Mit tiefem Unbehagen hörte Süß die hohle, kalte, langsame Stimme, die seine Offerten so oft unterboten, ihm so manchen Handel gehindert, ihn so lange klein und unscheinbar gemacht hatte. Angewidert sah er und kalt überschauert die ausgeglühte Leidenschaft, mit der Dom Bartelemi die flirrenden Steine durch seine langen, dürren, blauroten Hände rieseln ließ. Sie schauten sich an, sie beschielten sich, zwei stoßgierige Raubvögel, alt, kahl, ungeheuer erfahren der eine, der andere kleiner, jünger, spielerisch wilder. „Feine Steine, gute Steine“, sagte Dom Bartelemi. „Aber ein Dreck gegen den Solitär.

Lasst mich Euren Solitär anschauen“, sagte er zu Süß. Und, den Solitär zärtlich zwischen den Spinnenfingern, bellte er mit seiner kellerigen Stimme durch die aufhorchenden Gäste: „Was verlangt Ihr für den Stein, Herr Finanzdirektor?“ „Ich verkauf ihn nicht“, sagte Süß. „Ich biete Euch die pfälzische Tabakmanufaktur“, drängte der Portugiese. „Ich verkauf ihn nicht“, wiederholte heftig der Jude. Zögernd gab Dom Bartelemi den Stein zurück, und die Herzogin erklärte: „Nun steckt sich mein Jud die pfälzische Tabakmanufaktur an den Finger.“ Nach der Tafel, während der Ball beginnt, er hat stark getrunken, sitzt der Herzog mit Magdalen Sibylle abseits, im Wintergarten. Er hat dem Süß einen Wink gegeben, er solle ihm sein Schlafzimmer und das Kabinett überlassen und die Magdalen Sibylle auf irgendeine Manier dorthin bringen. Den Süß, wie er das hörte, stach es fein und ganz spitz, er sah das Mädchen, wie sie ihn im Wald das erstemal erblickte und schrie und davonlief, und später in seinem Arbeitszimmer, wie sie umfiel und bräunlich-fahl und ohnmächtig und sehr jung dalag; eigentlich gehörte die Magdalen Sibylle ganz ihm, man brauchte keine scharfen Augen zu haben und sah, daß das Mädel ein einziger Drang zu ihm war, und er hatte, wie jetzt Karl Alexander von ihr sprach, eine rasende Begier nach ihr. Aber er war gewohnt, daß erst das Geschäft und der Herzog kam und Weiber und Geilheit und Sentiment erst hinterher, daß er sogleich mit dem üblichen hemmungslos ergebenen Blick sagte, er freue sich, Seiner Hoheit dienen zu dürfen. Er mache Seine Durchlaucht bloß submissest darauf aufmerksam, daß die Demoiselle, soviel er wisse, eine Erweckte sei, somit schwer traktabel und leicht Zustände kriegend; auch sei seines Bedünkens dieses Fass noch nicht angestochen. „Hat Er’s probiert?“ lachte schallend der Herzog, und nochmals: „Hat Er’s probiert?“ Und gerade nach so was jücke es ihn heut, und daß sie eine Pietistin sei, würze den Braten doppelt. Und er nickte dem Weißensee, der nicht fern mit Fichtel und Schütz Konversation machte, jovial und gnädig zu. Wie er jetzt mit ihr im Wintergarten saß, begann er also, sie um ihre Pietisterei zu hänseln. Er sei zwar ein Katholik und ganz gemeiner Ketzer, aber sein Hofkirchenrat, der doch darin kompetent sein müsse, ihr Herr Vater voran, sei gar nicht einverstanden mit den schwärmerischen Lehrmeinungen; er habe erst gestern ein Reskript unterzeichnen müssen, das einer gewissen Frau von Molk die Abhaltung sektiererischer Zusammenkünfte bei schwerer Strafe verbiete. Wie er die Beata Sturmin gesehen habe, die Heilige, das Haupt der ganzen

Bewegung, habe er sich gedacht, so viel sei sicher, daß der Umgang mit Engeln eine Frau nicht just reizvoll mache; jetzt, da er sie kenne, die Magdalen Sibylle, vermeine er, daß der Verkehr mit Gott und den Engeln doch viel für sich habe. Magdalen Sibylle hörte dem platten Gewitzel gequält zu. Sie hatte Furcht vor Karl Alexander, vor seinem erhitzten Gesicht, seinen gefräßigen Augen. Seine Frivolitäten reizten sie nicht, sie fühlte sich leer von Gott, sonst wäre sie ob solcher Lästerung wohl aufgewallt und hätte nicht gebangt, auch diesem wütigen Nebukadnezar ihre zornige Verachtung ins Gesicht zu glühen. Jetzt fühlte sie nur Widerwillen, sie war so müde und traurig, und Gott blieb im Dunkel sitzen, Gott würdigte sie keiner Antwort, Gott verwarf sie. Es war furchtbar heiß im Wintergarten, die fremdartigen Bäume und Gewächse bewegten sich im Schein der Kerzen wie Menschen, Musik schwamm erregend herein, Magdalen Sibylle hatte rasende Kopfschmerzen, die Augen und die Worte des Herzogs zerrten an ihr wie etwas Scharfes, Schneidendes. Sie sah, wie die Worte herauskamen aus seinem üppigen, geilen und bedrohlichen Mund, auf sie zukamen, sie stachen, zwickten, an der Haut ihrer Seele rissen. Sie fühlte sich gespannt zum Zerreißen, gleich wird sie etwas Wildes, Unsinniges tun; da, im letzten Augenblick, erlöst sie ein Page der Herzogin, bringt ihr den Auftrag, Ihrer Durchlaucht aufzuwarten.

Marie Auguste saß in einem größeren Kreis. Süß war um sie, Herr von Riolles, der Geheimrat Schütz, dann der junge Aktuarius Götz, blond, dumm, frisch, aus einer der angesehensten Familien, im Schäferkostüm, mit seiner Mutter, der Geheimrätin Götz, und seiner Schwester Elisabeth Salomea. Die beiden Damen, Mutter und Tochter, sahen sich lächerlich ähnlich, sie sahen aus wie Schwestern, beide blaßfarbig zart und Ianggliedrig, sehr hübsch, mit hellem, reichen Haar und großen, schwärmerischen törichten Auge. Sie saßen, flachsblond und lieblich, in nicht sehr originellen, etwas aus der Mode gekommenen Schäferinnenkostümen, und himmelten mit ihren hellen, naiven Stimmen, ihren liebenswerten, unklugen Augen die Herzogin an. Eben schritt träg und statiös die Soph Fischerin zurück in den Wintergarten, die schön üppige Mätresse des Süß, und Marie Auguste konnt sich nicht enthalten, ihren Hausjuden ein weniges in ihr aufzuziehen. Der hatte nämlich, offenbar als Entgelt für die Tochter, die Ernennung des Vaters & Kamnierfiskals Fischer, zum Expedjtionsrat durchgesetzt. Süß stand in seinem sarazenischen Kostüm männlich rank und elegant vor den Damen; gewandt und

unverlegen spöttelte er zurück, gewiss, die Jungfer Fischerin sei ihm eine liebe und willkommen Hausdame gewesen; aber nachdem Seine Durchlaucht geruht hatten, ihren Vater in ein so angesehenes Amt zu erheben, könne er ihre Dienste doch wohl nicht mehr in Anspruch nehmen; die Tochter eines so hohen Beamten, das schicke sich doch nicht. Er lächelte und schloss frechgleichgültig er werde sie also morgen aus seinem Hause entlassen. Die kleine Gesellschaft war erstaunt über die zynische Offenheit, mit der er seine Mätresse so elegant höhnend entlohnte und entließ. Die Herzogin amüsierte sich, auch Herrn von Schütz gefiel diese weltmännische Art offensichtlich, der junge, dumme Aktuarius Götz wusste nicht recht, was er machen solle, er legte großes Gewicht auf korrekte Form, er wusste nicht, solle er dem Juden beipflichten oder ihm zu Leib, er entschied sich schließlich für ein stummes, martialisches Gesicht. Die zarten und süßen Damen Götz aber, Mutter wie Tochter, bestaunten die überlegene Eleganz, mit der dieser Kavalier ein Amour beendete, und schauten voll Bewunderung und zärtlichen Interesses zu ihm auf.

In diesen Kreis trat jetzt Magdalen Sibylle. Die Herzogin hatte bemerkt, wie sehr sich Karl Alexander mit ihr beschäftigte, auch ihr gefiel das Mädchen mit dem bräunlich kühnen, bewegten Antlitz und dem seltsamen Widerspiel der blauen Augen zu dem dunklen Haar. Neugierig wollte sie näher beschauen, was an ihr Attraktives sei. Sie reichte ihr wohlwollend die Hand zum Kuss, betrachtete sie lässig und ungeniert. Magdalen Sibylle hatte einen kleinen, scheuen Seitenblick hinüber zu Süß. Der hatte sich, wie sie kam, tief verneigt, jetzt stand er ernst und förmlich. Sie war wie erlöst, daß sie den Herzog nicht mehr hören musste, sie spürte das Wohlwollen, das von der Herzogin zu ihr herüberging, aber die gleichgültige Förmlichkeit im Gesicht des Süß verwirrte sie von neuem. Sie saß stumm, während die anderen weiter leicht und belanglos konversierten, und plötzlich löste sich Furcht, Spannung, Enttäuschung, Empörung, Erwartung in ein ungehemmtes Schluchzen, das sie vor die Herzogin hinwarf. Betretenheit und leichtes Schmunzeln bei den anderen, Marie Auguste streichelte mit der kleinen, zierlichen, fleischigen Hand die große, kalte des Mädchens. Süß aber nützte geschickt die Gelegenheit, sagte, er werde sorgen, daß sie sich beruhige, führte die Befangene, Geschüttelte fort. Es feixte der Chinese Riolles, es lächelte der Spanier Schütz, der Phantasieschäfer Aktuarius Götz fand wieder keinen anderen Ausweg als eine kriegerische Miene.

Aber die Herzogin, unbefangen weiterschwatzend, suchte mit den Augen ihren Gemahl und konstatierte befriedigt, wie er, da Süß das Mädchen in seiner Nähe vorbeiführte, ihm zublinzelte. Das Zimmer, in das der Jude Magdalen Sibylle führte, war kühl, wenn man aus den von Kerzen, Wein und Menschen überheißen Sälen kam. Es war das Zimmer vor dem Schlafgemach, durch eine Portiere sah man das Prurkbett mit den goldenen Arnoretten. Hierher hatte man aus den übrigen Räumen allerlei Dinge zusammengestellt die dort dem Maskenfest im Weg gestanden wären, Zerbrechliches, Porzellan, Chinoiserien, das Bauer mit dem Papagei Akiba. Der Lärm des Festes klang hier nur sehr leise, nach den menschenvollen Sälen wirkte das kleine Zimmer mit seiner frischen Luft, seiner Leere, Stille, Kühle wohlig sänftigend. Magdalen Sibylle saß auf einem niedrigen Diwan, ruhiger atmend, gelöster die Haltung. Sie sah groß aus, wie sie so dasaß, warm und gelockert von all der Wirrung und Erregung, und Süß, der geschmeidig und verbindlich vor ihr stand, begehrte sie sehr. Es traf sich schlecht und ungeschickt, daß jetzt der andere kommen wird, der wahrscheinlich gar nicht zu schmecken verstand, was Köstliches ihm da zufiel.

Das Mädchen schaute langsam mit seinen großen, erfüllten Augen den Mann an. Süß hielt es für angebracht, den Blick mit jener hemmungslosen Hingabe zu erwidern, in der er geübt war, und solcher Hingabe im besonderen Fall etwas Väterlichkeit beizumischen. Armer Luzifer! dachte Magdalen Sibylle. Er ist ein sehr Verirrter und Unglücklicher. Es hat keinen Sinn, zu eifern und ihm mit wilder und empörter Beschwörung zu Leib zu rücken. Ich werde ihn ganz sacht an der Hand nehmen und ihm mit sänftlichen Worten zureden, bis er zu Gott zurückfindet. Wie konnte ich zweifeln, ob ich die Kraft haben werde zu meiner Sendung. Er wartet ja nur darauf, daß jemand komme und ihn mit Gott versöhne. „Ich bin untröstlich, Demoiselle“ sagte mittlerweile mit seiner dunklen, streichelnden Stimme der Jude, „daß Ihnen immer in meiner Gegenwart ein Akzident unterläuft. Ist meine Visage wirklich so abominabel und widerwärtig? Oder sind es vielleicht doch nur fatale Zufälle?“ Und er neigte sich zu ihr, die groß und gerötet auf dem Diwan saß. „Simulieren Sie nicht länger, Herr Finanzdirektor“, sagte sie plötzlich mit einem tapferen Anlauf und sah ihn groß, fromm und dringlich an. „Ich weiß sehr gut, daß Sie Luzifer sind, Sohn des Belial, und Sie wissen, daß ich gesandt und gekommen bin, mit Ihnen zu ringen und Sie Gott zu unterwerfen.“ Süß hatte viel

Übung mit Weibern, er war an Überraschungen gewöhnt, er verlor nie seine Fassung und zeigte sich nie perplex. Aber diese Anrede kam ihm völlig unerwartet, verschlug ihm die Sprache, er wusste, zum erstenmal, keine Antwort. Es schickte sich glücklich für ihn, daß Magdalen Sibylle offenbar auch gar keine Antwort erwartete, sondern nach einer Atempause weitersprach. Sie begreife es sehr wohl, daß er glaube, Gott, sein Widersacher, werde ihn zurückstoßen; es sei gewiss auch ein ungeheurer Entschluss, von tausendjährigem Trotz zu lassen. Aber wenn dieser Trotz und arge Verstocktheit erst abfalle, dann sei die Seele wie befreit von bösem Schorf und bade in Gott wie in liebem, lauem, sichtigem Wasser. Dergleichen redete sie mehr und dringlich und streckte ihm im Eifer die Hand hin. Süß hatte sich mit der ihm eigenen Flinkheit auf das pietistische Diktionär eingestellt, er ergriff ihre Hand, begann eine rasch präparierte Antwort, und sie waren beide auf dem besten Wege, als plötzlich der Herzog im Zimmer stand. Mit weiteren Pupillen, erschreckt, hilfesuchend, starrte Magdalen Sibylle auf Süß, gepresst, hörbar atmend. Aber der Jude sagte verbindlich, er müsse zurück zu seinen Gästen, und auf einmal war sie allein mit dem Herzog, und der Papagei gellte: Ma vie pour mon souverain, und im Nebenraum in hellerem, nacktem Licht stand das freche, prunkende Bett. Karl Alexander sagte mit heiserer, unfreier Stimme etwas Scherzendes, Belangloses. Sie sah sein rotes Gesicht, das leicht schwitzte, sie sah seine Augen, die sich verdunkelten und verwilderten, roch seinen trunkenen, erhitzten Dunst. Sie ging mit mühsamen Schritten zur Tür, lallte eine Entschuldigung, wollte Süß nach, zurück zu den Gästen. Aber die Tür war verschlossen. Karl Alexander lachte ein belegtes Lachen, schnallte umständlich den kostbaren antikischen Brustpanzer ab, schweigend, daß nur ihr Atem hörbar war. Kam mit grauenhafter Freundlichkeit auf sie zu, nahm ihre Rand in die seine, die seltsam war, der Rücken schmal, lang, knochig, behaart, das Innere fleischig, fett, kurz. Sie bekam ihre Kraft zurück, wehrte sich wild, doch ohne Aussicht, gegen den schweren, starken, erregten Mann.

Süß, aus dem Kabinett zurück, Stürzte sich mit einer gewissen grimmigen Erhitztheit in das Gewühl des Maskenballs. Er wich der Herzogin aus, die ihn mit einem kleinen, lüsternen und amüsierten Lächeln nach Magdalen Sibylle fragte, und machte den Damen Götz, Mutter wie Tochter, für die sich auch der Herzog interessierte, mit so wütiger Dringlichkeit den Hof, daß der Aktuarius Götz, da er seine

drohende Miene nicht beachtet sah, sich in einer Ecke stumm und ratlos besoff, während die beiden Damen die zynischen Galanterien des Juden hingegeben und töricht himmelnd erwiderten. Die kleine napolitanische Komödiantin, gelb, leicht, fett und verderbt, hatte sich an den alten Fürsten Thurn und Taxis herangemacht. Sie tat, als wüßte sie nicht, wer er sei, als streiche, kitzle, schmeichle sie nur wegen seines eleganten und distinkten Aussehens und Geweses um ihn herum. Der alte Fürst, als er sah, daß er trotz der gleichfarbigen Domestikenlivree auch in Weinrot wirkte, lebte auf, sein Ärger fiel zusehends von ihm ab. Zumal sich auch Remchingen um die Komödiantin bemühte und sie den stark trunkenen General, der mit schon verglasenden Augen an ihr fraß, geschickt neben dem feinen, alten, reichen Fürsten abfallen ließ. Aber aus seiner Ecke starrte der Aktuarius Götz auf die Napolitanerin, hingerissen, mit Augen, von Schwärmerei viel mehr noch als von Trunkenheit verschleiert; und während sie den General fernhielt und den alten Fürsten anzog, fand sie noch Gelegenheit, mit einem einzigen, doch unendlich beredten Blick den jungen, dummen, blonden, frischen Schäfer für immer in ihre Geleise zu zwingen. Weißensee, der Konsulent Neuffer und der Würzburger Geheimrat Fichtel saßen mit Schütz und Herrn von Riolles beim Pharao. Weißensee indes war nicht so bei der Sache wie sonst wohl. Er schnupperte mit dem klugen, mageren Kopf rastlos herum, er fragte den und jenen, ob er seine Tochter nicht gesehen habe; aber niemand hatte Magdalen Sibylle gesehen. Und Weißensee schwitzte an den langen, feinen Händen, und seine skeptischen Augen suchten bedrängt rechts und links. Plötzlich, wie er den Süß sah, entschuldigte er sich bei den anderen Herren, flatterte in seinem seidenen Venezianer Mantel ungewohnt hastig auf ihn zu und fragte nach seiner Tochter. Süß sagte leichthin, die Demoiselle habe etwas Kopfschmerz, sie habe sich in ein stilleres und kühleres Zimmer zurückgezogen. Der Kirchenratspräsident, ziemlich aus der Fassung, wollte zu ihr. Aber Süß meinte, es sei wohl am besten, die Demoiselle ruhen zu lassen; zumal, soviel er wisse, Serenissimus selbst sich um sie bemühe. Dabei schaute er den Weißensee mit einem unentwegten, frechen und verbindlichen Lächeln an. Der begann zu zittern, musste sich setzen. Süß, nach einem kleinen Schweigen, meinte unvermittelt, immer lächelnd, der Herzog habe sich über den neuen Kirchenratspräsidenten ungewöhnlich gnädig geäußert, Rangerhöhung und Orden würden wohl nicht lang auf sich warten lassen. Weißensee nickte ein paar

Mal auf eine seltsame, abwesende, greisenhafte Art, starrte mit höflichem, leicht verzerrtem Lächeln in das Getobe des Festes, begann sehr plötzlich, die Stimme belegt und unsicher, und ohne den Süß anzuschauen, von seinem geräumigen Haus in Hirsau zu erzählen. Er malte den behaglichen Landsitz: Weinberge, Erntekranz, Haus und Hof wohlbestellt, dörflicher Friede; wie er dort an seinem Neuen Testament gearbeitet, in Muße, die Händel der Welt sehr ferne, verbrausend, nur ab und zu ein bisschen Schaum, man genießt ihn kennerisch; und wie zwischen all dem schlicht und still und sachlich und erfüllt seine Tochter herumgegangen sei. Mitten in diesem Geträume, davon er mehr zu sich als zu Süß redete, verstummte er so plötzlich, wie er begonnen hatte. Er sah verfallen aus, der elegante Venezianer Mantel hing schlaff, unorganisch, wie zusammenklappende Fledermausflügel um ihn herum. Der Jude, stehend vor dem Sichpreisgebenden, hilflos, versunken Sitzenden, schaute ihn auf und ab, spöttelte mit leichter, wacher, schleierloser Stimme in sein Schweigen hinein: „Ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie so sentimentalisch sein könnten.“ „Nicht doch, nicht doch!“ erwiderte eifrig, sich zusammenraffend, Weißensee. „Ich bin kein Deserteur am Leben, Exzellenz. Ich bin nie keiner Aventüre ausgewichen, all meine Tage nicht. Neugier war das Prinzipium, nach dem ich meine Existenz eingerichtet.“ Er versuchte sein gewohntes, leichtfertiges Lächeln. „Es muss ein sehr rastloser Stern sein, unter dem ich geboren bin. Er hat mich nie stillestehen lassen, hat mich durch viele Länder und übers Meer gejagt und hat mich heißen allen Kreaturen Gottes und des Satans in die Töpfe gucken. Ah, meine Souvenirs!“ Aber während er sich mühte, diese Souvenjrs herbei zurufen, geschah es, daß sich ihm das weiße, lächelnde Gesicht des Juden mit den gewölbten braunen Augen und den üppigen Lippen verzerrte. Es geschah, daß er plötzlich ganz genau wusste, wie wenige Schritte von ihm hinter einer versperrten Tür sein Kind sich abrang, um sich schlug, mit versagenden Kräften, aussichtslos. Er sah sie, er sah, wie die Wärme aus ihren bräunlich kühnen Wangen wich, wie die starkblauen Augen unter dem dunklen Haar sich stier und glasig verdrehten. Und in dieses Gesicht hinein hörte er die sachliche, zifferscharfe Stimme des Süß: „Wie die Dinge heute abend liegen, darf ich Ihnen Orden und Rangerhöhung mit aller Bestimmtheit in Aussicht stellen.“ Das Merkwürdige war, daß er dabei diesen Mann, der mit dem frechen und verbindlichen Lächeln vor ihm lehnte, durchaus nicht hasste. Er

spielte bloß mit dem Wunsch und der Vorstellung, daß der andere so fahrig und zerrissen dasitzen möge, während er, Weißensee, lächelnd und wach vor ihm stünde. Er benahm sich dann weiterhin ganz wie immer, nur war alles, was er tat und sagte, beklemmend unwirklich, wie aus Schlaf heraus gedämpft, marionettenhaft. Er verneigte sich immerzu, höflich, freundlich, er erwiderte ein Scherzwort der Herzogin, er sprach sacht und diplomatisch mit dem Geheimrat Fichtel, er setzte auf eine abgründige und sehr feine Zote des Herrn von Riolles eine noch feinere und obszönere. Aber alle diese Stimmen klangen seltsam mechanisch und scheppernd und die Menschen gingen puppenhaft und sehr künstlich und alles war wie aus Wachs. Auch der Herzog, der jetzt wieder schwer und groß und mit müden, schlaff en und gelösten Gliedern, mehr hinkend als sonst, im Saal war, schien ihm wie eine Wachspuppe, wie hinter Rauch und Nebel. Aber dennoch gelang es ihm, beim Anblick des Herzogs eine kleine, neue Hoffnung hochzuschüren. Er verjagte seine Gesichte, er hieß sein Wissen stumm sein und wollte es nicht wahr haben. Mit einer eiligen, flatternden Bewegung raffte er den Venezianer Mantel und trat dem Herzog in den Weg, der ganze Mann ein einziges, dringliches, flehendes Fragen, ob es vielleicht doch nicht geschehen sei. Aber der Herzog sah ihn nicht, er wollte ihn offenbar nicht sehen, er hatte kein Aug für ihn; er ging, trotzdem Weißensee ganz nah an ihm war, starr gerade vor sich hin schauend an ihm vorbei, mit einem scheuen und gewalttätigen Rülpsen. Da war Weißensee auf einmal furchtbar alt und müde. Er suchte sich eine stille Ecke und geriet an den Tisch, wo der einsame Aktuarius Götz saß und soff. Der fühlte sich sehr geehrt durch die Gesellschaft des Herrn Kirchenratspräsidenten, stand, wiewohl schon stark unter Wein, zeremoniös auf und machte vielerlei umständliche Reverenzen. Und dann saßen die beiden Männer, der alte, feine, traurige, zerrissene, und der junge, plumpe, in Hilflosigkeit und Schwärmerei dumpf brodelnde, enttäuschte, und sie waren stumm und starrten in das festliche und überhitzte Getriebe und tranken. Karl Alexander aber ging satt, stolz und befriedigt durch den Saal. Wohl hatte er manchmal ein kleines, verlegenes und trotziges Lachen wie wohl ein Knabe, der etwas angerichtet hat, sich damit brüstet, um sich über seine Scham wegzuhelfen. Aber gerade darum stellte er es so an, daß jeder es sehen musste, daß er aus einer Umarmung kam. Er winkte seiner Frau, die ihn wie fragend ansah, mit einer weiten Geste zu, die sie mühelos als ein stolzes Eingeständnis deuten konnte. Er ging an

den Pharaotischen vorbei, wo glühende und über die Störung im geheimen sehr erboste Spieler sich ehrfürchtig erhoben, und versicherte, daß er sich heute abend außerordentlich, aber ganz außerordentlich amüsiere. Er stürzte durstig zwei große Gläser Tokaier hinunter und war sehr betrunken. Er machte sich an seinen Schwiegervater, der jetzt ganz in der Napolitanerin aufging, was Karl Alexander anerkennend und gönnerisch zur Kenntnis nahm. Er fiel dem alten Fürsten mehrmals um den Hals, sagte zärtlich: „Euer Liebden! Euer Liebden! Ist recht, daß sich Euer Liebden so jung fühlen." Dann prahlte er eitel und sentimental mit seiner italienischen Jugend, seiner lombardischen Kampagne, seinen venezianischen Aventüren. „Es geht Euer Liebden nicht schlecht," lallte er, „es geht mir auch nicht schlecht. Suum cuique! Suum cuique! Der Herrgott hat uns alle beide in diesem Mistbeet Welt auf ein Plätzchen gesetzt, wo es warm und mollig und viel Sonne ist." Und er tätschelt anerkennend den nackten, gelben, mürben Arm der Komödiantin und gratuliert dem Alten zu dem feinen Hühnchen, das er da zu rupfen im Begriff sei. Süß weicht dem Herzog aus. Er ist neidisch und erbittert, er weiß, Karl Alexander wird ihm jetzt die Affäre mit Magdalen Sibylle schildern, klotzig und umständlich und mit allen Details, und er ist nicht in der Laune, sich von diesen Freuden, deren Primeurs eigentlich ihm gebührten, erzählen zu lassen. Die Gedanken daran loszuwerden, schaukelt er in den hohen Wellen seines Festes. Ihn zu feiern, daß er auf der Welt ist, seinen Geburtstag zu feiern, sind all diese Lichter angezündet, diese Tafeln und prunkvollen Räume gerichtet, diese schönen Damen und großen Herren gekommen. Er ist sehr hoch hinaufgelangt, niemals in Deutschland stand ein Jud so hoch und glänzend wie er. Und er wird noch ganz anders dastehen. Schon ist sein Adelsgesuch auf dem Weg nach Wien zum Kaiserhof; er wird - Karl Alexander, ihm von Tag zu Tag mehr verpflichtet, muß ihm das durchsetzen - nobilitiert sein. Er ist kein Narr wie Isaak Landauer, er läuft nicht in Kaftan und Schläfenlöckchen; aber er denkt auch nicht daran, sich wie sein Bruder durch das billige Mittel eines Glaubenswechsels Titel und Rang zu schaffen. Durch sein Genie, nur durch sein Glück und sein Genie wird er ganz oben stehen. Er wird Jude bleiben und wird trotzdem, und gerade das wird sein Triumph sein, adlig sein und Landhofmeister und den rechten Platz im Herzogtum einnehmen in aller Form und vor aller Welt. Man tanzte. Er füllte Herz und Aug und Ohr mit dem bunten, huldigenden Lärm. Sein Geträume kletterte

hinauf an den Läufen der Geigen, die Pauken dröhnten seine Macht in den Saal, die Schönheit der Frauen, der seidene Prunk der Herren huldigte ihm. Er schaut hinein in sein Fest, träumt seine Hoffahrt hinein, den sehr roten Mund halb offen, ein verzücktes Lächeln in dem weißen Gesicht.

Doch plötzlich wischt ihm ein Unsichtbares die befriedigte, genießerische Sattheit fort vom Antlitz. Weggeblasen der farbig gekräuselte, fröhliche Schaum, verfahlt das bunt rauschende Fest; wohl sieht er die Musikanten sich abarbeiten, aber er hört keine Musik mehr. Er sieht sich schreiten in einem andern nebelhaften, grinsenden, beklemmenden Tanz. Vor ihm, seine Hand haltend, schreitet sein Oheim, Rabbi Gabriel, hinter ihm, an seiner andern Hand schleift, stärker hinkend, der Herzog den lahmen Fuß. Ganz vorn aber, durch viele Hände mit ihm verkettet, ist das nicht Isaak Landauer, der kopfwackelnd, dürr, in albern flatterndem Kaftan, rhythmisch die Beine setzt? Wie er sich aus dem Gesicht reißt, steht in seiner verschollenen Portugiesertracht Dom Bartelemi Pancorbo vor ihm, aus tiefen Höhlen langen die lauersamen Augen nach ihm, langsam kriecht ihm die kellerige, makabre Stimme ins Ohr: „Wie ist s, Herr Finanzdirektor? Ich leg zu der Tabakmanufaktur noch die Schnapssteuer auf ein Monat: lasst Ihr ihn ab, den Solitär?“ Und das Fest ging weiter. Für den zweiten Teil des Abends hatte Nicklas Pfäffle, der gleichmütig, schläfrig und präzis den komplizierten Mechanismus des Balles leitete, eine Überraschung ausgedacht. Die Decke mit dem Gemälde vom Triumph des Merkur öffnete sich, auf einer Flugmaschine erschien der Knabe Cupido, er schwebte über den Gästen, streute Rosen, huldigte in zierlich gedrechselten Alexandrinem dem herzoglichen Paar, gratulierte dem Süß zum Geburtstag. Es war ein sehr anstelliger Knabe, er sprach seine Verse sehr hübsch, und wenn Cupido auch ein weniges schwäbelte, so war das, meinte Remchingen sehr laut, immerhin besser, als wenn er etwas gemauschelt hätte. Als unmittelbar darauf der Tanz wieder einsetzte, kam es zu einer kleinen Störung. Ein verdächtig aussehender, verwahrloster Mensch stand auf einmal im Saal und hielt eine Ansprache. Man sammelte sich lachend um ihn, glaubte, sein Gewese sei Maskenscherz, so war er wohl auch hereingekommen. Aber es zeigte sich bald, daß die wilden und unflätigen Reden gegen die hebräische Justiz und die ganze hebräische Raub-, Mord- und Sauwirtschaft ernst gemeint waren. Der Verwahrloste, Fluchende war Johann Ulrich Schertlin. Er hatte

in Stuttgart einen kleinen Handel zu erledigen gehabt, war in die Kneipe zum Blauen Bock gegangen, hatte sich unter schimpfenden Kleinbürgern besoffen, während der Konditor Benz schweigend, giftig und befriedigt zuhörte und nur einmal sagte: „Unterm vorigen Herzog regierte eine Hur“, worauf allgemeines Grunzen und Gegrinse entstand. Dort also hatte Johann Ulrich Schertlin gesessen, er hatte sich wohl gefühlt wie lange nicht, denn jetzt stand er nicht unter dem länglichen, vorwurfs- und verachtungsvollen Aug der Waldenserin, er hatte viel getrunken und war schließlich in das Haus des Juden gegangen, um dem die Meinung zu sagen. Etliche von seinen Trinkkumpanen waren mitgezogen, die standen nun draußen im Schnee im Schein der Kerzen, der aus den Festsälen auf die Straße fiel; die Kutscher der herrschaftlichen Wagen, die zur Heimfahrt vorgefahren waren, hatten sich ihnen zugesellt, und da standen sie nun, mehr neugierig als empört, bis Johann Ulrich in Ketten auf die Wache geführt wurde. Der aber stand eben inmitten der seidenen Gäste, schmutzig, stinkend, voll von schlechtem Wein, maßlos und unflätig schimpfend. Schon wollte man ihn der Polizei übergeben; doch Süß, wie er hörte, das sei der Schertlin, gab Befehl, ihn für diese Nacht ins Narrenhäusel zu sperren und ihn morgen seiner Frau nach Urach heimzuschicken. Und das Fest ging weiter. Karl Alexander hat, sehr betrunken, von der Affäre mit Johann Ulrich wenig gemerkt und nichts begriffen. Jetzt endlich gelingt es ihm doch, sich des Süß zu bemächtigen, und er setzt sich abseits mit ihm, willens, einem Kenner von den gehabten Genüssen zu reden. Er schnaubt und schnauft, er ist wirklich sehr betrunken, er hat das Kostüm des antiken Heroen nicht ganz richtig zugeschnallt, er sitzt warm, weindunstig, rotköpfig, schwer, er lacht und lacht und klopft dem ehrfürchtig und ergeben zuhörenden Juden die Schenkel. „Ein delikater Bissen!“ schmatzt und schnalzt er. „Das hat Er gut gemacht, lud, daß Er mir die hat eingeladen. Ich wird’s Ihm auch am rechten Douceur nicht mangeln lassen. Ein deutscher Fürst lässt sich nicht lumpen. Ein delikater Bissen!“ Er schilderte Magdalen Sibylle, malte mit seinen roten, plumpen Händen, die seltsam waren mit dem schmalen Rücken und dem kurzen, fetten Innern, die Einzelheiten ihres Körpers, Schenkel, Brüste. Ein Füllen, ein wildes! Schlägt aus und hockt und beißt und glüht. Und ist eiskalt, wenn sie sich dreinfinden muß.“ Er wies auf die kleine, gelbe, geschwinde Napolitanerin, die bei allem Getue mit dem alten Fürsten Zeit fand, ihm zuzuäugen, spitzbübisch, die Zunge lasterhaft im Mundwinkel.

„Das da ist ein Wind, ein Hui, ein wohliges Parfüm. Mag Seine Durchlaucht der Herr Schwiegerpapa glücklich werden damit.“ Er gluckste ein kleines, verächtliches Lachen. „Aber die andere, die meine Herzdame, Kotz Donner! die ist kein welsches Gelump. Knickst nicht und knickt einem nicht zusammen im Arm.“ Er lehnte sich verträumt und sentimental zurück. „Die meine ist wie ein See im Wald“, sagte er mit einer vagen, rudernden Handbewegung. „Wie ein See im Wald“, wiederholte er lallend, sank ein wenig vornüber, machte die Augen zu, schnaufte. Süß wollte sich schon, wütend, vorsichtig und ehrerbietig entfernen, da begann Karl Alexander von neuem, malend, fuchtelnd, wichtig. „Augen hat sie, das Luder! Augen! Weißt du, an was ich hab denken müssen? Das rätst du nicht. Das rätst du dein Tage nicht.“ Ein Lachen stieg auf in ihm, still zuerst, röchelnd dann, glucksend, ihn schütternd, immer lauter: „An deinen Magus hab ich denken müssen, an den Zauberonkel – Augen hat sie, das Luder! – Der Magus – Das Erste sag ich Euch nicht“ – Jäh packte ihn Zorn: „Sagt er mir nicht, der Zauberhund, der verfluchte, hintertückische! Soll er’s verschlucken, soll er erwürgen dran und ersticken, der Hexer, der jüdische, vermaledeite!“ Süß erschreckt, sehr blaß, war zurückgewichen, atmend, machte eine abwehrende, beschwörende Handbewegung. Aber Karl Alexander, mühsam, betrunken und zornig, richtete sich hoch, versuchte eine stolze, statuarische Feldherrnhaltung einzunehmen, so wie auf dem Bild mit den siebenhundert Axtmännern und Belgrad, grölte, rülpste, schrie: „Mir kann einer prophezeien, was er mag. Ich fürcht mich nicht. Attempto! Ich wag’s! Ich bin Karl Alexander, Herzog von Württemberg und Teck! Von Gottes Gnaden! Ich steh über dem Schicksal! Der deutsche Achill! Von Gottes Gnaden!“ Und er stand wie sein eigenes Monument. Sehr bald aber fiel er zurück in seinen Stuhl. Lächelte unvermittelt. „Wie ein See im Wald“, lallte er noch, schnaubte, schnarchte, rasselte, röchelte, schlief ein. Und das Fest ging weiter. Sein Gelärm drang hinaus auf die Straße, wo Johann Ulrich weggeführt wurde inmitten seiner wispernden Kumpane, ernüchtert, müd, fahl, drang weiter über die Stadt, über das Land, das schlief, ächzte, sich wand, sich hin und her warf, aus dem Schlaf auffuhr, vor sich hin murmelte, knurrte. Und wieder einschlief und weitertrug.

DRITTES BUCH / DIE JUDEN

22.

In den Städten des Mittelmeers, des Atlantischen Ozeans saßen die Juden groß und mächtig. Sie verwalteten den Austausch zwischen Orient und Okzident. Sie langten übers Meer. Sie rüsteten mit die ersten Schiffe nach Westindien. Organisierten den Handel mit Süd- und Mittelamerika. Erschlossen Brasilien. Begründeten die Zuckerindustrie des westlichen Erdteils. Legten zur Entwicklung New Yorks die Fundamente. Aber in Deutschland saßen sie klein und kümmerlich. Im vierzehnten Jahrhundert waren sie hier in mehr als dreihundertundfünfzig Gemeinden erschlagen, ertränkt, verbrannt, gerädert, erdrosselt, lebendig begraben worden. Die Überlebenden waren zumeist nach Polen ausgewandert. Seitdem saßen sie spärlich im Römischen Reich. Auf sechshundert Deutsche kam ein Jude. Unter raffinierten Plackereien des Volkes und der Behörden lebten sie eng, kümmerlich, dunkel, hingegeben jeder Willkür. Untersagt war ihnen Handwerk und freier Beruf, die Vorschriften der Ämter drängten sie in verwickelten und verwinkelten Schacher und Wucher. Beschränkten sie im Einkauf der Lebensmittel, ließen sie den Bart nicht scheren, steckten sie in eine lächerliche, erniedrigende Tracht. Pferchten sie in engen Raum, verrammelten die Tore ihres Gettos, sperrten sie zu, Abend um Abend, bewachten Ein- und Ausgang. Dicht zusammengepresst saßen sie; sie mehrten sich, aber man gönnte ihnen nicht weiteren Raum. Da sie nicht in die Breite bauen durften, schichteten sie in die Höhe, Stockwerk um Stockwerk. Immer enger, düsterer, verwinkelter wurden ihre Gassen. Nicht Baum, nicht Gras, nicht Blume hatte Raum; ohne Sonne standen sie, ohne Luft, einer dem andern im Licht, in dickem, seuchenzeugendem Schmutz. Abgeschnürt waren sie von der fruchtbaren Erde, vom Himmel, vom Grün. Der wehende Wind verfing sich in ihren grauen, stinkenden Gassen, die hohen, verschachtelten Häuser versperrten den Blick auf die ziehenden Wolken, die blaue Höhe. Gebückt schlichen ihre Männer, ihre schönen Frauen welkten früh, von zehn Kindern, die

sie gebaren, starben sieben. Totes, brackiges Wasser waren sie, abgesperrt vom flutenden Leben draußen, abgedämmt von der Sprache, der Kunst, dem Geist der anderen. Dick aufeinander saßen sie, in übler Vertraulichkeit, jeder kannte jedes Heimlichkeit, klatschsüchtig, misstrauisch geben sie sich, die gelähmten Beweglichen, scheuerten sie sich wund, Einer am Andern, Einer des Andern Feind, Einer im Andern verfilzt. Denn jedes einzelnen kleinster Fehl oder Ungeschick konnte das Unheil aller werden. Doch mit der sicheren Witterung, die sie für das Neue, für das Morgen hatten, spürten sie die äußere Umschichtung der Welt, den Ersatz der Geburt und Würde durch das Geld. Sie hatten es erfahren: in Unsicherheit, Rechtlosigkeit, Fährnis gab es einen einzigen Schild, zwischen lauter wankendem, versagendem Grund ein einziges Festes: Geld. Den Juden mit Geld hielten die Wächter nicht an den Toren des Gettos, der Jude mit Geld stank nicht mehr, keine Behörde mehr setzte ihm einen lächerlichen, spitzen Hut auf. Die Fürsten und großen Herren brauchten ihn, sie konnten nicht Krieg und Regiment führen ohne ihn, sie ließen ihn groß und stattlich werden in ihrer Sonne.

Aber die dicke Masse der Gedrückten, Rechtlosen und die einzelnen Mächtigen, die stolzen Juden der Levante und der großen Seestädte, die die Handelsstraßen Europas und der Neuen Welt beherrschten und in ihren Kontoren über Krieg und Frieden entschieden, und die verschmutzten, verkommenen, niedrigen, lächerlichen Juden der deutschen Gettos, die jüdischen Leibärzte und Minister des Kalifen, des Perserschahs, des Sultans von Marokko in Herrlichkeit und großem Glan und in Dreck und Verachtung der lausige Pöbel der polnischen Judenstädte, die Bankiers des Kaisers und der Fürsten, umworben und umhasst in ihren Kabine, und der Hausierjude der Landstraße, vom Hunde gehetzt, von den Straßenjungen und der Polizei in widerwärtige, komische Erniedrigung gepresst, alle hatte sie ein sicheres, heimliches Wissen gemein. Vielen war es nicht klar, aussprechen hätten es nur wenige können, manche hätten sich gegen die deutliche Erkenntnis gewehrt. Aber im Blut stak es allen, im innersten Gefühl, es war da: das tiefe, heimliche, sichere Bewusstsein von der Sinnlosigkeit, der Wandelbarkeit, dem Unwert der Macht. Sie waren so lange klein und gering gesessen unter den Völkern der Erde, zwerghaft, lächerlich in Atome verspellt. Sie wussten, Macht üben und Macht erleiden ist nicht das Wirkliche, Wichtige. Zersplitterten nicht einer um den

anderen die Kolosse der Gewalt? Aber sie, die Gewaltlosen, hatten der Welt ihr Gesicht gegeben. Und es wussten diese Lehre von der Eitelkeit und Belanglosigkeit der Macht die Großen und die Kleinen unter den Juden, die Freien und die Beladenen, die Fernen und die Nahen. Nicht mit deutlichen Worten, nicht mit messbarem Begriff, aber von Bluts und Gefühls wegen. Dies heimliche Wissen war es, das ihnen plötzlich jenes rätselhafte, milde überlegene Lächeln um die Lippen legte, das ihre Feinde doppelt reizte, weil sie es als zersetzende Frechheit deuteten, und weil all ihr Graus und Marter davor versagte. Dies heimliche Wissen war es, was die Juden einte und ineinanderschmolz, nichts sonst. Denn dies heimliche Wissen war der Sinn des Buches. Des Buches, ja, ihres Buches. Sie hatten keinen Staat, der sie zusammenhielt, kein Land, keine Erde, keinen König, keine gemeinsame Lebensform. Wenn sie dennoch eins waren, mehr eins als alle anderen Völker der Welt, so war es das Buch, das sie zusammenschweißte. Braune, weiße, schwarze, gelbe Juden, groß und kleine, prunkende und zerlumpte, gottlose und fromme, sie mochten in stillen Stuben ihr Leben verbacken und verträumen oder in farbigem, goldenem Wirbel herrlich herfahren über die Erde: tief versenkt in ihnen allen war die Lehre des Buches. Vielfältig ist die Welt, aber sie ist eitel und Haschen nach Wind; eins aber und einzig ist der Gott Israels, das Seiende, das Überwirkliche, Jahve. Manchmal wohl überwucherte ihnen das Leben dieses Wort, aber es stak in jedem, und in den Stunden, wo sie selber wurden, wenn sich ihr Leben gipfelte, war es da, und wenn sie starben, war es da, und was von einem zum andern flutete, war dieses Wort. Sie schnürten es sich mit Gebetriemen um Herz und Hirn, sie hefteten es an ihre Türen, sie eröffneten mit ihm ihren Tag und sie schlossen ihn mit ihm; als erstes den Säugling lehrten sie das Wort, und der Sterbende verröchelte mit dem Wort. Aus dem Wort sogen sie die Kraft, die gehäuften Qualen ihres Wegs zu überdauern. Blass und heimlich lächelten sie über die Macht Edoms, über seine Raserei und den Wahnsinn seines Geweses und Getriebes. Dies alles verging; was blieb, war das Wort. Sie hatten das Buch mit sich geschleppt durch zwei Jahrtausende. Es war ihr Volk, Staat, Heimat, Erbteil und Besitz. Sie hatten es allen Völkern vermittelt, und alle Völker bekannten sich zu ihm. Aber die einzigen rechtmäßigen Besitzer, Erkenner und Verweser waren sie allein.

Sechshundertsundsiebenundvierzigtausenddreihundertundneunzehn Buchstaben hatte das Buch. Jeder Buchstaben war gezählt und

gewogen, geprüft und erkannt. Jeder Buchstab war bezahlt mit Leben, Tausende hatten sich martern und töten lassen um jeden Buchstaben. Nun war das Buch ganz ihr eigen. Und in den Bethäusern, an ihrem höchsten Feiertag, riefen sie, erkannten sie, die Stolzen, herrenhaft Schreitenden, überzeugt wie die Kleinen, Getretenen, geduckt: Nichts haben wir, nur das Buch.

23.

Karl Alexander schickte Magdalen Sibylle prächtige Geschenke, flandrische und venezianische Gobelins, goldene Parfümfläschchen mit persischem Rosenöl, arabisches Reitpferd, ein Perlengehänge. Er war kein Filz, er ließ sich nicht lumpen, und er betrachtete Magdalen Sibylle als seine erklärte Mätresse. Täglich kam der Kammerdiener Neuffer, fragte förmlich im Auftrag des Herzogs nach dem Befinden der Demoiselle. Magdalen Sibylle ließ sich alles kalt und wortlos gefallen. Sie ging stumm wie eine Tote, starr das männlich kühne, schöne Gesicht, verpresst die Lippen, die Arme seltsam steif. Sie verließ das Haus nicht, sagte guten Morgen, guten Abend, sonst nichts. Sie kümmerte sich nicht um das Hauswesen Sie hatte zu niemandem, zu ihrem Vater nicht, zu niemandem über die Sache mit dem Herzog gesprochen. Es kam vor, daß sie ihren Vater tagelang nicht sah. Weißensee wagte keinen Versuch, sie aus ihrer Starre zu wecken. Er war nobiliert worden, er hatte jetzt den Rang eines Konferenzministers. Er war flattern und sehr elend, er fühlte das Misstrauen seiner Kollegen vom engeren landschaftlichen Ausschuss, wollte sich aussprechen mit Harpprecht dem Juristen, mit Bilfinger, der ein rechter, ehrlicher Mann war und sein Freund. Er wagte es nicht. Magdalen Sibylle saß stundenlang und starrte. Sie war aus sich herausgewofen, zertrampelt, zerfetzt, zerwüstet. Waren dies ihre Arme? Wenn sie sich stach war das ihr Blut? Das Seltsamste war: sie hatte keine Hass gegen den Herzog. Er war wie ein gutes Tier, ein Pferd oder ein Stier, warm und mächtig groß und in sich eingesperrt. Manchmal spürte man in den Augen eines solchen Tiers, wie fremd und unerreichlich anders es war, manchmal fühlte man sich ihm nah. Dies war das Grauenvolle und was ihre Welt und sie selber in einen dummen und lächerlichen Trümmerhaufen niederbrach: daß der andere ein Tier war, das man unmöglich hassen konnte. So war sie selber wohl solch Tier, sanfter vielleicht, nicht so rot und fauchend und dunstend, aber doch ein Tier. Und das, was sie geträumt hatte, von Gott und Schweben und

Aufgehen in ihm und Seligkeit, das war alles dummes, kindisches, albernes Gespinst und Gefasel und Narretei. Ein Tier war man und keine Blume. Sie ging zur Beata Sturmin. Sie hörte die frommen, gefriedeten, sicheren Reden des alternden, heiligen, blinden Mädchens, und sie hatte Mühe, nicht dreist und trocken herauszulachen. Was wusste denn die! Die war eben blind. Das war ja ahnungslos und Heu und Stroh, was die daherpredigte! Du hast vor dich hingelebt, heilig und keusch und selig beflissen, und war kein schmutziger Gedanke an dir. Und nun kommt ein Tier, rot, weindunstend, schnaufend, und zertrampelt dich und wühlt seinen Schmutz und Glitsch in dich: und du kannst es nicht hassen. Erklär das doch! Deut das doch aus!

Der Herzog ließ Weißensee und seine Tochter zu sich bitten. Sie ging zu dem Tier in einer Art toter Neugier. Es war alles so fratzenhaft und lächerlich. Da hasteten alle herum und hatten sich wichtig und machten sich Gründe vor, aus denen sie so heftig und wichtig herumzappelten. Und in Wahrheit war alles ganz ohne Verstand, hatte nicht mehr Sinn als das GekrabbeI von Maikäfern, die ein Bub in eine Schachtel gesperrt hat. Sie saß bei Karl Alexander. Sagte: Guten Tag, Durchlaucht, führte die Schokolade zum Mund. Er sprach zu ihr, nett, fröhlich, wohlwollend wie zu einem kleinen Kind. Sie erwiderte Belangloses, Mechanisches. Was sie tat, sagte, war wie angeschminkt, nicht zu ihr gehörig. Er bemühte sich weiter um sie. Sie dachte, er ist doch eher ein schweres Pferd als ein Stier, wartete darauf, mit einer stillen, angewiderten Neugier, ob er sie nehmen werde. Im Verlauf, wie gar nichts mit ihr anzufangen war, wurde er zornig. Gewiss, eine Jungfer hatte sich zu zieren und hernach beleidigt zu tun, das war in aller Welt so. Aber schließlich war es doch etwas, seine, des Herzogs von Württemberg, Herzdame zu sein. So kostbar wie die hatte keine getan, so ein kaltes, frostiges Gewese war ihm noch nie passiert. Er wurde heftig. Sie sah ihn an, nicht mit Vorwurf, auch nicht mit Hoheit; aber es war ein so abgründiger, ätzender Hohn darin, er fühlte sich unbehaglich, kam sich vor wie ein heruntergeputzter kleiner Fahnenjunker. Wurde wieder freundlich, zärtlich. Sie schwieg. Schließlich nahm er sie. Sie ließ es kalt geschehen, ohne sich zu wehren, und er blieb ohne Genuß. Als er sie die Treppe heruntergeleitete an den Wagen, starb den Lakaien das Grinsen auf den Gesichtern, so wie eine Tote oder eine Wahnsinnige ging sie. Sie ließ es auch weiterhin, ohne sich zu wehren, geschehen, das er sie hielt wie seine erklärte Mätresse. Sie

kam, wenn er es befahl. Zeigte sich öffentlich mit ihm. Das Volk freute sich, daß sein Fürst so eine anständige, schöne und saubere Mätresse hatte, die noch dazu im Geruch der Heiligkeit stand und eine Einheimische war. Daß Karl Alexander zu seiner schönen Herzogin so eine schöne und anständige und schwäbische Mätresse hatte, versöhnte das Volk zwar nicht mit seinem Juden, aber es machte manches wieder gut, was seiner Popularität abträglich war. Die Bürger zogen die Mützen vor Magdalen Sibylle, und viele schrien Hoch. Auch dem Weißensee kam diese Stimmung sehr zustatten. Sein Ansehen stieg, sogar im Parlament. Und wenn man unter den Elf des engeren Ausschusses auch polterte, so wären doch bis auf zwei, drei alle gern an seiner Stelle gewesen und beneideten ihn herzlich um sein Glück. Neuffer gar sah zu ihm als dem gewissermaßen stellvertretenden Schwiegervater des Herzogs mit düsterer Ehrerbietung auf.

Langsam kehrte Magdalen Sibylle, nach Wochen, das Gefühl zurück. Wie wohl ein Erfrorener, wieder zum Leben gebracht, schmerzhaft fühlt, wie sein Blut neu zu kreisen anfängt, so spürte sie schmerzhaft Wallungen aufsteigen, fluten, immer wilder alle Poren anfüllen, Hass und Begier. Immer noch blieb Karl Alexander das gleichgültige, mit leichtem Widerwillen fremd angestaunte Tier, das sie litt: aber ihr Denken und ihre Triebe alle zielten auf einen andern, kreisten um den andern. Der Herzog, bah! was wusste der! was verstand der! Er war ein Unglück für sie. Man hasste ihn so wenig wie die Apfelschale auf der Straße, über die man ausgeglitten war. Aber der andere, der war verantwortlich, der wusste besser als jeder andere, sah klarer, wog, zählte genau, war hassenswert, war in Wahrheit der Teufel und alles Böse. Es war ein rechtes Gefühl und große, gnadenhafte Warnung gewesen, die sie damals im Wald von Hirsau so grauenhaft bei seinem Anblick aufgeschüttert hatte. Er wusste sehr gut, der freche, glatte, gescheite, ruchlose, eiskalte Teufel, der er war, wusste so gut wie sie, daß sie um ein ehrliches, warmes Wort erlöst zu ihm hingeglitten wäre, daß alle ihre kindischen, geheimnisfrohen, nebelhaften Gott- und Teufel-Träume sich in ein heißes, menschliches Gefühl gelöst hätten, wenn er nur die Kraft gehabt hätte, zu seinem Gefühl zu stehen, seine wahrhafte Neigung nicht preiszugeben für ein Lächeln und einen Brocken Geld oder Titel von dem Herzog. Denn er liebte sie. So schaute einer nicht, so sprach und neigte sich einer nicht, wenn sein Gefühl nicht echt war. Wenn einer aus einem Trieb heraus Soldaten presste, seine

Untertanen verelendete, Frauen vergewaltigte, das war das Tierhafte, da war keine Verantwortung. Aber jener andere, der sein Gefühl verschacherte, pfui! pfui! das war das wahrhaft Jüdische und Teuflische. Sie wusste nicht, wie versprenkelt und wie eingesprenkelt in tausend anderes das Gefühl war, mit dem Süß an sie dachte. Vielleicht hatte er wirklich für den Bruchteil eines Augenblicks ehrlich und ganz und nur sie gespürt; doch er war viel zu zerspellt und in tausend Interessen zerteilt, war viel zu sehr Mann des Augenblicks, um solch Gefühl, selbst wenn er es gewollt hätte, halten zu können. Und die Grundmelodie seines Seins, seine Bindung mit dem Herzog, für eine Frau aufs Spiel zu setzen, auch nur der Gedanke daran wäre ihm absurd vorgekommen. Einmal sah sie ihn. Das Herz stieg ihr hoch: was wird er tun? Wenn er es wagen sollte, sie anzusprechen! Aber er sprach nicht. Sondern grüßte nur tief und mit stillem, ernstem, ehrerbietigem Blick. Und sie hasste ihn doppelt.

Die Herzogin hatte sich vom ersten Abend an für Magdalen Sibylle interessiert. Das große Mädchen mit dem männlich kühnen Gesicht gefiel ihr, sie suchte an sie heranzukommen. Sie merkte gut, daß jener der Herzog sehr gleichgültig war, daß er sie nicht verstand, sie ihn nur kalt und leidend gewähren ließ. Das begriff nun sie wieder nicht, so betastete sie doppelt neugierig das Mädchen mit dem sonderbaren Widerspiel der blauen Augen und des dunklen Haars. Magdalen Sibylle spürte das Wohlwollen, das von Marie Auguste zu ihr herüberströmte, und ließ es sich lässig gefallen. Die Herzogin, wie getrieben, schmiegte und schmeichelte sich immer enger an sie heran, sie gab sich wie eine jüngere Schwester, legte den Arm vertraulich um die Taille der andern, zeigte, sie, die sonst an allen Frauen gern ihre selbstsichere, spitze Zunge übte, allen offen ihre Freundschaft für die schöne Herzdame ihres Mannes. Sie machte sich klein, stellte hübsche Posen, machte Mündchen. Ach, sie war so kindisch und dumm! Magdalen Sibylle mußte ihr soviel erklären. Sie war ja so gescheit, sie hatte sich mit so abgründigen Dingen beschäftigt wie Gott und dem Tausendjährigen Reich und der philadelphischen Sozietät. Es wäre nett, eine so gescheite Freundin zu haben. Sie legte die kleine, fleischige Hand auf die große, warme Magdalen Sibyllens, lächelte ein spitzbübisches, amüsiertes Lächeln: „Haben Sie übrigens bemerkt, Liebe, gestern, als dem Lord Suffolk das Jabot verrutschte, daß er ganz verzottelt auf der Brust ist? Er hat soviel Haare wie der Herzog.“

Marie Auguste war um jene Zeit schöner als je. Wie schwarze Seide glänzte das Haar, matt leuchtete, ein kostbares Pastell, das Gesicht mit den länglichen Augen unter der sehr heiteren Stirn. Der Gang war harmonisches, zufriedenes Schweben. Ihr Tag war erfüllt und befriedet, ihr einziger Wunsch, immer so weiter zu leben. Es stand an ihrer Straße Remchingen, der so zornig und männlich war und den man so amüsant und mit leiser Furcht ärgern konnte; einmal hatte er ganz im Ernst nach ihr geschlagen. Und es stand an ihrer Straße der junge Lord Suffolk, der wortkarg war, und der, trotzdem seine Obliegenheiten in seiner Heimat nach ihm schrien, sein Leben damit vertat, sie ernsthaft und unentwegt anzustarren. Vielleicht wird sie ihn eines Tages erhören. Warum soll man einem jungen Menschen nicht gnädig sein, der so seriöse Beweise seiner Neigung gibt? Vielleicht auch wird sie ihn schlecht behandeln, daß er, und das ist doch vielleicht das Interessantere, sich erschießt. Und es stand an ihrer Straße der Herr von Riolles, der entzückend hässlich war und mit seiner leisen, hohen Stimme die boshaftesten Witze machte, vor allem über plumpe Frauen. Und es stand ganz in der Ferne ihr Jud, auf den sie sehr stolz war, und der ihr mit der größten Ehrerbietung die insolentesten Komplimente zu sagen wusste.

Und sie trieb die Männer an. Und sie fuhr zur Jagd und sie hielt Feste und sie sah Komödie und sie spielte selber Komödie und sie reiste ins Bad und nach Regensburg und Wien. Und sie war sehr glücklich. Magdalen Sibylle aber schaute ihr zu wie einer kleinen, spielenden Katze. Ach, wer so hinhüpfen könnte über die Dinge, und nichts rührt viel tiefer als an die Haut, und man ist leicht und schwerlos und lächelt.

24.

Als die Saat höher wuchs, als Felder, Wiesen, Blumenbeete Farbe und Gesicht bekamen, wuchsen Schriftzeichen aus dem Boden des Herzogtums. Es war wie eine geheime Verabredung. An den Rändern der Städte, überall im Land, hatten die Bauern in ihre Äcker, Wiesen, Gärten mit Kornblumensamen, mit Mohn- und Kleesamen, aber auch mit dem Samen edlerer Blumen Schriftzeichen gesät. Nun wuchs es hoch, nun wuchs es aus dem schwarzen Boden ans Licht, mit ungefügen Buchstaben und mit zierlich gedrechselten, nun schrie es rot mit Mohnblüten, blau mit Kornblumen, gelb mit Löwenzahn, aber auch mit Lilien weiß und sehr künstlich: „Süß Saujud." Oder auch: „Josef Süß Saujud und Verderber."

Da und dort griffen die Behörden ein, aber gegen die Gewohnheit lässlich und ohne Strenge. Man schmunzelte, der Herzog lachte, Marie Auguste fuhr eigens vor die Stadt, ein derartiges besonders kunstvolles Arrangement amüsiert zu besichtigen. Sie erzählte dann ausführlich Magdalen Sibyllen davon, die unter einem Vorwand nicht mitgekommen war. Auch in dem Forst von Hirsau, in der großen Wiese der Lichtung nahe bei dem Holzzaun des Hauses mit den Blumenterrassen, hatte ein Bauer die Inschrift gesät. Es war ein junger Mensch, und er saß in der Brüdergemeinde des Magisters Jaakob Polykarp Schober. Hier in dem Bibelkollegium war es seit dem Weggang Magdalen Sibyllens lahm und fahl geworden. Wohl waren es stille, demütige und bescheidene Menschen, die da zusammensaßen. Aber daß die Tochter des Prälaten unter ihnen war, hatte sie doch eigentlich sehr stolz gemacht, und nun sie fehlte, ging es in dem kleinen Kreise recht trist und geduckt zu. Auch kamen so merkwürdige Gerüchte über Magdalen Sibylle aus der Residenz, und wenngleich es den frommen Seelen fern lag, von ihrer weiland Schwester Böses zu glauben, so trugen diese Gerüchte jedenfalls dazu bei, den Hass und den Abscheu zu nähren gegen den Herodes, den Herzog, und seinen Trabanten, den Juden, als welcher offenbar

der leibhaftige Satanas war. Aus solchem christlichen Abscheu heraus hatte der junge Bauer säuberlich und gewissenhaft mit Blumen in die Waldlichtung geschrieben: „Josef Süß Saujud Und Satanas.“

Dem Magister Jaakob Polykarp Schober selbst war mit Magdalen Sibylle eine Tröstung und großes Licht erloschen. Er liebte die Einsamkeit mit Gott, aber Magdalen Sibylle ging ihm doch sehr ab, und jetzt erst war es ihm so recht leid, daß an der Geldforderung des Gratialamts seine Bewerbung um die herzogliche Bibliothekarstelle gescheitert war, und jetzt erst hob sich in ihm neben dem allgemeinen Abscheu gegen Süß ein höchst persönlicher, kräftiger Hass, dessen Unchristlichkeit er sich oft zerknirscht vorwarf. Er konnte ihn aber nicht loswerden, und wenn er im Wald seine sinnierenden Spaziergänge machte, so stand er oft in der Lichtung vor der Blumenschrift und verfolgte befriedigt die Linien:“Josef Süß Saujud Und Satanas.“ Einmal, wie es ihn wieder hingetrieben hatte, fand er, und das Herz stockte ihm, einen andern Gast vor der Blumenschrift, das Mädchen, das blauschwarze, mattweiße, die Prinzessin aus dem himmlischen Jerusalem. Sie lag hingeworfen auf der Erde, verströmend. Eine dickliche Person von gutmütigem Aussehen bemühte sich ratlos und verstört um die wie ohnmächtig Hingestreckte. Dem weichherzigen Magister schnürten sich die Eingeweide vor Mitleid. Er trat, über eine Wurzel stolpernd, näher, zog tief den Hut und äußerte unter mehrfachen Reverenzen: „Demoiselle! Demoiselle!“ Die Dickliche fuhr erschreckt herum, die Prinzessin wandte ihm langsam Augen zu, die woanders waren und ihn nicht sahen. Er war kein großer Kombinierer, aber er begriff, daß die Verstörung der Dame mit der Blumenschrift zusammenhing, und froh über diese Erkenntnis sagte er hurtig, höflich und mit dem zärtlichst ergebenen Tonfall der Welt: „Ist er Ihnen auch zu nahe getreten, Demoiselle, der arge Jud? Ja, dieser ist wohl ein Verderber und stinkender Satanas.“ Aber seine freundlich gemeinte Anrede hatte eine erschreckende Wirkung, indem nämlich die Zarte aufsprang, ihn anflammte und mit unerwarteter Gewalt rief: „Verleumder! Niedriger Verleumder!“ Den Magister Jaakob Polykarp Schober, wie er die Liebliche aus dem himmlischen Jerusalem so haltlos weinen sah, überkam eine große Unsicherheit und Bedrängnis. Er stammelte ungeschickt: „Aber es war keineswegs böslich vermeint, Demoiselle. Es erweisen ihn doch seine Taten, Demoiselle. Es ist doch bekannt in allem Land,

Demoiselle.“ Er machte erneut etliche Reverenzen, während die Süße, Blauschwarze still und strömend vor sich hin weinte und die dickliche Person auf sie einsprach und sie wegzuziehen versuchte. Sie stützend, tröstend, führte sie sie endlich von den unseligen Blumen fort. Aber der Magister konnte doch den Vorwurf, er sei ein giftiger Verleumder, nicht so auf sich sitzenlassen. Er zottelte nebenher, gekränkt, sich immer wieder verteidigend, es sei doch bekannt in allem Land, und es sei nicht böslich vermeint gewesen. Doch das Mädchen, und ihre Augen standen groß und wild in dem sehr weißen Gesicht, eiferte: „Satanas! Er! Er Satanas! Weiß und rot ist er, hervorragend aus Myriaden. Seine Wangen ein würziges Beet, getürmte Wohlgerüche, seine Lippen fließende Myrrhe. Goldene Ringe seine Hände, besetzt mit Chrysolith, sein Leib von Elfenbein ein Schaft, eingehüllt von Saphiren.“ Und heiligste Hingerissenheit und Überzeugtheit strahlte von der klaren Stirn, während sie so sprach. Jaakob Polykarp Schober, wie er die Bibelverse hörte, fühlte sich sogleich wohler und gefasster. Jetzt konnte er sich auch ihre Verstörtheit zusammenreimen. Aha! Dies war eine von denen, die der Jude mit seiner Zauberei und Hexenkunst verführt hatte. Gegen die Mandragorawurzel hatte kein noch so weißes Herz eine Wehr, da hätte er für sich selber nicht einstehen können. Der Jude war arg aus auf Weiber. Und diese, die Prinzessin aus dem himmlischen Jerusalem, war sicherlich ein Opfer von ihm. Wie rein und lauter sie war, erhellte daraus, daß sie jetzt noch, in ihrer Verstrickung und tief ein Fall, die Bibel zitierte. Bestimmt war Beelzebub ihr in heiliger, englischer Vermummung genaht, als er sie verlockte. Den pausbäckigen Magister hob es wie mit Himmelsflügeln, während er diese Erwägungen anstellte. Sein Leben war mit dem Weggang Magdalen Sibyllens doch eigentlich recht kahl und dürftig geworden. Jetzt schickte ihm die Gnade des Herrn die beglückende Aufgabe, diese zarte und feine Prinzessin aus den Zähnen des leckerischen und gefräßigen Satanas zu retten. Er begann weitschweifig und behutsam von der Freude, die im Himmel über reuige Sünder sei, kam dann auf die büßende Magdalena und endete schließlich bei den feinen und schlauen Schlingen, vor denen auch der Reinste und Zarteste nicht sicher sei. Denn der Feind, der Satanas und Buhler – Aber da warf ihn die Entrüstung des Mädchens ein zweites Mal und noch viel schlimmer zurück. „Mein Vater ist kein Satan und Buhler“, glühte sie, während die Dickliche sie verzweifelt und dringlich zurückzuhalten suchte. Das freundliche, pausbäckige Gesicht des

Magisters wurde ganz gelb und fahl. Der Jude ihr Vater! Der moosichte Boden unter ihm hob und senkte sich, die Bäume fielen um, über ihn, stachen ihn, deckten ihn zu. Der Jude ihr Vater! Seine ganze Welt, Gott, Teufel, Offenbarung stand Kopf. Das Kind hatte die Verwirrung des Magisters sehr wohl bemerkt. „Ah“, rief sie, „jetzt erschreckt Ihr, weil Ihr hört, daß er mein Vater ist. Fürchtet Euch nicht! Er ist zu hoch, als daß er auch nur die Ferse rührt gegen seine armseligen Schwärzer und Verleumder.“ Aber das ließ sich nun wieder Jaakob Polykarp Schober nicht gefallen. Er sei demütig und sehr gering, sagte er. Aber Furcht vor Menschen kenne er nicht. Und wenn der Herr Jud und Vater der Demoiselle auch ein wütiger Nebukadnezar sei und ihn könne in einen feurigen Ofen werfen lassen, Gott werde er doch immer die Ehre geben. Unter solchen Gesprächen waren sie an den Holzzaun gekommen, und die Dickliche sagte, er müsse jetzt gehen. Dem Magister, der sonst sehr langsam von Begriffen war und dem von der Begegnung und dem ganzen Auf und Ab wirbelte, sah, daß die ganze Seligkeit in wenigen Sekunden für immer vergehen werde, und da fasste er unerwartet einen gar nicht demütigen Entschluss. Er sagte, er sei es seiner christlichen Ehre schuldig, die Demoiselle ganz darüber aufzuklären, daß er kein schurkischer Verleumder sei, und er müsse sie zu solchem Behuf unbedingt noch einmal und ausführlich sprechen. Die Dickliche sagte zaudernd für einen späteren Tag zu und verschwand mit der Prinzessin, die klagte: „Und Blumen so zu vergiften, arme, unschuldige Blumen!“ Um Jaakob Polykarb Schober aber war von jenem Tag an viel Wichtigkeit und Gehobenheit. Gott hatte ihn an den Hebel großer und schwerer Ereignisse gestellt. An ihm lag es jetzt, die Seele der Jungfrau zu retten, ja, vielleicht wird er auf diesem Weg an den Juden selber gelangen und ihm ins Gewissen reden; denn es ist doch keineswegs ausgemacht, daß ein Jud von vornherein kein Gewissen hat. Und wenn der Herr Zebaoth seiner Rede Kraft verleiht, dann wird vielleicht durch ihn das ganze Herzogtum von seinem heillosen Druck Erlösung finden. In solcher Erwartung ging der pausbäckige Magister herum, und er war voll Gehobenheit. Er ließ sich auch in seiner Zuversicht nicht stören, als er hörte, daß die Bibliothekarstelle mit einem ganz Unwürdigen besetzt wurde, der außer seinen Talern keinerlei Eignung mitbrachte. Die Gnade war jetzt sichtbar über ihm, seine Rede floss ihm lieblich vom Mund, ja, es traf sich, daß sich ihm die Worte zu Reimen fügten. So dichtete er gerade nach der Botschaft von der

Besetzung der Bibliothekarstelle ein Lied, das er „Nahrungssorgen und Gottvertrauen“ betitelte, und das mit den Versen anhub:

Solang es anoch eine Krähe, /
Solang es einen Sperling gibt, /
Solang ich andere Tiere sehe, /
Solange bin ich unbetrübt. /
Wenn die nicht ohne Nahrung sind, /
Warum denn ich als Gotteskind?

Und ein anderes hieß „Jesus, der beste Rechenmeister“ und bekannte:

Mein Jesus kann addieren /
Und kann multiplizieren /
Auch da, wo lauter Nullen sind.

Beide Lieder wurden im Bibelkollegium demütig bestaunt. Die Brüder und Schwestern lernten sie auswendig, sie sangen sie in allen Lebenslagen, wenn sie in großer Not waren und wenn sie günstig verkauften und wenn sie starben und wenn sie Kinder kriegten. Den Jaakob Polykarp Schober befriedigte das bei aller Demut sehr, und es tröstete ihn über den Weggang Magdalen Sibyllens. Jantje, die fette Zofe, erzählte schuldbewusst Rabbi Gabriel von dem unglücklichen Zusammentreffen. Der Rabbi winkte ihr zu gehen, schwieg.

Die Zofe gegangen, verdüsterte sich noch schwerer das steinern mürrische Gesicht, zackten sich noch schärfer die drei senkrechten Falten über der Nase. Schütz ihn, Himmel und alle wohlwollenden Engel, daß das Kind nicht frage. Ihr lügen wollte er nicht. Ihr das Bild des Vaters zerhauen, das leuchtende, er hätte es auf sich genormnen, aber damit wäre ihm ein Letztes entglitten. Lieber hätte er seine Blumenterrassen in Jauchgruben verwandelt als das. Und die Seraphim und Ophanim schützten den traurigen, mürrischen Mann. Naemi fragte nicht. Wäre Frage nicht Zweifel gewesen? Nein, ihr Vater war herrlich und in großem Glanz, und die Verleumdung der Heiden und Philister schmutzte ihm nicht die Sohle. Die blockigen Buchstaben der hebräischen Schriften schichteten sich zu Quadern seines Ruhmes. Er war Simson, der die Philister schlug, er

war Salomo, der weise war über alle Menschen, er war, und dies glitt immer öfter in ihre Träume, er war Josef, der milde, kluge, den Pharao setzte über alles Volk und der das Volk zinste für die künftige Hungersnot. Aber sie waren töricht und sahen seine Weisheit nicht ein. Oh, wenn er käme, endlich! Vor seinen feuervollen Augen verbrennt in Asche das Geschwätz des dicken jungen Menschen.

Rabbi Gabriel aber las in der Schrift des Meisters Isaak Luria Aschkinasi, des Kabbalisten: „Es kann geschehen, dasß in einem Menschenleib nicht nur eine Seele das Erdendasein von neuem durchmacht, sondern daß zu gleicher Zeit zwei, ja mehrere Seelen sich mit diesem Körper zu neuer Wanderung verbinden. Der Zweck solcher Vereinigung ist ihre gegenseitige Unterstützung in der Sühnung der Schuld, derentwegen sie die neue Wanderung erleiden.“ Die Wange in die Hand gestützt, saß er, sann er. Das Zimmer um ihn vernebelte, die Bücher vor ihm, so senkte er sich in jenes Gesicht, prüfte Zug um Zug. Er sah die wölbigen Augen, die kleinen, üppigen Lippen, das reiche, kastanienfarbene Haar. Er fand Haut und Fleisch und Haar, nichts sonst. Da schüttelte er die Schultern, saß schlaff, müd, dicklich, atmete schwer, knurrend wie ein Tier, das zu hoch beladen den Hang nicht weiter hinauf kann.

25.

Bei Heilbronn, lieblich zwischen Weinbergen, lag das Schoß Stettenfels. Der Graf Johann Albrecht Fugger saß darauf, Jesuitenzögling, eifervoller Katholik, befreundet mit dem Würzburger Fürstbischof. Schon unter Eberhard Ludwig hatte der regsame Herr mehrmals um Gestattung katholischen Privatgottesdienstes nachgesucht, immer vergebens. Jetzt unter dem katholischen Herzog nahm er ohne Federlesen Kapuziner ins Schloss, begann auf seinem Berg weitläufig Kloster und Kirche zu bauen.

Offener Bruch der Gesetze, Sturm im Parlament, drohende Aufforderung an das Kabinett, dem frechen Unwesen zu steuern. Verärgert, mit gebundenen Händen der Herzog. Nirgends konnten nach der Verfassung katholische Kirchen errichtet werden, der katholische Gottesdienst musste einzig beschränkt sein auf seine Privatandacht.

Der Fall lag klar. Harpprecht, der Jurist, hatte das Referat in der Kabinettssitzung, das Korrektat Bilfinger. Die beiden ehrlichen, geraden Männer waren im Innersten froh, daß diese Affäre der Kompetenz des Herzogs entzogen war. Mit tiefem Missbehagen sahen sie das Land mehr und mehr verkommen, alle Ämter verlottert und korrupt. Wenn sie im Amt blieben, war es, weil sie nicht auch in ihren Stellen Kreaturen des Süß einrücken sehen wollten. Hier endlich war ein Fall, wo kein Herzog und kein Jud einreden durfte; hier konnte man den evangelischen Brüdern erweisen, daß das Land, so verkommen es von außen sah, sich in Gewissensdingen, in Religionssachen fest und bieder und ohne leisesten Flecken hielt. Gegen die zögernden und bedenklichen Schütz und Scheffer setzten Harpprecht und Bilfinger einen Beschluss durch, daß eine Untersuchungskommission, eine Lehensvisitation nach Gruppenbach zu dem Grafen entsandt wurde, an ihrer Spitze der Regierungsrat Johann Jaakob Moser, der Publizist, erst neuerdings wieder durch Wort und Tat und Schrift als unbeugsamer Protestant erwiesen. Er

bekam weite Vollmacht. Er fand den Grafen höhnisch, trotzig, durchaus nicht zur leisesten Unterordnung geneigt. Er ließ die Regierungskommission vor dem Schlosse stehen, in Wind und Wetter, schlecht und hochmütig grüßend. Als die Herren auf den Neubau von Kloster und Kirche wiesen, wo schon hoch am Turm gearbeitet wurde, fragten, wie er gegen das ausdrückliche gesetzliche Verbot und gegen ministerielle Verwarnung auf herzoglichem Boden katholische Baulichkeiten errichten könne, musterte der kleine, bewegliche, hagere Herr grimmig, stramm, hochmütig die Kommission, warf dann nachlässig, provokatorisch hin, das seien seine neuen Wirtschaftsgebäude. Näheren Zutritt verwehrte er. Kapuziner, paarweise, erschienen. Der kleine Graf, immer mit dem gleichen Hohn, erklärte, das sei seine neue Livree, er wünsche, die Mode möge recht bald überall im Land im Schwang sein. Unverrichteter Dinge zog die Kommission nach Heilbronn ab. Erzwang schließlich die Besichtigung der Baulichkeiten. Schickte dem Grafen durch Gerichtsdiener ein grobes Schreiben mit gemessenem Befehl, Kloster und Kirche niederzureißen, binnen drei Tagen damit zu beginnen. Der Graf schmiss den Mann eigenhändig die Rampe hinab, hetzte ihn mit Hunden den Berg hinunter. Da erschien Moser, der stattliche, wichtige, komödiantische Mann, mit einem Detachement Soldaten, ließ Kirche und Kloster schleifen, zog erst ab, als der Graf, heiser vom Schimpfen, diese Arbeit, sowie die militärische Exekution auf Heller und Groschen bezahlt hatte. Im Grundstein des Klosters fand man eine Schrift, nach der dieses Kloster Stettenfels der Verbreitung des alleinseligmachenden katholischen Glaubens und der Bekehrung des ketzerischen württembergischen Landes geweiht sein sollte.

Jubel im Land, im Parlament. Es polterte im engeren Ausschuss der massige, grobe Bürgermeister Johann Friedrich von Brackenheim: „Man ist noch wer. Wenn man recht will, zwingt man die ketzerischen Hunde noch immer, ihren eigenen Kot zu fressen.“ Unterm Volk lautes Frohlocken. Im Blauen Bock ließ sich der Konditor Benz noch einen Schoppen Wein geben, feixte: „Es gibt noch Dinge, wo weder keine Hur noch kein Jud einreden darf.“ Herzinnige Freude der Harpprecht und Bilfinger. Stiller, demütiger Dank an den Herrn in den Bibelkollegien der Pietisten. Im Bibelkollegium von Hirsau sang der fromme Chor gleich dreimal hintereinander das Lied des Magisters Jaakob Polykarp Schober: Jesus, der beste Rechenmeister. Aber auch weit hinaus über die

schwäbischen Grenzen, im ganzen deutschen Reich erregte dieser Stettenfelsische Handel das größte Aufsehen. Der Würzburger Fürstbischof beschwerte sich offiziell beim Herzog durch seine Räte Fichtel und Raab. Der Herzog, im Glauben, man habe ihn bei seinen eigenen Religionsverwandten mit Absicht verdächtigt und verächtlich machen wollen, war schwer erzürnt. Dennoch stieß ihn der sehr kluge Würzburger Bischof nicht weiter. Er wusste, Karl Alexander war durch anderes sehr beansprucht, er sparte sich eine energische Aktion für später.

Karl Alexander hatte wirklich alle Hände voll mit lauter kleinen, misslichen Angelegenheiten. Süß dachte nun ernstlich daran, sich nobilitieren zu lassen. Seine Stellung war gefestigt genug, er begehrte zum Besitz der Macht jetzt auch ihre Titel und Würden, er trug sich mit dem Plan, das Amt des Landhofmeisters in aller Form zu übernehmen. Hätte er sich taufen lassen, so wäre das von heute auf morgen möglich gewesen. Aber es war sein Ehrgeiz, diese höchste Stelle im Herzogtum trotz seines Judentums vor Kaiser und Reich innezuhaben. Der Herzog hatte auch, nachdem Süß bei seiner Redoute ihm Magdalen Sibylle zugeführt hatte, durch seinen Wiener Gesandten, den Geheimrat Keller, das Gesuch seines Hoffaktors unterstützt, ein Adelsdiplom für ihn verlangt und tausend Dukaten dafür geboten. Aber nicht nur das württembergische Parlament, auch die Ministerkollegen des Süß intrigierten am Wiener Hof, so geriet die Angelegenheit ins Stocken. Süß, um den Herzog zu spornen und sich unentbehrlich zu zeigen, stoppte seinen Eifer für Karl Alexander, erbat unter dem Vorwand dringlicher persönlicher Geschäfte einen Urlaub ins Ausland. Sofort klappte die Rekrutierung nicht mehr, die Geldmittel fürs Heer kamen nicht mehr herein, die Weiber wurden schwieriger, tausend kleine Mißhelligkeiten, die die Gewandtheit seines Finanzdirektors bisher ihm ferngehalten, zeigten dem Herzog jetzt ihr widerwärtiges Gesicht. Unzuträglichkeiten bei der Deckung seines ungeheuren persönlichen Geldbedarfs, von Süß künstlich gesteigert, bei den Militärlieferungen. Dazu reizte Karl Alexander die immer gleiche Festigkeit Magdalen Sibyllens, auch die beiden Damen Götz, Mutter wie Tochter, von Süß aus der Ferne klug und unmerklich so geleitet, leisteten unerwarteten Widerstand. Remchingen war langweilig, mit Bilfinger wollte er nicht zusammen sein, weil er sich über seine Haltung in dem Stettenfelser Handel ärgerte, der Franzose Riollee war ihm zu affig, zu gescheit und zu spitz. Er seufzte nach seinem Juden. Wäre der dagewesen, wäre

bestimmt auch der Stettenfelser Handel anders gegangen; es war eine Schande, daß seine Minister die christlichsten Affären nicht ohne den Juden glatt erledigen konnten. Mit offenen Armen wurde der Rückkehrende empfangen. Er war in Holland gewesen, in England. Hatte sich in Frankfurt feiern lassen, hatte in Darmstadt den Bruder, den Baron, den Getauften, verhöhnt; er wird ohne so verächtliche Mittel das gleiche erreichen. Zudem hatte er in den Niederlanden eine portugiesische Dame kennengelernt, eine Madame de Castro, rotblond, stattlich, noch jung, fein, adlig, hochmütig von Ansehen und Haltung, Witwe des portugiesischen Residenten in den Generalstaaten, sehr vermöglich. Er wollte sie heiraten. Sie schlug es nicht ab; Voraussetzung blieb nur seine Nobilitierung. Auf alle Fälle wird sie ihn, und das schon in nächster Zeit, in Stuttgart besuchen. Marie Auguste lachte stürmisch, wie sie von dem Projekt hörte. Dem Herzog war die geplante Manage seines Hofjuden nicht angenehm, er polterte, er erlaube ihm ja, sich Mätressen zu halten. „Du Jud schleckst mir sowieso in alle Teller“, brummte er. Aber Süß ließ bei aller lächelnden Ehrerbietung nicht von seinem Plan und erwirkte von dem widerstrebenden Herzog ein neues Schreiben nach Wien wegen der Nobilitierung. Karl Alexander schrieb eigenhändig und dringlich. Er betonte, wie er mit seinem Hofjuden allein weit mehreres als mit all seinen anderen Räten und Bediensteten ausrichten könne, wie er seines Genies und seiner vorzüglichen Geschicklichkeit halber zu allen nützlichen Vorkommenheiten zu brauchen sei; und wie er, der Herzog, ihm als einzige seiner fürstlichen Dignität angemessene Reconnaissance das Adelsdiplom geradezu schuldig sei. Nach solchem Schreiben glaubte Süß alles auf bestem Wege. Er ritt durch die Straßen auf seiner Schimmelstute Assjadah. Er sah zehn Jahre jünger aus als er war, er war weitum in Schwaben der erste Kavalier. Schmeidig und rank, nicht groß saß er zu Pferde, die sehr roten Lippen leicht offen in dem weißen Gesicht, die kastanienfarbenen Haare drängten gefallsam unter dem breiten Hut vor, mit edlen Steinen besetzt blitzte die Peitsche, unter der heiteren Stirn wölbten sich die fliegenden Augen. Die Köpfe der Frauen wurden herumgerissen: Er ist wieder da! Die Damen Götz lagen im Fenster, himmelten, während er voll Ehrfurcht hinaufgrüßte: Er ist wieder da! Er ist wieder da! knurrte das Volk, aber er gefiel ihm. Und Dom Bartelemi Pancorbo sah an der Hand, die seinen Gruß erwiderte, den riesigen, strahlenden Solitär- Er ist wieder da! lächelte er mit den entfleischten Lippen, und über der

zeremoniösen Halskrause der altertümlichen portugiesischen Hoftracht schickte er begehrlich und lauersam die starren, schmalen, wandernden Augen dem entschwindenden Reiter nach. Die Stute Assjadah aber reckte den Kopf hoch auf, und sie wieherte hell und triumphierend den aufhorchenden Bürgern, den höhnisch neidvollen Kavalieren, den gekitzelten Weibern zu: Er ist wieder da!

26.

In der Schertlinschen Manufaktur in Urach war ein gewisser Kaspar Dieterle beschäftigt gewesen, ein vierzigjähriger Mensch, gedunsenes Gesicht, wasserblaue Augen, rötlicher Seehundsbart, kein Hinterkopf. Als die Manufaktur an die Sozietät Foa-Oppenheimer überging, wurde der Mann als Webmeister beibehalten. Er führte sich unterwürfig und geduckt, schimpfte aber im geheimen um so unflätiger gegen die jüdische Sauwirtschaft. Zettelte gelegentlich kleine Meutereien, machte, selber höchst servil, die anderen aufsässig. War dabei roh und gemein gegen die ihm Unterstellten. Wurde schließlich, als seine zweideutige Haltung aufkam, entlassen. Er konnte sich nicht entschließen, außer Landes Arbeit zu suchen. Verkam mehr und mehr. Brachte sich sehr elend durch einen erbärmlichen Hausierhandel fort und durch gelegentlichen Schmuggel verbotener, nicht gestempelter Waren. Wurde mehrmals ins Gefängnis gesperrt, einmal auch gestäupt. Er hatte eine kleine, verwaiste Base zu sich genommen, die ihm zusammen mit dem alten Hund den Hausierkarren schob und sonst behilflich war; fünfzehnjährig, ein verschmutztes Kind, klein, breit, scheu frech, lauersam, verbockt, diebisch, dabei auf eine primitive Art kokett. Er hielt die Kleine schlecht, prügelte sie grausam, daß sie zuweilen lahm und blutig liegenblieb. Aber als die Behörde einschreiten, ihm das Kind wegnehmen wollte, hielt sie zu ihm, leugnete alle Misshandlungen, ließ sich nicht von ihm trennen. Es war so, daß der Mann das verwahrloste, struppige, kleine Geschöpf durchaus als sein Weib hielt. Sie war ihm verbunden, sie liebte ihn auf eine gewisse Art, seine Roheit und sein verfranster Seehundsbart waren ihr Zeichen hoher Männlichkeit, sie liebte ihn, wenn er zärtlich zu ihr war und wenn er sie schlug. Sie wurde ihm allmählich immer unentbehrlicher, er begnügte sich, auf Messen und Märkten zu grölen, mit knauserigen Kunden und solchen, die nichts kauften, Händel anzufangen, zu saufen, ihrer beider Unterhalt lag schließlich allein auf ihren Schultern. Als sie sah, wie sie ihm nötig war, und

ihre Macht über ihn spürte, begann sie widerborstig zu werden, ihn zu verhöhnen, vor allem reizte sie es, wenn er betrunken war, ein gefährliches Spiel mit ihm zu treiben. Immer öfter kam es, daß er sie prügelte, bis sie besinnungslos liegenblieb. Ein paar Mal lief sie fort; aber sie kehrte doch immer zu ihm zurück, schließlich war er der einzige Mensch, über den sie eine gewisse Macht hatte und der an ihr hing. Auf solche Manier strolchte das seltsame Paar auf den Landstraßen herum, stahl, hausierte, lumpte sich mehr als kläglich durch. Der Kaspar Dieterle konnte grässlich fluchen, unflätiger als sonst jemand im Land. Dies imponierte dem Mädchen ungeheuer und schien ihr besonders kraftvoll und männlich. Am schönsten war es, wenn er auf die Juden fluchte. Kaskaden von Gift und Dreck wälzten sich dann unter dem rötlichen Schnurrbart vor, das fahle Gesicht wulstete sich um die wasserblauen Augen, und das Mädchen hörte begeistert zu. Manchmal auch, in guter Laune, um die Kleine zu belohnen, mimte er einen Juden, ging krumm, mauschelte, versuchte sich, unter dem kreischenden Jubel des Kindes, den Schnurrbart als Schläfenlöckchen um die Ohren zu hängen. Ein Festtag aber war es, wenn er auf Märkten und Messen mit Juden zusammenstieß. Auf herzoglichem Gebiet zwar nahmen gewöhnlich, wenn auch wiederstrebend, unter dem Einfluss des Süß, die Polizeidiener die Juden in Schutz. Aber in den freien Städten konnte er die Hilflosen fest zwacken und ihnen alle sauren Possen spielen, die sein armes Hirn auszukochen imstande war. Nun hatten sie auf die Ostermesse in Eßlingen große Hoffnungen gesetzt. Dort aber war ein Jud Jecheskel erschienen, früher Schutzjude der Gräveniz, jetzt mit Stillschweigen in Freudenthal, einem ehemaligen Grävenizschen Besitz, geduldet. Der handelte mit Zeugnissen der Manufakturen Süß-Foa und machte, da er eine viel größere Auswahl hatte als der andere, dem primitiven Kram des Kaspar Dieterle unbesieglichte Konkurrenz. Jecheskel Seligmann Freudenthal war ein älterer, dürrer, krummer, hässlicher Mensch. Kaspar Dieterle fand tausend Gründe, ihn zu verspotten, er beschmierte ihm die Bank seiner Messbude mit Schweinefett, das dann an seinem Kaftan hängenblieb, er hetzte die Kinder auf ihn, er ließ ihn springen und Hepp-Hepp machen, und er hatte die Lacher auf seiner Seite. Der Jude ließ sich alles gefallen, er sah hässlich, dürr und erschöpft aus und hatte, kam er dann endlich unter seinen Waren zu Atem, ein japsendes, verzerrtes Lächeln. Die Leute hatten zwar an den Späßen des Kaspar Dieterle ihre Freude und verlachten den Juden weidlich mit, aber sie

kauften doch bei ihm, da trotz der Sonderabgaben seine Waren billiger und mannigfaltiger waren als der arme Plunder des anderen. Kaspar Dieterle hatte eine dumpfe, unsinnige Wut auf den Jecheskel Seligmann, er beschloss, ihn des Nachts halbtot zu schinden und zu treten, aber er hatte nicht genug Geld, um noch das Nachtquartier bei dem Meß- und Judenwirt zu bezahlen, wo der andere wohnte, und er musste vor Torschluss die Stadt verlassen. Das Paar übernachtete in einem dünnen Wald. Sie waren, der Mann wie das Mädchen, erbittert und grimmigster Laune. Dazu setzte Regen ein, sie froren und waren hungrig. Er hatte ihr versprochen, auf der Eßlinger Messe eine Korallenkette für sie zu kaufen, sie hatte die kleine Einnahme, die sie gehabt, auch zu solchem Zweck zurückgelegt, aber er hatte ihr das Geld entrissen und Schnaps dafür gekauft. Jetzt verlangte sie, er solle sie wenigstens davon trinken lassen. Er höhnte sie, schimpfte sie, sie lausiges Hurenbalg sei schuld, daß man nicht mehr verdient habe. Sie schimpfte zurück, sie werde ihn anzeigen, er habe sie genotzüchtigt, auch sonst geraubt und gestohlen, der Galgen sei ihm sicher. Er schlug zu, sie schrie und schimpfte weiter, der Hund kläffte er schlug heftiger, sie biß ihn. Er, da sie nicht abließ und sich trotz aller Schläge nur wilder in ihn verbiss, haute sie schließlich wuchtig mit der Schnapsflasche vor die Stirn. Sie fiel um, streckte sich, blieb liegen. Öfters schon war das geschehen, so ließ er sie liegen, schnaubte befriedigt. Leckte aus der zersplitterten Schnapsflasche. Hüllte sich in etliches Tuch, schlief wie ein Klotz, wüst schnarchend. Aber der Regen drang durch und weckte ihn bald wieder. Er rülpste, sie solle zu ihm rücken, ihm eine andere Decke geben, ihn wärmen. Da sie nicht antwortete, stieß er nach ihr, fluchte. Wie sie sich noch immer nicht rührte, stand er froststarrend auf, trat sie. Entzündete endlich, seufzend, rülpsend, umständlich, nach vielen vergeblichen Versuchen die blinde, zerschlagene Laterne. Leuchtete die Reglose auf und ab. Sah sie, Kiefer herunter, Augen groß auf, nass, starr. Er stand lange im Regen, in dem dünnen Wald, frierend, blöde, ohne Sinn, allein mit der Toten und dem leise winselnden Hund. Die Laterne hatte sogleich der Wind gelöscht, es war dunkel und frostig. Aus dem Baum, an dem er lehnte, tropfte es auf ihn herab, es rann ihm den armen, platten Hinterkopf herunter in den Nacken, sein rötlichblonder Seehundsbart tropfte gleichmäßig. So stand er lange und begriff durchaus nicht, wie und warum die Babett, das einzige Wesen, an dem ihm lag, jetzt tot war. Schließlich begann er ein widriges und furchtsames Heulen, der Hund fiel ein, er

hob den Fuß, nach ihm zu treten, unterließ es. Nach einer Weile kniete er neben die Leiche; entkleidete, nicht ohne Mühe, den starren, hässlichen, schmutzigen Körper, machte überall Schnitte in die Haut, mit stumpfer, nicht zu rascher Geschäftsmäßigkeit. Er verwandte hierzu den Scherben der Schnapsflasche, trotzdem er es mit einem Messer leichter hätte tun können. Er lud dann, es regnete noch immer, die Nackte, Verstümmelte auf den Karren, umstapelte sie hoch mit Decken und Kram, zog mit dem Hund den Karren wieder in die Stadt. Kam dort mit dem frühesten Morgen an, als das Tor geöffnet wurde. Der Torwache sagte er, er habe noch einen Handel mit dem Juden Seligmann. Man ließ ihn passieren. Er zog seinen Karren in die Herberge, wo der Jude Jecheskel Seligmann Freudenthal wohnte. Alles wie getrieben, mit einer seltsamen gleichmütigen Zielbewusstheit. Im Hof der Herberge stellte er seinen Karren ein. Veräußerte um ein Spottgeld auch sein Notwendigstes. Soff. Lief dazwischen immer wieder nach seinem Karren. Bis er endlich, während nur die jungen Schweine zuschauten, die Leiche in dem Unrathaufen notdürftig begraben konnte. Es regnete noch immer. Darm ging er wieder in das Schankzimmer. Soff. Zog die Kleider seiner kleinen Base heraus. Erzählte eine Geschichte. Langsam, verworren, in Stücken. Ja, man habe doch gehört, wie gestern er und die Babett mit dem Juden Jecheskel Seligmann Freudenthal ihre Händel gehabt hätten. Aber der Jud habe dem Kind doch eine Korallenkette versprochen. Sie hätte zu ihm zurückgewollt. Er, der Kaspar, habe sie gehalten. Geprügelt. Nachts, vielleicht hatte der Jude ihr was eingegeben, sei sie dann auf einmal doch weggewesen. Manchmal müsse der Mensch auch schlafen; da könne er dann den andern nicht halten, ja. Und jetzt habe er unter den Waren des Juden draußen ein Bündel Kleider gefunden, seien die Kleider der Babett. Müsst das Kind wohl jetzt nackend herumlaufen, nur mit dem Korallenkettlein. Ja, und jetzt sei den Juden ihr Osterfest. Dies erzählte der Kaspar Dieterle, während er seine letzte notwendige Habe versoff. Er erzählte es mehrmals, und immer mehr Leute hörten zu. Und immer gekitzelter hörten sie zu, und immer gebannter und entsetzter starrten sie auf den Mund des Menschen, wo unter dem ausgefransten rötlichen Schnurrbart schnapsstinkend, aus den fauligen, schwärzlichen Zähnen weinerlich und tückisch die grausige Geschichte hervorkroch. Und dann fand man auf dem Unrathaufen die zerschnittene Leiche, die Schweine fraßen schon daran.

Fledermausflügelig, mit phantastischen Greueln ausgeschmückt, flog der Bericht von der Untat durch die Stadt. Zusammen liefen die Leute, alles Tagewerk in Haus und auf der Straße hörte auf, die Tore wurden geschlossen, der Rat zusammenberufen. Greuel über Greuel! Ein unschuldiges Christenkind scheußlich gemartert von den Juden, ihm das Blut abgezapft für die Osterkuchen, die verstümmelte Leiche den Schweinen vorgeworfen. Soweit war es gekommen durch die Judenwirtschaft des württembergischen Herzogs, daß so schwarze Mordtat arrivieren konnte in der freien Reichsstadt Eßlingen zur Schmach und Schande des ganzen schwäbischen Kreises.

Tosende Erregung in der ganzen Stadt. Seit vierzig, nein, seit genau dreiundvierzig Jahren hat man keinen so grauenvollen Kriminalfall mehr erlebt im Römischen Reich. Fast schon wusste man nur mehr aus Büchern davon. In dieser Gegend war seit dem Ravensburger Kindermord nichts mehr dergleichen arriviert. Oh, wie klug waren die Väter gewesen, daß sie die Juden ausgeschafft aus dem Eßlinger Bannkreis! Seit dem Salomo von Hechingen, dem Arzt, hatte man nicht mehr zugelassen, dß einer von ihnen mit seinem Schelmenatem die ehrsame Luft der guten Stadt verstinke. Stolz und stark konnte man, als der Kaiser die Judensteuer einverlangte, erwidern, seit zwei Jahrhunderten sei keiner mehr in diesen Mauern gesessen. Jetzt hat der Herzog, der Ketzer, der Herodes, die Schelme und schwarzen Mordbuben ins Land gezogen, die den unschuldigen Christenkindern auflauern und ihnen das Blut abzapfen. Ängstlich verwarnen die Mütter ihre Kinder. Immer schrecklichere Einzelheiten gehen um. Was heut dem fremden Kind geschehen ist, kann morgen dem eigenen geschehen. Auf lange hinaus werden die verschreckten vor jedem Fremden davonlaufen und grässlich Blut und Messern und wilden Bärten träumen. Der Jude Jecheskel Seligmann Freudenthal ging indes in der Vorstadt herum, seine Geschäfte besorgen. Er wurde verhaftet, wie er gerade demütig und beharrlich von einem säumigen Schuldner Geld eintreiben wollte. Er hatte durchaus keine Ahnung, worum es und beteuerte immerzu, er habe gestern weder Kaspar Dieterle noch sonstwem zurückgeschimpft, er habe überhaupt nicht den Mund aufgetan. Denn dies war ein beliebtes Mittel dem jüdischen Konkurrenten gegenüber, daß man ihn durch Wort und Tat zu einer Erwiderung reizte und ihn dann einsperren ließ unter der Anklage, er habe durch freche Beschimpfung Christen um ihres Glaubens willen

verunglimpft. Aber die Büttel schlugen ihn übers Maul, fassten ihn hart an, fesselten ihn. Draußen wurde der dürre, zitternde, entsetzte Mann von einer Menge Volkes empfangen, er sah hundert erhobene Arme, tobende Mäuler, Kot und Steine flogen gegen ihn, er wurde zu Boden gerissen, getreten, bespien, Haar und Bart wurden ihm gerauft. Er suchte immerzu auf seine Bedränger einzureden; japsend noch unter den Misshandlungen, während ihm Speichel und Blut aus den Mundwinkeln rann, beteuerte er, er habe kein Schimpfwort, überhaupt kein Wort geredet. Erst aus dem Gezeter einer Frau, die ihn immerzu mit einer Spindel in die Weichen stach, erkannte er jäh die Beschuldigung, verlor die Sinne. Ohnmächtig wurde er in den Turm gebracht. Aber unter den Ratsherren war eine große, grimmige, höhnische Freude. Die Herzoglichen, die Judenzer, sind schuld an der scheußlichen Moritat. Wie wird man es ihnen vorreiben, wie wird man es ihnen zu schlucken geben! Endlich jetzt kann man dem Herzog und seinem Juden eins versetzen. Hat man nicht ständig Händel mit ihnen und Schikanen? Während einem die herzoglichen Wildsäue und Hirsche und all das Viehzeug die Felder verderben, klagt der freche Ketzer, die Eßlinger Bürger wilderten – ja, wie sonst sollen sie sich helfen? – und nimmt sie hoch. Und queruliert er nicht ständig, die Eßlinger Straßen seien schlecht wider den Vertrag? Ho, ihr hochmögenden Herren! was ist ein Loch in der Straße gegen einen so grausligen Mord? Auch über die Neckarregulierung ist nicht mit ihm eins zu werden. Hat er nicht sogar die Einkünfte des Eßlinger Spitals aus dem Württembergischen gepfändet? Und sein Jud erst, der freche Malefizer und Schelm! Da hat etwa die Stadt, pro forma natürlich nur und um gewisse Erleichterungen zu erzwingen, den Schirmvertrag mit dem Herzog aufgehoben. Tut da dieser lausige Saujud nicht gleich, als nähme er die Geschichte ernst? Lässt einfach, als gäbe es wirklich keinen Schirmvertrag, die Eßlinger ganz wie andere Fremde behandeln! Schikaniert auf Schritt und Tritt ihren Handel und Wandel. Jedem einzelnen der Ratsherren hat er mehrere tausend Taler gehindert. Aber wart nur, Herr Jud! Jetzt wird man’s dir heimzahlen! An deinem schwarzen und verruchten Glaubensgenossen wird man es dir heimzahlen. In spanische Stiefel schnüren wird man ihn, das Blut aus den Nägeln herausquetschen, ihn mit glühenden Zangen zwicken. Jetzt schon freuen sich unter den Ratsherren die Anwohner des Marktes darauf, wie man ihn dort verbrennen wird, und versprechen den Verwandten und befreundeten Fensterplätze. Nur

schade, daß man es bei einer einzigen Hinrichtungsart bewenden lassen muss. Man sollte ihn können zugleich hängen und rädern und vierteilen und verbrennen.

Der Älteste unter den Ratsherren war Christoph Adam Schertlin, der seinerzeit die Uracher Manufaktur begründet hatte, und der, auf Altenteil in seinem Eßlinger Patrizierhaus, sein Werk langsam und unrettbar hatte versinken, dem Juden in die Hände gleiten, seine Söhne hatte verkommen und verlottern sehen. Er war hoch in den Siebzig. Dies war eine wilde und unvermittelte Freude vor seinem Grab. Tief aus der Brust holte er malmende Worte gegen die jüdische Verruchtheit, spie sie vor den Rat, einem ach! Unsichtbaren ins Gesicht. Hoch trug er den großen, verwitternden Kopf, starken Schrittes ging er durch die Straßen; heftig, als rennte er ihn dem Feind in den Leib, stieß er den Rohrstock gegen den Boden, den goldenen Knopf fest umschließend mit dürrer, doch nicht zitternder Hand. Bei dem Messwirt aber saß der Kaspar Dieterle. Er hatte es nicht mehr nötig, was zu verkaufen, um Schnaps zu kriegen. Immer saß ein dicker Haufe Menschen um ihn herum, bänglich und gekitzelt. Der früher als ein Lump und Aushauser von jeder Schwelle gejagt worden war, galt jetzt als wichtiger Mann und wurde groß hofiert. Immer buntere Einzelheiten erzählte er, längst glaubte er selber, daß ihm die argen Juden seine letzte Stütze tückisch geschlachtet hätten. Als stärksten Beweis führte er die Tatsache an, daß das Kind in der Christnacht sei geboren worden, und alle starrten verstrickt und grübelnd auf seinen Mund, wenn er, die wasserblauen Augen geheimnisvoll weit auf, dies vorbrachte. Denn das war ein bewiesenes Faktum und stand in vielen Büchern zu lesen, daß, wer in der Christnacht geboren ist, besonders gefährdet ist, von den Juden umgebracht zu werden. Vor allem die Weiber hatten groß Mitleid mit dem Mann. War er doch Ursach und Warnung, ihre armen Kinder um so ängstlicher zu hüten. Sie steckten ihm Gebackenes und Gebratenes zu, Schinken und Schmalznudeln. Seine gedunsenen Wangen nahmen Farbe an, sein rötlicher Seehundsbart war ausgekämmt und weniger verfranst; nur seine fauligen, schwärzlichen Zähne blieben. Und eine Bäckerswitwe trug sich ernstlich mit dem Gedanken, den armen, verwaisten Mann, dem die Juden so übel mitgespielt, zu heiraten.

27.

Der Leibarzt Doktor Wendelin Breyer untersuchte den Herzog. Ein dürrer, langer Mensch, ungeheuer beflissen, ängstlich und liebenswürdig, mit weiten, entschuldigenden Bewegungen, die hohle, angestrengte Stimme tief aus der Brust hervorgrabend. Er lächelte viel und furchtsam, bat unzählige Male um Pardon, suchte seine Mitteilungen durch kleine, schüchterne, unbehilfliche Scherze zu erhellen. Der Herzog war ein schwieriger Patient, den Kollegen Georg Burkhard Seeger hatte er mit dem flachen Degen halbtot geprügelt; auch zerschmiss er gerne Medizinflaschen an den Köpfen seiner Ärzte.

„Also dann ?" herrschte der Herzog den Arzt an. Der Doktor Wendelin Breyer suchte sich mit etlichen flatternden Bewegungen aus dem Bereich Karl Alexanders zu bringen.

„Eine Goutte militaire!“ wimmerte er dann mit seiner angestrengten Stimme und meckerte ein wenig. „Eine ganz kleine, unbedeutende Goutte militaire.“ Da der Herzog finster schwieg, fügte er eilig hinzu: „Euer Durchlaucht mögen sich ja keine Melancholie und schwarze Gedanken darüber machen. Solche Goutte militaire hat nichts gemein mit der bösen Lustseuche oder französischen Krankheit. Denn während letztgenannte Krankheit aus einem in der weiblichen Scheide präexistierenden Gift stammt, so der Teufel dort hineingebannt hat, ist Euer Durchlaucht Indisposition nur als etwas Beiläufiges, gewissermaßen als ein leichter Schnupfen der Allerhöchsten Harnblase anzusprechen. Euer Durchlaucht werden mit Gottes Hilfe in etwa drei Monaten davon befreit sein. Ich erlaube mir noch submissest anzumerken, daß besagte kleine Indisposition bei allen großen Heerführern der Christenheit gang und gäbe ist. Nach den Chroniken haben auch die großen antikischen Generale Alexander und Julius Cäsar daran laboriert.“

Der Herzog winkte dem Arzt finster Entfernung, und der zog sich unter vielen weiten und entschuldigenden Bewegungen zurück. Der Medikus fort, schnaubte Karl Alexander durch die Nase, hieb

mit dem Marschallstab zornig eine kleine Porzellanfigur entzwei. In jüngeren Jahren hatte er zweimal diese schmutzige Krankheit gehabt, damals wusste er nicht, von wem. Diesmal wusste er es. Das Saumensch, das dreckige! So zier und lecker schaute sie von der Bühne her, so flink zappelten ihre Augen, so erfahren und angenehm züngelte sie, so appetitlich sah das ganze Frauenzimmer. Ein Wind, ein Hui, ein wohliges Parfüm. Und hatte den Dreck und Gift und Teufel im Leib. Metze, gottverfluchte! Aber er wird sie stäupen lassen, sie mit Ruten aus dem Land jagen. Er begnügte sich dann, sie eine Fuhre Kot durch die Stadt fahren zu lassen, wie man es mit Weibspersonen hielt, die der Unzucht überführt waren. In grobem Kittel wurde die kleine, leicht fette, gelbe Napolitanerin durch die Straßen geführt, schwer schleppte sie an ihrer Fuhre Mist, ratlos und verhetzt schauten die lebendigen Augen, ein großer Zettel mit der Inschrift Metze hing ihr um den Hals. Die Bürger schnalzten bedauernd, das hätte man eher wissen sollen; der Most wäre, eh daß er sauer ward, einem gewiss sehr süffig eingegangen, da hätte man sich gern sein Schöpplein geholt. Die Frauen aber spien sie an und warfen sie mit Abfall. So wurde sie krank und ohne Geld aus der Stadt gejagt.

Es litten aber an der gleichen Krankheit wie der Herzog der General Remchingen und der Schwarzbraune. Remchingen und Karl Alexander saßen zusammen und fluchten auf die Weiber. Mit grimmigen Späßen verfolgte der Herzog den Süß. Der hatte sie doch auch gehabt, als erster wahrscheinlich, und der war heil davongekommen. Weiß der Satan, durch was für schwarze, jüdische Kunst. Aber semmelblond und in dicker Ratlosigkeit saß der Expeditionsrat Götz. Er war der einzige, der die Zusammenhänge überschaute. Er hatte die Krankheit überkommen von der Kellnerin im Blauen Bock. Er hatte sie an die Welsche weitervererbt, die er in großer Unschuld als seine liebe Herrin und Geliebte ästimierte. Bei anderer Lage der Dinge hätte er es für seine unbedingte Pflicht gehalten, alles gutzumachen, ja vielleicht sogar die Welsche zu ehelichen. So aber, wie man in der Hofgesellschaft respektvoll lächelnd von dem kleinen galanten Leiden des Herzogs flüsterte, wie er langsam begriff, wie er erkannte, daß er, der allerdemütigste und ehrerbietigste Untertan, seinem Souverän die lästige und schmutzige Affäre angehängt hatte, brach seine Welt zusammen. Daß er bei seiner Loyalität seinem Fürsten diesen schmutzigen Tort antun konnte, daß es möglich war, schuldlos in solche Schuld verstrickt zu

werden, warf ihn um. Er beschloss zunächst, sich zu erschießen. Später indes sagte er sich, daß eigentlich die Napolitanerin an allem schuld sei; sie hatte ihn in diese üble Verstrickung mit seinem gottgewollten Herrn gebracht, und er sprach sich aller Schuld ledig, wälzte sie auf die Sängerin und sah mit grimmiger Befriedigung zu, wie sie ihre Fuhre Kot schleppte. Nun liebte aber die Napolitanerin den unbehilflichen, semmelblonden Menschen wirklich. Sie verriet ihn nicht, trotzdem sie sich vielleicht dadurch hätte retten können. Während sie in Schimpf und großer Not durch die Straßen geführt wurde, dachte sie nur an ihn. Sie rührte die Lippen, das Volk glaubte, sie bete, aber sie sagte nur tonlos und ziemlich sinnlos seinen Namen und zärtliche Beiworte vor sich hin. Alte Märchen spukten in ihr von dem Prinzen, der die Bettlerin zu seiner Prinzessin erhöht. Jetzt wird er, jetzt gleich hervortreten, und all dieses Gröbliche ist nur ein Alp und arger Traum. Erst als sie über die Grenze geschafft war, ohne daß er auch nur das leiseste Wort hatte hören lassen, brach sie zusammen.

Das Gerücht sickerte durch von der Erkrankung des Herzogs. In den Bibelkollegien flüsterte man, das sei die Strafe des Herrn, und man erinnerte an Nebukadnezar, der zu seinem bösen Ende Gras habe fressen müssen wie ein Ochs. Aber in der Hofgesellschaft errang diese kavaliersmäßige Erkrankung dem Herzog nur größeren Respekt. Der Tübinger Hofpoet überreichte ein Poem, in dem er sagte, daß man zuweilen die Siege im Reiche Amors mit kleinen Wunden bezahlen müsse, die aber nicht minder ehrenvoll seien als die des Schlachtfeldes. Amor schieße manchmal mit vergifteten Pfeilen. Zum Schluss rief er aus, wer den Türken und Franzosen überwand, werde auch diese kleine Molestierung überwinden und Schwabens Alexander bald wieder Schwabens Paris sein. Die Herzogin sah in der Erkrankung ihres Gatten Wink und Fügung. Noch immer stand an ihrem Wege der junge Lord Suffolk, mit seinem roten, primitiven, unbegrenzt verliebten Gesicht. Er hatte sich an seinem Hof und in seiner Herrschaft durch sein Fernbleiben unmöglich gemacht, er verehrte sie hartnäckig, stumm und verzweifelt, es war nur mehr eine Frage von Tagen, wann er ein Ende machen würde. Daß jetzt ihr Gatte nicht zu ihr kommen konnte, war dies nicht nicht ein Wink? Und sie erbarmte sich des armen, treuen, zähen Menschen, lächelnd und amüsiert. Aber der junge Engländer war offenbar zu jedem Unstern vorbestimmt. Karl Alexander neigte gemeinhin durchaus nicht zur Eifersucht, er kam

gar nicht auf den Gedanken, daß man ihn, ihn! hintergehen könnte. Aber sei es, daß er durch seine Erkrankung misstrauisch geworden war, sei es, daß andere ihn aufgehetzt hatten, er drang unversehens in die Gemächer der Herzogin ein; gerade noch, daß der junge Lord, schlecht bekleidet und unwürdig, sich retten konnte. Der Herzog machte einen Höllenspektakel, zerschlug Spiegel und Parfüms, zerschliss mit seinem Degen kostbare Wäsche, nannte Marie Auguste mit pöbelhaften Namen, ja, er schlug sie in das ziervolle, kleine eidechsen- hafte Gesicht, das von der Farbe alten, edlen Marmors war. Die Herzogin erzählte weinend und empört Magdalen Sibyllen davon, sie beteuerte theatralisch ihre Unschuld, aber bald stahl sich in ihre Empörung ein kleines amüsiertes Lächeln, sie machte spitzbübisch die lärmende Aufregung des Herzogs nach, divertierte sich an den merkwürdigen und gröblichen Schimpfworten, suchte sie ins Französische und ins Italienische zu übersetzen. Zuletzt meinte sie lächelnd, es sei seltsam, wenn etwa Riolles oder Remchingen zu ihr kämen, Sie sei gewiss, die würden auch das Vierundzwanzigmal nicht erwischt werden; aber der arme, tapsige Junge natürlich gleich das erstemal, kaum zu Ende und nicht recht wissend, wie er es anstellen sollte. Da es sich nicht schickte daß der Souverän sich mit dem Lord schlage, sollte für alle Fälle, ob der Engländer nun Schuldig oder nicht, Remchingen sich mit dem jungen Lord duellieren. Remchingen brummelte vor sich hin, eigentlich habe er ja auch allen Grund dazu. Und zeigte er, als es ernster wurde, keine sonderliche Eil. Schließlich reiste der Engländer ab, durchaus nicht heimlich, sondern umständlich und gemächlich. Abzweifelnd an Gott, sein simples klares Weltbild in Scherben, zerfallen mit sich und den Menschen. Der kurze Genuss hatte ihn tief verstört er konnte sich an nichts mehr recht erinnern das einzige, was in seinen Gedächtnis haftete, war ein etwas beschädigter Strumpfgürtel der Herzogin, um den es sich eigentlich nicht gelohnt hätte, Leben, Ruf, Stellung in der Heimat zu gefährden.

Karl Alexander hatte eine Menge Indizien aber keinen unbedingt handgreiflichen Beweis für die Untreue Marie Augustes. Unter sonstigen Umständen hätte er sich wohl bald beruhigt; jetzt machte ihn der Missmut über seine Behinderung durch die Krankheit zänkisch und verbissen. Marie Auguste, der Ständigen Beargwöhnung und Aufsicht bald Überdrüssig, spielte zunächst die Genoveva, trumpfte aber bald grollend auf, setzte den Grobheiten des Gatten eine bissige, aufreizende Ruhe und Ironie entgegen,

drohte schließlich sie werde zu ihrem Vater zurückkehren. Worauf Karl Alexander roh erwiderte an diesem Tage werde er alle Glocken läuten lassen, Böller schießen und jedem Untertan Wein und Braten spendieren.

Dem alten, feinen Fürsten Thurn und Taxis kam das Zerwürfnis höchst ungelegen. Schön, seine Tochter hatte sich ein weniges mit einem englischen Herrn amüsiert. Warum soll man sich nicht mit einem Engländer amüsieren? Sie machen schlecht Konversation und sind hölzern von Figur, aber sie haben vor den Welschen Unverbrauchtheit, Gesundheit und vor allem Diskretion voraus. Wäre er eine Frau, er würde sich auch einen Engländer aussuchen. Darum braucht man doch keinen solchen Lärm zu machen und soviel Spanponaden. Aber freilich, sein Herr Schwiegersohn, Liebden, war ein Feldherr, und als solcher gewöhnt, mit viel Geräusch aufzutreten. Auch verlangte man von einem Strategen Siege, aber keine Kinderstube. Seufzend schrieb er das seinem Freund, dem Fürstbischof von Würzburg, mit der Bitte, den kindischen Handel möglichst rasch einzurenken. Dem klugen, schlauen, dicken Herrn kam diese Aufforderung sehr gelegen. Er hatte den Stettenfelser Handel nicht vergessen, die Niederlage der Kirche kratzte ihn sehr, er hielt den Grafen Fugger an seinem Hofe, er wartete nur auf einen Anlass, sich unauffällig nach Stuttgart zu begeben und die Gewinnung des Landes für Rom persönlich auf glatteren, rascheren Weg zu bringen. So ließ sich die Eminenz nicht lange bitten, sondern hielt sehr bald mit den Geheimräten Fichtel und Raab in zahlreichen, stattlichen Kutschen behaglichen, fröhlichen und komfortablen Einzug in Stuttgart. Fragte mit kleinem Schmunzeln den Herzog nach seinem Leiden, hörte mit Pläsier, daß es so gut wie geheilt sei, riet freundschaftlich, sich immerhin vorläufig noch mehr an den Kaffeetrank seines Rates Fichtel als an den Tokaier zu halten. Tätschelte onkelhaft die kleine, weiße, fleischige Hand der puppig schmollenden Herzogin. Hatte die Gatten bald so weit, daß sie sich ehrlich darauf freuten, bis sie nach völliger Wiederherstellung des Herzogs dem Land und sich und der Kirche einen Erben schenken könnten.

Der Fürstbischof drängte darauf, daß man ihn den famosen Geheimen Finanzierrat und Hausjuden etwas aus der Nähe besehen lasse. Karl Alexander tat das nicht gern. Er fürchtete sehr, man möchte ihm seinen unentbehrlichen Juden fortlocken. Aber er konnte schließlich dem Freunde den harmlosen Wunsch nicht auf die Dauer

weigern. Süß erschien vor dem Fürstbischof, mit der geübten, grenzenlos demütigen Ergebung küsste er ihm den Ring, breitete geschickte Komplimente vor das große Weltorakel, den heimlichen Kaiser, Herz und Lenker aller Politik. Aber die Würzburger Eminenz war nicht so leicht zu fangen. Die beiden Füchse berochen sich anerkennend, und keiner traute dem andern. Glatt, fröhlich, unverfänglich plauderte der schlaue, feiste Mann mit dem schlauen, schlanken, und keiner kam dem andern näher.

In unermüdlicher Arbeit förderten der Fürstbischof und seine beiden Räte ihre Projekte. Unablässig hetzten sie an dem Herzog, an Remchingen. Offene und heimliche Konferenzen mit Weißensee, mit den verschiedenen Ordensgeistlichen, die gegen die Verfassung, im geheimen angeknirscht, in Weil der Stadt, überall im Herzogtum sich eingenistet hatten. Als der Fürstbischof das Herzogtum vergnügt verließ, hatte der Stettenfels reichlich wettgemacht, für seine Pläne Großes erreicht, zu Größerem den Grund gelegt. Die Schlosskapelle in Ludwigsburg wurde jetzt für den katholischen Gottesdienst eingerichtet, Ordensleute offiziell ins Land gerufen. Katholische Feldgeistliche lasen öffentlich Messe, nahmen Kindstaufen vor. Es war ferner ein katholisches Militärreglement bis ins kleinste Detail ausgearbeitet, vorbereitet war eine außerordentlich feine und knifflige juristische Interpretation gewisser Verfassungsparagraphen, die die parlamentarischen Freiheiten illusorisch machte. Vorbereitet war endlich die förmliche Gleichstellung der katholischen Religion mit der lutherischen. Solches Simultaneum hatte vor dreißig Jahren in der Kurpfalz zur Unterdrückung des Protestantismus geführt. In geläufigem, elegantem Latein berichtete der Geheimrat Fichtel froh und fromm an Remchingens Bruder, Kämmerer am päpstlichen Hof zu Rom, was alles durch die Stuttgarter Visite des Fürstbischofs erreicht worden. Er kam dann auf den Anlass der Reise zu sprechen, die Erkrankung des Herzogs, und schloss: „So siehst du, hochzuverehrender Herr und Bruder, daß sich die göttliche Vorsehung oft seltsamer Mittel bedient, um die alleinseligmachende Kirche zu fördern und den rechten Glauben zu verbreiten.“ Den Süß nagte und zwickte es. Das Verfahren seiner Nobilitierung gestaltete sich umständlicher und langwieriger, als er erwartet hatte. Madame de Castro blieb kühl, und Süß konnte die kluge, rechnerische Frau nicht dazu bringen, sich zu resolvieren. Auch die Projekte des Würzburger Bischofs verdarben dem Süß die Laune. Er hatte sehr wohl gemerkt, daß es ihm nicht gelungen war, das Vertrauen der

Eminenz zu gewinnen, und daß man ihn in dem gewaltigen Plan, der recht eigentlich als Eckpfeiler der schwäbischen Politik des nächsten Jahrzehnts gedacht war, nicht drin haben wollte. Süß fühlte sich auch auf diesem Gebiete nicht so sachkundig und sattelfest wie sonst. Er mengte sich nicht gern in Ekklesiastika, die Fragen, die man so wichtig agierte, kamen ihm läppisch und erwachsener Männer unwürdig vor. Sein klarer, sachlicher Sinn erkannte scharf, daß dahinter höchst reale Dinge lagen, Beseitigung der Verfassung und des Parlaments, Militärautokratie des Herzogs; er verstand es nicht, warum man auch unter eingeweihten Politikern peinlich darauf hielt, sich auf so weitschweifige, skurrile und umwegige Andeutungen zu beschränken. Seine Mittel und Wege waren viel geradliniger, rascher und unmittelbarer, er konnte sich in die weichen, langsamen, einschläfernden Methoden der Suiten nicht einfinden. Er sah staunend, daß die Herren auch im engsten Kreise es peinlich vermieden, Dinge beim Namen zu nennen, daß sie, und wenn sie nur zu zweien waren, sanft und fromm alle möglichen demütigen und moralischen Umschreibungen anwandten, und wenn er oder Remchingen scharf und sacht einem Ding sein rechtes Wort gaben, milde und mißbilligende Blicke in die Runde schickten. So fühlte sich also der Jude leicht angezweifelt brauchte Bestätigungen. Er erreichte es bei Karl Alexander, daß der ihn beauftragte, ein besonders kostbares Geschenk Magda Sibyllen in seinem Namen persönlich zu überbringen. Er ließ sich den Tag vorher bei der Demoiselle melden, er erschien in großem Aufzug, mit Pagen und Gepräng. Magdalen Sibylle hätte den Herzog beleidigt, wenn sie den auf solche Art Angekündigten brüskierte. Sie empfing ihn. Magdalen Sibylle wohnte jetzt in einem Schlösschen vor der Stadt. Goldene Amoretten ließen Bänder von den Decken flattern, auf den kostbaren Gobelins ritten vornehme Jagdgesellschaften, glänzende Spiegel teilten die prunkvollen Gemächer, die erfüllt waren von allem Zierat einer großen Dame. Zwei Kutschen, die Schlitten, Portechaisen, Reitpferde warteten. Überflüssige Dienerschaft gähnte vornehm und müßig auf den Korridoren. Karl Alexander hatte eine offene Hand für seine Herzdame; auch der König von Polen konnte seine Mätresse nicht besser in Prunk und Schimmer setzen. Magdalen Sibylle hielt sich inmitten dieser Pracht mit gefrorener Ruhe. Der Glanz hing und stand leblos um sie herum; das Schlösschen war wie das Gehäng einer pomphaft aufgebahrten Toten.

Mit starrer Höflichkeit empfing sie den Süß. Mächtiges, violettbraunes Kleid aus Brokat, lange, streng anliegende Ärmel, kleiner Ausschnitt. Die bräunlichen Wangen, die blauen Augen zu artiger Gemessenheit gezwungen wie etwa vor dem Baden-Durlachischen Geschäftsträger, mit dessen Hof man gespannt war, die schwarzen Haare unter der Perücke zeremoniös versteckt. Süß suchte ihrer Kälte zunächst durch ausschweifende, muntere Liebenswürdigkeit und hemmungslose Galanterie beizukommen. Sie hatte nur verächtlich knappe Antworten. Da versuchte er es anders, reizte sie zum Angriff, dankte ihr überschwenglich, daß sie sich resolviert habe, ihn zu empfangen. Sie erwiderte, sie habe es auf Order Seiner Durchlaucht getan. Schwieg ein kleines, konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen, nachdem sie so vieles hingenommen, könne sie auch das noch über sich ergehen lassen. Jetzt war Süß in seiner Strömung. Hinnehmen! Über sich ergehen lassen! Des Herzogs von Württemberg Herzdame zu sein, welch Unglück! Die Töchter des ganzen schwäbischen Adels sehnten sich danach. Ein Prunkschloß, hundert Lakaien, Jagden, Assemblèem befehlen können nach Belieben, arme Demoiselle, ach, wie schlecht es ihr erging!

Magdalen Sibylle nahm die Maske ab. Er wollte also den Kampf, er glaubte offenbar, sie habe schon vergessen, er könne da wieder ansetzen, wo er einhielt, bevor er sie, der schachernde, teuflische Jude, dem Herzog verkauft. Sie stand brüsk auf, ließ das kleine modische, asiatische Hündchen, ein Geschenk Karl Alexanders, unsanft, daß es bläffte, zur Erde gleiten, funkelte ihn an: Er solle nicht simulieren. Er wisse sehr genau, worum es gehe, was er ihr getan habe. „Sie sind ja schuld an allem!“ rief sie, und in ihre bräunlichen, männlich kühnen Wangen stieg Blut, und der feine Flaum darauf belebte sich. Süß sah den festen, glatten Hals, die Kehle sich heben, sich senken. Er hatte sie, wo er sie wollte. Sie solle sich nicht unterschätzen, meinte er mit seiner geschmeidigen, streichelnden, aufreizenden Stimme. Sie sei Seiner Durchlaucht schon von selbst ins Blut gegangen, da habe es seiner Nachhilfe nicht bedurft. Aber gesetzt den Fall, er sei wirklich die Ursache, und er schaute sie dreist lächelnd, einverständnisvoll auf und ab, was er ihr dann Böses getan habe. Sie wollten doch hier nicht nach dem Diktionär der Bürgermoral reden, sondern sachlich, als Leute von Welt.

Sie atmete stark, machte raschere Bewegungen, als das feierlich stolze Kleid eigentlich erlaubte, ihre eingeborene Heftigkeit brach durch. Was er ihr getan habe? Versteller er und arger Jud! Gewandelt in Falschheit und Schminke, alles, was sie redet, was sie tut! Erstickt den lebendigen Odem Gottes in ihr! Aber das war es doch nicht, was sie sagen wollte. Warum log sie denn und warf ihm nicht nackt und wahr seinen Gefühlsschacher und seine ganze klägliche Niedrigkeit ins Gesicht? Warum, um Gottes willen, log sie denn? Und da hatte er auch schon das Unredliche ihrer Worte erkannt.

Das seien doch nur Ausflüchte, sagte er, Selbstbetrug. Das Bibelkollegium von Hirsau und der Odem Gottes und Gesichte und Träume, das sei doch alles Schminke und Mummenschanz, gut für Schwächliche und Männer ohne Atem und ohne Schenkel und Bresthafte und hässliche Jungfern. Er sah sie auf und ab mit seinen frechen, dringlichen, abschätzigen Augen. „Wer gewachsen ist wie Sie“, rief er, „wer Ihre Augen hat, Demoiselle, und, wenn Sie es. auch verstecken, Ihr Haar, der hat Gott nicht nötig. Seien Sie doch ehrlich! Belügen Sie sich nicht selber! Die Heiligkeit war ein Vorwand, solange Sie warteten.“

Sie wehrte sich, sie schlug zurück. „Sie haben mir stehlen können, was ich hatte“, sagte sie. „Aber es wird Ihrer teuflischen Kunst nicht glücken, es hinter her zu besudeln. Reden Sie! Reden Sie alle Ihre armen Ruchlosigkeiten und Frivolitäten. Sie werden mir meinen Gott doch nicht zum Traum einer mannstollen Närrin hinunterschwatzen.“ Sie rief sich die erfüllten Stunden über dem Swedenborg zurück, das einfältig fromme Licht der Brüdergemeinde, sie zwang sich zurück in den gläubigen Dunst der blinden Heiligen, auf eine Minute war sie wie früher schlicht und ohne Zweifel, war ihr Gott lebendig. „Wenn er mich auch verschmäht“, rief sie, und der andere war erstaunt über das fromme Blühen in ihrer Stimme, „Gott lebt!“ Und noch einmal: „Gott lebt!“ rief sie, und er war ihr in Wahrheit auferstanden. Doch ach! auf eine Minute nur. Der Jude schwieg, genoß ihr Eifern und ihr Glühen. Dann mit glatter Hand wischte er es weg.

„Wenn das so ist“, sagte er leichthin, „warum flohen Sie dann vor mir, im Wald von Hirsau? Warum dann half Ihnen Ihr Gott nicht gegen den Herzog? Ich glaube nicht viel; aber das glaube ich, daß man nicht Macht haben kann über eine Frau, die des Gottes voll ist.“ Und während ihr Gesicht erlosch, und während sie ihrem entflatternden Gott nachstarrte, trat er näher an sie, und jetzt sagte er

ihr, was sie gefürchtet hatte, er sprach es gutmütig, mit seiner streichelndsten Stimme: „Ich will Ihnen sagen, warum Sie damals im Wald vor mir geflohen sind. Weil Sie mich liebten. Und alles, was Sie seither getan und gefühlt haben, Haß und Verzweiflung und Gegenschlag und Starrheit und Klage, das alles haben Sie nur deshalb getan und gespürt. Und ich will Ihnen weiter sagen: auch ich habe seither keinen Tag gehabt, an dem ich Ihr Gesicht nicht sah und spürte."

Magdalen Sibylle hatte geglaubt, sie werde vergehen, sowie er das Wort sprechen wird. Nun zog er sie nackt aus, nun nannte er ihren heiligen Eifer, den Satan zu Gott hinüberzuziehen, bei seinem rechten, kleinen und lächerlichen Namen. Es war ja alles auch so einfach auf seine simple und alberne Formel zu bringen: sie war eben ein dummes, schwäbisches Landmädel, das sich in den erstbesten Kavalier vergaffte, der ihr unvermutet über den Weg lief, und ihre Erweckung und Gottesminne war nichts als ganz ordinäre, armselige Geilheit. Aber merkwürdigerweise verging sie durchaus nicht, als er ihr das auf den Kopf zusagte. Sie bäumte vielmehr hoch, sie stand auf wider ihn, und auf einmal konnte sie reden, und in unverkünstelten, zornigen Worten schalt sie ihn: „Ja, sie habe vielleicht ihr Gefühl maskiert, aber er habe das Niedrigste, Schäbigste, Jüdisch-Ekelste getan, was ein Mensch tun könne, er habe sein Gefühl verschachert." Er leckte aus ihren Worten nur den Honig, nach dem seine Eitelkeit gelüstig war, sah nur mit gesättigtem Stolz, wie ganz er sie erfüllte. Und er wollte sie wieder gläubig haben, um noch glänzender vor ihr zu paradieren. Mit geübter Sophistik, er war ja längst vorbereitet, entfaltete er denn auch sogleich das Argument, das sie ihn fangen musste. Schmeichlerisch und gewandt breitete er es vor sie hin: Ja, er wisse, er hätte damals leicht ihr Gefühl in seine Hand bekommen können, so daß sie sich ihm willig gegeben hätte. Doch er sei kein Freund der billigen Mittel. Mit seiner Macht und seinem Glanz auf das schwäbische Landmädel Eindruck zu machen, das sei ihm zu wohlfeil vorgekommen. So sei es ihm wie ein Wink gewesen, wie der Herzog nach ihr verlangt habe. Jetzt habe sie die Macht gekostet, jetzt stünden sie gleich zu gleich und er kämpfe mit ehrlicher Waffe. Und er freute sich, wie fein und glänzend er den Handel zu seinem Vorteil gedreht hatte. Im Tiefsten wusste Magdalen Sibylle, daß es Phrasen waren, galante Ausreden. Aber seine Worte gingen ihr lieblich ein, sie hatte so lange gekämpft, sie ließ sich gerne so wohlig

belügen. Er indes berauschte sich an seiner Rede, steigerte sich weiter. Er sah nicht oder befahl sich nicht zu sehen den Zwiespalt zwischen dem geraden, natürlich gewachsenen, durch seine Schlichtheit schönen Landmädchen und dem höfisch zeremoniösen, überfeinen Prunk an ihr. Nicht mehr sah er, daß mit dem unter der Perücke versteckten dunklen Haar ihr ein Wesentliches genommen war, daß der braunviolette Brokat das lebendige, atmende Mädchen zu einer Puppe weitete und schnürte, daß der schlanke Lauf ihrer Glieder, das unschuldige, unbeherrschte Feuer ihrer Augen, jetzt, artig gezügelt und eingeteilt, sie als Gleiche unter die anderen herunterzog. Er wollte sie sehen, wie er sie brauchte, sich vor ihr zu spreizen, sein eigenes Denkmal auf ihrem Sockel zu postieren. Er stand hinter seinem Stuhl, die Ellbogen auf der Lehne, beugte er sich vor zu ihr, sprach zu ihr, nicht laut, mit seiner dringlichen, eingängigen Stimme, die gewölbten Augen heiß auf ihr: „Haben Sie es nicht gespürt jetzt, was es heißt Macht haben? Versuchen Sie es doch, kehren Sie doch zurück in Ihr Bibelkollegium! Trocknen Sie Birnen in Ihrer Freizeit, stricken Sie Strümpfe! Versuchen Sie es doch! Sie können es nicht mehr!“ schloss er triumphierend. „Sie haben geschmeckt jetzt, was Ihre Bestimmung ist.“

Sie war aufgestanden, atmend, in halber Abwehr die Hand gehoben. Das Hündchen hatte sich ängstlich in einen Winkel verkrochen. Sich sträubend, ungläubig, doch, nun er schwieg, gierig nach mehr, erregt stand sie ihm gegenüber in der anderen Ecke des kleinen mit Zierat überfüllten Gemachs, von dem sie in dem mächtigen Prunkgewand einen großen Teil einnahm. Schlank, geschmeidig, unhörbar auf dem weichen Teppich kam er ihr nach und nahe.

„Lassen Sie doch Ihre naiven Träume hinter sich, Magdalen Sibylle! Die waren gut für den Wald von Hirsau. Jetzt ist das Schloß von Ludwigsburg Ihre Wirklichkeit. Schauen Sie sie an! Packen Sie sie fest! Es ist eine gute, schöne Wirklichkeit. Ich bin stolz, daß ich sie Ihnen wies. Wir haben nämlich einen Weg, Magdalen Sibylle, Sie und ich: er heißt Macht.“ Und während sie ihm, das letzte Mißtrauen in die fernsten Winkel gescheucht, zuschaute, ängstlich und bewundernd wie einem Seiltänzer, spielte er sich ihr vor. Seiner Mutter zu imponieren, die von Anfang an ihn glaubte, ah, das war leicht, das war keine Aufgabe. Aber diese hier, die Mißtrauische, sich Sträubende, zu sich herüberzuziehen, das lockte, das war, geglückt, Triumph, die ersehnte notwendige Bestätigung. Wie wohl

auf erleuchteter Bühne ein großer Komödiant, gereizt durch ein kaltes, ungestimmtes Publikum, immer mehr von sich hergibt, gerade diese Widerspenstigen hinzureißen, so steigerte er sich immer höher, schweigend an seinem eigenen Wesen, unvorsichtig geheime Wünsche preisgebend.

Stumm, aufgewühlt, hörte sie, wie er sprach: „So, endlich, stehen wir gleich zu gleich, Magdalen Sibylle. Sie und ich, jeder die Hand am Hebel der Macht. Nicht dieser Herzog hat ein Recht auf Sie. Wer ist er denn, dieser Herzog?“ Der erhitzte Mann redete sich in eine Geringschätzung hinein, die er sich selber sonst nie eingestand und vor deren Enthüllung später dem Ernüchterten bangte. „Dieser Herzog! Glaubt, ein Land mit dem Exerzierreglement regieren zu können. Hat keine Ahnung von den Zusammenhängen. Kein eigenes Aug, kein eigenes Gehirn, kaum ein eigenes Herz. Misst den Genuss nach der Zahl der Weiber, nach der Zahl der Bouteillen. Hält das wüste Gegröl seines Remchingen für dionysische Lust. Es ist ein Zufall, daß er auf Sie gefallen ist. Er sieht ja nichts, er begreift ja nichts von Ihrem Reiz. Ich hab den Anspruch, ich! Ich hab Sie gesehen vom ersten Tag an, ich weiß um Sie. Ich bin hinaufgeklettert, selber, Jud und verachtet und gering, Griff um Griff, Schritt um Schritt, daß ich jetzt vor diesen schwäbischen Tölpeln stehe wie meine Stute Assjadah vor ihren dicken Ackergäulen. Und so hab ich Sie höhergestellt als die anderen braven, wackeren, hausbackenen schwäbischen Fräuleins. So steh ich vor Ihnen, der Gleiche vor der Gleichen. So sag ich Ihnen meinen Anspruch und verlange Sie. Wären Sie unbewußt und dumpf in mein Bett geglitten, wie Sie aus dem Wald von Hirsau kamen, solcher Sieg wäre mir zu leicht gewesen und Betrug. Jetzt, erfahren, wissend, wer ich bin, wer Sie sind, sollen Sie sich entscheiden. Jetzt sollen Sie mir sagen: „ich gehöre zu dir, ich komme.“
In tiefer Verwirrung stand sie, schwieg sie. Doch er, klug seinen Eindruck nicht scheuchend, kehrte plötzlich aus seiner Erhitzung in kalten Konversationston zurück. Und eh daß sie wieder recht zu sich selbst kam, hatte er schon, sich neigend, ihr zerernoniös die Hand küssend, die Zerrissene, Verwirrte allein gelassen. Leicht, heiter kehrte er mit seinem Gefolge in die Stadt zurück. Er hatte die Bestätigung, die er brauchte. Fühlte sich hoch und sicher über denen, die ihn gefährdeten. Ho! Soll es ihm doch einer nachtun, der plumpe Remchingen, der dicke Fürstbischof. Die anderen hatten die Geburt, er hatte die Frau vor ihnen voraus. Das andere war müheloser

einzuholen. Er war der Stärkere. Und die Stute Assjadah fühlte ihn auf ihrem Rücken leichter, beschwingter jetzt, da er zurückritt, als da er kam. Es war eine Lust, ihn zu tragen, und sie wieherte hell seinen Ruhm in die Stadt.

28.

Der Eßlinger Kindermord erregte weithin im Reich das größte Aufsehen und Geschrei. Immer schauerlichere Einzelheiten wurden erzählt, wie der Jude dem Mädchen martervoll das Blut abgezapft und in seinen Osterkuchen gebacken, um so Macht zu erringen über alle Christen, mit denen er zu tun habe. Alle die alten Historien wurden wieder lebendig, die Legende von dem heiligen Simon Martyr von Trier, dem Kind, so die Juden auf die gleiche Weise abgeschlachtet, und von dem Knaben Ludwig Etterlein in Ravensburg. Immer strahlender hob sich das Bild des toten Mädchens, was für eine süße, englische kleine Jungfer sie gewesen. In den Schenken sangen die vagierenden Musikanten die Moritat, Zeitungen und fliegende Blätter erzählten sie in wilden Versen und blutrünstigen Holzschnitten. Schon regte es sich im Volk, sich tätlich an den Juden zu rächen. Rottete sich zusammen an den Toren des Gettos, wer sich zu zeigen wagte, wurde mit Steinwurf, Kot und unflätigem Schimpfwort empfangen. Der Handel stockte, der christliche Schuldner trat mit Hohn vor den jüdischen Gläubiger, raufte ihm den Bart, bespie ihn. Die Gerichte zogen die Prozesse in die Länge, versagten im Bayrischen in der Gegend von Rosenheim. An der großen Handelsstraße von Wien nach dem Westen, hatte ein Getreidewucherer dem Juden das Geschäft gehindert, zusammen mit einem entlaufenen Schreiber eine Bande organisiert, den jüdischen Handelsleuten aufzulauern und ihre Transporte zu plündern. Die kurfürstliche Regierung schaute untätig und wohlgefällig zu. Erst scharfe Schwäbische Reklamationen und energische Vorstellungen der Wiener Kanzlei machten dem Unfug ein Ende. Auch an den Höfen und in den Kabinetten verfolgte man den Eßlinger Handel mit größtem Interesse. Man sah, wie schwach und lückenhaft der Indizienbeweis aufgebaut war, man schmunzelte, auf welch primitive Manier die Reichsstadt dem Württembergische Herzog und seinem Finanzdirektor mit dem toten Kind zu Leibe wollte. Fand aber schadenfroh gerade diese Naivität sehr geschickt. Das

Hauptstück des Beweises blieb die glückliche Spekulation auf den Volksglauben, daß in der Christnacht Geborene von den Juden besonders gefährdet seien, und daß eben das ermordete Kind in der heiligen Nacht geboren war.

Gegen die Juden zog es herauf, schwere, atemschnürende, lehmfarbene Wolken. Geduckt in ihre Winkel krochen die Verängsteten, stierten auf das gestaltlos Nahende. Ai! Ai! Immer wenn einer von ihnen gepackt wurde um so tückisch dumme Beschuldigung, wurden gemetzelt Tausende, verbrannt, gehängt Tausende, hin und her gehetzt über die Erde. Zehntausende. Vergraust hockten sie in ihren Winkeln, es legte sich um sie eine Stille, entsetzlich, mordschwanger, unausweichlich, mit keinem Namen zu nennen, nicht zu tasten, als wiche die Luft aus ihren Straßen, daß sie vergebens um Atem japsten. Das Furchtbarste war die erste Woche. Dies Warten, dies schreckhafte, gelähmte Hocken und Nichtwissen: wer, wo, wie. Die Angesehensten liefen zu den Behörden. Sonst, wenn man sie brauchte, wurden sie umschmeichelt; jetzt wurden sie nicht vorgelassen. Dies Achselzucken in den Vorzimmern, diese Augen- und Herzensweide an ihrer Angst, dieser lauersame Hohn, dies Preisgeben, dieses Handzurückziehen von den Schutzlosen. Diese Behörden, die sich das teure Geld zahlen lassen für ihre Schutzbriefe und keine Zeit haben für die Fährnis und hohe Not ihrer Juden. Ai! Diese zwei kahlen und lässigen Stadtsoldaten am Tor des Gettos, wie sollen die schützen vor einer Horde von tausend Räubern und Mördern! Ai! Man sieht deutlich, wie die Ämter und Ratsherren die Augen und die Ohren zumachen und die Hände auf den Rücken legen, daß das Gesindel ungehindert kann herfallen über die Wehrlosen! Ai! Die grausige Not! Soll helfen der allgewaltige Gott, gelobt sein Name! Ai! Du armes Israel! Ai! Die schutzlosen, zerrissenen Zelte Jaakobs!

Schwarzgeflügelt, geierschnäbelig, herzlähmend flog die Nachricht durch alle jüdischen Gemeinden, von Polen bis ins Elsaß, von Mantua bis Amsterdam. Sitzt einer gefangen im Schwäbischen, in Eßlingen, der bösen Stadt, Brutstätte der Bosheit und Niedertracht. Sagen die Gojim, er habe geschlachtet eines von ihren Kindern. Rüstet sich Edom, will herfallen über uns, heute, morgen, wer weiß. Höre Israel!

Fahl und grau wurden die Männer da und vergaßen ihre Geschäfte. Verschreckt, mit ratlosen, törichten Augen Sie flatterten in die Winkel. Ihre schönen, geschmückten Frauen sahen gläubig auf

die Männer bereit, blind zu befolgen, was sie rieten. Den Atem anhielt die ganze Judenschaft des Römischen Reichs und weit hinaus über die Grenzen. In ihren Betsälen sammelten sie sich, schlugen die Brüste sich, bekannten ihre Sünden, fasteten den Montag, den Donnerstag und wieder den Montag vom Abend zum Abend. Aßen nicht, tranken nicht, rührten keine Frau an. Standen eng gepresst in ihren übelgelüfteten Betsälen, eingehüllt in ihre Gebetmäntel und in ihre Totengewänder, den Leib fanatisch schaukelnd und werfend. Schrien zu Gott, schrien zu Adonai Elohim, schrien mit gellen, verzweifelten Stimmen, die an die gellen, mißtönigen WidderMruer erinnerten, die sie am Neujahrsfest bliesen. Sie zählten auf Ihre Sünden, sie schrien: „Nicht unsertwillen, o Herr, begnade uns, nicht unsertwillen! Sonderz um der Verdienste der Erzväter willen." Sie zählten auf die endlosen Namenslisten der Vorfahren, getötet für die Heiligung des göttlichen Namens, die Gemarterten von den Syrern, die Gefolterten von den Römern, die Geschlachteten, Gewürgten, Verbannten von den Christen, die Märtyrer von den polnischen Gemeinden bis zu den Gemeinden von Trier, Speyer, Worms. Sie standen weiß eingehüllt in ihre Leichenlaken, den Kopf bestreut mit Asche, alle Glieder ekstatisch geschüttelt bis zur Erschöpfung, sie schacherten und zeterten mit Gott, wenn der Tag graute, und wenn der Tag trüb wurde und sich neigte, standen sie noch und schrien mit ihren hässlichen, ausgeschrienen Stimmen: „Gedenke des Bundes mit Abraham und der Opferung Isaaks!" Aber auf hundert Umwegen mündeten alle Gebete immer wieder in den wilden, gehenden Chor des Bekenntnisses: „Eins und einzig ist Adonai Elohirn, eins und einzig ist der Gott Israels, das Seiende, Überwirkliche, Jahve." Aber durch Gitter getrennt, den Männern unsichtbar, waren die Frauen. Verschüchtert, mit großen Augen, wie Vögel aufgereiht auf einem Stab im Käfig, saßen sie, plapperten sie leis und fromm und töricht aus ihren Andachtsbüchern, die, in rabbinischen Lettern, in einem Mischmasch von Deutsch und Hebräisch die biblischen Geschichten und andere Legenden erzählten.

In allen Tempeln und Betsälen von Mantua bis Amsterdam, von Polen bis ins Elsaß standen die Männer so, fasteten, beteten. Zu gleicher Stunde, wenn der Tag kam und wenn er sich neigte, stand die ganze Judenheit, gewendet gegen Osten, gegen Zion, die Gebetriemen an Herz und Hirn, gehüllt in Leichenlaken, stand und bekannte: „Nichts ist uns geblieben, nur das Buch", stand und schrie: „Eins und einzig ist der Gott Israels, das Seiende, Überwirkliche,

Jahve.“ Doch wie die ersten Tage des großen Schreckens vorbei waren, zeigte sich, daß die Reichsstadt Eßlingen den Prozess des Juden Jecheskel Seligmann Freudenthal in die Länge zog. Sei es aus politischen Gründen, vielleicht wollte man bei Gelegenheit in konkretem Fall den Prozess gegen das herzogliche Kabinett ausspielen, sei es aus bloßer Lust an längerer, zögernder Quälerei, sei es, daß man hoffte, noch irgendein kräftigeres Indizium beizubringen, Monate vergingen und der Jude lag noch immer im Turm, seine Sache war über Vorverhandlungen und den ersten Grad der Folter nicht hinausgediehen.

Die Juden aber, an jede Art von Verfolgung durch zwei Jahrtausende gewöhnt, aus der ersten lähmenden Angst sich aufraffend, liefen, rannten, bohrten in jede Ecke Schlupfwinkel, sich zu verkriechen, wenn der Graus losbrach. Bestätigen ließen sie ihre Schutzbriefe, Bewaffnete und Stadtknechte mieteten sie zu ihrer Verteidigung, auf allen Straßen liefen ihre Kuriere, gemeinsam den Schutz zu organisieren, an allen Höfen, in allen Ratsstuben arbeiteten ihre Agenten, die Gutgesinnten zu Maßnahmen zu bewegen; in Wechseln und Kreditbriefen ging ein Großteil ihres Kapitals ins Ausland, in Sicherheit. Doch über allem, was sie dachten und handelten, lag die lehmfarbene Wolke. Der heranziehende Graus zerstückelte ihren Schlaf, machte ihre Speisen zu faden, schmacklosen Brocken, ihren Wein schal, nahm ihren Gewürzen den Duft, lähmte ihre funken, heftigen, eifernden, liebevollen Dispute über den Talmud, daß sie mitten im Wort verstummten, vor sich stierten. Ja, hinein sogar hing die lehmfarbene Wolke in ihre stolzen Sabbate, die sonst, träumend vom Glanz des versunkenen Reichs und des künftigen Messias, ihrer Bettler ärmster prinzlich feierte. Man hatte jede Sicherung getroffen, aber das war wie Stroh, wie das Tannenreiser- und Palmendach ihrer Laubhütten. Die Wolke war da und das half nicht gegen die Wolke. Und wenn sie ihren Alltag trieben, ihre Feste feierten, aus jedem Winkel sprang die schnürende Angst sie an.

Der Rabbiner von Frankfurt, Rabbi Jaakob Josua Falk, saß über der Schrift. Und ob er es gleich nicht wollte, rollten seine mageren, gerunzelten Hände jenes Kapitel auf im fünften Buch Mose, die grausigste Verfluchung, die je ein Menschenhirn erdacht. Jene Verfluchung, die der Jude angstvoll zu überschlagen pflegt, über die der Vorbeter bei der alljährlichen Verlesung der Schrift scheu und eilig und mit halber Stimme hinweggleitet, sie nicht zu berufen. Aber

die Augen des alten Rabbi blieben kleben an den drohenden, klotzigen Buchstaben, und er las: „Senden wird Adonai gegen dich das Unglück, die Zerrüttung und das Verderben in allem Geschäft deiner Hand, das du unternimmst. Ein Weib wirst du dir verloben und ein anderer liegt bei ihr, ein Haus wirst du dir bauen und du wohnst nicht darin. Adonai wird dich geschlagen hingeben deinem Feinde; auf Einem Wege wirst du ihm entgegenziehen und auf sieben Wegen wirst du vor ihm fliehen. Die Frau, die unter dir die weiblichste ist und sehr verzärtelt, deren Fußballen es nicht versucht, auf die Erde zu treten vor Verzärtelung und Weichlichkeit, deren Auge wird feindselig schauen auf den Mann ihres Schoßes und auf ihren Sohn und ihre Tochter. Wegen des Säuglings, den sie geboren zwischen ihren Füßen, daß jene nicht ihr zuvor ihn aufäßen aus Mangel an allem, im geheimen, in der Drängnis und Enge, in die dein Feind dich engen wird in allen deinen Toren. Und Adonai wird dich zerstreuen unter alle Völker; und du wirst nicht rasten unter diesen Völkern und es wird keine Ruhestatt sein für den Ballen deines Fußes. Und Adonai wird dir daselbst geben ein zitterndes Herz, ein bängliches Aug und ein schwächliches Geblüt. Am Morgen wirst du sprechen: Wer gäbe Abend! und am Abend wirst du sprechen: Wer gäbe Morgen! vor Bangigkeit deines Herzens, die du bangen wirst, und vor dem Gesicht deiner Augen, das du sehen wirst.“

So las der alte Mann und er schlug seinen Gebetmantel über den Kopf, die großen, drohenden Buchstaben nicht länger zu sehen, und er weinte und stöhnte. Seine Frau, die nicht wagte, ihn beim Studium zu stören, stand erschreckt an der Tür und ihr altes Herz schlug vor Angst bis hinauf in ihren dürren Hals. Aber sie wagte nicht, ihn zu stören. Rabbi Jaakob Josua Falk aber weinte aus seinen eingesunkenen, betagten Augen, und sein Gebetmantel war ganz nass von Tränen.

29.

Der Kirchenratsdirektor Filipp Heinrich Weißensee, von Weißensee jetzt, hatte sich sehr verändert seit jener Nacht, da Magdalen Sibylle dem Herzog zugefallen war. Wohl gab es noch immer keine politische Affäre im Reich, und im Schwäbischen Kreis im Besonderen, darein er nicht seine gelüstig schnuppernde Nase, seine feinen, spielerischen Finger gesteckt hätte. Aber seine Flinkheit hatte jetzt etwas Fahriges, seltsam Lebloses, Mechanisches. Es kam vor, daß der gewandte, welt- und redekundige Mann mitten im Gespräch absprang, von Abseitigem zu reden begann. Dann wieder erschien etwa der peinlich nach der letzten Mode Gekleidete ohne Kniegürtel oder machte sonst einen unbegreiflichen Toilettefehler. Sehr merkwürdig war sein Benehmen zu den Frauen. Er sprach und bewegte sich vor ihnen mit größter Courtoisie, aber es konnte geschehen, daß er ihnen in aller Verbindlichkeit etwas dermaßen Zotiges sagte, daß selbst der General Remchingen darüber stutzte. Auch wollte man wissen, daß er, von dem früher nie dergleichen bekannt war, jetzt galante Liaisons unterhielt. Sonderbarerweise bevorzugte er solche Damen, die nach allgemeiner Meinung durch die Hände des Süß gegangen waren. An den Süß attachierte er sich noch mehr als früher. Dies fiel auf. Denn in der nächsten Umgebung des Herzogs wusste man, daß der Jude nicht mehr so immittelbar im Nabel der Macht saß wie vor Monaten. Auch hätte Weißensee bei der Vertrauensstellung, die er als Haupt des katholischen Projekts genoss, dieses Schwänzeln und Schmeicheln um den Finanzdirektor nicht not gehabt. Allein er ließ keine Gelegenheit ungenutzt, ihn zu sprechen, ihn zu betasten, ja, er gab sich so vertraulich, daß der argwöhnische Süß glaubte, er wolle ihn ausholen, ihn stürzen und sich vor ihm mit jeder Vorsicht spickte. Für einen Abend bat der Kirchenratsdirektor plötzlich und sehr wichtig Bilfinger und Harpprecht zu sich, seine beiden alten Freunde. Die Herren kamen auch sogleich, fragten besorgt, hilfsbereit, was es denn sei. Aber es war nichts; Weißensee brauchte irgendeine durchsichtig leere

Ausflucht. Die Herren, verblüfft, sahen sich an, sahen ihn an, erkannten seine Not, blieben. Da saßen sie nun. Schulkameraden, sehr umgetrieben alle drei, begabt von Natur alle drei und wohlgefüllt mit allem Wissen der Zeit, geachtete Namen, in starker Position. Da saßen sie und tranken, und die beiden breiten und behäbigen Männer waren einsilbig, während der schlanke, elegante Weißensee sehr vieles und Gleichgültig-Geistreiches sprach und fast ängstlich bemüht war, kein Schweigen aufkommen zu lassen. Unvermittelt fragte ihn Bilfinger, wie weit sein Bibelkommentar gediehen sei. Die Bücher der Andreas Adam Hochstetter, Christian Eberhard Weißmann, Johann Reinhard Hedinger über diese Materie seien doch eigentlich bestenfalls braver Durchschnitt, und man entbehre sehr des Freundes vorhabendes Werk. Weißensee mit einem fahlen und fahrigen Lächeln und einer leeren Handbewegung meinte, es wäre vielleicht besser gewesen, er hätte sich nie von Hirsau weggerührt und wäre zeitlebens über dieser Arbeit gesessen. „Ja“, sagte Harpprecht und eigentlich war dies keine Antwort, „es ist eine schmutzige Zeit, alle Wege sind schmutzig, und es ist verflucht schwer, sich sauber zu halten.“

Die politische Stellung Weißensees wurde immer mehrdeutiger. Er vereinte Unvereinbares. Er saß im Elfer-Ausschuss des Parlaments, formulierte und stilisierte die Beschwerden der Demokraten gegen das Willkürregiment des Herzogs und war eben dieses Herzogs illegitimer Schwiegervater und Vertrauter. Er konferierte mit Süß, mit den Jesuiten, den Generälen und verfasste schwungvolle Apologien der Konstitution und der evangelischen Freiheiten. Er hatte seine Töpfe auf allen Feuern, seine Schlingen in allen Wäldern. Der frühere Weißensee wäre selig gewesen, so vieler Komplotte, Intrigen, Konventikel, komplizierter Machinationen Hebel und Angel zu sein. Der Kirchenratsdirektor ließ wohl auch jetzt Aug und Hand in jeder Aktion, aber zum Staunen aller zog er sich plötzlich mitten in dem hunderthändig wichtigen Getriebe zurück, erklärte, er müsse rasten, setzte sich nach Hirsau in sein verödetes Haus über seinen Bibelkommentar. Er kam nicht voran damit. Verdrießlich sah er auf die dicken Kompendien der Weißmann, Hedinger, Hochstetter, die umständlich und wacker den gleichen Acker gepflügt hatten. Ach, noch lange werden die Studenten an dieser zähen Weisheit zu kauen haben. Ach, es wird noch gute Weile dauern, bis er diesen Riesenkörper wird mit Herz und Leben gefüllt haben. Nein, es ging nicht voran mit dem Werk.

Wohl brannte die Lampe tief in die Nacht über seinen Büchern; aber seine Augen sahen nicht die Buchstaben, nicht die krausen griechischen, nicht die festen deutschen, nicht die blockigen hebräischen. Sahen eine, die nicht da war; bräunliche, flaumige, männlich kühne Wangen, blaue, starke Augen in seltsamem Widerspiel zu dem dunklen Haar. Sahen sie im stillen Kreis der Lampe, verschlossen, mit kindhaft wichtigem Gesicht. Die Tage schlurfte er durch die Räume, wie waren sie weit und leer! schlurfte in Pantoffeln, ohne Perücke, vernachlässigt, schnupperte in die Winkel, strich mit der feinen, dürren Hand zärtlich über eine Tischdecke, die Lehne eines Sofas, abwesend, mit verrenktem Lächeln.

Dann ließ er den Magister Jaakob Polykarp Schober vor sich rufen. Der erschrak gewaltig. Sicher wird ihn der Kirchenratsdirektor wegen seines Glaubens zur Rede stellen, ihn der Sektiererei bezichtigen, vor Gericht schleppen, einkerkern, unstet und flüchtig über die Erde jagen. Jetzt, wo seine Tochter nicht mehr im Bibelkollegiurn sitzt, kann er ja alle Rücksicht fallen lassen. Dem pausbäckigen Mann brach der Schweiß aus, seine frommen Kinderaugen wurden sehr rund und ängstlich, er lief mit kurzen Schritten, bedrückt schnaufend, auf und ab. Aber sehr bald kriegte er seinen Schreck klein. Wenn Gott ihn zum Märtyrer bestimmt hat, so wird er solche Auserwählung dankbar auf sich nehmen. So trat er, wenngleich merklich schwitzend, so doch aufrecht und mannesmutig vor den Prälaten und hub sogleich an, streitbar von den drei Männern im Feuerofen zu sprechen. Doch Weißensee, zunächst erstaunt, unterbrach ihn bald, erklärte verbindlich, er habe ihn durchaus nicht in amtlicher Eigenschaft zu sich gebeten, er habe nur den alten Freund seiner Tochter wieder einmal sehen und sprechen wollen. Der Magister, sehr erleichtert, sprach einfältig, herzlich und ehrerbietig von Magdalen Sibylle, und wie der ganze Kreis diese frornme, edle und erlesene Schwester vermisse. Weißensee hörte gierig zu, er befriedigte sich sichtlich an dem wohltuend schlichten Geschwätz, er kam öfters mit dem Magister zusammen, ja, die beiden machten gemeinsame Spaziergänge im Wald. Zaghaft begann schließlich Schober von seinen Versen zu sprechen, er rezitierte sein Poem: „Nahrungssorgen und Gottvertrauen“ und jenes andere von Jesus dem besten Rechenmeister. Als Weißensee freundlich zuhörte, als er gar etwas von Drucklegung verlauten ließ, gewann diese Leutseligkeit des großen und gelehrten Herrn den jungen Menschen

ganz ohne Vorbehalt. So, daß er, dem schon lange das Herz fast bersten wollte, ihm sein Geheimnis von der Prinzessin aus dem Himmlischen Jerusalem und dem argen Juden, ihrem Vater, anvertraute.

Aufhorchte da Weißensee. Abfiel seine Müdigkeit, Fahrigkeit. Tagelang streifte er mit dem über solche Ehre strahlenden Magister durch den Wald. Stand am Holzzaun, ließ sich jede Einzelheit wieder und wieder erzählen. Forschte nach dem Alten, dem Holländer, Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten. Kombinierte. Bekam zwar Naemi nicht zu sehen, setzte sich aber aus all der Mosaik die Wahrheit ziemlich getreu zusammen.

Lang in die Nacht hinein brannte auch jetzt seine Lampe. Aber nicht mehr schlurfte der Prälat mit unsicheren, vergreisten Schritten; federnd, jung ging er durch seine weiten, weißen Räume, seine regen Träume füllten sie mit Menschen und künftigen Begebenheiten. Tief und gekitzelt lächelten seine feinen und sehr beweglichen Lippen, und manchmal wohl sprach er, Akteur seiner Träume, vor sich hin: „Voyons donc, mein Herr Geheimer Finanzrat!“ oder: „Ei, ei, wer war sich das vermutend, Exzellenz?“ Ja, wer war sich das vermutend! Man war ein alter Fuchs, man hatte das Leben und die Menschen von allen Seiten bewittert und beschnuppert. Man bildete sich ein, sich auf Menschengesichter zu verstehen. Und musste wieder einmal erkennen, daß auf diesem großen Welttheater doch immer noch mehr Schminke und Maske ist, als selbst der ausgekochteste Zweifler supponiert. Wer hätte das geahnt? Er rief das Gesicht des Juden vor sich in sein einsames, nachtstilles Zimmer. Er schloss die Augen und spähte es aus, Zug um Zug, den gelüstigen, sehr roten Mund, die weißen, kalten, eleganten Wangen, das unbarmherzige, zufahrende Kinn, die lauersamen, raschen, fliegenden Augen, die glatte, unverträumte Stirn mit den Recbnerbuckeln über den Brauen. Wer hätte hinter diesem eiskalten, eisklaren Geschäfts- und Machtmenschen die sentimentalische Idylle im Wald von Hirsau gesucht! Ei, ei, mein Herr Finanzdirektor! Wie Sie vor mir gestanden waren an jenem üblen Abend in Ihrem Palais! Was für eine wache, mondäne, medisante Miene Sie hatten! Ei, ei, mein Herr Hebräer, ich hätte mich wohl sollen ein weniges mehr zusammennehmen. Ich war wohl ein wenig faselig und plapperig und habe mich nicht ganz ä la mode geführt an jenem Abend. Ich saß wohl sehr elend und vertan auf meinem Stuhl, dieweilen Sie rank und schlank und schneidig vor mir standen, und das Mark krümelte

sich kurios in meinem Gebein. Nun ja, ich wäre wohl neugierig, wie sich Euer Exzellenz führen in einem ähnlichen Fall. Der Kirchenratsdirektor Filipp Heinrich von Weißensee hielt ein auf seinem Gang durchs Zimmer. Die Lampe brannte still durch den weiten Raum, plump surrte ein Nachtfalter, die vielen Bücher ringsum schauten stumm und gelassen, durch das offene Fenster drang stark der Hauch des nächtlichen Waldes. War das Rache, womit er sich da abgab? Waren das Rachepläne? Fi donc, er besudelte sich nicht mit so bürgerlich gemeinen Empfindungen. Er war nur – ja, was war er? Neugierig war er, wie der Jude sich halten wird. Ob er auch plötzlich so schlapp und alt sein wird und was überhaupt er tun wird. Ei ja, sehr sehenswert wird das sein, höchst lehrreich wird das sein, viel interessanter, als was es gemeinhin in den Romanen zu lesen, auf den Komödienbühnen zu sehen gibt. "Voyons donc, Exzellenz! Eh voilä, mein Herr Geheimderat!" sagte der feine, elegante Prälat vor sich hin, tief und gekitzelt lächelnd. Dann setzte er sich über seinen Bibelkommentar, sehr belebt; mit abschätzigen, spöttischen Augen glitt er über die wackeren Arbeiten der Hochstetter, Weißmann, Hedinger, der braven, umständlichen, gelehrten Männer, und flink und fröhlich ging ihm jetzt das Werk vonstatten.

Unterdes hatten die Sendlinge des Würzburger Bischofs still und zäh in Stuttgart weitergearbeitet. Hell im Licht standen jetzt neue Männer, Militärs zumeist, die sich wenig um den Süß kümmerten und bei äußerlich gutem Einvernehmen ihre Verachtung des Juden nicht verbargen. Der war der General Oberburggraf von Röder, ein ungeschlachter Mann, dann der Kommandant vom Asperg, Oberstleutnant von Bouwighausen, ferner ein Rudel lärmvoller und farbiger Offiziere, die jetzt immerzu wie ein Zaun um den Herzog waren, die Obersten Tornacka und Laubsky, der Rittmeister Buckow. Ein anderer Offizier sodann, der dem Süß besonders zuwider war, der Major von Röder, Vetter des Burggrafen, Kommandant der berittenen Stuttgarter Bürgergarde, des Stadtreiterkorps, ein knarrender Mann, niedere Stirn, harter Mund, rohe Tatzen, doppelt unförmig in den Handschuhen. Doch am meisten zu Hass und Ekel blieb dem Juden jener Dom Bartelemi Pancorbo, der kurpfälzische Geheimrat, Tabaksmanufaktur- und Kommerzdiengeneraldirektor, der Juwelenhändler, der jetzt wieder ins Licht rückte, die rechte Schulter wie stets kurios hochgezogen, immer in streng zeremoniöser, verschollener portugiesischer

Hoftracht, über mächtiger Halskrause das blaurote, verdrückte, entfleischte Gesicht mit der Geiernase und dem gefärbten Knebelbart, hinter faltigem Lid nach dem Süß äugend mit länglichen, starren, schmalen Augen. Diese alle, dazu die anderen alten Feinde, Remchingen, der Kammerdiener Neuffer, staken jetzt in dem katholischen Projekt. Süß, so klar und weit er das Ganze überschaute, viel klarer als die groben, großspurig törichten Offiziere, sah sich außerhalb dieses Planes. Er erfuhr Wichtiges nebenher oder gar nicht; nur wenn man seinen finanztechnischen Rat unbedingt brauchte, teilte man ihm lustlos, von obenher, beiläufig das eine oder andere mit. Ja, einmal, wie er sich leise etwas weiter vortastete, schnauzte ihn der Herzog grob an, er solle solche Spionierere ein für allemal lassen. Wenn es Zeit sei, mit dieser Katze durch den Bach zu fahren, werde man es ihm, vielleicht! sagen.

Karl Alexander, rascher als er erhofft und völlig wiederhergestellt, war groß tätig und gut gelaunt. Dazu kam, daß die von dem Würzburger erwirkte Versöhnung mit Marie Auguste die erwünschten Folgen gehabt hatte; die Herzogin war schwanger. Das Land hörte diese Botschaft missvergnügt. Wäre der Herzog kinderlos gestorben, so wäre die protestantische Linie wieder ans Regiment gekommen; so aber sah man sich Rom und den Jesuiten aufs unabsehbare ausgeliefert. Die angeordneten Bittgottesdienste für die Herzogin waren schlecht besucht; nur wer musste, kam. Aber der Herzog freute sich täppisch. Er sprach jedem von dem zu erwartenden Erben, breites Vergnügen über dem fleischigen, sanguinischen Gesicht, er machte derbe Witze, umgab Marie Auguste mit plumpen Rücksichten. Der war diese Schwangerschaft durchaus nicht gelegen gekommen. Sie fürchtete die Entstellung, sie fürchtete auch sonst Behinderung durch das Kind, sie hatte Angst und Ekel vor der Entbindung; überdies erschien ihr Mutterschaft an sich als etwas Genantes, Plebejisches, einer Aristokratin nicht Anstehendes. Sie dachte auch daran, die Schwangerschaft beseitigen zu lassen, ja, sie machte schon dem Doktor Wendelin Breyer Andeutungen solcher Art. Doch der Medikus verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen. Mit weitläufigen, entschuldigenden Bewegungen sprach er mit seiner hohlen, angestrengten Stimme vom Glück der Mutterschaft, er bezog sich auf die Antike, erwähnte die Mutter der Griechen und jene andere Heldenmutter, die ihren Sohn lieber auf dem Schild als ohne ihn zurückkehren sehen wollte.

Seufzend, in Gedanken auch an die simpel generalsmässige Einstellung des Herzogs, gab Marie Auguste es auf. Gierig hingegen und angenehm übergruselt hörte sie zu, wie Süß gelegentlich von Lilith erzählte, der Dämonenkönigin. Diese, die langhaarige, geflügelte, Adams erste Frau, hatte Streit mit ihrem Gatten; denn er war ihr beim fleischlichen Verkehr nicht so zu Willen, wie sie es verlangte. Da sprach sie mit schwarzer Kunst den verbotenen Gottesnamen und flog nach Ägypten, dem Land alles bösen Zaubers. Seither, hassend Eva und jede gesunde Ehe, bedroht sie Wöchnerin und Säugling mit Fluch und argem Schaden. Doch es ereilten sie in Ägypten die drei Engel, die Gott ihr nachgesandt, Senoi, Sansenoi und Semangelof. Zuerst wollten sie sie ertränken; dann aber ließen sie sie frei, nachdem sie mit dem Eid der Dämonen hatte schwören müssen, keine Wöchnerin zu schädigen und keinen Säugling, die durch die Namen der drei Engel geschützt sind. Deshalb schützen die jüdischen Frauen ihr Wochenbett durch Amulette mit den Namen der drei Engel. Gekitzelt, leise überschauert, fragte die Herzogin vertraulich den Juden, ob er ihr nicht ein solches Amulett beschaffen könnte. Gewiss könne er das, versicherte er eifrig ergeben. Sie erzählte dann bei Gelegenheit ihrem Beichtvater davon, dem Pater Florian. Der verwarnte sie wild und dringlich. Aber sie beschloss dennoch, sich das Amulett geben zu lassen. Besser war besser, und nach Benützung konnte sie es ja beichten. Im übrigen nahm sie ihre Schwangerschaft nach der ihr gemäßen Art in einer leichten, spöttischen Manier. Sie gab sich wie jemand, der, in leichtem Sommergewand in ein Gewitter geraten, die durchnässten Kleider gegen Bauerntracht vertauscht und sich jetzt über solche Munimerei überlegen amüsiert.

So saß sie am Weihnachtsabend gebrechlich und ziervoll, ganz in weißen, hauchenen Spitzen, aus denen überzart in der Farbe alten, edlen Marmors der Eidechsenkopf unter dem strahlend schwarzen Haar Spitzbübisch züngelte. Um sie her die kleine Assemblee der Vertrauten, die für den Christabend geladen waren. Der Herzog hatte den Süß ausschließen wollen. Aber Marie Auguste hatte mit ihrem amüsanten und galanten Hofjuden, seitdem er ihr jene Geschichte von dem Amulett gegen die Lilith erzählt hatte, ein besonderes, heimliches und wortloses Einverständnis und wollte ihn auch an diesem Abend nicht missen. Er empfand es gerade in der Isolierung dieser Zeit als Genugtuung, zugezogen zu werden. In ehrlicher Dankbarkeit verehrte er der Herzogin als Präsent eine sehr hübsche

Gemme, in die ein gefaschter Säugling geschnitten war, und eine ziervolle chinesische Kinderklapper aus Porzellan und Elfenbein; äußerst fein geschnitzte bezopfte Männer kletterten den Stiel hinauf mit beweglichen Köpfen, und winzig kleine Pagoden läuteten und klapperten. Als drittes aber mit einem Lächeln voll Geheimnis und Verehrung überreichte er ihr ein kleines goldenes Etui; sie wusste, darin war das Amulett. Doch die anderen, missvergnügt, daß Süß noch immer so fest in Gunst stand, empfanden ihn gerade an diesem Abend als Eindringling und fielen mit plumpen, bösartigen Späßen über ihn her. Der Herzog, ein Wort Remchingens aufnehmend, mahnte Marie Auguste, sie solle sich nicht an dem Juden versehen, daß Württemberg keinen krummnäsigen Herzog bekomme. Marie Auguste lächelte nur. Heimlich streichelte sie das kleine Etui; heimlich, von den anderen ungesehen, nahm sie das Amulett heraus, betrachtete es: ein Pergamentstreifen, mit roten, bockigen, hebräischen Buchstaben beschrieben; dazwischen schlangen sich, zackten sich beunruhigend krause Figuren, hockten komisch und bedrohlich primitive Vögel. Süß hörte indes Sticheleien und grobe Attacken mit der gleichen aufmerksamen und gelassenen Verbindlichkeit an. Später dann wandte er sich an den Herzog und Weißensee, er habe gehört, wie der Herzog und der Herr Kirchenratsdirektor gelegentlich über den katholischen und den evangelischen Text des Weihnachtsevangeliums debattiert hätten, ob die evangelische Lesart: „und den Menschen ein Wohlgefallen“ oder die katholische: „den Menschen, die guten Willens sind“ die richtige sei. Er freute sich, als kleines Weihnachtsgeschenk einen Beitrag zur Lösung dieses Problems beibringen zu können. Einigermaßen verblüfft sahen die Herren ihn an, auch die anderen schwiegen und horchten skeptisch und spöttisch auf, während Süß höflich und gleichmütig fortfuhr: Seit dem Professor Baruch d’Espinosa, den der höchstselige pfälzische Kurfürst an seine Universität Heidelberg habe berufen wollen, hätten seine Glaubensgenossen sich eingehend mit dem wissenschaftlichen Studium auch des Neuen Testaments befasst. Er habe nun wegen der besagten Textstelle an einen Geschäftsfreund nach Amsterdam geschrieben und folgende Auskunft erhalten. Im griechiscben Text heiße es „eudokjas“ was die Vulga und die Katholiken richtig mit bonae voltmtatis, „guten Willens“ übersetzten. Erasmus aber habe seine Bib nach einem Manuskript gedruckt, in dem fälschlich „eudokia“ ohne s, stand, und danach habe Luther: „ein Wohlgefallen“ übersetzt. Erasmus wäre

sicherlich auf den Fehler gekommen, wenn er nicht solche Eile gehabt hätte. Aber er hatte den Ehrgeiz, mit seinem Bibeldruck dem des Kardinals Ximenes zuvorzukommen. Darum also sei bei allem Respekt vor der Gelehrsamkeit des Herrn Kirchenratsdirektors das lutherische Weihnachtsevangelium hier nicht in Ordnung und Seine Durchlaucht hätten den rechten Text. Süß bracht' diese Erklärung bescheiden, höflich und sachlich vor. Was er sagte, war so einleuchtend, daß sogar von den Offizieren der eine oder andere es verstand; und Marie Auguste freute sich über die Gescheitheit ihres Hofjuden. Aber die anderen alle ärgerten sich, daß der Jude am Weihnachtsabend das Evangelium so sachkundig auseinanderblätterte und Reinchingen polterte, jetzt also schacherten die Juden nicht nur mit Wechseln und Juwelen, Sondern auch mit dem Wort Gottes. Weißensee verbreitete sich über die der Frau im Alten und im Neuen Testament. Dies Thema, in das er sich unter dem schmerzhaften Erkennen und Erleben der letzten Zeit auch in seinem Bibelkommentar wild verbissen hatte. Im Neuen Testament: die Madonna, im Alten: die tausend Weiber des Salomo. Er sprach glatt, elegant, geschmeidig verbindlich, wie das seine Art war. Aber es klang irgend etwas Verstecktes so Feindseliges durch, daß Magdalen Sibylle tief erblasste und daß ihre Hand ganz kalt wurde. Sie saß neben der ziervollen, launischen Marie Auguste schön und stattlich. Die Herzogin hielt ihre Hand, streichelte sie, es tat ihr wohl, mit ihrer kleinen, gepflegten, fleischigen Hand die große des Mädchens zu streicheln.

Magdalen Sibylle rang von neuem und leidvoller um den Süß. Sie übersah nicht klar die politische Konstellation, aber sie sah, daß er sehr allein stand, sie sah lauter Feinde um ihn herum, er kam ihr vor wie ein schlanker, schneidiger Panther unter plumpen, zottigen Bären. Und sie ahnte auch die seltsame Verstrickung zwischen ihm und dem Herzog und zwischen ihm und ihrem Vater. Süß sagte leichthin, nach seinem Geschmack seien weder die Damen aus dem Alten, noch die aus dem Neuen Testament – Die einen seien ihm zu heroisch, die anderen zu sentimentalisch. Und seine Augen glitten mit beredtem Schmeicheln von der Herzogin, deren neugierig lüsternes Wohlwollen ihn angenehm überrieselte, zu Magdalen Sibylle, die ihm willkommen fester Grund und Bestätigung war, von der rotblonden, pompösen Madame de Castro, der klugen Rechnerin, die, merklich kühler, die Mariage immer noch nicht ganz aufgegeben hatte, zu den süßen Damen Götz, die, genau nach dem Vorbild der

Mutter die Tochter, sich dem Herzog noch immer weigerten. Remchingen beharrte bei dem Thema von dem Alten Testament. In dem plärrenden Wienerisch, daß er, der im Augsburgischen Geborene, sich angewöhnt hatte, weil er es für aristokratisch hielt, meinte er, nach dem Gemauschel, das man zuzeiten höre, müsse die Heilige Schrift im Urtext als recht ein ärgerliches und zuwideres Gequäke und Gegurgel klingen. „Glauben Sie, Exzellenz“, fragte sehr höflich Süß zurück, „daß unser Herrgott mit Adam im Paradies wird wienerisch oder daß er mit ihm wird hebräisch parliert haben ?“ Die Herzogin lachte, freute sich über ihres Juden feines Maulwerk, über Remchingen Abfuhr, streichelte verstohlen das Etui mit ihrem Amulett, ließ in ein Schweigen hinein die Glöckchen der Kinderklapper fein und zärtlich klingeln. Aber der Burggraf Röder erachtete es für nötig, dem Remchingen zu sekundieren. Er wandte sich an die Herzogin, es sei gut, daß Ihro Durchlaucht noch nicht so weit seien. Die Kinder die heute nacht geboren würden, hätten nichts zu lachen. Und da war man denn endlich da, wo man schon lange hin wollte, und man Sprach eingehend umständlich und gewichtig dieweil Süß zäh schwieg, von dem Eßlinger Kindermord. Die Offiziere vor allein hatte das Argument, daß das Mädchen in der Christnacht geboren war, durch aus überzeugt. Nur Herr von Riolles, der ein Freigeist war, meinte, wenn wirklich die Juden die in der Christnacht Geborenen gefährdeten so hätte Jesus von Nazareth einfach eine andere Nacht sollen für seine Geburt wählen; dann wäre ihm das Kreuz, uns allen das Christentum erspart geblieben. Indessen hatte der Geheimrat Pancorbo die Herzogin gebeten, die Geschenke des Süß näher betrachten zu dürfen. Mit seinen dürren, blauroten gichtknotigen Fingern betrachtete er sie, nah an die Geiernase vor die starren, länglichen, tief in den Höhlen versteckten Augen führte er sie; dann äußerte er sich sachlich und eingehend über das wertvolle Material der von Süß geschenkten Geznme und der Kinderklapper und daß es im Juwelenhandel Usus sei, solches Zeug umsonst dreianzugeben. Hämisch im Gegensatz wies er wieder einmal darauf hin, wie ungeheuren Wert der Solitär habe, den Süß selber am Finger trage, und aus ihren tiefen Höhlen blinzelten hinter faltigem Lid die schmalen Augen gierig nach dem Ring. Doch Marie Auguste verteidigte ihren Juden. Dies sei keineswegs alles, was er ihr geschenkt habe, sagte sie mit ihrer gleiten lässigen leicht Spöttischen Stimme, und sie wies das Amulett vor, und sie erzählte die Geschichte von Lilith, der Dämonenkönigin. Scheu und gekitzelt

hörte man zu, beschaute man die primitiven, bedrohlichen Vögel, die bockigen, unheimlichen Buchstaben des Pergaments. Bis endlich Karl Alexander mit lautem, etwas gewaltsamem Lachen die Lähmung löste, gutmütig und lärmvoll spottend, sie werde noch Jüdin werden, und sie könne sich freuen, daß sie sich wenigstens nicht werde müssen beschneiden lassen. Doch nach der Tafel nahm er den Süß beiseite, haute ihn auf die Schulter, war sehr gnädig. Das mit dem katholischen und evangelischen Text, wie er da eine so runde, einleuchtende Erklärung habe schaffen können, das sei sehr amüsant gewesen, und er sei doch ein Tausendassa. Unvermittelt dann sprach er dem geschmeichelten Süß von dem Magus, ob man den nicht einmal könne wieder zu sehen kriegen. Er wisse schon, von wegen dem, womit er nicht habe herausrücken wollen. Süß, unbehaglich, wich aus. Karl Alexander bestand nicht, sagte, es sei ja wahr, dem Magus sei schwer beizukommen, er sei ein schwieriger Onkel. Aber eines müsse der Süß ihm schaffen: ein Horoskop von dem Magus über das, was er sich für die Zukunft von den Frauen Böses oder Gutes zu versehen habe. Nach der Affäre mit der Napolitanerin, nach dem Auf und Ab mit der Herzogin, bei dem blöden, zimperlichen Getue der Damen Götz wolle er darüber was wissen. Es sei nur recht und billig, daß ihm der Süß von dem Kabbalisten das Horoskop darüber stellen lasse. Nachdem er der Herzogin das Amulett beschafft habe, werde er ihm wohl auch den Gefallen tun; und nachdem er so Schwieriges beigebracht habe wie jene Bibelerklärung, müsse ihm das doch ein leichtes sein. Süß konnte nicht wohl ablehnen, zauderte, gab nach. Man trennte sich bald. Die katholischen Herrschaften wollten noch in die Schlosskapelle zur Messe. Weißensee bat den Süß, ihn begleiten zu dürfen.

Die Herren schickten die Wagen voraus, gingen zu Fuß. Die Nacht war lau, starker, erregender Wind ging. Weißensee kam auf sein Thema zurück, wie seltsam es sei, daß die morgenländischen Geschichten sich nun im ganzen Erdteil so fest angesiedelt hätten. Er sprach vom deutschen Wald, wie kurios es sein müsste, man dahinein plötzlich so irgendein morgenländisches Gebäu stelle. In seiner Gegend im Wald von Ill habe ein Holländer diese sonderbare Intention gehabt. Unter solchen Reden war man vor dem Haus des Juden in der Seegasse angelangt und der Kirchenratsdirektor verabschiedete sich besonders umständlich und verbindlich. Sowie sein Bibelkommentar in dem die liebwürdige Auskunft des Süß eine

besondere Stelle finden werde, fertig sei, werde er sich die Ehre geben, Herrn Finanzdirektor mit als erstem ein Exemplar überreichen.

Süß schritt durch die matterleuchtete Vorhalle, es klang ihm in den Ohren: „Oh du fröhliche, Oh du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Auf leisen Sohlen erschien der Kammerdiener, ob er Seine Exzellenz schon auskleiden dürfe. Süß winkte ab. Er konnte nicht schlafen. Lag ihm der Föhn im Blut? Und was der alte Fuchs da gesagt hatte von Hirsau, es klang ja sehr harmlos, auch war ja das Haus des Oheims eigentlich nicht morgenländisch; aber war in den Worten des Weißensee nicht doch ein Hinterhalt? Er setzte sich an seine Akten. Allein die Ziffern schauten ihn nicht mit der kalten Sachlichkeit an wie sonst. Das krause Gerank des weißen Hauses mit seinen Blumen hängte sich an sie. Er warf den Kiel weg ging auf und ab in Splitternden, unbehaglichen Gedanken, während ringsum die Glocken der Messe läuteten.

30.

Isaak Landauer saß in unschöner unbequemer Haltung in einem der prunkvollen Sessel des Süß. Man hatte die geschäft1ichen Dinge zu Ende gesprochen und Süß, durch die schmuddelige Gegenwart des anderen gereizt, wartete nervös auf seinen Aufbruch. Doch Isaak Landauer traf keinerlei Anstalt, er strähnte sich den rotblonden, verfärbten Bart und sagte: „Ja, der Prozess gegen den Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal ist also in vier Wochen. Unbehaglich, Reb Josef Süß. Muss Euch sein besonders unbehaglich. Da habt Ihr Eure Lakaien, Eure Chinesen, Euren goldenen Rock, Euren Papagei. Aber die Eßlinger spucken Euch drauf und bringen um den Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal.“ Da der andere schwieg, fuhr er fort: „Wenn ich Euch gesprochen hab von dem Ravensburger Kindermord, habt Ihr gemacht ein Gesicht, hoffärtig wie ein Goj, und habt gesagt: Alte Geschichten. Jetzt seht Ihr’s mit Euren alten Geschichten, jetzt springt Euch das Schlamassel an den eigenen Hals.“ Aber Josef Süß schwieg zäh. Als die ersten Nachrichten gekommen waren von den Maßnahmen der Eßlinger, hatte er natürlich sogleich erkannt, daß sie gegen ihn gerichtet waren, nur gegen ihn. Er wollte zufahren, zwang sich, seinen Zorn zu überschlafen, das Für und Wider eines Eingreifens in aller Ruhe zu überdenken. Nahm er Partei für den Jecheskel Seligmann, so gefährdete er seine Nobilitierung und die Mariage mit der Portugiesin, beschwor tausend aufreibende Kämpfe mit dem Parlament herauf, musste als Kompensation mannigfache Vorteile gegen die Eßlinger preisgeben. Somit war seine Taktik klar. Er kannte den Juden Jecheskel Seligmann nicht. Wenn die Eßlinger, bloß um ihn zu ärgern, ihre Justiz durch einen offenbaren Fehlspruch kompromittieren wollten, mochten sie es. Ihre Sache. Er wird sich nicht einmengen. Streng neutral bleiben. Eisern schweigen. Demgemäss handelte er. Beschränkte sich auf wirksame Schutzmaßnahmen für die von ihm im Herzogtum zugelassenen Juden und ihre etwas zweifelhaften Rechte. Ließ sich im übrigen durch keine Stichelei und keinen Hohn aus seiner Passivität

herauslocken. Auch für die Reden Isaak Landauers, sosehr sie ihn ägrierten, hatte er keine Antwort. Doch der andere beharrte eigensinnig: „Ich hab aufgekauft mit ein paar anderen alle Schuldforderungen an die Stadt Eßlingen. Besteht sie auf dem Prozess, komme ich acht Tage vorher mit meinen Obligationen Lässt sie nach, lass ich nach. Drückt sie zu, drück ich zu. Aber man kann nicht Wissen“ schloss er bekümmert und rieb sich die fröstelnden Hände. „Diese Gojim sind geschlagen mit aller Bosheit und Dummheit Wenn es gegen einen Juden geht, wollen sie Blut lieber als Geld. Und Ihr, Reb Josef Süß?“ fragte er endlich geradezu, da sonst kein Wort aus ihm herauszupressen war. Süß, lang vorbereitet erwiderte ablehnend: „Ich kenne den Juden Seligrnann nicht. In meinem Bezirk werde ich mich zu schützen wissen.“ Aber Isaak Landauer erregte sich: „Kennt nicht Werdet Euch zu schützen wissen! Was heißt das! Sitzt da mit seinen Lakaien, seinem golden Rock, seinen Chinesen und kennt nicht! Wird sich zu schützen wissen! Lasst Euch sagen von einem alten Geschäftsmann: „Wozu ist gut das ganze Gelump, wer glaubt Euch das ganze Gelump, wer lässt sich dumm machen davon, wenn Ihr nicht könnt Schützen den Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal?“ Und er schwenkte aufgebracht die Hände vor dem Gesicht des anderen, sein Kaftan flatterte zornig. „Papagei, Gobelins Steinköpfe! Wozu sind gut Steinköpfe?“ höhnte er giftig. „Moses der Prophet und Salomo, der König haben ihrer Lebtage nicht ausgeschaut wie Eure weißen Steinköpfe! Und die Augen· haben sie auch nicht immer zu gehabt. Sonst hätten sie es nie so weit gebracht.“ Und er starrte, empört durch das gelassene Schweigen des anderen, hitzig vor sich hin. „Ein guter Jud wird sich hüten, mit Euch in Zukunft zu machen Geschäfte“, spielte er plötzlich starr, lauernd, bösartig seinen letzten Trumpf aus. Aber Süß achselzuckte nur: „Ich lasse mir nichts abpressen“, und wandte ein feindseliges hochfahrendes Gesicht weg. Es blieb Isaak Landauer nichts übrig, als vor sich hinkläffend, heftig den schütteren Bart strähnend, zu gehen.

Einige Wochen später, der Eßlinger Prozess musste nun bald stattfinden, standen im Vorzimmer des Süß zehn jüdische Männer, an der Spitze Jaakob Josua Falk, der kleine, welke Rabbiner von Frankfurt mit den eingesunkenen Augen, mit ihm der Pfleger und die drei angesehensten Vorstände seiner Gemeinde, und eine Deputation der Fürther Juden, gleichermaßen zusammengesetzt. Sie waren in Freudenthal zusammengetroffen, wo seit den Zeiten der Gräveniz

eine kleine jüdische Gemeinde saß, sie hatten die Frau des Jecheskel Seligmann aufgesucht; doch die war stumpf und keiner Tröstung erreichbar. Sie waren dann, vom Volke bösartig angeknurrt, nach Stuttgart gefahren, bei dem widerwilligen Judenwirt abgestiegen. Sie hatten in großer und umständlicher Ordnung gebetet, früh, nachmittags und am Abend, denn zehn Männer bildeten eine Gemeinde, in der alle Feinheiten und Umwege der Gebetsordnung abgewandelt werden konnten. Sie waren feierlich vor der Rolle der Heiligen Schrift gestanden, die sie mit sich schleppten, sie hatten sie geküsst, erregt und gesammelt, eingehüllt in ihre Gebetmäntel, die Riemen an Herz und Hirn, das Gesicht gerichtet gegen Osten, gegen Zion. So hatten sie mit Händen, Lippen und allen Gebeinen in großer, flackernder Not und Andacht gebetet. Und nun standen sie matt und erregt, in Schläfenlocken und schwerem Kaftan, den spitzen Judenhut auf dem Kopf, den Fleck am Ärmel, im Vorzimmer des Süß zwischen Büsten, Stuck, Gobelins, Gold und Lapislazuli. Sie schwitzten und sprachen nur selten ein flüsterndes, heiser gurgelndes Wort. Eine Spieluhr schlug die volle Stunde und spielte eine dünne, silbern rieselnde Melodie, und sie warteten, bis der Geheime Finanzierrat sie vorlassen würde. Es fasteten aber an diesem Tag alle Juden in Deutschland, so sie über dreizehn Jahre alt waren, achtzigtausend an der Zahl. Süß hätte die Deputation am liebsten nicht empfangen. Diese Leute waren töricht. Sie mussten sich doch selber sagen, wenn er hätte eingreifen wollen, hätte es von alleine getan. So konnten sie ihn nur kompromittieren. Das Parlament wies immer energischer auf die längst nicht mehr beachteten, aber formal noch gültigen Gesetze hin, die die Anwesenheit von Juden in Herzogtum nur in Sonderfällen und mit vielen Verklausulierungen erlaubten. Von dem Herzog hatte er nichts mehr erlangen können als eine Erklärung, was seinen Finanzdirektor und die von diesem zugelassen Juden anlange, so lasse er sich die Hände nicht binden; im übrigen möge es bei den alten Vorschriften bleiben. Die Landschaft hatte daraufhin, den Eßlinger Fall nützend, diese alten, strengen Vorschriften neuerlich und mit Nachdruck veröffentlicht. Seltsam war, daß an der Spitze dieser Agitation im Parlament Weißensee stand. Wollte er seine katholische Intrige hinter dem Kampf gegen die Juden verstecken? Jedenfalls war unter solchen Umständen die jüdische Deputation überflüssig wenn nicht schädlich. Andererseits waren es die angesehensten Männer deutscher Judenheit, die ihn zu sprechen wünschten; er musste sie

wohl empfangen. Hätte er ihrer Bitte stattgeben können, so hätte es ihm geschmeichelt sie großartig als Schutz flehende anzuhören. So empfing er sie ungern, fest gewillt, sie mit einem hinhaltenden Bescheid zu entlassen.

Ein traten die zehn jüdischen Männer, ungelenkt, scharrend, hüstelnd, umständlich, das kleine Kabinett sehr füllend. Schlank, elegant, gemessen stand Süß den gegenüber. Schnaufenden Sich-bewegt-Wiegenden gegenüber. Es sprach Jaakob Josua Falk, der Rabbiner von Frankfurt.

„Wir haben uns zusammengetan die ganze Judenheit, und haben gewirkt mit Geld und mit Präsentern. Aber es hat nicht wollen fruchten. Denn das Volk ist sehr verhetzt. Der Rat von Eßlingen will seine Judenheit schinden, es ist wohl auch, um Euch zu ärgern, weil ihr so mächtig seid bei Eurem Herzog. Die Bosheit der Frevler ist groß, die Tücke Edoms hebt sich mächtig auf gegen Israel. Sie frisst Geld, aber sie wird nicht sanfter.“ Da Süß nicht antwortete, sondern abwartend schwieg, begann der Rabbiner von Fürth, ein beleibter, bekümmerter, behaarter Mann:

„Es ist keine Hilfe mehr, Reb Josef Süß, nur bei Euch. Der Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal ist zuständig nach Württemberg. Wir bitten Euch, daß Ihr verlangt seine Auslieferung an den Herzog, daß seine Sach kann verhandelt werden nach württembergischem Recht. Es ist keine andere Hilfe mehr“, schloss er, dringlich fordernd, gurgelnd, nah an Süß heranrückend. Der lehnte an seinem Schreibtisch, höflich, elegant, unberührt.

„Der Jud Jecheskel Seligmann“, erwiderte er sachlich, „hat keinen ordentlichen Konsens von mir, er steht nicht in meinen Listen; es ist zweifelhaft, ob er nach dem Herzogtum zuständig ist. Die Stadt Eßlingen wird opponieren bei Kaiserlicher Majestät in Wien, die Landschaft wird sich dreinmelieren. Es ist nicht opportun, daß ich seine Auslieferung verlange.“

„Nicht opportun!“ eiferte der Rabbiner von Fürth. Aber der kleine, welke, milde Rabbiner von Frankfurt fiel ihm ins Wort:

„Ihr habt viel für uns getan. So haben wir gehofft, daß Ihr uns werdet helfen auch diesmal, damit nicht vergossen werde dies unschuldige Blut.“ Doch der dicke, hitzige Rabbiner von Fürth ließ sich nicht beschwichtigen.

„Nicht opportun!“ erregte er sich. Ein Menschen-leben retten, einen Juden retten, der nichts getan hat, nur daß er Jud ist, nicht opportun!“

„Ihr seht immer nur eins, Rabbi unser Lehrer“, erwiderte Süß, und er blieb höflich und ruhig und gab ihm seinen Titel. „Ich muss weiter sehen, Zusammenhänge sehen. Gesetzt den Fall, ich könnte den Reb Jecheskel Seligmann retten, dann müsste ich solche Rettung bezahlen mit Konzessionen an die Stadt Esslingen, an den Kaiser. Ich kann mir solche Mildherzigkeit nicht gestatten. Ihr habt Euer simples, klares Prinzip: da ist ein Jud, der soll nicht sterben. Ich darf nicht so einfach handeln; ich muss rechnen, zählen, wägen. Ihr habt bloß Eure jüdischen Sorgen, ich hab tausend andere.“ Mit seiner milden, zittrigen Stimme erwiderte Jaakob Josua FaIk, der Rabbiner von Frankfurt:

„Wie viel in Israel gäben ihr ganzes Hab und Gut und mehr als das, um zu verhüten, daß dies unschuldige Blut vergossen werde. Ihr könnt es hindern mit einem einzigen Federstrich. Sperrt Euer Herz nicht zu, Reb Jose Süß!“ Und der feiste Rabbiner von Fürth fügte hinzu:

„Wollt Ihr die ganze Judenheit im Stich lassen, weil ihr Angst habt vor ein paar schalen Redereien, die sie könnten machen in der Landschaft?“ Süß lehnte noch immer am Schreibtisch, schlank, höflich, elegant, und seine Ruhe war ein Damm gegen die Erregung der anderen, die schnaufeud und sehr bewegt das kleine Kabinett füllten. Aus seinen wölbigen, braunen Augen schickte er einen raschen, hochmütigen Blick zu dem dreisten, eifernden Rabbi; aber er hatte sich sogleich wieder im Zaum und erwiderte gelassen:

„Ich hab genug für die deutsche Judenheit getan, daß jeder sieht, es fehlt mir nicht an gutem Willen. Wäre ich Christ geworden, hätte ich mich abgekehrt von der Judenheit, nach dem römischen Kaiser wäre ich heute der erste Mann im Reich. Aber ich war nicht feig, ich hab mich hingestellt vor die Judenheit, ich hab es nicht hinausgebrüllt, aber ich hab es auch nie geleugnet, daß ich ein Jud bin.“

„Dann bekennt Euch jetzt dazu! Jetzt, jetzt!“ gurgelte zufahrend, drängend, den schweren, behaarten Kopf vorstoßend der Rabbiner von Fürth. Doch Süß, mit größerer Kälte, sagte:

„Ihr könnt doch sonst wägen, messen. Messt doch! Wägt doch! Schaut weiter als in den Augenblick! Den Reb Jecheskel Seligmann anfordern? Ich wäge in der rechten Hand seinen Tod, in der linken die Verdrießlichkeiten, Schimpf, Gefahr, Komplikationen, die mich treffen, wenn ich ihn salviere.“ Er hielt ein, schaute ruhig in die zehn Gesichter, die aufmerksam, erregt, gespannt in seines starrten. Er

schloß leichthin: „Ich will mich heute nicht entscheiden. Aber es ist leicht möglich, daß, wäge ich so, ich keinen Sturm riskiere wegen einer Lappalie.“ Auffuhren die Männer da. Empört fuchtelten Hände durch die Luft, öffneten sich Münder. Kleine Rufe: „Ai ai!” Aufgebrachte, sich überstürzende, halbe Sätze. Gurgelnd, drohend darüber die unschmiegsame, ungebärdige Prophetenstimme des Rabbiners von Fürth:

„Lappalie! Ein Mensch wie Ihr, ein Jud, Euer Bruder, wird gemartert, soll hingerichtet werden voll Qual und Schmach, um nichts und wieder nichts. Mir steht das Herz still, wenn ich dran denke, daß ich soll müßig zuschauen. Und Ihr achselzuckt: „Lappalie!“ Und er drang schnaufend, feist und zornig auf ihn ein. Aber der kleine Rabbiner von Frankfurt schob ihn zurück. Mit seiner sehr alten, sanften Stimme sagte er:

„Wir wollen Euch nicht drängen, Reb Josef Süß, wir wollten Euch nur bitten. Gott hat Euch sichtbarlich erhöht wie noch nie einen Juden in Deutschland. Er hat das Herz Eures Fürsten wie Wachs gemacht in Eurer Hand: wollet nicht das Eure verhärten vor der Not Eurer Brüder !"

Die anderen waren ganz still geworden, während der alte Mann mit seiner nicht lauten Stimme dies sagte. Auch der Rabbiner von Fürth schwieg. Süß, nach einem Schweigen, erwiderte, und seine Stimme klang weniger sicher als sonst: Er habe ja keineswegs abgelehnt, einzugreifen. Bloß, wenn er nach reiflichem Erwägen nicht intervenieren könne, sollten sie ihn nicht für bösen Willens halten und seine Gründe verstehen. Damit gingen sie, und er geleitete sie höflich durch das Vorzimmer. Allein geblieben, ärgerte er sich. Er war wärmer geworden, als er beabsichtigt hatte. Er hatte ihnen einen Teil seiner wirklichen Gründe gezeigt. Warum eigentlich und wozu? Er hätte kühler, höflicher bleiben sollen, er hätte mehr und unverbindlicher versprechen sollen. Sie sind ja doch nicht zugänglich für feinere Argumente. Sie stieren zäh und wie behext immer auf das Eine: sie wollen ihren lumpigen Jecheskel Seligmann salviert haben. Er ging in immer dickerer Verdrießlichkeit in seinem Kabinett auf und ab. Daß sie so gar nichts begriffen! Hatte er ihnen nicht in Frankfurt ungeheure Spenden zukommen lassen? Förderte er nicht, wo er konnte, ihren Handel? Schaffte hier, dort, überall Erleichterungen? Wenn heute gegen die Landesgesetze mehrere hundert Juden im .Herzogtum saßen, des war er alleinige Ursach. Wie hatten sie damals in Frankfurt ihn hofiert und die Hände vor ihm

zusammengeschlagen! Und jetzt galt das alles nicht mehr und sie wollten seine Verdienste nicht sehen, nur weil er ihnen in dem einen Fall nicht zu Willen sein konnte. Immerhin, es wäre ein angenehmes Gefühl gewesen, ihnen seine Allmacht auch diesmal zu präsentieren. Es traf sich zu dumm, daß er den Eßlingern ihren Juden nicht ohne weiteres entreißen konnte. Sicherlich wird er in Zukunft der ganzen Judenheit viel weniger imponieren. Dies nagte an ihm. Er beschloss mit aller Energie, nicht mehr daran zu denken. Stürzte sich in Arbeit. Entfesselte einen neuen Wirbel von Frauen um sich her. Aber seine Nächte waren schlecht. Er träumte, vor ihm gehe ganz langsam und feierlich der Hinrichtungszug mit dem Juden Jecheskel Seligmann Freudenthal. Er, Süß, brauste auf seiner Schimmelstute Assjadah hinterdrein, wollte den Zug zum Stehen bringen. Aber so langsam der Zug immittelbar vor ihm dahinschlich und sosehr er seine rasche Stute spornte, er konnte und konnte ihn nicht einholen. Er schrie, winkte heftig mit den Einspruchsakten. Aber es war großer Wind, und die vor ihm gingen und gingen. Plötzlich war Dom Bartelemi Pancorbo da. Mit seinem entfleischten Gesicht, die eine Schulter hoch, in seiner großen, verschollenen Halskrause stand er vor ihm, sagte, wenn er den Solitär an seinem Finger gebe, werde er den Zug zum Halten bringen. Süß war, schwitzend und bekümmert, einverstanden. Aber wie er den Ring vom Finger ziehen wollte, saß der wie eingewachsen, und Dom Bartelemi sagte, ja, da müsse er eben die Hand abhacken. Darüber erwachte Süß, unerquickt und mit Kopfschmerzen. Wenn er noch so müde war, hatte er jetzt Angst vor dem Schlaf. Denn der Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal, der seine von Arbeit und Frauen berstenden Tage nicht behelligte, schlich in seine kurzen, unerfreulichen Nächte.

Vor dem erschreckten, in sich zurückgescheuchten Süß hockte mürrisch Rabbi Gabriel. Saß da, dicklich, vergrämt, die drei scharfen, senkrechten Falten in der Stirn. Erzählte mit kargen, altfränkischen, vieldeutigen, bedrohlichen Worten. Es waren also Gerüchte zu dem Kind geflogen, böse, ätzende Gerüchte über Süß. Das Kind hatte nicht gesprochen, aber das Kind war aus seiner Ruhe, getrübt. Süß, erschreckt, ängstlich: Was er denn tun könne? Und Rabbi Gabriel mürrisch, grimmig: Hier nützen Worte nichts, Ausflüchte nichts. Stellen müsse er sich dem Kind. In seinem Gesicht lesen lassen müsse er das Kind. Vielleicht, setzte er höhnisch hinzu, entdecke das Kind mehr als er, der Rabbi. Vielleicht finde es mehr in dem Antlitz des Süß als Fleisch und Haut und Knochen. Den

Süß, wie er allein war, hob es hoch, tauchte es hinunter. Warf es, den Umgewühlten, hin und her. Dabei war er, im Grund, von Anfang an entschlossen. Dabei kam ihm, im Grund, diese gefährliche und hönische Forderung des Rabbi als Zeichen und groß Licht und sehr erwünscht.

Dem Kind sich stellen, dem Kind ein Gesicht zeigen rein und leuchtend von innen her. Daß solche Nögung just in diesem Augenblick kam, das musste auf dem Zweifelsüchtigsten Wink und Zeichen sein. Er war kein Hundsfott, sicher nicht, er konnte sich sehen lassen, jederzeit und vor jedermann, und wenn es wirklich einen Gott geben sollte, der prüfte und Buch führ und Wechsel zog: er konnte beruhigt sein und brauch vor Saldo und Tratten keine Angst zu haben. Immerhin, wenn er sich jetzt dem Kind stellen soll, so ein Kind hat sonderbare Augen, es sieht immer bloß Blumen und lichten Himmel, es hat keine Ahnung von menschlichen Komplikationen, und es sieht vielleicht Makel und Schmutz, wo unsereinem Herz und Händ leidlich sauber scheinen. Und wenn bereits Gerüchte zu ihr geflogen sind, wenn sie von vornherein voll Angst und Zittern ist, dann ist es sicher geraten, sich nochmals gründlich zu säubern, eh daß man vor sie hintritt. Er geht, den Kopf gesenkt, die schlemmerisch Lippen aneinanderreibend, die Arme sehr straff, auf und ab. Er ist, Teufel noch eins! nicht der Mann, Opfer zu bringen. Er schenkt ringsumher, er verstreut rings um sich, weil er generös ist und ein großer Herr und Kavalier. Aber Opfer? Ihm hat auch noch niemand Opfer gebracht, im Leben geht es hart auf hart und Keil auf Klotz, und wer Bangen hat und weichmütig ist muß unten bleiben und sich auf den Kopf speien 1assen. Er hat kein Bangen, vor murrender Populace nicht und vor frechen, großen Herren nicht und vor keinen Parlament und keinem eventuellen Herrgott nicht. Dennoch: in diesem einen Fall ein Opfer zu bringen, es wäre ein kitzelnd wollüstiger Schmerz, man könnte dann vor das Kind hintreten, blitzblank, und auch ein Aug, das nur Blumen gewohnt ist und lichten Himmel, könnte kein winziges Staubkorn an einem finden. Aber was alles schwämme hinunter, wenn er das Opfer brächte! Es war sinnlos, es war, nahm man es politisch, barer Widersinn, den Jecheskel Seligmann zu salvieren, nur um ein paar krause Gedanken des Kindes wegzujagen. Die Mariage mit der Portugiesin schwämme hin, die Nobilitierung schwämme hin, ein gut Stück Grund und Boden, darauf er stand, schwämme hin. Nein, nein! Und wenn es auch vielleicht Zeichen und Wink war, er wird sich

nicht soweit nachgeben, er wird nicht um eine kindische Laune soviel blutig Erkämpftes einfach hinschmeißen.

Im Grund wusste er, daß er es tun wird. Im Grund wusste er es von dem ersten Augenblick an, da er Rabbi Gabriel sah. Und er hatte harte Mühe, gewisse nebelhafte Vorstellungen, die immer wieder zu ihm heraufdrängten, nicht allzu greifbare Bilder werden zu lassen: wie er nun doch fortan der ganzen Judenheit imponieren wird, wie er überall in Europa als erster der Juden im Römischen Reich wird erhöht und gepriesen werden, wie er das Einmalige und Unausdenkliche wird zu Rand bringen, als einzelner Jude einer ganzen christlichen Stadt einen verfallenen Menschen zu entreißen. Und während dies eitel und schwellend in ihm hochdrängte, hatte er Mühe, sich selber die schwere Größe so opfermütigen Entschlusses vorzuspielen.

Anderntags ging er zum Herzog. Er machte weniger Umschweife als sonst, war weniger servil, forderte dringlicher. Er betonte, es vertrage sich nicht mit der Dignitè des Herzogs, daß er den Eßlingern seinen Juden so ohne weiteres überlasse; auch seine, des Süß, Autorität leide unter den kontinuierlichen Hohn- und Stichelreden der insolenten Eßlinger. Karl Alexander fuhr ihn barsch an, er solle ihn in Frieden lassen mit seinen blöden Judengeschichten, er habe genug Scherereien davon mit seinem Parlament, er sei als Judenzer im ganzen Reich verschrien, und jetzt solle er sein freches Maul halten. Doch Süß, gegen seine Gewohnheit, bestand auf seinem Thema, er ließ durchaus nicht locker, er häufte, trotzdem der Herzog ihn erneut anschrie, die Argumente. Er verlangte, daß zumindest Johann Daniel Harpprecht, der erste Jurist des Landes, gutachtlich gehört werde über die Kompetenz des Eßlinger Gerichts, wenn anders er, Süß, seine mühevollen und gefährlichen Arbeiten für den Herzog fortführen solle. Denn würde weiter seine Autorität durch die Eßlinger in gleichem Maße geschwächt, so müsse er submissest um Enthebung von seinen Funktionen bitten. Karl Alexander, hochrot und schnaufend, brüllte ihn an, er solle sich scheren. Süß entfernte sich vergnügt und lächelnd. Er wusste, dies war Phrase; morgen wird der Herzog tun, als ob nichts gewesen wäre. Karl Alexander konnte ihn nicht entbehren, musste ihm willfahren, musste ihm den Gefallen tun.

Er teilte also tags darauf dem Rabbi Gabriel mit, daß er die Befreiung des Jecheskel Seligmann so gut wie erwirkt habe, spreizte

sich, prahlte, welch ungeheure Last er dafür auf sich nehme. Während er dies weitläufig prunkend dem steinern schweigenden Kabbalisten auseinander setzte, polterte unwirsch, von der Parade kommend, in großer Uniform mit Stern und Band der Herzog ins Kabinett. War es Zufall, daß er hier mit dem Magus zusammenstieß? Hatte er von seiner Gegenwart gehört und wollte es machen wie damals in Wildbad? Jedenfalls war er nun da und füllte das Kabinett mit Lärm und Prunk und Getöse. Ei, wie habe er sich kostbar, schrie er mit gemachter Lustigkeit dem Magus zu. Oder ob er es überhaupt verweigere, Ungeschnittenen das Horoskop zu stellen? Süß vermittelte, beschwichtigte. Es handle sich um das Horoskop von wegen der Frauen, er habe ja dem Oheim mehrmals dringlich geschrieben. Er hatte zwar nur einmal geschrieben, und da nur tastend, leise andeutend; doch Rabbi Gabriel wusste, worum es ging. Allein er schwieg. Sah dem drängenden, langsam sich verdüsternden Herzog ins Gesicht und schwieg. Schließlich setzte Karl Alexander von neuem an und fragte, immer mit gemacht überlegener Scherzhaftigkeit, ob etwa seine Frauengeschichten zusammenhingen mit dem fatalen Ausgang, den der Magus bei ihrem Zusammentreffen vorausgesagt, oder recte, vorausver-schwiegen. Der Herzog erwartete keine Antwort auf diese Frage, auch Süß vermutete, der Oheim werde ausweichen. Aber Rabbi Gabriel, immer die Steinaugen auf dem Herzog, erwiderte ein mürrisches, quarrendes, unzweideutiges: „Ja.“ Karl Alexander, auf so runden Bescheid nicht gefasst, langte nach dem Herzen, atmete schwer, Schweigen lag dick und beklemmend auf dem Zimmer. Schließlich sagte Karl Alexander noch mit mattem Scherz, sieh da, nun habe er ja Bescheid, brach ab und sprach von anderem. Warf dem Süß hin: Ja, weshalb er gekommen sei: er habe also dem Harpprecht ein Gutachten aufgetragen wegen seines lumpigen Eßlinger Juden. Sein Kreuz und lauter Schweinerei habe man mit ihm! Verlangte nach seiner Kutsche, entfernte sich misslaunig, nach einem schlechten, verärgerten Witz über die Büste des Moses.
Der Herzog gegangen, trumpfte Süß groß auf. Nun habe er also den Juden Jecheskel Seligmann Freudenthal glücklich los aus den Händen Edoms. Was bisher niemals geglückt sei im Römischen Reich, habe er, Süß, jetzt erreicht. Ob der Oheim immer noch sein Leben und große Mühe für so eitel und Haschen nach Wind ansehe? War nicht die Tat, die er jetzt getan, allein Sinns genug für ein Leben? Und wenn diese Tat, dieses Erreichnis nur eine Perle in einer

Kette wäre? Wenn sein ganzes Leben, von diesem Punkt aus zu erklären, nichts als Aufopferung, Auswirkung einer frommen, jenseitigen Idee wäre? Er hielt inne in seinem Gang durchs Zimmer, kittete sich sofort fester an diesen Gedanken. Es gefiel ihm, dem Mann des Augenblicks, dem großen Komödianten seiner selbst, sein Leben sentimentalisch von diesem Punkt aus zu sehen. Er zwang sich selber, an einen tiefen, schicksalhaften, frommen Sinn seiner Tage zu glauben, in seinem Aufstieg Lehre und Gleichnis zu erblicken. Eifrig schritt er hin und her, flüsternd und geheimnisvoll mit seiner geübten Stimme auf den schweigenden Hörer einredend. Mit der ganzen advokatischen Beredsamkeit, mit der Beflissenheit, mit der er um eine große Staatsaktion warb, brannte er vor dem Rabbi ein brillantes Feuer frommer Eitelkeit ab. Wenn er nur hätte Karriere machen wollen, ei, warum dann sei er Jude geblieben? Warum dann habe ex sich nicht taufen lassen wie sein Bruder? Nein, der Oheim tue ihm groß Unrecht, wenn er sein Leben so gar gering und verächtlich ansehe. Durchaus nicht aus bloßer Lust am Gold oder an der Macht stehe er hier, auf so hoher, umneideter und gefährlicher Steile. Er klammerte sich an die Idee, sie schmeichelte ihm, er suggerierte sie sich, um sie dem andern suggerieren zu können, er spielte, vor sich fast mehr als vor dem andern, Schicksal, Überzeugtheit, Sendung. Wie? Wenn er nun ausersehen wäre, Israel zu rächen an Edom? Das kann doch nicht blinder Zufall sein, daß er dasteht wie Josef, den Pharao erhöht hat. Wenn er jetzt so hoch ist und sehr in Glanz, daß die, welche sonst Israel anspucken und mit Füßen treten und sich den Ärmel wischen, wenn sie an einen Juden gestreift sind, den Rücken rund machen müssen vor ihm und seinen Staub lecken: ist das nicht Rache? Heut liegt er, der Jud, über dem Land und saugt von seinem Blut und wird fett von seinem Mark. Und wenn einer von den Seinen bedrängt ist, hält er die Hand über ihn, und Edom schleicht sich fort, den Schwanz gekniffen wie ein geprügelter Hund. Ist das nicht Kern und Sinn und Rückgrat für ein Leben? Aber Rabbi Gabriel schwieg, und wie er den Schweigenden sah, wurden auch seine fliegenden Worte immer lahmer, und schließlich fielen sie ganz zu Boden. Er verstummte und stand da wie ein Schuljunge, der sein Pensum schlecht gelernt hat und nicht zu Ende weiß, und seine Worte waren wie schlechte, übelriechende Schminke, rasch eintrocknend und abblätternd. Der Kabbalist erwiderte nicht auf die lange, feurige und empfindliche Rede des Süß. Er stand auf und sagte: „Bevor du dich dem Kind zeigst, fahr

nach Frankfurt zu deiner Mutter.“ Damit ging er. Süß blieb in dumpfer Wut. Nun hatte er das Opfer gebracht, nun hatte er sich die Tat abgerungen. Was noch wollte der Alte von ihm? Was noch sollte er tun? Warum schwieg er seine Tat an mit seinem hochmütigen und klein machenden Schweigen? Und was war das mit Frankfurt? Ei, gewiß wird er nach Frankfurt gehen, zu seiner Mutter. Die Frankfurter werden mehr Verstand haben für das, was er getan. Seine Mutter wird ihm andächtig zuhören. Und die Frankfurter Juden, der weise, kleine Rabbi Jaakob Josua Falk und der Vorsteher und alle, wie wird er sich tragen lassen von ihrem Raunen, Segnen, Rühmen und Bewundern. Schweigt Rabbi Gabriel, so werden zehntausend andere Münder so lauter reden und Zeugnis ablegen für ihn und seine Tat.

31.

In der Bibliothek des Professors Johann Daniel Harpprecht, über Akten und Urkunden, lächelte der Hausherr seinem Freunde, dem Geheimrat Bilfinger, mit verstehender und gütiger Abwehr zu. In das geräumige, solid möblierte Zimmer schrägte die Sonne eine Lichtsäule aus Myriaden Staubflöckchen. Die beiden gewichtigen Männer hatten ernsthaft die württembergischen Dinge durchgesprochen, insonderheit das umständlich und mit großem Eifer vorgetragene, von Weißensee verfasste Anliegen des landschaftlichen Ausschusses, sich unter keinen Umständen in den Eßlinger Judenhandel zu mengen. „Sieht Er, Herr Bruder“, sagte Harpprecht und legte dem Freund die Hand auf die schwere Schulter, „es wäre mir auch wärmer ums Herz, könnte ich den Juden Jecheskel in der Patsche sitzen lassen und dem Süß eins auswischen. Auch dem Weißensee gönnte ich den Triumph. Und wenn ich denk, was wir zahlen müssen als Kompensation für die Auslieferung dieses Stinkjuden, und was für Emolumenta und wohlverdiente Ansprüche wir den konfiszierten Eßlinger Krämern dafür müssen in ihren gierigen Schlund schmeißen, und wie wir dafür nicht anderes haben, als daß wir im ganzen Reich als Judenser werden verlästert und verlacht werden, Her Bruder, ich brauch Ihm nicht zu sagen, wie es mir gallenbitter hochsteigt, wenn ich das denk. Aber der Herzog hat von mir ein juristisches Judizium verlangt, kein politisches. Und wenn’s mich noch so fest verdrießt, und wenn ich dem Juden noch so gern möchte all Kompendien und Kommentare um seine insolente Fratze schlagen: zuständig ist der Jecheskel zu uns; und wem es Recht und Gesetz gelten soll, dann zählen alle die kleinen Formalia nicht, die man mit Rabulisterei in-contrarium kann kommentieren. Als Jurist muss ich judizieren: der Jecheskel muss ausgeliefert werden an die herzoglichen Gerichte.“

Bilfinger senkte den massigen Nacken. Gewusst hatte er das, gewusst hatten das alle; gewusst hatte es sicher auch der Herzog, und wie er ein Gutachten von Harpprecht gefordert hatte, war die Affäre

eigentlich schon entschieden. Aber schön wäre es doch gewesen, wenn der Harpprecht anders judiziert hätte. Der Herzog hätte die Auslieferung wahrscheinlich doch verlangt, aber der Jud hätte einen derben Stoß gekriegt:„So steht er fest oben“, grollte er, und lacht, wie wir uns müssen abzappeln, ihm den Gefallen zu tun.“ Aber er machte weiter keinen Versuch; er wusste, der Jurist wird sich eher die Finger abhacken, eh daß er in ein Judizium ein Wort hineinsetzt, das Recht um Fadenbreite zu krümmen. Er verabschiedete sich von dem Freund, verdüstert und ohne Hoffnung, aber mit festem gutem Händedruck.

Allein geblieben, war Harpprecht nicht disponiert, sich sogleich wieder an die Arbeit zu setzen. Er schenkte sich das Glas neu voll, schaute in die schräge Lichtsäule aus tanzenden Stäubchen. Dachte. Er war gewohnt, die Dinge aus großer Höhe zu beschauen. Er reihte den Fall ein. Er sah über die Grenzen des Herzogtums hinaus. Er sah die Affäre des kleinen Handelsjuden als Welle im Fluss europäischen Werdens und Geschehens. Denn der kleine Hausierjude, gefoltert, willkürlich um Mord verklagt, und Süß, der allmächtige, umneidete Finanzdirektor, wichtiger Faktor in den Kalküls der europäischen Höfe, schaukelten auf einer Welle. Wie sonderbar das Los dieser beiden sich ineinanderschlang. Wäre Süß nicht hoch und in Glanz, hätten die Eßlinger den armen Teufel sicherlich laufen lassen. Wäre Süß nicht hoch und in Glanz, könnte er den armen Teufel nicht erlösen. Was band den Finanzdirektor an den Hausierjuden? Das gemeinsame Blut? Dummes Zeug! Der gemeinsame Glaube? Schwatz! Nichts war gemeinsam zwischen den beiden, nur eines: der Haß, der anbrandete gegen den großen Juden wie gegen den kleinen. Nachdenklich blätterte Harpprecht in den Chroniken und historischen Urkunden der Gabelkhover Magnus Hessenthaler, Johann Ulrich Pregizer, in den Verordnungen, Reskripten, Landtagsabschieden, die vor ihm gestapelt lagen. Darin war verzeichnet, wie man es bisher mit den Juden im Land gehalten hatte, das war die Gesetzgebung der schwäbischen Herzöge und Stände, die Juden anlangend, war der schwäbischen Juden Geschichte und Recht. Seit Urzeiten saßen sie da. Immer wieder waren sie verklagt worden um Mord, Brunnenvergiftung, Hostienschändung und vor allem um ihren unleidlichen, volksverderblichen Wucher. Immer wieder hatte man sie totgeschlagen und ihre Forderungen null und nichtig erklärt, in Calw, in Weil der Stadt, in Bulach, Tübingen, Kirchheim, Horb, Nagold,

Öhringen, Cannstatt, Stuttgart. Aber immer wieder hatte man sie zurückgerufen. Man solle allenthalb im Reich ihr Gut nehmen, stand da in einer kaiserlichen Urkunde, und dazu ihr Leben und sie töten, bis auf eine geringe Anzahl, so verschont bleiben solle, um ihr Gedächtnis zu erhalten. Ein andermal, in einem Gutachten des Konsistoriums, hieß es, nächst dem Teufel hätten die Christen keine größeren Feinde als die Juden. In einem Vertrag zwischen dem deutschen König und dem Grafen Ulrich dem Vielgeliebten waren Maßregeln getroffen wegen der vielfältigen Klagen über die Jüdischheit, die nach ihrer gewöhnlichen Härtigkeit geistliche und weltliche Reichsuntertanen durch ihren Wucher unziemlich und unleidentlich beschwere und sich auch in anderweg so grob und unordentlich halte, daß dadurch Uneinigkeit, Krieg und Mißhelligkeit entstehe. Und im Testament des Grafen Eberhard im Bart wurden die Juden gescholten als Gott dem Allmächtigen, der Natur und der christlichen Ordnung gehässig, verschmäht und widerwärtig, als nagende Würmer, dem gemeinen armen Mann und Untertanen verderblich und unleidentlich, und sie wurden Gott dem Allmächtigen zu Ehren und des gemeinen Nutzens wegen hart und scharf des Landes verwiesen. Warum aber, wenn man so urteilte, ließ man oder rief man gar sie immer wieder ins Herzogtum? Warum schützten sie Eberhard der Greiner, Graf Ulrich? Warum, wenn Eberhard im Bart, die Herzöge Ulrich, Christoph, Ludwig sie austrieben, riefen sie Friedrich der Erste, Eberhard Ludwig wieder ins Land? Es war zu billig, sie ein vermaledeites, von Gott verworfenes Volk zu nennen. Warum konnte man nicht gleichgültig vor ihnen bleiben wie vor anderen Fremden, den eingewanderten französischen Emigranten etwa? Warum stießen sie ab oder zogen an oder waren gar widerlich und reizvoll in einem? Johann Daniel Harpprecht hob den Kopf von den Papieren. In den tanzenden Stäubchen der schrägen Sonnensäule formte sich ihm das Bild des Herzogs und das Bild des Juden, eines im anderen, eines ins andere rätselhaft übergleitend. Beide waren ein Unglück. Gegen den Herzog gab es ein Bollwerk: die Verfassung; aber es war löcherig und frommte nicht. Gegen die Juden gab es Gesetze, Reskripte; aber sie nützten nichts. Die nagenden Würmer, so stand in den Gutachten, Verboten. Das Land verkam, Armut, Elend, Verbitterung, Verlotterung, Verzweiflung riss ein. Die nagenden Würmer saßen im Land, fraßen in seinem Mark. Nagten, wurden fett. Obenauf, sich ineinanderringelnd, der Herzog und der Jud, sich .spreizend in

frecher, gemästeter Nacktheit, schillernd, üppig. Dem festen, geraden, sachlichen Mann knäuelten sich die Gedanken. Hier war so schwer fester Boden zu gewinnen; diese Juden und alles, was mit ihnen zusarnmenhing, waren beunruhigend und voller Rätsel. Sie austreiben nützte nichts, man rief sie doch immer wieder zurück; ja selbst das primitive Mittel, sie totzuschlagen, brachte keine Lösung. Das Rätsel quälte doch weiter, hinterher; und dann plötzlich, von wo man sie nie vermutete, tauchten sie neu auf. Du siehst einen Hausierjuden, er geht herum, wackelnd, hässlich, schmutzig, lauersam, geduckt, hinterhältig, krumm an Seel und Leib, du hast ein ekles Gefühl vor ihm, hütest dich, an seinen dreckigen Kaftan zu streifen; aber auf einmal schlägt in seinem Gesicht eine uralte, weisere Welt das Aug auf und schaut dich mild und verwirrend an, und der lausige Saujud, eben noch zu schlecht, als daß du ihn mit deinem guten Stiefel hättest in den Kot treten mögen, hebt sich wie eine Wolke, schwebt über dir, hoch, lächelnd, unerreichbar, weit. Es war widerwärtig und unbehaglich, zu denken, daß so ein schmutziger Trödeljudd sollte aus dem Samen Abrahams sein. Es war ärgerlich und beunruhigend, daß ein Weltweiser wie Benedikt d'Espinosa dem verfluchten Stamm angehörte. Es war, als hätte an diesem Stamm die Natur beispielsmäßig wollen demonstrieren, wie bis zu den Sternen hoch ein Mensch sich heben, wie tief in Schlamm er einsinken kann. Nagende Würmer. Nagende, schädliche Würmer. Der Professor Johann Daniel Harpprecht zwang sich zurück zu seinen Urkunden, aber sieh da! der vernünftige, ruhige Mann hatte ein Gesichte wie ein Schwärmer. Die Buchstaben selber wurden zu Würmern, kriechend, ekel sich streckend, feucht, klebrig, mit Köpfen des Herzogs und des Süß. Nagende Würmer, nagende Würmer. Er verzog den Mund, spie aus. Rettete seine Gedanken in den Bereich, wo Wallungen und Gesicht am leichtesten konnten gehemmt werden, in sein eigensten Bereich, ins Staatswirtschaftliche. Was die Juden am Leben erhielt, war die wirtschaftliche Notwendigkeit. Umschichtete sich die Welt Früher war eines Mannes Wert bestimmt von Stand und Geburt, jetzt war er bestimmt durch das Geld. Als man die Verachteten und Gehassten zu den monopolisierten Verwaltern des Geldes gemacht, hatte man selber ihnen das Seil zugeworfen an dem sie hochkletterten. Jetzt war das Getriebe des Geldes das lebendig Blut des Staates und der Gesellschaft, und die Jude waren dieses Getriebes wichtigstes Rad, waren der ganzen komplizierten Maschinerie Angelpunkt und erster Hebel. Nahm man sie heraus, so

brach Gesellschaft ein und Staat. Der Herzog, Zeichen und Symbol der alten Ordnung, des Standes und der Geburt, und der Jude, Zeichen und Symbol der neuen Ordnung, des Geldes, reichten einer dem andern die Hand, waren verknüpft miteinander, lagen auf dem Volk, einträchtig, sogen sein Mark, einer für den andern. Nagende Würmer, nagende Würmer. Aufseufzend kehrte Harpprecht zurück zu seiner Arbeit. Zurück wandelte sich unter seinem festen Willen das ekle Geringel in klare, trockene Buchstaben, und sachlich, sorglich, gewissenhaft, umständlich schrieb er sein Gutachten.

Die Eßlinger, nach hartem Feilschen und gegen fette Kompensationen, übergaben den Juden Jecheskel Seligmann den herzoglichen Gerichten, nach außen gewaltig schimpfend, in der Seele heilfroh. Die württembergischen Gerichte ließen ihn schon nach wenigen Tagen ledig. Zerbrochen, fahrig, irr und verstört von dem Schreck, der Todesangst, der Folter kehrte Jecheskel nach Freudenthal zurück, auf den Rest seiner Tage von dem Ausgestandenen bis ins Mark zerwest. Oft fiel ihn nervöses Zucken an, schütterte ihn, riß ihm die Schultern, die Arme lächerlich zappelnd hin und her, zerrte sein Gesicht; oft auch, unversehens, wimmerte er, heulte leise, tierhaft. Andere Juden sorgten für ihn, schafften ihn außer Landes, nach Amsterdam. Ehe er Deutschland verließ, schrieb er dem Finanzdirektor, ob er bei ihm vorsprechen dürfe, ihm zu danken. Süß überlegte, schwankte. Es wäre Triumph gewesen, den Stuttgartern die Beute vorzuführen, die er den Eßlingern entrissen. Aber andernteils sah diese Beute doch gar zu schäbig und gerupft aus, die Stuttgarter hätten, wenn nicht laut geschimpft, zumindest grobe Witze gemacht, und dann wagte er nicht, den Herzog, den der ganze Handel arg verdross, durch Aufführung des Jecheskel weiter zu reizen. Großmütig verzichtete er also darauf, persönlich den Dank des Befreiten entgegenzunehmen. Gestand sich aber, wie dies in letzter Zeit seine Art war, die wahren Gründe nicht ein, sondern spreizte sich vor sich selber, wie es sich nun erweise, daß er nicht um Dank, sondern nur aus reinen und edlen Motiven die Tat getan habe. Um so fetter mästete er in Frankfurt seine Eitelkeit. Ei, wie drängten sich in den Gassen des Gettos die Juden, ihn zu sehen, gurgelten Bewunderung, flehten allen Segen Gottes auf ihn herab, hoben ihre Kinder hoch, daß sie mit ihren fremdartigen, schönen, länglichen Augen sein seliges und beglückendes Bild einfingen. Wie über einen Teppich schritt er über hemmungslose Bewunderung und gute Wünsche. Ei, was für einen

Retter und großen Frommen hat da der Herr, gelobt sein Name, Israel in seiner großen Not geschickt. Und in der Synagoge stand er, wurde aufgerufen zur Vorlesung der Schrift, und während das Gesumme, das den menschenvollen Raum immer füllte, so stumm ward, daß das ergriffene Schweigen der aus wildester Furcht Erlösten die Mauern fast sprengte, ließ mit seiner zittrigen Stimme der welke Rabbiner die schönen, milden, alten Segnungen wie aus edler Schale laues, wohlriechendes Wasser auf ihn niederrieselnd. Nur eine breitete ihre Bewunderung nicht so weich und willig vor ihn hin, wie er erwartet hatte: seine Mutter. Sie, sonst seine demütigste, seligste Anhängerin, schien dieses Mal eng, ängstlich, gehemmt. Wohl fand sie immer neu Lob und Preis, wie groß und herrlich und schlank und reich und edelmütig und elegant und gescheit und tief und mächtig er sei, wie begabt er sei an allen Gütern der Welt, an Geld und Gemüt und Schönheit der Gestalt und Edelsinn und Frauen. Aber sie ging nicht so auf in ihm wie sonst. Die törichten, großen Augen in dem schönen, weißen Gesicht wurden plötzlich wie in tiefster Angst erschreckt von ihm weggerissen; ihre Hände, die an ihrem gescheiten, eleganten, mächtigen Sohn herumstreichelten, hielten unvermittelt, ohne Anlass, inne. Die schöne, heitere, gern plappernde, leichtlebige alte Dame hatte gegen ihre Art etwas Fahriges, Nervös-Verschrecktes, Gepresstes.

Während sie so in dumpfer Luft unfrei zusammensaßen, trat Rabbi Gabriel in ihr Gespräch. Michaele fuhr mit einem kleinen Schrei hoch, hob wie flehend und in leichter Abwehr die Hände. “Hast du sie ihm gegeben?“ fragte der Kabbalist. Michaele, fahl, die Augen weit auf, trat einen Schritt hinter sich. „Gib sie ihm jetzt“ sagte der Rabbi, ohne die Stimme zu heben, doch so, daß Widerstand starb. Michaele, mit schlaffen Gliedern, gepresst wimmernd, ging.

„Was soll das?“ fragte betreten und unmutig Süß. „Warum quält Ihr sie? Was wollt Ihr von ihr?“ „Du hast mir gesagt“, erwiderte der Rabbi, „was du vor das Kind hinstellen willst als Sinn und Rechtfertigung. Ich nehme deine Rechtfertigung in die Hand und zeige sie dir, wie sie wirklich ist.“ Schleppend, wie gezogen, kam Michaele zurück. Brachte einen Pack Schriften, Briefe, wie es schien. Legte sie scheu vor den Erstaunten. „Muß ich bleiben?“ fragte sie mühsam, und ihre Stimme war ganz klein und voll Furcht. „Geh nur!“ sagte, fast gütig, der Rabbi. Zögernd griff, nachdem sie eilig sich entfernt, Süß nach den Schriften, hielt sie in der Hand,

unentschlossen, begann endlich zu lesen. Galante Briefe, leicht altmodisch, gleichgültiges Zeug. Er wunderte sich, verstand nicht. Was soll das? Sah schließlich Zusammenhänge, kombinierte rasch weiter, sah getroffen nach einer jähen, schlaghaften Erhellung von den Papieren auf, sah nach dem Rabbi. Der war nicht da, er war allein im Zimmer. Auf sprang er, schritt, schleifte sich hin und her. Die Augen hell, wieder dunkel, wieder hell. Gehetzte Wolken, wieder Sonne, wieder Nacht überm Gesicht. Flatternde, ungereimte Armbewegungen, die Füße taumelig wie trunken. Gelall, Wortfetzen, dann, während der ganze Körper sich straffte, ein klarer Satz. Und schon wieder zusammengefallen, schlaff, stammelnd, zerschlagen alle Gliedmaßen. Der beherrschte Mann wie ein Komödiant, der eine Rolle lernt, die ihn zu allen Sternen hochtreibt, in alle Schlünde hinunterstürzt. Bis er wie ein Sack zusammenfällt, sitzend, alle Arbeit tief innen wühlend, Gesicht und Glieder reglos. Eine lange, ewige Weile wie tot.

So also griff das ineinander. So waren auf einmal alle diese schattenden, düsteren Winkel hell. Man hatte ihn ja, der verfluchte, hexenmeisterische Rabbi und die Mutter, gemein, niederträchtig, infam betrogen, daß man ihm das so lange gehehlt und verheimlicht hatte. Es war ein arger Possen und echt jüdischer, tückischer Schelmenstreich, ihn so lange an diese schlechte, niedrige, gemeine, lächerliche und verachtete Gemeinschaft zu binden. Er hatte sich freilich, Gott sei Dank, vermöge seines Genies und seines eingeborenen adeligen Blutes doch nicht unterkriegen lassen. Sein Ingenium hatte strahlend floriert trotz allen gemeinen Hemmungen und Bindungen. Aber wie viele empörende, blutvergiftende Demütigungen, wie viele erniedrigende, krumme Schleich- und Umwege hätte er sich erspart, wie viele bizarre, alberne Kanten und Winkel wären glatt und gerade gewesen, hatte man ihn nicht verbrecherisch in diesem falschen und pöbelhaften Stand und Glauben belassen. Aber wie das? Nur Ruhe! Nur keine Wallungen! Alles ruhig wägen und überdenken! Lag jetzt sein Weg wirklich so glatt und im Licht vor ihm? Es war also nicht der kleine Kantor und Komödiant Issaschar Süß sein Vater. Es war klar und unumstößlich erwiesen, daß Georg Eberhard von Heydersdorff sein Vater war, Baron und Feldmarschall. Er war nicht aus schlechtem Samen, seine Allüren, seine Tenue, sein Temperament war nicht willkürlich angenommen, war nicht erlernt und künstlich. Seine kavaliersrnäßigen Neigungen, sein Aufstieg, sein herrenmäßiges,

adeliges Gewese war selbstverständlich, brach notwendig durch alle Hemmungen; denn es kam aus dem Geblüt und innerster Natur. Er war Christ von Geburt und Kavalier. Bastard? Je nun, das waren die Fähigsten und Besten, die in solchem wilden, von ungezügeltem Trieb bestimmten Nächten bettgezeugt waren. Wo sich nicht erkältend und ernüchternd praktische Erwägung zwischen Blüte und Frucht gestellt hatte. Wenn nicht auf dem Thron selbst, so doch auf seinen höchsten Stufen saßen, überall in Europa, Bastarde. Es ehrte seinen Vater, daß er sich von keiner sauern Aristokratentochter, daß er sich von der schönen Jüdin den Sohn gebären ließ. Heydersdorff sein Vater, Georg Eberhard von Heydersdorff. Ein schöner Name. Ein wilder Name. Ein blutiger, zerfetzter, unseliger Name. Er kannte Bilder dieses Mannes. In tapferer Schamlosigkeit hatte die Mutter das Bild in ihrem Zimmer hängen lassen, auch als der Mann diffamiert und in letzte Not gejagt war. Wie oft war er als Junge davorgestanden, vor dem Bild des prunkenden Generals, an seinem Namen hatte ihn die Mutter sprechen gelehrt, der umständliche Name Georg Eberhard von Heydersdorff war mit das erste gewesen, was das frühreife Kind fehlerlos hatte aussprechen können; die Mutter hatte ihm ein Zuckerlein in den Mund gesteckt, als er das erstemal damit zu Rande kam. Ah, von ihm also hatte er das kastanienbraune Haar, von ihm die herrenhaft schlanke Haltung, und die rote, stolze Uniform war es, was ihm vorschwebte, was ihn immer weiter lockte auf dem Weg, den er so märchenhaft hinaufgelangt war. Georg Eberhard Heydersdorff: ein Schicksal, das in steilem Triumph hinaufführte und jäher hinab. Feldmarschallleutnant, hochverdient in den Türkenkriegen, Komtur des Deutsch-Ritterordens zu Heilbronn, Kommandant zu Heidelberg im französischen Krieg. Neid und Eifersucht schleppten ihn nach dem Fall der Festtung vors Kriegsgericht. Er habe sie feig und voreilig übergeben, er hätte sie halten sollen bis zur Ankunft Ludwigs von Baden. Todesurteil. Der Kaiser begnadigt ihn. Doch wie! Der Knabe hatte Bilder gesehen, wie die Begnadigung vollzogen ward. Deutlich noch jetzt sieht er jede Einzelheit der fliegenden Blätter. Das rechte Neckarufer entlang hat der scheelsüchtige Markgraf die Truppen aufgestellt. Wie steif er sich hält auf seinem dürren Gaul. Das war also sein Vater, der da die Front des ganzen kaiserlichen Heeres entlanggeführt wird. Eine endlose Front; die Soldaten schlängeln sich das ganze Blatt hindurch in immer neuen Zeilen. Und sein Vater hockt auf dem

Schinderkarren, schimpflich ausgestoßen aus dem Deutsch-Ritterorden, entsetzt all seiner Ehren, und der Heilbronner Scharfrichter und seine Knechte führen ihn. Noch andere Stiche und Schnitte und fliegende Blätter hat er gesehen. Doch die sind ihm minder klar in der Erinnerung. Auf einem sieht er noch ganz deutlich, wie jemand einen Säbel zerbricht. Das ist offenbar, wie dem Feldmarschall vor dem Regiment, das seinen Namen führt, sein Todesurteil vorgelesen wird und die Verwandlung in Verbannung. Als treuloser Schelm wird er verbannt aus Österreich und Schwaben. Der Henker reißt ihm den Degen von der Seite, schlägt ihn dem Delinquenten dreimal ums Maul, zerbricht ihn. Laut wehklagend wird der Verbannte über den Neckar geführt, in einem Nachen. Das Weitere blieb Gerücht. Er soll zu den Kapuzinern geflohen sein nach Neckarsulm, als Kapuziner gestorben in Hildesheim. Die Mutter weiß wohl Näheres. Jedenfalls hat heute der Name nicht mehr schlechten Klang. Scheelsucht und Ungerechtigkeit sollen das Urteil gefällt haben. Als Held gilt dem Volke Heydersdorff der Soldat, als Märtyrer Heydersdorff der Mönch. Solcher Mann also ist sein Vater. Ein wilder Name, ein wildes Schicksal. Der Kabbalist mochte für sein Fatum allerlei herausdeuten aus dem sehr rastlosen Stern des Vaters. Weg mit dem Geträume! Zugepackt! Was nun? Was wird nun sein? Was wird er jetzt tun? Er wird vor den Herzog hintreten mit den Papieren, Legalisierung verlangen, Anerkennung seiner christlichen Geburt. Vielleicht wird er selber nach Wien fahren. Er wird die Nobilitierung mühelos durchdrücken, er wird dann in aller Form Landhofmeister werden, auch Präsident des Konseils. Dies also wird sein. Ja, und dann? Ist er dann anderes, als er jetzt ist? Er wird es leichter haben, seine Hände in das katholische Projekt zu mischen. Der Fürstbischof von Würzburg wird sich nicht mehr vor ihm verschließen, die höhnischen Mäuler unter den Offizieren werden stumm bleiben. Er wird zum faktischen Besitz der Macht auch ihren Namen haben und ihren Schein. Ja, und dann? Ist er dann mehr als jetzt? Er ist weniger. Ein Schock solcher Diplomaten gibt es im Reich, wie er dann einer sein wird. Das Singuläre, Einmalige, Besondere wird weg sein, das jetzt um ihn ist. Jetzt ist er der jüdische Minister. Das ist etwas. Man lacht, man höhnt; aber unter diesem Lachen steckt Staunen vermummt und Bewunderung. Daß ein Aristokrat Minister wird, was da weiter? Aber ein Jud, der so einsam hochklettert, das ist doch wohl mehr als ein Schock Aristokraten. Soll er das hinwerfen? Wofür? Wozu?

Schließlich hätte er sich doch früher schon taufen lassen können. Hätte vielleicht sogar mehr erreicht, als wenn er jetzt als geborener Christ sich offenbarte. Christ sein, das war Einer unter vielen sein. Aber Juden gab es auf sechshundert Christen nur einen. Jude sein, das hieß verachtet, verfolgt, erniedrigt sein, aber auch einmalig sein, immer bewusst, aller Augen auf sich zu haben, immer gezwungen, gespannt, gerafft zu sein, alle Sinne lebendig und auf der Hut. Warum zeigte ihm der Rabbi diese Dokumente jetzt, so unvermittelt, wo er längst in der zweiten Hälfte seines Lebens stand? Gönnte man ihm den Triumph nicht, den er in der Affäre des Jecheskel Seligmann gehabt? Wollte man ihn arglistig um ein bestes Erbteil betrügen? Ihm schlau und verächtlich seine wertvollste Zugehörigkeit ablauern? Der große Geschäftsmann sah sich in einen Handel verstrickt, wo man mit Ziffern und Kalkulationen nicht weiterkam, wo auch seine kluge Kunst, Menschen zu erraten, versagte. Was zum Teufel wollte dieser Rabbi damit, daß er ihm jetzt die Papiere vorlegte? Welche Absicht hatte er dabei? Wenn er, Süß, jetzt als Christ auftrat, was hatte Rabbi Gabriel damit gewonnen? Er konnte sich nicht losreißen von seinem Geschäftsprinzip, daß bei jeder Handlung der Mensch etwas gewinnen, den Partner um etwas prellen wolle. Die polnischen Juden, wenn sie sich taufen ließen, der lausigste Dreckjude selbst, erhielten sie den Adel, warum taten sie es nicht? Warum verschmähten sie diese schlauen Geschäftsleute, so leichten Gewinn? Ließen sich totschlagen lieber, eh daß sie ihn nahmen! Frömmigkeit? Glaube? Überzeugung? Sollte doch etwas an diesen Worten sein? Und war es denkbar, daß solch ein dreckiger polnischer Jude das hatte, war sich hinter so tiefem und tönendem Schall verbarg. War es denkbar, daß solch ein Niedriger in seinen primitiven Gefühl weiser war, für ein dunkles Drüber besser vorbereitet als er in seiner vielverschlungenen Klugheit? Er fühlte sich wie ein Kind, unsicher und ohne Rat und Hilfe. Heute war er der erste unter den deutschen Juden. Man hob die Kinder hoch an seiner Straße, flehte, aufgeregt und mit vielen dringlichen Gebärden, alles Heil des Himmels auf ihn herab. Er dachte, wie er in der Synagoge gestanden war, mitten in dem ergriffenen Schweigen der sonst so Lauten und Beweglichen, überrieselt von den milden, zitternden Segnungen des Rabbiners, und ein laues, süßes, schlaffes Gefühl überkam ihn. Es kostete Entschluss, man musste die Zähne zusammenbeißen, auf dies alles zu verzichten. Wenn er einen Erfolg erzwungen hatte, gewiss, es war schön, ihn den höhnenden Gegnern

paradierend in das verzerrte Gesicht zu werfen, es war schön, damit vor Frauen, vor Magdalen Sibylle zu strahlen, aber der satteste Triumph war es doch, ihn vor Isaak Landauer, in der Judengasse, vor der Mutter ihn auszubreiten. Hier konnte man behaglich, ohne Furcht vor hämischem Wort und Blick, an seinem Erfolg kauen, seinen letzten Saft auskosten, und wusste, im Grund freuten die anderen sich mit. Hier war man zu Hause, hier konnte man Miene, Geste, Wort lockern, ausspannen. Hier war man in Frieden und wohlgebettet. Seine Mutter. Sie hat sich also, wie sagt man? Vergangen. Seltsam, daß sie dadurch nicht um ein Haar anders für ihn wird. Der, den er für seinen Vater gehalten, der sanftmütige, höfliche, geschwinde, liebenswürdige, betuliche Sänger und Komödiant, den sollte er jetzt wohl verachten. Merkwürdig, daß er kein anderes Gefühl für ihn aufbringen konnte als Zärtlichkeit. Wie muß dieser Mann seine Mutter geliebt haben, daß er sie den Bastard nie entgelten ließ. Er hatte kein hässliches Wort gehört von ihm zu ihr. Und wie war auch zu ihm selber dieser Mann zeitlebens zart und einfühlsam und väterlich gewesen. Ihn in Gedanken anders als Vater zu nennen gelang nicht. Und die edlen Regungen in der Affäre des Jecheskel Seligmann, das Opfer, das war also alles Selbstbetrug, Schwindel? Das hat er sich selber vorgespielt? Er bäumte hoch. Die Gehobenheit, die er damals verspürt, als er sich die Tat abgerungen, dies selige Schwimmen und Sichlösen und Aufgehen und Verströmen: das soll alles Lüge und Eitelkeit gewesen sein? Und das mit Edom, die Rache an Edom, das war nur Schwatz, schöne Rednerei, den Rabbi hinters Ohr zu hauen? Aber es hatte ihn doch gehoben, aus seinen Grenzen, über sich selber hinausgehoben! Er hatte es doch geglaubt, er hatte doch gewusst, daß es wahr war! Und das Kind? Wenn man ihm die Papiere nicht gewiesen hätte, dann wäre er also mit der Lüge vor das Kind getreten, hätte selber an die Lüge geglaubt und durch den eigenen auch das Kind zum Glauben an die Lüge verführt. Nein, nein, das war nicht möglich. So war es, daß, was er damals gespürt hatte, Repräsentant Judas gegen Edom, Schutz und Rächer, daß dies ehrlich war und unverfälscht. Das war schon seines Lebens Sinn und Hebel. Er war eben seiner Mutter Sohn, nicht seines Vaters. Aber daß er sich nur in Glanz und Macht zu Hause fühlte? Das war zu Recht, das war von Erb und Bluts wegen, daß die Dinge sich ihm schmiegten! Daß Gold, Glanz, Macht ihm zufiel wie von selbst, ihm stand wie ein Kleid, sorglich für ihn gefertigt, das war seines Vaters rechtens überkommenes Erbteil.

Darum zog es den Herzog zu ihm, daß er sein Herz vertrauend in seine Hand legte. Er war seines Vaters Sohn. Es war Recht und Pflicht, herauszutreten aus den Reihen der Niedrigen und Verachteten, groß zu stehen im Licht, die Hand zu legen auf seinen Namen, Erbe und Stellung. Die Gedanken wirrten sich ihm. Was tun? Wohin sich bekennen? An goldenen Fäden zog die Macht; doch auch die Lockung, unter den Verachteten zu stehen, war so zäh wie mild. Mitten im Traum sah er sich, der zuweilen ihn anfiel. Sah sich schreiten in jenem gespenstischen Tanz, an einer Hand hielt ihn der Herzog, der Rabbi an der andern. Schritt da vorne nicht sein Vater, der Feldmarschall, abgerissen die Epauletten, im Takt klirrend mit dem zerbrochenen Degen, winkend mit den Urkunden seiner Abkunft? Aber der Mönch dort hinten, der Kapuziner, der ist doch auch wieder sein Vater! Sonderbar, daß man nicht erkennen kann, ob das der zerbrochene Degen ist oder der Rosenkranz, was ihm da herunterhängt. Aber wer dort vorne lächerlich im Kaftan hüpfend sich ihm zuneigt, mit dem strähnigen Bart, das ist Isaak Landauer. Nein, nicht Isaak Landauer ist es, sondern Jecheskel Seligmann. Er kommt sich zu bedanken, und er verbeugt sich albern, und er knickst tief und küsst ihm den Rock, und es sieht komisch und beklemmend aus, wie er immer wieder mit dem von der Folter zerrissenen Gesicht lächelt und dann wieder knicksend mit dem Kaftan den Boden schleift.

Mit Gewalt aus seiner Benommenheit und Dämmer reißt sich Süß. Er will jetzt seine Mutter sehen. Er will sich jetzt nicht entschließen; mit Ziffern und Kalküls kommt er hier nicht weiter. Und er hat jetzt diese Gedanken satt, und er will jetzt Ruhe haben vor diesen albernen Träumen, und er will jetzt das Gesicht seiner Mutter sehen. Doch wie er geht, an der Schwelle des Zimmers, tritt ihm Rabbi Gabriel entgegen. Das massige Gesicht scheint minder steinern als sonst, weniger scharf über der platten Nase zacken die drei Falten, selbst sein Missmut scheint gelöster, bewegter, menschlicher. „Willst du mich anzeigen?“ fragt er höhnisch. Es kann deiner Karriere nur nützen, wenn du mich einem Kirchengericht übergibst, weil ich einen gebürtigen Christen so lang im falschen Glauben hielt.“ Und da Süß einen ungestümen Schritt vorwärts tut: „Oder willst du mit deiner Mutter rechten? Sie schelten, weil sie dir so lange schwieg? Ihr danken, daß sie dir einen so kavaliersmäßigen Vater gab ?“ Eine wilde, unsinnige Wut steigt in Süß hoch. Wie kommt dieser Mann dazu, so ohne weiteres anzunehmen, daß er nun

in ein bequemes Christentum schlüpfen wird? Wie steht er höhnisch da mit seinen grauen Augen, die gipfelhoch auf einen niederschauen, wie ein Hofmeister, der den dummen Zögling über einer albern armseligen Ausrede ertappt. Will er ihm jetzt etwa seine jüdische Geburt abstreiten, sein Opfer, sein großes Spüren als Schaum und Lüge abtun, ihn um sein bestes Erbteil prellen? Seine Empörung gegen den Rabbi, so dumpf sie war, war ehrlich. Zum erstenmal, spürte er, war er ohne Rabulistik gegen ihn im Recht, zum erstenmal verhöhnte ihn jener ohne Grund. Ganz fort war die lähmende Enge, die sonst von dem Kabbalisten ausging, und plötzlich war der Entschluß da, der so lang gestaltlos im Dunkel sich versteckt hatte, sprang klar und sicher ins Licht, war da, selbstverständlich, unumstößlich.

„Die Stimme frei, sachlich, sagte er: Ich fahre nach Hirsau. Zu Naemi.“ Näher an Süß riss es den Überraschten. Heller das Gesicht, halb ungläubig, mit fast gutmütigem Scherz:

„Als Rächer an Edom?“ Doch Süß blieb ruhig. Ohne Gereiztheit, zuversichtlich und fest sagte er:

„Sie will mich sehen. Ich stelle mich ihr.“ Rabbi Gabriel nahm seine Hand. Sah sein Gesicht. Sah Unreines, Unwahres, Schutt. Sah darunter anderes. Sah unter Haut, Fleisch, Knochen zum erstenmal ein Helles, Anderes.

„Sei es!“ sagte er, schon klang seine Stimme wieder misslaunig wie sonst. „Komm mit zu dem Kind!“

VIERTES BUCH / DER HERZOG

32.

Am Tiberiassee erging sich mit seinem Lieblingsschüler Chajjim Vital Calabrese der Meister der Kabbala, Rabbi Isaak Luria. Aus der Mirjamquelle tranken die Männer, fuhren hinaus auf den See. Der Meister sprach von seiner Lehre. Es schwebten die Geister über den Wassern, der Nachen stand still. Es war ein Wunder, daß er nicht sank; denn schwer vom Leben von Millionen war der Rabbi und sein Wort. Zurück zum Quell der Mirjam kehrten die Männer. Und wieder tranken sie. Da änderte die Quelle plötzlich ihren Lauf. Einen Bogen in die Luft bildete sie, zwei senkrechte Strahlen, einen Querstrahl darüber. Hinein in den Bogen trat der Rabbi als dritter senkrechter Strahl. So ward aus ihm und dem Quell der Buchstab Schin, der Anfang des erhabensten Gottesnamens Schaddai. Und der Buchstab wuchs und spannte sich über den See und spannte sich über die Welt. Als der Schüler Chajjim Vital zurückfand aus seiner Verwirrung, floß die Quelle wie früher, doch der Rabbi Isaak Luria war nicht mehr da. Es war aber dieses Mittelglied des allerheiligsten Buchstabens das einzige, was er niedergeschrieben von seiner Lehre. Denn die Worte seiner Lehre fielen von seinen Lippen und waren wie Schnee. Er ist da, er ist weiß und leuchtet und kühlt; doch halten kann man ihn nicht. So fiel von seinem Mund die Lehre und man konnte sie nicht halten. Der Rabbi schrieb sie nicht nieder und duldete auch nicht, daß ein anderer sie schrieb. Weil das Geschriebene verwandelt ist und der Tod des Gesprochenen. So ist auch die Schrift nicht das Wort Gottes, sondern Maske und Verzerrung und ist, was Holz ist vor dem lebendigen Baum. Erst im Mund des Wissenden steht sie auf und lebt. Allein nachdem der Rabbi verschwunden war, konnte sich der Schüler nicht enthalten, die Lehre aufs Papier zu zeichnen mit den geschwätzigen, lügnerischen Zeichen der Schrift. Und er schrieb das Buch vom Lebensbaum und er schrieb das Buch von den Verwandlungen der Seele.

Ach, wie weise war der Meister gewesen, daß er seine Erkenntnis nicht besudelt durch die Schrift, daß er die Lehre nicht verzerrt durch den üblen Zauber der Buchstaben. In seine Gesichte war Elia der Prophet getreten, Simon ben Jochai in seine Nächte. Die Sprache der Vögel war ihm erschlossen, der Bäume, der Flamme, des Steins. Die Seelen derer in den Gräbern konnte er sehen und die Seelen der Lebenden, wenn sie sich an den Sabbat-Abenden zum Paradies schwangen; auch konnte er von den Stirnen der Menschen ihre Seelen ablesen, sie an sich ziehen, mit ihnen sprechen, sie dann wieder zu ihren Eignern entlassen. Die Kabbala hatte sich ihm geweitet, durchsichtig war ihm der Leib der Dinge, er sah in Einem Körper, Geist und Seele; Luft, Wasser, Erde war voll von Stimmen und Gesichten, er sah das Weben Gottes in der Welt, die Engel kamen und hielten Zwiesprache mit ihm. Er wusste, daß überall Geheimnis war, aber ihm schlug das Geheimnis das Aug auf, schmiegte sich ihm wie ein folgsamer Hund. Wunder blühten an seinem Weg. Der Baum der Kabbala ging durch ihn durch, seine Wurzeln waren tief im Innern der Erde, seine Wipfel im Himmel fächelten das Gesicht Gottes.

Ach, aber wie wandelte sich in den Büchern des Schülers diese Weisheit. In wilder Unzucht keimten aus ihnen Narrheit und Erkenntnis. Falsche Propheten und Messiasse wuchsen aus den Buchstaben, Zauberei und Wirrwarr, Entrückung und Wunder und Hurerei und Machttaumel und Gottesversunkenheit entgossen sich aus ihnen in die Welt. Das fahle Antlitz des Simon ben Jocbai schaute aus diesen Buchstaben, und im Gestrüpp seines silbernen Bartes lagen gesichert und entrückt Myriaden von Frommen und Heiligen, und es prunkten aus den Zeichen dieser Bücher nackt und frech die Brüste der Lilith, und an ihren Zitzen hingen taumelnd und lallend und mit schwindelnden Sinnen die Kinder der Lust und der Macht.

Und dies sind einige Sätze aus der Geheimlehre des Rabbi Isaak Luria Aschkinasi: „Es kann geschehen, daß in Einem Menschenleib nicht nur Eine Seele eine neue Wanderung erleidet, sondern daß zu gleicher Zeit zwei, ja mehrere Seelen sich mit diesem Leib zu neuer Erdenwanderung einen. Mag sein, die eine ist Balsam, die andere Gift; mag sein, die eine war eines Tieres, die andere eines Priesters und Beflissenen. Nun sind sie in Eines gebannt, Einem Leib zugehörig wie rechte und linke Hand. Sie durchdringen sich, sie verbeißen sich ineinander, sie schwängern sich, sie fließen

ineinander wie Wasser. Wie immer aber, sich zermalmend, sich aufbauend, stets ist solche Vereinigung Hilfe von einer Seele zur andern um der Sühnung der Schuld willen, um die sie die neue Wanderung erleidet.“

Dies sind einige Sätze aus der Geheimlehre des Rabbi Isaak Luria, des Adlers der Kabbalisten, der geboren war in Jerusalem, der sieben Jahre sich kasteite, einsam an den Ufern des Nils, der seine Weisheit nach Galiläa trug und Wunder tat unter den Menschen, der niemals seine Lehre entweihte durch Schrift und Papier, und der geheimnisvoll verschwand auf dem Tiberiassee im achtund-dreißigsten Jahre seines Lebens.

33.

Der Fürstbischof von Würzburg fuhr behaglich durch das gesegnete Land. Wohlig atmete der dicke Herr, bequem zurückliegend in den weichen Polstern des gut federnden Wagens, den milden Duft der ersten Obstblüte; alles schwamm in junger Sonne, flaumig lag und zärtlich das junge Grün auf Boden, Baum und Strauch. Der Bischof reiste nach Stuttgart zur Taufe des Erbprinzen. Er war heiterster Laune. Das feine Land! Das reiche, gesegnete Land! Das war nun Rom und der Kirche gesichert. Friedrich Karl von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, der erste Diplomat der Kirche, von den Katholiken als das große Weltorakel, der deutsche Ulysses gefeiert, von den Evangelischen als tückische Schlange, Haman und Herodes begeifert und verlästert, war ein jovialer, behäbiger Herr. Sehr weitmännisch, am Wiener und am päpstlichen Hofe zu Hause, vielgereist und beweglich, war er von einer weit überschauenden, gütigen Menschenverachtung, sah er in einem gütigen Absolutismus, in einem heiteren Katholizismus das Heil der Welt. Die Masse war dumpf, dumm und finster, das war gottgewollt, das hatte Gott nun so eingerichtet, Lebensklugheit forderte, sich damit abzufinden. Es war schmerzlich, daß soviel Elend in der Welt war; je nun, man musste das beklagen. Doch es genügte, zuweilen darüber zu seufzen; immer darob Trübsal zu blasen oder verkniffen finster auf Änderung solcher Naturordnung zu sinnen, war Sache von Toren und dunklen Schwärmern. Er, Schönborn, hatte seine besten Jahre in Italien verbracht, hatte seine diplomatischen Künste in Venedig erlernt, er liebte die helle, südliche Luft, er fand sie in seinem Würzburg wieder. Sein Katholizismus kam ihm tief aus dem Blut, sein Essen und Trinken, wie er stand und ging, war katholisch. Er sah die Kirche. wie er sie in Italien mit allen Sinnen eingesogen hatte. Die Sammlungen des Vatikan waren ein Teil davon, die venezianische Diplomatie war ein Teil davon, selbst das Alhanergebirge war ein

Teil davon. Alles, was schön war in der Welt, und das war, Gott sei Dank! sehr vieles, Messen und Kirchen und Wein und Kunstwerke und Staatsstreiche und eine schöne Predigt und eine gut gewachsene Frau, alles was hell und heiter war in der Welt, war römisch und katholisch. Aber was dumpf war und verquollen und nebelig und spinnwebfarben, das war evangelisch, sächsisch, brandenburgisch. Er hasste den Protestantismus nicht; denn er hasste nichts auf der Welt. Aber er war ihm tief zuwider. Diese graue, nüchterne Liturgie, diese fahle, verzwickte, dunstige Theologie, das war schlechte Luft, war Pöbelweisheit, steriles Gewäsche. Die Apostel selber, wenn sie heute wiederkämen, verstünden nichts von den Dingen, um die diese sogenannten Theologen stritten. Nicht atmen konnte man in dieser dumpfen, grauen Welt. Aber, gloria in excelsis! von diesen heiteren schwäbischen Fluren hob sich der Nebel jetzt, er, Friedrich Karl, hatte sein gut Teil dazu beigetragen, dem Land die helle, katholische Luft zu schaffen, die ihm soviel besser anstand. Jetzt fuhr er, einen neuen Herzog im rechten Glauben zu taufen. Ei, wohl war es eine gut eingerichtete Welt! Ei, wohl war es eine Lust zu leben. Und er atmete fröhlich die milde Luft und er scherzte mit seinen klugen Räten und er schenkte den Kindern an seinem Wege Münzen und er schaute wohlgefällig auf das artige Aufwartemädchen im Wirtshaus. Und sein schwerer Leib schwankte zufrieden und sein feistes, kluges Gesicht strahlte Heiterkeit über alle seine Umgebung. Aber dem Land ging er auf wie ein blutig roter, Unglück kündender Vollmond. Ach, der Sieg, den man im Stettenfelser Handel errungen, war nur eine kurze Aufhellung gewesen. Jetzt zeigte sich, daß das Land umstellt war, daß die Maschen des Netzes von allen Seiten geknüpft waren. Was halfen alle Klauseln und fürsorglichen Reversalien gegen die höllisch schlauen Interpretierungsküflste der Würzburger Räte! Und selbst wenn man dagegen aufkam, wenn man sie säuberlich Punkt um Punkt widerlegte, frommte es doch zu nichts; denn hinter den Würzburgern stand das Militär, standen die Bajonette der herzoglichen Armee. Hatte der Jud den Leib und das Geld genommen, so kam jetzt der Katholik und fraß die Seele. Katholizismus, das hieß Preisgabe seiner selbst, Preisgabe aller menschlichen und politischen Freiheit. Das hieß Militär-Absolutismus, hieß Löcherung aller bürgerlichen Tugend und Tüchtigkeit, hieß eine große, dumpfe Masse von Knechten und ein kleines Häuflein zuchtloser Höfhinge schrankenlos darüber. Wie eine Raupe schlug das Land um sich. Aber es war ein hoffnungsloses

Umsichschlagen. Der Jud hatte gut vorgearbeitet, so hatte der Katholik leichtes Werken. Resigniert und stumpf, eingeschüchtert von dem herrischen Gewese der Beamten, den Fußtritten der katholischen Offiziere, hockten in den Schenken die Bürger, hatten für die neuerliche Ankunft des Würzburgers nur ein ohnmächtiges, höhnisch stumpfes Gelächter. Da hat man's ja! Da sieht man's ja! Aber weiter nicht wirkte der Zorn sich aus, und alle saßen sie jetzt wie der schweinsäugige Konditor Benz giftig und geduckt. Nur eine ernsthafte Schlappe erlitten die Katholischen. Der Elfer-Ausschuß des Parlaments benützte eine leichte Erkrankung des Weißensee, an Stelle des zweideutigen Mannes einen zuverlässigen Evangelischen und Demokraten zu setzen, den Regierungsrat Moser, den Publizisten, der sich im Stettenfelser Handel so sichtbarlich ausgezeichnet hatte. Er war der Jüngste im Ausschuss, doch trotzdem er erst im Anfang der Dreißig stand, ein umgetriebener Mann; hitzig, wichtigmacherisch, mit einem Abenteurerhang zum Wechsel, ein Liebhaber rascher, großer Worte und pathetischer Gesten, sehr geübt mit der Feder, ein leidenschaftlicher Publizist. Er schrieb und redete immerzu und in großen Massen, es gab kein Ding des Tages und der Ewigkeit, daran er nicht seine Rede und seine Feder geübt hätte. Bei alldem fand er, Skeptiker zuerst, dann Geist, noch Muße, erweckt zu werden und sich in die Reihe der Luther, Arndt, Spener, Franeke zu stellen.

Er hatte durch sein rasches und kühnliches Zupacken im Stettenfelser Handel groß Aufsehen erregt und fühlte sich jetzt als berufener Erlöser Württembergs. Er beschloss, vertrauend auf seine Rhetorik, ganz einfach und schlechthin, wie Nathan der Prophet zu David, zum Herzog zu gehen und dem Fürsten kraftvoll und dringlich als Mann zum Mann ins Gewissen zu reden. Überzeugt von der Macht und dem Eindruck seiner Persönlichkeit erbat er sich also Audienz und ging, ausgezeichnet disponiert, publizistisch, advokatisch, prophetisch in bester Form, zum Herzog, geschwellt und in hoher Stimmung, wie ein Komödiant sich auf eine gut geübte Rolle freut, die ihm liegt. Doch die Audienz verlief unerwartet. Karl Alexander empfing ihn in Gegenwart des Süß. Moser ließ sich dadurch nicht aus dem Konzept bringen. Er sprach gelehrt, gründlich, mit Überzeugung, brachte moraltheologische Argumente, Exempel aus der heiligen, der antiken, der neuen Geschichte, mischte Staatsrechtliches mit praktisch-Billigem, brachte Vergleiche aus der Natur, kurz, er fand sich hinreißend. Der Herzog und der

Jude hörten aufmerksam zu; ja, als dem im Eifer Hin- und Herschreitenden ein Sessel im Wege stand, rückte der Herzog eigenhändig ihn weg, damit Moser nicht behindert sei. Doch als der Publizist nach etwa zwanzig Minuten innehielt, den einen Arm rund und mit schöner Geste erhoben, klopfte der Herzog ihm auf die Schulter und sagte anerkennend: „Wenn das Kind, das die Herzogin erwartet, ein Junge wird, muss Er ihm die Rhetorik beibringen." Süß hingegen machte etliche Anmerkungen über den Unterschied in der deutschen und der welschen Deklamation. Und als der schwitzende Publizist von dem schmunzelnden Karl Alexander verblüfft entlassen war, musste er sich gestehen: „Armes Land! Armes Vaterland! Dir kann selbst ich nicht hellen." Der Würzburger hatte also alle Ursach zu heiterster Laune, als er jetzt in Stuttgart einzog. Die Taufe des schwäbischen Erbprinzen unter so günstigen Auspizien war ein Triumph der katholischen Sache weit über die württembergischen Grenzen hinaus. Sie wurde denn auch mit den größten Feierlichkeiten und unter großem Zustrom katholischer Fürsten und Herren vollzogen. Der Papst ließ bei diesem Anlass durch einen Sondergesandten die Herzogin mit dem Ritterkreuz des Maltheserordens schmücken. Nur zwei Damen außer ihr besaßen diesen Orden, die Königin von Spanien und die Fürstin Ucella in Rom.

Marie Auguste lag ziervoll, das Pastellgesicht ganz durchsichtig, in ihrem mächtigen Prunkbett. Das Amulett des Süß mit den primitiven, bedrohlichen Vögeln und den blockigen, unheimlichen Buchstaben lag trotz des Verbots ihres Beichtvaters unter ihrem Kopfkissen; sie lächelte spitzbübisch, wenn sie dachte, wie der wohl, wüsste er es, wütete. Sie war fest überzeugt, nur das Amulett habe sie gerettet; denn die Entbindung war langwierig und schmerzhaft gewesen. Jetzt, nachdem die Geburt vorbei war, fürchtete sie sehr, sie mochte dauernd entstellt sein, und die Medici Doktor Wendehin Breyer und Doktor Georg Burkhard Seeger mussten ihr immer wieder versichern, daß keinerlei Narben und silberne Furchen den Körper Ihrer Durchlaucht verunzieren würden. Mehr aber als auf die Ärzte hörte sie auf die Beruhigungen der alten Barbara Holz hin, die ungeheuer kundig und autoritativ die Aussagen der Ärzte bestätigte. Im übrigen fand Marie Auguste die Situation höchst komisch. Sie betrachtete neugierig und amüsiert dies Menschlein, das sie zur Welt gebracht. Sie hatte also, ei, ei! dem Land einen Erbprinzen geschenkt, sie beschaute sich neugierig in dem Spiegel mit dem

mächtigen Rand von getriebenem Gold: nun war sie demnach im wahrsten Sinn Landesmutter. Kurios war das, kurios. Es taufte aber der Fürstbischof von Würzburg den Erbprinzen von Württemberg und Teck, Erbgrafen von Mörnpelgard, Erbgrafen von Urach, Erbherrn von Heidenheim und Forbach usw. usw., auf den Namen Karl Eugen. Und es krachten die Böller, es läuteten die Glocken. Galatafel, Feuerwerk. Braten wurde gegen einen Glückwunsch, gegen ein „Vergelt's Gott" Wein verschenkt. Und sosehr das Volk über den katholischen Erbprinzen fluchte, war doch schon am frühen Nachmittag kein Bissen Braten, von den zahllosen ungeheuren Fässern kein Schlückchen Wein mehr da.

Süß hielt sich während dieser Feierlichkeiten sehr im Schatten. Früher hatte er sich auf jede Art an den Bischof und die Würzburger Herren herangemacht; nun schien es beinahe, als meide er sie mit Absicht. Das katholische Projekt, jetzt ausschließliches Zentrum der schwäbischen Politik, lag ganz in den Händen der Würzburger Diplomaten und der Militärs. Hatten sich die Herren darauf gerüstet, den Finanzdirektor nur mit Mühe und unter allen möglichen Tifteleien und Vorwänden auszuschalten, so sahen sie jetzt verwundert, daß er allem, was mit dieser Frage zusammenhing, sorglich auswich. Früher hatte er, da schließlich alles an irgendeinem Faden mit Geld zusammenhing, in der Eigenschaft des Finanzdirektors jedes kleinste Rädchen des Regierungsapparates kontrolliert; nun wies er fast alles, was man ihm vorlegte, zurück als nicht in sein Ressort gehörig. Die Männer der Regierung betrachteten ihn mit Misstrauen, schnüffelten nach seinen heimlichen, gefährlichen Motiven, fühlten sich unbehaglich in der Erwartung, solche scheinbare Untätigkeit sei nur Vorbereitung eines großen Coups.

Wenn der Herzog nicht wie schon einmal die Zurückhaltung des Juden durch Stockung des Geldzuflusses empfindlich spüren musste, so dankte er dies dem kurpfälzischen Rat, den er jetzt ständig in seiner Umgebung hielt, dem Dom Bartelemi Pancorbo. Wild zupackend stürzte sich der hagere Mann mit dem blauroten, fleischlosen Gesicht auf alles, was Süß aus den Händen ließ, hakte sich fest, drohend, wie für die Ewigkeit, auf jeden Platz, den jener freigab, schlang gierig, wovon jener die Zähne löste. Die schwierige, sehr komplizierte und verästelte Finanzierung des katholischen Projekts besorgte er fast ganz allein; damit glitt ihm die Oberleitung der Staatsgeschäfte in die Hand. Auch die Geselligkeit, die früher so

wild um ihn wirbelte, ließ Süß jetzt abflauen. Es kam jetzt vor, daß er einen Flirt begann und ihn vor dem Ziel müd und gelangweilt abbrach. Unter den zahllosen Frauen seines Bettes, die er verlassen, die er zum Teil vergessen hatte, waren welche, die in jeden Spott einstimmten, der ihn ankotete; welche bewahrten das Erlebnis als etwas Kitzelndes, Verboten-Köstliches wie wohl einen Schmuck, den man, ach! nur in verschlossener Kammer vor dem Spiegel antun darf, und sie schwiegen, sprach man von ihm; welche standen an seinem Weg, wenn er vorüberritt, lächelten großäugig, standen, bis er außer Sicht war, und sie trugen es ihm nicht nach, daß er sie so bald weggeworfen, sie dankten ihm täglich für jene kurzen Stunden, sie bewahrten die Worte, die er wer weiß wie vielen gesagt und längst vergessen hatte, als teuersten Besitz.

Um jene Zeit bekam Josef Süß Augen für seinen Diener und Sekretär Nicklas Pfäffle. Er hatte den fetten, gleichmütigen, langsamen und unermüdlichen Burschen immer gut gehalten, wie man eben einen so ungewöhnlich verwendbaren und zuverlässigen Menschen hält. Aber daß dieser Mensch außer seiner Verwendbarkeit und Zuverlässigkeit auch noch andere Eigenschaften hatte, daß er Regungen und Erlebnisse hatte, die sich nicht auf seinen Herrn bezogen, dies durchzuspüren, nahm sich Süß jetzt zum erstenmal die Mühe. Er sprach darum nicht viel anders zu Nicklas Pfäffle. Es wäre untunlich, ja ganz unmöglich erschienen, zu dem blassen, fetten Burschen ein Wort über das Sachliche und Notwendige hinaus zu sprechen. Aber sein Ton war anders zu ihm, seine Augen gingen anders zu ihm, seine Haltung war vom Menschen zum Menschen. Auch die Stute Assjadah spürte, daß ihr Herr als ein anderer auf ihr saß. Vielleicht ritt er jetzt nicht mehr in so großem Glanz als früher, vielleicht fühlte man rings im Volk, daß seine Hand nicht mehr die einzige war am Hebel des Regiments; aber die Stute Assjadah spürte, daß sie ihm jetzt anderes war als sein Kleid und sein Schmuck und Hausrat, daß er jetzt ihre Augen sah, daß er jetzt merkte, wie Ein Leben floss in ihm und ihr.

Während man in Stuttgart und Ludwigsburg fieberhaft an der Exekution des katholischen Projekts arbeitete, mit den anderen katholischen Höfen und Herren zettelte, Militärkonventionen schloss, bei Kaiser und Reich die Landschaft ins Unrecht zu setzen, die evangelischen Höfe zu begütigen suchte, während Pancorbo, nach neuen Geldquellen spähend, immer mehr in die Bezirke des Juden eindrang, zog sich der rätselvolle Mann plötzlich ganz aus den

Geschäften zurück, nahm Urlaub, betraute mit der Wahrung des Wichtigsten den Nicklas Pfäffle, verließ mit unbekanntem Ziel und ohne jede Begleitung die Hauptstadt. Er fuhr nach Hirsau. Er kam sich auf dieser ungewohnt einsamen Fahrt ungeheuer edelmütig und erhaben vor. Zu denken, daß er mit einem einzigen Wort, mit einer einzigen Enthüllung den Herzog ganz für sich gewinnen, sich in die Mitte des katholischen Projekts setzen, die hämischen, triumphierend grinsenden Nebenbuhler an die Peripherie zurückwerfen könnte. Zu denken, daß er einfach die Hände aufmachte, das mühsam Errungene, Einzigartige, letztes, sehnlichst erahntes Ziel aller Welt, wie Wegwurf fallen ließ. Wie edel war er, wie jenseitig, wie opferfroh!

Wählte er sonst für seine Besuche Zeiten, in denen er den Kabbalisten fern glaubte, so suchte er jetzt seine Gegenwart. Die verströmende Hingabe des Kindes schien ihm selbstverständliche, fast geschuldete Gegengabe des Schicksals. Naemi, obzwar ihr Gesicht, Stimme, Haltung des Vaters schon bei seiner ersten Ankunft die Verdächtigungen des Magisters doppelt leer und haltlos hatten erscheinen lassen, war durch seine neue Maske leicht verwirrt. Sie sah den Vater als Simson, der die Philister, als David, der den Goliath erschlägt. Sein neues Antlitz stimmte nicht recht dazu, und wenngleich nur flüchtig, so doch wieder und immer wieder drängte sich kitzelnd und beklemmend jenes Gesicht vor, da an dem reichen Haar Absalom im Geäst hängt, und seine Züge sind die Züge des Vaters.

In der Stille des weißen Hauses mit den Blumenterrassen nahm Süß das Schicksal seines Vaters in die Hand, beschaute es, drehte es hin und her. In der langen Weile überkamen die alten Anfechtungen den rastlosen Mann. Wenn er nun zu seiner väterlichen Herkunft sich bekannte, wer durfte ihn darum tadeln? Er hatte zur Genüge gezeigt, daß er demütig sein konnte: hatte er nicht nach solcher Probe das Recht, aus der Demut aufzutauchen in den Glanz, der ihm rechtens zustand? Wenn er sein schönes Kind an der Hand nimmt, aus der Vermummung schlüpft wie der arabische Kalif und strahlend, daß ihnen das Grinsen stirbt, unter seine frechen Gegner tritt, nicht nur an Genie ihr Erster, nein, Christ auch und Edelmann von Geburt? Hochmütig steilten die Tulpen in seine Träume, wie ein weißer, besonnter Würfel lag das Haus. Flüchtig schatteten hinter seinen Erwägungen die seltsamen Formen der magischen Figuren, die blockigen hebräischen Buchstaben, schematisch stand der

himmlische Mensch, es blühte der kabbalistische Baum. Sein Vater. In Braus gelebt, in Schmach verkommen, im Kloster gestorben. Je nun, ihn hatte das Glück verlassen, das Leben von sich gestoßen, er war ohne Erfolg. Was blieb ihm übrig, als nach seiner Seele zu jagen? Wer keinen Erfolg hatte, der musste sich wohl verkriechen und nach innen schauen. Bei ihm, Süß, lagen die Dinge anders. Er hatte Erfolg. Ihm schmiegte sich das Leben, duckte sich ihm, unterworfen.

Er sah auf. Der Oheim stand vor ihm. Ei, hatte er ihn ertappt? Der Schleicher, der Spionierer, der nach jedem Gedanken jagte, den er einem höhnisch hinhalten konnte. Ach, er wird nie mehr so unbeschwert leben können wie früher. Wenn er es täte, was doch nur natürlich und sein gutes Recht wäre, wenn er sich als Christ bekennte, immer würde er die Verachtung dieses lächerlichen, schlecht angezogenen Mannes eisig im Nacken spüren. Wenn er sie nur herausbrächte aus dem Blut, die giftig-süße, faulige Lockung, die aus dem Hause drang, von Jenseitigem und Demut und Verzichten. Naemi kam. Und rasch flüchtete er sich in seine Maske von Stille und Getragenheit.

Während er so hin- und hergerissen wurde zwischen sich krampfender, prahlerischer Demut und zappelndem Tat- und Ehrhunger, langte unvermutet Nicklas Pfäffle an. Berichtete, eine herzogliche Kommission habe Bücher und Kassen des Süß beschlagnahmt, sie zu revidieren. Der Finanzdirektor sei verdächtigt, in amtlichen und privaten Affären formidabel defraudiert zu haben, peinliche Untersuchung sei angeordnet. Die Feinde des Süß hatten seine Abwesenheit zu einem weiten Vorstoß genützt. Freunde, auf die er sich verlassen konnte, hatte er kaum mehr. Der Hofkanzler Scheffer, der Geheimrat Pfau waren offen zu der katholischen Militärpartei übergetreten und attackierten ihn in aller Öffentlichkeit. Der Domänenpräsident Lamprechts zog seine Jungen als zu erwachsen aus dem Pagendienst bei ihm zurück. Remchingen, die beiden Röder, der General und der Major, die Obersten Laubsky und Tornacka, der Kammerdiener Neuffer lagen dem Herzog ständig mit Verdächtigungen des Juden in den Ohren. In der Umgebung Karl Alexanders nahmen nur Bilfinger und Harpprecht nicht an dem Treiben teil. Ihnen waren die jesuitischen Sendlinge noch mehr zuwider als der Jude. Nun hatte Dom Bartelemi Pancorbo seit langem den Juwelenhandel des Süß genau überwacht. Er legte dem Herzog dar, der Jude mache alle Einkäufe auf dem Juwelenmarkt im

Namen des Herzogs. Es seien aber hier die Preise sehr variabel; fielen sie, so erkläre, oft noch ein Jahr später, Süß die zu teuer gekauften Steine als Eigentum des Herzogs; stiegen sie, so halte er sie als sein Eigentum. So also, daß der Jude das ganze Risiko auf den Herzog abwälze, den Verlust den Fürsten tragen lasse, den Profit für sich einsacke. Allein zum großen Verdruss des Portugiesen machten diese Feststellungen auf Karl Alexander weiter gar keinen Eindruck; er meinte gleichmütig, dafür sei Süß eben ein Jud, im übrigen werde er künftig mehr auf der Hut sein. Weitere Konsequenzen zu ziehen war er durchaus nicht geneigt.

Merkwürdigerweise war es eine ganz belanglose Maßnahme des Süß, über die ihn seine Gegner zu Fall bringen konnten. Der Finanzdirektor hatte das Kaminfegen von Staats wegen geregelt, dergestalt, daß gegen eine zu entrichtende Pauschalgebühr die Behörde die Reinigung der Schornsteine übernahm. Diese Anordnung hatte Gelächter und Unmut erregt, und der Kammerdiener Neuffer spielte Karl Alexander ein Pasquill darüber in die Hände, ein greulich illustriertes fliegendes Blatt mit dem Titel: „Untertäniges Danksagungskompliment sämtlicher Hexen und Unholden an seine jüdische Hexelenz Jud Josef Süß Oppenheimer, im Namen aller aufgesetzt und überreicht von gesamter nachtliebender Sozietät Urgroßmutter, der Zigeunerin in Endor.“ Während der Herzog dieses Blatt las, überkamen ihn die alten Gesichten. Er sah sich schreiten in jenem rätselhaften, gebundenen Tanz, er hörte die knarrende, misslaunige Stimme des Magus, er hörte, hörte körperlich, sein Schweigen, sah das Verschwiegene auf sich zukriechen, vielarmig, gestaltlos. Er wollte los aus dieser verdammten Hexerei. Warum hielt er denn den Juden? Er hatte doch bloß Spott und Schererei von ihm. Rot angelaufen, schnaubend, den einen Fuß stark lahmend, stapfte er hin und her. Er wollte es ihm zeigen, dem Filou und Schelmen mit seiner Gaunerei und schwarzen Kunst. Heiser noch und wütend diktierte er die Order, die die Untersuchung und genaue Prüfung der Rechnungen und Bücher des Finanzdirektors befahl. Und es lief der Hofkanzler, es liefen die Generäle, es lief der Portugiese, reckte über der Krause den dürren Hals, hackte zu mit dem entfleischten, blauroten Kopf. Eifrig hockten die Revisoren, schwitzend, vertieft, spähten durch die Brillen, ließen ihre Kiele rascheln übers Papier. Rechneten, luchsten, witterten. Bauten Säulen von Ziffern, Wälder von Ziffern. Schütteten

sie aus, klaubten sie wieder zusammen. Spähten, schnüffelten, schwitzten.

Unterdes raste auf gehetzten, auf jeder Station gewechselten Gäulen der Finanzdirektor nach Stuttgart. Diese Inquisition gegen ihn, dieser Stoß und Sturz war ihm ein Wink.. Das Glück, das Fatum wollte gepackt, wollte gezwungen sein. Sowie man es nicht umklammerte mit allen Sinnen, sowie man nicht unverückt Gemüt und Willen darauf richtete, lockerte es, löste es sich. Hätte das Gesindel in Stuttgart nicht seine Lässigkeit gespürt, nie hätten sie den frechen, plumpen Angriff gewagt. So war er in der ersten Wallung gleich nach der Meldung des Nicklas Pfäffle stürmisch aufgebrochen. Nicht sah er mehr das steinern massige Gesicht des Oheims, dachte mit keinem Gedanken mehr, ob aus den trübgrauen Augen Spott oder Gram auf ihn schaute, wischte flüchtig und rasch die Trauer des Mädchens aus seinem Sinn. Eines nur dachte er, zu Pferde, im Wagen, drehte es hin und her von allen Seiten: Was tun? Was jetzt tun? Klar formte sich ihm, während schon die Pferde in Sicht der Hauptstadt dahinhetzten, sein Entschluss. Jeder Schritt seines Weges, jedes Wort, das er sprechen wollte, lag deutlich vor ihm. Nicht klug sein wird er, nicht geschäftstüchtig, nicht politisch. Annehmen wird er die Herausforderung des Schicksals. Zum Herzog gehen, seine Entlassung verlangen. Gibt sie der Fürst, gut, dann hat das Fatum gesprochen. Resignieren wird er dann, in der Stille leben irgendwo, sich versenken wie sein Vater. Hält ihn der Herzog, dann, ja – dann – als der Feind wird er dann leben, als der Rächer. Denn dann wird er sich die Demütigung bezahlen lassen. Die Hand den Feinden an den Hals! Zudrücken! Würgen! Pressen!

Bei Hof hatte man erwartet, Süß werde sich verteidigen, geschmeidig, vielwortig, advokatisch; oder auf seine Meriten hinweisen, pathetisch seine Unschuld beteuern; oder um sich schlagen, wüten. Nichts dergleichen. Gelassen ging er zum Herzog. Erwiderte auf die kollernden, polternden Vorwürfe des Tobenden mit keiner Silbe. Bat, als endlich der Herzog verschnaufend einhielt, in ruhigen, gesetzten Worten um seine Entlassung. Für allenfallsige Fehlbeträge hinterbleibe haftend sein gesamtes liegendes und mobiles Vermögen. Dem erst sprachlosen, dann sinnlos schimpfenden, wutlallenden Herzog wiederholte er höflich und steinruhig sein Verlangen. Da Karl Alexander hinkend, mit gehobenem Arm auf ihn eindrang, ging er, in bestimmten Worten auf

rasche Verbescheidung seines wohlüberdachten gehorsamen Wunsches drängend. Die Ankläger vor sich rufen ließ Karl Alexander. Fragte, die Stimme gepresst vor Wut, ob sie Beweise gefunden hätten. Überhäufte, stimmlos keifend, die Stammelnden, Ausweichenden, Schlotternden mit wüsten, kotigen, pöbelhaften Schimpfworten. Im Arsch habe der Jud mehr Gehirn als sie in ihren Schlammschädeln. Er begreife nicht, wie er auf ihre ohnmächtig neidischen, hirnrissigen, blöd giftigen Stänkereien habe hereinfallen können. Was ihm der Jud lieber sei als sie saudummen Christenschelmen.

Mürrisch schickte er dem Süß die Akten zurück nebst einem riesigen Doueeur und Schenkbriefen auf reiche Liegenschaften. Fahl in ihre Winkel krochen die Feinde. Fast ohne Kampf gewann sich Süß die verlorenen Positionen zurück. Dem katholischen Projekt hielt er sich noch immer fern; aber in jedem andern Bereich wieder drängte er zu, griff zu, wo man seine Interessen streifte. Da saß er nun in der alten Macht, straffte die Zügel, und jeder im Herzogtum spürte seine Hand. Was in der Zwischenzeit geschehen war, wurde überprüft, korrigiert. Die Kaminfegerverordnung, schon zurückgezogen, wurde nun doch Gesetz; die fliegenden Blätter verschwanden, nur heimlich im Abort des Blauen Bock zeigte der Konditor Benz seinen Vertrauten das Dankschreiben der nachtliebenden Sozietät an Seine jüdische Hexelenz. Auch der Domänenpräsident Lamprechts schickte seine Söhne wieder in den Dienst des Juden; er hatte es sich anders überlegt, sie waren doch nicht zu alt. So schien äußerlich die Stellung des Süß in Stuttgart wie früher. Auch trieb er wieder die brausende Geselligkeit von eh. Doch war er herrischer, minder liebenswürdig. Er leistete sich bissige, schädliche Witze, hielt auch nicht still, wenn man sich auf seine Kosten erlustierte. Den General Remchingen, als der ihn einmal in seiner gewohnten Art wegen seines Judentums gröblich verschimpfierte, sah er an von oben bis unten, von unten bis oben, und als vor seinem seltsam dringlichen, drohenden Blick dem General das Grinsen verging, lachte ihm plötzlich der Jude seinesteits gräulich und unheimlich ins Gesicht. Marie Auguste konstatierte bedauernd, daß ihr Hausjud bei weitem nicht mehr so nett und amüsant sei. Ach, es war so vieles weniger amüsant geworden! Auch die Beziehungen zwischen dem Herzog und Süß hatten sich geändert. Karl Alexander war sehr häufig mit ihm zusammen, zeigte ihm, sein Misstrauen wettzumachen, dicke Gunst und Gnade. Aber oft sagte er sich, es

wäre eigentlich besser, des Juden ledig zu sein. Wenn er gleichwohl nichts dazu tat, so schob er es auf Befürchtungen, Süß wisse zu viel, könne ihn zu leicht kompromittieren; auch wäre es töricht, ihn, nachdem er sich dermaßen am Land gemästet, mit allem Fett aus den Grenzen zu lassen. Er gestand sich nicht, daß, was ihn an den Juden band wie das, was ihn abstieß, viel tiefer und unheimlicher in seinem Blute lag.

Auch jetzt geschah es wohl, daß Süß plötzlich die Hände fallen ließ, in sich versank, in rätselvoller Gelähmtheit weitab war. Dann streckte wohl aus dem Winkel, in den er ihn gescheucht, Dom Bartelenii Pancorbo den zerdrückten, blauroten Kopf, schickte hinter faltigem Lid das Aug nach dem Solitär an des Juden Hand. Blinzelte, krümmte die Finger zum Griff. Doch er war sehr vorsichtig geworden und begnügte sich, zu äugen und zu tasten.

34.

Marie Auguste stand vor dem Spiegel, nackt, reckte sich, beschaute sich. Angstvoll, genau, Zug um Zug, Glied um Glied. Atmete auf, lächelte. Nein, nein, sie war heil geblieben, sie war nicht entstellt. Sie war glatt und rank wie früher. Mit den kleinen, fleischigen Händen tastete sie, knetete sie an ihrem Leib. Er war weich wie früher und doch fest. Mit den länglichen Augen prüfte sie ernsthaft und schonungslos den kleinen, eidechsenhaften Kopf im Glas. Die Beschwerden der langen Schwangerschaft, die wilden Qualen der Entbindung hatten keinen Zug und keine Zerrung hinterlassen. Klar und leicht und ohne Runzel rundete sich unter dem strahlend schwarzen Haar die Stirn, keine Falte schnitt von den Backen herunter zu den sehr roten Lippen. Sie hob, die nackte Frau, mit halb hieratischer, halb obszöner Gebärde beide Arme eckig zum Kopf, daß das schwarze Gekräusel in den Achseln sichtbar war, und feucht atmend, lächelnd, schritt sie mit biegsamen Schritten, tanzend fast, durch das Zimmer. Oh, noch glitt sie wie fließendes Wasser über die Erde, noch spielten ihr gehorsam und wie von selbst alle Glieder schmiegsam ineinander. Und sie dehnte sich wellig und sie lächelte tiefer und der Tag lag blau und schwerlos vor ihr. Doch in der nächsten Nacht schon schlich die gleiche Angst sie an, kroch heran, umklammerte sie immer fester, atemklemmender. Und den andern Tag stand sie noch länger vor dem Spiegel, prüfte sie noch länger jede Biegung ihres Leibes, Fleisch und Haut. Eine krankhafte, grauenvolle Furcht vor dem Altern war in ihr. Es war nicht auszudenken, daß dieses Haar verfärben, diese Haut verrunzeln, dieses Fleisch vermürben sollte. Sie wird mühsam einherhumpeln, hüsteln, spucken, die Männer werden froh sein, wenn sie die zeremoniösen Handküsse und Konversationen hinter sich haben, die Frauen sie nicht beneiden. Ihre Augen schleierten sich, wenn sie es dachte; sie war vergiftet mit solchen Vorstellungen. Erwog sie, daß

das Kind ihr Welken beschleunigte, so ärgerte sie sich über den Säugling. Er war ihr fremd, er war durchaus kein Teil von ihr, es war unbegreiflich, daß das da einmal in ihrem Leib sollte gewachsen sein.

Es war ein großes, gesundes Kind, vom Vater hatte es die starke Nase, die wulstige Unterlippe; trotzdem sah es hübsch und geweckt aus. Man versicherte Marie Auguste, das Kind stehe ihr sehr gut, sie gebe als Mutter ein charmantes und zärtliches Bild, aber sie konnte Tieferes für den Säugling nicht fühlen als etwa für den kleinen modischen Pinscher, von dem sie wusste, daß er hübsch aussah, wenn er unter dem Saum ihres weiten Rockes vorlugte. Ihr Tag war wie früher bis zum Rand gefüllt mit bunter, lärmvoller Heiterkeit. Aber sie war jetzt fahriger, nervöser. Herr von Riolles begann sie zu langweilen, auch war sie seinen spitzen Geistreicheleien nicht mehr recht gewachsen, der Jude war weniger amüsant und fügte sich nicht mehr so in jedes Spiel, Remchingen mit seinen plumpen Zoten widerte sie geradezu an. Dafür zog sie jetzt den Deputierten Johann Jaakob Moser in ihren Kreis und wandte alle Mittel an, die Omphale dieses stattlichen, pathetischen Publizisten zu werden. Für den Regierungsrat war das ein großes Glück. Wenn auch der Herzog und Süß, nobel genug, seine Niederlage still für sich ausgekostet und nichts davon weitergeschwatzt hatten, so war doch sein Selbstbewusst sein arg ramponiert. Jetzt unter dem Wohlgefallen und der Gunst der Herzogin richtete es sich auf wie gebeugtes Korn bei der rechten Witterung. Kotz Donner! Er musste doch ein Kerl sein, wenn jemand wie Marie Auguste, in ganz Europa berühmt um ihre Schönheit, die erste Dame Deutschlands, ihm, dem Gegner, so offensichtlich ihre Huld zeigte. Den Krämerseelen im Parlament mochte es vielleicht nicht ganz eingehen, daß er, der Demokrat, der große Tyrannenhasser, soviel zu Hofe ging. Doch mochten diese Ärmlichen denken was immer: er fühlte sich Ulyss genug, der schwäbischen Circe zu widerstehen. Der imposante, wichtig sich habende Mann verbrachte also jede Stunde, die er durfte, bei der Herzogin. Er war bei ihrem Lever, er saß, war sie im Bad, auf den Holzbrettern, die, nur den Kopf freilassend, die Wanne bedeckten. Er deklamierte mühelos und feuervoll, die großen Augen seines massigen Cäsarenkopf es blitzten, der Degen schwankte rhythmisch auf und ab, lang hinrollend flossen die Worte aus seinem Mund. So saß er, Schwabens Demosthenes, und sein mächtiger Schädel bebte, daß die Perücke stäubte. Er perorierte der Herzogin von allem

möglichen, er las ihr Manuskripte vor, für Zeitschriften bestimmte, und größere Werke und Broschüren, theologische, juristische, nationalökonomische, Abhandlungen über politische Tagesfragen, doch auch Ästhetisches, Botanisches, Mineralogisches; denn Johann Jaakob Moser war sehr gelehrt. Er rezitierte alles mit dem gleichen Feuer und mit vielem Ausdruck. Gewöhnlich hörte Marie Auguste nicht recht hin; sie ließ sich frisieren, während er sprach, oder maniküren, las wohl auch den Mercure galant; häufig hätte sie nicht sagen können, ob er ihr deutsch vorlas oder lateinisch. Aber das gleichmäßige Geräusch, das dieser Cicero mit solcher Beflissenheit hervorbrachte, ging angenehm ins Ohr, es war auch amüsant, die stattliche, bewegte Statur des erregten, komödiantischen Mannes vor Augen zu haben, und es kitzelte, daß dieser Demokrat und Fürstengegner sie so jungenhaft und gegen sich selber knirschend anschwärmte. Manchmal dann, wenn er seine großen, etwas leeren Augen himmelnd und dringlich auf sie richtete, glitt sie mit langsam fließendem Blick in den seinen und lachte, wenn er, sich rötend, schwerer atmete. Er aber, zu Hause, schilderte umständlich und mit vielen geläufigen Worten seiner Frau die Schönheit der Herzogin, und wie sie offensichtlich Wohlgefallen an ihm finde, wie aber sein Herz gepanzert sei mit dreifachem Erz. Und er warf sich auf die Knie und betete zusammen mit seinem Weib brünstig und in sehr wohlgesetzter Rede, Gott möge ihm auch künftig die Kraft leihen, gegebenenfalls den Mantel im Haus der Herzogin zurückzulassen. Unter den Frauen schloss sich jetzt wie früher Marie Auguste an eine einzige enger an, Magdalen Sibylle. Ihr schmeichelte sie, sprach zu ihr wie eine dumme, kleine Schwester zu der alles wissenden älteren. Ach, Magdalen Sibylle, wie war sie ernsthaft und gescheit und voll Erfahrung und Gewissen. In ihrem, der Herzogin, kleinen Kopf flatterte alles bunt und wirr durcheinander wie farbige Mücken und alles glitt an ihr ab wie Wasser und nichts haftete. Aber Magdalen Sibylle bewahrte alles, was gesagt wurde und was geschah, sorgsam auf und betrachtete es und gab sich damit ab und verwandelte es in ihr Eigen. Darum war sie auch so schwer von Erlebnissen und Erfahrungen, und sie, die Herzogin, war ganz klein und dumm vor ihr, trotzdem sie doch eine Krone trug und im eigentlichsten Sinn Landesmutter war und sogar Inhabern des Maltheserkreuzes. Magdalen Sibylle war mit Zurückhaltung freundschaftlich zu ihr, suchte sich, so gut es gehen wollte, in das wellenhaft wandelbare Geschöpf einzuspüren. Manchmal freilich überkam sie fast ein

Grauen vor solch tänzelnder Schwerlosigkeit. War denn diese Frau, an der alles abglitt, Mann, Kind, Land, diese nicht zu haltende, nur ihrer leiblichen Gestalt lebende, war sie denn wirklich, war sie nicht ein Gebild aus Luft, eine Spiegelung, etwas Entwestes, ein farbiger Schatten?

Das große Mädchen mit den bräunlichen, männlich kühnen Wangen war müde geworden. Der tiefe Glanz der blauen Augen, so unwirklich und unwahrscheinlich unter dem dunklen Haar, wurde blasser, die Haltung der straffen Glieder lässiger, fraulicher. Sie hatte sich abgekämpft, sie war niedergebrannt, nun war sie still und nicht mehr geneigt, wild und empört zu lodern. Sie war durch Demut und Entzückung der Brüdergemeinde gegangen, die Schrift hatte ihr Klang und Sinn gehabt, sie hatte Gott geschaut, die Apostel hatten sich an ihr Bett gesetzt und mit ihr gesprochen. Dann hatte sie im Wald den Teufel gesehen, sie war, Fackel und heiliger Brand, ausgezogen, ihn zu bestehen. Und dann waren der Herzog und der Jud gekommen und hatten wie eine große Schlammflut ihren Garten überschwemmt und verwüstet. Alle Blüte und Frucht und Baum und Grün war tot und verschlammt gewesen, und als die Wasser sich verlaufen hatten, war nichts geblieben als nasser, unfruchtbarer Kot. Und dann war die Werbung des Süß gekommen. Sie hatte trotz der ersten Enttäuschung ihn für eine große, lebenzeugende Sonne angeschaut und hatte sich ihm ganz erschlossen, alle Poren des Leibes und der Seele ihm willig und mit gewusster, grenzenloser Hingabe geöffnet. Aber er war eine Sonne gewesen, die nicht wärmt und die fahl und mitleidlos und unerreichlich ihre Straße zieht. Sie hatte allen Willen darauf gerichtet, ihn zu begreifen, sie hatte sich mitreißen lassen von ihm, und sie hatte auch, mehr als jeder andere, von seinen Verwicklungen gespürt, mehr verstanden von seiner Isolierung, seinen Kämpfen, seinen Niederlagen, seiner Gelähmtheit, seinem neuerlichen Aufstieg. Aber ihr scheues und ihr offenes Werben um ihn blieb ohne Krone; er war zu ihr von einer sehr höflichen, vertrauensvollen Freundschaftlichkeit, doch alle männliche Glut war verascht. Sie verzweifelte daran kein zweites Mal; sie beschied sich. Sie überlegte klar, fest, sachlich: sie hätte zur Gutsherrin getaugt, ein großer Landedelmann etwa, nicht sich verschließend vor der Welt, doch am stärksten und sichersten auf seinem Boden, bei seinen Bauern, wäre ihr der Rechte gewesen. Nun hatte sie ein böser Irrstern in die falsche Welt getrieben. Sie selber war nicht schuldlos daran: ungerufen erscheint Beelzebub nicht, wer,

wie sie damals im Wald, ihn sieht, der hat sich im Innersten, Verstecktesten nach ihm gesehnt. Sei es wie immer, es war unsinnig, darüber weiterzugrübeln. Jetzt jedenfalls war sie an diesen Hof gebannt, der ihr ein sinnlos wirbelndes Durcheinander bunter Tiere erschien, und der einzige Mensch unter ihnen, zu dem es sie mit tausend Stricken zog, war durch seine höfliche, vertrauensvolle Freundschaftlichkeit ihr ach! tausendmal ferner als damals der Teufel im Wald von Hirsau. Häufiger wieder ging sie zu Beata Sturmin. Schon war ihr die blinde Heilige kein törichtes, altes Madchen mehr, die Stille, in der sie selber lebte, war ihr in Gegenwart der gefriedeten, frommen, begnadeten Frau minder kahl und dumpf, ja, manchmal fühlte sie diese Stille fast körperlich wie einen guten, warmen Mantel. Bei der Beata Sturmin traf sie öfters den Stadtdekan Johann Konrad Rieger, Stuttgarts besten Prediger, und seinen jüngeren Bruder Immanuel Rieger, Expeditionsrat. Johann Konrad, der Prediger, konnte seine flutende Beredsamkeit auch in der ruhigen Stube der Heiligen nicht zügeln. Er war ein gutmütiger, rechtschaffener Mann, aber warum sollte er nicht wuchern mit dem Pfund, damit die Gnade des Herrn ihn begabt? Und er breitete seine schönen, dunkelhallenden Worte vor seine Hörer wie kostbaren Samt, damit sie sich daran ergötzten. Magdalen Sibylle ward durch den beredsamen Mann an Johann Jaakob Moser erinnert, den sie zuweilen bei Marie Auguste traf, und einmal sprach sie auch von dem Publizisten und seiner geübten Rhetorik, harmlos und ohne große Anteilnahme. Aber da schwoll der sonst so gütige Prediger giftig an, er geiferte gegen die satanische Eitelkeit jenes Redners, und wie überhaupt solche profane Rhetorik Blendwerk sei und Erfindung des Teufels, und die blinde Heilige konnte die Wut des Mannes gegen den weltlichen Konkurrenten nur mühsam zähmen, bis er endlich, noch lange nachgrollend, sich beschied. Immanuel Rieger, der Expeditionsrat, hörte ehrbar und andächtig zu, wenn sein berühmter Bruder sprach. Er war ein kleiner, hagerer, unscheinbarer Mensch; um seinem knabenhaft schüchternen Gesicht ein bisschen Männlichkeit zu geben, trug er der Mode zuwider einen kürzen Schnurrbart. Sehr geneigt, an jedem Menschen nur das Gute zu sehen, betrübte es ihn tief, daß sein Bruder über den allseitig verehrten Publizisten sich derart abfällig äußerte; doch seine Bescheidenheit wagte nicht, seine abweichende Meinung anders als durch leicht wehrende Handbewegungen kundzutun. Es war dem fleißigen und gewissenhaften Beamten ein tiefes, inneres Bedürfnis,

es war seine Erholung und einzige Lust, große Männer verehren zu dürfen, und es war nicht sehr schwer, ihm als großer Mann zu gelten. Es gab so viele Leute, die Gott mit hohen Gaben reich begnadet hatte, er sah gerne voll Hingebung und wahrer Bewunderung zu ihnen auf, er war selig, in dem Kreis der blinden Heiligen mit so vielen wahrhaft bedeutenden Männern und Frauen verkehren zu dürfen.

Zu Magdalen Sibylle blickte er in hemmungsloser Verehrung, knienden Herzens empor. Welche Frau! Welche Märtyrerin! Dieses reinste und tugendhafteste Weib des ganzen schwäbischen Kreises, was musste sie gelitten haben, wieviel tausend Tode musste sie gestorben sein, als der ketzerische Souverän sein Aug auf sie warf. Sein Aug auf sie warf, eine andere Formulierung wagten seine dreistesten Träume nicht. Und wie würdig trug sie, diese mit allen Wundern des Leibes und der Seele begabte Heilige, ihre Dornenkrone. Schüchtern wagte der kleine, unscheinbare, schnurrbärtige Herr manchmal ein Wort an sie. Er sprach nicht von seiner ungeheuren Bewunderung, nie hätte er sich des erkühnt, er sprach von einem gemeinsamen Bekannten, dem Magister Jaakob Polykarp Schober in Hirsau. Magdalen Sibylle lächelte ein kleines, zwielichtiges Lächeln. Ach Hirsau! Ach, der dickliche, gutmütige, pausbäckige Magister! Der Duft gebratener Äpfel und der andächtige, plärrende Gesang vom himmlischen Jerusalem floss in ihrer Erinnerung zusammen. Unterdes sprach der Expeditionsrat Rieger weiter von dem Magister, er erzählte bescheiden, umständlich und mit großer Achtung von seinen Poesien, von dem Lied: „Nahrungssorgen und Gottvertrauen“ und auch von jenem andern: „Jesus, der beste Rechenmeister“, und Magdalen Sibylle hörte den ehrbaren Worten des Expeditionsrats still und friedlich zu. Die grenzenlose, andächtige Verehrung, die aus seinem ganzen Wesen so selbstverständlich zu ihr aufstieg, tat ihr wohl. Ihr Leben bei Hof, auch wenn sie nur die nötigsten Visiten erstattete und empfing, warf ihr zahllose Menschen vor die Augen, die sich vor ihr sehr künstlich und krampfig zierten und vermummten, mit ihrer sehr absonderlichen Stellung nichts anzufangen wussten. Sie war Mätresse des Herzogs und Pietistin und Freundin der katholischen Herzogin, das reimte sich nicht, daraus konnte man nicht klug werden. So stieg aus den Menschen, mit denen sie zusammenkam, ein dumpfes Gemisch von Spottlust und Befangenheit und Unbehagen und frecher Neugier und Servilität zu ihr auf, dergestalt,

daß ihr ein unverfälschtes, freies Menschenwort sehr selten ins Ohr klang. Deshalb ging ihr die naive, selbstverständliche Bewunderung des Mannes freundlich ein. Sie sehnte sich immer mehr nach Ruhe und kleinem Leben. Dem wilden und leeren Getriebe des Hofes, dem glänzenden und aufreibenden Apparat der Macht schrieb sie es zu, daß Süß kein inneres Aug für sie hatte, und dieses höfische Dasein ward ihr mehr und mehr zuwider. Es gor etwas hoch in ihr von dem dumpfen, vererbten Hass ihrer Vorfahren gegen die glänzenden, brausenden Herren; unter den Eltern ihrer Mutter war einer Führer im Aufstand des Armen Konrad gewesen und schmählich hingerichtet worden. Sie richtete ihr Haus vor dem Tor immer schlichter ein, kleidete sich immer fraulicher und bürgerlicher, verschmähte, wo es ging, die Perücke. Karl Alexander, der wenig mit ihr zu reden wusste und sie eigentlich nur mehr deshalb hielt, weil er glaubte, diese Liaison stehe ihm gut und sei populär, sah erstaunt zu, begnügte sich aber, da auch die Herzogin belustigt mehr als chokiert schien, mit verständnislosem Kopfschütteln. Wer aber Magdalen Sibyllens Verbürgerlichung mit tiefem, machtlosem und erbittertem Kummer sah, war Weißensee. Er war der Tochter nie nahegekommen, ja, das ernsthafte, schwersinnige Mädchen war ihm nie Jahre in Hirsau über eigentlich etwas unbequem gewesen. Aber doch war sie seine Erfüllung und heimlicher Stolz. Sie war aus feinerem Stoff als die anderen Menschen. Sie hatte ihre eigene Luft um sich, und selbst der Skeptiker, auch wenn er lächelte, sprach zarter zu ihr und unwillkürlich achtungsvoller. Der sehr kluge und urteilskräftige Mann wusste genau, daß ihm bei aller Begabung letzte menschliche Schwerkraft fehlte, daß er kernlos war; Magdalen Sibylle aber hatte diesen Kern, ihr Schritt, ihr Atem, ihre Stimme hatte jenes natürliche innere Gewicht, er sah in ihr seine Vollendung, daß sie seiner Lenden Kind war, schien ihm Rechtfertigung vor sich selbst. Er wagte an ihr auch keine heimliche innere Kritik. Einerlei, was sie war, ob Dame, ob Heilige, sie war jedenfalls gemeinen Menschen fern und unerreichlich, war anders, Inhalt und Zweck einer höheren, in sich geschlossenen Welt. Als dann der Herzog kam und sie zertrampelte, konnte dies, sosehr es ihn umwarf und aushöhlte, an ihr Bild in seinem Inneren nicht rühren. Sie war in Gestalt eines schwäbischen Mädchens Athena, unter die Sterblichen sich mischend, oder eine Halbgöttin zumindest. Wie sie aber in Kleidung, Lebenshaltung und Wort mehr und mehr verbürgerte, zerbrach ihm dieser sein liebster Gedanke, seine kräftigste Stütze

und bestes Argument gegen Selbstvorwurf und nagendes Nichtgenügen. Oh, diese schien nicht nur, sie war eine Bürgerfrau. Die philadelphische Schwärmerin, die marmorstarre Herzogsmätresse, ihrer Allmacht nicht achtend, mit der Seele auf einem anderen Stern zu Haus, waren Verpuppungen gewesen. Die nüchterne Bürgerfrau, praktisch im Alltag wirkend und an ihm zufrieden, war die ridiküle, endgültige, höchst ordinäre letzte Form und Wirklichkeit. Wäre sie Komödiantin geworden, Vagantin, Herzogin, Hure, Heilige, nichts hätte seinen Glauben an sie entwurzelt. Nur dies eine durfte nicht sein, in die Reihen der braven, gemeinen, alltäglichen anderen durfte sie nicht zurückschrumpfen, diese Enge, diese schlechte, muffige Luft durfte nicht die ihre sein. Mit feiner Spürung witterte er, daß auch an dieser nüchtern endgültigen Wandlung Magdalen Sibyllens der Jude schuld war. Auch jetzt nicht überkam ihn billiges Rachegelüst. Nur die Neugier verstärkte sich, die feine, rätselvolle, kitzelnde, bohrende Neugier: Was wird jener tun im gleichen Fall? Wie wird sein Gesicht sich ändern, seine Haltung, seine Hände? Diese Neugier stach ihn spitz, war wellig um ihn, wenn er einschlief, kroch ihm juckend, kratzend vom Kreuz her die Wirbelsäule hinauf, füllte ihn ganz an. Mit dem Glauben an die Tochter brachen seine letzten Hemmungen nieder. Er hatte damit rechnen müssen, daß seine Stellung bei Hof, seine Teilnahme an dem katholischen Projekt auf die Dauer sich nicht vereinen lassen werde mit der Zugehörigkeit zum engeren parlamentarischen Ausschuss. Aber als man ihn dann, seine Krankheit nutzend, in der mildesten Form aus der Elferkommission ausschloss, wurmte es ihn doch tief und schmerzhaft. Er nahm nun ohne weitere Rücksichten immer offener Partei für die Regierung des Herzogs. Klüger und von feinerer Witterung als der plumpe Remchingen, der gierige Pancorbo, hatte er sich an den Treibereien gegen Süß nicht beteiligt, der scheinbaren Lähmung und Ohnmacht des Juden nicht trauend. So konnte er jetzt am leichtesten die Verbindung zwischen den Trägern des katholischen Projekts und dem Finanzdirektor herstellen, ohne den es nun einmal offensichtlich nicht ging. Von den alten Freunden Bilfinger und Harpprecht löste er sich immer mehr; sie sahen ihn ernst, traurig und ohne Hass in heil- und ruchlose Verstrickung sinken. Enger von Tag zu Tag schmiegte er sich dem Herzog an, nützte jetzt bedenkenlos die seltsame Stellung als illegitimer Schwiegervater. All seine Menschenkunde bot er auf, sich den Launen Karl Alexanders einzupassen, und der

Herzog, seinen engeren Ratgebern noch grollend wegen der Intrigen gegen den Süß und vor diesem unbehaglich und ohne die frühere Vertraulichkeit, ließ sich die Schmeichelei. und Willigkeit des Weißensee gern gefallen. Viele von den kleinen Diensten, die früher der Jude besorgt hatte, Entlohnung persönlicher Verpflichtungen, Zuführung und Abfertigung von Frauen und mehr dergleichen, nahm nun unmerklich und gewandt der Kirchenratsdirektor auf sich. Er lenkte, um ihn enger zu fesseln, Karl Alexander auf raffinierte, lasterhaft künstliche Abwege, und der an sich gesunde Mann, der an solchen Genüssen im Grund wenig Geschmack fand und derbere Kost vorzog, glaubte es doch seiner fürstlichen und weltmännischen Reputation schuldig zu sein, auch von diesen Tafeln zu probieren. Der Prälat verschaffte ihm Frauen, die ihm eigentlich gar nicht gefielen, die aber in dem übersättigten Paris gerade Mode waren, und er verschaffte ihm welsche Arcana und Aphrodisiaca; er führte ihn immer tiefer in den vergifteten Garten und machte sich als Mentor unentbehrlich. Seltsam war, daß die Herzogin Karl Alexander nicht gern in dieser Freundschaft sah. Sie war durchaus nicht prüde, sie liebte es, sich von lasterhaften Dingen erzählen zu lassen, und bekam dabei ein angestrengt nachdenkliches, verträumtes Gesicht; sie liebte auch auf ihre Art das Antlitz des Vaters, das zerknittert war von vielen lustigen und verderbten Fältchen. Doch das Gesicht des Weißensee, vielleicht weil seine Verderbtheit nicht ursprünglich, sondern umwegig war, gehörte zu den wenigen, die sie nicht leiden mochte.

Karl Alexander pflegte große, glänzende Jagden zu veranstalten, er wandte ungeheure Summen daran; in einem seiner Wälder ließ er einen künstlichen See anlegen, das Wild hineinzutreiben. Bei solchem Anlass regte Weißensee an, man solle doch einmal in ganz kleiner Gesellschaft jagen gehen. Eine Jagd wie die heutige sei eine Repräsentation, kein Divertissement Der Herzog stimmte zu. Später gelegentlich sprach der Kirchenratsdirektor von dem schönen, wildreichen Forst bei Ersau; es wäre vielleicht willkommene Abwechslung, dort einmal ohne Jagdschloss, Komfort, große Dienerschaft, inkognito, nur von zwei, drei Herren akkompagnien, ein paar Tage zu bleiben, auszuruhen, die Krone abzutun, wie ein Landedelmann sich den Freuden der Jagd hinzugeben. Welche Ehre es ihm sei, die Durchlaucht als Gast in seinem Haus dort zu begrüßen, davon wolle er nicht erst reden. Karl Alexander nahm ohne Umstände und vergnügt an, Weißensee hatte Tag und Stunde

seiner Proposjtion geschickt gewählt; auch traf es sich gut, daß der Herzog nur zweimal in dem berühmten Kloster gewesen war. Schon für die allernächste Zeit, und um das Inkognito zu wahren, in großer Heimlichkeit wurde die Partie festgesetzt. Von da an zeigte Weißensee eine merkwürdige Geschäftigkeit und Gehobenheit. Er verjüngte sich, sein Gang wurde schmiegsamer, behender, seine klugen Augen fassten mit tieferem Glanz nach Menschen und Dingen. Sehr suchte er die Gesellschaft des Süß; wann immer es anging, war er um ihn. Ein kleines, wollüstiges Lächeln um den feinen, schmächtigen Mund hörte er zu, wenn er sprach, den schmalen Gescheiten meine Seele vom Schwert und mein Leben aus der Gewalt des Hundes!

35.

Unheimlich reglos, leichenhaft, standen die fremdartigen, unerwarteten Bäume – Ei, Dämonen überall, gestaltlos und in Myriaden Gestalten, waren um den Menschen und beirrten den zur oberen Welt Dringenden. Eingebannt in Millionen Dinge büßen die Seelen der Toten, eingebannt in Tier und Pflanze und Stein. Eingekörpert in die summende Biene ist die Seele des Schwätzers, der das Wort missbraucht, in die zuckende Flamme der Unkeusche, in den stummen Stein der Schmähsüchtige und Verleumder. Rabbi Isaak Luria, der weise war vor den anderen Menschen, sah die Seelen, die aus den Körpern herausgingen, auch der Lebenden, wenn sie an den Sabbatabenden zum Paradies emporzogen. Oh, könnte er jenes Mannes Seele sehen! Zu ihr reden, mit ihr reden, ihr helfen. Die Seele des Menschen, der dahinhetzt über die Erde nur um der Güter dieser Erde willen, fährt nach dem Tode in Wasser. Ruhelos im Wasser wellt sie hin und her, zerwälzt, zerrieben, hundertfach zerstäubt in jedem Augenblick. Kännten die Menschen diese Pein, sie hörten nicht auf zu weinen. Dumpfer umschnürte es ihn, atemsperrender Zwang in ihm, aufzuschauen. Zwischen dem Laub tausend Augen waren auf ihm, die Augen des Kindes, die bräunlich goldenen, erfüllten, ja, sein Herz setzte aus, Naemis Augen. Und sie riefen, flehten mit dringlicher, angstvoller Beschwörung: „Hilf!“ „Hilf!“ riefen sie, immer dringlicher, gepresster, flehender, und ließen nicht ab von ihm. Er strich sich über die Stirn, strich sich das Geträume weg, lehnte den Kopf zurück, schaute hinauf zum Himmel. Da waren Wolkenfetzen, seltsam geordnet, sie standen starr und zogen nicht. Jäh erkannte er, sie formten Buchstaben, zwei hebräische Buchstaben, die sagten: „Hilf!“ Weg riss er das Antlitz, da sah er, die Äste des Baumes, unter dem er saß, formten die gleichen Buchstaben: „Hilf!“ Die Wurzeln die gleichen: „Hilf!“ Aufsprang er, schwer atmend, schwitzend, trockenen Gaumens, überschauert die Haut des Rückens; die Eingeweide kroch es herauf, engte wie Reifen die Brust. Er ging zurück. Die Rinnsale in den

Bergwänden, der Lauf des Baches, alles immer wieder formte die gleichen Buchstaben, das ganze stumme Tal war Ein Mund, seine Wände, Steine, Wasser beschworen ihn, schrien in Not und Graus: „Hilf!“ Da hastete der dickliche Mann in seinen schweren Kleidern das Tal hinab, keuchte, stolperte, fiel, hastete weiter. Kam zu Menschen, hetzte seine Straße zurück, auf Maultieren, Pferden, im Wagen. Im Nacken die bräunlich goldenen, angstvollen Augen des Kindes, gepresst ins Hirn die jagenden, beschwörenden, schreienden Buchstaben: „Hilf!“

In Hirsau, in den stillen, geräumigen Stuben des Weißensee, mit den großen Vorhängen, saßen mit dem Hausherrn der Herzog, der geschmeidige Geheimrat Schütz mit der Hakennase, der knarrende Major von Röder mit den rohen, fast immer behandschuhten Tatzen. Noch hingen im Raum die kindlich verschwärmten Gesichte Magdalen Sibyllens, noch sah der Vater das Mädchen sitzen im stillen Kreis der Lampe über ihrem Buch mit kindhaft wichtigem Antlitz, verschlossen. Sah sie, wie sie früher war, die bräunlichen, flaumigen, männlich kühnen Wangen, die blauen, starken Augen in dem seltsamen Widerspiel zu dem dunklen Haar. Wie viel Licht und Hoffnung hatte er gesogen aus diesem Gesicht! Wie trüb und frostig war es erloschen! In dem Raum, der noch erfüllt war von seinen Erwartungen, von seiner Arbeit an dem Bibelkommentar und von den Träumen des Mädchens, soff und grölte jetzt mit seinen Kumpanen der vergnügte Herzog. Karl Alexander fühlte sich jung, frisch, sauwohl. Er hatte den grünen Rock weit offen, das Wams gelüftet, das blonde, melierte Haar frei. Das war ein blitzgescheiter Gedanke gewesen, hierher zur Jagd zu gehen. In Stuttgart und Ludwigsburg standen die Affären vortrefflich, das katholische Projekt marschierte mit guter Chance. Dazu das neue Mensch an der Oper, die Honka, die ihm vortrefflich anschlug; man hätte sie eigentlich können mitnehmen. Aber nein, es war doch besser so. Tags nur Wind ins Gesicht, Abends Wein und gutes, kräftiges Männergespräch. Keine Weiber! Keine Politik! Kein Parlamentsgesindel! Wie war man jung! Man spürte, mille tonnerre! nichts von seinen Fünfzig. Wie konnte man noch lachen und an nichts als einem bisschen Wald und einem guten Schuss seine Lust haben. Der Neuffer ging auf und ab und schenkte Wein ein. Im Dämmer, außerhalb des Lichtkreises der Lampe, hockte stumm der Schwarzbraune. Karl Alexander trank stark, streckte die Beine vor sich, lachte dröhnend über die plumpen Zoten Röders, die feinen

Weißensees, über die sehr schweinischen Anekdoten, die Herr von Schütz vornehm und untermischt mit vielem Französisch hernäselte. Erzählte dann selber, Geschichten aus dem Feldlager, Aventüren aus seiner Venezianer Zeit. Mit ingrimmiger Lust hörte Weißensee zu. Wenn man es recht überlegte, war der Jude daran schuld, daß er jetzt mit dieser Roheit und stumpfem Gewäsch seine weißen Stuben verschmutzen musste. Ei nun, wenn man was wissen wollte, wenn man neugierig war, dann musste man wohl zahlen für solche Neugier. Aber lohnen wird es, es wird lohnen! Als die Herren zu Bett gingen, schwer vom Wein, sagte Weißensee dem Herzog, er habe für den morgigen Nachmittag eine Surprise bereit. Er rate submissest, man solle ausschlafen morgen, dann gut tafeln und dann werde er Seine Durchlaucht in den Wald führen und seine feine Überraschung vorzeigen. „Weißensee!“ lachte der Herzog. „Alter Fuchs! Exzellenz! Präsident! Ich bin zufrieden mit Ihm. Er weiß für jeden Tag was Neues. Er ist ein sehr brauchbarer Prälat.“ Und er klopfte ihm auf die Schulter und torkelte in sein Schlafzimmer.

Anderntags, dampfend vom vielen Essen, dunstend von den alten Weinen des sachkundigen Weißensee, fuhr man. Erst die Landstraße entlang, dann abzweigend einen Karrenweg. Ließ hier den Wagen zurück, folgte einem Fußpfad, stand schließlich vor einem starken, sehr hohen Holzzaun. Bäume sperrten den Blick weiter. Da standen nun die Männer vor dem Zaun. Föhn ging. Der Wein war ihnen noch nicht verflogen. Sie schnauften, schwitzten, rissen Witze. Dahinter stecke also die Überraschung; ob es denn lohne; ob Weißensee nichts verraten wolle. Der bat, sie möchten die Mühe nicht scheuen, kletterte voran über den Zaun. Sie folgten prustend, mühsam. Drangen weiter, neugierig, angeregt, amüsiert. Gelangten an die Blurnenterrassen, den weißen Würfel des Hauses. Standen, staunten. Wirre Vorstellungen zuckten auf in Karl Alexander: Venedig, Belgrad. Doch keiner wusste mit dem weißen, fremdartigen Ding mitten in dem schwäbischen Wald was anzufangen. „Das Haus gehört dem Magus“, sagte Weißensee, „dem Oheim des Herrn Finanzdirektors.“ Verblüffte, großaugig dumme Gesichter. Ein leicht übler Nachgeschmack des Weines stieg dem Herzog auf, er fühlte sich plötzlich schwerer, spürte den lahmenden Fuß, den schlechten, holperichten Weg durch den Wald. Mit einer schleierigen Befangenheit schaute er auf das Haus, in einem vagen Gefühl, als blickten daraus steinerne, trübgraue Augen auf ihn. „Dem Magus? So?“ sagte er dann mit einer heiseren, belegten Stimme. „Ei

freilich ist das eine Surprise.“ „Das ist nicht alles“, lächelte Weißensee mit feinem, breitgezogenem, genießerischem Mund. „Befehlen Euer Durchlaucht, daß wir nähertreten?“ Karl Alexander riss sich zusammen, räusperte sich frei. „Der alte Hexer ist mir ohnehin noch einen Bescheid schuldig“, lärmte er. „Scheuchen wir den Schuhu in seinem Gemäuer auf!“ Näher traten die Herren, pochten, gingen, da niemand sich rührte, ins Haus. Der alte, gebrechliche Diener kam ihnen entgegen: was sie suchten – ? Seinen Herrn. – Der sei nicht da. Empfange im übrigen auch niemanden, setzte er verdrießlich hinzu. So würden sie sich das Haus ein wenig anschauen, meinte Weißensee. Was ihnen beifalle, kläffte mürrisch der Diener. Sie sollten sich scheren. Hier habe niemand was zu suchen. „Maul halten!“ schrie der zornige Major Röder. Doch der Alte wiederholte zäh keifend: „Niemand hat hier was zu suchen. Niemand hat hier zu befehlen, nur mein Herr.“ „Und der Herzog von Württemberg“, sagte Karl Alexander. Und an dem erstarrten Diener vorbei gingen die Herren ins Zimmer. Beschauten scheu und spöttisch die Folianten, die Zeichnungen des Kabbalistischen Baumes, des Himmlischen Menschen, die seltsamen Inschriften. Tauschten ironische Anmerkungen aus. Doch der unheimliche Raum hemmte den gewohnten Lärm und machte sie bänglich und gedämpft.

„Kotz Donner!“ schrie plötzlich Karl Alexander in die Befangenheit hinein, „wir sind hier doch in keiner Kirche! Den Wein, Neuffer! Wenn der alte Hexer nicht zu Haus ist, wollen wir sehen, ob wir seine Geister nicht durch ein gutes Glas Wein an unseren Tisch hexen können.“ „Wollen wir nicht erst auch die anderen Stuben anschauen?“ bat Weißensee. „Vielleicht spüren wir doch noch etwas auf!“ Und seine feine, lange Nase schnupperte, und seine klugen, rastlosen Augen gingen in alle Winkel. Während Neuffer den Wein zurechtstellte, besah man die wenigen anderen Räume des kleinen Hauses. Vor einer Tür stand Jantje, die dicke, plappernde Zofe, sie suchte die Herren zurückzuhalten. Doch sie drängten sie beiseite und schoben sich ins Zimmer. Da saß im äußersten Winkel angstvoll, großäugig und abwehrend empört in östlicher Gewandung das Mädchen. Zurückprallten vor der Lieblichkeit des mattweißen Gesichts, des blauschwarzen Haars, der redenden, erfüllten Augen die Herren. Daß dich der Langschwänzige! fluchte halblaut der Herzog vor sich hin. So was also hält sich mein Jud, so was versteckt er vor mir, der Filou!

„Möcht sich allein delektieren an dem Braten.“ Noch immer war ein paar Schritte Raum zwischen dem Mädchen und den Herren. Ein Schweigen fiel ein. Naemi war aufgesprungen, stand hinter ihrem Sitz, zurückweichend ganz in die Ecke. Die Männer, gehalten durch das Fremdartige der Erscheinung, blieben in der Nähe der Tür, starrten.

In die Stummhejt hinein sagte höflich die geschmeidige Stimme des Konsistorialpräsidenten: „Die DemoiseIle ist die Tochter des Herrn Finanzdirektors.“ Und, auf die mundaufreißende Verblüffung der Herren, liebenswürdig lächelnd: „Ja, das war meine Überraschung.“ „Kotz Donner! Kotz Donner!“ sagte mehrmals hintereinander knarrend der Major Röder; sonst fiel ihm nichts ein. Doch der Herzog, aus seiner Überraschung zurück, enthusiasmiert, mit seinen großen blauen Augen an ihr fressend, erging sich geläufig in entzückten, modischen Bildern: „Ein Meisterstück das Mädel! Ein Kopf wie aus Ebenholz und Elfenbein. Wie eine Fabel aus Morgenland.“ Gewandt stimmte der Geheimrat Schütz zu: Der Finanzdirektor sei ein Genie; aber das Produkt Seiner Lenden sei doch noch besser als alle Geburten seines Hirns. Weißensee schwieg. Und hätte doch, der feine Kenner, dem Herzog zu Dank das Mädchen besser preisen können als dieser selbst zusamt dem trockenen Schütz und dem plumpen Röder, der kein anderes Kompliment fand als sein rülpsendes: „Kotz Donner! Kotz Donner!“ Doch Weißensee stand stumm. Er schaute nur das Mädchen an, schaute es auf und ab, ein tieferes Lächeln um seine genießerischen Lippen. Ei ja, mein Herr Geheimer Finanzienrat, gewiss doch, diese war wohl ein Kleinod und sehr wert, gehütet zu sein. Achtes Weltwunder! Hebräische Venus! Augen hat sie wie aus dem Alten Testament. Und sieht nicht aus, als wäre sie nur lieblich anzuschauen. Zu der Magdalen Sibylle kamen die Apostel und sprachen zu ihr. Zu dieser mögen die Propheten kommen. Sie waren schlauer als ich, Herr Finanzdirektor; aber doch nicht schlau genug. Hätten sie noch ferner und heimlicher müssen hüten. „Voila! Jetzt werden wir sehen, was Sie für kurioses Gesicht ziehen.“ Mittlerweile hatten die anderen ferners von dem Mädchen groß Rühmens gemacht. Selbst Herr von Räder fand ein Weiteres und sagte: „Wer hätte dem alten Fuchs solch Junges zugetraut?“ Naemi aber stand in ihrer Ecke, den ganzen Leib gespannt in Scheu und Abwehr, und schaute auf die Männer. „Wie heißt Sie denn, Demoiselle?“ fragte jetzt der Herzog. Und, da sie nicht antwortete:

„Sulamit? Salomea? Sollen Wir jemandes Kopf zu Ihren Füßen legen?“ Doch Naemi schwieg weiter, sich windend in fast leiblichem Schmerz vor Widerwillen und Scheu. „Vom Vater hat sie sie nicht, diese Schüchternheit“, konstatierte Herr von Schütz. Aber der Major von Räder fuhr grob und ungeduldig auf das Kind los: „Gib Antwort, Judenbalg, wenn dein Herzog dich fragt.“ „Halt’s Maul, Räder!“ sagte Karl Alexander. Und zu der Verschreckten, in ihre Ecke sich Pressenden, freundlich wie zu einem Kind: „Ich tu dir nichts, ich fress dich nicht. Gemslein, verschüchtertes! Mimosa! Sei Sie nicht so zimpferlich!“ Jantje, die Zofe, hatte sich mittlerweile neben das Mädchen geschoben, dick und gutmütig stand sie neben ihr, in heller Angst und Ratlosigkeit. „Ich bin wirklich dein Landesherr“, fuhr leicht ungeduldig Karl Alexander fort, „dein und deines Vaters wohlaffektionierter Herzog und Herr. Und jetzt sag endlich, wie du heißt!“ “Die Demoiselle heißt Naemi“, sagte statt ihrer die Zofe. „Nun wissen wir’s also“, grunzte befriedigt Räder. „Naemi, komischer Name!“ und pruschte heraus. Aber der Herzog befahl: „Komm Sie her, Naemi! Küsse Sie Ihrem Landesvater die Hand!“ Die Zofe sprach auf das Kind ein, schob sie sanft vor. Langsam, die Augen am Boden, und wie gezogen schritt sie, und mit gierigen Blicken, fröhlich gespannt, schaute Weißensee zu. Sie gingen in die Studierstube, trinken. Zwangen das Kind, ihnen Bescheid zu tun. An den Wänden blühte der Kabbalistische Baum, kletteten sich blockige Buchstaben und verwirrende Bildzeichen, schaute starr der Himmlische Mensch. Das Kind nippte. Doch weiter war sie nicht zu halten. Sie floh, schloss in ihr Zimmer sich ein, überschauert, zitternd den ganzen Leib und eiskalt. In der Studierstube aber, unter den Trinkenden, konstatierte Herr von Schütz, auf die magischen Bilder weisend: „Zuerst hat es hier nach Judenschul und Kirchhof gerochen. Jetzt riecht es nach Paris hier und nach Parfüm und nach Mercure galant, und die ganze Gespensterluft ist weg. Merkwürdig, wie ein bisschen frisches Weiberfleisch den gelehrtesten Magus um sein Prestige bringt.“ Man brach auf. Räder und Schütz voraus, dann der Herzog mit Weißensee, als letzter Neuffer. Der schwere Herzog stützte sich vertraulich auf den feinen, schlanken Weißensee. „Das hat Er schlau gemacht“, freute er sich. Da werden wir noch lang unseren Spaß haben. So ein Heimlicher und Duckmäuser, mein Jud. „Na, wir werden ihn frozzeln, daß er soll rot und blass werden.“ So aber lag es nicht in der Absicht Weißensees. Jetzt fortgehen und den Juden ein weniges aufziehen, was war da groß? Darum hatte er sich

nicht die Mühe gemacht. Der Jud war schlau, der Jud wusste, was er an dem Kind hatte. Er wird sie außer Landes schicken, fernab, jedenfalls wird er sie nicht an den Hof bringen wie er, Weißensee. Der Jud war gewitzt; und selbst wenn es ihn kitzelte, der Jud hatte den Magus, der ihn hielt. Ging aber der Herzog jetzt, dann war er kein zweites Mal nach Hirsau zu bringen. Dann musste des Weißensee große, verzehrende Neugier auf immer ungestillt bleiben. Der Kirchenratsdirektor sah das Kind vor sich, in die Ecke gepresst, die großen Augen in dem mattweißen Gesicht verschüchtert, angewidert, und ein streichelndes, zärtliches Gefühl kam über ihn. Aber dieses Gefühl zerstäubte in der wilden, zerreißenden Neugier, die ihn ganz anfüllte, ihm süß beklemmend die Eingeweide heraufkroch, den Atem schnürte. Er verlangsamte den Schritt, bat den Herzog, er solle sich nicht überanstrengen, riet, kleine Rast zu machen. Neuffer hatte noch Wein, Weißensee bediente den Herzog. Der trank. Weißensee lenkte immer von neuem die Rede auf das Mädchen; mit seiner höflichen, geschmeidigen Stimme, in halben Worten, sehr kennerisch, rühmte er ihre Reize, wie jung und doch reif sie sei. In solcher Blüte seien die Jüdinnen schön und einzigartig, über allen Frauen, kühles Feuer wie südlicher Wein. Doch diese Blüte dauere sehr kurz, dann seien sie welk und zum Abscheu. So müssten sie genommen werden, so, scheu und heiß wie die; wer der den Schaum abtrinke, der habe ein seltenes Glück gekostet und das ihm bleiben werde seiner Tage. So träufelte er sein feines Gift in den Herzog. Karl Alexander trank, fühlte sein Blut wellen, steigen, fallen. Der Abend kam, Föhn ging in warmen Stößen, in den Bäumen nebelte vor ihm das Bild des Mädchens, ihre weichen, scheuen Formen; er schnaufte leise. „So mögen die Weiber ausgeschaut haben“, sprach Weißensee seine Träume vor sich hin und sie galten dem Herzog, „die Weiber, die der König Salomo sich hielt. Tausend Weiber hielt er sich. So waren die Könige aus dem Alten Testament. Des Herrn Finanzdirektors seinem Testament.“ Und er lachte ein kleines, stilles Lachen. Karl Alexander stand plötzlich auf, klopfte sich Reiser und welkes Laub des Waldbodens vom Rock, sagte, die Stimme gepresst, zu Weißensee, er wolle noch ein weniges allein im Wald spazierengehen. Weißensee möge ihn bei den anderen Herren entschuldigen; sie sollten nicht auf ihn warten, sollten nach Hause kehren, ihm den Wagen zurückschicken; den Neuffer behalte er da. Der Konsistorialpräsident neigte sich, ging. Erst wie er allein war, atmete er hoch, breitete die Arme, verzerrte

das bewegliche Gesicht, stieß seltsame, schnurrende, glucksende Laute aus. Karl Alexander ging indes, so rasch es der lahmende Fuß zuließ, gefolgt von dem Kammerdiener, zurück durch den Wald, in den der Abend einfiel. Als er an das Haus mit den Terrassen kam, war es schon ganz dunkel, fetzig, schwärzlich zogen schnelle Wolken, kein Mond war, in starken, warmen Stößen riss ihm der Wind den Atem weg. Das gute Abenteuer! Jung war man, jung! Stieg über Zäune, schlich nächtlich durch den Wald. Ei, gut war das, besser als mit dem lausigen Parlamentsgesindel sich über Paragraphen streiten. Hätte man noch die Larve vorm Gesicht, fühlte man sich wie in Venedig so jung. Schlug kein Hund an? Vielleicht hatte der Magus Zauberkreise gezogen, die Schwelle mit Hexerei gebannt, daß, wer sie überschritt, sich nicht regen konnte. Er ließ den Neuffer zurückbleiben, umstrich späherisch das Haus. Er hatte sich den einfachen Grundriss leicht gemerkt. Dort war das Zimmer des Mädchens, es lag dunkel. Wo das Licht brannte, das war der Raum mit den magischen Zeichnungen. Sollte sie dort – ? An dem Spalier war leicht hinaufzuklettern. Er wird ja sehen. Leicht ächzend kletterte er ins Fenster. Ja, dort saß sie, Arme schlaff, ganz still, mit ihren großen, ängstlichen, ratlosen Augen. Pst! rief er sie flüsternd an, schmunzelnd, blinzelnd, schlau. Sie schrak auf, sah das rote, massige Gesicht, die blauen, gierig hervorquellenden Augen. Warf krampfig den Oberkörper zurück, starrte vergraust auf den Schnaufenden. Er lachte: „Hab ich Sie erschreckt? Dummes Kind! Hab Sie keine Angst!“ Er schwang sich vollends ins Zimmer, kam schnaufend, schwitzend auf sie zu: „Gelt, da schaut Sie, was Ihr Landesvater für ein Kletterer ist.“ Sie, im letzten Augenblick, flatterte in die äußerste Ecke des Zimmers, sinnlos unhörbare Gebete lallend, kauerte sich in sich zusammen. Er, ihr nach, sprach beruhigend wie zu einem kleinen Kinde auf sie ein; doch seine grauenhafte Freundlichkeit ließ sie noch schreckhafter schauern. Die Augen wie gefrorene Seen, die Lippen weiß, starrte sie auf ihn, bis er endlich ungeduldig, brutal sie an sich riss, küssend über die Eiskalte herfiel, nach ihrer Brust tastete. Unter den Händen fort glitt sie ihm, schrie mit kleiner, tonloser Kinderstimnme nach dem Oheim, riss sich los, gewann die Tür, wehte eine Treppe hinauf. Die Treppe führte zum Dach. Oben angelangt, atmete sie heftig, hastig die nächtige Föhnluft ein. Der warme, feuchte Wind nahm sie in seine Arme, trieb sie vor. Sie lauschte hinter sich, es blieb still. Sie breitete die Arme, fühlte sich frei, der Oheim hatte geholfen, jetzt wehte der

feuchte, wohlige Wind den Dunst und Atem des Tieres fort von ihr. Sie schritt, tanzend fast, vor an den Rand des sehr flachen Daches. Kamen nicht Stimmen aus dem Wald? Die tiefe, samten streichelnde des Vaters und die knarrende, misslaunige und doch, oh! so tröstliche des Oheims. Und sie lächelte in die Nacht hinaus. Da stapfte es die Treppe herauf, schnaufend, leise fluchend. Das Tier. Aber jetzt blieb sie ohne Angst. Da wehte es schon her vom Wald, ein Wagen mit luftigen Pferden bespannt, hielt am Dach. Lächelnd, mit gleitendem Schritt stieg sie ein.

Karl Alexander, wie er oben war, sah nichts. Sie war doch die Treppe heraufgeweht, und die bot keinen andern Ausgang. Hatte sie, Gift und Opperment! von den hexischen Künsten des Alten gelernt, sich in den Nachtvogel dort verwandelt, segelte sie dort als der schwarze Wolkenfetzen und lachte ihn aus? Verfluchtes, kleines Mensch! Er stand enttäuscht und grimmig, starker Wind ging, riss ihm den Rock zurück, die schweißklebenden Haare. Alter Esel, der er war! Hätte er doch unten den Judenbalg genommen, den zimpferlichen, über den Tisch ihn geworfen, nicht achtend das Gezier und Getue. Wozu in Teufels Namen war er der Herr? Jetzt kam er um seine Nacht, und die in Hirsau hatten recht, wenn sie ihn auslachten. Verdrießlich tappte er sich die Treppe wieder hinunter. Der Fuß schmerzte ihn und er war hundsmüde. Mühsam und umständlich durchs Fenster stieg er aus dem Haus. Da hörte er flüsternd, furchtsam und erregt heiser die Stimme des Kammerdieners: „In den Blumen liegt sie!“ Er dachte, sie habe sich dort versteckt, lachte: „der Racker!“ hastete stolpernd durch das unsichere Dämmerlicht der Nacht in der Richtung, die Neuffer gewiesen.

Ja, da lag sie zwischen den Blumen. Die Blumen schwankten heftig im Wind hin und her, schüttelten tausend Arme, sie aber lag ganz reglos. Er rief sie schäkernd an: „Racker! Wie bist du bloß herausgekommen?“ Da sie nicht antwortete, griff er sie sacht beim Arm, bog ihr den Kopf zurück, tastete hastig, erschreckt sie ab. Erkannte, daß sie tot war. Begriff nicht. Fetziges Gewölk jagte. Starkfarbig krümmte sich, wenig Licht gebend, der junge Mond. Der Diener stand abseits, scheu. Der Herzog von Württemberg aber kniete an der Leiche der jungen Jüdin, im Föhn, zwischen den Blumen, in dumpfem, ratlosem Unbehagen, ein armer, kleiner Mensch in Wind und Nacht. Was eigentlich war geschehen? War sie ins Leere getreten? War es Absicht? Auf irgendeine Art war er mit

dieser Toten verknüpft, war er Ursach dieses Todes. Bah! Er hatte geschäkert ein weniges. Wer konnte ahnen, daß die Jungfer so zimperlich war. Er hatte andere solchen Alters ganz anders angepackt; und was für welche! Töchter ersten schwäbischen Adels! Da brauchte die Jüdin sich nicht so zu haben und zu zieren. Es kam vor, daß Kinder, gab man ihnen nur ein böses Wort, ins Wasser gingen, sich was antaten. Das kam vor. Die waren eben verrückt, die gehörten nicht ins Leben. Da war der, so vielleicht Ursach war, ohne Schuld.

Dennoch konnte er das klemmende, pressende Unbehagen nicht loswerden. Der Jud hatte sie versteckt, so tief und heimlich versteckt, und nun lag sie doch und war starr und steif und der Jud hat sie mit aller Schläue nicht wahren können. Das blies einen an, wer weiß woher, und man war ausgelöscht. Absonderlich war das und sehr verwickelt. Da war sie vorhin noch im Licht gesessen und ihre Augen hatten gebrannt von Leben und jetzt lag sie da in der Nacht und kein warmer Wind half ihr vorm Erkalten. Der Wald lag schwärzlich, feindselig und voll Geheimnis. Stimmen kamen aus ihm, verwirrend, höhnisch. Den Mann im Föhn überschauerte es. Kindheitsmärchen nebelten herauf, bliesen ihn an, Vorstellungen von einem Zauberwald, gefüllt mit verdammten Geistern, es zerrte ihn im Nacken, an den Haaren, lange, gespenstische Anne streckten sich. Und plötzlich wieder schritt er in jenem stummen, schattenhaften Tanz; der Magus vor ihm hielt seine rechte Hand, Süß hinter ihm die linke. Tanzte da nicht auch nickend, sich neigend das Mädchen mit im Reigen? Und er hörte die knarrende, misslaunige Stimme des Magus. Er hörte deutlich jeden Laut, strengte sich an, zu verstehen; aber er verstand nicht. Dies quälte ihn. Und alles war so trüb, nebelhaft, farblos. Mit einem knurrenden, bösen Laut riss er sich los aus der Gebundenheit. Er war hundsmüde, er wird jetzt schlafen. Da lag eine Tote im Wind. Je nun, er hat schon viele Tote gesehen. Wenn er eine Attacke befahl und dann lagen die Toten herum, war schließlich auch er die Ursach. Das war Unsinn und überhirnisch, darüber lange zu meditieren. Was hing er mehr Gedanken an die tote Jüdin als an tausend brave christliche Offiziere und Soldaten, die rings um ihn, durch ihn gestorben waren? Dafür war er der Herzog. Das hatte Gott so eingerichtet, daß, wo er hintrat, Leben blühte oder Tod einfiel. Er wird also jetzt schlafen gehen. Und das Mädchen? Sie so liegen lassen? Ihr schadet freilich kein Wind und kein Regen mehr. Wenn er jetzt geht, dann ist die Affäre aus, fertig, finito. Die

Domestiken werden morgen das Mädchen finden, den Süß benachrichtigen. Der wird sich zergrübeln, warum sie eigentlich und wieso tot ist. Aber vermutlich wird er weiter keinen Schnaufer tun. Hüten wird er sich. Eingraben in aller Stille wird er sein Mädchen und das Maul halten. Und die mit ihm waren, Weißensee und die anderen. Aus sein wird die Affäre, tot und stumm und begraben, und Schluss. Ex, ex, ex! Er wird also – Nein, er wird nicht. Soll er sich etwa davonmachen? Hoho! Das könnte ja aussehen, als hätte er Angst vor dem Juden. Wecken wird er die Domestiken, einen Reitenden wird er dem Süß schicken, ihn abwarten hier, ihm sagen: Nette Historien stellst du an, du Filou! Da findet man dein Mädel, im Wind, tot. Hättest du sie nicht versteckt, du Jud, du Heimlicher, du Heimtückischer, hättest du sie nach Stuttgart gebracht, nie wäre das arriviert.

Ein großer Schlag und dickes Unwetter musste das ja sein für den Juden. Das verfluchte, unheimliche, rätselvolle Pack! Erst zwang er einen in die Lächerlichkeit und das Unbehagen mit dem Eßlinger Handel hinein. Und auf einmal hatte er dann dieses sonderbare Kind, und wie man es anfassen wollte, war es tot. Die Geschichte wäre nie aus und ex gewesen, auch wenn er jetzt einfach wegginge und nach Stuttgart zurückführe und niemals jemand ein Wort darüber spräche. Das Gesicht dieses Kindes war schwerer zu vergessen als tausend tote, verzerrte, zerstümrnelte Soldatengesichter. Er rief sich das Gesicht des Juden zurück, sehr weiß mit den roten, kurzen, üppigen Lippen, den fliegenden, wölbigen Augen. Mattweiß war es wie das Gesicht des Kindes. Wie sich der Kerl gleich zuerst an ihn herangemacht hatte, in ihn hereingeschlüpft war mit seinem verfluchten, sklavischen, orientalischen Hundeblick. Freilich, wenn man es durchdachte, war damals nicht viel aus ihm herauszuholen gewesen. Ein kleiner Prinz, dem nicht einmal das Parlament die paar Batzen Vorschuss verwilligte, groß Kapital und Zins war aus dem nicht herauszuschlagen. Und wenn es schließlich auch anders ging und der Süß sein Vertrauen sich mit Wucher bezahlen ließ, gut war ihm zum Ende das Geschäft doch nicht bekommen. Wenn ihm schon an dem Juden Jecheskel soviel lag, musste ihm wohl das Kind, das zärtlich gehütete, noch viel mehr sein. Und da lag es jetzt auf dem Boden, ein Häuflein Würmerfraß, und lag im Wind und war tot. Los sein! Den Juden los sein! Er wird ihm aufsagen. Er soll sein ganzes Vermögen und Gold und Edelsteine und Verschreibungen und alles was er sich aus dem Land ergaunert hat, mit sich nehmen,

ungehindert. Er wird ihm noch ein riesiges Douceur zulegen. Aber fort soll er! Gehen soll er! Nein, er soll doch nicht gehen. Das wäre, als hätt er ein übles, drückendes Gefühl bei seinem Anblick. Er wird ihm doch nicht aufsagen. Aber Schluss jetzt! Er wird sich das später überlegen. Jetzt wird er sich, Teufel noch eins! schlafen legen. Er ging ans Tor, pochte laut, brutal. Wies dem öffnenden, verschlafenen, mürrischen alten Diener die Leiche. Ging ohne weitere Erklärungen an dem Versteinerten vorbei. Das tierhafte Gestöhn des Alten, das Gewinsel, Gezeter, Gelalle der aufgelösten Zofe. Karl Alexander kümmerte sich um nichts, ging ins Haus, hatte für die zaghaften Vorstellungen des Neuffer, der sich in dem verzauberten Haus mit der Toten ängstigte, nur eine zornige Grimasse. Warf sich in den Kleidern auf eine Ottomnane. Schlief röchelnd, schnarchend, totenhaft tief. Als er erwachte, strahlte klarer Tag ins Zimmer. Er fühlte sich steif und schmutzig. In einer Ecke, eingenickt, kauerte der Neuffer. Karl Alexander streckte sich. Ah, er wird jetzt das unbehagliche Haus verlassen, nach Hirsau zurückkehren in den bequemen Räumen des Weißensee baden, gut frühstücken. Den Juden abwarten, ihm auf die Schulter klopfen, ein paar fürstlich huldvolie Trostworte sagen. Und damit war dann diese Jagdpartie erledigt, und es war nur schade, daß sie nicht so angenehm endigte wie sie anging. Er trat hart auf, daß der Neuffer aus dem Schlaf schrak und sich aufrappelte. Ging dann, bis der sich zurechtmachte, in die Studierstube. Da lag die Tote, die Fenster waren verhängt, große Lichter brannten, auch das magische Bild des Himmlischen Menschen war verhängt. Zu Häupten des Mädchens aber stand Rabbi Gabriel. Über der platten Nase die triibgrauen Augen hoben sich nicht, als der Herzog eintrat. Der Rabbj fragte nichts, forschte nichts. Mit seiner knarrenden misslaunigen Stimme sagte er: „Gehen Sie, Herr Herzog!“ Und der Herzog, betreten, ging. Er zürnte nicht, es war eine große Dumpfheit und Benommenheit über ihm, er verließ das Haus, er sah nicht, wie festlich und heiter die Blumen in den hellen Tag standen, er sprach nicht mit dem Neuffer, der ihm ängstlich und nach einem Menschenwort gierig folgte, er ging eilends, ging durch den Wald, und bis er an den Karrenweg kam, wo der Wagen wartete, sprach er kein Wort.

Noch in der Nacht, ohne daß man ihn benachrichtigt, war Rabbi Gabriel gekommen. Er schien nicht groß erstaunt, die sehr dichten Brauen zogen sich zusammen, die drei senkrechten Falten zackten

noch tiefer in die breite, nicht hohe Stirn. Den Segensspruch sprach er, der zu sprechen war beim Anblick eines Toten: „Gerühmt seist du, Jahve, Gott, gerechter Richter.“ Er bettete das Mädchen, zur Brust faltete er ihr die starren Arme, richtete der Toten Zeige-, Mittel- und Goldfinger so, daß sie das Schin bildeten, den Anfangsbuchstaben des allerheiligsten Namens: Schaddai. Er verhängte die Fenster, entzündete Kerzen, verhängte das Bild des Himmlischen Menschen. Wasser goss er hinter sich, da er das Totenzimmer betrat, Wasser zu Häupten, Wasser zu Füßen des Mädchens. Denn es scheucht das Wasser die Dämonen, die der Tod anlockt. Nur Samael, der Linke, der Engel des Todes, lässt sich nicht vertreiben. So blieb der Rabbi allein mit der Toten und mit Samael, dem Linken. Zwischen die Knie senkte er den Kopf, in die Erde hinein sprach er die drei Hymnen, der großen Heiligung, der Entzückung in den dritten Himmel, der Heere der Toten. Da war die Seele des Mädchens da, und der Linke konnte sie nicht verbergen. Ach, Rabbi Gabriel hatte gewusst, sie war noch da, sie wird nicht auf geradem Fluge eingehen in die Obere Welt; noch wartete ein Werk auf sie in der Untern Welt, und darum auch hatte das Kind gerufen. Er aber konnte sie nicht erreichen, und so war sie gestorben, eh daß er gekommen war. Ein kleines, verlorenes Bündel, hockte der dickliche Mann in dem Raum, der ganz erfüllt war von Samael, dem Linken, und der flatternden, verschüchterten Seele des Kindes. Und er sprach zu ihr mit seiner knarrenden, misstonigen Stimme; doch er konnte ihr nichts sagen, sie war ja schon über der Schwelle der dritten Welt, und sosehr sie es wollte, er konnte sie nicht halten. Und da er spürte, wie es sie weitertrieb und wie der Linke sie überdeckte, rief er der Entgleitenden nach mit jenen Worten der Schrift, die sie liebte: „Wie warst du mir süß, Naemi, meine Tochter! Liebe! Liebliche! Lilie des Tals! Rose von Saaron!“ Da spürte er ein letztes flatterndes Grüßen. Aber Samael war stärker als er und trieb sie weiter. Da fiel er auf sein Angesicht, nie war er so schwer und erdig gewesen wie jetzt, und er lag viele Stunden in grauenvoller Schwäche. Und die Kerzen brannten, und die Tote hatte die Finger gestreckt im Zeichen des Schin; aber kein Zeichen half, niemand war im Raum, und er blieb allein und hilflos in herzschnürender Not mit Samael, dem Linken.

Mit halben Worten deutete der Herzog dem Weißensee an, was geschehen war. Der Reitende an Süß war längst unterwegs. Karl Alexander, während er den Juden erwartete, entfaltete eine lärmende

Heiterkeit, aß mächtig, trank, zotete, jagte. Weißensee hörte nur, daß das Kind tot war. Es gelang ihm, im Angesicht des Herzogs höflich und gefasst zu bleiben. Allein, zersplitterte er wie Glas. Der Jud war ihm über. Wieder hatte der Jud gesiegt. Das Kind war tot. Es war nicht beschmutzt, besudelt, zerknickt, es war einfach tot; entschwebt, rein, aus Höhen geisterhaft und lieblich lächelnd. Der Jud war kein komischer, zerknitterter, schmieriger Kuppler wie er, der Jud war tragisch fast und ein Märtyrer, sein Kleinod war nicht getrübt und verschlammt; wie ein anderer mit kotiger Hand danach greifen wollte, hat es sich aufgelöst in die reine Gottesluft. Jetzt hat es keinen Sinn mehr, neugierig zu sein, jetzt kitzelte es ihn durchaus nicht mehr, das Gesicht des Juden zu sehen. Schlaff saß er, ausgehöhlt, zerkrümmt im Lehnstuhl, lallte ziemlich sinnlos und immer wieder vor sich hin: „Nenikekas, Judaie! Nenikekas, Judaie!“ Unterdes jagte Süß nach Hirsau. Als er die Meldung erhielt, der Herzog sei in Hirsau, er solle sogleich und ohne eine Minute Verzug hinkommen, war ihm der Gaumen kalt geworden vor Schreck. Gewissheit war ihm, daß dem Kind etwas drohte, vielleicht schon geschehen war. Doch in Hirsau, im Hause des Weißensee, hieß es, der Herzog sei ausgefahren, er sei wohl im Wald, ob er den Herrn Konsistorialpräsidenten sprechen wolle. Aber Süß wartete den zögernden, hilflos verwirrten Weißensee nicht erst ab, er eilte sogleich weiter in den Wald. Der Karrenweg. Der Holzzaun. Die hohen Bäume. Die Blumenterrassen. Das weiße Haus. Kein Diener. Kein Herzog. Kein Rabbi. Wie gezogen, ohne kleinste Irrung, ohne Überlegen, Verweilen, geradeswegs schritt er in das große Studierzimmer. Die verhängten Fenster. Die großen Kerzen. Die Tote, Arme zur Brust, Zeige–, Mittel–, Goldfinger im Zeichen des Schin. Süß fiel um. Lag viele Stunden ohne Besinnung. Der Rabbi stand vor ihm, als er die Augen aufschlug. Der Rabbi sah einen verfallenen, ergreisten Mann. Den schmiegsamen, elastischen Rücken krumm und schlaff, die glatten weißen Wangen hohl und unsauber, farblos hässlich das braune Haar. Der Rabbi hatte die Tote balsamiert, jetzt ging er ab und zu, zündete die Kerzen neu, goss dämonenscheuchendes Wasser. Nach einem langen, ewigen Schweigen fragte Süß: „Ist sie um den Herzog gestorben?“ „Sie ist um dich gestorben“, sagte Rabbi Gabriel. „Wenn ich fortgegangen wäre mit ihr“, fragte Süß, „längst, weit fort, in die Stille, wäre sie dann nicht gestorben?“ „Sie ist um dich gestorben“, sagte Rabbi Gabriel. „Kann man mit Toten reden?“ fragte Süß. Rabbi Gabriel

zitterte. Dann sagte er: „Es steht im Buch von den Heeren der Toten: Denkt eines Verstorbenen nur recht, und er ist da. ihr könnt ihn innerlich beschwören, er muss kommen; ihn halten, er muss bleiben. Denkt seiner mit Liebe oder mit Hass, er spürt es. Mit stärkerer Liebe, stärkerem Hass, er spürt es stärker. An jedem Fest, das ihr dem Toten gebt, steigt er herauf, um jedes Bild, das ihr ihm weiht, schwebt er, hört jedem Worte zu, das von ihm klingt.“ „Kann ich mit ihr reden?“ fragte Süß. Da zitterte Rabbi Gabriel stärker. Dann sagte er: „Sei rein, und sie wird in Ruhe sein. Wenn du einströmst in die dritte Welt, mit dir wird auch sie in das Meer der dritten Welt tauchen.“

Da schwieg Süß. Er aß nicht, er trank nicht. Nacht fiel ein, Tag graute herauf, er rührte sich nicht. Der Rabbi sagte: „Der Herzog will dich sprechen.“ Süß antwortete nicht. Karl Alexander trat ein. Fuhr zurück. Fast hätte er den Mann nicht erkannt. Dieser Mensch mit den schwärzlichen, schmutzigen Stoppeln um den Mund und die Wangen hinauf, mit dem hässlich farblosen Haar, den eingesunkenen, rötlichen, stieren, triefenden Augen: war das Süß, sein Jud und Finanzdirektor, der große Kavalier, der lüsterne Traum der Frauen? Mit rauher, heiserer Stimme, sich räuspernd und mehrmals ansetzend, sagte Karl Alexander: „Sei Er ein Mann, Süß! Verbohr Er sich nicht in Seinen Schmerz. Ich hab das Mädel gesehen, ich weiß, wie sie war. Ich spür es sehr gut, was Er da verliert. Aber denk Er, Er hat noch sehr viel anderes im Leben. Er bat die Gunst, Er hat die Liebe Seines Herzogs. Dies mag Ihm Trost sein.“ Mit einer stillen, gleichförmigen, merkwürdig gefrorenen Demut erwiderte der verwahrloste, hässliche Mann: „Ja, Herr Herzog.“

Karl Alexander wurde es unbehaglich bei diesem stillen Ja. Es wäre ihm lieber gewesen, Süß hätte seine Kränkung gezeigt und er, der Herzog, hätte ein weniges schreien und dann wieder gut sein können. Dieses mönchische Gehabe passte ihm gar nicht. Wie hatte Schütz gesagt: es roch nach Judenschul und Kirchhof. Ein vages Erinnern weilte noch an die knarrende Stimme des Magus, an das, was er verschwieg. Er wollte glatten Tisch haben, er wird jetzt einfach mit der Katze durch den Bach fahren. Mit einer gewissen gutmütigen, grobschlächtigen Ehrlichkeit sagte er: „Es ist dumm, daß das arriviert ist, just wie ich da war. Was es eigentlich für ein Akzident war, weiß kein Mensch und wird kein Jud und kein Christ und kein Magus herauskitzeln können. Ich hab sie gefunden, da lag sie in den Blumen und war tot. Er wird natürlich supponieren, ich sei

schuld daran. Aber ich vermein, da ist Er auf dem Holzweg.“ Da Süß schwieg, fügte er hinzu: „Es ist mir in der Seele leid, Jud, wahr und wahrhaftig. Er darf mich nicht für einen Debaucheur halten, der coüte que coüte seinen Willen haben muss. Natürlich hab ich ihr ein bissle meinen Hof gemacht. Aber wenn ich das hätte voraussehen können, ich hätte mich getrollt. Nicht keinen Handkuss hätte ich verlangt. Parole d honneur! Wer hätte auch denken können, daß das Mädel so wenig Spaß versteht.“ Mit der gleichen stillen, gefrorenen Demut sagte Süß: „Ja, Durchlaucht, wer hätte das denken können.“ Karl Alexander, betreten, schwieg. Dann, mit neuem Anlauf, sagte er: „Ich glaub nicht, daß ich in Seiner Schuld bin. Aber wenn, bitt ich Ihn um Pardon in aller Form. Ich möcht nicht, daß irgend was zwischen uns soll treten. Sei Er mir nicht nachträgerisch! Tu Er mir treue Dienste wie bisher! Geb Er mir die Hand!“ Da legte Süß seine Hand, die sehr kalt war, in die große Hand des Herzogs. Eine kurze Weile standen die beiden Männer so, die Hände ohne Druck ineinander, eine pressende, engende Lähmung ging vom einen zum andern. Die Fenster waren verhängt, in dem zuckenden Licht der Kerzen regten und streckten sich die magischen Figuren, Samael, der Linke, war im Raum. So standen sie, in Wahrheit nun eine Figur jenes blassen Reigens, den sie im Traum und Nebel getanzt. Aus der Gebundenheit riss sich der Herzog. „Bien!“ sagte er. „Bestatte Er jetzt Seine Tote! Fahr Er dann nach Ludwigsburg! Es gibt zu tun.“ Damit ging er. Atmete, die peinliche Affäre hinter sich, fröhlich den hellen Tag. Er hatte sich, weiß Gott, geführt als ein Fürst von Herz und Welt. Vergnügt und sehr zufrieden brach er sich eine der festlich heiteren Blumen von den Terrassen. Stapfte, das weiße Haus im Rücken, pfeifend durch den Wald, freute sich der Sonnenflecke fuhr in guter Laune zurück in seine Hauptstadt.

Bei der Toten hockte Süß. Unter den hässlichen Stoppeln mit fahlen Lippen lächelte er ein tiefes, listiges Lächeln. Ohne Worte rief er das Kind, und das Kind hörte. Er erzählte der Toten, wie schlau er gewesen war, und er erzählte ihr von seiner vorhabenden Rache. War er nicht ein Mann? Hatte er sich nicht gezähmt und war kalt gewesen? Nicht nur nicht an die Gurgel gesprungen war er jenem, freundliche Worte hatte er ihm gesagt und die Zunge war ihm nicht lahm geworden. Die Hand hatte er ihm gereicht und hatte ihn nicht gedrosselt, seinen Dunstkreis hatte er geatmet und war nicht erstickt. Wie verwirrt er war, der andere. So gar nicht konnte er es kapieren, daß das Kind sich fortgemacht, ganz simpel davongegangen war, eh

daß er noch seine Lust hatte stillen können. Was hatte er zuletzt gesagt? Es gibt zu tun in Ludwigsburg? Abkaufen wollte er ihm, durch Geschäfte, durch Affären abschachern ihm den Tod seines Kindes! Der Narr der, der siebenfach verblendete! Aber er war ruhig geblieben, freundlich und demütig hatte er geantwortet und war ruhig geblieben. Er freute sich wohl, der andere, daß er so wohlfeil losgekommen war. Da lag das Kind, ein Bündel totes Fleisch, ein armes Häuflein Anklage und Verwesung. Ei ja, dachte er wohl, der andere, wenn er mir im Angesicht dieser Toten nicht an die Gurgel springt, dann ist er fürderhin erst recht zu miserabel. Gefehlt, Herr Herzog! Gefehlt, allerdurchlauchtigster Herr Mörder! So simpel grob ist der Süß nicht, er ist kein Landsknecht und Bauer und Töffel, daß ihm so plump einfältige Rache genügt. Er arrangiert seine Rache raffinierter. Er siedet sie und brät sie und kocht von allen Seiten sie gar. Er lächelte tiefer, er zog die fahlen Lippen hoch hinauf, und die Zähne, sonst glänzend weiß, lagen gelblich und beinern trocken bloß. Rabbi Gabriel ging durch das Zimmer, dicklich, mit seinen umständlichen Schritten. „Dies ist nicht der Weg, Josef“, sagte er plötzlich mit seiner knarrenden, misstönigen Stimme. Süß sah auf, sah ihn feindselig an. Hoi, war der wieder da? Wollte er ihm wieder einreden? Was denn sonst blieb ihm als Rache? Wollte der sich dazwischenstellen mit seinen edlen Sprüchen? Wirf einen in einen Abgrund und sag ihm: Falle nicht! Und er sah ihn mit seinen müden, entzündeten Augen gehässig an. Aber er sagte nichts. Auch Rabbi Gabriel schwieg. Stumm an der Leiche saßen die beiden. Ihre Gedanken gingen sehr verschieden. Aber Samael, der Linke, war im Raum, und auf allen Wegen kehrten ihre Gedanken immer wieder zurück zu Samael, dem Linken.

Durch die jüdischen Gemeinden des Römischen Reichs flog die Nachricht: Dem Reb Josef Süß Oppenheimer, Minister und großen Herrn beim Herzog von Württemberg, Retter Israels in schrecklicher, grausiger Not ist gestorben ein Kind. Er hat gehabt eine Tochter, ein einziges Kind. Ist ihm gestorben das Kind. Wird er hingehen und es begraben in Frankfurt. Gerühmt seist du, Jahve, Gott, gerechter Richter. Da machten sich auf Männer aus allen Gemeinden, aus Ost und West und Süd und Nord, zu bestatten das Kind des Reb Josef Süß Oppenheimer, Retter Israels aus großer Not. Es kamen die Rabbiner von Fürth und von Prag und von Worms, ja, es kam aus Hamburg unser Lehrer Rabbi Jonathan Eybeschütz, der Angefeindete und Gefürchtete, heimlicher Jünger und Nachfahr des

kabbalistischen Messias Sabbatai Zewi. Nach Hirsau in das weiße Haus mit den Blumenterrassen kamen der Rabbiner von Frankfurt und mit ihm Isaak Landauer, der große Finanzmann. Er drückte dem Süß heftig und ohne Wort die Hand. Eigentlich hätte er sich freuen müssen, daß der württembergische Finanzdirektor nun gar nicht mehr geckenhaft aussah und wie ein Goj und Kavalier; nein, mit seinem hässlichen, ungepflegten Bart und den schmuddelig hängenden Kleidern sah er sehr jüdisch aus und roch nach Getto. Aber Isaak Landauer, sosehr es ihn reizte, unterdrückte jede solche Bemerkung, er rieb sich fröstelnd die Hände, wackelte mit dem Kopf, strähnte sich den rotblonden, verfärbten Bart, schluckte und blieb stumm. Dann sargte man das Kind ein. Rabbi Gabriel legte ihr ein kleines, goldenes Amulett um den Hals, umzirkt vom Schild Davids das Wort Schaddai. Er winkte dem Süß.

Mit gelblicher, blutloser Hand hob der die herzoglichen Kassen. Er berechnete sich ungeheuerliche Provisionen, verkaufte an den Herzog zu Riesenpreisen wertlose Preziosen. Neue Lasten legte er auf das ächzende, zusammenbrechende Land, und was er auf solche Art erpresste, leitete er unverhohlen in seine, nicht Karl Alexanders Tresors. Hatte er bisher das Herzogtum bedrückt, um Geld herauszupressen, sachlich und zweckmäßig, so würgte und drückte er jetzt das Land aus raffinierter Freude an der Pressung. Er tat dies alles mit dreister Offenheit, legte es sichtlich darauf an, daß Karl Alexander es merke, suchte auf jede Art durch seine Geschäftsführung den Herzog zu reizen. Doch der schwieg. Das Aussehen des Juden blieb anders. Der gleitende, federnde Gang war härter, offiziersmäßig brutaler. Härter, entschlossener auch die Wangen, und das reiche, kastanienbraune Haar, das er früher, wo es anging, frei getragen hatte, versteckte er jetzt für immer unter strenger Perücke. Älter war, verhärteter, der ganze Mann. Die dunkle Stimme hatte ihr Streichelndes, Beredendes verloren; oft gurgelte sie nun, herrisch, widerwärtig mauschelnd, sagten die Feinde. Die Augen blieben rasch und lauersam, ja, gewöhnlich sogar voll beflissener Ergebenheit; doch, ungewahrt, hatten sie wohl zuweilen ein Stechendes, sehr Giftiges und zähmten mühsam nur ein feindseliges, gelblich dunkles Feuer. Schwerer schritt unter ihrem Reiter die Stute Assjadah. Nicht mehr trug sie den glänzenden, angehassten und doch bewunderten, adlig freien Herrn; eine Last trug sie, einen dumpfen Fronvogt, der an sich selber schleppte, den Feind aller und von allen befeindet. Prunkende Feste gab er nach wie

vor. Doch diese Feste waren vergiftet und keine Freude für die Gäste. Er liebte es, bei solchem Anlass dem oder jenem in größter Öffentlichkeit in der Komödie oder sonstwie wohlzielende, herzkränkende Bosheiten zu sagen, das häusliche oder politische Elend eines Geladenen bloßzustellen, und er traf sehr gut die Stelle, wo es am wehesten tat. Zu den Frauen war er von einer höhnischen, wegwerfenden Galanterie. Eine Frau hatte es gegeben; mattweiß war ihre Haut, in ihren Augen träumten die Träume der Jahrtausende; sprachen sie, dann war die Stimme der Nachtigall Krächzen vor ihrer kleinen Stimme. Jetzt lag sie in Frankfurt, Erde über ihr, Erde unter ihr. Was wollten da die anderen? Sie atmeten, plapperten, lachten und spreizten, redete man ihnen gut zu, die Schenkel. Nun ja, so waren diese: aber die eine hatte gelebt. Weißensee war aus seiner tiefen Verwirrung und Ratlosigkeit aufgetaucht, schnupperte an Süß herum. Hier gor etwas herauf, in diesem ungeheuren, maßlosen Mann, der anders war als alle anderen, schwelte etwas gar, eine grandiose, tausendfarbige Katastrophe. Der war nicht wie er, der war nicht der Mann, sich zu krümmen und stillezuhalten. Wollüstig schon in der Erwartung roch der Konsistorialpräsident den Schwefelgeruch des Ausbruchs, und nur die Gier, ihn mitzuerleben, hielt den Ausgehöhlten aufrecht. Und des Süß herausfordernder Übermut wuchs. Er gab sich offen wie der Herr des Landes, scheute keine Grenze.

In diese Zeit fiel auch die Affäre des jungen Michael Koppenhöfer. Dieser Fall lag so: Nach zweijähriger Studienreise durch Flandern, Frankreich, England war der junge Mensch, Neffe des Professors Johann Daniel Harpprecht, verwandt auch mit Philipp Heinrich von Weißensee, in die schwäbische Heimat zurückgekehrt, um als Aktuarius in herzoglich württembergischen Dienst zu treten. Sehr groß, bräunliche, kühne Wangen, starkblaue Augen unter dunklem Haar, sah der Dreiundzwanzigjährige aus wie ein Bruder Magdalen Sibyllens. Der Jüngling hatte von seiner Reise stürmische Ideen mitgebracht von menschlicher Freiheit und menschlicher Verantwortung, einen wilden Hass gegen jede Despotie; alle die jungen, märzlich grünen, reinen Gedanken neuen, besseren Staatsgefüges, einer gerechteren, humaneren Ordnung drängten ihn mit Saft und Überschuss, sprengten dem jungen, glühenden Menschen fast die Brust. Er wohnte bei Harpprecht. Der alternde Herr, dem die Frau nach einer Ehe von wenigen Monaten in sehr jungen Jahren gestorben war, hatte den Neffen großgezogen, er hatte

ihn die zwei Jahre im Ausland bitter vermisst, er warf jetzt alle seine wortarme Liebe auf den Jüngling. Michael Koppenhöfer war durch seine Reise doppelt stolz geworden auf die vor den anderen deutschen Staatsverträgen freiheitliche Verfassung seiner Heimat. Wohl hatte er immer gewusst um die militärische Autokratie des Herzogs, die jesuitische des Würzburgers, die ökonomische des Juden. Aber ein anderes war es, in Briefen und Broschüren davon zu lesen, ein anderes, mitteninne zu stehen, die freche Unterdrückung, die nackte, höhnende Gewalt mit Augen zu schauen, mit Händen zu greifen. Der junge Mensch sah den Stellen- und Ämterhandel, den Schacher mit der Gerechtigkeit, die Ausquetschung des Volkes. Ausgelaugt und zerfressen das reiche, schöne, gesegnete Land, zu den Fahnen gepresste Tausende, in Lumpen und Hunger Zehntausende, zerlottert an Leib und Gewissen Hunderttausende. In Völlerei und Unzucht sich blähend ein schrankenloser Hof, in bunten Uniformen frech sich spreizend die Gewalt, höhnische Rabulisterei über die klare, edle Verfassung giftig triumphierend. Zerwuchert die Verwaltung, zerhurt die Justiz, die Freiheit, die liebe, gepriesene Freiheit ein Spott und Lumpen, mit dem der Herzog, der Jesuit und der Jud sich den Hintern wischen. Eine heilige, fressende Empörung füllte den Jüngling an, spannte männlicher sein kühnes, braunes Gesicht, entzündete dringlicher die starke Bläue seine Augen. Oh, seine schlanke, junge Beredsamkeit! Oh sein adliges Zürnen und Sich-bäumen! Der zehrend Gram über die Fäulnis der Heimat hatte den alten Johann Daniel Harpprecht doch arg geschüttelt und zerhöhlt. Jetzt hing der feste, gerade Mann seine ganz Hoffnung an den Jungen, und die trockenen Abend des Einsamen wurden grün und blühend durch seine frische, ranke Gegenwart. Dem Süß war der Aktuarius immer unsympathisch gewesen. Ihn hatte der hohe Wuchs des jungen Menschen, seine straffe, eckige Stattlichkeit, an der gleichwohl nichts Tölpisches, Bäurisches war, von je geärgert. Auch die offensichtliche Ehrlichkeit der politischen Überzeugung hatte ihn verstimmt. Aber er hatte das junge Ungestüm des Aktuarius Michael Koppenhöfer so wenig fürchtend wie das routinierte Pathos des Publizisten Moser, vor dem Schlag in Hirsau, den wie jenen unbehelligt gelassen, und der Beamte mit der rebellantischen Gesinnung war nicht durch die leiseste Rüge geahndet worden. Jetzt, nach Hirsau, entzündete sich finsterer das Feuer des vergifteten Mannes an der ungebrochenen freiheitlichen und guten Kühnheit des Jünglings. Der dunklen Blick richtete er auf ihn, duckte spielerisch

bösartig zum Sprung. Bei der Unvorsichtigkeit des jungen Menschen fand sich sehr bald ein Grund, ihn scharf und strafweise zu verwarnen.

Der alte Johann Daniel Harpprecht hatte solche Konflikte längst vorausgesehen; doch er brachte es nicht über sich, das schöne Glühen Michaels zu dämpfen. Es war das gute Recht der Jugend, unklug zu sein, sich auf Verbogenes zu stürzen, um es gerade zu machen. auch wenn der Arm daran erlahmen musste. Aber es schnürte ihm die Brust und stieg ihm bitter die Kehl herauf, wenn er dachte, daß er seine müden Abende wieder allein sein sollte, ohne den wärmenden Scheu des Jünglings. Immerhin hoffte er, sein, des Harpprecht, großes Ansehen werde den Süß hindern, stärker gegen den Michael vorzugehen. In dem Elend des Vaterlandes, in der wüsten Verlotterung ringsumher sah der Aktuarius Michael Koppenhöfer ein großes und zartes Licht. Das war die Demoiselle Elisabeth Salomea Götzin, die Tochter. Ihre blonde, pastellfarbene Lieblichkeit ging dem Schwärmerischen, leicht Entzündlichen tief ein. Als er gar hörte, wie sie den Nachstellungen Karl Alexanders sanft, aber beharrlich sich weigerte, erschien sie ihm als Symbol der menschlichen Freiheit. Die Bilder schwammen ihm eines ins andere, und er sprach von der lieben Freiheit und der holden Demoiselle Elisabeth Salomea Götzin in der gleichen Terminologie. Jetzt glaubte Süß auch auf Harpprecht keine Rücksicht weiter nehmen zu müssen. Der junge Michael Koppenhöfer wurde, weil er trotz der Verwarnung weiterhin die Ehrfurcht gegen den Herzog außer acht gelassen und unziemliche, gottlose und lästerliche Reden gegen ihn geführt habe, seines Amtes entsetzt. Aus besonderer Huld und Gnaden wurde von einem Kriminalverfahren gegen ihn abgesehen. Doch hatte er binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen und wurde auf Lebzeiten seiner Grenzen verwiesen. Dies war immer am Horizont gestanden. Aber wie es nun kam, war es doch unerwartet und warf den alten Harpprecht um. Oh, allein und kahl in dem großen, leeren Zimmer sitzen, nur mit Büchern und Pergamenten; und die einzige Kumpanei sind die Schatten in dem Raum außerhalb des Lampenlichts. Sie dichten sich zu mageren, krummen Auswanderern, zu Hungernden und zu Zerlumpten, oder sie strecken hagere, gierige Judenfinger nach einem. Wie immer, sie fallen über einen her und nehmen einem die Luft weg. Und da wäre nun der Junge, trotzig und lebendig, und wenn er seine dicken, dunklen Brauen hochzieht, zergehen die Schatten, seine starkblauen Augen

jagen aus allen Winkeln die bedrohliche, erkältende Dämmerung. Aber er ist nicht da; der Jud hat ihn des Landes verwiesen, der Jud lässt ihn nicht zu ihm. Der schwere Herr rang sich ab, entschloss sich, stand vor dem Herzog. Er hatte nie gebeten, er hatte immer nur guten Anspruch eingefordert, er war gewohnt, daß man zu ihm kam und bat. Es war dem aufrechten Mann arge Pein, als Supplikant dazustehen, und die Worte kamen ihm umständlich und stockend. Das Urteil sei gerecht und nicht einmal sehr hart. Doch solle der Herzog bedenken, vieles im Land stehe wirklich nicht gut, und wenn der junge Mensch seinen Unmut offen heraussage, sei das vielleicht besser als braute er, wie andere, im heimlichen Gift. Karl Alexander hörte finster zu, drückte dem peinvoll Dastehenden fest die Hand, versprach unsicher, er werde es überdenken. Unwirsch forderte er Bericht ein. Süß selber kam zum Rapport. Ja, es war alles so, wie der Professor es dargestellt. Nur seien eben er, Süß, und der Professor verschiedener Meinung, was zur Wahrung fürstlicher Dignität not sei. Verdrießlich warf der Herzog dem Süß hin, in was für ärgerliche Situation er ihn gebracht habe, daß er jetzt entweder müsse retirieren oder dem verdienten und hochangesehenen Mann die erste und einzige Bitte abschlagen. Frech und giftig erwiderte Süß, er kapiere, daß es Seiner Durchlaucht schwerer falle, dem schwäbischen Professor einen Wunsch zu refüsieren als dem jüdischen Finanzienrat. Er habe aber noch ändere, sehr gute Gründe gehabt, den Aktuarius aus dem Weg zu schaffen. Wenn nämlich, fügte er mit dreister Vertraulichkeit hinzu, der Herzog bei den Damen Götz nicht recht wolle avancieren, so sei des der junge Mensch mit die erste Ursach, der Seiner Durchlaucht zumindest bei der Demoiselle Elisabeth Salomea sehr in die Quere käme. Finster knurrend schwieg der Herzog. Allein, beschloss er, jetzt erst recht den Aktuarius im Land zu lassen. Der Jud ist so hirnrissig wie insolent. Ho! Soll etwa er, Karl Alexander, Angst haben, der lumpige Demokrat und Rebellant komme bei der Demoiselle vor ihm ans Ziel? Oder vermeint der Jud, jetzt, nach Hirsau, habe er, der Herzog, Scheu vor jedem Jüngferlein und traue nicht mehr auf seine Männlichkeit? Eine grimmige Geilheit überkam ihn. Mille tonnerref. Er heißt Karl Alexander, Herzog von Württemberg und Teck, und er wird die Jungfer trotz allen rebellantischen Lausbuben klein und kirre machen. Jedenfalls scheut er die Konkurrenz nicht und wird jetzt das Urteil annullieren. Aber wie er die Order diktieren wollte, nahm er sich vor, es doch noch einmal zu überdenken, und schob es auf

morgen. Anderntags ging er nach Ludwigsburg. Amüsements, Repräsentation, andere politische Geschäfte drängten vor. Der Tag kam, da das Urteil rechtskräftig wurde, und keine Gegenorder war erschienen. Der junge Michael Koppenhöfer musste außer Landes gehen, und der Abend des Professors Johann Daniel Harpprecht wurde kahl und ohne Licht. Nun konnte Karl Alexander vorderhand nicht mehr gut etwas rückgängig machen. Dachte er an die Damen Götz, so war er eigentlich sehr befriedigt darüber. Doch dies gestand er sich nicht ein. Es fasste ihn vielmehr eine dumpfe Wut gegen den Juden. Der war schuld an allem; der hatte ihn vor die Wahl gestellt: Harpprecht oder ihn, den Juden. Süß wusste, Karl Alexander hatte eigentlich nie eine bewusste Schurkerei begangen; sicherlich auch wird er sich die wahren Motive dieser Ausweisung nicht eingestehen. Darum juckte es ihn, den Herzog so darauf zu stoßen, daß dieses Urteil fortan an ihm nagen sollte. Er warf gelegentlich hin: „Jetzt wird die Affäre der Damen Götz besser marschieren, nachdem wir den jungen Koppenhöfer haben aus dem Lichte geschafft." Der Herzog wollte zufahren, aber er brachte es nur zu einem Knurren und erwiderte ohne viel Nachdruck: „Wir? Wir?" Süß aber begnügte sich, zu lächeln, und schwieg. Seinen Feinden kam zu Ohren, daß dem Herzog das Vorgehen des Juden gegen den jungen Koppenhöfer zu rasch gewesen sei und nicht erwünscht. Sie begriffen nicht die Langmut des Herzogs, nützten den Anlass, gegen solche unfassliche Geduld Sturm zu laufen. Sie wiesen darauf hin und belegten es mit vielen Ziffern, wie Süß an dem Land presse und sauge, nur für seine Kassen, ohne daß für den Herzog was dabei herausspringe, wie er in jedem Geschäft den Herzog begarniere und bewuchere. Sie sprachen fast zwei Stunden, und Karl Alexander wies sie nicht zurück; er hörte sie zu Ende, ja, er ließ sich Details, die er nicht recht verstand, genauer erklären; vor allem ließ er sich von Dom Bartelemi Pancorbo auseinandersetzen, wie schamlos Süß ihn mit minderwertigen Steinen prelle und betrüge. Als die Herren fertig waren, entließ er sie höflich, ohne jede Äußerung. Anderntags, unaufgefordert, erschien Süß in der Residenz. Er höre, sagte er, man intrigiere von neuem gegen ihn. Er möchte sich die Beschämung ersparen, daß man ein zweites Mal seine Papiere durchschnüffle. Er bitte darum wiederholt, submissest und dringlich um seine Entlassung. „Hör, Jud!" sagte Karl Alexander, du hast mir im Oktober einen Stein verkauft um was mehr als fünf. tausend Dukaten. „Was ist der Stein wert?" „Heut keine fünfhundert", sagte

der Jude. Und das Aug in dem des Herzogs, mit einem frechen, fatalen Lächeln fügte er hinzu: „Ja, solche Steine haben Liebhaberpreise und ihr Wert wechselt.“ „Es ist gut“, sagte Karl Alexander. Dann schwiegen beide. Der Herzog läutete und befahl sogleich den Hofkanzler Scheffer, prestissimo. Es vergingen aber zwanzig Minuten, bis der Kanzler kam, und während dieser zwanzig Minuten sprachen die beiden Männer kein Wort. Sie dachten auch nicht einer des andern. Es war ein tiefes, wunderliches, erfülltes Schweigen in dem hellen, weiten, prunkenden Raum. Bilder und Träume kamen und gingen vom Herzog zu Süß, von Süß zu dem Herzog. Die knarrende Stimme des Magus war in diesen Träumen, und das tote Kind war darin, die Finger gestreckt im Zeichen des Schin.

Endlich kam Herr von Scheffer. Er zählte jetzt zu den Feinden des Süß, er schwitzte, da er den Juden sah, vermutete, der Herzog wolle ihn dem Juden gegenüberstellen, und er werde gegen den teufelsgewandten Mann einen schweren Stand haben. Allein es ging anders. Der Herzog, kaum daß der Kanzler eingetreten war, nahm Haltung an und sagte streng, militärisch, eiskalt, befehlsmäßig zu dem betroffenen Minister: „Der gegenwärtige Herr Finanzdirektor klagt über Verleumdung seiner Geschäftsführung und postuliert seine Entlassung. In Ansehung seiner zu unserm völligen, gnädigen Vergnügen geleisteten Dienste wünschen Wir, daß alles geschehe, ihn zu halten. Wollen Sie also, Exzellenz, sogleich eine Urkunde aufsetzen, eine Legitimationsurkunde oder Absolutorium oder wie Sie es benennen wollen, eine herzogliche Gesetzesorder, die den Herrn Finanzdirektor für alle seine Handlungen, die vergangenen wie die zukünftigen, außer alle Verantwortung setzt. Von niemand, mag er sein, wer er will, soll er können wegen seines Tuns zur Rechenschaft gezogen werden. Wollen Sie dieses Schriftstück sogleich in aller Form aufsetzen und Uns zur Unterschrift vorlegen, daß es kann im nächsten Wochenamtsblatt publiziert werden. Wir warten.“

Die Stimme Karl Alexanders, während er dies sprach, klang so eisig gemessen, daß der erschreckte Kanzler keine Einrede wagte. Nicht der Herzog, nicht der Jude sprach ein einziges Wort, während Scheffer die Urkunde konzipierte. Wortlos auch unterzeichnete Karl Alexander. Herrschte dann, kaum noch an sich haltend, den Kanzler an: „In das Amtsblatt den Wisch!“ Zitternd retirierte der Minister. Süß dankte mit den servilsten, devotesten Bezeugungen für die

enorme, unverdiente Gnade und das extraordinäre Vertrauen. Doch seine Augen waren nicht dankbar, sie waren dreist und fordernd und höhnisch. Stumm und feindselig maßen sich die beiden Männer, und Karl Alexander erkannte, daß er sich nicht losgekauft hatte. „Geh, Jud!“ schrie er endlich, tobend. Und Süß ging. Doch nicht wie der Kanzler. Langsam ging er und erhobenen Hauptes und mit einem tiefen, machtbewussten, bösen Lächeln. Der Herzog aber, allein, schäumte, raste. Riss, zerrte, scheuerte sich wund an der unsichtbaren, unzerreißbaren, grauenhaften Bindung von ihm zu jenem.

Der semmelblonde Expeditionsraf Götz, der jetzt, auffällig jung, als Kammerprokurator in die Geheimkanzlei avanciert war, sah mit Unbehagen die galanten Bemühungen des Herzogs um seine Mutter, die Geheimrätin Johanna Ulrike Götz, und seine Schwester, die Demoiselle Elisabeth Salomea. Er wusste nicht recht, wie er sich verhalten solle. Einesteils war es ehrenvoll, wenn der Souverän einer Dame seinen Hof machte, und es war Pflicht der Untertanin, dem gottgewollten Herrn mit Leib und Seele zu gehören; auch für seine Karriere konnte solche Neigung des Souveräns nur gewinnbringend sein. Andernteils führte der Weg vom Herzog und zum Herzog immer wieder über den fatalen Juden; ja, er hatte den Eindruck, Elisabeth Salomea sehe den Juden fast lieber als den Herzog. Und wenn auch Süß durch seine Stellung bei Hofe vom üblichen Gestank des Juden gewissermaßen purifiziert war, so blieb es doch eine peinliche Imagination, sich Schwester und Mutter in näherer Relation zu besagtem Juden zu denken. Der Expeditionsrat hätte auch vielleicht seinem inneren Widerstreit ein kurzes Ende gemacht, den Abschied genommen, sich mit Mutter und Schwester auf sein Landgut bei Heilbronn zurückgezogen. Doch die Affäre mit der Napolitanerin und die Erkrankung Karl Alexanders hatte ihn tief verwirrt, er sah sich seinem Fürsten in schwerer Schuld verstrickt, und sein Gewissen erlaubte ihm nicht diesen Ausweg. Stumm und in unklarer Not ließ er die Dinge laufen. Sie gingen aber zunächst stockend und schwerfällig. Süß zog immer wieder die Bremse an und ließ den Herzog nicht vorwärtskommen. Der spielte wohl manchmal mit dem Plan, auch diesmal wie so oft die Frucht mit Gewalt zu pflücken; aber er wollte sich vor dem Juden brüsten, daß er mit den bloßen Waffen der Galanterie sich könne den Eingang in den versperrten Schoß erzwingen. So wartete er zu; doch fachte das lange Warten seine Brunst immer höher. Er schickte den Damen,

abwechselnd der Mutter und der Tochter, schöne Geschenke. Der Schwarzbraune brachte sie, der Mameluck, der immer schwieg, so daß man ihn im Volk für stumm hielt. Der geschmeidige, dunkelglänzende Mensch gefiel den Frauen, er sah so fern und melancholisch und tierhaft aus, er hatte bei den Mägden im Schloss und auch viel höher hinauf große Erfolge. Die süßen, blonden, zarten Damen Götz reizten ihn sehr; stumm, wenn er die Geschenke überbrachte, fraß er an ihrer pastellfarbenen Lieblichkeit mit seinen tiefen, wüstentraurigen Augen. Aber die Demoiselle Elisabeth Salomea, wie sie seine dringlichen und ungebührlichen Blicke gewahrte, lachte ihm nur hell und backfischhaft empfindungslos ins Gesicht.

Süß hielt die zwei Frauen fest an der Schnur. Sie waren beide töricht und maßlos in ihn verliebt, ohne daß sie aufeinander eifersüchtig gewesen wären. Sie steigerten sich vielmehr gegenseitig in der Bewunderung seiner mannigfachen Gaben. Während die Mutter sein Genie pries, sie hatte längst erkannt, daß er im Herzogtum regierte und nicht Karl Alexander, und während sie ihn rühmte, wie er so gewaltig, furchtbar und gefürchtet und doch liebenswert sei, fand die Tochter ihn männlich, kraftvoll und gleichwohl nicht plump und grobmäulig. Wie anders war er als der ungebärdige Michael Koppenhöfer, wie anders aber auch als die lauten, brutalen Offiziere. Und aneinanderlehnend, gleich Schwestern, himmelten sie von ihm, kosteten sie es aus, wie die beiden ersten Männer des Landes, der Herzog und der Jud, sie hofierten, während der Expeditionsrat unbehaglich schwieg. Süß hätte wohl die beiden Frauen vor dem Herzog haben können. Doch er lächelte dunkel, wenn er es dachte; er tat, als seien sie zu hoch für seine Berührung, bemerkte ihr Entgegenkommen nicht, begnügte sich, sie so zu leiten, daß sie den Herzog nicht ans Ziel ließen. Es begab sich aber um diese Zeit, daß ein holländischer Juwelenhändler einen besonders kostbaren Stein feilböt, das Auge des Paradieses genannt. Er stammte aus Indien, ein englischer Abenteurer hatte ihn von dort mitgebracht, er war wohl auf nicht ganz saubere Manier erworben. Wie immer, das Auge des Paradieses war der schönste und reinste Stein seiner Art in Europa. Der Großwesir wollte einen ungeheuren Preis dafür zahlen; bevor aber der Schatz wieder ins Morgenland entschwand, fragte der Amsterdamer Händler bei den großen Herren der Christenheit an, ob keiner den Preis des Heiden überbiete. Wie nun die Damen Götz gelegentlich die Geschenke Karl

Alexanders rühmten, sprach Süß vom Auge des Paradieses, und daß der Stein jetzt feil sei. Wer einer Dame ein solches Geschenk präsentiere, der erweise, daß er sie wirklich liebe; wer einen solchen Preis biete, an den sei keiner Dame Gunst verschleudert. Es geschah, wie Süß es gewollt. Kitzelnd redete und leichthin die Demoiselle Elisabeth Salomea dem Herzog vom Aug des Paradieses. Karl Alexander sprach mit dem Dom Bartelemi Pancorbo über den Stein, und was er kosten könne. Ei, das sei wohl ein Demant und große Köstlichkeit, sagte mit seiner moderigen Stimme der Portugiese und streckte begehrlich den dürren Hals aus der riesigen Krause. Doch was er koste! Und er nannte den Preis, den der Großwesir geboten. Fünf Herrschaften hätte man und die zugehörigen Dörfer dafür kaufen können. Karl Alexander stutzte, wie er die ungeheure Summe hörte, und gab den Auftrag nicht. Er ahnte, er wusste sehr wohl, wer in dem zarten, blonden Kopf die begehrliche Laune angezündet hatte. Aber er war kein Narr, daß er das gewaltige Geld – was konnte man Land und Soldaten darum kaufen! – hinwarf für ein Weib, das er schließlich ohne weiteres hätte aufs Bett schmeißen können; und durfte keiner ihn drum schelten nach dem, was er Zeit, Galanterie und Präsenter an die Weiber gehängt hatte. Allein jetzt wird der Jud ihn für einen Filz und Knauser ästimieren. Wird auf seine undurchdringliche, glatte, hundsföttische Manier den Weibern solche Mucken in den Kopf setzen, daß er vor ihnen steht als ein Filz und Harpagon. Auch seine Geilheit stieg hoch. Gift und Opperment! Kann eine Frau einem solchen mit Lust den Willen tun, der so als dreckiger Knauser vor ihr steht? Er ließ Dom Bartelemi rufen, gab dem Aufblühenden Order, den Stein zu erwerben. Allein das Aug des Paradieses war, als Pancorbo eilends und giervoll zu dem Händler kam, verkauft. An wen? Der Händler wusste es nicht. Ein Mittelsmann hatte, ohne zu feilschen, den Preis des Großwesirs unwahrscheinlich hoch überboten. „Um so besser!“ schmunzelte der Herzog, erzählte den Damen Götz die Sache, bedauerte, daß er ihnen die Freude nicht habe machen können. Zwei Tage darauf schenkte Süß der Demoiselle Elisabeth Salomea das Auge des Paradieses. Es war ein aus der Maßen kostbares Präsent, im ganzen westlichen Deutschland sprach man davon, der junge Expeditionsrat Götz wusste durchaus nicht, was er anfangen solle. Ungerufen erschien Süß vor dem finstern Herzog. Auf die Art, wie es Karl Alexander zu tun pflegte, rühmte er frech, schmalzig, umständlich und sehr ins Detail die angenehmen Eigenschaften der Demoiselle. Die Faust

erhoben, stapfte der wütige Karl Alexander massig und bedrohlich auf den Juden zu. Der stand und rührte sich nicht und schaute ihn an. Doch Karl Alexander hielt ein. Schnaufte röchelnd. „Wir sind quitt, Jud!“ sagte er endlich heiser. Aber der Jude schwieg. Und der Herzog wusste, daß er nicht erlöst war.

Unterdes hatte man in der Hofburg des Fürstbischofs von Würzburg einen besonders feinen, kniffligen Plan ausgetüftelt. Nach dem Muster der Regierung der österreichischen Niederlande sollte Württemberg eingeteilt werden in zwölf militärische Obervogteien. Jedem Obervogt sollte ein Regiment Soldaten zugeordnet, die Beamten ihm unmittelbar unterstellt sein. Das bedeutete die rein militärische Verwaltung des Landes, die Legalisierung der Militärautokratie. Karl Alexander arbeitete rastlos, fieberig. Hielt Konferenzen, schrieb selber zahllose Briefe, visitierte die Truppen. Er stürzte sich in das katholische Projekt wie in ein heilendes Bad. Kein Aderlass hatte ihm, keine Schröpfkur der Doktoren Breyer und Seeger ihm geholfen, wenn der dumpfe Zorn über den Juden ihm das Blut dick und schwer zu Kopfe steigen machte. Jetzt hatte er ein vages Gefühl, es könne ihn das katholische Projekt frei und los machen.

Der Herzog war keineswegs fromm. Es war weiß Gott nicht die himmlische Maria gewesen, um derentwillen er sich zur römischen Kirche bekannt hatte, sondern Marie Auguste von Thurn und Taxis und ein Sack voll Dukaten. Aber er war auch trotz gelegentlicher freigeistiger Scherze nicht geneigt zu einem prinzipiellen und bedingungslosen a la mode–Atheismus. Jetzt wurde sein lässiger Glaube ernsthaft, gewann Kern. War früher sein Religionsbekenntnis nichts gewesen als politisches Mittel, als praktische Vorbedingung einer von Kaiser und Rom unterstützten schwäbischen Militärautokratie oder bestenfalls Dekoration, so begann sich ihm der erstrebte Absolutismus jetzt allmählich mystisch zu vernebeln. Er sah sich im Dienst einer großen, göttlichen Idee; die Macht, um die er rang, war etwas Heiliges, der Kampf um sie Gottesdienst. Er wurde zur Freude seines Beichtigers, des Vaters Kaspar, und der befreundeten geistlichen Fürsten sichtlich frömmer und strenger in der Befolgung der Bräuche. Es war aber dies, daß er, ohne es sich zu gestehen, in solchem Gottesdienst eine Sühnung sah für seine seltsame, hassvolle, unzerstörbare Neigung zu dem Juden. Mit verschmitzter, von den Jesuiten erlernter Rabulistik machte er sich vor, er habe den Juden aus politischen Gründen nötig, nur darum

toleriere er seine aufreizende Gegenwart. Sowie er aber am Ziel sei, werde er den Kujon am Kopf packen und auf die Festung setzen. Manchmal wieder sagte er sich, erreiche er den Triumph der Kirche in Schwaben, dann werde Gott ihn sicherlich belohnen und ihn lösen aus der peinvollen Bindung mit dem Juden. Karl Alexander hatte, trotzdem Süß ihm vorgeschmaust, der Lockung nicht widerstehen können, nun auch seinerseits die Damen Götz zu probieren, die der Jude mit lässigem Hohn ihm zuspielte. Allein er hatte, wohl auch in Gedanken an jenen, nicht den erhofften Genuss. Immer wütiger sich in das katholische Projekt verbeißend, hatte er dann die Damen bald ganz vernachlässigt. Da saßen jetzt die Gedemütigten; sie konnten auf ihren zarten Pastellgesichtern den Kummer nicht verstecken, insonderheit die Mutter alterte zusehends. Der Expeditionsrat knirschte vor sich hin und wusste nicht, wie er sich verhalten solle. Er dachte jetzt ernstlich daran, sich auf sein Gut bei Heilbronn zurückzuziehen, und selbst als er avancierte, knurrte sein Zorn noch leise nach. Am meisten aber grämte das Leid der blonden, lieblichen Damen den Schwarzbraunen, Otman, den Mamelucken. Er war wie immer vor der Schwelle gelegen in jener Nacht, da Johanna Ulrike, und in jener schlimmeren, da Elisabeth Salomea zu dem Herzog gekommen war. Er hatte nicht geschlafen in jener zweiten Nacht, er hatte, vor der Schwelle kauernd, scharfhörig auf jeden leisesten Laut gelauscht, und als Elisabeth Salomea das Schloss verließ, verwandelte sich im Rücken des sie geleitenden, lärmenden Herzogs plötzlich sein verschlossenes Gesicht, und er starrte Karl Alexander mit so wildem, tierhaftem Hass nach, daß der in unwillkürlicher Abwehr den Rücken rundete. Der Schwarzbraune wusste sehr gut alle Zusammenhänge. Er wusste, von wem Elisabeth Salomea das Aug des Paradieses hatte, und er wusste, was dieser Besitz bedeutete. Wunderlicherweise hasste er nicht den Süß darum; ja, er spürte eine sonderbare Genugtuung, daß der und nicht ein Christ sie zuerst gehabt hatte. Um so tiefer war sein fressender Hass gegen Karl Alexander.

Der Herzog hielt seinen Mamelucken wie einen guten Hund. Er glaubte wohl auch, der Schwarzbraune verstehe von seinen Affären nicht mehr als ein Tier, und harte nichts Heimliches vor ihm. Wo Karl Alexander war, immer stand, saß, lehnte, hockte, kauerte, lag in einer Ecke Otman; des Nachts sogar lag er in einem Winkel des Schlafzimmers oder vor der Tür. Er war aber ein viel besserer Kombinierer, als der Herzog ahnte, er hatte Aug und Ohr gut auf und

konnte sich auch Abliegendes sehr wohl zusammenreimen. Auf seine verschlossene, lautlose Manier erschien er jetzt zuweilen bei Süß, auf seine verschlossene, stille Manier, lässig, breitete er ihm diese und jene Heimlichkeit des Fürsten hin, die der Jude nicht wissen konnte und sollte. Und dann schauten die beiden Männer sich an, die fliegenden, jetzt minder gewölbten Augen des einen gingen in die stillen, tierhaften des andern, und in beider Augen war das gleiche, wilde, zähe Wissen. Einige stillere Tage nutzte Süß, nach Hirsau zu fahren. Das weiße Haus lag jetzt ganz schweigsam. Rabbi Gabriel sprach kein Wort; die Männer begrüßten sich, sonst sahen sie sich nicht. Endlich, nach Tagen, zwang es dem Rabbi den Mund auf: „Ich sehe unter Fleisch und Knochen dein Gesicht, Josef.“ “Bin ich anders geworden?“ fragte Süß. Und, grimmiger, setzte er hinzu: „Jetzt seh ich wohl in Wahrheit aus wie ein rechter Jud. Oder bin ich noch immer meines Vaters Sohn?“ „Leid kratzt die Tünche vom Gesicht“, sagte Rabbi Gabriel. „Du hast ein zerlittenes Gesicht, du hast ein jüdisches Gesicht.“ „Dein Weg ist falsch, Josef“, sagte er nach einer Weile noch, „du wirst ihn müssen zurückgehen.“ Aber Süß schwieg und änderte keinen Zug, und man konnte nicht erkennen, ob er gehört hatte. Von dem Kind sprachen sie nicht. Süß ging durch die feierlich fröhlichen Blumenterrassen, die das Kind geliebt hatte, er starrte auf die Bilder des Kabbalistischen Baums und des Himmlischen Menschen, mit denen sie ihre Augen erfüllt hatte, er starrte auf die Seiten mit den großen, blockigen Buchstaben des Hohenlieds, das sie vor den anderen Büchern der Bibel geliebt hatte.

Unvermutet, im Wald, traf er den Kirchenratspräsidenten. Weißensee hatte sieh wieder zu seinem Bibelkommentar zurückgezogen, schlurfte herum in seinen geräumigen Stuben mit den weißen Vorhängen, führte nachdenklich Konversation mit dem Magister Schober. Jetzt bat er den Süß, seine Begleitung zu erlauben. Da der Jude nicht antwortete, nahm er es für Zustimmung, schloss sich ihm an. Langsam, behutsam, wortkarg ging er mit ihm durch den sonngesprenkelten Wald, folgte ihm, da er es nicht wehrte, durch die Terrassen in das weiße Haus. Saß mit ihm, stumm, in sonderbarer Befangenheit, in dem Zimmer mit den magischen Figuren. Nach einer Weile gesellte sich auch Rabbi Gabriel zu. Da hockten die drei Männer, rundrückig, schwersinnig, müde. Sie sahen, daß sie alt waren, sie spürten, wie ihnen das Leben aus den Leibern glitt, in die Vergangenheit entrann, Augenblick um Augenblick, sie spürten es

deutlich, leibhaft, mit einer wehen Wollust, wie einer, der krank vor Müdigkeit die Glieder streckt, sie spürten einer des andern Druck, und sie spürten sich einer im andern in solcher lüstigen Mattheit. Anderntags verabschiedete sich Rabbi Gabriel von Süß. Er war gewillt, nicht mehr in das Land zurückzukehren. Süß war weicher, gelöster als sonst. Sosehr er sich gegen den Rabbi aufbäumte, so höhnisch er jene Forderung, seinen Weg zurückzugehen, als weichmütiges Gefasel abtat, er hätte ihn doch gern in seiner Nähe gewusst. Es war auf dem Antlitz des dicken, häßlichen Mannes ein Abglanz des Kindes, Naemis Träume waren hinter seiner breiten, nicht hohen, vorgebauten Stirn mit den eingezackten Furchen des Schin.

Er stand gespalten vor dem Kabbalisten und sehr bereit, ein milderes Wort zu geben und zu nehmen. Aber der Rabbi war mürrisch und misslaunig wie sonst. Seine Bücher und das kabbalistische Gerät war fast alles schon weggebracht. Mit seiner knarrenden Stimme gab er dem alten Diener noch die und jene kurze Weisung. Dann, nach Osten gerichtet, nach Zion, sprach er das Gebet vor Antritt einer großen Reise, je dreimal in drei Wendungen das Bekenntnis zum Vertrauen auf die Hilfe Jahves. Richtete nochmals die trübgrauen Steinaugen auf Süß, knarrte ihm kurz und misstönig den letzten Gruß: „Friede mit dir.“ Dann ging er, gefolgt von Jantje, der dicken, watschelnden Zofe, die er in ihre Heimat bringen wollte. Süß sah seinen breiten, gedrungenen, leicht runden Rücken in der altfränkischenl Tracht zwischen den Blumenterrassen, dann im Wald verschwinden. Ganz leise hatte er gewünscht, der Rabbi möchte sich noch einmal wenden. Doch mit seinem so schwerfälligen wie steten und unbeirrbaren Schritt stapfte er geradeaus und fort.

Wenige Tage später verließen auch Süß und der alte Diener das weiße Haus. Nun lag der kleine, fremdartige Bau ganz ohne Laut in besonnter Einsamkeit. Die Räume standen schmerzhaft kahl, die weißen Fensterläden waren abweisend und gespenstisch zugenagelt, die festlich heiteren Blumen verdarben und niemand erneute sie. Geraun erhob sich um das verlassene, seltsame, hochmütige Gebäu; kindisch blutrünstige Phantastereien wurden darum gewoben, drangen bis in die Hauptstadt. Im Wirtshaus zum Blauen Bock flüsterte der Konditor Benz, die Schweinsäuglein weit und bedeutsam aufgerissen, den angenehm erschauernden Gästen das neueste Geheimnis zu: in einem Wald habe die hebräische Hexelenz

eine versteckte Zauberwerkstatt. Aus dem Blut von christlichen Jungfrauen, die er unter Martern gebunden vom Dach stürze, daß sie sich unten an eisernen Blumen aufspießten, koche er einen Teufelssud, sich die Sympathie des Herzogs immer neu zu gewinnen.

Die Zofe Jantje hatte eine Katze gehabt, ein schwarzgraues, altes, unedles Tier. Rabbi Gabriel hatte die Katze nicht leiden mögen, und Jantje wagte nicht, sie auf die weite Reise mitzunehmen. Nachdenkend, bei wem das Tier am besten gewartet sei, kam sie auf den Magister Jaakob Polykarp Schober. Der Magister war, sooft es anging, an Naemis Weg gestanden, hatte fromme, ehrerbietige Worte zu ihr gesprochen, hatte auch etliche zaghafte Versuche gemacht, sie zu seinem sauberen, tiefsinnigen Glauben zu erwecken; vor allem hatte er sie durch inbrünstige Rezitation seiner Verse zu retten versucht. Als sie aber solche Bemühungen brennend und empört zurückwies, hatte er abgelassen und sich begnügt, sein Herz in Züchten an ihrem englischen Anblick zu erfreuen. Wie sie dann so plötzlich weggerafft war, ging der pausbäckige Mann tagelang in tiefster, schmerzhaftester Benommenheit herum, fahl, die Kinderaugen vogelhaft verstört, angefüllt von innerem Vorwurf, daß er sie nicht mit mehr Eifer aus dem falschen, giftigen Fluss ihres Lebens in das gute Meer Gott hineingesteuert habe. Er war dann am Weg gestanden, als der kleine Sarg aus dem weißen Haus getragen wurde, mit einem Kranz einfacher Blumen, und er war in der Seele betrübt, als die vier finsteren Männer, die den Sarg trugen und die ausschauten wie dunkle und falsche Propheten, seine freundwillige Gabe nicht nahmen. Verdüstert ging er nach Hause, nahm Kiel und Papier zur Hand und schrieb eine gereimte Totenklage, auch Nänie genannt, für die abgelebte Demoiselle Naemi Süßin, „Jüdin, doch ehrbar", ein Poem, welches anhub mit den Versen:

Itzt hat der harte Tod, so vielen Übels Quelle, /
Hinabgerafft auch dich, ebräische Demoiselle.

Dieses Poem rezitierte er dann der Zofe Jantje, wobei ihm wie ihr dicke, bittere Tränen kamen. Dem gutmütigen, redlichen Menschen also anvertraute die Zofe ihre schwarzgraue Katze, und er empfing sie gern und mit freundlichen Vorsätzen. Bei diesem Anlass sah Süß den Magister.

Der Jude ging jetzt, wenige Tage, bevor das Haus mit den Blumenterrassen verlassen wurde, um für immer in weiße Stille und Vergessenheit zu versinken, in großer Unrast und Getriebenheit herum. Stand zwischen den Tulpen, vor der Wand, in die der Himmlische Mensch, der Kabbalistische Baum gezeichnet war. Wie er den Magister sah, winkte er ihn herrisch her, tat ihm einige rauhe und hochmütige Fragen. Jaakob Polykarp Schober, der vor jeder Freundlichkeit schüchtern und sanft war, sah in dem heftigen und finstern Wesen des Juden eine Prüfung und Versuchung, vor der er seine angeborene Feigheit sogleich in die letzten Winkel zurückschickte. Der pausbäckige Mann richtete sich also herzklopfend, schnaufend und streitbar hoch und rüstete sich, die Katze im Arm, den Satanas Finanzdirektor mit der schaffen, guten Waffe seiner Gläubigkeit zu bestehen und ihn auf den rechten Weg zu zwingen. Süß, der durch Magdalen Sibylle von dem Magister wusste, auch über seine Zusammenkünfte mit Naemi unterrichtet war, hörte ihn eine Weile schweigend an, doch nicht ironisch wie sonst wohl, sondern eher nachdenklich, so daß jener schon zu hoffen begann und seinen Eifer verstärkte, wodurch ihm, infolge der heftigeren Armbewegungen, die Katze entlief. Während er, ohne seine eifernde Rede zu unterbrechen, des Tieres wieder habhaft zu werden suchte, schien der Finanzdirektor zu einem Entschluss gekommen, er winkte unversehens, doch milde, dem Magister ab, sprach von anderem. Ohne Mühe machte er den jungen Menschen zutraulich, lockerte ihn auf. So bekam er bald etliches von den privaten Umständen und Wünschen des Magisters zu hören, auch von der unbilligerweise verweigerten Bibliothekarstelle. Er zeigte sich zur Verwunderung Schobers durchaus nicht als der wütige Holofemes, als welcher er allenthalben verschrien war. Geduldig ließ er den weit Ausholenden zu Ende reden, bekundete Interesse für seine Verse, sicherte, nachdem Weißensee sich für die Poemata ausgesprochen habe, dem Beglückten die Drucklegung mit aller Bestimmtheit zu. Die Bibliothekarstelle, schloss er, sei zwar definitiv vergeben, aber vielleicht gebe es dafür Ausweg und Ersatz. Schon ander Tages ließ er Schober wiederkommen und schlug ihm vor, als Sekretär in seine Dienste zu treten; Not sei dabei Redlichkeit und Rhetorik, was beides ja der Magister in illustrem Grade besitze. Jaakob Polykarp Schober sah sich so auf eine herrliche, gottgefügte Art die Hauptstadt und den Dunstkreis der Schwester Magdalen Sibylle kommen, sah sich in der Stuttgarter Brudergemeinde, bei der

heiligen Beata Sturmin, dem guten, freundhaften Immanuel Rieger. Er sah die Möglichkeit, dringlich und fromm dem Juden, ja vielleicht dem verirrten Herzog zuzusprechen; er hörte alle Enge im Himmel singen und sagte strahlend ja. Suchte dann die Katze, die er gestern in seiner seligen Verblüffung vergessen hatte, und trug sorgsam das schwarzgraue unschöne Tier auf seinem Arm nach Hause.

In Stuttgart aber, in dem prunkenden Haus in der Seestraße, war nichts von der erhofften Seligkeit, sondem seine Tätigkeit bei Süß brachte ihm ungeahnte Qual und Wirrung. Denn Süß diktierte ihm Schriftstücke allergefährlichsten Inhalts, so beschaffene, daß sie auch dem Arglosesten die ganzen schwarzen Pläne zum Verderb evangelischer und parlamentarischer Freiheit nackt dartun mussten. Akten, von denen jede Zeil den Herzog und den Finanzdirektor schwer kompromittierten, Dokumente, die dem Magister die heimlichsten wichtigsten, schlüsselhaftesten Details des katholischer Projekts in die Hand gaben. Taumelig drehte und wirbelte es dem unseligen Jaakob Polykarp Schober das ganze Innere. Süß diktierte seine schwarzen, ruchlosen Heimlichkeiten mit glatter unbewegter Stirn und Stimme; er musste unbegrenztes Vertrauen in seinen Sekretär setzen. Schober war bei ihm in Amt und Pflicht. Sollte er nun hingehen, wortbrüchig sein, seine Wissenschaft verraten, das Vertrauen des Juden kalt beschwindeln? Es war freud nur ein Jud: aber hatte dann nicht jeder Lump und Hundsfott ein Recht, ihn, den Schober, einen Schurken und zweizüngigen Schuft zu nennen? Wenn er aber wiederum schweigend zusah, wie der Glaube und die Freiheit seines Landes arglistig und schmählich zu Tode gedrosselt und viele hunderttausend evangelische Seelen in den Pfuhl und letzten Höllenschlund gestürzt wurden, war er dann nicht noch mehr ein Schelm und Verdammter? Gezwickt und zerfetzt von allen Hunden des Zweifels war der Magister. Wie erwählt war er sich in Hirsau vorgekommen, als er die dünne Hoffnung hatte, von Gott an den Hebel großen Schicksals und Erlösung gestellt zu werden. Und nun ging sein vermessener, überheblicher Wunsch auf so grausame, zwielichtige Art in Erfüllung, daß er die Hunderttausende der schwäbischen evangelischen Brüder nur durch Preisgabe der eigenen Seele retten konnte. Qualvoll stand er und zitternd wie ein geschorener Hund. Er fiel vom Fett; jähe Hitzen überflogen ihn des Tags, wechselnd mit kaltem Schweiß, des Nachts trieb es ihn schlaflos hoch, daß er aufstand, über die alte, hässliche Katze stolpernd, stöhnend auf und ab lief.

36.

Kurz und seine Unzufriedenheit kaum verbergend, entließ Karl Alexander die Herren, denen er die Leitung des katholischen Projektes anvertraut hatte, aus der geheimen Sitzung. Den Juden hielt er mit ungeduldigem Wink zurück. „Er hat gar nichts gesagt, Jud!“ herrschte er den höflich Abwartenden an. „Es war nicht wert, daß man antwortete“, erwiderte Süß und wischte mit einer leichten Schulterbewegung glatt weg, was in der Sitzung geredet war. Karl Alexander schnaubte leise, hieb mit den Fingerknöcheln die Tischplatte. Gift und Opperment! Es war eine Schweinerei, daß der Jud recht hatte. Der nahm ihm, schon wieder, die Gedanken aus dem Hirn, formulierte sie. „Die Herren tifteln herum“, sagte er mit seiner geschmeidigen, höhnischen Stimme. „Messen das Detail, den Spinnwebfaden, haben keinen Blick fürs Ganze. Was wissen denn die!“ Und sein Ton verwies sie in die unterste Region der Dummheit und Unfähigkeit. „Als ob es darauf ankäme, mit fadenscheinigen Advokatenkniffen der Verfassung da ein Komma wegzupraktizieren und dort einen I-Punkt. Was für armselige, schäbige Krämermethoden! Ein Reskript, ein einziges, genügt: Wir, Karl Alexander, Herzog von Württemberg und Teck, nehmen die Rechte, die Uns Gott gegeben und die man Uns gaunerisch, tückisch, rebellantisch abgezwackt hat, wieder an Uns. Wir sind von heut an in Wahrheit der Herr des Landes. Wir sind Württemberg! Aber davor zucken die Herren feig und lahmarschig zurück. Das verstehen sie nicht, da schütteln sie die Köpfe und haben Bedenken und Zungenschnalz und Oh und Ach und Aber. Der Gedanke ist ihnen zu einfach, zu groß, zu fürstlich, zu königlich.“ Karl Alexander bei allem dumpfen Zorn, den er gegen den Juden nährte, spürte wieder, daß nur der ihn verstand, daß nur der wusste, worauf es ankam. Mit einer widerwilligen, ingrimmigen Bewunderung sagte er sich, daß er nur durch ihn, mit ihm das katholische Projekt wird zu Ende führen können. Was Süß in seine kräftigen, unheimlich gewandten Hände nahm, das knetete er wie durch Zauber rund und fügsam. Vor seinem

fanatisch schwelenden Feuer ward all die brave und gewissenhafte Mühe lächerlich, mit der die anderen zappelnd und qualvoll halbe Erfolge zettelten. Was überhaupt wussten denn die anderen? Für sie war das katholische Projekt ein Geschäft, eine Aufgabe, eine lebenswichtige Aufgabe vielleicht. Aber daß es doch in Wahrheit viel mehr war, daß dieser Staatsstreich sein, Karl Alexanders, Leben und Sinn selber war, das wussten doch, spürten doch nur er und der Jude. Denn so hatte sich ihm langsam das Projekt umgebildet, so hatte es unter dem knetenden, hetzenden Auftrieb des Süß sich ihm ins Blut gebrannt. Erst war es ihm Politik gewesen, Mittel zur Macht, Dekoration, nichts weiter; dann war es Mystik geworden, ersehnte Lösung aus einer Bindung, Religion. Jetzt hatte es sieh verwandelt in sein Leben und Blut selber. Er wird jetzt, das ist der Sinn und Krone des Planes, das Land selber werden. Nicht ein Diener oder Fürst des Landes, nicht ein Gesetzgeber oder Feldherr, dies alles ist armseliges Gestümper und Unsinn. Er wird das Land ganz in sich hineinschlingen, wird so in das Land hineinschlüpfen, daß er das Land selber ist. Das Land kann nur atmen, wenn er atmet, schreiten, wenn er schreitet, wenn er stillesteht, steht es still. Leibhaft geradezu, körperhaft ward ihm diese Vorstellung. Stuttgart ist sein Herz, der Neckar seine große Schlagader, das schwäbische Gebirg ist seine Brust, der schwäbische Wald sein Haar. Er ist Württemberg, leibhaft, Württemberg nichts als er. So Großes, süß und bluthaft schwellend Lebendiges konnte nicht mit kleinen, kniffligen Advokatenmitteln ertiftelt werden. Hatte er das gedacht? Hatte der Jude es gesprochen? Jedenfalls fuhr der jetzt fort: „Geniehaft und in Einem muss es gepackt sein. Auf solche Art muss es geschehen, daß das Land eines Morgens aufwacht und einfach in dem Herzog steckt, in seinem gottgewollten Fürsten, nichts ist als des Fürsten Haut und Fleisch und Blut. Nicht kleiner Kampf und Scharmützel und albernes, leidiges Hin und Her zuvor. Nein, selbstverständlich, naturhaft muss es geschehen, wie eine Knospe aufspringt, wenn sie soweit ist.“ Ja, ja, ja! Recht hat der Jud. Unmöglich ist es und unvorstellbar, daß man darum soll streiten und disputieren. Denn dann wäre er ein Hanswurst und alberner Fant und sein Leben Gestümper und ein ausgeblasenes Ei. Aber das begriffen sie nicht, die Remchingen und Fichtel und Pancorbo. Sie waren treue Diener, gute Offiziers und gewitzte Diplomaten: doch das Genie, das Lebendige, um so etwas Wundervolles in seiner ganzen heiligen Selbstverständlichkeit zu fassen, das hatten sie nicht. Das hatte – es

war verteufelt, es machte einem das Hirn sieden, aber es war nun einmal so – das hatte nur der Jude. Es wurde nichts Wort von alledem zwischen dem Herzog und Süß. Aber es wellte von einem zum andern, pulste ungesagt herüber, hinüber. So war es immer gewesen in diesen letzten Wochen. Es war Ein Leben in ihnen, der Jude antwortete wortlos durch die Tat auf wortloses Fragen, Heischen Karl Alexanders, es war, als atmete er die Luft aus, die jener einzog; sie waren Teile Eines Körpers, unlöslich verknüpft. Immer wilder hatte der Jude den Herzog hineingehetzt in seine Gottähnlichkeit, in seine cäsarisch hemmungslosen Träume, ihm sein ganzes schwelendes, fanatisches Feuer ins Blut gebrannt. Der vergiftete Fürst suchte gierig Bestätigung, neuen, wilderen Antrieb in dem heimlich einverständnisvollen Blick des Juden. Manchmal freilich, auf Augenblicke, tauchte er auf aus seinem Fieber, überlegte dann, wohinaus diese seltsame, hexerische Kumpanei führen solle. Es war unausdenkbar grauenhaft, auf Lebenszeit solchen unheimlichen Mitwisser seines Blutes und seiner vergrabensten Heimlichkeit zu haben. Man wusste selber kaum, was alles Trübes, Giftiges man zuunterst im Herzen trug, man stieß es hinunter, wenn es zutage drängte, gestand es sich selber nicht ein. Ein anderer gar, in den soviel von dem eigenen Dunkeln hinübergewachsen ist, es war nicht zu denken, daß so jemand am Tag ist, am Licht ist, lebt. Jetzt braucht er ihn, das Projekt kann nicht gewirkt werden ohne ihn; nur die heutige Sitzung wieder hat es erwiesen. Aber ist es erst gewirkt, dann wird er ihn stumm machen, vergraben wird er ihn in den tiefsten Kasematten irgendeiner Festung, wie man das Wilde, Verderbliche, Urböse des eigenen Herzens nicht ans Licht lässt. Er sah hinüber zu dem Juden, misstrauisch, hasserfüllt. Wusste der nicht schon wieder um diese seine Gedanken? „Setz Er also das Reskript auf, wie Er es für gut hält!“ herrschte er ihn an. Süß neigte sich höflich, beflissen vor dem Atmenden, Erhitzten. Aber in seinen Augen wölkte dunkle, höhnische, wölfische, triumphsichere Erwartung.

Das Land wälzte sich stöhnend, in kaum mehr erträglicher Spannung und Beklommenheit. Es war klar, daß die Katholischen mit ihren Vorbereitungen fast am Ende waren und in allernächster Zeit schon losschlagen würden. Überall häufte sich Bedrohliches, das keine bloßen Vermutungen mehr erlaubte, sondern auch dem Sorglosen Gewissheit aufzwang. In der Nähe der Grenzen wurde allerorts fremdes Militär zusammengezogen, bayrisches,

würzburgisches. Der Elferausschuss hatte sichere Nachricht, daß dem Herzog neunzehntausend Mann Hilfsvölker allein von Würzburg zugesagt waren; ihre Vorhut stand bereits in Mergentheim, dem Sitz des Deutschmeisterordens, wartete dort auf Befehl zum Vormarsch. Auch im Land selbst mehrten sich Soldaten, die fremde Dialekte sprachen, bayrische, fränkische. Sie marschierten des Nachts in kleinen Trupps. Die herzoglichen Schlösser und Forts barsten von Truppen. Alle Festungen, Asperg, Neuffen, Urach, Hohentwiel, das starke Schloss Tübingen waren mit den Künsten modernster Strategie instand gesetzt worden; der schlechte Weg auf den Asperg musste in Tag- und Nachtschichten in der Fron ausgebessert werden. Ein glänzend organisierter Nachrichtendienst durch besondere Kuriere, die Vogtläufer, besorgte die Verbindung zwischen den einzelnen Festungen. Die Pulvermühlen des Landes, vor allem die ausgedehnte Fabrik des Hans Semminger, arbeiteten Tag und Nacht, Schieß- und Zündkraut herzustellen. In endlosen Transporten wurden Kanonen und Munition herbeigeschafft; das Volk, wenn es die geheimnisvollen Wagen sah, behauptete, sie enthielten lauter Rosenkränze für die vorhabende Bekehrung; aber sie bargen andere Kugeln. Die augenscheinliche Bedrohung des Glaubens stieß auch die Ruhigsten aus ihrem Frieden. Überall bildeten sich Konventikel und Geheimbünde zur Erhaltung der Religion, Bürger und Bauer versahen sich insgeheim mit Waffen, die beherzte Zunft der Schuhmacher und Küfer in der Hauptstadt entlehnten sich von den Zunftgenossen der Freistadt Eßlingen Schrot- und Standbüchsen; aus dem Stuttgarter Zeughaus sogar verschwanden mehrmals Waffen in größeren Stapeln auf rätselhafte Art, die friedfertigsten Kleinbürger aber wiesen plötzlich schmunzelnd und mit ängstlichem Stolz ihren Freunden versteckte Gewehre. Der Herzog seinerseits erzwang bei der berittenen Stuttgarter Bürgergarde die Einstellung der Waffenübungen. Kommandant dieser stärksten Milizgruppe des Herzogtums war der Major von Röder, jener Offizier aus dem intimsten Freundeskreis Karl Alexanders. Er war guter Protestant und gleichzeitig Remchingens bester Adjutant bei der militärischen Organisation des katholischen Projekts. Der dumpfe, enge Mann fand den geplanten Staatsstreich durchaus in der Ordnung, verstand nicht die Aufregung ringsum, sah überall nur Verhetzung und bösen Willen. Wenn der Herzog mehr Raum für die Katholiken haben wollte, warum denn nicht? Das Land war groß, Platz für Kirchen war

da. Verfassung? Parlament? Freiheit? Unsinn. Wichtigmacherei, aufmuckende Pöbelfaulheit, die mehr fressen und weniger arbeiten wollte. Was schrien denn die Burschen? Er war doch, Kreuztürken! ein guter Protestant, und hatte ihn doch noch nie jemand im geringsten gehindert. Konnte jedermann in die Kirche gehen, wann und wie es ihm beliebte, und die Herren Überschläge – so nannte er die Prälaten und Prediger – nahmen, weiß Gott, das Maul voll genug, ohne daß sie der Herzog und sein Kabinett genierten und schikanierten. Die Welt war so einfach. Man musste nur ein bisschen guten Willen haben, treu sein, brav sein und vor allem seinem gottgewollten Fürsten gehorsamen. Merkwürdig war, daß Herr von Röder trotz solcher Anschauungen, seiner intimen Freundschaft mit dem Herzog, der führenden Stellung im katholischen Projekt beim Volk zunehmend beliebt war. Seine plumpen, banalen Scherze wurden weitererzählt, Anekdoten herumgetragen und beifällig belacht, die von einer gewissen grobianischen Leutseligkeit zeugten. Jedenfalls hatte, wie es zuweilen kommt, das Volk ohne ersichtlichen Grund auf den massigen Mann mit der niederen Stirn, dem harten Mund, den unförmigen, immer behandschuhten Händen, der brutal rissigen Stimme seine ganzen Sympathien geworfen; er war fraglos der populärste Militär in Stuttgart. Seiner Beliebtheit war es zu danken, daß die Einstellung der Waffenübungen des Stadtreiterkorps nicht zu Tumulten führte. Unterdes lag jeder Winkel der Stadt in dumpfer Spannung. Die oberste Kirchenbehörde ordnete eine allgemeine Buß- und Betwoche an. Viele machten ihr Testament. Am Sonntag Judica drängten sich solche Massen zum Genuss des Abendmahls, daß die Kirchen lang in die Nacht hinein erleuchtet bleiben mussten. In ihrer Not und Bedrängnis beschloss die Bürgerschaft, nochmals eine Deputation zum Herzog zu schicken, ernst, doch mit Untertanendemut, ihm Vorstellungen zu machen. Um Karl Alexander nicht zu reizen, sandte man keine Mitglieder des Elfer–Ausschusses, deren bloßer Anblick schon ihn rasen machte, sondern drei stille, würdige Bürger, gesetzt von Ansehen und Gemüt. Sie fuhren nach Ludwigsburg, wo der Herzog seine Rüstungen betrieb. Bevor sie ins Schloss aufbrachen, nahmen sie Imbiss und ein Glas Wein im Gasthof. Der eine sagte: „Das ist eine kleine Stärkung vor einem so schweren Gang.“ „Wenn des Herzogs Gemüt so trüb ist wie heute der Tag“, sagte der zweite, „dann scheint uns keine Sonne.“ „Sei alles Gott befohlen!“ sagte der dritte.

Vor der Türe des Saals, in dem Karl Alexander sie empfing, hockte Otman, der Schwarzbraune. Er hörte dumpf die wutschnaubende, heisere Stimme des Fürsten: „Ketzer, Mörder, Hochverräter!“ Fussgestampf dann, nach und nach endigend. Nach wenigen Minuten schon sah er die Männer zurückkehren, zweie erst, sehr bald auch den dritten. Er sah sehr wohl, wie verschreckt und verstört sie waren, er sah ihnen nach mit seinen großen, bräunlichen Tieraugen, und er lächelte tief und leise. Hastig stiegen die Männer die Treppe hinab, sprangen in die wartende Kutsche, nahmen sich nicht die Zeit, ein herausgefallenes Barett aufzuheben. Sie saßen schweigsam während der Fahrt, nur der älteste, einmal, betete laut und aus großer Bedrängnis: „Herr Zebaoth, aus der Tiefe schreien wir zu dir, lass uns Hilfe kommen aus deinen Bergen.“ In Stuttgart warteten viele auf die Rückkehr der Deputierten. Als sie die Gesichter sahen, zerstreuten sie sich kopfhängend und mit gepresster Brust.

Sehr anders als das herzogliche Gebiet protestierten die freien Städte gegen die Umtriebe der Katholischen. Besonders in Eßlingen wurde Karl Alexander jetzt Tag für Tag öffentlich beschimpft und verhöhnt. Hier war eine größere Kolonie von Emigranten aus dem Herzoglichen, von Unterdrückten, widerrechtlich Beraubten, Vertriebenen. Johannes Kraus hatte sich hergefluchtet, der junge Michael Koppenhöfer saß hier, der uralte Christoph Adam Schertlin, den nur mehr der Hass aufrecht hielt. Der fressende, Eingeweide aufwühlende Hohn dieser aller, ihre giftigen, glühenden, schwelenden Reden. Ängstlich in ihre Häuser verschlossen sich die paar Anhänger des Herzogs; etwelche Katholiken auf der Durchreise wurden verprügelt. Den Expeditionsrat Fischer, früher Kammerfiskal, Vater der Sophie Fischerin, der abgedankten Mätresse des Süß, der in Geschäften in der Stadt war, wollten Eßlinger Bürgersöhne, nachdem sie ihm in seinem Gasthof eine Katzenmusik gebracht hatten, lynchen; nur mit Mühe konnte die Stadtwache den aus dem Bett Geschreckten, notdürftig Bekleideten schützen, in aller Hast brachte sie den fetten, schlotternden Mann aus dem Bannkreis der Stadt. Zum Skandal und offenen Konflikt mit dem Herzog kam es am Sonntag der Buß- und Betwoche. In der Nacht vorher hatten, von der sich blind stellenden Stadtpolizei unbehelligt, junge Burschen zwei Strohpuppen, als der Herzog und sein Jud gekennzeichnet, an den Schandpfahl gebunden, diffamierende, unflätige Inschriften dazugeschrieben. Den ganzen Sonntag

beschaute sich lachend, grölend, hänselnd, schreiend, pfeifend, mit schenkelschlagendem Behagen vom Greis bis zum Hosenmatz die ganze Stadt das Schandwerk. Gegen Abend dann wurde ein Scheiterhaufen errichtet, die Puppen feierlich darauf gefesselt, ein paar jener Bilder, auf denen der Herzog mit seinen siebenhundert Axtmännern Belgrad stürmt, mit Kot beschmiert, um die Puppen gereiht, das Ganze schließlich mit parodistischem Zeremoniell angezündet. Loh brannten die Puppen, gellend kreischte das entzückte Volk, drehte sich, puffte sich, krümmte sich in jaulendem, japsendem Vergnügen. In der Menge stand der junge Michael Koppenhöfer, die starkblauen Augen in dem bräunlichen Gesicht brannten Begeisterung, tief atmete er: Oh, daß alle Tyrannen so endeten! In der Menge stand der alte Christoph Adam Schertlin, dunkel rasselte es aus seinem dürren Hals, sein Rohrstock stieß gegen den Boden, rhythmisch wie im Tanz, sein mumienbraunes, zerbröckelndes Gesicht war wild übersonnt vom Hass. In der Menge stand, schön und fremd, die Frau des Johann Ulrich Schertlin, die Französin, die Waldenserin. Sie war ärmlich gekleidet, ihr Mann war nun ganz verkommen, versoffen und ausgehaust, aber sie trug den Kopf mit dem kurzen, roten Mund so hoch wie immer. Aus den länglichen Augen warf sie hochmütige Blicke auf das geile, kreischende Volk, das die Puppen verbrannte und den Rücken krumm machte vor dem Urbild; ihre Nachbarin richtete das Wort an sie; sie schaute fremd, verächtlich an ihr hinunter, sagte nichts, verließ langsam den Platz, mit gefeilten, kostbaren, hoffärtigen Schritten.

In der großen, nüchternen, kahlen Stube der Beate Stunnin saßen um die blinde Heilige Magdalen Sibylle, Johann Konrad Rieger, der Prediger, sein Bruder Immanuel, der Expeditionsrat, der Magister Schober. Magdalen Sibylle trug ein hechtgraues Kleid, sehr kostbar von Stoff und sehr schlicht von Ausführung und Schnitt. Sie war behäbiger geworden, die starkblauen Augen stumpfer, die bräunlichen Wangen schlaffer, alle Glieder träger. Leicht fett und zufrieden fast saß sie, eine Bürgersfrau, und hörte aufmerksam dem Stiftsdekan zu, der von seiner gestrigen Predigt erzählte, von ihrer starken, gottgefälligen Wirkung, und Partien daraus wiederholte, hallend und geübt. Bescheiden in seiner Ecke saß Jaakob Polykarp Schober. Der arme, gehetzte Mensch, leidend an seiner zwielichtigen Stellung bei Süß, wollte hier ein wenig Ruhe finden vor der Unrast der eigenen Brust. Er schaute aus seiner Ecke auf den Prediger, der

auf und ab schritt, deklamierend, ausgefüllt, er schaute von ihm auf die blinde Heilige, die sanft, grau, farblos hockte und hörte, er schaute von ihr auf den Expeditionsrat Immanuel, der ehrfurchtsvoll an den Lippen seines großen und bedeutenden Bruders hing. Er sah aber auch aus seiner Ecke, wie bei aller Verehrung das Aug des hageren, bescheidenen, trotz des auffallenden Schnurrbarts unscheinbaren Mannes langsam von dem Bruder abließ, hinüber zu Magdalen Sibylle glitt, tierhaft ergeben auf ihr verweilte, die behäbig, fast matronenhaft dasaß, die großen, etwas fetten und doch kindlichen Hände lässig in dem mächtigen Schoß des weiten, hechtsilbernen Kleides. Er sah diesen demütig begehrenden Blick, er deutete diesen Blick, und langsam sah er einen Weg, seine Gewissensqual durch eine schwere, gottgefällige Tat ein weniges sanfter zu machen. Hatte er nicht durch seine ehrbare und submisse Verehrung der Demoiselle während der langen Hirsauer Jahre ein sicheres Anrecht auf sie? Aber er wird sich bescheiden, er wird, so schwer ihm das fällt, seinen Wünschen keine Statt mehr geben, er wird resignieren und dem Herrn und Bruder Immanuel Rieger den Weg ganz und gar frei lassen. Unterdes hatte der Stiftsdekan seine Predigt und Erzählung geendet, und nun ereignete sich etwas Seltsames. Magdalen Sibylle sagte nämlich, und dies mit großer Selbstverständlichkeit, ohne Hemmung und Ziererei, sie habe, angeregt durch das Exempel des lieben Bruders Jaakob Polykarp Schober, auch ihrerseits Verse gemacht. Und jetzt werde sie den Brüdern und der frommen Schwester ihre Carmina vorlesen. Was sie dann las, waren unbeschwingte, triste, banale, kahl und schal moralisierende Reimereien. Die Hörer aber merkten nichts von der Öde dieser Poemata, sie ließen sich schlicht und ehrlich packen, und dem Expeditionsrat Immanuel Rieger liefen vor Weichmut und Verehrung die Tränen über den Schnurrbart. Als sie dann gingen, schloss sich der Magister dem Expeditionsrat an. Der schwärmte in seiner nüchternen, hilflosen Art von Magdalen Sibylle. Da raffte sich Schober zusammen, schluckte und teilte, sehr gerührt, dem andern Entschluss und Verzicht mit. Die blassen Augen des Expeditionsrats feuchteten sich, mit seiner dünnen, von Bewegtheit fast gelähmten Stimme fragte er den Freund, ob er denn glaube, daß da irgendeine Möglichkeit sei; wenn er die Augen zu ihr aufhebt, wird sich diese große, erhabene, illustre Frau nicht erstaunt und mit befremdeter Missbilligung von soviel Vermessenheit abwenden? Aber Schober glaubte ihn trösten zu dürfen, und er war beglückt. Magdalen Sibylle

hörte seinen gestotterten Antrag ernst, doch nicht misswollend an. Sie erbat sich Bedenkzeit, setzte sich dann hin, um in Versen zu antworten. So am Schreibtisch zu sitzen, wartend auf Reim und Rhythmus, das waren jetzt ihre besten Stunden. Das trug, das hob, das fügte sich. Irgendwo, verschwommen, dachte sie: Im Anfang war das Wort; das Wort ist Gott. Wie hold, sich vom fließenden Wort tragen zu lassen, auf Reim und Gleichmaß schwimmend in endloses Geträume, in Gott zu tauchen. Die Welt war ohne Ordnung, ohne Maß und Fug, war wild dummsinnlos, schmutzig. Hier war Sinn und Fug und Reinheit, hier glitt man sänftlich weg über alles Aufwühlende, über Schlamm und bedrohliche Tiefe, plätschernd, leicht träumend. Die Hitze, die einem früher das Blut vergiftete, verdampfte, harmlos-lau und behaglich in dem glatten, schaukelnden Auf und Nieder. Die Gipfel und die Schlünde der Welt ebneten sich, verebbten in platten, sehr korrekten Alexandrinnen. So saß sie auch heute, dem Emanuel Riegeer antwortend. Ihre Gedanken und lässigen Triebe glitten sanft hoch und nieder, rundeten sich schließlich in in einen vielwortigen umständlichen, schlechten, ernsthaften Poem zu einem erst zögernden, dann immer festeren ja. Die Reime häuften lang und ausführlich alle Argumente für und wieder, erging sich über Freiheit und Verantwortung, priesen Gesetz, Ordnung, Stille, gefestigte Begrenzung. Es kam freilich, während sie diese klugen, gelassen biederen Betrachtungen niederschrieb, ein Augenblick, in dem ihr plötzlich Reim und Rhythmus aussetzten. In einer unendlichen, tristen Müdigkeit lösten sich ihr die Glieder, sie sah gewölbte, fliegende Augen heiß auf sich, spürte sich von einer dringlichen, eingängigen Stimme schmeichlerisch überrieselt wie von wohlig lauem Wasser, und auf Sekunden erkannte sie, was für ärmlich kahler Ersatz ihre alberne Poetenspielerei war. Aber rasch schob sie als üble Anfechtung solche Erkenntnis beiseit, und mit sich finsternder Entschlossenheit, mit fast fanatischer Andacht zur Nüchternheit schrieb sie die Verse zu Ende. Solche Mariage der Demoiselle Weißenseein, trotzdem natürlich ihre Verbürgerlichung aufgefallen war, überraschte immerhin. Der Herzog ärgerte sich, daß nun ein so alberner kleiner Pedant und Subalterner für alle Zeit offiziell an seinem Nachtisch sitzen sollte. Filzig indes war er nie gewesen, und er schenkte ihr zum Verlöbnis die Herrschaft Würtingheim, berühmt wegen ihrer herrlichen Obstkulturen. Sogar Süß schrak auf aus seinem immer ums gleiche schwelenden Gebrodel. So war die Welt; albern, klein, kahl, säuerlich, erbärmlich

erwies sich im Kern alles, was zuerst und von außen so kraftvoll und süß geschimmert hatte. War übrigens nicht auch diese von Karl Alexander in Schlamm und Alltagsniedrigkeit getreten worden? Sieh da! das war zwar nicht die Absicht, aber er wird am Ende wirklich noch die Erde von einem üblen und gefährlichen Tier befreien, wenn er nur seinem privaten Trieb und Gesetz folgt. Mit keinem leisesten Gedanken kam ihn an, daß ihn an Magdalen Sibyllens Versinken Schuld treffen könnte. Die Stute Assjadah satteln ließ er, herrlich und in großem Glanz ritt er nach dem Schlösschen Magdalen Sibyllens, eine dunkle, wilde Großheit ging aus von dem Mann, der bitter und zerklüftet noch ein letztes Mal alle seine Galanterie vor der Frau spielen ließ. Magdalen Sibylle tauchte langsam nur und erst nach Tagen aus der tiefen Verwirrung dieses Gratulationsbesuchs. Zu Weißensee sagte die Herzogin, hurtig und leicht kitschig kamen die Worte aus dem kleinen, roten, guten Mund: „Sie scheinen nicht zufrieden, liebe Exzellenz, mit der Wahl Magdalen Sibyllens?“ Und ihm plötzlich das ziervolle, eidechsenhafte Gesicht zuwendend, das unter dem strahlend schwarzen Haar alten, edlen Marmors matt leuchtete, lächelte sie spitzbübisch: „Hätte sie etwa gar sollen unsern Hofjuden heiraten?“ „Ja Durchlaucht“, sagte Weißensee. Und es klang aus dem Mund des feinen, liebenswürdigen Herrn so bitter und grimmig und wie ein Aufschrei, daß die Herzogin neugierig und ein wenig betreten aufsah und nach einem kleinen Schweigen von anderem sprach. In der Antichambre schloss der Kammerdiener Neuffer die Tür hinter dem ins Kabinett des Herzogs tretenden Süß. Sogleich dann im Rücken des Finanzdirektors, erschreckend und ihn fast unkenntlich machend verwandele sich die Steifheit und Gravität seines Lakaiengesichts in brutale, klobige, ohnmächtige Wut. Immer der Jud! Wohl hatte der Herzog einmal, als der Neuffer ihn auskleidete, in einem Anfall sinnlosen Zornes geschäumt, auf die Festung setzen werde er den Juden, drei Jahre ihn Kugeln schleifen und dann ihn hängen lassen. Was aber nützte das, Regent des Landes war und blieb doch der Jud! Der Herzog schimpfte auf seine Ratschläge, lobte die andren: aber kam es zum Schlag, tat er doch nur, was der Jud ihm einblies.

In der anderen Ecke der Antichambre hockte einem Teppich der Schwarzbraune. Er hatte wohl sehen, wie das Gesicht des Kammerdieners auf einen Augenblick die Livree abwarf, und ganz im Innern amüsierte er sich über die plumpe Nacktheit des christlichen Kollegen. Aber er verharrte lautlos, tierhaft träge

hockend, verschlossenen Gesichts. Währenddes hielt Süß dem Herzog Vortrag. Heute in zwei Tagen wollten die Verschworenen losschlagen; alle Vorbereitungen waren beendet. Offiziell sollte der Herzog verreisen, um in seiner Eigenschaft als Feldmarschall des Reichs zunächst die Festungen Kehl und Philippsburg zu inspizieren, dann wegen seines Fußleidens den Danziger Medicus Hulderop, den größten Orthopäden der Zeit, zu konsultieren. Für die Zeit seiner Abwesenheit setzte Karl Alexander eine stellvertretende Regierung ein: unter dem Vorsitz der Herzogin – die sich in dieser Rolle sehr gravitätisch vorkam–, die Minister Scheffer, Pfau, den Staatsrat Lauz, die Generäle Remchingen und Röder. Diese Regierung sollte in Abwesenheit Karl Alexanders den Staatsstreich durchführen: nach Besetzung aller strategischen Punkte des Landes die Gleichstellung der katholischen Religion, Entwaffnung der Bürger, Annullierung vieler Verfassungsparagraphen, Eintreibung des Beichtpfennigs, zwangsmäßige Ablieferung allen Silbers in die herzogliche Münze und mehr derart durch Gesetz verkünden. Süß legte noch einmal zusammenfassend dar, worauf es ankam: auf die reibungslose, kampflose Durchführung des Projekts in einer einzigen Nacht. Als konstitutioneller Herzog verließ Karl Alexander sein Land, als absoluter Souverän wird er in wenigen Stunden zurückgerufen. Zog sich die Durchführung in die Länge, kamen Reibungen dazwischen, Kampf, Blutvergießen, dann war alles verloren, dann hatten die Zauderer und Zager recht gehabt. Denn weiter als man die Verfassung verbogen hatte, ließ sie sich eben nicht mehr biegen; es ließ sich mit aller jesuitischen Kunst nichts weiter aus ihr heraustifteln. Blieb als einziges übrig, sie zu brechen, und das konnte man nicht allmählich, das konnte man nur in Einer Anspannung erreichen. Misslang die im kleinsten, dann hatte die bloße Tatsache der Gewaltanwendung erwiesen, wie sehr man sich im Unrecht fühlte; das Corpus evangelicorum wird über einen herfallen, die Schranken der Verfassung werden dann noch viel fester und enger gestellt werden. Setzte erst Kampf ein, dann hatte die Verfassungspartei zu viele und zu mächtige Anhänger im Reich. Die geglückte Überrumpelung nur wird man, schmunzelnd die einen, die anderen knirschend, anerkennen. Er war bisher, wenn die anderen brutal zufahren wollten, immer für das Leise, Langsame gewesen; in diesem Fall gab es nur Eines, das Laute, Zupackende, Entscheidende, das in Einem Schoße Flor oder Verderb trug. Mit zwingender Logik, Sachlichkeit, Wissenschaftlichkeit setzte Süß

dem Herzog dies noch einmal auseinander. Glühender dann und beredter führte er aus, wie jenseits aller praktischen Erwägungen die Idee verhunzt wäre, die herrliche Idee von der Göttlichkeit fürstlicher Macht, wenn sie erst zerzettelt und zerknabbert würde durch Streitereien und Prozesskniffe und kleine Scharmützel mit Bürgergarden und ridikülem, miserablem Kleinkampf. Hier ging es in Wahrheit um alles oder nichts. Entweder kehrte das Herzogtum naturhaft in seinen Fürsten zurück, oder dieser Stoff war zu schlecht, als daß die große Idee sich in ihm auswirken könnte. In drängendem, schwülem Zorn stand Karl Alexander. Der Jud hatte recht, wie immer, und gut hatte er das gesagt. Aber wie abgründig er in einen hineinschaute! Fort, fort musste er, auf ewig ins Dunkel musste er! Und was hatte er da gesagt: dieser Stoff war zu schlecht für die große Idee? Welcher Stoff? Es war ja selbstverständlich unmöglich, daß das Projekt misslang; aber trotzdem: welcher Stoff war zu schlecht? Das Land? Oder – wagte er es, wagte er es wirklich, der Jud? – oder er, der Fürst? Natürlich wagte er es! Hinter seiner höflichen, servilen Fratze stak höhnisch, hänselnd der freche, achselzuckende, aufreizende Zweifel. Über den schamlos dreisten Rebellanten! Der war hundertmal schlimmer als die stiernackig blöden Meuterer vom Parlament! Das waren verbohrte Esel! Aber dieser Lächelnde, Höfliche war wissend, und seine feixenden, unverschämten Zweifel gingen vergiftend ins Innerste. Weg musste er! Ins Nichts musste er! Für ewig ins Dunkel musste er! „Haben Euer Durchlaucht jetzt das Losungswort bestimmt?“ fragte die unbewegte, sachliche Stimme des Juden. „Ja“, sagte Karl Alexander kurz, barsch, militärisch. „Es heißt: Attempto!“ Überrascht sah, mit einem kleinen, anerkennenden Lächeln Süß auf. „Attempto! Ich wag’s!“ Das war ein frecher, ein kühner, ein fast genialer Witz. „Attempto! Ich wag’s!“ hatte Eberhard im Barte gesagt und als erster deutscher Fürst seinem Land eine Verfassung gegeben. „Attempto! Ich wag’s!“ war die große Inschrift auf dem Attribut dieses Fürsten, dem Zedernstamm, den er vom Kreuzzug mitgebracht. So hing sein Bild überall im Herzogtum. Mit diesem tapfern Wahlspruch hatte er den Großteil seiner Macht von sich abgetan und dem Volke zurückgegeben. Wenn einer im Land kein Wort Latein sprach, dieses „Attempto!“ verstand er; denn es war die Grundlage der Verfassung und aller bürgerlichen Freiheit. Und dieses gleiche „Attempto! Ich wag’s!“ wählte jetzt Karl Alexander als Losungswort, eben diese von seinem Ahn begründete Verfassung zu zerschlagen, die Macht

wieder an sich zu reißen, an Stelle der ausgebildetsten Demokratie den nackten Absolutismus zu setzen. Donnerwetter! Dazu gehörte soviel Mut wie Geist. Dieser Karl Alexander war doch ein Kerl! Gehoben, in drängendem, brustweitendem Lustgefühl ging Süß nach Hause. Er hatte diesen Mann dazu gemacht, hatte das Licht in ihm angezündet, hatte aus einem hitzigen, brünstigen, brutalen Stück Fleisch einen Fürsten geknetet. Oh, sein Weg war schon der rechte. Wie plump wäre es und simpel gewesen ihm dazumal an die Gurgel zu springen. Jetzt hatte er sein Opfer herangemästet, hatte es erhöht, es ansehnlich und wert gemacht. Ein verhungertes Tier anzunehmen, weigerte sich der Priester wie der Gott. Das Opfer, dessen Blut er jetzt darbot, konnte bestehen. Er ging in seinem Arbeitskabinett auf und nieder, angeregt, geschwellt, alle Kerzen brannten, auch in den anstoßenden Zimmern. Was hatte Rabbi Gabriel gesagt? An jedem Fest, das ihr dem Toten gebt, steigt er herauf, um jedes Bild, das ihr ihm weiht, schwebt er, hört jedem Worte zu, das von ihm klingt. Mit allen Gedanken hatte er und Blut und Nerven die Tote gerufen; aber sie war nicht gekommen nur in Dämmer und Nebel hat er sie ahnen dürfen. Jetzt wird er ihr ein Opferfest bereiten, zu dem sie heraufsteigen muss. Nicht nur leibhaft wird er ihr diesen Herzog opfern, auch seine Seele hat er so präpariert, daß sie just in dem Moment aus dem Körper sich lösen soll, wenn sie in ihrer Hoffart Blüte strotzt. Und die Seele des Hoffärtigen wird eingekörpert in Feuer; in Feuer zerzuckt sie, tausendfach zerrissen in jeder Sekunde, durch eine neue Ewigkeit. Steig auf, Naemi! Steig auf, Kind, mein bestes, mein reinstes, Lilie im Tal, steig herauf! Ein Scherbenhauf eines zerschmissenen Königtums richte ich dir auf, einen Fürsten opfere ich dir, eine Seele einkörpere ich in ewig zerzuckendes Feuer! So ruf ich dich, Naemi, mein Kind! Steig herauf! Taube im Felsenriss, auf heimlichen Hang! Lass mich schauen deine Gestalt, lass mich deine Stimme hören! Denn deine Stimme ist süß und lieblich deine Gestalt. Er hielt ein, rief sich zurück. Ei ja, dies musste ja noch geschehen. Er wollte nicht, unter keinen Umständen wollte er, daß es scheinen könnte, er verquicke seine Sache gegen Karl Alexander mit irgendwelcher persönlichen Sicherung oder gar mit Vorteilen für sich. Vor anderen nicht und vor sich selber nicht durfte er leisesten solchen Verdacht aufkommen lassen. Sprang für das Land Profit dabei heraus, so war das nebensächlich, nicht zu erstreben, nicht zu vermeiden; für sich selber jedenfalls wollte er jeden Gewinn daraus im vorhinein zerstören. Er war jetzt da, um das

Herz dieses Fürsten Karl Alexander von Württemberg fett und hoch zu züchten, und wenn es am fettesten strotzte und schwoll, zu zerdrücken. Für solche Opferung und Sühne war er da. Was dann kam, ach, wie fern das war und wie nichts!

Er befahl den Magister Schober zu sich. Der erschien, verschreckt, aus dem Schlaf gestört, in Angst, der Finanzdirektor möchte ihn in neue Nöte des Gewissens treiben. Unglücklich, in einem nachschleifenden Schlafrock, denn der Befehl des Süß hatte ihm keine Zeit gelassen, mit runden, furchtsamen Kinderaugen, stand er vor seinem Herrn. Süß war munter, vergnügt, gütig wie lange nicht. Er fragte nach den Gedichten des Magisters, wieso die Edition sich so lange verzögere, das Geld sei der Druckerei doch schon seit Wochen angewiesen. „Wie geruhen Euer Durchlaucht geschlafen zu haben?“ fragte der Papagei Akiba. Der Magister stotterte etwas, er sitze schon über den Korrekturen, und in zwei, drei Wochen würden die Carmina säuberlich gedruckt sein. Süß, plötzlich abbiegend, legte ihm die Hand auf die Schulter, verzog pfiffig, schmunzelnd die Lippen, sagte vertraulich, jovial: „Er ist, Teufel noch eins! ein schlechter Protestant, Magister“ und da der Zitternde nur Unverständliches stammelte, fuhr er fort: „Ich mit meiner jüdischen, rechnerischen Moral hätte mir an Seiner Statt gesagt: „Wenn ich den Juden Verrat, dann Verrat ich einen einzigen und dazu bloß einen Juden; aber wenn ich den Juden nicht Verrat, dann Verrat ich eine Million evangelischer Christen.“ Und dann wär ich hingegangen und hätte dem Sturm und dem Jäger oder sonst einem vom Elfer-Ausschuss die Geschichte haarklein erzählt. Ich muss sagen, Magister, Er ist von einer Treue und die schon zum Himmel stinkt.“ Jaakob Polykarp Schober stand schlottericht unter den Kerzen, wagte nicht, den grausamen Schweiß wegzuwischen, der ihm über das fahle, dicke Kindergesicht troff, starrte aus runden, entgeisterten Augen den Juden an. „Jetzt hält Er mich wohl für verrückt?“ fragte der nach einer Weile, gutmütig. „Nein, Magister, ich bin durchaus nicht verrückt“, sagte er, wieder nach einem Schweigen, trocken. „Oder zumindest nicht mehr als jeder andere.“ Es war totenstill in dem hellen Raum. Draußen tappte der Schritt der Nachtwache. Süß hatte sich gesetzt, krümmte sich, trotzdem die Zimmer überheizt waren, wie leicht frierend, schien den reglosen, in einer seltsam verknüllten, unbequemen Haltung stehenden Schober vergessen zu haben. Unversehens wieder begann er: „Ich will Ihm aus Seinem Dilemma heraushelfen. Geh Er hin zu den Herren vom

Parlament, sag Er ihnen: „die Zeit ist die Nacht zum Dienstag, die Losung: Attempto“, und wenn die Herren Blutvergießen vermeiden wollen, dergestalt daß das ganze Projekt zusammenklappt wie eine Marionette nach zerschnittenem Draht, dann sollen sie den Montag Abend eine Deputation nach Ludwigsburg schicken. Der Mameluck erwartet sie am Seiteneingang des linken Flügels und bringt sie zum Herzog.“ Dem Schober quollen, wie Süß das sachlich und geschäftsmäßig an ihn hinsagte, die Augen aus dem Kopf vor angestrengter Aufmerksamkeit, Unverstand und Erregung.

„Bedingung ist“, fuhr Süß mit der gleichen geschäftsmäßigen Kühle fort, „und diese Bedingung muss Er mir in die Hand schwören, daß niemals eine Menschenseele erfährt, daß ich Ihm das gesagt oder gar Ihn geschickt habe.“

„Exzellenz“, stammelte endlich Schober, „ich versteh das nicht, ich versteh das durchaus nicht. Ich bin ja so selig, daß der Herr Sie erweckt hat und daß Sie den evangelischen Glauben salvieren wollen. Aber wenn das ketzerische Projekt zuschanden wird und man weiß nicht, daß Sie es haben kaputt gemacht, dann wird doch, mit Euer Gnaden Verlaub, die Landschaft zuerst Ihnen den Kriminalprozess machen. Ich bin nicht stark in politicis, aber der Herzog wird Sie dann nicht können schützen.

„Nein, der Herzog wird mich nicht schützen“, sagte Süß trocken. „Lass Er’s gut sein, Magister“, fügte er sanft, mild, väterlich fast hinzu. „Die Affäre ist zu kurios. Ein katholischer Herzog will ein evangelisches Land katholisch machen und ein Jud geht lieber an den lichten Galgen, eh daß er’s zulässt. Daraus kann Er sich keinen Reim machen, und wenn Er noch so sehr ein Poet ist.“

Taumelig schlich, die Knie schwach und mit schleifendem Schlafrock, Jaakob Polykarp Schober nach dieser Unterredung über die dunklen Korridore des Hauses. Hin und her in seinem Zimmer trieb es ihn bis zum Morgen. Er sah nicht klar, es war alles voll Rauch und Nebel. Aber soviel war gewiss: Gott hatte ihn dennoch ersehen und auserlesen. Durch das Zimmer schleifte er, ruhelos, Saum und Quaste des Schlafrocks fegten den Boden. Die alte schwarzgraue Katze wachte auf, begleitete ihn. Sie war eine verwöhnte alte Katze und wollte, daß er sie in den Arm nehme oder ins Bett wie oft, und sie miaute. Aber er ging auf und ab und hörte sie nicht.

Der Jude, als der Magister ihn verlassen hatte, streckte sich, entblößte die starken Zähne. Vor dem Bild des Herzogs über seinem

Schreibtisch, Karl Alexander hatte eigenhändig, mit sehr huldvoller Widmung, seine gewalttätigen Schriftzüge darbuntergesetzt, verweilte er, sagte leise: „Adieu, Louis Quatorze! Fahr hin, deutscher Achill!“ Und noch einmal, wilder: „Fahr hin, deutscher Achill! Adieu, Louis Quatorze!“ Er dachte nicht mehr an das Kind. Es war ein Handel nur zwischen ihm und Karl Alexander, ohne das Kind. Er schwamm auf einem dunklen, violettroten Meer herz- und sinnausfüllenden Hasses. Wie es rauschte! Wie es in die Ohren ging und ins Innerste! Wie es wild und selig betäubend roch! Er hörte den Wutschrei des zu Tode getäuschten Fürsten, sah den blutigen Blick des Mannes, dem er das Erreichnis seines starken, ungestümen Lebens aus der Hand schlug, just wie er, eratmend, die Finger drum schließen wollte. Herrlich war es, das Knie auf die Brust des Feindes zu setzen, süß und herrlich war es, die Daumen auf die Gurgel des Feindes zu legen, wenn der Mund schnappte nach der lieben Gottesluft, zuzudrücken, fester, ganz langsam, das Auge höhnisch sieghaft in dem brechenden des andern. Das hieß leben! Das lohnte zu leben!

In sein wildes Geträume hinein glitt plötzlich leibhaft, lautlos und erschreckend ein Mensch. Otman, der Schwarzbraune. Er neigte sich, teilte mit, der Herzog habe dem General Remchingen die Ordre gegeben. – Welche Ordre? – Die Liste. – Ach so, die Liste der zu Verhaftenden, die Süß dem Herzog zusammengestellt hatte. Aber daß Karl Alexander ihm mitten in der Nacht so Belangloses melden ließ? Unwahrscheinlich. Sicher hatte der Schwarzbraune Wesentlicheres, Heimliches zu berichten. Aufmerksam sah Süß ihm in das verschlossene Gesicht. Da begann er auch schon Namen aufzuzählen. Johann Georg Andreä, Johann Friedrich Bellon. Ei ja, die Verhaftungsliste, fein säuberlich alphabetisch geordnet. Aber was sollte das? Das weiß er doch, er hat doch selber die Liste aufgesetzt. Der Schwarzbraune zählte weiter her: Friedrich Ludwig Stöfflen, Johann Heinrich Sturm, Josef Süß Oppenheimer. Süß machte keine Bewegung. Auch der Schwarzbraune, die Liste geschlossen, sprach kein Wort mehr, neigte sich, ging. Süß, allein, vergnügt fast, pfiff durch die Zähne, lächelte. Fein war das, diese Bestätigung noch zu haben. Er war im tiefsten amüsiert. Witzig, weiß Gott, war dieser Karl Alexander. Hätte er Remchingen wenigstens durch Spezialordre beauftragt, ihn zu verhaften. Aber so, ihn einfach generaliter einzufügen in die Liste, in die eigene Liste, die er selber aufgesetzt hat, das war – souverän, witzig war das. Er

sah die beiden, den Herzog und Remchingen, wie sie zusammensaßen, über die Liste sich beugten, wie der Herzog mit seiner klobigen, gewalttätigen Schrift hinschmierte: Josef Süß Oppenheimer, Finanzdirektor. Wie sie sich dann, der Fürst und sein General, in die Augen schauten, wortlos, arg schmunzelnd der Herzog, breit grinsend Remchingen. Guter Karl Alexander! Wohlaffektionierter, großherziger Fürst! Da sitzest du jetzt und amüsierst dich über deinen dummen Juden, der dir erst fein säuberlich die Krone aus dem Blauen herunterholt und den du hernach zum Lohn auf die Festung setzen wirst. Hoho! Zu spät aufgestanden, Durchlaucht! Dein Jud sitzt noch eine Spirale höher, hat dir schon die Schlinge um den Hals geworfen und amüsiert sich über dein ahnungsloses Amüsement. Du Fürst! Du großer Herr und Held! Du geiler, dummer Narr und Mädchenschänder und Metzger und Schuft!

Rastlos, in wellenden Gedanken, schritt er. Erinnerte sich, wie er einmal mit einem Hund gespielt, dem hungernden den Fraß immer wieder im letzten Augenblick weggerissen hatte, bis der Köter ihn scharf in die Hand biss. Er sah noch den heißen Hass, die rote, blutige Wut im Aug des gereizten und immer wieder betrogenen Tieres. Mit dir spiel ich ein wilderes Spiel, Karl Alexander. Dir reiß ich einen köstlicheren Happen weg. Streck dich in der Lust auf die Beute wie ein Tier zum Sprung! Schick aus deine Gieraugen! Schnapp, Fürst! Schnapp zu, mein Herr Herzog! Zwei Tage noch, nicht einmal zwei Tage; nur mehr fünfundvierzig Stunden. Er lächelte tiefer, schritt einsam durch die kerzenhelle Flucht seiner Säle. Starr und weiß standen die Büsten des Solon, Homer, Aristoteles, des Moses und Salomon, unter den kleinen Pagoden ergingen sich bezopfte Chinesen, vielfigurig auf der Decke raste der Triumph des Merkur, aus den Vitrinen der kostbare Schmuck strahlte, und in seinem vergoldeten Bauer der Papagei Akiba krächzte: „Bon jour, madame!“ und „Ma vie pour mon souverain!“ Doch der einsame, ruhelos durch seine hellen Säle wandelnde Mann hörte nichts, sah nichts, war bis zum Rand gefüllt von seinen Gedanken, Bildern, Gesichten.

Der Mameluck, wie er um die gleiche Stunde ins Schloss zurückkam und sich im Schlafgemach des Herzogs auf seine Matte im Winkel streckte, hörte, wie Karl Alexander in schweren Träumen stöhnte, um sich schlug, gurgelte.

37.

Es war schon spät am Abend, als Unser Lehrer Rabbi Gabriel Oppenheimer van Straaten in Hamburg im Hause seines Freundes, Unseres Lehrers Rabbi Jonathan Eybeschütz eintraf. Das Haus war voll von Besuchern, Verehrern, Ratheischenden, und trotzdem die Schüler sie immer wieder bedeuteten, der Rabbi sei über den Büchern, in Meditation, es sei keine Aussicht, daß er sie empfange, wollten sie nicht weichen, erhofften sie noch immer wenigstens seinen Anblick. Viele waren von weither gekommen, ihn zu sehen, aus den früheren Gemeinden des Rabbi, Krakau, Metz, Prag, aber auch noch viel weiter her, aus der Provence, ja vom Schwarzen Meer. Denn der Name des Rabbi Jonathan Eybeschütz, Rabbiners von Hamburg, war in Demut verehrt über weites Land. Aber auch verhasst und angefeindet mit schärfster Waffe über weites Land. Ei, wie hatte unser Lehrer Rabbi Jaakob Hirschel Emden, Rabbiner von Amsterdam, ihn verhöhnt, mit kältestem Spott zerfetzt, zerrupft, als Feind Israels, des Talmuds, der Rabbiner, des wahren Wortes ihn gebrandmarkt und verlacht. Rabbi Jonathan Eybeschütz: der Name riss die Juden auseinander; in allen Schulen und Bethäusern, auf allen Synoden war Kampf um diesen Namen, war Segen und Hymnus um ihn und Spott und Bannstrahl. Wer war dieser Mann? War er ein Talmudgelehrter, eifernd, zänkisch, keifend an den Riten klebend, giftig ums Jota feilschend, den hohen Zaun des Gesetzes mit ängstlich wildem Gebläff Zoll um Zoll verteidigend? Hatte seine philosophische, historische, mathematische, astronomische Wissenschaft ihm den rechten, wort- und werkheiligen Glauben zerknabbert, ihn zum Verächter und Spötter rabbinischer Praxis gemacht? Glaubt er wirklich die Lehre der Kabbala, übt sie, ist heimlicher Jünger und Nachfahr des Messias Sabbatai Zewi, segnend, fluchend, wunderwirkend im Namen dieses Erlösers? Warum dann aber flucht er öffentlich den Jüngern des Sabbatai und tut sie feierlich in Bann? Und warum wieder schickt er seine Söhne zu den Frankisten nach Polen, den fanatischen Jüngern jenes

zwielichtigen Messias? Schreibt wirklich dieser eifernde, orthodoxe Talmudlehrer den französischen Kardinälen, den Jesuvätern in Rom Briefe, sie bittend, ihn zum Zensor der hebräischen Bücher zu machen? Ist es Hohn oder was bedeutet es, daß er seine streng rabbinische Rechtgläubigkeit gegen allen solchen Verdacht ausgerechnet von dem Helmstätter Professor Karl Anton verteidigen lässt, seinem früheren Schüler, jetzt aber Christ geworden und Apologet des christlichen Evangels?

Tief neigten sich, als Rabbi Gabriel kam, die Schüler des Rabbi Jonathan. „Sei Friede mit dir!“ sagten sie, und die verschlossene Tür des Meisters sprang auf vor ihm. Mild saß im Licht der Lampe seines Studierzimmers Rabbi Jonathan Eybeschütz, der weiseste und listigste der Menschen. Freundlich, kokett, mit leisem Selbstspott und erfreut lächelte er aus seinem mächtigen, mehr breit als langen, milchig weißen Bart, der nur ganz leicht nach Art der Kabbalisten zwiegezackt war, dem bartlosen, mürrischen, steinernen Kömmling entgegen. Alles an ihm war bei betonter Würde rund und behaglich. Aus schwerster Seide schmiegte sich, unendlich kostbar, sein langer Kaftan; sehr klein kam, weiß und gepflegt aus dem weiten Ärmel die Hand zur Begrüßung. Unter dem gewaltigen, weiß fließenden Bart lächelte freundlich, fast rosig und gar nicht zerwittert das Antlitz. Nur über der behaglichen, kleinen Nase und den milden, wissenden, schlauen und doch tiefen braunen Augen zackten senkrecht in die weiße, fleischige, vorgebeugte Stirn die drei Falten, bildend das Schin, den Anfangsbuchstaben des allerheiligsten Namens: Schaddai. „Es schelte mich nicht und zürne mir nicht mein Bruder und Herr!“ begrüßte er hebräisch den Gast. Er lächelte, und es war in seinem Lächeln Wissen und Schwäche und Koketterie und Schuldbewusstsein und sogar ein wenig Schalkheit. Über allem aber eine magische, einlullende Liebenswürdigkeit. Doch an Rabbi Gabriel versagte diese Magie. Über der kleinen, platten Nase die viel zu großen trübgrauen Augen schwelten Traurigkeit, und von der schweren, breiten, nicht hohen Stirn über den dichten Brauen ging beklemmende Trübnis aus. Rabbi Jonathan Eybeschütz indes war nicht gewillt, solche Trübnis an sich herankommen zu lassen. „Hast du“, fragte er leicht, fast munter, „hast du, Gabriel, die neue Streitschrift des Krethi- und Plethi- und Honigwälder-Mannes gelesen? Dies waren die wichtigsten Werke jenes Jaakob Hirschel Emden, Rabbiners von Amsterdam, seines entbranntesten Gegners. Jetzt hat der Gute glücklich zwölf Pasquille gegen mich losgelassen,

für jeden Stamm Israels eines“, fuhr er fort, und seine braunen, weisen, listigen Augen lachten spöttisch-vergnügt, „Jaakob Hirschel aus Amsterdam ist ein Zwölf-Ender geworden.“ Mit der kleinen, gepflegten Hand blätterte er in den großen Seiten der Streitschrift. „Der arme Nüchterling“, sagte er mitleidig amüsiert. „Alles muss klar sein, alles muss hell sein, alles muss Tag sein! Er ahnt nicht, der kahle, dürre Spötter, er begreift es nicht, daß eine getrocknete Blume Heu ist und nur gut für einen Ochsen.“ Und er wiegte spöttisch und amüsiert den milden Kopf mit dem riesigen, milchig fließenden Bart. Aber Rabbi Gabriel ging nicht ein auf den Ton des andern.

„Warum hast du die Schüler des Sabbatai in Bann getan?“ fragte er mit seiner knarrigen Stimme. „Warum biegst du aus und krümmst dich und leugnest ab? Warum lässt du dich verteidigen von einem Goj mit dummen und albernen Sophistereien? Warum resignierst du nicht? Ist es so wichtig, daß du Rabbiner von Hamburg bist und deine Stuben voll von Menschen? „Warum hast du“ – und in seiner Stimme war Klagen und Drohung – „dich selber in Bann getan?“ Jonathan Eybeschütz lachte ein kleines, angenehmes Lachen behaglich aus seinem milden Bart heraus. „Lass gut sein, Gabriel“, sagte er. „Du bist nicht sanfter geworden in den zwei Jahren, ich nicht strenger. Ich könnte sagen: ist es nicht gleich, ob einer Jud ist oder Goj oder Moslem, wenn er nur weiß um die Obere Welt? Ich könnte sagen: Gut, Karl Anton, mein Schüler, hat sich taufen lassen; aber ist nicht mehr Gemeinschaft und Bindung von ihm zu mir als von mir zu dem Reb Jaakob Hirschel Emden, der ein guter Jud ist und ein scharfer, gebenschter Kopf, aber leider ein bornierter Tagmensch, stockblind für die Obere Welt und stocktaub für ihre Stimme? Ich könnte sagen: Der Messias Sabbataj Zewi selber ist Moslem geworden, um das Prinzip, um die Idee zu retten, und sein Jünger Frank hat sich taufen lassen; soll es da mir nicht erlaubt sein, in die Vermummung eines pilpulistischen Rabbi zu schlüpfen, mit drohender Lippe und Lächeln im Herzen leere Bannflüche gegen mich selber zu exequieren? Ich könnte sagen: Es ist billig, Märtyrer sein es ist viel schwerer, zwielichtig dastehen um der Idee willen. Das alles könnte ich sagen. Aber ich sag es dir nicht Gabriel.“

Er stand auf und kam groß und freundlich in seinem seidenen Kaftan auf den dicklichen, trüben altfränkisch beamtenhaft gekleideten Mann zu. Sehr liebenswürdig, fast knabenhaft herzlich sagte er: „Ich räum es ein, ich bin schwach und töricht und eitel. Die Sterne haben es gut mit mir gemeint, haben mich zur Gefäß großer

Weisheit gemacht, ich hätte können ein Kanal sein, aus dem mächtige Ströme gehen von der Obern zur Untern Welt und der Atem Gottes. Aber ich bin ein schlechtes, brüchiges Gefäß. Ich weiß und niemand spürt es lebendiger durch alle Eingeweide, wie selig ruhevoll es ist in Gott schweben, und wie die Unterwelt eitel ist und farbiger Schaum und Haschen nach Wind. Aber ich muss hinein in sie, immer wieder. Tun ist albern, Tun ist dumm und schmutzig und tierisch und der Nachschmack schal und sehr von Übel. Aber ich muss immer wieder hinein ins Tun und Eitelkeit und Getriebe! Lass mich dumm sein, Lieber! Lass mich. schmutzig und tierhaft sein! Lass mich meinen Bar mehr pflegen als meine Seele!“ Und mit frechen Scherz schloss er: „Meine Seele werde ich finden und reinwaschen in Myriaden Jahren; aber wer steht dafür daß ich ein zweit Mal einen so schönen Bart finde?“

Lind nieselten diese Lästerungen von den süßen schmeichelnden, beredten Lippen des weisen und leicht fertigen verlorenen Rabbi. Der andere hörte sie, trüb, steinern, unbewegt. Er sah plötzlich eine Landschaft. Stein, Ödnis, zerschrundetes Eis; zartes, höhnische Leuchten darüber, schattende Wolke, Geierflug, finste tolle Willkür, riesige, aufs Eis geworfene Blöcke. Gelähmt fast von dem Bild erkannte er: die gleiche Entsprechung hier wie dort. Solche Ahnung hatte ihn hergetrieben von dem Mann, an den er gefesselt war, zu diesem.

An den nackten, frechen Brüsten der Lilith lag jener; aber er sehnte sich und langte nach der Obern Welt; bei den Heiligen und Frommen, im silbernen Bart des Simon ben Jochai, lag dieser, aber es dürstete ihn nach den Zitzen der Lilith. Das gleiche Bild, die gleiche Entsprechung. Doch jener war näher an der Vollendung als dieser. Er antwortete nicht, als Jonathan Eybeschütz endlich schwieg. Er sagte nur: „Friede mit dir, mein Bruder und Herr!“ und ging in das Schlafgemach, das man ihm bereitet.

Jonathan Eybeschütz sah seinen runden, dicklichen, etwas gebeugten Rücken sich entfernen, das milde, leichtfertige Lächeln schwand langsam, und trotz seines milchig weißen Bartes sah er minder würdig und überlegen aus, wie er sich wieder an seine Bücher und Pergamente setzte.

38.

Müde und nervös lehnte Karl Alexander im Wagen. Er fuhr nach Ludwigsburg, um von da ins Ausland und erst nach vollendetem Putsch zurückzureisen. In aller Frühe hatte er sich von der Herzogin verabschiedet. Er hatte die Nacht mit ihr verbracht, hatte ihr hemmungslos von seinen großen Projekten vorgeschwärmt, dies sei die letzte Nacht, die sie als kleine deutsche Fürstin verträume; fortan werde sie zählen unter den europäischen Souveränen, und bald wohl werde man sie mit anderem Titel als mit einem lumpigen Durchlaucht grüßen. Heiß und erregt hatte er seine Phantasien in die schöne, nackte Frau hineingeflüstert, sie hatte spöttisch halb, aber doch von seiner Hitze mitgerissen zugehört, hatte seine brennendere Umarmung entbrannter als lange schon erwidert. Müde jetzt von dem gefüllten und bedeutenden Abschied, leicht matt, nervös und fieberig lehnte er im Wagen. Er war doch sonst eiskalten Blutes vor mancher Entreprise gestanden, war auf dem Schlachtfeld nicht nervös geworden, wenn ihm der Gaul war unterm Arsch weggeschossen worden. Aber heut, Gift und Opperment! kribbelte es ihn durch alle Glieder, war's ihm, als hätte er Ameisen in den Adern. Auch der verdammte Fuß zuckte und zerrte und wollte nicht Ruhe halten. Kein Wunder, es war ein Wetter von seltener Scheußlichkeit. Bald Sonne, bald Schloßen, es stritt alles gegeneinander. Starker, feuchter Wind ging, Wolken in rasender Eile fetzten über den Himmel. Dazu brannte es da vorne in Eglosheim, und der Feuerschein irritierte die Pferde. Ein vages Erinnern flog Karl Alexander an; in solchem fetzigen Wind war er gestanden, nicht lange her war's, wie dort der rote Schein, hatte ein starkfarbiger Mond sich gekrümmt, aus einem schwärzlichen, feindseligen Wald war es verwirrend, gespenstisch hergekommen, ein weißes, totes Mädel war auf der Erde gelegen, zwischen Blumen, im starken Wind. Blödes Erinnern. Was soll das jetzt? Er hat, weiß Gott, Besseres zu denken. Endlich in Ludwigsburg. Auch dort nicht Ruhe. Kuriere, Meldungen von den entfernteren Garnisonen. Ärger,

Gehetz. Er bekam plötzlich Hunger, verlangte Fleischbrühe, wollte sie gierig hinunterstürzen, fand sie zu heiß, schmiss die Tasse an die Wand. Dazu die wimmernde Feuerglocke wegen des Eglosheimer Brandes. Der fetzende Wind, die rauchenden Kamine. Überall im Schloss klirrende Fenster, schlagende Türen. Den Herzog litt es nirgends. So, endlich, kam der Abend.

In Stuttgart war es sehr still diesen Abend. Nirgends brannte ein Licht. Doch im Dunkel war Getapp von vielen Schritten, gedämpftes Klirren von Eisen und Holz, Geflüster und Hin und Her. Alle Bürgerschaft wusste, daß es in diesen Stunden um die Entscheidung ging. Die Meldung Schobers hatte gewirkt. Alle waren gerüstet, gewaffnet, voll dumpfer, klemmender Spannung, nicht ohne Zagheit, aber willens, zu kämpfen. Niemand schlief in Stuttgart in dieser Nacht, nur die kleinen Kinder. In Ludwigsburg indes im Schloss hatte man alle Kerzen entzündet. Der Herzog gab, bevor er ins Ausland ging, dem Spezialgesandten des Kaisers, dem Grafen Palffy, und den Würzburger Herren einen Hofball. Die Gesellschaft war nicht zahlreich, auf die in das Staatsstreichprojekt Eingeweihten beschränkt. Viele Militärs waren da, die beiden Röder, der General und der Major. Feixend hatte Karl Alexander den knarrenden, niedrigstirnigen Mann nach Ludwigsburg eingeladen; die berittene Stuttgarter Bürgergarde, deren Kommandant er war, werde ihn in dieser Nacht kaum benötigen; ohne auf den Witz einzugehen – denn er nahm seine Stellung bei dem Stadtreiterkorps sehr ernst – dumm und stier hatte der Major, die unförmige, behandschuhte Tatze militärisch ausgereckt, die huldvolle Einladung angenommen. Durch den Saal hin äugte das blaurote, geiernäsige entfleischte Gesicht des Dom Bartelemi Pancorbo über der riesigen, verschollenen Halskrause; in der Nähe des Süß hielt sich der verfallene Weißensee, er schnupperte, seine klugen Augen zuckten, er witterte Schwefel, Feuer, Wetter, Untergang.

Süß selber hatte einen strahlenden Abend wie in seiner besten Zeit, seine wölbigen, fliegenden Augen waren überall, er war galant, witzig, siegerisch, seine sichere, festliche Laune stach sehr ab von der flackerigen Unrast Karl Alexanders. Manchmal tauchten in die seinen die bräunlichen Tieraugen des Mamelucken, dem er, dem stumm sich Neigenden, wenige knappe, stille Weisungen gegeben hatte, und es ging dann wie ein triumphierendes Fragen und Erwidern vom Aug des einen zum andern. In den ersten Nachtstunden sollten in Stuttgart die Häupter der Verfassungspartei

verhaftet werden und die würzburgischen und bayrischen Hilfstruppen ins Herzogtum einrücken. Bis der Kurier mit der Meldung käme, daß der Putsch soweit planmäßig geglückt sei, wollte Karl Alexander unter seinen Gästen bleiben, mit dieser Gewissheit schlafen gehen. Er hatte die neue Gespielin in sein Schlafgemach bestellt, die Demoiselle Teresa, eine dralle, heißäugige, warmhäutige Person. Schon die beiden letzten Jahre durch hatte er sich gemahnt, vor jedem Beilager mit einer neuen Frau ein Aphrodiskum zu nehmen, denn er hätte es nicht ertragen, hätte nicht jede neue Frau seine Männlichkeit für besonders stark halten müssen; heute, nach der Abschiedsnacht mit Marie Auguste, befahl er dem Schwarzbraunen, die Dosis zu verstärken. Dar Kurier mit der Glücksnachricht kam nicht und kam nicht. Die Unrast des wartenden Herzogs fuhr den Gästen kribbelnd in die Glieder, zuckte durch den ganzen Saal. Draußen der Sturm hielt in gleicher Kraft an, Regen prasselte, einmal auch Hagel gegen die Scheiben den Rauch der schlecht ziehenden Kamine hatte man nicht ganz aus den Räumen verjagen können. Wohl brannten Myriaden Kerzen, Musik, immer üppiger klang, aus den ältesten Fässern der erlesenste Wein wurde geschenkt, man hatte die prunkendste Gala, die behaglichste Laune angetan; aber man kam über eine fiebrige, erkrampfte Lustigkeit nicht hinaus.

Karl Alexander hielt Cercle, stellte seinen Gästen lärmende, huldvolle Fragen, um dann plötzlich zu versinken, ihre Antworten zu überhören, jäh abzubrechen. Der Mameluck glitt lautlos heran, meldete, die Demoiseile Teresa sei im Privatkabinett. Der Herzog, ungeniert, sagte: „Das Mensch soll warten!“, setzte sich mit Süß zum Jeu. Der Mameluck brachte ihm, in silberner Tasse, das Aphrodisiakum. Stand still, demütig. „Hast du’s auch genügend stark genommen?“ fragte Karl Alexander. „Ja, Durchlaucht“, erwiderte mit seiner rauhen, gleichmütiger Stimme der Marneluck. Karl Alexander stürzte den Trank hinunter. Spielte. Gewann stark. Blieb unbeteiligt, abwesend. Den grünen Galarock zurückgeschlagen, die eine Hand bald ruhend auf der gelben Hose, bald nervös mit der goldenen Kette spielend, machte er lange Pausen zwischen Stich und Schlag. „Dass der Kurier nicht kommt!“ fieberte er. „Der Sturm“, begütigte Süß, „die aufgeweichte Straße.“ Der Schwarzbraune war wieder da, mit seinem stillen, gleitenden Schritt. Meldete, die Demoiselle warte noch immer. „Soll sich ausziehen derweil!“ schrie der Herzog. „Ich kann meine Depeschen nicht herhexen.“ Ein Kreis

ehrerbietiger Zuschauer stand um die Spielenden, begleitete das Jeu mit etwas gekünstelten, krampfhaften Witzen. Der Herzog schlug eine siegreiche Karte auf, strich wieder einen Hügel Dukaten ein. „Heut musst du mir einen Teil wieder hergeben, Jud“, lachte er, „des, was du mich beschissen hast.“ „Heut tu ich’s gern“, sagte Süß. Die widrige Stimme des Majors Röder knarrte: „Wenn’s so Leib an Leib geht, dann tut sich der Jud schwerer mit dem Bescheißen. So von der Ferne her mit Papieren und Tricks und ohne daß man dem andern muss ins Gesicht sehen, geht’s leichter.“ Auch den nächsten Schlag verlor Süß. Der Herzog sah den Architekten Retti unter den Umstehenden, warf ihm hin: „Wenn das so weiter geht mit meinem Schwein, dann machen wir den Umbau, den Er für die Galerie projektiert.“ Der Architekt lachte laut, beflissen. Don Bartelemi Pancorbo sagte unversehens mit seiner dumpfen, modrigen Stimme: „Den Stein verliert er nicht, der Jud.“ Und alle starrten begehrlich und verträumt auf den Solitär an der Hand des Finanzdirektors und sahen, wie verwirrend in ewigem Wechsel die Strahlenbündel daraus schossen.

Endlich war der Mameluck wieder hinter dem Herzog, meldete: „Man ist da.“ Karl Alexander, mit gespielter Lässigkeit, warf die Karten zusammen, schob dem Süß den ansehnlichen Haufen gewonnenen Geldes zu: „Da, Jud! Die Galerie lass ich später bauen. Das verehr ich Ihm.“ Süß, wohlwollend fast und amüsiert, dachte: „Sieh an, schenken lässt er sich nichts. Bezahlt mich, wo er glaubt, ich hab ihm ans Ziel geholfen, legt noch ein Trinkgeld darauf. Dann sperrt er mich in die Kasematten und steckt Bezahlung samt Trinkgeld wieder ein.“ Aufmerksam und dringlich sah er den Herzog an, und der, wie gezwungen von seinem Blick, sagte obenhin: „Kannst mitkommen.“ Der Schwarzbraune voran, dann hinkend, schnaufend, rot Karl Alexander, zuletzt federnd, geschwellt, weiß, jung der Jude, gingen sie. Durch die sich neigenden Lakaien der Vorsäle erst, dann durch stille Korridore, in denen nur der fetzende Atem des Sturms war, nach dem andern Flügel des Schlosses in die Privatgemächer des Herzogs. Arbeitszimmer, kleines Zwischenkabinett, das Schlafzimmer mit der wartenden Frau. Der Mameluck riss die Tür zum Arbeitskabinett auf. Nicht der Kurier war da, den Karl Alexander erwartete, sondern vier Männer, die er nicht kannte. Zwei alte, mit eisgrauen Haaren, mager und schmächtig wie Federkiele, die anderen gedrungen, von lümmelhaftem, proletarierhaften Gehabe. Alle vier waren stumm, verneigten sich,

die jüngeren schwer und plump, die älteren hastig und wiederholt, von den im Windhauch der offenen Tür flackernden Kerzen wild beschattet und erhellt.

Der schäumende, in seiner Erwartung betrogene Herzog schrie, die Stimme fast versagend vor Wut, den Mamelucken an:

„Bist du verrückt? Lässt in der Nacht, heut nacht, Gesindel zu mir?“ Schleuderte ihn mit einem Fußtritt in den Winkel. „Der Kurier!“ brüllte er. „Wo bleibt der Kurier?“

„Wir sind kein Gesindel“, tat da einer von den Männern schwerfällig, feindselig den Mund auf. „Wir sind von der Landschaft.“ Karl Alexander fuhr auf ihn los, packte den stämmigen, lümmelhaften Menschen, schüttelte ihn:

„Wollt mich überfallen? Mich meucheln? Ketzer! Mörder!“ Er schrie und geiferte, daß die Sängerin nebenan, die nackend wartete, sich ängstlich tief unter die Decken duckte, das Kreuz schlug. „Aber es ist aus mit euch!“ brüllte der entzügelte Herzog weiter. „Vermodern bei lebendigem Leib lass ich euch, Gesindel! Rottierer! Ketzer! Hunde! Zu eueren sauberen elf Brüdern vom Ausschuss schmeiß ich euch in meine tiefsten Kasematten!“

„Es ist nicht an dem, Herr Herzog“, sagte da mit einer höflichen, feinen Stimme einer von den Alten, „es ist durchaus nicht an dem.“ Und er verneigte sich viele Male. „Es ist so, daß mit Euren Durchlaucht allergnädigstem Permiß niemand heut nacht in Stuttgart verhaftet wird. Es werden auch sehr wenig bayrische und würzburgische Truppen einrücken, und was unter der Losung: Attempto! eingetroffen ist, sind mit Euren Durchlaucht allergnädigstem Permiß zur Hälfte evangelische Brüder. Und wenn auch der Herr Kommandant Röder hier ist, das Stadtreiterkorps ist darum nicht weniger in Bereitschaft und wird die Stadt unter allen Umständen halten.“

Süß selber hätte nicht sachlicher, schärfer, mit weniger Worten darlegen können, wie in den Grund hinein der Putsch verraten und vertan war, als der kleine, hagere Mann, der sehr höflich und mit vielen Kratzfüßen und Permiß-Einholungen noch mehr Details aufzählte. Aber er konnte nicht zu Ende kommen und zum Zweck seiner Rede; denn der Herzog hatte nur die ersten Sätze gehört; dann begab sich mit ihm eine erschreckende Veränderung. Die Hand, die den gedrungenen, proletarisch aussehenden Deputierten noch immer festhielt, ließ allmählich locker, das Gesicht lief blaurot an, ein seltsames, wundes, tierhaftes Rasseln kam aus der Brust, der Mund

schnappte hilflos, und unversehens lag der schwere Mann auf dem Boden, verkrampft und grässlich entstellt. Die vier Bürger, wie sie das sahen, fürchteten, man werde ihnen eine Schuld geben, das Schloss war voll von Feinden, sie waren von dem Mamelucken auf geheimnisvolle verdächtige Art, unangemeldet, durch eine Hintertür eingelassen worden, sie besorgten, sie möchten misshandelt oder gar kurzerhand erschlagen werden; sie machten sich eilends fort und waren froh, als sie in Sturm und Regen, abseits haltend, ihre Kutsche fanden und zitternd vor Frost und Erregung glücklich wieder auf dem Weg nach Stuttgart waren.

Karl Alexander lag indes auf dem Boden, allein mit Süß und dem Schwarzbraunen. Über der mächtigen, behaarten Brust hatte er sich die Kleider bis aufs Hemd aufgerissen. Verstört lauschte vor nebenan und sich duckend das nackte Mädchen auf das wilde, tierhafte Rasseln, das vor ihm kam. Mit unendlicher Mühe schickte er sein erstarrendes Aug mit einer wilden, grenzlos hassvollen Etage auf die Suche. Süß, ihm entgegenkommend, sagte: „Ja, Herr Herzog."

Der Jude wusste nicht, ob er das so gewollt hatte oder wie überhaupt er gewollt hatte, daß der Herzog Verrat und Zerschmetterung des Putsches aufnehmen solle. Er fragte sich auch nicht, ob die Ermattung durch den Karneval oder das Aphrodisiakum mit schuld waren an diesem Zusammenbruch, oder ob er allein ihn und willentlich so gewirkt habe. Wie getrieben hatte er alles so angeordnet, wie es dann kam, es so gelenkt daß der erhitzte Herzog statt des erwarteten Glücksboten die nächtliche Unheilsdeputation vorfand. Daß er ins Herz treffen, daß er Sinn und Wesen des Gegners für immer lähmen und zermalmen musste, war gewiss. Kam nun auch der äußere Zusammenbruch hinzu, so war das nicht gewollt, doch nicht unwillkommen. Mit aller Kraft hob er den schweren Leib in einen Lehnstuhl, warf dem Schwarzbraunen hin: „Es wird gut sein, du holst den Pater Kaspar." zögernd nur entfernte sich Otman und ließ den Juden mit dem Sterbenden allein. Vereisend hörte die Sängerin im Nebenzimmer, wie eine leise, von einem wilden Gefühl bis zum Zerreißen gespannte, weißbrennende Stimme auf den jetzt stummen Herzog einsprach; aber sie erstarrte vor dem grauenvollen, hassenden Triumph dieser heißen, flüsternden Stimme. Es sprach aber der Jude dies:

„Herzog! Grober, einfältiger Herzog! Dummer, stiertölpischer Karl Alexander! Jetzt möchtest du die Ohren zumachen, was?

Möchtest dich davonmachen und mich nicht mehr hören? Möchtest beten und dir vom Beichtiger Linderung und ölige Verzeihung eintröpfeln lassen? Aber das konzedier ich dir nicht. Ich lass dich nicht sterben, eh daß du mich gehört hast. Verdreh die Augen, rassle mit all deiner Lunge: du musst mich hören. Ich spreche ganz leise, ich hebe die Stimme nicht, aber deine Ohren und dein freches, gewalttätiges Herz sind doch voll davon. Und du musst ganz stillhalten und darfst nicht sterben und musst mich hören.

Ja, das Kind ist anders gestorben. Warst hinter ihr her mit Hussa und Gegröl, dein verfluchter, stinkender Atem war über ihr; aber sie hat dürfen lächeln und leicht sein und tausend gute Engel streckten ihr die Arme entgegen. Und du bist vor der Toten gestanden mit deinem ratlosen, dummen Metzgergesicht, und wie ich dir nicht hineinspie, hast du geglaubt, jetzt ist alles gut und es ist nichts gewesen. Sieh, Karl Alexander, sieh, du dummer, tölpischer Herzog, ich bin dir nicht in das geile Gesicht gesprungen damals, so einfältig hab ich es nicht gemacht, ich hab dich mir erst zurechtgerichtet, hab dich präpariert, daß du aussähest wie ein Mensch, ja wie ein Fürst. Bäumst du hoch? Schnaufst du? Ja, da liegst du, ein trauriges, lächerliches Stück Fleisch, höchst ridikül vor dir und den anderen. Denn sieh, du armer Narr, deine großen Gedanken, daß du zum schwäbischen Louis Quatorze dich recken solltest, deine Cäsar-Träume, die hab ich ja in dich hineingeträumt. Du warst nichts als ein kleiner, gewalttätiger Zufallsherzog all deine Tage, und ich hab dich tanzen lassen und dich gemästet, bis daß du reif warst.“ Er ließ ab von dem Sterbenden, versank; dann wieder begann er, verändert, milder: „Ja, es hat mich zu dir gezogen, ich hätte können dein Freund sein. Aber du, wenn du so was gespürt hast, hast dich gewehrt und dagegen geknurrt, und nur mein Schlechtes hast du aufgenommen und es blühen lassen in Schuss und Saft. Du großer Herr und Held, du deutscher Louis Quatorze! Du armer Hahn und Narr!“

Draußen auf dem Korridor hastige, erregte Stimmen. Der Doktor Wendelin Breyer kam, der Kammerdiener Neuffer; hernach auch Pater Kaspar, der Beichtiger; er war nicht so leicht zu finden gewesen, er war in der Konditorei gesessen mit dem unscheinbaren, kluggesichtigen Würzburger Geheimrat Fichtel, der, nicht angesteckt von der allgemeinen Unruhe, den Triumph dieser Nacht auskostend, behaglich viele Tassen seines braunen Kaffeetranks schlürfte. Jetzt stürzte das alles her, betätigte sich hastig, hilflos, sinnlos um den Verlöschenden, grausam Entstellten, befragte verstört den Süß, der

lässige, flüchtige Auskunft gab und sich bald unbemerkt aus dem Getriebe um den Sterbenden fortmachte. Im Nebengemach die Sängerin zog sich an. Die leise, heiße, hassende, sich einfressende, triumphierende Stimme haftete ihr, sie übergrausend, im Ohr; fahl, fröstelnd, geschüttelt von großäugigem Entsetzen, schlüpfte sie unordentlich in ihre Kleider, hastete, die unheimliche Stimme hinter sich, geduckt über die Korridore, atmete befreit, als sie vor dem Tor stand, das Schloss im Rücken, im stoßenden Wind. Der Doktor Wendelin Breyer wollte dem Herzog zur Ader lassen. Aber es kam nicht soweit. Der Mameluck, mit ihnen zurückgekommen, war still ganz nah an den Mann im Lehnstuhl herangetreten; mit gespannten, grausamer Sachlichkeit beschaute er die krampfhaft geballten Hände, das aufgedunsene, blauschwarze Gesicht, die vorstehende Zunge, die grässlich offenen, weit herausgequollenen Augen. Dann mit seiner dunklen, sonderbar rauhen Stimme sagte er so plötzlich, daß alle zusammenfuhren – die meisten hatten ihn überhaupt noch nie sprechen gehört – „Er ist tot." Dem Doktor Wendelin Breyer blieb nichts übrig, als das gleiche zu konstatieren. Während der Arzt noch, die hohle Stimme tief aus der Brust hervorgrabend, etlichen vagen Kommentar stammelte: heftig ausgebrochener Spasmus diaphragmatis, Steckfluss, stagnatio sanguinis plenania, – still und höhnisch schaute der Schwarzbraune auf den verwirrten, sich abarbeitenden, wichtig sich habenden Mann – raunte es durch die Gänge, flog es durch die Vorzimmer, rief es der Zeremonienmeister in den Ballsaal: „Der Herzog ist tot."

Die Musik brach ab. Das ungeheure, lähmende Entsetzen, die verfahlten, verzerrten Gesichter überall. Das ratlose Gewimmel, Durcheinanderhuschen, Sich–in–die–Ecken–drücken. Das verlegene Von–nichts–wissen–wollen der Gäste, der kaiserlichen, bayrischen, würzburgischen Herren. Die Offiziere standen herum wie dumme, große, bösartige Raubtiere, hinter denen unversehens eine Falle zuklappt. Solcher verwünschte Zufall just in diesem Moment konnte jedem einzelnen an Stellung nicht nur und Besitz, nein, ans Leben gehen. Sogar der kleine Geheimrat Fichtel verlor die Fassung; seit Jahrzehnten hatte er vor sich selber und aller Welt sich beherrscht; jetzt bekam er mit einem ein hartes, verkniffenes, keifendes Bauerngesicht und fluchte leise und unflätig vor sich hin. Süß stand derweilen allein in einem verlorenen Seitenkabinett. Er kümmerte sich um nichts, das Auf und Ab der allgemeinen Erregung schlug nicht bis hierher. Der Sturm hatte sich ein wenig gelegt. Der Jude sah

nichts, hörte nichts, achtete nichts, alles um ihn versank. Er wartete. Nun wird, jetzt gleich, das Kind da sein, um ihn sein wie die liebe Luft, lieblich in ihn einströmen, ihn leicht und schwebend machen. Er saß, still, mit einem gelösten fast törichten Lächeln und wartete. Sie kam nicht. Nichts kam. Er fühlte sich mit jedem rinnenden Augenblick kälter, leerer, schwerer werden – Und plötzlich wusste er, sie wird nie kommen. Er sah den Herzog, das schwarzblaue, entstellte Gesicht, die raushängende Zunge, die vorquellenden Augen. Übelkeit fiel ihn an. Er erschrak. Er begriff nicht mehr, wie ihn das hatte ausfüllen, ihn hatte hochtragen können. Was denn, um Gottes willen, hatte das mit dem Kind zu tun? Das Kind war weiß, sänftigend, mondstill. Und sein Handel mit dem Herzog, das violettrote Meer, sein Brausen, sein wilder Geruch, ja, in welcher hirnrissigen Anwandlung hatte er denn geglaubt, darüber zu dem Kind zu kommen? In dumpfer Angst suchte er Zusammenhänge, begriff sich nicht mehr. Seine Zwiesprache mit dem sterbenden Karl Alexander, die war ein wildes Zucken und Verebben gewesen wie ein Beilagen mit einer Frau, aber kein Schweben und Gelöstsein. Und jetzt war er dumpf, traurig, voll Übelkeit und weiter weg von dem Kind als je. Es wehte ihm den Nacken hinauf, feuchtkalt. Er hob den Rücken, überfrostet, wie in Abwehr. Ein Gesicht schaute ihm über die Schulter. Es war sein eigenes Gesicht. Er schüttelte sich, stand auf. Der Sturm hatte wieder eingesetzt; er schloss fester die Fenster. Da war eine Stimme im Wind, war in seinem Ohr, war im Zimmer, eine misstönige, traurige Stimme, die Stimme des Oheims. Sie war nicht laut, aber sie füllte das Zimmer ganz an, sie füllte das Schloss an, die ganze Welt war voll von dieser Stimme. Da hatte er Gewissheit: er war falsch gegangen.

Seltsamerweise war er nicht enttäuscht von dieser Erkenntnis oder gar empört. Nein, es war gut so. Er sah sich wiederum schreiten in jener stummen, schattenhaften Quadrille, Rabbi Gabriel hielt seine rechte, der Herzog seine linke Hand. Sie schlängelten sich, machten ihre Pas, verneigten sich. Aber heute war keine Qual in dem nebelhaften, farblosen Bild. Denn nun lösten sich die Hände, die Tanzenden sahen sich an, still, ernsthaft, ohne Feindschaft, sie nickten einer dem andern ein letztes Mal zu, dann gingen sie auseinander.

Eine grenzenlose Mattigkeit fiel ihn an. Nie m seinem Leben war er so ausgehöhlt von dinghafter, leibhafter Schwäche und Müdigkeit gewesen. So musste es sein, in lauem Bad sitzen und aus

geöffneten Adern, ganz langsam, das Leben ausströmen lassen. Dieses Schmelzen, Weichwerden, Zusammenstürzen in ihm. Dieser süße, ziehende, lüstige, alle Glieder pressende, reibende, lösende Schmerz. Dieses Sichaufgeben, Stürzen, Getragensein. Dieses Nichtwollen, dieses zum erstenmal Sichtreibenlassen, dieses selige, willenlose Vergleiten, Verströmen. Als entfließe sein Blut und mit ihm aller Drang und alle Sucht, fühlte er sich sinken in glückhafter, schmerzhafter, grenzenloser Erschlaffung.

So fand ihn kurze Zeit später der alte, klapprige Leuchterbeschließer, der mit dem Löschhut kam, um das Kabinett finster zu machen. Erschreckt, wie er den blasser, hingesunkenen Mann erkannte, ließ er die Stange fallen, machte: „Jesus, der Herr Finanzdirektor!“ Aber der richtete sich matt hoch und sagte, er solle ihm was zu essen bringen, was immer, es sei ihm schwach vor Hunger. Der Alte, betreten, sich bekreuzigend, machte sich fort, brachte das Verlangte. Süß, während er mit den Händen, ziemlich gierig, aß, sagte dem Alten, er solle sich in seiner Vernichtung nicht stören lassen. Der stammelte, das gehe doch nicht an, er könne doch nicht den Herrn Finanzdirektor so im Dunkeln – Aber Süß unterbrach ihn: „Lösch Er nur Seine Lichter und kümmer Er sich nicht um mich.“

Verstört machte sich der Alte an seine Arbeit. Der Sturm hatte wieder mit Macht und Heulen eingesetzt. Süß aß, kaute, schlang. Der Alte beschleunigte seine Hantierung, stieg auf die Leiter, löschte, schielte nach dem Finanzdirektor. Der aß immerzu, eilfertig, schlang, schmatzte. Schließlich, mit einer merkwürdig lustigen Stimme, sagte er: „Häng Er Sein Herz nicht an Menschen! Das steht doch im Neuen Testament, was?“

„Ich versteh Euer Exzellenz nicht“, stotterte ängstlich der Alte. „Lass Er’s gut sein“, sagte Süß, die letzten Bissen kauend, „und leucht Er mir!“

Das Kabinett blieb im Dunkeln; geführt von der kleinen Laterne des Mannes, schritt Süß durch finstere Saalfluchten in den Haupttrakt des Schlosses. Hier saßen, in einem Nebenraum die Führer des katholischen Projekts, Generale, Minister. Sie waren lauter Württemberger unter sich. Die Würzburgischen und bayrischen Herren, der Gesandte der Apostolischen Majestät, sie hatten sich alle, ach wie hurtig! trotz Sturm und Wetter davongemacht. Da saßen nun die schwäbischen Herren, fahl, schwitzend, in dicker, angestrengter Ratlosigkeit. Atmeten auf, als

Süß kam, schauten ihm als dem Retter in gespannter Hoffnung entgegen. Der Jude schickte lind, ruhig, fast lächelnd seine braunen Augen über die hilflose Runde. Sagte dann zu dem massiger Major Röder, der mehr als die anderen stier und dumm dasaß: „Sie sehen nicht recht klar, Herr Major, was in dieser seltsamen Situation zu tun ist?“ Er trat sehr nahe an den stumpfen, verständnislos schauenden Mann und sagte, sehr liebenswürdig: „Verhaften Sie mich: und wer immer Oberhand behält, Sie sind für alle Fälle salviert.“ Das sagte er ganz leicht, höflich, fast konversierend.

Verblüfft schauten die Herren. Aber dann stieg es auf, stieg es in ihre Augen, ein hartes, arges Glitzern. Es war nicht ganz klar, wo der Jude hinauswollte; aber soviel war gewiss: wenn man ihn packte, wenn man ihn festsetzte, dann war einer da, der ganz vorne stand, auf den alle Wut zuerst sich stürzen, alles Übelste abgeladen werden konnte. Eine lange Minute war es totenstill in dem Raum. Alle, mit den gleichen Worten fast, in der gleichen Folge fast, dachten die nämlichen Gedanken. Und alle mündeten in den Entschluss: Ja! Den Juden packen! Das ist die Rettung! Der Jud muss hängen! Und auf solche Art war doch was getan. Auf solche Art saß man doch nicht länger in dieser drückenden, albernen, beschämenden Angst. Man stellte doch, Kreuz und Türken! in der Bataille seinen Mann: was war denn das für ein dummes, dreckiges, hosenbekleckerndes, hündisch übles Gefühl gewesen, in das man sich da hatte hineinjagen lassen, das einem so widerwärtig Herz und Magen heraufgekrochen war. Herrlich, daß man jetzt auf so gute Manier aus diesem Schweinezustand herauskam. In einer Minute wird man die ganze scheußliche, jämmerliche, lamentable Depression hinter sich und vergessen haben. Und da stand auch schon der Major Röder auf. Er war ganz, vor sich und den anderen, Patriot, Christ, Soldat. Massig kam er, charaktervoll, von seinem Recht und seiner Biederkeit innig überzeugt, auf Süß zu, legte ihm die unförmige, behandschuhte Tatze auf die schlanke, elegante Schulter, öffnete schwer den harten Mund: Im Namen der Herzogin und der Verfassung: „Ich verhaft Ihn, Jud.“

In einem einzigen Augenblick hatte sich die beklemmende Stille in tobendes, sieghaftes, tierisches Grölen gelöst. Der Jude lächelte still, einsam, sehr fern. Durch kotiges Geschimpf, ihn stoßend und tretend, mühten sich die Herren, das Bild dieses Lächelns nicht in ihr Inneres dringen zu lassen.

FÜNFTES BUCH / DER ANDERE

39.

Wo Morgenland und Abendland ineinandergehen, winzig klein, liegt das Land Kanaan. Und Mittagland, das uralte Mizraim, streckt seine Zunge vor, leckt hinein in die Bindung. Wo die Wege des Westens die Wege des Ostens treffen, liegt die Stadt Jerusalem, die Burg Zion. Und wenn sie sich zum Gotte Israels bekennen, dem Einen, Überwirklichen, Jahve, bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, dann stehen die Juden mit geschlossenen Füßen und schauen nach der Stadt Jerusalem, nach der Burg Zion, die des Westens schauen nach Ost, die des Aufgangs nach West, alle zur gleichen Stunde, alle nach der Stadt Jerusalem. Vom Abendland her schlägt eine wilde, ewige Welle nach dem Lande Kanaan: Durst nach Leben, nach Persönlichkeit, Wille zum Tun, zur Lust, zur Macht. Raffen, an sich reißen, Wissen, Lust, Besitz, mehr Lust, mehr Besitz, leben, kämpfen, tun. So klingt es vom Westen her. Aber im Süden unter spitzen Bergen liegen in Gold und Gewürz tote Könige, der Vernichtung herrisch ihren Leib versagend; in die Wüste gesetzt, in kolossalischen Alleen höhnen ihre Bilder den Tod. Und eine wilde, ewige Welle schlägt von Mittag her nach dem Lande Kanaan: wüstenheißes Haften am Sein, schwelende Begier, nicht die Form und Bildung, nicht den Körper zu verlieren, nicht zu vergehen. Aber von Ost her klingt sanfte Weisheit: Schlafen ist besser als Wachen, tot sein besser als lebendig sein. Nicht widerstreben, einströmen ins Nichts, nicht tun, verzichten. Und die milde, ewige Welle verebbt von Morgenland her nach Kanaan. Ewig fluten die drei Wellen über das Meine Land und münden ineinander; die helle, rauschende vom Wollen und Tun, die heiße, glühende vom herrischen Nicht-dem-Tod-sich-fügen, die milde, dunkle vom Verströmen und Verzichten. Still und aufmerksam liegt das winzige Land Kanaan und lässt die Wellen über sich hin und ineinander fluten. In dem winzigen Land, helläugig, hellhörig, saß das Volk Israel. Lugte nach Osten, lauschte nach Westen, spähte nach Mittag. Es ist ein so kleines Volk, und es sitzt zwischen Kolossen: Babel-Assur, Mizraim, Syrien, Rom. Es

muss scharf aufpassen, will es nicht unversehens zerdrückt werden oder in den Riesen zergehen. Und es will nicht zergehen, es will dasein, es ist ein kluges, kleines, tapferes Volk, es denkt nicht daran, sich zerdrücken zu lassen. Die drei Wellen kommen, in ewigem Gleichmaß, immer wieder. Aber das kleine Volk hält stand. Es ist nicht dumm, es wehrt sich nicht gegen das Unmögliche; es duckt sich, wenn eine Welle gar zu hoch einherkommt, und lässt sich ruhig bis über den Scheitel überspülen. Aber dann taucht es wieder hoch und schüttelt sich ab und ist da. Es ist zäh, aber nicht töricht obstinat. Es gibt sich allen Wellen hin, doch keiner ganz. Nimmt sich aus den drei Strömungen, was ihm tauglich scheint, passt es sich an. Die ständige Gefährdung zwingt das kleine Volk, keine Bewegung der gigantischen Nachbarn zu übersehen, immer vorsichtig zu spüren, zu wittern, zu sichten, zu erkennen. Sichtung, Einordnung, Erkenntnis der Welt wird ihm zur Natur. Es wächst ihm eine große Liebe zum Mittel solcher Erkenntnis, zum Wort. Durch Religionsgesetz ächtet es den Analphabeten, Kenntnis der Schrift wird göttliches Gebot. Es zeichnet auf, was ihm die drei Wellen bringen. Wandelt in eigene, selbstschaffene Worte die helle, schmetternde Lehre vom Tun, die dumpfe, schwelende vom Trotz zur Unsterblichkeit, die linde, verrieselnde von der Seligkeit des Nichtwollens und Nichttuns. Und das kleine Volk schreibt die beiden Bücher, die von allen am meisten das Gesicht der Welt veränderten, das große Buch vom Tun, das Alte Testament, und das große Buch vom Verzicht, das Neue. Trotz zur Unsterblichkeit aber bleibt der Grundton in allem seinem Leben und Wort.

Die Söhne des kleinen Volkes gingen aus in die Welt und leben die Lehre des Westens. Wirken, ringen, raffen. Doch sie sind trotz allem nicht recht heimisch im Tun, sie sind zu Hause auf der Brücke zwischen Tun und Verzicht. Und immer wenden sie sich, schauen zurück nach Zion. Oft wohl, in der Erfüllung des Siegs, in der Erkenntnis der Niederlage, mitten im rasendsten Lauf bleiben sie stehen, überschauert, hören aus tausend Schällen heraus eine ganz leise, verrieselnde Stimme: nicht wollen, nicht tun, verzichten auf das Ich.

Und mancher von ihnen schreitet den Pfad ganz aus: „vom rasenden Wirbel des Tuns, aus Macht, Lust, Besitz über den Trotz gegen die Zerwesung zur seligen Ledigung und Lösung, zur Verebbung in Nichtwollen und Verzicht."

40.

Durch Nacht, Wolken, Sturm jagten die Kuriere nach Stuttgart. Zu den Herren des Parlaments, zu Remchingen, zur Herzogin. Sie überholten die Kutsche mit den Deputierten, die beim Herzog gewesen waren. Vor den Deputierten schon passierte die Kunde vom Tod Karl Alexanders das Tor, flackerte schüchtern durch die dunkle, stille Stadt, in der doch überall Geraun um Fieber war. Auf die Straßen, zum Nachbarn, eilten die Bürger. Ist es wahr? Die Strafe Gottes, der sichtbarliche Finger des Herrn. So erschütternd groß und wahrscheinlich die Erlösung. Aber ist es auch wahr, ist es keine Falle? Zaghafte Lichter brannten auf in den Häusern. Verstärktes Geraun, erste, unterdrückte Freudenrufe. Bis endlich Gewissheit kam, unzweifelbar Nachricht, vom Rathaus herab verkündet wurde: der Herzog ist tot. Jetzt toste der langgezügelte Jubel los. Umarmen, Beten. Freude auf allen Gesichtern als der Geretteten. Lichter und Feiertag. Der schweinsäugige Konditor Benz malte, mit seinen Kumpanen aus dem Blauen Bock, ein Transparent, auf dem über einer Kirche mit zwei Türmen ein geflügelter Teufel einen Menschen wegtrug. Untenhin mit riesigen Lettern setzte er den Reim: „Schaut, wie den Renegat ums Gold / Leibhaftig hier der Teufel holt.“ Mit freudezitternden, schwitzenden Händen stellte er das Transparent ins kerzenstrahlende Fenster, jubelte, wie die Menge davor stehenblieb, den Reim durch die Stadt trug. Bald hieß es überall, den Herzog habe der Teufel geholt. Habt ihr nicht gehört, was für schwarzblaues, grässlich entstelltes Gesicht die Leiche hat? Mit den Krallen erwürgt hat Beelzebub den ketzerischen Fürsten. In flatteriger Fassungslosigkeit saß Manie Auguste in ihrem Kabinett. Um sie der Hofkanzler Scheffer, der General Remchingen, ihr Beichtiger, der Kapuzinerpater Florian. Sie saß in einem entzückender Negligè, das heute früh erst durch Spezialkurier aus Paris angelangt war, und sie musste immer denken, wie schade es sei, daß sie das Neglige nicht schon einen Tag vorher gehabt hatte, dann hätte sie es in jener Abschiedsnacht getragen und Karl

Alexander hätte es noch gesehen. Nun war er grässlich tot und wird sich nie an keinem Negligè und keiner Frau mehr freuen. Sie empfand es wie eine gute Tat, daß sie wenigstens in der letzten Nacht Karl Alexander so willig gewesen war. Von unten her dröhnte der Jubel der Stadt über den Tod des Herzogs. Der massige Remchingen, in aller Angst und Betretenheit unwillkürlich und ohne Gedanken an den nackten Armen Manie Augustens fressend, knurrte, berstend vor machtloser Wut: Dreinhauen! Dreinhauen! Trotz allem das Projekt durchführen. Man habe die Soldaten. Er stehe für die Soldaten. Schön, ein paar Regimenter werden meutern. Er werde füsilieren lassen. Man vereidige eben auf die Herzogin. Semiramis. Elisabeth. Katharina. Dreinhauen! Dreinhauen! Ängstlich wehrte der schlotterichte Hofkanzler. Nur um Gottes willen jetzt kein Blutvergießen. Der Putsch sei erledigt und vorbei. Nur behutsam jetzt und legitime. Alles legitime. Das Testament gebe Handhaben. Ähnlich argumentierte Pater Florian, doch bestimmter und minder furchtsam. Die rasche Phantasie des Kapuziners spann an einer luftigen Kette. Er, der staatskluge Mann, als Beichtiger der regierenden Herzogin, an dieser vielleicht wichtigsten, aussichtshellsten Stelle im Reich. Er träumte sich schon, während er leise, vorsichtige Worte setzte, als deutschen Richelieu oder Mazarin. Aber Manie Auguste war, während ihr pastellfarbener, kleiner Eidechsenkopf aufmerksam zu lauschen schien, sehr abwesend, sie dachte an Karl Alexander, an das Negligè, an den zu bestellenden Witwenschleiermann, der konnte das sehr pikant und kleidsam machen, selbst die hässliche Herzogin von Angoulme hätte gut darin ausgesehen – und nachdem die Herren höchst positive Vorschläge gemacht hatten, sagte sie unvermittelt mit kleiner, wichtiger Stimme: „Que faire, messieurs? Que faire?“

Der engere Ausschuss des Parlaments trat noch in der Nacht zusammen; auch anderen Parlamentariern konnte man es nicht verwehren, an der Sitzung teilzunehmen. Dieser wichtig sich gehabende Jubel, dieses Machtgespreiz. Die Herren taten so, als sei der Tod des Herzogs ihr persönliches Verdienst, als hätten sie umsichtig und staatsklug diese einfachste Lösung der Krise herbeigeführt. Schon war die Freude über die Errettung verdrängt von dickem Besitz–, Macht–, Rachegefühl. Ho! Jetzt war man obenauf! Ho! Jetzt wird man heimzahlen, dem Juden, den Ketzern, allen, vor denen man hat kuschen müssen. Es war klar, daß der Herzog Rudolf von Neuenstadt Obervormund des kleinen Herzog–

Nachfolgers werden musste, wie immer das Testament Karl Alexanders lauten mochte. Auf den konnte man sich verlassen. Der war guter Protestant und von ihrer Partei. Noch morgen wird man ihn beschicken. Und noch heute, heute nacht noch wird man den Ketzern und Landverderbern und Judenzern zum Tanz aufspielen. Ans Militär wagte man sich nicht heran; aber was an Zivil von der Süßischen Partei in Stuttgart, nicht in Ludwigsburg, war, packte man noch in derselbiger Nacht. Es war ähnlich wie nach dem Tode Eberhard Ludwigs beim Sturze der Grävenizischen. Die Büttel und Gerichtsdiener gingen herum, verhafteten, schleppten die Gestürzten, schief Blickenden, wild Fluchenden, giftig Schimpfenden, verächtlich Bettelnden und Lamentierenden durch das gaffende, höhnende, jubelnde Volk auf die Wache. In Haft die Bühler, Mez, Hallwachs, in Haft die Lamprechts, Knab, ja selbst der Hofkanzler Scheffer. Knirschend schaute Remchingen zu. Ausdrückliche Order der Herzogin verbot ihm, einzuschreiten. Aber sollen sie sich nur ans Militär wagen! Einen einzigen von seinen Offizieren sollen sie anlangen mit ihren stinkigen Pöbelfingern! Dann ist er nicht mehr zu halten, dann haut er drein! Doch in weitem Bogen gingen die Beauftragten der Landschaft um die Militärs herum. Von einem, merkwürdigerweise, sprach man in Stuttgart nicht oder nur leise, ihn streifend, den Namen nicht nennend. Und doch war der eine der letzte Untergrund all ihrer Gedanken, heimliche Hoffnung der Herzogin und der Militärs, heimliche Furcht des Parlaments und der Bürger. Was tat Süß? Wo setzte er an? Wird er angreifen? Oder wie, der Aalglatte, Teufelsgewandte, sich verteidigen? Er war in Ludwigsburg, man hatte keinen Buchstab Nachricht von ihm, keine Depesche, nichts. Der erste Schimmer des Tages graute herauf, ein warmer, regnichter Märzmorgen. Man war todmüde und zerschlagen nach der wirren Nacht mit ihrem Auf und Ab, streckte sich aufs Lager. Und noch immer keine Depesche von dem Juden. Es war hinterhältig, rücksichtslos, gemein. In die ersten Träume hinein glitt den verbissen Wütenden um die Herzogin, den triumphierenden Parlamentariern, den Gestürzten, Verhafteten dumpf Furcht und Hoffnung: Was tat Süß?

41.

In Ludwigsburg diktierte der Doktor Wendelin Breyer den ärztlichen Befund. Zusammen mit den Kollegen Georg Burkhard Segen und Ludwig Friedrich Bilfinger hatte er die Leichenöffnung vorgenommen. Alle drei hatten die Leibärzte, während sie an der Leiche herumschnitten, die gleichen Gedanken: Ei du! Jetzt liegst du fein still, stößt nicht mit dem Fuß, schmeißt mir keine Medizinflasche an den Kopf. Aber ihre Mienen blieben ernsthaft und voll gravitätischer Trauer, wie es Wissenschaftlern ziemt. Und jetzt diktierte der Doktor Wendelin Breyer mit seiner hohlen Stimme und mit großen, flatterigen Bewegungen das umständliche und gewissenhafte Judicium medicochirurgicum, den Befund des Kollegiums. „Aus diesem Viso reperto", diktierte er, „erhellet genugsam, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht nicht an einem Schlagfluss, nicht an einer Inflammation oder Gar graena, nicht an einem Blutsturz, auch nicht an einem Polypo etc., sondern an einem Steckfluss verschieden und in dem Blut recht ersticket ist. Zu dieser so schnellen Veränderung hat ohne allen Zweifel Gelegenheit gegeben einesteils der ehemals öfter rekurierte, letzthin aber allzu heftig ausgebrochene Spasmus diaphragmatis etc. und der große, das Zwerchfell über sich pressende, mit vielen Blähungen angefüllte Magen, andernteils aber die ad stagnationem sanguinis plenaniam, ob atoniam et debilitatem connatam (allermaßen die betrübte Erfahrung nur allzu deutlich zeigt, daß die meisten Durchlauchtigen Fürsten vom Haus Württemberg an Brustzuständen dahingehen) ohnehin disponierte Pulmones."

In Stuttgart wurde unterdes, schon am Tag nach dem Tode Karl Alexanders, sein Testament eröffnet. Das Testament setzte in seiner ursprünglichen Fassung die Herzogin zusammen mit dem Herzog Karl Rudolf von Neuenstadt als Vormünder ein. Ein späteres, von den Geheimräten Fichtel und Raab veranlasstes Kodizill bestimmte indes den Erzbischof von Würzburg als Mitvormund, ein zweiter, von Karl Alexander erst kurz vor seinem Tod unterschriebener

Zusatz stattete den Bischof mit besonderer Machtvollkommenheit aus.

Sogleich fuhr eine Deputation des Elfer–Ausschusses nach dem stillen Neuenstadt zu Herzog Karl Rudolf, ihn um sofortige Übernahme der Regentschaft untertänigst zu bitten. Karl Rudolf war ein karger, hochbetagter Herr. Er hatte in Tübingen studiert, in jungen Jahren schon die Welt von allen Seiten berochen, war in der Schweiz, in Frankreich, England, in den Niederlanden gewesen. Er hatte dann venezianische Dienste genommen, in Morea gefochten, sich bei der Belagerung von Negroponte groß ausgezeichnet. Hatte als Freiwilliger in Irland gekämpft, im spanischen Erbfolgekrieg die zwölftausend dänischen Söldner geführt, den blutigen Sieg bei Ramillies hatte er entschieden. Prinz Eugen und Marlborough schätzten ihn hoch, sein Name glänzte unter den Heerführern Europas. Plötzlich dann, als durch den Tod seines Bruders ihm die Württembergisch–Neuenstädtischen Apanage-Güter zufielen, legte der Fünfzigjährige alle Kriegsstellen nieder, zog sich in die kleine Stadt zurück, lebte als Bauer, als strenger, gewissenhafter Hausvater seines kleinen Volkes.

Er hatte keinen Verkehr mit Karl Alexander gehabt. Der prächtige Fürst mit seinem üppigen Hof, seinem frechen, gaunerischen Juden war ihm tief zuwider. Er war ein strenger, karger Herr und nun über siebzig. Er liebte seine kleine, versponnene, umblühte Stadt; sprach man von Marie Auguste, der Ketzerin, der frivolen Liebhaberin von Putz und Komödianten, verzog er sauer und angeekelt die harten Lippen. Er war klein, dürr, etwas schief, sein Wort von militärischer Kürze, seine Kleidung und sein Hofhalt streng geregelt, sauber, schäbig. Er sagte: Pflicht! Er sagte: Gerechtigkeit! Er sagte: Autorität! Er war trotz seines Alters ein starker Arbeiter.

Er hörte die Stuttgarter Herren schweigend an, ließ sie ihre umständlichen Sätze zu Ende reden und wiederholen und schwieg noch immer. Er war sehr betagt, er wäre gern seine wenigen Jahre noch in seiner kleinen, umblühten Stadt geblieben, hätte, ein alter Bauer, seine Felder inspiziert und seine Weinberge und die einzelnen seiner Untertanen beaufsichtigt, wie sie ihre Kinder hielten und ihr Vieh. Nun legte Gott ihm alten Mann diese harte Arbeit auf, das verlotterte Land zu säubern und auszumisten, sich vor seinem Sterben noch mit Kaiser und Reich herumzuschlagen, sich mit dem fetten, schlauen Jesuiten von Würzburg abzuärgern. Gott

kommandierte; er war Soldat und kannte Subordination, hielt Disziplin, fügte sich. Er sagte den Stuttgartern, er nehme die Verweserschaft an, doch unter dem Beding, daß kein zweiter Vormund neben ihm sei, die Herzogin nicht, die Katholikin, die Regensburgerin, und gar erst nicht der Jesuit, der Würzburger. Er sagte, er werde schon anderntags in die Residenz kommen. Sehr vergnügt fuhren die Stuttgarter zurück. Das war der Mann, den sie brauchten. Der wird mit dem Remchingen fertig werden und auch mit dem Juden, von dem man, seltsamerweise, noch immer nichts hörte.

Remchingen schlug sogleich wild um sich. Er hasste den dürren Neuenstädter von je, hatte sich öfters lustig gemacht über den Filz und Kleinkrämer. Jetzt stützte er sich auf das Kodizill des Testaments, auf die Vollmachten des Fürstbischofs von Würzburg, auf die Truppen, die ihm ergeben waren. Er verweigerte dem Herzog-Verweser die Handtreue, nahm von ihm keine Parole an, verbot beides auch seinen Untergebenen, vereidigte sie auf Karl Alexanders Testament. Um die Armee gegen Karl Rudolf aufzureizen, sprengte er aus, der neue Herr gehe mit dem Parlament auf eine Verringerung des Heeres aus, große Entlassungen stünden bevor.

Unter solchen Umständen zog Karl Rudolf still und karg in Stuttgart ein, bezog Wohnung in einem Nebenflügel des Schlosses, wollte der Herzogin-Witwe seine Aufwartung machen, die nahm ihn nicht an. Er kümmerte sich nicht darum, saß, der Einundsiebzigjährige, andern Morgens schon um sechs Uhr, wie er es gewohnt war, bei der Arbeit. Er mistete, zunächst in der Hauptstadt, rücksichtslos aus, alle unzuverlässigen Beamten wurden entlassen, ihre Papiere beschlagnahmt, viele verhaftet. Die Mehrzahl der Führer der katholischen Partei war bereits geflohen. Im Volk verhöhnte man laut und allenthalben den toten Herzog, der noch nicht unter der Erde lag, die Herzogin-Witwe, die grollend und zappelig und machtlos in ihren Zimmern saß. Der Herzog-Verweser ließe strenge Ordens ausgehen, die solche Äußerungen verboten. Er sagte: Pflicht! Er sagte: Gerechtigkeit! Er sagte Autorität! Mit anderen wurde auch der Konditor Benz, der das poetische Transparent mit dem Herzog und dem Teufel fabriziert hatte, infolge solcher Orders drei Tage auf die Bürgerwache gesetzt. Hierbei holte sich der schweinsäugige Mann eine starke Influenza. Wieder in seinem Haus, musste er sich ins Bett legen, er trank allerlei Tee, bald

wusste man, er wird nicht mehr aufkommen. An seinem Lager standen seine Freunde aus dem Blauen Bock. Er feixte schief: „Unterm vorletzten Herzog regierte eine Hur, unterm letzten ein Jud, witert jetzigen ein Narr.“ Er tobte gräßlich, als er starb, spie scheusälige, kotige Flüche vor sich. Im Böck sagten sie, der Ketzerherzog und sein Jud seien jetzt auch am Tod dieses guten Bürgers schuld.

Manie Auguste arbeitete mit Remchingen wild und fahrig gegen Karl Rudolf und das Parlament. Es schmeichelte ihr, sich als große Frau bewundern zu lassen. Die erste Dame Deutschlands war sie lange genug gewesen, jetzt reizte es sie, ein weibliches Gegenspiel zu dem jungen Preußenkönig zu werden, der eben den Thron bestieg. Ei, sie wird der katholische Widerpart dieses großen Protestanten sein. Hatte sie nicht den Kaiser, Kurbayern, ihren Vater, ja selbst Frankreich für sich? Sie sollte, die kluge, mondäne Frau, es nicht aufnehmen können mit diesem alten Kracher und Bauern und versauerten Trottel und Tappergreis, dem frechen Usurpator Karl Rudolf? Zusammen mit Remchingen, ihrem Kapuzinerpater Florian und ihrem Bibliothekar Hophan, den sie für einen großen Politikus ästimierte, spann sie unzählige, kleine, kindische Intrigen, schmollend, wenn etwas nicht sogleich gelang. Tausend Depeschen liefen, nach Wien, nach Würzburg, nach Brüssel zu ihrem Vater. Als trauernde Witwe zeigte sie sich dem Hof und dem Land, sehr ziervoll der kleine, langäugige, blasse Kopf in dem schwarzen Pomp. Ihr Söhnchen, den Herzog, ließ sie aus Brüssel kommen, wies die fürstliche Waise, das Kind mit den strahlend großen Augen, dem gerührten Volk.

Aber Karl Rudolf, der alte Soldat, ließ sich nicht irremachen. Er veröffentlichte eine Erklärung, er denke nicht daran, die Armee zu verringern, veranlasste auch das Parlament zu einer ähnlichen Kundgebung. Tags darauf stellte er die Truppen unter den Oberbefehl des Generals von Gaisberg, diktierte dem schäumenden Remchingen Hausarrest, stellte Wachen vor seine Tür. Dies war kühn, es konnte Blutvergießen, Krieg, bewaffneten Widerstand von innen und von außen zur Folge haben, alles verderben oder alles retten. Es verdarb nichts. Die Truppen und mit ihnen das Land fügten sich, huldigten dem Herzog-Administrator.

Der Kaiser zögerte mit der Bestätigung dieser gewaltsamen Regelung. Die Jesuiten der Herzogin drängten darauf, daß der Wiener Hof Karl Alexanders letztes Testament für rechtsgültig

erkläre, den Fürstbischof und die Herzogin als Vormünder sanktioniere. Der Fürstbischof selber reklamierte, protestierte in eigenhändigen Briefen an den Kaiser. Aber Karl Rudolf saß, nach der Ausschaltung Remchingens, fest im Besitz der Macht, war ohne Krieg, den niemand wollte, nicht zu beseitigen. Die Proteste, Reklamationen blieben platonisch. Der kluge Würzburger hatte anderes wohl auch nicht erwartet. Er ließ seine Maschinerie ohne inneren Schwung arbeiten, nur um das Gesicht zu wahren. Er hörte den Vortrag seines höllisch schlauen, unscheinbaren Rates Fichtel. Er pflichtete ihm durchaus bei. Hier war für jetzt mit Gewalt gar nichts auszurichten. Die Kirche hatte Zeit, die Kirche arbeitete auf lange Sicht. Es galt, nun auf den jungen Herzog zu rechnen, ihn fest im katholischen Glauben zu erziehen; er freilich, der Bischof, wird diese Frucht nicht mehr reifen sehen. Im übrigen, armer Karl Alexander! Guter, fester, angenehmer Freund! Requiescas in pace. Er wird selber Messen für ihn lesen. Was im Augenblick zu tun blieb, war nur, auf gute Manier aus der württembergischen Affäre herauszukommen, unkompromittiert.

Unterdes hatte der alte Regent die Armee durch seine soldatische Art ganz fest in die Hand bekommen, er verschärfte jetzt die Haft des Generals Remchingen, ließ ihn mit seinem Adjutanten, dem Hauptmann Gerhard, auf den Asperg schaffen. Diese Behandlung ihres lieben, wichtigsten Helfers riss Manie Auguste aus ihrer stolzen Reserve gegen den Herzog-Vormünder. Sie bequemte sich, Karl Rudolf um eine Unterredung zu ersuchen. Der alte Herr erschien ohne Zeremonien, stand schäbig, schlottericht, dörfisch, schief vor der geschmückten, mit allen Mitteln moderner Kosmetik hergerichteten, lieblich duftenden Dame. Er war allein; sie hatte ihren Paten Florian bei sich, den Beichtiger, und ihren Bibliothekar Franz Josef Hophan, den Politikus, einen jungen, katzenhaft sanften, literarischen, modisch gekleideten Menschen; er war nach dem Fall Remchingens neben dem Kapuziner ihr vertrautester Berater. Karl Rudolf beäugte kalt und vorsichtig das unsympathische dreiblättrige Unkraut, das leider Gottes den guten Garten Württemberg so betrübt überwucherte. Manie Auguste ihrerseits beschaute hochmütig und leicht amüsiert den schäbigen, dürftigen, kleinen Soldaten, der sicherlich die raffinierte Manier ihres Trauerkleides nicht zu würdigen wusste. Stumm hörte Karl Rudolf ihre vielen Beschwerden an. Seine Stummheit reizte sie, sie wurde hastiger, zählte neben Bedeutsamem lächerliche Kindereien auf, verhaspelte sich; ihre

Beiständer mussten ihre Reden wieder ins rechte Garn bringen. Verächtlich und angewidert hörte Karl Rudolf zu, wie sie, gewöhnlich am falschen Ort, mit wichtigem Gehabe juristische Fachworte gebrauchte. Die heiligen Begriffe Verfassung, bürgerliche Freiheiten, schienen ihm profaniert in diesem kleinen, törichten, dirnenhaften Mund. Er antwortete kurz, behutsam, grob, griff geschickt auf, was sie Unsinniges gesagt hatte, die Einwände und Korrekturen des Kapuziners und des feinen Bibliothekars überhörte er hart und verächtlich; er hatte, der Fürst, nur mit der Fürstin zu tun. Er schalt Manie Auguste, sie sei übel beraten und es stehe ihrer Dignität nicht an, Remchingen, den schlechten, landesverräterischen Mann, zu verteidigen. In allen kleinen Etikettefragen, die sie groß und wichtig vorgebracht hatte, versprach er ungesäumte Abhilfe, um so fester bestand er auf allem politisch wirklich Wichtigen. Der Kapuziner und der Bibliothekar rangen die Hände, wie die Herzogin triumphierend diese kleinen Konzessionen einstrich, um dem schlauen, groben Usurpator dafür alles Wesentliche preiszugeben. Der Herzog kam erstaunt und befriedigt zu der Überzeugung, Marie Auguste sei gar keine große Babel, sondern eine Gans, und die Herzogin nahm erstaunt und befriedigt wahr, Karl Rudolf war eigentlich gar kein stiernackiger, bäurisch zäher Usurpator, sondern schlechthin ein Esel. Auf Grund solcher Erkenntnis trennten sich die beiden fast mit einem gewissen überlegenen und verächtlichen Wohlwollen.

Es kam natürlich auch späterhin noch zu zahlreichen kleinen Streitereien. Doch der Herzog-Administrator war durch diese einzige Entrevue sich hinreichend klar geworden über die einzuschlagende Politik. Wollte er von Marie Auguste ein ernstliches Zugeständnis in Verwaltungsfragen erreichen, so kränkte er sie in Dingen der Etikette. Stritt ihr etwa einen Titel ab, schickte ihr einen Subalternoffizier statt des bisherigen Stabsoffiziers als Wache, schikanierte ihren Liebling, den feinen, modischen Bibliothekar. Reklamierte sie, so verlangte er mit Erfolg als Kompensation für die Abstellung solcher Misslichkeit Konzessionen in politischen Fragen. Zu einem ernsthaften Streit kam es anlässlich der Vorbereitungen zu Karl Alexanders Leichenbegängnis. Marie Auguste freute sich durch zwei Monate darauf, bei diesem Anlass als die schönste und mondänste Witwe des Reichs, als die vielumstrittene große Fürstin, auf die Rom und die ganze katholische Welt ihre Hoffnung setzten, vor den Augen Europas zu paradieren. Allein der Herzog-

Administrator verbot als aufreizend die Ausübung katholischer Riten bei der Bestattung; die katholischen Fürsten und Herren drohten daraufhin der Feier fernzubleiben, Marie Auguste ärgerte sich krank und alt vor Wut. Der Kaiser musste durch persönliches Handschreiben Karl Rudolf zur Nachgiebigkeit bringen. Die Trauerfeier wurde dann auch mit ungeheurem Gepräng vollzogen. Die endlosen Reihen der Trauerwagen, Kerzenträger, Gugelmänner, die schwarze Gala der Fürsten und Herren, Beamten, Livree. Der stundenlange Aufmarsch der Truppen. Die Glocken, Reden, Gesänge, Ehrensalven für den Toten. Und viele tausend bewundernde, begehrliche, heiße Augen auf der wunderschönen Herzogin-Witwe. Dünnstielig und geschmeidig über dem weiten schwarzen Brokat des Rockes die Taille; unwahrscheinlich weiß und edel Gelenk und Hände aus den schwarzen Spitzen der Ärmel heraus; kein Schmuck außer Stern und Kreuz des päpstlichen Ordens und eine Kette von sechzehn erlesenen schwarzen Perlen. Der Witwenschleier so gesetzt, daß sein Schwarz stumpf blieb vor dem strahlenden Schwarz des Haares. Der kleine Eidechsenkopf, klarstirnig, von der Farbe alten edlen Marmors, äugte bei aller fernen Hoheit ziervoll und begierdenerweckend. So sonnte sich Marie Auguste in Trauer und großem Glanz. Es war übrigens ein leerer Prunksarg, für den die Glocken läuteten, die Reden klangen, die Gesänge feierlich hochstiegen, die Salven der Geschütze krachten. Der tote Karl Alexander war während des Streites seiner Witwe mit dem Herzog-Vormünder trotz der Balsamierungskünste seiner Ärzte so zerwest und stinkend geworden, daß man ihn lange vor der offiziellen Trauerfeier in aller Stille in der neuen Gruft von Ludwigsburg hatte beisetzen müssen.

Die Diplomaten und Militärs, die in Ludwigsburg vom Tod Karl Alexanders überrascht worden waren, blieben zunächst sehr still und abwartend. In der Person des verhafteten Süß hatten sie für alle Fälle einen Beweis ihrer staatstreuen Gesinnung. Schon nach wenigen Tagen war auch den Schwerfälligen klar, daß die Verfassungspartei selbstverständliche Siegerin bleiben musste, und daß an Militärrevolte und katholisches Projekt nicht mehr zu denken war. Sie stellten sich also auf den Boden der Tatsachen. Sie hatten an gewaltsamen Umsturz nie gedacht, alle ihre Maßnahmen waren natürlich immer im Rahmen der Verfassung und unter Voraussetzung parlamentarischer Billigung geplant gewesen. Es gab einen einzigen Verbrecher und Gewaltmenschen, Urheber alles Schlechten, Hebel

allen Unheils, Ratgeber allen Übels, der den guten Fürsten verleitet und alle seine edlen Pläne ins Gegenteil verkehrt hatte, Landverderber und Schelm und Schurken, einen einzigen, den Juden. Und wie rein und staatstreu man sich selber fühlte, erhellte daraus, daß man den Juden nicht hatte entwischen lassen, daß man ihn sogleich gepackt hatte.

Nun war ja die Verhaftung des Süß eigentlich sehr einfach gewesen und nicht gerade sehr glorios und dem Prestige der Herren förderlich. Man musste also die simple Manier, wie man in Ludwigsburg seiner habhaft geworden, ein weniges ausstaffieren und nobler und romantischer machen. Durch Stuttgart ließ man das Gerücht wispern, schon ward es lauter, war Gewissheit, Süß habe sich gleich nach dem Tode des Herzogs aus Ludwigsburg fortgestohlen, sich in die Hauptstadt in sein Haus geschlichen, sich dort verborgen gehalten, schließlich unter Mitnahme von Preziosen und belastenden Papieren ins Ausland zu fliehen versucht. Aber die braven Offiziere, voran der wackere Major Röder, der Biedermann und gute Protestant, den die ganze Stadt liebte und ehrte, hatten Aufenthalt und Flucht des Kujonen gerade noch rechtzeitig ausgespäht. Man erzählte genaue Einzelheiten. Süß habe sich durch die Weinberge geschlichen, sei auf der hintern Kriegsbergstraße schon eine gute Strecke weit entkommen. Da aber hatte der Major Röder seine besten Stadtreiter genommen – sogar die Namen wusste man, Guckenberger, Trefts, Weis, Mann, Meier – und so zu sechsen seien sie ihm nachgebraust. Auf der Kornwestheimer Höhe hätten sie den Flüchtling eingeholt. Mit gespannter Pistole habe der wackere Röder ihm sein Halt! entgegen. gedonnert. Nichts habe dem Juden seine Unverschämtheit, sein Geschrei und seine Drohungen geholfen. Die wackeren Stadtreiter hätten seinen Wagen gewendet, und jetzt, jetzt gleich werden sie ihn über die Galgensteige durch das Ludwigsburger Tor einbringen. Eine festlich grölende Menge erwartete die Kutsche mit dem Häftling. Derbe Witze, frohe Erregung, Lausbuben hoch auf den Bäumen, auf den Vorsprüngen des Tors. In dem Wirtshaus zum Grünen Baum, hart am Tor, saß mit anderen wohlhabenden Bürgersöhnen der junge Langefass, ein aufgeräumter, fetter Bursch, sehr blond, rotes Gesicht mit blauen, Meinen Augen. Der bewirtete seine Kumpane mit altem Uhlbacher, scherzte lärmend mit den Mädchen, es war eine lustige Gesellschaft, angeregt wie beim letzten Karneval. Als endlich unter gellendem Geschrei die Kutsche mit Süß das Tor passierte, von Röder und

seinen Reitern eskortiert, stürzten sich etliche vom Tisch des jungen Langefass auf den Wagen, rissen den Gefangenen heraus, stauchten ihn hin und her, pufften ihn, schlugen ihn, stießen ihn, zerrten ihn. Der junge Langefass ließ derweilen den Major Röder hochleben, der nahm das Glas an, tat schmunzelnd Bescheid, während das Volk den Juden verprügelte. Süß benahm sich übrigens keineswegs geduckt und ängstlich, er hieb kräftig zurück, einem Knirps, der sich in seine Wade verbiss, gab er eine Maulschelle, daß der Junge unter die Beine der Nachdrängenden kollerte; auch erwiderte er kräftig die Flüche und Beschimpfungen seiner Angreifer. Es war keine fanatische, sondern eine sachliche, saftige Rauferei. Aber schließlich wäre der Jude, trotzdem es dem Volk eine im Grund harmlose Angelegenheit war, aus purem Gaudium totgeschlagen worden, wenn nicht Stadtgrenadiere dazugekommen wären und ihn mit Hilfe der Stadtreiter dem Volk entrissen hätten. Erschöpft und atemlos hockte er im Wagen, zerrauft und zerrissen, voll Schmutz und Blut. Der junge Langefass, der ein Spaßvogel war und deshalb bei den Frauen sehr beliebt, hatte witzigerweise die Perücke aufgehoben, die dem Juden bei dem Geraufe entfallen war, und trug sie zum allgemeinen Ergötzen auf seinem Stöckchen voraus. So fuhr unter Kreischen und Jubel Süß auf den Markt in das Herrenhaus. Da dieser ihm entzogen war, fing sich der Pöbel unter Anleitung des jungen Herrn Langefass die anderen Juden zusammen und trieb seine Kurzweil mit ihnen. Besonderen Spaß machte es, einem alten Juden, der sich verzweifelt wehrte, das grauweiße Haar und den Bart auszurupfen, wobei Langefass unter dröhnendem Beifall etliches Witzige über Läuse von sich gab. Ein junges, zitterndes, nicht hübsches Mädchen, eine gewisse Jentel Hirsch, wurde unter vielem Gewieher nackt ausgezogen und nach Flöhen abgesucht. Alle Stuttgarter Juden, vom Greis zum Säugling, wurden auf solche Art von dem geschäftigen Pöbel zusammengefangen und unter einer riesigen Eskorte von Straßenjungen, unter Stein- und Kotwürfen, dem Stadtvogt überstellt. Zwei Prager Juden kamen just während dieser Vorgänge mit Eilpost an, um mit dem allvermögenden Finanzdirektor gewisse Bankgeschäfte zu regeln. Sie waren nicht sehr vertraut mit schwäbischer Politik, sie hatten insbesondere keine Ahnung, wieso das katholische Projekt mit ihren Landbankgeschäften zusammenhing; sie wussten nur, daß Süß der mächtigste Jud Europas war und daß die Judenheit Württembergs besonderen Schutz genoss. So mehr waren sie erstaunt, als sie, kaum

dem Postwagen entstiegen, gepackt, geschüttelt, geprügelt, in Verhaft gebracht wurden, und als sie hörten, in welchen jämmerlichen Zustand der großmächtige Finanzdirektor gestürzt war. Es kamen übrigens bei diesen Verfolgungen verschiedene Juden ums Leben, darunter drei Frankfurter Schutzjuden, weshalb die freie Reichsstadt bei der württembergischen Regierung energische Klage führte. Der Herzog-Administrator sagte denn auch: Pflicht! Autorität! Gerechtigkeit! und setzte drei von den Schuldigen für zwei Tage auf die Wache.

Ein rascher Poet brachte die Gefangennahme des Süß in eingängige Reime. Bald flog seine Dichtung durch Stuttgart und durchs ganze Land; insbesondere zwei Verse wurden allenthalben zitiert und prägten sich jung und alt fürs Leben ein: „Da sprach der Herr von Röder: / Halt! oder stirb entweder!“ Die Popularität des Majors Röder hatte überhaupt durch die umsichtige Art, wie er die Flucht des arglistigen und gottlosen hebräischen Landverderbers verhindert hatte, womöglich noch zugenommen, und wo er mit seinem harten Mund, seiner niederen Stirn, seiner knarrenden Stimme auftauchte, brachten ihm begeisterte Bürger Ovationen. Am Tage, an dem Süß nach Stuttgart eingebracht wurde, versuchte man auch sein Palais in der Seestraße zu stürmen und zu plündern. Führerin bei diesem Unternehmen war die Sophie Fischerin, die Tochter des Expeditionsrats, frühere Mätresse des Süß. Die träge, schöne, üppige Person hatte sich seltsam verändert. Sie schrie, glühte, arbeitete sich ab, dicke, blonde Strähnen zottelten ihr, Schweiß troff ihr übers Gesicht. Die Häuser der anderen Juden waren schutzlos geblieben, und manches gute Stück Hausrat, auch Schmuck und bares Geld, kam bei diesem Anlass unter die Leute. Das Haus des Süß hingegen war durch ein starkes Militäraufgebot geschützt, Nicklas Pfäffle hatte rechtzeitig Vorsorge getroffen. Noch ein anderer hatte sich kräftig und mit Erfolg um den Schutz des Hauses bemüht, Dom Bartelemi Pancorbo. Als Regierungskommissar erschien er mit Polizei und Militär und beschlagnahmte Haus und Habe. Geleitet von Nicklas Pfäffle schlurrte er langsam durch die weiten, glänzenden, sehr geordneten Räume, äugte aus entfleischtem, blaurotem Kopf in alle Winkel. Verächtlich ging er vorbei an edlen Teppichen, Möbeln, Bildern, Nippes. Gerade von den kostbaren Steinen, nach denen sein Herz und seine Finger hungerten, war nichts da. Behutsam und misstrauisch forschte er Nicklas Pfäffle aus; unbewegt, phlegmatisch antwortete der blasse,

fette Mensch. Der Portugiese wurde drohend, aber seine modrige Stimme glitt wirkungslos ab an dem Gleichmut des Sekretärs. Schließlich verhaftete man Nicklas Pfäffle, forschte ihn peinlich aus, durchschnüffelte seine Korrespondenz. Man fand nichts und musste den langsamen, schweigsamen, unbewegten Burschen bald wieder freilassen.

Süß würde zunächst auf die Festung Hohenneuffen gebracht und dort nicht schlecht gehalten. Er wurde auf eigene Kosten reichlich und nach seinem Geschmack verpflegt, durfte Besuch empfangen, sich nach Belieben Garderobe und Hausrat bringen lassen. Er machte von diesen Freiheiten nicht übermäßigen Gebrauch. Er war gern und viel allein. Dann ging er wohl auf und ab, vergnügt, schmunzelnd fast, unmelodisch vor sich hinbrummend, den Kopf geruhsam listig hin und her wiegend wie ein alter Kaftanjude. Ei, wie war es gut und lieblich, in Ruhe zu sein und zuzuschauen. Rings um ihn zappelten sie sich ab. Die einen zappelten sich ab, um ihn möglichst tief zu ducken und einzutauchen, er selber zappelte, um ihnen zu entwischen, wieder an die Luft zu kommen. Hoho! Mochten sie zupacken, mochten sie ihn fangen! Die Narren die! Sie wussten nicht, daß das gar nicht er selber war, der da zappelte, den sie haschen wollten. Daß das der alte Süß war, der törichte, unwissende Süß, der noch nicht gelernt und erkannt hatte. Der wirkliche Süß, der neue Süß, hoho! – er lachte in einem wilden, hohnvollen Behagen – der war jenseits aller Lebenszappelei, den fing kein Herzog, kein Kaiser, kein Gericht.

So hatte es die Kommission nicht eben leicht, die konstituiert war, um die vielen arglistigen, gottlosen, landesverderblichen Gewalttaten und Streiche zu untersuchen, die Josef Süß Oppenheimer, Jud und gewester Finanzienrat, mit seinen Genossen verübt hatte. Es war eine gewichtige Untersuchungskommission. An ihrer Spitze stand der Geheimrat von Gaisberg, Bruder des Generals, ein im Grunde träger Mann, der allen Dingen mit einer gewissen jovialen Barschheit beizukommen suchte; Beisitzer waren der Geheimrat von Pflug, ein hagerer, bitterer, hochmütiger Herr, angefüllt von Haß und Ekel gegen die Juden, die Professoren Harpprecht und Schöpf, die Regierungsräte Faber, Dann, Renz, Jäger, strebsame, karrierebeflissene Beamte in mittleren Jahren; Sekretäre waren der Assessor Bardili und der Aktuarius Gabler. Es bestand für diese Kommission kein Zweifel, daß Süß eine ganze Reihe todeswürdiger Verbrechen begangen hatte. Aber es zeigte sich

bald, daß man ihm streng juristisch wenig anhaben konnte. Die Hauptschwierigkeit, ihn nach den Gesetzen zu verurteilen, lag darin, daß er nicht vereidigter Beamter, ja nicht einmal Staatsuntertan war. Er hatte lediglich unter dem Titel eines Geheimen Finanzienrates völlig als Privatperson dem Herzog Ratschläge erteilt. Wenn die vereidigten Minister und Räte diese verderberischen Projekte ausführten, so waren sie die Hochverräter, nicht er. So verzettelte sich die Untersuchung in der Prüfung von tausend Einzelheiten, aus denen man die Möglichkeit der Verurteilung zu konstruieren suchte. Man verzögerte die Inquisition, schleppte sie endlos hin. Warum auch sollten die Richter Eile haben? Man fühlte sich so angenehm wichtig in dieser Untersuchungskommission. Alle Bekannten fragten einen: „Nun, was habt ihr wieder Neues aus dem Juden herausgekriegt?“ Es waren gewissermaßen die Augen des ganzen schwäbischen Kreises auf einen gerichtet. Dann war auch die Teilnahme an der Kommission mit sehr hohen Extrabezügen verbunden, die natürlich aus dem beschlagnahmten Vermögen des Angeklagten bezahlt wurden. Vor allem den strebsamen Beamten in mittleren Jahren kamen diese Sondereinnahmen sehr gelegen. Die Herren verhörten Süß bald einzeln, bald in korporativen Sitzungen. Man inquirierte auf Münzverbrechen, Majestätsverbrechen, Hochverrat. Der biedere, streng rechtliche Professor Harpprecht, überzeugt, daß Süß ein Schuft, aber im Sinn des Gesetzes nicht schuldig sei, angewidert von dem Bestreben, den Juden haftbar zu machen für Verbrechen, für die andere rechtlich einzustehen hatten, zog sich bald zurück, beschränkte sich darauf, die Akten zu begutachten; sein Kollege, der Professor Schöpf, folgte ihm. Der Präsident der Kommission, der Geheimrat Gaisberg, kam allein zu Süß, haute ihm auf die Schulter, sagte in seiner barschen, jovialen Art: „Was macht Er uns und sich das Leben sauer, Jud? Daß Er auf dem Schinderkarren muß zur Hölle fahren, ist sicher. Nehm Er nicht zu viel Gepäck mit! Leg Er ein anständiges Geständnis ab!“ Süß lächelte, ging auf seinen Ton ein, meinte schließlich, höher als der Galgen sei, könnten sie ihn doch nicht hängen. Er spielte mit dem plumpen, gemütlichen Grobian, warf ihm Dinge hin, daß der schon glaubte zupacken zu können, entzog sich ihm wieder, höflich lächelnd, ließ ihn mit langhängender Zunge stehen. Auch die anderen versuchten, jeder für sich, ihr Glück an dem geschmeidigen Sünder. Sie besuchten ihn immer wieder, beschlichen ihn, redeten ihm gut zu, bedrohten ihn. Süß, aus seiner jenseitigen Sicherheit

heraus, trieb ein fast sportliches Spiel mit ihnen, voll mildspöttischer, kopfwiegender Überlegenheit. Wie aus einem andern Erdteil, wie aus einem späteren Säkulum schaute er seinem Prozess zu, amüsierte sich still über die Herren, ihre Besonderheiten, ihre Kniffe und Listen, ihn zu fangen. Die Armen! Wie sie sich abmühten, jagten, schwitzten! Wie sie schnüffelten, hetzten, besessen auf den Weg stierten, von dem sie glaubten, er führe hinauf. Karriere! Karriere! Und wie neugierig sie alle waren, und wie ganz fern und ohne einen Schimmer Lichtes sie ihn beschauten, wie ohne Gefühl sie ihn betasteten, ohne Witterung ihn berochen. Dabei war der eine oder andere guten Willens, gewann im Lauf der langen Untersuchung sogar ein gewisses Wohlwollen für den Mann, der sicher ein Spitzbub, aber mit seinem behenden Witz, seiner scharfen Geistigkeit etwas sehr Ungewohntes, Aufrüttelndes war. Mit fast zärtlichem Spott sah Süß, wie sogar die beiden Sekretäre kamen, jung, dumm, schlau, streberisch, ihr Glück und ihre Geschicklichkeit an ihm zu versuchen. Die Armen, Stumpfherzigen! Süß ließ sie an sich heraufklettern wie junge Hunde und streifte sie dann sanft und lässig wieder ab. Alle waren diese Männer mäßig begabt. Mäßig begabt von Haus aus war auch der Geheimrat Johann Christoph Pflug, der Treiber und Hebel der Untersuchungskommission. Doch ihm schärfte Judenhass den Witz, machte ihn spürsinnig. Wäre der ehemalige Süß in der Zelle gewesen, es hätte ihm die Seele zerfressen, wieviel tausend Nuancen der hagere, scharfe, bittere Herr erfand, ihn Ekel und Verachtung spüren zu lassen. Herr von Pflug atmete nur mit Überwindung den Dunstkreis des Juden, er fühlte leiblichen Widerwillen, Übelkeit, wenn er die Zelle betrat. Aber er hielt es für seine Pflicht, diesen Verkommenen, diesen schlechtesten der Menschen immer neu zu demütigen, seine Menschenwürde zu zerfetzen, in der Schmach dieses Halunken herumzustochern. Dass ihm dies nicht gelang, machte ihn elend, erschöpft verließ er die Zelle, um doch immer wiederzukommen. Süß schaute ihm höhnisch und mit Erbarmnis zu. Hätte der adelsstolze Herr erfahren, daß der verworfene Jud und Lump den Heydersdorff zum Vater hatte, den Feldmarschall und Baron, seine ganze Welt wäre zusammengestürzt.

Kein Advokat gab sich freiwillig dazu her, die Sache des Juden zu führen. Seine Verurteilung stand fest. Man gefährdete bei solchem Handel höchstens das eigene Weiterkommen. So musste das Gericht dem Angeklagten einen Verteidiger stellen. Die Kommission dotierte dieses Amt sehr reich, immer aus dem konfiszierten

Vermögen des Finanzdirektors, und betraute damit einen Mann aus den herrschenden Parlamentarierfamilien, den Hofgerichtsadvokaten Lizentiaten Michael Andreas Mögling. Der musste sich also nach Stuttgart setzen und die Verteidigungsschrift abfassen, wofür er ungewöhnlich hohe Diäten bezog. Man legte ihm nahe, er solle sich nicht anstrengen, alle Welt wusste, dass diese Verteidigungsaktion eine leere Geste war. Aber der Lizentiat Mögling, ein treuherziger Blonder mit rosigem, rundem, freundlich fettem Knabengesicht war ein redlicher Mensch, er ließ sich nichts schenken, nahm seine Sache verflucht ernst, lief, schwitzte, schrieb. Die Herren des Inquisitionsgerichts lächelten, wenn sie ihn sahen, der Jude selber lächelte. Man erschwerte dem guten Menschen seine Arbeit sehr. Wichtige Aktenstücke wurden ihm vorenthalten, die Protokolle der einzelnen Verhöre ihm geradezu verweigert. Während man sonst den Süß kaum hinderte, ungestört Besuche zu empfangen, wurde der arme Lizentiat sehr schikaniert, wenn er mit seinem Klienten schriftlich oder mündlich kommunizieren wollte. Er aber ließ es sich nicht anfechten, sondern tat redlich, beflissen und ohne Talent seine Advokatenpflicht.

Süß war noch immer auf dem Hohenneuffen, gut gehalten. Um ihn herum waren die Herren des Inquisitionsgerichts, mästeten Leib und Seele und Geldbeutel an ihm. Er aber saß still und befriedet, in einer sonderbaren, wachen Rast, er saß wie in Watte, man konnte nicht heran an ihn. Dies nagte vor allem an dem hageren, bitteren Herrn von Pflug. Man kam nicht weiter, die Untersuchung stockte, dieser Jud und Auswurf mokierte sich über einen. Er bat Herrn von Gaisberg, eine Plenarsitzung einzuberufen, er habe einen Antrag zu stellen. Die zehn Mitglieder der Kommission versammelten sich, sahen erwartungsvoll auf Herrn von Pflug. Der stand kantig schmal, geiernäsig, dünnlippig, mit trocken gierigen, harten Augen. Sagte, man habe bisher immer nur auf Majestätsverbrechen, Hochverrat, Münzfälschung inquiriert; es sei an der Zeit, die todeswürdigen Verbrechen zu untersuchen, die der Jud auf anderem Gebiet begangen habe. Das Reichskriminalgesetz bestrafe mit dem Tod den fleischlichen Umgang eines Juden mit einer Christin. Es sei aber männiglich bekannt, auf welch säuische Art der Inquisit christliche Jungfrauen defloriert, vornehme Damen und geringe Frauenspersonen profitiert habe. Es sei an der Reihe, die Untersuchung auch auf diesen Punkt auszudehnen. Unbehaglich schwiegen die Herren. Das war eine kitzlige Sache.

Wenn man hier hineinstocherte, wo endete das? Wen alles konnte man nicht kompromittieren, wenn man diese Affäre anschnitt? Es war ja sehr reizvoll, Vorhänge und Bettlaken zu lüpfen, am Wann und Wo und Wie und Vorn und Hinten sich zu erlustieren; schon malte sich auf den Gesichtern einzelner Herren eine leicht genierte Lüsternheit. Aber das ganze Römische Reich in diesen Sumpf schauen zu lassen, solche Courage wollte gut überlegt sein. Wer auch mochte wissen, wie viele Familien dahinein verstrickt waren, mit wem allem man sich im Lauf solcher Untersuchung verfeinden konnte. Es war eine sehr kitzlige Affäre. Sehr ferne von solchen Erwägungen erwiderte endlich Johann Daniel Harpprecht, er sei nicht der Meinung, dass diese hohe Kommission genötigt sei, in diesen Dreck und Schweinerei ihre Nase zu stecken. Wohl sei es ein betrübtes Ding, dass so viele christliche Jungfern und Frauen sich dem Juden prostituiert hätten. Aber nur für die Fleischessünden des gewesten Finanzdirektors hätte gewiss weder der Herzog-Administrator noch das Kabinett noch das Parlament ein Sondergericht eingesetzt. Diese Vergehungen des Süß hätten Fürsten und Land nicht gefährdet. Auch sei jenes Kriminalgesetz, das auf die leibliche Vermischung von Jud und Christ den Tod setze, zwar nicht formaliter auf gehoben, aber seit zwei Jahrhunderten praktisch nicht angewandt und somit außer Schwang und Übung. Ferners gebe er zu bedenken, daß nach solchem Gesetz nicht etwa allein der Jud, sondern auch die betroffenen Christinnen Strafe des Verbrennens leiden müssten. Man möge also, eh dass man in dieser Richtung prozediere, sich die Konsequenzen gut überlegen. Mit kaltem Fanatismus entgegnete der Geheimrat Pflug, er brauche den weisen und strengen Herren nicht zu sagen, daß sie nicht bestellt seien, hier Politik zu treiben, sondern das strenge Recht zu suchen. Hier gelte es nicht staatsklug zu sein, sondern nur, ohne Ansehen der Person, gerecht. Die anderen hatten mittlerweile das Für und Gegen weiter überdacht. Sie sahen sich an, erspähten prüfend heimliche Hintergedanken, geheimes Einverständnis einer im andern. Dehnte man die Untersuchung auf die Bettsünden des Juden aus, ei, den Ruf und das Schicksal wie vieler Frauen, wie vieler Familien würde man in die Hand kriegen. Man kannte Namen, es waren große, weitverzweigte Familien. Jedenfalls bedeutete solche Ausdehnung der Untersuchung für den einzelnen ungeheuren Zuwachs an Macht, Wichtigkeit, Einfluss. Man hing wie eine blitzschwangere Wolke über dem Land, konnte nach Gutdünken treffen und verschonen.

Und wie viele Heimlichkeiten wird man zu hören kriegen, die man für den Augenblick gar nicht zu nutzen braucht, die man aber nach Gutdünken später verwerten kann. Wie ein spanisches Inquisitionsgericht war man mächtig und unheimlich, wie der verborgene Rat der Republik Venedig. Das zog an, das juckte, das lockte. Was wird man für verschlossene, vielsagende Gesichter machen können! Wie viele werden einen ängstlich demütig umschleichen, beklommen lauernd, ob man sie packen oder gnädig übersehen wird. Und wie viele pikante Details wird man erfahren, mit denen man einen Freund und Bruder, Frau oder Geliebte vertraulich erfreuen, später einem fröhlichen Zecherkreis Gaudium und Schall und Gelächter bieten kann. Ein leises Schmunzeln zog über das grob joviale Gesicht des Geheimrats Gaisberg, die jüngeren Herren ließen die Mienen schlaff werden und sich entspannen, senkten halb die Lider, blinzelten. Man beschloss nach dem Vorschlag des Herrn von Pflug. Süß wurde zuerst in einer Plenarsitzung über diesen Punkt vernommen. Die Professoren Schöpf und Harpprecht waren ferngeblieben. Süß war beleibter geworden, weniger straff, der Rücken runder. Sein Gesicht schien breiter, seine braunen Augen waren weniger gewölbt, langsamer, milder. In die Stirne begannen sich über der Nasenwurzel Furchen einzuzacken. Seine Bewegungen waren sachter, es war eine milde und listige Ruhe um ihn.

Als man ihn fragte, ob er fleischlichen Umgang mit Christinnen gehabt habe, schaute er die Richter zunächst verwundert an. Das Gesetz, das solchen Verkehr mit dem Tode bestrafte, war ihm nicht gegenwärtig, so außer Übung war es. Er hielt die Frage für höhnische Neugier, lediglich bestimmt, ihn auf irgendeine Art zu demütigen, wusste nicht, worauf man hinauswollte, schwieg. Der Geheimrat von Gaisberg drängte ungestüm weiter, er solle keine Faxen machen, sondern unverweilt die Menscher herzählen, mit denen er geschlafen habe. Der Jude sah die Herren aufmerksam an, glitt mit wägendem Blick von einem zum andern, sagte sachlich, ohne Spott, er vermöge durchaus nicht einzusehen, was das solle mit Hochverrat und Münzfälschung zu tun haben. Scharf fuhr ihn Herr von Pflug an, das sei ihre, der Richter, Sache, er möge seine jüdische Frechheit zähmen.

Süß stand, wiegte den Kopf, überlegte. Da fiel ihm jener Artikel des Reichskriminalgesetzes ein, den man seit Jahrhunderten nicht ernst genommen, den man ihm vielleicht gelegentlich im Scherz

zitiert hatte. Was? Mit dieser alten, rostigen Karnevalswaffe wollte man ihn hinmetzgen, auf solche Narrenweise sollte er sterben? Mit einem war der alte, glänzende Süß wieder da. Er straffte sich, schickte rasche, fliegende Blicke über die Richter, sagte schlank, höhnisch: „Daß ich mit christlichen Frauen geschlafen hab, leugn ich nicht. Wenn die Herren mich darum wollen zum Tod verurteilen, mögen sie es. Das ganze Römische Reich wird lachen. Nicht über mich.“ Während die Empörten auf ihn losfuhren, über seine Frechheit keifend, grölend, durcheinanderschreiend, stand Süß kalt, unbewegt. Er sah seine Richter. Den Hass, die Lüsternheit, die Grausamkeit, die geblähte Eitelkeit. Das freche, kalte, erpresserische Spiel, das mit den Frauen getrieben werden sollte. Er sah die menschlichen Masken abfallen, die nackten Fratzen darunter, Wölfe und Säue. Doch ehe sein geballter Zorn ausbrach, hatte er ihn schon hinter sich, Erbarmnis überkam ihn mit den Armseligen, Bösartigen da vor ihm. Das alte, milde, listige Lächeln auf den Lippen, sagte er: „Die Namen nenne ich nicht. Da müssen sich die Herren die Damen schon selber zusammensuchen.“

Die Richter, sogar die gutmütigeren und bisher wohlwollenden, ärgerten sich über ihn bis zur Erbitterung. Daß der Jude vielleicht aus Rücksicht auf die Frauen die Namen verschweigen könnte, den Gedanken ließen sie nicht hochkommen in sich selber. Denn es war doch ausgeschlossen, daß sie, die hochmögenden Herren, weniger kavaliersmäßig sein sollten als ein Jud, daß der Jude nobler sein sollte als etwa ein württembergischer Geheimrat. Nein, es war pure Bosheit und Verstocktheit von dem Halunken, eine Art jüdischen Geizes, daß er sie, die ein verbrieftes Recht darauf hatten, nicht an seinen Bettfreuden teilhaben lassen, ihnen die Namen verbergen wollte. Man hatte es sich schon so fein ausgemalt, die Sensation, den Kitzel, alles Drum und Dran, und nun wollte er es einem aus purer Bosheit verhunzen. Aber man wird den Kujonen kleinkriegen, wird dem Saujuden Respekt beibringen vor einem schwäbischen Gerichtshof.

Man hielt ihn härter, brachte ihn aus der Botmäßigkeit des freundlichen Kommandanten von Hohenneuffen. Überführte ihn in strenge Haft auf den Asperg. Hier regierte der Major Glaser, ein pedantischer Mann, dessen Atem Disziplin war. Süß wurde in ein enges, feuchtes Loch gesperrt. Der Tag war hier nicht viel anders als die Nacht, die Kleider stanken in der nassen, modrigen Luft, faulten am Leib. Er erhielt keine Lagerstatt, der Boden war nackt, kalt,

bucklig, nass. Er wurde auf Wasser und Brot gesetzt, durch viele Stunden kreuzweis geschlossen. Dicke Ratten trippelten widrig über seinen verrenkten Leib, und er konnte ihnen nicht wehren. Sein kastanienbraunes Haar verfärbte sich, seine weiche, geschmeidige Haut runzelte sich fahl, und graue, hässliche Stoppeln wuchsen aus den früher so straffen, glatten Wangen. Er ließ wohl seinen Wärtern gegenüber viele böse Worte von sich fließen, Flüche und Verwünschungen, wehrte sich auch körperlich, wenn man ihn krumm schloss. Doch wenn er allein saß, hungernd, die Glieder in Tortur verzerrt, hustend, frierend, dann sahen die Wärter, die durch den Türspalt lauerten, ihn manchmal sonderbar zufrieden den Kopf wiegen, sie hörten wohl auch, wie er vor sich hinsprach, mit hässlicher Stimme vor sich hinsummte. Manchmal schien es, als spräche er mit einem zweiten, er nickte jemandem zu, wartete Antworten ab, gab Gegenrede. Es war aber niemand in der Zelle außer den Ratten. Die Wärter stießen sich an, grinsten, pruschten heraus, fingen an, ihn für gestört und irrsinnig zu halten. Er war aber durchaus nicht irrsinnig. Es war dies. Er hatte Stunden so voll Ruhe, daß er jenseits des Hungers war und jenseits des Frostes und jenseits der ziehenden, zerrenden Schmerzen des gewaltsam verrenkten Körpers. Dann verwandelte sich ihm wohl das Rascheln der Ratten sogar in eine kleine, liebliche Stimme, und er sprach und erhielt Antwort und konnte gut lächeln. Ein zäher Kampf begann zwischen ihm und dem Major Glaser. Dem Major hatte man gesagt, es komme alles darauf an, den Juden zum Bekenntnis der Weiber zu bringen, mit denen er Umgang gehabt; dann könne man ihn gebührend hinrichten, diese Wanze vor aller Augen zerquetschen. Der Major verhörte also den Juden täglich zwischen neun und zehn Uhr. Süß gestand zu, hohe und niedere Damen profitiert zu haben. Der Major sagte, das genüge nicht, er müsse Namen haben. Süß: er als Offizier müsse doch verstehen, daß er die Namen nicht und nie nennen werde. Der Major: was einem christlichen Offizier anstehe, zieme sich nicht für einen stinkigen Juden, und behandelte den Verstockten immer härter. Süß legte es durchaus nicht darauf an, heroisch zu erscheinen. Er hatte nach Perioden lächelnder Resignation Wutanfälle und Depressionen. Es überkam ihn etwa solcher Ekel vor seinen übelriechenden, modrigen Kleidern, daß er sie abwarf, nackt herumlief; der Kommandant ließ ihm die Kleider mit Gewalt wieder anlegen. Der Major referierte über jede Regung des Gefangenen pedantisch genau an Herrn von Pflug mit einer erbitterten

Sachlichkeit. Berichtete, weilen der Hebräer, die Bestie, von dem Wärter Hofmann Gift nicht habe erhalten können, habe er, sie für giftig ästimierend, sich die Nägel abgebissen und die Nägelabstöße verschluckt. Hätten alle weidlich gelacht über den Blödkopf. Oder, seit vier Tagen habe der Hebräer, die Bestie, nicht eines Kreuzers wert genossen und ihn in Sorge gestellt, er möchte liegenbleiben und krepieren. Heute speise er wieder, so daß er also wieder Hoffnung habe, ihn lebendig zum Galgen schicken zu können.
In arger Schwäche klagte Süß wohl auch, ob man denn nicht genug an seinem Vermögen habe, sondern ihn dazu auf so ruchlose Art ums Leben bringen wolle. Ein andermal meinte er listig, man könne ihm ja gar nichts anhaben, das alles sei eine stupide Farce, er wette fünfzigtausend Gulden, daß er nun bald frei werde. Einmal auch, unter johlender, schenkelschlagender Heiterkeit seiner Wärter, befahl er, drohte, tobte, man solle ihn sofort freilassen, das sei sein gutes Recht, er müsse nach Stuttgart, um nach seiner Haushaltung zu sehen.

Dann wieder kamen Wochen, in denen Süß still und befriedet war, in der Einsamkeit seiner Zelle zu den nassen Wänden und der modrigen Luft sprach. Er sah seinen Vater, sehr leibhaft. Er stand in der Zelle, im Habit des Kapuziners, die schlanke, elegante Gestalt verfettet und verfallen, aber mit stillen, friedlichen Augen. Und er sprach mit ihm und sie waren sehr einig und er ging Arm in Arm mit ihm, der gestürzte Marschall und der gestürzte Minister, der Bettelmönch und der gefolterte Häftling in seinen stinkenden Lumpen, und sie lächelten sich zu und sie gingen in gutem Gefühl auf und ab in dem engen, feuchten Geviert und die Ratten raschelten über ihre Füße.

Die Herren von der Kommission untersuchten indessen weiter, stetig und sehr langsam, und bezogen ungeheure Diäten.
Marie Auguste, die Herzogin-Witwe, hatte solche Lust an politischer Kabale gewonnen, daß sie sogar ihre Toilette der Politik hintanstellte. Geleitet von ihrem Beichtiger, dem Pater Florian, und dem Bibliothekar Franz Joseph Hophan, saß sie als Anlaß unzähliger Komplikationen, Ränke, Intrigen ziervoll und kokett im Stuttgarter Schloss oder auf ihrem hübschen Witwensitz Teinach und machte Karl Rudolf Schwierigkeiten. Der junge, katzenhaft sanfte, literarische, modisch gekleidete Bibliothekar entwarf, an seinem Schreibtisch phantasierend, die Projekte, der zähere Pater Florian, der Kapuziner, suchte sie auszuführen, und Marie Auguste griff

überall mit blinder, liebenswürdiger Geschäftigkeit störend ein. Der geschweifte, geschnörkelte, feine Bibliothekar ging auf in seliger, wortreicher Bewunderung der Herzogin, er verglich sie in zahllosen, modischen Gedichten mit allem Schönen zwischen Himmel und Erde. Sie badete wohlgefällig in seiner beredten und eleganten Anbetung, ja, sie nahm allmählich viel von seinem Vokabular und seinen Gesten an.

Den kargen, sachlichen, soldatischen Herzog-Administrator behinderte es, dass er immer wieder Zeit verlieren musste, um ihre albernen Gespinste zu durchhauen. Er beschloss, sich dieser lästigen Kabalemacherin ein für allemal zu entledigen. Überall im Land tauchte plötzlich das Gerücht auf, die Herzogin-Witwe wolle nun doch mit Gewalt die Projekte ihres glücklich beseitigten Gatten durchführen, sie habe schon Anstalt gemacht, die Teinacher Kirche zum katholischen Gottesdienst einzurichten. Das Perfide lag darin, dass die Herzogin zwar tausend andere Händel angezettelt hatte, dass aber just an dieser Sache kein wahres Wort war. Es war klotzige Ironie, sie gerade darüber zu Fall zu bringen. Das Volk jedenfalls glaubte die Gerüchte. Wilde Reden, fliegende Blätter, auf der Straße, wenn sie vorüberfuhr, Stummheit, freche Verweigerung des Grußes. Als die Polizei einschritt, etliche, die den Gruß unterließen, verhaftete, wurden, wenn die Kutsche der Herzogin erschien, die Straßen leer, eilig verschwand alles in den Häusern, in den Nebengassen, um nicht grüßen zu müssen. Marie Auguste ertrug das nicht, Pater Florian und der feine Bibliothekar streuten große Summen aus, ihre Straße mit Hochrufern zu bepflanzen. Aber sie merkte, dass die Huldigung gekauft war, und litt doppelt. Pater Florian musste an den Herzog-Administrator schreiben, die weiße Unschuld Marie Augustens vornehmlich in dem Teinacher Handel entrüstet betonen, die freche Ungebühr der aufgehetzten Bevölkerung mit scharfen Worten brandmarken, Abhilfe heftig und hochfahrend verlangen. Karl Rudolf erwiderte nicht. Marie Auguste, schäumend, ging zu ihm. Er sagte, er könne den Untertanen befehlen, nicht ungebührlich gegen die Herzogin zu sein, doch er könne sie nicht zwingen, ihr Liebe und Freude zu bezeigen: Er gebe Ihrer Durchlaucht den kollegialen Rat, sich ähnlich zu führen wie er, dann würden sie die Untertanen ohne weitere Ordre und sicherlich auch ohne Gage mit geziemender Huldigung begrüßen. Nach dieser Demütigung beschloss die Herzogin, das dumme, undankbare Schwaben zu verlassen, in Brüssel, Regensburg, Wien Hof zu halten

und schmollend, ein weiblicher Koriolan, abzuwarten, bis man sie zurückrufe. Sie verabschiedete sich von Magdalen Sibylle. Die Expeditionsrätin Magdalen Sibylle Riegerin saß ernsthaft und hausbacken vor der ziervollen, beweglich züngelnden, äugenden Herzogin, die, angeregt von der bevorstehenden Abreise, sich doppelt jung und spitzbübisch launisch gab. Magdalen Sibylle saß breit und mächtig da, sie trug ein Kind, einen kleinen Rieger. Sie hatte der Freundin ein pedantisches, hölzern ehrliches Abschiedskarmen mitgebracht, Marie Auguste hörte es mit gebührender Rührung und Dankbarkeit an. Dann jedoch, froh, das notwendige Gravitätische hinter sich zu haben, begann sie sich über die tölpischen, klotzigen Schwaben zu mokieren, die sie nun, Gott sei Dank, bald im Rücken haben wird; über den schiefen, schäbigen, eselhaften Karl Rudolf, über Johann Jaakob Moser, den feuervollen, komischen Rhetor, über alle die grobe, ungehobelte Populace. Nur eines bedauerte sie: dass sie den treuen, guten, kräftigen Remchingen in Haft musste auf dem Asperg sitzen lassen. Und, ach! auch ihren netten, amüsanten, galanten Hausjuden. Den quälten sie und schlossen sie krumm, und sie, Marie Auguste, konnte gar nichts für ihn tun. Denn – und sie setzte ihr wichtigstes Gesicht auf – das hätte sie unpopulär gemacht und das hatte ihr lieber Bibliothekar aus politischen Gründen nie erlaubt. Nun hatte ja wahrscheinlich der Jud Kinder geschlachtet und weiß der Himmel was für schwarze Kunst getrieben. Aber er war ein galanter, gut gewachsener Mann und sicher der amüsanteste in diesem ennuyanten Stuttgart, und es war jedenfalls ein Jammer, dass diese plumpen Bestien ihn torturierten und verunstalteten. „Hèlas, hèlas!“ machte sie mit gespitzten Lippen, wie es ihr feiner Bibliothekar zu tun pflegte. Eine halbe Minute war Schweigen zwischen den Frauen. Beide dachten an Süß. Marie Auguste sah seine heißen, fliegenden Augen, die dringliche Ergebenheit seiner Mienen, seiner Haltung, seine einfühlende, kitzelnde, freche Galanterie. Und sie dehnte sich leicht und lächelte angenehm überrieselt. Magdalen Sibylle saß ganz still, die großen, schönen, fraulichen Hände im Schoß. Im Wald von Hirsau war sie ihm begegnet, da war er der Teufel; dann in Stuttgart hatte er sie nicht genommen, sondern sie dem Tier hingeworfen, dem Herzog; dann hatte er jenen Traum vor sie hingebreitet von Macht und Rausch und sie genommen; dann war er fremd und anders und verkrustet geworden und war höflich zu ihr. Und jetzt saß er auf dem Asperg und sie quälten ihn und verrenkten ihm die Glieder. Sie aber

trug ein Kind, es wird wohl ein braves Kind werden, denn es stammt von einem braven Mann, der sie hemmungslos verehrt. Es wird groß werden in den friedlichen, behaglichen Räumen von Würtigheim und auf Wiesen mit gepflegtem Vieh und zwischen Obstbäumen. Auf dem Asperg wird es nie sitzen, und auch dem Teufel wird es wohl nie begegnen. Vielleicht wird es dafür Verse machen, brave, redliche Verse, die jedem eingehen und manchen tröstlich erheben. Aber dem Teufel wird es wohl nie begegnen. Marie Auguste unterbrach das erfüllte Schweigen. Daß sie es nicht vergesse, sagte sie mit einem kleinen, verschmitzten Lacheln, sie habe ja ein Abschiedsgeschenk für ihre liebe Magdalen Sibylle, ihre Freundin und gute Vertraute, ein, wie sie hoffe, gut gewähltes und apartes Abschiedspräsent. „Cara mia!" sagte sie, "cara mia Maddalena Sibilla!" Es sei etwas für ihre schwere Stunde, flüsterte sie geheimnisvoll, rückte ganz nahe an sie heran, streichelte die große Frau. Ihr selber habe es geholfen. Daß es bei ihr so leicht gegangen sei und daß sie jung und ohne Entstellung geblieben sei, das danke sie nur dem, was sie jetzt ihrer lieben Freundin als Präsent verehren wolle. Sie selber, auch wenn sie nicht gerade die Intention habe, ins Kloster zu gehen, werde das Remedium ja kaum mehr benötigen. Und mit süßer, spitzbübischer, gekitzelter Geste zog sie das Amulett hervor, das Etui des Juden, der nun in feuchter, stinkender Zelle saß, kreuzweis geschlossen. Den Pergamentsschnipsel mit den roten, blockigen, hebräischen Buchstaben, mit den Namen der Engel Senoi, Sansenoi und Semangelof, den beunruhigend krausen Figuren dazwischen, den komisch und bedrohlich hockenden, primitiven Vögeln. Kichernd erzählte sie, wie sie das Etui von Süß bekommen habe, und die kleine, unanständige Geschichte von Lilith, der ersten Frau des Adam, der ihr beim fleischlichen Verkehr nicht so zu Willen war, wie es ihr gefiel. Magdalen Sibylle streckte die Hand nach dem Amulett, ließ sie wieder sinken, nahm es schließlich, unsicher, leicht übergruselt.

Dann verließ Marie Auguste Stuttgart. Sie reiste mit großem Gefolg, in ihrer unmittelbaren Umgebung der Pater Florian und, in einem modischen Reisehabit, der sanfte Bibliothekar. In unendlich vielen Wagen war der Riesenapparat ihrer Garderobe vorausbefördert worden. Die Straße war gesäumt mit Gaffern. Man war, nun die Herzogin abzog, wohlwollend gestimmt, riss gutmütige Witze. Ihre Rendanten und Almoseniers hatten mit Douceurs nicht gespart, die Hochrufe klangen geradezu herzlich. Auch Johann

Jaakob Moser stand an ihrem Weg, in Begleitung seiner Frau. Er war gerührt. „Da zieht sie hin“, sagte er zu seiner Frau. „Glaubt, sie werde der Versuchung nicht länger standhalten können. Flieht lieber aus dem Land. Großer Gott, wie dank ich dir, daß du mich hast stark und beherrscht sein lassen und mein Blut bezähmtest.“ Und er drückte fest die Hand seines Weibes. Als ihre Karosse fertig stand, erschien am Schlag schief, klein, schäbig der Herzog-Administrator, sich zu verabschieden. „Ich habe geglaubt“, schmunzelte er insgeheim, ich müsste einen Teufel austreiben; aber jetzt gackert mir eine Gans aus dem Haus.“ Doch Marie Auguste dachte spöttisch überlegen: „Was da jetzt zurückbleibt, ist einander wert: Esel reibt sich an Esel.“ Und unter dem riesigen, schwarzen Hut nickte das zarte, pastellfarbene Gesicht mit liebenswürdigem Spott dem alten Soldaten zu, der den Schlag zuwarf, militärisch grüßte, ungewohnt höflich schmunzelte.

Die Untersuchungskommission bekam aus Süß trotz aller Tortur nichts weiter heraus als ein allgemeines Geständnis, ja, er habe mit Christinnen verkehrt. So lud man denn Lakaien vor, Kammerzofen, befragte sie peinlich nach jedem winzigsten Detail. Etliche hatten durch Schlüssellöcher geguckt, andere Schreie, Kreischen, wollüstiges Gestöhn gehört. Das alles, wann, wo, wie lange, wurde gewogen, hin und her besprochen, zerkaut, in die Akten aufgenommen. Bettlaken, Hemden, Nachttöpfe wurden berochen, der Befund in den Protokollen erörtert. So kam man allmählich auf eine lange Liste von Frauen, hohen und niederen, ledigen und verheirateten. Alle wurden sie umständlich ohne Erlass des minutiösesten Details von den gierigen Richtern ausgeforscht, wann, wie oft, wie lange, welcher Art der Jude sie beschlafen habe. Das wurde dann verzeichnet, schwarz auf weiß, in dreifacher Ausfertigung, bestimmt, als Staatsurkunde im Archiv niedergelegt zu werden.

Das Gericht ordnete das Erscheinen auch der Damen Götz an. Wieder einmal fand sich der junge Geheimrat Götz in der äußersten Verlegenheit. Er hatte es für gut befunden, Mutter und Schwester für eine Weile auf sein Landgut bei Heilbronn zu schicken. Sie hätten können einfach in die Reichsstadt Heilbronn gehen, dann waren sie der herzoglichen Jurisdiktion entzogen; aber dann auch musste er von seinen Ämtern zurücktreten. Oder sie stellten sich dem Gericht; dann galt es, bevor einer einen schiefen Blick wagte, ihn so kühn und drohend anzuschauen, daß ihm der Spott erstickte. Dies war

aufreibend, denn man wird sehr viele, ja fast alle so anschauen müssen. Aber er war tapfer und entschied sich dafür. An einem strahlenden Sommertag erschienen die Damen vor den Richtern. Auskosteten die Männer die Pikanterie, erst die Mutter, dann die Tochter zu verhören. Sie hatten Mühe, die Spannung, die geile Freude an der Situation hinter der gleichmütigen Gravität der Richtermasken zu verstecken. Elisabeth Salomea, die pastellfarbene Lieblichkeit des blonden Gesichts mit den gejagten graublauen Augen durch ein schwarzes, einfaches Kleid gehoben, stand verstört und zitternd. Seltsam war, daß sie, völlig schmucklos sonst, den Ring mit dem Auge des Paradieses trug, gegen das ausdrückliche Verbot ihres Bruders, und die Blicke der Herren kamen nicht los von dem Stein. Sie wand sich unter der unerbittlichen Sachlichkeit, mit der diese Männer, durch den aufreizend wertvollen Stein vor sich selber doppelt gerechtfertigt, ihre zotig neugierigen Fragen stellten. Fröstelnd trotz der blanken Frühsommersonne bog sie sich peinvoll unter der brutalen Deutlichkeit dieser Fragen, von denen sie viele überhaupt nicht verstand, duckte sich, rückte zuckend den Kopf, den schamlosen Blicken ausweichend, bog und streckte krampfig die schmalen, knochigen Finger. Ihre Antworten kamen leise, aus gedrosseltem Kehlkopf, manche unhörbar; man beschied sich nicht, sie musste sie wiederholen, der schwerhörige Regierungsrat Jäger machte: „Wie? Wie?“ und verlangte manches dreimal. Ebenso eingehend dann kam man auf ihre Affäre mit dem Herzog zu sprechen. Vor allem der Geheimrat Pflug ließ nicht locker, er wollte daraus, daß der Jude dem Herzog vorgeschmaust, ein Majestätsverbrechen konstruieren. So krümmte sie sich, jung, blond, lieblich, an dem unsichtbaren Pfahl, und keiner schonte sie, alle drangen sie auf sie ein. Voran der hagere, hochmütige, scharfe Herr von Pflug, der, voll Hass und angewidert wie von Gestank, immer wieder fragte, ob sie sich denn nicht vor dem Geruch des Beschnittenen geekelt habe; sodann die Regierungsräte Faber, Renz, Jäger, Dann, die strebsamen, karrierebeflisseneii Beamten in mittleren Jahren, die, gekitzelt von diesem endlich einmal anregenden Amtsgeschäft, immer neue Umstände wissen wollten, erst genießerisch umschreibend, gleich als wollten sie sich sonnen, dann plump eindeutig; die Sekretäre, der Assessor Bardili, der Aktuarius Gabler, die mit übler Galanterie und fatalem Tonfall, wie wohl Männer ihre Gutmütigkeit an einer Hure repräsentativ betätigen, mildernde Umstände beizubringen suchten; der Präsident,

der Geheimrat Gaisberg, der mit polternder Stimme auf sie losfuhr, sie solle sich nicht so flennerisch und zimpferlich haben, nun habe sie es getan und gekostet, jetzt solle sie sich nicht stellen wie ein zwölfjähriges Jüngferlein, sondern in Dreideibelsnamen das Maul aufmachen; sie habe ja auch andere Dinge aufmachen können. Mit fliegenden Gliedern lag sie schließlich und zuckenden Schläfen, halbtot vor Schande und Erschöpfung, in einem verdunkelten Zimmer ihres Hauses; ihr Bruder schritt grollend deklamierend auf und ab, seine Worte gingen quälend, doch ohne daß sie ihren Sinn verstand, in ihr Ohr.

Trotzdem die Herren der Untersuchungskommission verschlossene, geheimnisvolle Gesichter machten und sich verschwiegen gaben, drangen von diesen Vernehmungen viele Details in die Stadt, ins Land. Wiederum war das Haus in der Seegasse, das Prunkbett, die Leda mit dem Schwan in den Gedanken aller. Die Namen der Frauen wurden bekannt, sie konnten sich nicht heimlich genug verkriechen, sie wurden verfemt, man rief ihnen kotige Schimpfworte nach, spie sie an, schnitt ihnen die Haare ab. Auch andere Details drangen durch. Eine Welle von Geilheit schlug von den längst vergangenen Nächten des Süß aus über das Herzogtum. Die Männer zoteten in den Wirtshäusem, die Kellnerinnen konnten sich ihrer derben Liebkosungen kaum erwehren, die Huren machten gute Geschäfte. Die Frauen und jungen Mädchen kicherten, entsetzten sich, vieler Mienen wurden dürr, neidisch, bitter, andere atmeten schwerer, Gesicht und Glieder erschlafften. Ein englischer Sammler machte das Angebot, das vielumraunte Prunkbett des Juden um eine ungeheure Summe zu kaufen.

Natürlich hörte auch der junge Michael Koppenhöf er von der Schmach der Demoiselle Elisabeth Salomea Götzin. Die veränderten Läufte hatten den jungen Menschen nach Stuttgart zurückgeführt. Er war in der Verbannung männlicher geworden, er hatte für seine Überzeugung gelitten, galt als Märtyrer, vielen von den Jungen war er Führer und Ideal. Vielleicht wusste der eine oder andere von seinen Kameraden, dass ihm an der Demoiselle Götzin gelegen war, aber sie hatten darum nicht minder starke Worte des Hohns und der Verachtung gegen das Mädchen, sie dachten daran, sie zumindest durch irgendein kräftiges Symbol ihrer Erbitterung und ihres Spottes für alle Zeit zu bestrafen. Niemand hielt es für möglich, dass die Neigung Michael Koppenhöfers, des jungen, festen, tugendhaften

Demokraten, eine solche Bloßstellung überdauern könnte. Michael Koppenhöfer sagte auch kein Wort zu ihrer Verteidigung. Doch auch kein Schmähwort, wie die anderen erwarteten. Er schwieg. Er litt. Er war durchaus nicht geneigt, schwächlich zu verzeihen. Aber er sah das reine, helle Gesicht, das blasse Haar und litt. Er bat den Onkel Harpprecht um die Akten. Für den hatte mit der Rückkehr des Jungen gute Zeit begonnen. Bücher, Recht, Demokratie, Vaterland, was und wofür er gelebt hatte, war jetzt lebendig, saß atmend vor ihm in dem jungen Menschen mit den bräunlich kühnen Wangen und den starkblauen Augen. Wie nun die Affäre der Demoiselle Götzin langsam in die Stadt drang, schaute der alte Herr besorgt dem Gewese des Jungen zu, er wusste, dass er schwerblütig war und dass sein Handel mit Elisabeth Salomea nicht von heut auf morgen vernarbte. Er sah das gespannte, mühsam gleichgültige Gesicht des Jungen, überlegte, gab die Akten. Michael begann zu lesen, er konnte es nicht lange, rote Wut stieg hoch in ihm gegen den Herzog, gegen den Juden, gegen die Richter, gegen diese Männer. Es erhellte aus dem Protokoll überklar, daß Süß nicht eben viel Gewalt hatte anwenden müssen. Aber Michael wollte das Mädchen missbraucht sehen, er sah sie missbraucht. Er sah sie hell, zart, lieblich vor den rohen, massigen Richtern. Er konnte sich nicht helfen, es war wahrscheinlich sentimental, aber das Herz stieg ihm hoch, wenn er an sie dachte, er konnte sie nicht herausreißen und mit festem Männertritt weitergehen. Er rang sich ab; wenn der alte Harpprecht ihm sanfte, andeutende Fragen stellte, bog er aus. Er suchte sich zusammen, was er alles Kühnes, Freigeistiges über den Unwert der Keuschheit gehört hatte, aber es blieb ihm Theorie, es wurde nicht lebendig, all sein Gefühl bäumte sich dagegen. Er bezwang sich schließlich. Er wird aller praktischen Politik entsagen, wird, und mag man sich noch so sehr über ihn, den Mann der Hure, lustig machen, Elisabeth Salomea zu sich emporheben, sie ehelichen, sie entmakeln, als stiller Wissenschaftler, von ihrer Reue und Dankbarkeit getragen, fern von der Welt, nur mit Büchern und ihr, auf dem Lande leben. Er fuhr, ohne den alten Harpprecht zu verständigen, in die Nähe von Heilbronn auf das Götzische Landgut, wohin sich die Damen nach ihrer Vernehmung zurückbegeben hatten. Er wurde erst lange nicht vorgelassen. Dann fand er Elisabeth Salomea in raschen, heftigen Vorbereitungen zur Abreise. Er kam nicht dazu, sein großmütiges Anerbieten vorzubringen. Die Demoiselle war auf eine bestürzende Art verändert. Sie fuhr hastig herum zwischen Stapeln von

Toilettedingen, Nippes, Büchern, Wäsche, schichtete, schnürte, packte, machte mit bitterer, höhnischer Lustigkeit frivole Konversation. Äußerte erschreckende Prinzipien. Moral sei etwas durchaus Relatives. In Stuttgart sei es vor einem Jahr guter Ton gewesen, höfisch und galant zu sein, jetzt sei das Gegenteil Postulat. Ihrer Meinung nach sei der Jud der beste Mann im Schwäbischen und der einzige Kavalier. Im übrigen gehe sie jetzt ins Ausland, zuerst nach Dresden und Warschau, dann nach Neapel und Paris. Und somit Gott befohlen. Sie winkte ihm mit der Hand, an der in verwirrendem Feuer das Aug des Paradieses strahlte. Aufgewühlt, mit zerpressten Lippen, kehrte Michael Koppenhöfer zurück. Später hörte er, Elisabeth Salomea führe an den europäischen Höfen das Leben einer großen, erfolgreichen Abenteuerin. In ihrem Gefolg befand sich als ihr Leibjäger und Vertrauter Otman, der Schwarzbraune.

42.

In die Zelle des Süß trat der Magister Jaakob Polykarp Schober. Es war dunkel und feucht in dem engen Geviert, Moder und Gestank war in der Luft. Süß hockte gebeugt, sein Atem ging beschwerlich, er war verfettet und verfallen, das Gesicht wüst umstoppelt. Der Magister erschrak ins Innerste, als er, zunächst zweifelnd, in dem verlumpten Menschen seinen weiland so großen und mächtigen Herrn erkannte. Ihm selber ging es nicht gut. Er litt darunter, daß er den Finanzdirektor in diesen Zustand gebracht hatte, eigentlich hatte doch der den evangelischen Glauben im Herzogtum gerettet, es drückte den Magister in die Erde, daß er dem Juden Schweigen zugeschworen hatte, er wollte reden, dieses Verfolgten Unschuld offenbaren, ihn befreien. Kopfwiegend hörte Süß seine unbehilflichen, verwirrten Klagen, Bitten, Beteuerungen, sagte schließlich: „Er ist ein guter Mensch, Magister. Es sind nicht viele."

Und nach einer Weile, zwielichtig lächelnd: „Wenn Er es durchaus will, kann Er jetzt reden." Der Magister küsste ihm die Hand, ging beglückt. Lief zu den Herren vom Parlament, denen er damals, autorisiert von Süß, das katholische Projekt verraten hatte. Erklärte, setzte auseinander, beteuerte. Erstaunt, verständnislos hörte man ihn an. Glaubte, er wolle eine nachträgliche Entlohnung für seinen damaligen Verrat des Putsches, für die Mitwirkung an seiner Entlarvung. Ziemlich reserviert versprach man ihm, sich für ihn zu verwenden, ließ etwas fallen von Anstellung im Staatsdienst. Wie er eifrig berichtigte, aufklärte, darauf beharrte, er habe mit Willen, ja im Auftrag des Süß die ketzerischen Pläne offenbart, wurde man ungeduldig, sagte, er solle keine Witze machen, glaubte an Erpressungsversuche, an irgendwelche Manöver des Juden. Vor allem der Geheimrat Pflug witterte einen ganz verruchten Verteidigungsplan des Süß und bewirkte, daß man den Magister, als er nicht abließ und die Richter immer wieder mit seinen Märchen behelligte, ins Gefängnis setzte. Da der Jude selber aber nichts in der Richtung der Schoberschen Äußerungen zu seiner Verteidigung

vorbrachte, hielt man den Magister schließlich einfach für geistesgestört, für einen harmlosen Verrückten, erklärte seinen Irrsinn aus seiner Pietisterei und Schwarmgeisterei und ließ ihn mit einer scharfen Verwarnung laufen. Erschöpft vom Entsetzen über die Verstrickungen und die Blindheit der Welt zog sich der Magister nach Hirsau zurück und lebte der Tugend, der alten Katze und der Poesie.

Nach Hirsau auch folgte ihm bald Philipp Heinrich Weißensee. Weißensee hatte auf das Amt des Konsistorialpräsidenten resignieren müssen. Vielleicht hätte der frühere Weißensee sich halten können; aber jetzt war er müde und ausgelaugt, er ließ sich fallen mehr als daß er gestürzt wurde. Magdalen Sibylle war der Vater sehr fremd geworden. Jetzt in seinem Verfall zog er sie an, sie suchte wieder an ihn heranzukommen, sie fand, es sei ihm unrecht geschehen, schrieb Verse, in denen er als nicht durch Schuld, sondern durch Glücksspiel und Menschenhass gestürzt hingestellt wurde. Doch der alte Weißensee ließ sie nicht an sich heran, er verkrustete sich gegen sie, sie war ihm in ihrer Verbürgerlichung tief zuwider, und ihre Schwangerschaft reizte ihn bis zu leiblichem Ekel. Was sollte ihm ein Enkel aus ihr und dem Samen des Immanuel Rieger, des hageren, unansehnlichen, schnurrbärtigen, braven, pedantischen, leergesichtigen Mannes? Dazu schämte er sich der albernen Dichterei der Tochter. Sein Leben war Takt und Weltgefühl und Erlesenheit und Diplomatie gewesen, und jetzt schämte er sich. Er zog sich, arm, kahl, zurück nach Hirsau zu seinem Bibelkommentar.

Unterdes blühte das Land auf. Atmete, reckte sich, nicht mehr von drosselnder Hand gewürgt. Die Preise gingen herunter, senkten sich unter das Niveau der ersten, guten Regierungsjahre Karl Alexanders. Sechs Pfund Brot kosteten neun Kreuzer, der Schoppen alter Wein im Ausschank sechs Kreuzer, das Pfund Ochsen- oder Schweinefleisch fünf Kreuzer, ein Klafter buchenes Holz zehn, tannenes fünf Gulden. Und wenngleich es sonst innerpolitisch nicht eben zum besten aussah, – Pflicht! sagte Karl Rudolf; Gerechtigkeit! Autorität! und war nicht gewillt, dem Parlament gegenüber von seinen fürstlichen Rechten auch nur ein Tüpfelchen abzulassen – so berief er anderseits den klugen, redlichen, umsichtigen Bilfinger ins Kabinett, und solche Sicherung der religiösen und bürgerlichen Freiheiten war zusammen mit der wirtschaftlichen Entspannung Ursach genug zu allgemeiner Zufriedenheit. Man suchte altmodische Bilder her, auf denen sich Karl Rudolf an der Spitze von Truppen in

verschollenen Uniformen mit pumphosigen Türken und krummsäbeligen Sarazenen herumschlug, und wo der kleine, schiefe, schäbige Soldat erschien, schrie man Hoch.

So war mit viel Wolken und Wind ein Frühjahr vergangen, ein strahlender Frühsommer, ein drückender, vielgewittriger Sommer, jetzt neigte sich ein klarer Herbst zu Ende, erster Frost setzte ein, und Süß stak noch immer zwischen den triefenden, engen Wänden seiner Zelle. Er war jetzt gedrückt und trüb. Es war nicht schwer, Folter zu ertragen, es war vermutlich auch nicht schwer zu sterben, aber es wurde mit jedem Tag schwerere Last, die stinkige Luft dieser Haft zu atmen, das ekle Brot dieser Festung zu schlingen. Sein Rücken war gekrümmt, seine Glieder verzerrt, seine Gelenke wundgescheuert von den Fesseln. Draußen war Luft, draußen war Sonne und Wind, draußen waren Bäume und Felder, Häuser und helle Stimmen, Männer gingen geschäftig und gewichtig, Kinder sprangen, Madchen schaukelten die Röcke. Oh, einmal einen Mund voll freier, wehender Luft, einmal sieben Schritte machen dürfen statt der fünfeinhalb durch die Zelle. Er schrieb. Er schrieb an den Herzog-Administrator. Der war ein betagter Herr; vielleicht hörte er. Er schrieb ehrerbietig, nicht servil, sachlich. Wies sachlich, ohne Erbitterung, nach, daß er nach den Gesetzen des Herzogtums nicht schuldig sei. Selbst übrigens, wenn er sich da und dort gegen die Ordnungen des Landes verfehlt habe, schütze ihn sein von dem Herzog Karl Alexander ihm zugestelltes Absolutorium, nach dem er nicht könne verantwortlich gemacht werden. Dennoch sei er erbötig, zu ersetzen, was durch seine Tätigkeit jemand an Schaden zugefügt sei. Bereits sei er vierunddreißig Wochen im Arrest und zum Teil geschlossen. Er sei auf der Festung ein alter Mann geworden. Er hoffe daher, der Herzog-Administrator, dem er sich zu Füßen lege, werde für ihn Gnade haben. Mit einer Spannung wie lange nicht mehr wartete er auf Bescheid. Morgen kam und Abend und wieder ein Tag und noch einer und eine Woche und aber eine Woche. Endlich, bei dem täglichen Verhör zwischen neun und zehn Uhr, nachdem der Major Glaser ihm triumphierend wieder ein paar Frauennamen genannt hatte, die die Kommission ausgeschnüffelt hatte, fragte er geradezu, ob keine Antwort vom Herzog-Administrator eingelaufen sei. Der Major fragte kalt höhnend zurück, ob er im Ernst glaube, daß man den Regenten mit seinen jüdischen Frechheiten molestiere: selbstverständlich habe man seine Expektorationen, als eines verstockten Schelmen und Juden, nicht an

den Herzog, sondern nur an die Richter geleitet. An den Geheimrat Pflug berichtete er in seinem täglichen Referat, der Hebräer, die Bestie, sei ganz klein geworden bei diesem Bescheid. Doch Süß hatte alle Räder der alten Zähigkeit und Tatkraft wieder angedreht. Er wollte atmen, er wollte am Licht sein. Seit den unglücklichen Versuchen des Magisters Schober durfte er keine Besuche mehr empfangen, selbst sein Verteidiger, der brave Lizentiat Mögling, wurde nicht mehr zugelassen. Doch in dem kranken, zerbrochenen Mann war die alte Schlauheit wachgeworden. Er bat angemessen um Verstattung eines Geistlichen. Den konnte man nicht wohl verweigern. Den wollte er zur Mittelsperson machen, um durch ihn den alten Regenten zu erreichen. Allein seine Hoffnung war rasch vereitelt; man schickte ihm den Stadtvikar Hoffmann, den er als alten Anhänger der Verfassungspartei und erklärten Gegner kannte. Der Vikar glaubte natürlich Süß in seiner jetzigen Lage sei leicht zu bekehren, und begann ihm sogleich höhnisch und salbungsvoll ins Gewissen zu reden. Der Jude sah achselzuckend durch diese unglückliche Wahl die letzte Hoffnung hinschwimmen, erwiderte, er denke nicht daran, überzutreten, gestand schlicht und klar, er habe ihn nur rufen lassen, um durch seine Vermittlung Audienz beim Herzog-Vormünder zu erwirken. Der Geistliche schnaubte, dies sei nicht seines Amtes, Süß erwiderte trocken, er danke für seinen Besuch.

Allein der Stadtvikar kam wieder. Er war ein eifriger Herr, er hatte wohl bemerkt, wie übel es um den Körper des Juden stand, und er vermeinte, in einem mürben Körper müsse auch eine mürbe Seele stecken. Süß lächelte, als er ihn wieder sah. Er hörte ihn ruhig an und mit Aufmerksamkeit. Am Ende sagte er, kopfwiegend: Religion ändern ist Sache für einen freien Menschen und steht nicht wohl an einem Gefangenen. – Doch der Stadtvikar beschied sich nicht. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen Mann, dessen Fama durch das ganze Römische Reich geflogen war, von den Wahrheiten der Augsburgischen Konfession zu überzeugen. Er brachte sogar einen Helfer mit, den Stiftsprediger Johann Konrad Rieger. Die beiden Herren Geistlichen arbeiteten sich ab; Johann Konrad Rieger breitete allen Samt seiner berühmten Rhetorik vor ihn hin, der Stadtvikar sekundierte, verstärkte, eine ganze Missionsgesellschaft konnte nicht mehr und gründlichere Argumente häufen. Aber Süß, als ein verstockter Jud, verharrte dennoch in seinem Irrtum. Die anderen Gefangenen, die Scheffer, Hallwachs, Bühler, Mez wurden sehr viel

glimpflicher behandelt. Sie hatten verwandtschaftliche Beziehungen zu den Familien der Parlamentarier; ihre Prozesse wurden sänftlich geführt; es wurde umgebogen, umschrieben, vertuscht. Ihre, der vereidigten Beamten, Taten, Majestätsverbrechen und Hochverrat nach dem Gesetz, erschienen als immer weniger beträchtliche Vergehen; die Untersuchung wurde zur bloßen Formsache. Sie wurden zur Bezahlung der Untersuchungskosten verurteilt, aus der Haft entlassen, des Landes verwiesen. Vorsichtshalber hatten sie von den großen Summen, die sie an den Unternehmungen des Süß verdient, das Wesentliche ins Ausland geschafft. Es wäre nicht not gewesen; man tastete ihren Besitz selbst im Herzoglichen nicht an. Sie zogen nun mit anderen früheren Mitarbeitern des Süß anderthalb Meilen weiter in die freie Reichsstadt Eßlingen, lebten in der freundlichen, angenehmen Stadt in Ruhe von ihren großen Vermögen, ließen sich täglich Besuch aus Stuttgart kommen, verfolgten als behagliche Zuschauer mit wohlwollendem Interesse den Prozess gegen Süß und warteten ab, bis etwa ein Regierungswechsel sie zurückriefe; der junge Herzog blieb ja nicht ewig unmündig und Karl Rudolf war ein alter Herr. Das Vermögen des Süß, soweit es im Herzogtum gegriffen werden konnte, vor allem auch sein Palais, wurde vorläufig beschlagnahmt. Die Liquidierung der weitverzweigten, unübersichtlichen Geschäfte des Finanzdirektors machte ungeheure Schwierigkeiten. Dom Bartelemi Pancorbo mußte knirschend Nicklas Pfäffle zu Rate ziehen. Der blasse, fette Bursche fügte sich auch; doch stellte er in seiner gleichmütigen Art Bedingungen. Vor allem ließ er keine fremde Hand heran an Dinge, mit denen sein Herr in leiblicher Berührung gestanden war. Sowie der Portugiese hier anzutasten wagte, wurde Nicklas Pfäffle sogleich widerspenstig, verwirrte die Fäden der schwebenden Finanzangelegenheiten, übte passive Resistenz, und Dom Bartelemi mußte die dürren Finger wieder wegziehen von den Dingen, die ihm der stille Sekretär nicht erlaubte. Die Stute Assjadah fiel ab, so gut sie gehalten wurde, seitdem sie nicht mehr die Hand ihres Herrn spürte. Der Major Röder wollte sie haben, und der Portugiese sagte sie ihm zu. Doch Niddas Pfäffle verhinderte es. Das Angebot des Majors war plötzlich überboten; ehe der Major sich rückäußern konnte, war das edle Tier dem fremden, unbekannten Käufer überlassen worden, und Herr von Röder, dessen Lied: Halt! oder stirb entweder! noch immer in aller Munde war, musste sich dem stets enthusiasmierten Volk auf seinem alten Fuchs zeigen. Die

schöne Morgenländische tauchte dann bei der Demoiselle Elisabeth Salomea Götzin auf, wo der Schwarzbraune sie wartete. Später in starker Geldnot musste die Demoiselle sich ihrer entäußern. Sie verkaufte sie an einen reichen Moslem, und die Stute Assjadah verschwand wieder nach dem Osten, aus dem sie gekommen war. Auch den Papagei Akiba, der „Ma vie pour mon souverain!“ rief und: „Wie geruhen Euer Durchlaucht geschlafen zu haben?“ entzog Nicklas Pfäffle den Händen des gierigen Siegers. Er selber brachte das Bauer mit dem Vogel nach Frankfurt zu Isaak Landauer, der einen dem Nicklas Pfäffle sympathischen Käufer ausfindig gemacht hatte. Der große Finanzmann empfing den Sekretär in dem dumpfen, schlecht gelüfteten Privatkontor seines hässlichen, schiefen, verwinkelten Gettohauses. In unschöner unbequemer Haltung saß er in seinem schmierigen Kaftan vor dem fetten, blassen Sekretär, beschaute gehässig den kreischenden Vogel, sprach schließlich. Ich hab es ihm rechtzeitig gesagt: „Was braucht ein Jud einen Papagei ?“ Er strähnte mit den dürren Fingern hastig den rotblonden, verfärbten Ziegenbart, schickte schiefe, eilige, missmutige Blicke herum. Nicklas Pfäffle schwieg. Aber dann blieben die Männer doch noch einige Stunden zusammen und besprachen sehr vieles, einsilbig und gleichmütig der eine, hastig, Jammernd, drohend, anklagend, heftig, dringlich der andere.

Infolge dieser Unterredung machte sowohl Jsaak Landauer wie Nicklas Pfäffle einige Reisen. Von Anfang an hatte die Judenheit für den gestürzten Finanzdirektor zu wirken gesucht. Jetzt wurde diese Tätigkeit organisiert. Bei den Ministern und großen Herren an den verschiedensten europäischen Höfen saßen jüdische Bankiers herum, besprachen den Württembergischen Prozess. Legten Gewicht nicht etwa auf die Person des Süß, auch nicht auf die üble Behandlung, die er leiden musste. Betonten vielmehr, wie willkürlich und gegen römisches und deutsches Recht sowohl wie gegen die Landesgesetze dieser Prozess geführt werde. Die vereidigten Beamten ließ man laufen, gegen den Privatmann und Nichtuntertan inquirierte man wegen Verrats an der Verfassung. Ein herzogliches Reskript war da, das ihn vor allen Verfolgungen durch Gesetzeshüter schützte. Man setzte sich über diese höchste, heiligste Unterschrift hinweg und prozessierte um Majestätsverbrechen. War das Justiz? Hatte man Rechtssjcherheiten, Garantien in einem solchen Staat? Konnte man verhandeln mit einer solchen Regierung, Geschäfte mit ihr abschließen? Gegen einen einzigen Gesetzesparagraphen hatte Süß

sich vergangen. Er hatte – ei du Kriminalverbrechen! – mit christlichen Frauen geschlafen. Darum konfiszierte man sein Vermögen. Hieß das Recht? Hieß das Justiz? Konnte man solch einem Staat Kredit geben?

So ging es an allen Höfen. Man hänselte die württembergischen Gesandten, mokierte sich vor allem über die profitliche Staatsmoral, die das Schäferstündchen eines Privatmannes zur Deckung des Staatsdefizits ausnützte. Auch daß die Richter den Prozess nur hinschleppten, um an den Diäten fett zu werden, wurde überall festgestellt. An jedem Beischlaf des Juden, hieß es, schnüffelten die Herren so lange herum, bis der einzelne seine tausend Taler verdient hätte.

Johann Daniel Harpprecht erschien bei dem Herzog-Administrator, ihm über den Verlauf der Untersuchung zu referieren. Er sprach frank und geradezu. Wenn das so kontinuiere, verliere die schwäbische Justiz jedes Prestige. Man habe sich jetzt zur Genüge blamiert. Er brauche nicht zu betonen, daß er den Juden für eine schädliche Wanze ästimiere. Aber es gehe nicht an, einen Menschen in einem modernen Rechtsstaat derart physisch zu torturieren. Man möge endlich die Argumente zusammenstellen und zu Deduktion und Spruch schreiten. Es sei ein Skandal, daß man die anderen größeren Schelme habe aus dem Netz gelassen. Er begreife die politische Notwendigkeit solcher Milde; aber dann solle man sich wenigstens nicht durch überflüssig barbarisches Traktament des Juden weiter bloßstellen. Vornehmlich die Geschichte mit den Frauenzimmern, wie sie die Kommission betreibe, sei eine landesverderberische Sauerei. Der alte Jurist redete sich rot und heiß und gebrauchte starke Worte. Man müsste, gehe man nach dem nackten und längst entwesten Buchstaben des Gesetzes, auch die Weiber verbrennen. Daran denke niemand. Was also in Dreiteufelsnamen der ganze Handel solle. Es würden jede Nacht hunderttausend Weiber im Herzogtum beschlafen Im Bett, eine Frau beschlafend, gefährde kein Jud und kein Ketzer die Sicherheit des Staates, der Religion und der Verfassung. Es wäre gut gewesen, der Jud hätte sich all seine Tag und Nächte nicht anders betätigt. Übrigens wolle ihm der Jud, der sich keinen Namen entpressen lasse, nobler erscheinen als seine eifrigen Richter. Und man solle endlich aus dieser Sauerei Hände und Nasen herauslassen Finster hörte der alte Regent zu. Harpprecht polterte nur klar und hart heraus, was er selber schon dumpf gespürt hatte. Pflicht! Gerechtigkeit! Und er gab

Weisung, die Inquisition wegen der Weiber einzustellen. Etliche von den Frauen ließ er stäupen, die übliche Fuhre Mist durch die Stadt schleifen. Den Süß befahl er nicht weichlich, aber als einen Menschen zu behandeln. Pedantisch genau befolgte der Major Glaser diese Instruktionen. Nicht weichlich. Die Zelle des Juden maß nach wie vor nur fünfundeinenhalben Schritt, er wurde jeden zweiten Tag geschlossen, erhielt Fleisch nur des Sonntags, durfte nur einfachste Kleider tragen. Als einen Menschen. Er bekam einen Tag über den andern Waschwasser, seine Zelle hatte Holzboden und eine Pritsche zum Schlafen.

Auf die Herren der Kommission wirkte die Order des Regenten. Auch wurde ihnen, trotzdem sie große Worte machten, bei der immer lauteren, klug geschürten Missbilligung des Auslands unbehaglich. Es war wirklich nicht so ganz einfach, eine Verurteilung formal einwandfrei zu begründen. Daß Harpprecht und Schöpf nicht zustimmen würden, war gewiss; aber auch andere, vornehmlich die jüngeren Herren, wurden unsicher, bekamen Angst, sich zu blamieren. Der Lizentiat Mögling, der ehrliche Advokat, blühte auf. Er feilte seine Defensionsschrift immer schärfer durch, er setzte die Worte immer glatter und schöner, so daß er sich beruhigt sagen konnte, er verdiene seine Diäten mit Schweiß und ehrlich. Voll Sorge und Erbitterung sah der Geheimrat Pflug, daß durch jüdische Machinationen die Verurteilung und Vernichtung des Süß ernstlich gefährdet und in Frage gestellt war. Sein trockener Fanatismus empörte sich, fraß ihm am Herzen, jagte ihn herum. Das Ziel war zu nahe gewesen; wäre es ihm nun doch entglitten, er hätte es nicht überwunden. Hager, bitter, besessen von seinem Zweck, keinem andern Argument zugänglich, saß er herum bei den Parlamentariern, die er als grimmigste Feinde des Süß kannte. Beriet unermüdlich mit Dom Bartelemi Pancorbo. Sparte nicht Geld, nicht Mühe. Flugschriften erschienen gegen den Juden, die Erbitterung des Volkes, daß die Mez, Bühler, Hallwachs so glimpflich davongekommen waren, wurde in ihrer ganzen Wucht gegen Süß gelenkt. Das Gerücht wurde ausgesprengt, auch Süß solle demnächst entlassen werden. Die Richter, von denen man annahm, sie würden milder sprechen, selbst der hochangesehene Harpprecht, wurden von allen Seiten bearbeitet, schließlich sogar im Wirtshaus belästigt. Es kam zu Rottierungen, Demonstrationen. „Der Jud muß hängen!“ gaben Herr von Pflug und Dom Bartelemi die Weisung aus. „Der Jud muß hängen!“ wetterte es im Parlament, von den Kanzeln. „Der Jud

muß hängen!“ brüllte das Volk, sangen es in einem .eingängigen, gassenhauerischen Rhythmus die Buben, konstatierten schwerfällig und überzeugt in den einsamsten Höfen die Bauern. Durch solchen Druck erreichte Herr von Pflug, daß einzelne von den Richtern aus der Kommission ausschieden. An ihre Stelle traten persönliche Feinde des Süß, deren Votum sicher in seinem Sinn ausfallen musste. Die früheren Minister Forstner und Negendank, die Süß gestürzt hatte; der unter Karl Alexander überall von Süß gehemmte kalte, glatte Ehrgeizling Andreas Heinrich von Schütz; ja, Herr von Pflug drehte es, daß auch der junge Geheimrat von Götz in das Kollegium berufen wurde, an dem Verderber von Mutter und Schwester Wut und Rache auszutoben. Diese alle waren nun zu Richtern des Süß bestellt. In ihnen brannte Hass viel heißer als Geldgier, das Volk drängte auf endliches Urteil, und sie waren sehr bereit, diesem Drängen stattzugeben. Sie beschleunigten die Untersuchung.

Die Anklageakte des Regierungsrats Philipp Heinrich Jäger legte dem Süß ungefähr alles zur Last, was unter Karl Alexander Übles geschehen war, auch Dinge, von denen er unmöglich Kenntnis gehabt haben konnte. Machte ihn als einzigen voll verantwortlich für die Amtshandlungen sämtlicher Staatsbeamten von den Mitgliedern des Kabinetts bis zum letzten Subalternen. Die wackere Verteidigungsschrift des braven Lizentiaten Mögling wurde kaum gelesen. Hassblind setzten sich die Richter über den klaren Tatbestand hinweg, streiften in der Urteilsbegründung kaum die zahllosen Einwände, die sich gegen ihre Kompetenz erhoben und eine gesetzmäßige Verurteilung des Süß ausschlossen. Sie erkannten den Juden für schuldig zahlloser Verbrechen: erstens gegen den Herzog, zweitens gegen dessen getreue Räte, Minister und die ganze Nation, die er bei dem Fürsten angeschwärzt und in Ungnade und Misstrauen gesetzt habe; drittens und hauptsächlich gegen das Parlament und die Verfassung – hier mussten sehr viele Verordnungen des Süß herhalten, vor allem auch jenes Reskript wegen der Kaminfeger; und viertens gegen Gemeinden und einzelne Untertanen. Sie erkannten ihn für einen Majestätsverbrecher, Staatsverbrecher, Münzverbrecher, Hochverräter und Landverderber. Aus diesen Gründen verurteilte das zur Untersuchung seiner Verbrechen eingesetzte Sondergericht den Josef Süß Oppenheimer, Juden und gewesten Finanzdirektor, zum Tod durch den Strang. Diese Hinrichtungsart wurde dem Angeklagten zuerkannt, weil sie

ohnedies die gewöhnliche Strafe war bei verschiedenen dem Angeklagten zur Last gelegten Verbrechen; insonders aber, weil sie die Mitte hielt zwischen der gegen Majestätsverbrecher üblichen Strafe der Vierteilung, zwischen der gegen Falschmünzer zu verhängenden Strafe des Lebendigverbranftwerdens und zwischen der ehrenhafteren Hinrichtung durch das Schwert. Die Herren gingen geschwellt herum. Sie hatten das Urteil in eine Form gekleidet, die einigermaßen passabel aussah. Mochten pedantische Juristen daran makeln, sie wussten, das Volk und sein gesundes Empfinden war auf ihrer Seite.

43.

Unbehaglich und mit unruhigen Gliedern saß der Darmstädter Finanzienrat und Kabinettsfaktor Baron Tauffenberger in seinem mit Akten überstapelten Salon. Ihm gegenüber saß ratlos, schön und töricht seine Mutter, Michaele Süß. Seit sieben Jahren, seitdem er nicht mehr Nathan Süß Oppenheimer hieß, sondern sich zum Baron Ludwig Philipp Tauffenberger hatte taufen lassen, hatte sie ihn nicht mehr besucht. Die schöne alte Dame, ihr leeres Leben mit Toilettensorgen, Korrespondenz, Theater, Protektion junger Künstler, Reisen, Geselligkeit ausfüllend, hatte Darmstadt, den Sitz ihres älteren Sohnes, immer ängstlich gemieden. Sie hatte es begriffen, wenn der jüngere, wenn Josef sich zum Glauben seines Vaters bekannt hätte, ja, sie hätte es vielleicht gern gesehen, sie suchte mit zärtlichem Schuldbewusstsein die Züge des Vaters in ihm. Aber dass Nathan, der Sohn des Kantors Isaschar Süßkind, zum Christentum übertrat, schien ihr ein großer Frevel, der sich gewiss einmal bitter rächen musste. Scheu betrachtete sie sein Glück und seinen Aufstieg. Daß jetzt Josef, der fromme, edle, der den Jecheskel Seligrnann Freudenthal gerettet hatte, der trotz Lockung und unerhörter Versuchung Jude geblieben war, dass der jetzt so grausam stürzen musste, während der Frevler und Getaufte üppig und in Blüte stand, machte sie vollends wirr und hilflos. Michaele Süß hatte ihren Mann, den Kantor Isaschar, auf ihre Art geliebt. Er war ein netter, betulicher Mann gewesen und ein großer Sänger und Komödiant und vor allem auch ein sanfter, bequemer Mann, der viel auf Reisen war und auf die bösen Dinge, die man ihm über seine Frau zutrug, nicht hörte, sondern immer gleich zärtlich und voll dankbarer Bewunderung ihrer Schönheit blieb. Sie hatte auch sonst in ihrem langen, leichten Leben viele Männer gern gehabt. Aber jene Monate mit dem strahlenden Georg Eberhard Heydersdorff waren doch die Krone ihrer Tage gewesen. Wie er in Schmach und Jämmerlichkeit stürzte, war dies der echteste Schmerz, den sie all ihrer Tage gespürt hatte. Sie hatte dann in ihrem Sohn Josef den Vater wiedererlebt,

atemlos und schwach vor Bewunderung hatte sie seinen beglückenden Aufstieg mitangeschaut, alle Jugend und Süßigkeit, allen Glanz und Rausch liebte sie in dem Sohn, sie schwamm selig in hemmungslos gläubigem Aufblick zu seinem Genie, seinem Stern, seiner Herrlichkeit. Und nun wiederholte sich in ihm noch viel grausiger Wendung und Sturz des Vaters. Sie hatte erst geglaubt, die Haft des Sohnes sei eine List, eine Vermummung, aus der er bald um so glänzender auftauchen werde. Aber jetzt musste sie sehen, dass es grässlicher Ernst war. Das Urteil war zwar noch nicht bekannt, aber immer drohender und bestimmter hieß es im ganzen Reich, dass die Württemberger ihren gewesten Finanzierrat in den allernächsten Wochen würden aufhenken. Das Liedchen: „Der Jud muss hängen!“ wurde nicht nur am Neckar, sondern auch den ganzen Rhein hinauf, hinunter gepfiffen. Sie brachte den grausigen Gassenhauer nicht aus dem Ohr, wurde immer fahriger, ratloser. Machte ungeschickte Versuche, dem Sohn zu helfen, schrieb törichte Bittbriefe in die Welt hinein. Wenn wenigstens Rabbi Gabriel von sich hätte hören lassen! Sie schrieb einen drängenden, ratlosen Brief an ihn; aber sie wusste nicht, ob er ihn erreichte; denn sie hatte nur die Vermutung, keine Gewissheit, er sei in Holland. Sie schrieb ihrer verheirateten Tochter nach Wien, schrieb mit ihrer flatterigen, marklosen Schrift eine ganze Reihe von Briefen an die Wiener Oppenheimers, entschloss sich endlich zu diesem Äußersten, suchte ihren ältesten Sohn auf, den Getauften. Da saß sie nun, den Mund ängstlich, erwartungsvoll halb offen, schaute mit gescheuchten, törichten Augen auf ihn. „Was soll man tun? Was soll man tun?“ jammerte sie.

Der Baron Tauffenberger rückte unbehaglich auf seinem Sessel, kramte nervös und mechanisch in seinen Papieren, zappelte herum. Er war ein fast kleiner, etwas zu feister Herr, die Haut hell und sehr gepflegt, die raschen Augen traten zu groß aus dem Kopf heraus, die Finger krümmten sich dick, weiß und beweglich, er war unelegant trotz reicher und sorgfältiger Kleidung. Sein Christentum war ihm unbehaglich bei aller gespielten Freigeisterei. Er mokierte sich gern über jüdische Sitte und jüdisches Wesen, verkehrte auch mit dem Helmstätter Professor Karl Anton und dem als Prediger nach Stuttgart versetzten früheren Propst von Denkendorf Johann Friedrich Paulus, die, beide frühere Juden, jetzt konvertiert und fanatische Verkünder der christlichen Heilslehren waren. Aber er neidete es dem jüngeren Bruder aus tiefster Seele, dass der es soviel weiter hatte bringen können als er selber und doch Jude bleiben.

Auch hatte Josef ihn als einen Getauften unverhohlen und reichlich Spott und Verachtung spüren lassen, ihm, als sie einmal am kurpfälzischen Hof zusammengetroffen waren, kalt den Rücken gekehrt. Stießen sie geschäftlich aufeinander, so begannen sie ohne Vergleichsversuch zu prozessieren, und es reizte den Getauften bis aufs Blut, dass der Bruder voll Widerwillen und Ekel auch in importanten Affären es verschmähte, mit ihm persönlich zusammenzutreffen, und lieber, Verluste nicht scheuend, alles durch Agenten erledigen ließ. Der Sturz und die Schmach des Bruders traf ihn tief, auch wurde er darüber gehöhnt und gehänselt; gleichwohl konnte er, wie jetzt die Mutter ratlos vor ihm saß, für den geliebteren und bewunderten Sohn bei ihm zu betteln, ein leises Triumphgefühl nicht unterdrücken. „Da habt Ihr's, da habt Ihr's!" sagte er mehrmals mit seiner hohen, hellen Stimme. „Es geht nicht, dass einer da hinaufsteigt und Jud bleibt. Es schickt sich auch nicht", eiferte er, heftig gestikulierend, „es soll nicht sein, es ist gegen göttliche Ordnung und menschlichen Fug." Aber Michaele ging nicht darauf ein. „Was soll man tun? Was soll man tun ?" jammerte sie, immer im gleichen Ton. Der feiste Mann stand auf, lief nervös herum, legte einen Stapel Akten von einer Seite des Tisches auf die andere. „Es gibt nur ein Mittel", sagte er endlich. Da Michaele ihn gespannt und hoffend anschaute, nahm er Anlauf und warf es wie gleichmütig und selbstverständlich hin: „Er muss sich taufen lassen." Michaele überlegte. Dann sagte sie mutlos: „Er wird es nicht tun." Und, nach einer Weile: „Rabbi Gabriel erlaubt es nicht." Der Sohn höhnte nach: „Erlaubt es nicht! Mir hat er es auch nicht erlaubt. Hätte ich ihm gefolgt, wäre ich jetzt vielleicht so weit wie der Josef. Erlaubt es nicht! Erlaubt es nicht!" ärgerte er sich, mit seiner hellen Stimme vor sich hinschimpfend, stark gestikulierend. „Was anderes weiß ich nicht", sagte er plötzlich, mit einem Ruck stehenbleibend. Und da er die Mutter mutlos und erloschen sitzen sah, fügte er noch hinzu: „Ich will gern tun, was ich kann, von seinem Vermögen zu halten, was zu halten ist. Obzwar er es nicht um mich verdient hat. Was man in Heidelberg, Frankfurt, Mannheim für ihn retten kann, ich will die Hand darauf legen. Ich will auch mit Geld nicht sparen, Versuche zu machen in Stuttgart bei der Regierung, bei den Richtern, im Gefängnis. Aber wenn er sich nicht taufen lässt", schloss er achselzuckend, „wird es schwerlich gut ablaufen." Michaele setzte, als sie ging, die Füße schwerer als beim Kommen.

In Stuttgart wirkte unterdessen stetig und gleichmütig Nicklas Pfäffle für seinen Herrn. Große Gelder flossen an Regierungsstellen, Gerichtsbeamte. Da der Herzog-Administrator angeordnet hatte, dass peinlich genau untersucht werden müsse, was unzweifelbarer, legitim erworbener Besitz des Süß sei und dass dieser Besitz nicht angetastet werden dürfe, hatte der Sekretär reiche Mittel zur Verfügung. Kostbare Vasen, Teppiche, Steine gingen aus dem Haus des Süß in der Form von Andenken an einflussreiche Parlamentarier, Hof- und Staatsbeamte, die offiziell mit der Affäre nichts zu tun hatten, mittelbar um so mehr wirken konnten.

Durch alle Judenheit aber lief es, raunte es, schwoll an: „Er hat gerettet den Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal, er hat seine Hand ausgestreckt und geschützt die Juden am Neckar und am Rhein. Jetzt haben sie sich zusammengetan, Edom und alle Frevler, und sind hergefallen über ihn. Er war ihnen zu groß, er hat ihnen zuviel Glanz gestrahlt über die Judenheit. Sind sie hergefallen über ihn wie Haman der Frevler und wollen ihn totschlagen. Helft und rettet den Reb Josef Süß Oppenheliner, der ein guter Jud war und seine Hand gehalten hat, wie er in Glanz war, zu gutem Schutz über alle Judenheit.“ Da wurde gebetet und gefastet in den Bethäusern, da wurde gewirkt in den Kanzleien und Kabinetten, da wurde Geld gesammelt, viel Geld, immer mehr Geld, ungeheures Geld, alles zu Händen des Reb Isaak Simon Landauer, Hoffaktors und guten Juden, der bestellt war von den Rabbinern und den Gemeinden, zu schützen mit aller Kraft und Schlauheit und Vermögen den gefallenen Reb Josef Süß Oppenheimer, Retter Israels aus großer Not. Isaak Landauer aber hatte einen Plan, keinen besonders schlauen Plan, aber kühn und geradezu, für den Fall, daß sie es wirklich wagen sollten, den Süß zu verurteilen. Zu diesem Plan brauchte er Geld, märchenhaft viel Geld. Und märchenhaft viel Geld strömte in seine Kassen, blankes Gold, Wechsel, Verschreibungen, der Geringe gab gering, der Große gab groß, aus allen Ländern, aus allen Gemeinden, von den Juden aller Welt.

Johann Daniel Harpprecht saß in seiner Bibliothek, arbeitend. Der Herzog-Administrator hatte den Spruch der Kommission nicht bestätigt, hatte befohlen, ihn vorläufig geheimzuhalten, und hatte ihm, dem Harpprecht, das Urteil nebst dem ganzen zugehörigen riesigen Aktenmaterial zur Begutachtung schicken lassen. Ingrimmig saß der alte Herr. Dies war der vierte Winter, seitdem er das Judizium über den Fall des Jecheskel Seligmann hatte

abgegeben, den Stinkjuden wider Willen hatte retten müssen. Die nagenden Würmer hatten abgelassen jetzt und sich verkrochen; die obenan aufringelten, die fetten, gemästeten, der Herzog und der Jud, davon war der eine tot, der andere lag machtlos und unterm Fuß, und es stand bei ihm, zuzutreten. Ei, sie hatten gut genagt seither. Er, Harpprecht, war ein fester Mann gewesen, jetzt war er ein Greis durch sie, und viel Land und Wald und Acker und Menschenleib und Menschenseel war übel zerfressen und vertan durch sie, und der Junge, der Michael, war angenagt und die sanfte, liebliche Elisabeth Salomea Götzin war eine Hur geworden durch sie. Und wenn auch jetzt das Gewürm gescheucht ist und sich verkrochen hat, es wird wiederkommen, wie es immer wiedergekommen ist, und das alte Gebäu wird vollends zusammenstürzen. Und nun also saß er und sollte judizieren, ob es rechtens sei, diesen nagenden und schädigenden Wurm zu zertreten.

Bilfinger kam. Er war jetzt der eigentliche Regent im Land, ein treuer, uneitler Regent, der arbeitete wie ein Ross und mit Erfolg. Die Arbeit schlug ihm gut an, der schwere, vollblütige Herr sah, der Gleichaltrige, zehn Jahre jünger aus als Harpprecht. „Wie steht's, Herr Bruder?" fragte er, den Blick auf dem Wust von Akten. „Ist es das gleiche", setzte er langsam, unbehaglich hinzu, „wie damals bei dem Juden Jecheskel?" Draußen schneite es weich und dick. Es war sehr still im Zimmer. Von nebenan hörte man den Schritt des jungen Michael Koppenhöfer. „Ja, Herr Bruder", sagte Harpprecht. „Es ist das gleiche. Er ist formal, nach dem Buchstaben des Kriminalrechts, nicht genug überwiesen." Bilfinger nahm von den Papieren, zerteilte sie, schichtete sie wieder zusammen. „Ist nicht zu bedenken, Herr Bruder", sagte er nach einer Weile, „dass er sich im Verfassungsstaat Württemberg so viel Ausnahmen permittiert hat vom Verfassungsmäßigen, dass er es sich muss gefallen lassen, wenn man jetzt auch mit ihm eine Ausnahm macht von der Rechtsform?" „Das ist zu bedenken", erwiderte Harpprecht. „Aber nicht von mir. Vom Herzog."

Indessen war auch der Prozess gegen den General Remchingen seinem Ende entgegengeführt worden. Der Freiherr, Jesuit und österreichische Oberst wurde nicht so glimpflich behandelt wie die eingesessenen Hallwachs, Mez, Bühler, Lamprechts, Scheffer, er hatte keine Verwandten in der Kanzlei sitzen, er hatte alles Zivil als Federfuchser, alles Nichtadelige, besonders das Parlament, stets nur als Canaillen, Rotüre, Populace traktiert und war sehr verhasst. Man

inquirierte also scharf und trug Material zusammen, das, wenn nicht zum Todesurteil, so zumindest zur Bestrafung mit lebenslänglicher Festungshaft genügte. Nun war aber um diese Zeit der Vergleich Karl Rudolfs mit der Herzogin-Witwe über die Vormundschaft bis in alle Details fertiggestellt worden, auf eine für den Regenten sehr günstige Art, und unterlag zugleich mit dem Regierungsreglement für die Administrationszeit der Prüfung und Bestätigung der kaiserlichen Kanzlei. In solchem Augenblick durch harte Bestrafung des Katholiken und Österreichers den Wiener Hof zu reizen, schien höchst inopportun. So beschloss man, die Urteilsfällung hinauszuschieben, und ließ den General einstweilen frei, gegen Handtreue und Ehrenwort. Remchingen brach, wie erwartet, schnurstracks sein Ehrenwort, floh außer Landes, trat unter dem General Schulenburg in venezianische Dienste. Wurde in Kontumaz verurteilt, tat in mehreren Klageschriften an Kaiser und Reich erbitterten Einspruch. Spie noch durch Jahre Kot, Gift und Galle gegen Württemberg. Das Volk war empört über Remchingens Flucht. Nun waren alle Bluthunde ungestraft entkommen, saßen in Eßlingen, anderthalb Meilen entfernt, lachten sich den Buckel voll oder machten gar noch wie Remchingen Stank und Diffikultäten. Den einzigen Juden hatte man noch. Aber der wenigstens sollte büßen. Wieder waren die Geheimräte Pflug und Pancorbo Vomean, schürten, zahlten Demonstrationen. Wilder, heftiger, drohender, drängender ging es durch das Land: „Der Jud muss hängen!“

So lagen die Dinge, als Harpprecht dem Herzog-Administrator sein Gutachten abstattete. Der rechtliche, wahrhaftige Mann ließ sein Urteil nicht trüben durch den Hass gegen den Juden, nicht durch das tobende Volk, das laut und wie mit Einer Stimme nach dem Tod des Juden brüllte, nicht durch die Gunst oder Missgunst des Kabinetts und des Parlaments. Der Rechtslehrer urteilte: Die auf Verfassung und Amt vereidigten Räte und Minister, welche die angeklagten Befehle und Verordnungen signiert haften, müssten prozessiert und gestraft werden, nicht der unvereidigte, in keinem Staatsamt stehende Ausländer. Jene seien nach römischem und deutschem Recht des Todes schuldig, dieser nicht. Einen einzigen Punkt ausgenommen, den fleischlichen Verkehr mit Christinnen. Und dieser Punkt könne aus mancherlei Ursach ernsthaft nicht herangezogen werden, auch habe ihn die Kommission gar nicht erst in ihre Entscheidungsgründe aufgenommen. Er kam zum Schluss, auf Grund der bestehenden Gesetze des Römischen Reichs und des

Herzogtums könne Inquisit zum Tod nicht verurteilt werden; man solle ihm seinen Raub, soweit er erwiesen sei, abnehmen und ihn des Landes verbannen.

Klein, schäbig, schief saß der eisgraue, verwitterte Herzog und hörte aufmerksam dem schweren, treuen, sachlichen Mann zu. „Er vermeint also“, sagte er schließlich, „die Kommission hat den Juden mehr als den Schelmen verurteilt ?“ „Ja“, sagte Harpprecht.

Draußen pfiff einer den Gassenhauer: „Der Jud muss hängen!“ Der alte Regent hielt die Lippen hart geschlossen. „Ich wollte, ich könnte tun nach Seinem Rat“, sagte er endlich. Damit entließ er den Juristen. Andern Tages unterzeichnete er das Todesurteil. „Besser, der Jud wird zu Unrecht erwürgt“, sagte er, „als er bleibt zu Recht leben und das Land gärt weiter.“ Auch sagte er: „Das ist ein seltenes Ereignis, daß ein Jud für Christenschelmen die Zeche zahlt.“

44.

Durch die kahlen, dumpfen Gänge der Festung Hohenasperg, über verwinkelte Treppen, ein mürrischer Korporal mit einem ungefügen Schlüsselbund voran, flatterte Michaele Süß. Der alten, verzärtelten Dame beschleunte sich das Herz, Mauern überall und klobige Waffen, ein großer, beklemmender, bedrohlicher Apparat. Der Korporal stapfte mit raschen Schritten voraus, sie konnte nur mit Mühe folgen und kam außer Atem, aber sie wagte nichts zu sagen. Endlich knarrte rasselnd eine niedrige, hässliche Tür auf. Sie schaute, schnaufend, in ein kahles Geviert, da saß auf einer Pritsche ein alter Mann, den Rücken krumm, schlaff und übel verfettet, mit schmutzig weißem ungepflegtem Bart, und summte und döste vor sich hin mit einem abwesenden, törichten Lächeln. Sie sagte zaghaft zu dem Korporal: „Nicht zu dem, guter Mann; ich will zu Josef Süß.“ Der Korporal sagte übellaunig: „Das ist doch der Jud, Frau.“ Angefüllt von tiefem, kältendem Schrecken schaute Michaele Süß auf den eingesperrten Mann, der ihr jetzt langsam das Gesicht zuwandte, die braunen, blinzelnden, etwas entzündeten Augen. Der Korporal verschloss draußen umständlich rasselnd die Türe. Das ihr Sohn! Der hässliche, verwahrloste Mann, älter als sie, ihr strahlender Sohn! Oh, es war nichts mehr, nicht die leiseste Spur mehr vom Heydersdorff in ihm, viel eher, merkte sie mit Grauen und Neugier, glich er trotz des Bartes dem Rabbi Gabriel. Sie beschaute ihn scheu, voll Grauen, sie spürte nichts von dem früheren fressenden, schmerzhaften Mitleid, sie spürte, wie er aus ihr glitt, wie sie leer wurde, es war ein fremder, schmutziger, verwahrloster Mensch, mit dem man, versteht sich! Bedauern haben musste, denn er war eingesperrt, und es ging ihm schlecht und zudem war er ein Jud. Aber sie hatte sich schon wieder verkapselt und ihr Inneres war umkrustet. Sie stand, eine fremde, elegante Dame, verlegen vor dem Ungepflegten, in den Schmutz gerutschten Mann. Als sie dann redeten, fand sie kein echtes Wort mehr. Er sprach mild zu ihr, mit einer leichten, überlegenen, fast scherzenden Güte, und streichelte

ihre sehr weißen Hände. Sie weinte ein weniges. Aber keines seiner Worte drang zu ihr. Sie dachte immer nur: dieser alte Mann ihr Sohn! und war umkrustet. Sie war eigentlich froh, als die Stunde um war, die sie bei ihm bleiben durfte und der misslaunige Korporal sie wieder abholte. Umschaute sie noch einmal aus der Tür voll scheuen Grauens nach dem alten Mann, der ihr Sohn war. Als sie dann die Festung verließ, war sie es, die den Schritt schneller nahm.

Bald darauf tauchte ein sanfter, stiller, trauriger Herr in die Zelle, neigte sich, war sehr höflich. Große, weiße Hände, melancholische, fließende Augen in dem fleischigen, vom Rasieren bläulichen Gesicht. Er sprach leise, mit einer beredten, traurigen Stimme. Es war Johann Friedrich Paulus, früher Propst von Denkendorf, jetzt Prediger in Stuttgart, der Konvertit. Der Stadtvikar Hoffmann hatte ihn geschickt. Der Stadtvikar hätte zwar gern selber der Kirche diesen Verstockten gewonnen; aber er sah, hier war wenig Hoffnung, und lieber sollte ein anderer das Werk vollenden, als daß es gar nicht geschah. Der frühere Jude konnte sich vielleicht tiefer hineinschmiegen, hineintasten, hineinschmuggeln in die verhärtete Seele, sie aufzuweichen. Still und höflich saß der Konvertit an der Wand, trotz seiner Fülle merkwürdig schattenhaft. Er ließ seine traurigen Mandelaugen herumgehen in der kahlen Zelle. Sprach leise konversierend. „Dies alles sind nur Kleider und Masken“, sagte er. „Ihr Palais, diese Zelle, Ihr Judentum, mein Christentum: Kleider, Masken. Es ist nur dies, dass einer den Strom Gott in sich spürt. Es ist dies, dass einer ein Schein im Schein, ein Wort im Wort ist. Ich habe Sie steigen sehen, Herr Finanzdirektor, ich habe Sie in Ihrem großen Glanz gesehen und hoch im Blau. Ich bin ein Freund und Schüler des Rabbi Jonathan Eybeschütz, der wieder ein Freund ist Ihres Onkels, des Rabbi Gabriel. Ich hatte oft Lust, mit Ihnen zu reden, Herr Finanzdirektor. Nicht weil Sie mich vielleicht verachteten um meine Taufe und mein Christentum und weil ich Sie besser belehren wollte. Wie ich Sie jetzt sehe“, schloss er, und seine streichelnde Stimme war noch leiser, und er war fast erschüttert, „sehe ich sehr genau, daß ich um unser beider willen gekommen bin, für mich nicht weniger als für Sie.“ „Sie sind doch gekommen“, sagte Süß, „um mich zum Christentum zu bekehren?“ „Der Stadtvikar Hoffmann hat Sie doch geschickt? Ist’s nicht so, ehrwürdiger Herr? Oder soll ich Sie Rabbi Unser Lehrer nennen?“ lächelte er. Der stille Mann an der Wand sagte: „Es ist nicht schwer, und es ist billig, zu trotzen und ein Märtyrer zu sein. Viele verachten

mich, weil ich Christ wurde. Aber die Beschmutzung tut nicht weh. Ich rühre mich nicht und wische sie nicht weg. Denn ich hab es getan nicht um Brot und Kleid und Titel, nur für die Idee, für mein Gesetz. Sie haben Ihr Gesetz, Sie haben Ihre Idee. Ist es nicht vielleicht richtiger, dies Gesetz fertig zu leben, dieses Licht nicht verlöschen zu lassen, auch wenn man statt des Kleides Judentum das Kleid Christentum anziehen muß? In solcher Zelle zu leben“ – sein sanfter, fließender Blick glitt über die kahlen Wände – „ist sicher hart. Aber wer sagt Ihnen, Exzellenz, daß alles, was hart ist, Verdienst ist?“ „Sie haben eine sehr liebenswürdige Manier, ehrwürdiger Herr“, sagte Süß, „die Heilslehren Ihrer Religion in eine komfortable Hülle zu verpacken. Ein weiches Bett, ein warmes Zimmer, Rehrücken, alter Madeirasekt sind unbestreitbare, eingängige, angenehme Wahrheiten; auch was Sie da sagen vom Wort im Wort und vom Schein im Schein, klingt gut und passabel. Aber sehen Sie, ich habe mein Palais in der Seestraße mit dieser Zelle vertauscht. Man hat mich in jedem Stück angezweifelt; aber nie hat jemand gezweifelt, dass ich ein tüchtiger Kaufmann bin. Ich muss also wohl“ – er lächelte listig – „zu solchem Tausch meine guten Gründe gehabt haben. Sagen Sie dem Herrn Stadtvikar“, schloss er heiter und verbindlich, und sagen Sie sich selbst: „Sie haben getan und geredet, was einem Menschen möglich ist. Es liegt an mir, es liegt wirklich nur an mir.“ Allein, summte er, lächelte, wiegte den Kopf. Dachte an Michaele. Die liebe, törichte Frau. Er fühlte sich schwach, schwerlos, angenehm müde. Wie ein Kranker, wohlig im Bett, Genesung spürend. So saß er, dösend, auf der Pritsche.

Da, ganz unvermutet, kam das Kind zu ihm, sprach zu ihm. Es war noch viel kleiner und jünger geworden, es war klein wie eine Puppe, und es setzte sich ihm merkwürdigerweise auf die Schulter und zupfte ihn zärtlich am Bart, und es sagte: „Dummer Vater! Dummer Vater!“ Sie blieb etwa eine halbe Stunde. Sie sprach auch, aber lauter ganz kleine Dinge, sie sprach mit der Wichtigkeit und dem Ernst der Kinder, von den Tulpen, von der Auslegung einer Stelle im Hohen Lied, von dem Futter seines neuen Rockes. Als sie fort war, atmete Süß wie ein Schlafender, den Mund halb auf, glücklich. So gerufen hatte er sie, und sie war nicht gekommen, mit wilden, heißen, törichten Taten sie gerufen, ein grelles, ungeheures Totenopfer ihr angezündet, und sie war nicht gekommen. Was für ein Narr war er gewesen! Sie war ja so klein, ein so kleiner, sanfter, befriedeter Mensch war sie. Was denn hätte sie sollen mit seinen

großen, grellen, schreienden Taten und Opfern anfangen. Aber jetzt, nun er ganz still war und sich schon beschieden hatte, sie nicht mehr zu sehen, nun auf einmal kam sie, und es war ein großes, anfüllendes Geschenk. Er ging die Zelle auf und nieder, seine fünfeinhalb Schritte, und die Zelle war reich und voll und die ganze Welt, und er streckte die Arme aus und lachte, allein und jungenhaft und laut und glücklich, daß der Wächter draußen auf dem Gang aufschrak und misstrauisch hereinspähte. Der Major Glaser eröffnete dem Süß, er solle sich bereit halten, anderen Tages in der Frühe nach Stuttgart zu fahren. Der Major wusste, der Jude fahre nach Stuttgart, sein Todesurteil zu hören, aber er hatte nicht Ordre, ihm das zu sagen, und hielt es nicht für not. Süß, im linden Nachgeschmack der Worte Naemis, glaubte, es gehe in sein Haus zurück und in die Freiheit. Er hielt es nicht im entferntesten für möglich, man werde ihm gegen den klaren Buchstaben des Rechts ans Leben gehen. Gutmütig scherzend und in schwerloser Laune sagte er, er freue sich des schönen Wetters für die Fahrt, fragte den Kommandanten, ob er ihm, der ein großer Schnupfer war, eine Tabaksdose zum Andenken übersenden dürfe. Gemessen lehnte der Major ab; doch gestattete er, das harte Gesicht kaum vor dem Grinsen wahrend, dass Süß einen Galarock für die Fahrt anlege. Auch vor dem Wärter erging sich Süß in leichten, schwingenden Worten über Rückkehr und Freiheit und gab dem erstaunten Mann, der nicht wusste, was tun, eine Anweisung auf eine ansehnliche Summe als Trinkgeld. Wie er sich des Abends auf seine Pritsche legte, fand er sich ganz entlastet und selig. Er wird jetzt irgendwohin ins Ausland gehen, an einen See oder ans Meer, in ein winziges, stilles Nest, und ganz klein und mild leuchtend vor sich hinleben. Ein paar Bücher oder auch keine. Und bald wird er leicht und leise verklingen, und unter den Menschen wird nur ein dummer, lauter Hall bleiben von seinem Leben und von seinem Gewese, und der wird im Guten und im Bösen ganz anders sein und sehr verzerrt. Bald aber wird auch sein Name gar nichts mehr bedeuten, wird nichts sein als etliche Buchstaben ohne Sinn; schließlich werden auch die verklingen, und es wird große, reine Stille sein und nur mehr ein Schweben und sachtes Leuchten in der Oberen Welt.

Anderen Morgens, es war ein frostklarer, weißer, sonniger Tag, fuhr Süß bei guter Zeit. Trotz der Kälte im offenen Wagen. Er hockte schwach und froh im Fond, ein Wärter neben ihm, einer ihm gegenüber. Starke Wache auch zu beiden Seiten, vor, hinter dem

Wagen. Er wollte erst mit seinen Begleitern sprechen, aber die hatten strenge Weisung, nicht zu erwidern. Ihn grämte es nicht. Er lehnte zurück, atmete, kostete, schluckte, sah, tastete nach den vielen dumpfen Monaten die reine, freie, beglückende Gottesluft. Blick, nicht an Mauer stoßend, wie köstlich! Bäume, sanfter, herrlich reiner Schnee darauf. Weites, weißes Feld, weich und zärtlich in den Himmel mündend. Weite Welt, feine, herrliche, reine, weite Welt! Luft! Freie, liebe Luft! Sie griff ihn an, den Eingesperrten, Entwöhnten, er lehnte ganz schlaff und schwach und erschöpft; aber er war selig. Er hatte den roten, goldbestickten Taftrock mit dem zottigen Samtfutter aufgeschlagen, selbst das grüne, goldbordierte Kamisol der Luft geöffnet. Die Beine in den braunen Beinkleidern zitterten und waren sehr matt. Den Samthut und die auf dem schlecht gepflegten Haar übelsitzende Perücke hatte er abgenommen, er ließ wohlig den Luftzug der raschen Fahrt durch das weiße Haar streichen.

Aber in Stuttgart am Tor stand dick der Pöbel, wartete. Schrie, johlte, als die Kutsche kam, schmiss Steine, Kot. Stürzte sich auf den Juden, riss ihn heraus, stauchte ihn hin und her, zerrte ihn an dem weißen Bart. Hob Kinder hoch: „Lugt her! Da ist er, der Schinder, Judas, Mörder, Saujud!“ Spuckte, trat. Zerrissen der feine Rock, in Kot getreten der artige Samthut. Die aus dem Blauen Bock sagten in wehmütiger, sentimentaler Genugtuung: „Das hätte der selige Konditor Benz noch erleben sollen.“ Nur mit Mühe gelang es der Eskorte, den Juden herauszuhauen. Mit fliegender Brust saß er jetzt im Wagen, das graue Gesicht zerschrundet, Rinnsel von Speichel und Blut langsam in den zerrauften Bart rinnend, Soldaten um ihn, drohend gegen die Menge, die Hand an der Waffe.

Das Geschrei und Gejohle drang auch in das große Zimmer, in dem Magdalen Sibylle lag, ein Kind des Immanuel Rieger gebärend. Der Expeditionsrat hätte gern gehabt, daß sie das Kind auf dem Land, auf ihrer schönen Besitzung Würtigheim, zur Welt bringe; aber da sie aus unerklärlichen Gründen durchaus in Stadt bleiben wollte, fügte er sich. Da lag sie, in den Wehen, eine geschwätzige betuliche Hebamme wuschelte geschäftig herum, der Expeditionsrat ging blass, dienstwillig demütig und schwitzend auf und ab. Trotzdem sie breit schien und gebärtüchtig war die Einbindung nicht so leicht, wie man gehofft hatte. Sie schrie, stemmte sich, presste, keuchte. Jetzt war eine Minute der Erleichterung gekommen. Zurückgesunken, fahl, schweißüberdeckt bebte sie, immer wieder

überschauert In die Stille klang das Johlen der Volksmenschen herein, ganz deutlich hörte man den Gassenhauer. „Der Jud muss hängen!“ Der Expeditionsrat rieb sich die Hände. „Ein gutes Omen“, sagte er, „daß das Kind im Zeichen der Gerechtigkeit geboren wird.“ Aber sie schaute voll Hass auf den hageren, unscheinbaren Man und betete unhörbar, ohne Reim und Schnörkele dringlich und stark: „Herr Gott im Himmel! Lass es nicht werden wie den da! Herr Gott im Himmel! Du hast mir soviel verhunzt. Das gib mir, das wenigsten gib mir, daß mein Kind nicht werde wie der da!“

Süß wurde inzwischen auf das Rathaus gebracht. Der große Saal war gestopft mit Zuschauern das Richterkollegium war versammelt, feierlich in schwarzen Mänteln. Der Jude sah das jovial brutale, massige Gesicht des Gaisberg, das feine, höhnische, hakennasige des Schütz, das harte, grausame hagere des Pflug, das des jungen Götz sogar, sonst leer, fad, rosig, schien belebt von Hass, Rache, Triumph. Da erkannte er, daß er nicht zur Freiheit, sondern zum Tode bestimmt war. Und da begann auch schon der Präsident, der Geheimrat Gaisberg, mit seiner dröhnenden ungefügen Stimme, stark schwäbelnd, das Urteil zu verlesen. Süß hörte in monotonem Wechsel Landschaden, Plünderung, Beraubung, Hochverrat – Staatsverbrechen und den Schluss, daß er mit dem Strang vom Leben zum Tod solle hingerichtet werden. Er sah in dem überheizten Saal die dichtgedrängte Menge, die großen Herren alle, die Minister, Parlamentarier, Generäle, dünstend, schwitzend, voll Hochgefühl. Er sah die kleinen, eklen Tiere, da das große sich hingestreckt hatte in freiwilliger Wehrlosigkeit, darüber herfallen, sich festbeißen, geschäftig übereinanderwimmeln, daß ja ein jeder noch sinnlos die Zähne hineinschlage in die verendende Masse Lebens. Da war plötzlich wieder in ihm der frühere Süß. Er bäumte hoch, er begann zu reden, der alte, verfallene Mann, überdeckt mit dem Blut und dem Kot der Misshandlungen, richtete sich hoch, erwiderte seinen Richtern. Kratzte, eiskalt sachlich, schneidend, dem Urteil die pathetische Tünche herunter. Lautlos hörte man seine ersten Sätze an. Dann aber, rot angelaufen über solche Frechheit, stürzten sich, nicht anders als das Volk, die vornehmen Herren auf ihn, brüllend, mit den flachen Degen auf ihn einschlagend, und wie dem Volk, konnte die Eskorte auch ihnen nur mit Mühe den Delinquenten entreißen. Wie er abgeführt wurde, über den tosenden Saal hin, packten ihn die harten, höhnischen Worte des Geheimrats Pflug im

Nacken: „Er hat gesagt, Jud, höher als der Galgen ist, könnten wir ihn nicht hängen. Wir werden's Ihm beweisen."

Mit Eilwagen fuhren von Hamburg her Rabbi Gabriel Oppenheimer van Straaten und Rabbi Jonathan Eybeschütz. Die beiden Männer sprachen auf der langen Fahrt nur das Nötigste. Sie sahen die schaukelnden Schenkel der Pferde, oft gewechselt, braune, schwarze, weiße; sie sahen das vorübergleitende Land, flaches Land, Berg, Wald, Fluss, Weinhügel. Aber nur ihre Augen waren darauf, nicht ihr Sinn. Meilenstein um Meilenstein tauchte auf, verschwand. Sie sahen nur das Antlitz, dem sie zustrebten, daß sie es erreichten, ehe es verlösche. Rabbi Gabriel saß wie immer massigen, misslaunigen Gesichts, den dicklichen Leib in großbürgerlichen, etwas altmodischen Kleidern. Rabbi Jonathan, in seidigem Kaftan, mild leuchtend aus dem weißen, milchig fließenden Bart das listige, nicht alte Antlitz, war nach lüstern weltlichen Wochen wieder zurückgetaucht in Versunkenheit, Erkenntnis, Gott. Die letzte Zeit und Wandlung des Süß zog ihn mit grausamer Lockung an. Es war nicht das Schauspiel dieses Untergangs. Er und Rabbi Gabriel, ohne daß sie darüber gesprochen hatten, wussten, spürten die merkwürdige Verquickung von Freiwilligkeit und Zwang in diesem Ende. Die Entsprechung, das heimliche Band, der Fluss von jenem zu ihnen hatte nun auch den Rabbi Jonathan ergriffen, hob ihn, senkte ihn. Er stak in jenem, eine stärkste Wurzel von ihm starb in jenem. So fuhren die beiden Männer, gradaus das Aug, dem Tode des Josef Süß zu, wolkig schwer brütete um sie die Erkenntnis ihrer Bindung.

Auch auf anderen Straßen zog es nach Stuttgart, zu Süß, um Süß. Mit viel Wache und Bedeckung kam der Hoffaktor Isaak Simon Landauer; er hatte, trotzdem er sehr schlicht zu reisen pflegte, mit sich drei jüdische Kassiere und außer der gemieteten Polizeiwache ein paar sehr kräftige, verlässige Burschen. Es kamen der kleine, welke Jaakob Josua Falk, Rabbiner von Frankfurt, und der dicke, hitzige Rabbiner von Fürth. Die drei Männer trafen in der Nähe von Stuttgart zusammen, sie waren beim Herzog-Vormünder zur Audienz gemeldet, und es war Sorge getragen, daß sie bei der Einfahrt nicht belästigt wurden. Karl Rudolf empfing sie in Gegenwart Bilfingers und Pancorbos.

Es sagte der Rabbiner von Fürth: „Euer Durchlaucht sind hochberühmt in der ganzen Welt um der Gerechtigkeit willen. Ist es gerecht, daß die Räuber sitzen ringsum in Reutlingen, in Eßlingen

und lachen und fressen ihren Raub und daß der Jud, der weniger schuld ist vor dem Gesetz, muss zahlen ihre Zeche? Euer Durchlaucht sind gerecht gegen hoch und nieder, gegen Schwaben und Österreicher, gegen Katholik und Protestant. Seien Sie gerecht auch gegen Ihren Juden."

Es sagte der Rabbiner von Frankfurt: „Reb Josef Süß Oppenheimer ist gestanden vornean unter den Juden, er ist geboren aus einer alten, angesehenen jüdischen Familie. Was er getan hat, wird man sagen, hat die ganze Jüdischheit getan. Wenn man ihn wird aufhenken, und die Christen, seine Konsorten, gehen frei herum, wird man sagen, die Judenheit ist schuld an allem, und es wird kommen neuer Hass und Verfolgung und Bosheit über die ganze Judenheit. Euer Durchlaucht sind ein gnädiger Herr und Fürst, Euer Durchlaucht wissen, daß der Jud ist nicht mehr schuld und nicht weniger als seine Genossen, die Christen. Es kommt Ärgernis in die Welt und neue Heimsuchung über die Getretenen und Gedrückten, wenn er wird anders gerichtet als die anderen. Wir bitten Euer Durchlaucht aus peinvollem und demütigem Herzen um Gnade für den einen und die ganze Judenheit."

Es sagte Isaak Landauer: „Was getan hat der Reh Josef Süß Oppenheimer, hat gewirkt, daß Schaden hat genommen an Geld und Gut der und jener und das Land Württemberg. Was gesündigt ist durch Geld, kann gutgemacht werden durch Geld. Wir haben uns zusammengetan, alle Judenheit, und haben zusammengesteuert Geld, viel Geld, ungeheures Geld. Und so sind wir gekommen und bitten Euer Durchlaucht: lassen Sie ledig den Reh Josef Süß Oppenheimer. Wir wollen machen gut, was er kann haben gesündigt, wir wollen es machen gut und aber gut, daß das Land Württemberg kann kommen in Flor und Gedeih. Wir bieten an, wenn Sie lassen ledig den Juden Josef Süß Oppenheimer, eine freiwillige Buße von fünfmalhunderttausend Doppeldukaten."

Schweigend hatten der Herzog-Administrator und die beiden Minister die Juden angehört. Bei dem Angebot des Isaak Landauer zuckten sie auf. Das Angebot war eine Frechheit. Aber die Summe war so ungeheuerlich, soviel größer als der höchste Betrag, der jemals im Budget des Herzogstums gestanden war, daß man diesem Angebot nicht wohl mit so simplen Worten wie Unverschämtheit und Arroganz beikommen konnte. Fünfmalhunderttausend Golddukaten! Den Josef Süß loskaufen wollen, war eine Frechheit und eine Dummheit. Den Josef Süß mit einer so ungeheuren Summe

loskaufen wollen, war ein kühnes, geniales Projekt, das in seiner naiven Großartigkeit verblüffte. Damit auch hatte Isaak Landauer gerechnet, darauf baute er seinen Plan. Er war von Anfang an überzeugt, mit Listen, mit Argumenten, mit Pochen auf Gerechtigkeit, mit Flehen um Gnade war hier nichts auszurichten. Vielleicht wirkte so plumpes, naives Geradezu. Für Geld konnte man alles in der Welt kaufen: Boden und Vieh, Berg, Fluss und Wald, Kaiser und Papst, Kabinette und Parlamente. Warum sollte man nicht können abkaufen diesen schwäbischen Gojims ihre Rachgier und ihr albernes Gerede von Justiz. Sie war, seine dumme, schiefe Gerechtigkeit, diesem Herzog teuer. Gut, so bezahlte man sie eben teuer. Fünfmalhunderttausend Golddukaten. Damit konnte man zur Not ein kleines Herzogtum kaufen: es war ein guter Preis für ein Stückchen sogenannter Justiz.

Ehe die Herren sich von ihrer Überraschung erholen konnten, sprach Isaak Landauer weiter: „Wir zahlen nicht in Wechseln, wir zahlen nicht in Verschreibungen. Wir zahlen Gold, blankes Gold. Golddukaten, runde, unbeschnittene.“ Er schlurfte zur Tür, er winkte seinen Leuten mit einem kopfwiegenden, überlegenen, Anstaunung einfordernden Lächeln. In stummer, gespannter Bannung schauten der Regent und seine Minister auf die eintretenden Burschen. Die trugen Säcke, kleine, sehr schwere Säcke, sie entleerten sie auf einen Wink des schmuddeligen Mannes. Heraus floss Gold, gemünztes Gold aller Währungen, rotes Gold, spanisches, afrikanisches, türkisches, aus allen Zonen. Häufte sich, türmte sich, hörte nicht auf, wuchs mannshoch, breitete sich dick wie eine ausgewachsene Eiche, ein Berg von Gold. Stumm schaute der kleine, schiefe, schäbige Herzog, der massige Bilfinger. Dom Bartelemi Pancorbo reckte den entfleischten, blauroten Kopf aus der verschollenen Krause, seine dürren Finger streckten sich, krümmten sich, konnten nicht länger widerstehen, streichelten das Gold, das liebe Gold, badeten in dem endlosen Fluss. Isaak Landauer stand daneben in seinem schmierigen Kaftan, die Schläfenlöckchen ungekämmt, in unschöner, unselbstverständlicher Haltung, lächelte fatal, hielt den einen Oberarm eng am Körper, die Handfläche hochgehoben nach außen, mit der andern Hand strähnte er den rotblonden, verfärbten Ziegenbart.

Das Angebot Isaak Landauers wurde abgelehnt. Aber die Worte der alten Männer klangen nach in dem Herzog. Er war ungerecht! Er war gezwungen, vor seinem Sterben ungerecht zu sein. Nicht nur

gegen den Süß, auch gegen die anderen Juden. Besitz packte ihn nicht, Gold rührte ihn nicht an. Aber diese Leute hingen daran. Gold, Gold! war ihr Leben und ihr Sinn. Und dennoch hätten sie freiwillig so ungeheuer reich gesteuert und gezinst, sein Unrecht abzuwenden. Seine Pflicht war klar: er musste vornächst seinen Schwaben recht, also den Juden unrecht tun. Aber dieser Berg von Gold drückte ihn, scheuerte ihn wund.

In einem dringlichen Brief bat er den Herzog Karl Friedrich von Württemberg–Öls um seinen Besuch. Er war gewillt, diesem die Vormundschaft und die Regentschaft abzutreten. Er hatte sein Bestes getan, das Land aus dem ärgsten Dreck herauszuziehen, er hatte es wohl erreicht. Gerechtigkeit! hatte er gesagt, Pflicht, Autorität! Aber es war nicht möglich, in diesen Zeiten das Regiment nach solchen Prinzipien zu führen.

Er hatte müssen zusehen, wie man die todeswürdigen Schelmen hatte laufen lassen, jetzt musste er zusehen, wie man den Juden, trotzdem es unrecht war, aufhenkte. Er war einundsiebzig Jahre alt und müde. Er fühlte seine Leibes- und Geisteskräfte merklich schwinden. Es sei ihm beschwerlich, schrieb er dem Kaiser, erklärte er den Geheimräten, dem völligen Detail einer so verwirrten als wichtigen Regierung nach eigenem Wunsche genugsam abzuwarten. Er sehnte sich, der schiefe, schäbige, ehrliche Soldat, nach der bäuerlichen Ruhe seines kleinen, umblühten Neuenstadt, nach einem stillen Sterben.

Nachdem Süß sich bei der Verkündung des Urteils so frech und widerspenstig erwiesen hatte, wurde er im Herrenhaus, wo er bis zur Vollstreckung des Urteils bleiben sollte, kreuzweis geschlossen und ohne Nahrung den Tag über in ein kahles, vollkommen leeres Gelass gesperrt. Er war, nach dem Ausbruch vor den Richtern, sogleich wieder still geworden, beschaute, lächelnd, kopfwiegend, Blut und Schmutz, mit dem er überdeckt war. Hockte, in den Fesseln verkrümmt, auf dem Boden an der Wand des leeren, nicht dunklen Raumes. Haman, der Minister des Ahasver, besuchte ihn; er hatte die Hakennase des Herrn von Pflug und seine harte, hochmütige Stimme. Goliath kam, haute ihn mit der Bewegung des Herrn von Gaisberg plump, jovial und schmerzhaft kräftig auf die Schulter. Andere kamen, Freundlichere, machten halb schwäbisch, halb hebräisch Konversation. Der treue Elieser–Pfäffle war da, Abraham feilschte in Gestalt Johann Daniel Harpprechts mit dem Herrn um Gerechtigkeit. Und die Menschen kamen, die zu Naemi gekommen

waren. Jesaia, der Prophet, knurrte und sänftete mit der übellaunigen Stimme des Oheims. An dem reichen Haar hing Absalom im Geäst; doch das Haar war weiß und das Gesicht darunter sein eigenes. Aber da kläffte es hinein, schepperte, bellte. Ach, das war wieder der Stadtvikar Hoffmann, die Segnungen der Augsburgischen Konfession anpreisend. Ja, der eifrige Seelsorger war wieder zur Stelle, er glaubte, jetzt sei der Braten weich und mürb genug. Doch Süß war durchaus nicht gestimmt, heute mit ihm zu disputieren. Diese grobe Stimme verdrängte die sanfteren um ihn. Still und ohne Hohn bat er, von ihm abzustehen; er wolle gern, lasse man nur von ihm ab, der evangelischen Kirche zehntausend Taler für ihre Bemühungen testamentarisch verschreiben. Hoffnungslos zog sich der ergrimmte Geistliche zurück.

Anderer, unerwarteter Besuch kam. Ein feiner, älterer Herr, Windhundschädel, schnuppernd, ganz unauffällig und sehr vornehm gekleidet. Der Vater der Herzogin-Witwe, der alte Fürst Thurn und Taxis. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, es hatte ihn aus den Niederlanden hergetrieben. So ging das nicht, so konnte man den Süß nicht sterben lassen. Einen Mann, den seine Tochter besucht, dem er selbst die Hand gegeben hatte. Einen Mann, von dem die katholische Kirche, zwar nicht offiziell, doch so, daß alle Höfe es wussten, Dienste angenommen hatte. Nein, nein, es vertrug sich nicht mit seinen Anschauungen von Höflichkeit, er hatte eine zu gute Kinderstube, das geschehen zu lassen. Ein Mann, mit dem man soweit gegangen war, war ein Herr. Takt, Anstand, Manierlichkeit gebot, daß man ihn nicht mit dem Galgen in Berührung kommen ließ. Der alte Fürst fuhr selber nach Stuttgart, inkognito, als ein Baron Neuhoff. Er hatte den Juden nie leiden mögen, er hatte es ihm nie vergessen, daß der gelbe Salon von Monbijou seinen gelben Frack, die weinrote Livree seiner Dienerschaft seinen weinroten Rock geschlagen hatte. Es wäre geschmacklos gewesen, sich jetzt an den üblen Umständen des andern zu freuen; immerhin, er brauchte jetzt nicht Angst zu haben, daß das Milieu des Juden die eigene Repräsentation beschatte.

Er kam mit einem festen Plan. Er wird dem Süß zur Flucht helfen, wie er den Remchingen hat fliehen lassen. Es wird im Fall des Juden nicht so einfach gehen; aber er war entschlossen, Geld und Mühe nicht zu sparen. Vielleicht wird es am Ende sogar diesem unsympathischen, alten, bäurischen Regenten und Töffel angenehm sein, den Juden auf diese Art loszuwerden. Jedenfalls: es wird gehen.

Nur wird er eine Bedingung stellen. So viele Efforts zu machen für einen Juden, das ging auch wieder nicht. Es durfte eben kein Jud mehr sein. Der Jud musste, und wird da in seiner Situation wohl auch keine Historien machen, der Jud musste selbstverständlich übertreten. Es war Gewinn und Triumph für die katholische Kirche, diesen schlauen Finanzmann und gerissenen Politiker, der übrigens viel kavaliermässiger war als die meisten schwäbischen sogenannten Herren, in ihren Schoß aufzunehmen.

Angewidert schreckte der elegante Fürst zurück, als er lächelnd, der Surprise sich freuend, die Schwelle überschritten hatte. Was war das? Da hockte ein alter, krummer Mauscheljude. War das der Finanzdirektor? War das der große Seladon? Unbehagen kroch ihn an, als wäre er selber schmutzig. Süß sah das Gesicht seines Besuchers. „Ja“, sagte er mit einem ganz kleinen Lächeln, „ja, Durchlaucht, ich bin es.“ Man hatte jetzt eine Pritsche, einen Stuhl und einen Tisch in das Gelass gestellt. Der Fürst setzte sich vorsichtig, unbehaglich. Er konnte sich den Mann, der da vor ihm hockte, durchaus nicht zusammenreimen mit dem eleganten Herrn, den er im Gedächtnis hatte. Sollte der Jude die Welt wieder einmal übertölpeln wollen? Sollte das Ganze ein Trick sein? Er hatte das gleiche unangenehme Gefühl wie damals in dem gelben Salon und vor den weinroten Livreen. Sollte der Jude das Unmögliche fertiggebracht und ihn selbst unter solchen Umständen, in dieser Zelle, geschlagen haben? Aber, wenn alle darauf hereinfallen: er nicht. Er denkt nicht daran, dem Juden auf den Leim zu kriechen. Er, der welterfahrene, skeptische Herr und Fürst, er lässt sich nicht bluffen. „Vor mir brauchen Sie nicht zu simulieren, Exzellenz“, tastete er glatt und höflich, als säße er im Salon. „Sie können mir unmöglich zumuten, daß ich Ihnen diesen Mummenschanz glaube. Es ist ein Trick. Unterm Galgen werden Sie plötzlich den widerlichen Bart abnehmen und der gescheite, mondäne, versierte Kavalier sein von früher. Es ist ein Manöver“, sagte er sieghaft. „Natürlich ist es ein Manöver. Aber, mein gewester Herr Finanzrat, auf ein solches Theater fallen vielleicht die Herren vom Parlament herein. Ich nicht. Mir können Sie nichts vormachen.“ Süß schwieg. „Sie haben wahrscheinlich noch Trümpfe in der Hand“, tastete wieder der Fürst, „die Sie im letzten Augenblick ausspielen wollen. Sie wollen vermutlich jetzt den leidenden Heiligen spielen, um dann eine so glänzendere Auferstehung zu halten. Seien Sie vorsichtig! Die Stimmung ist gefährlich hier. Vielleicht wird man Sie gar nicht

so weit kommen lassen. Vielleicht wird man Sie – entschuldigen Sie! – aufhängen mitsamt Ihren Trümpfen in der Hand.“ Da Süß noch immer schwieg, wurde er ungeduldig. „Exzellenz! Mann! Mensch! Begreifen Sie doch! Reden Sie doch! Ich meine es gut mit Ihnen. Es ist Ihnen schwerlich an der Wiege gesungen worden, daß ein deutscher Reichsfürst sich um Sie soviel Mühe geben wird. Hören Sie! Reden Sie!“ Er setzte ihm, enerviert durch seine Haltung, schwunglos, seinen Plan und seine Bedingung auseinander. Als er zu Ende war, machte Süß keine Bewegung, tat nicht den Mund auf. Tiefer als je fühlte der Fürst sich geschlagen. Da hatte er die Reise gemacht, und nun saß der Jude da, refüsierte nicht einmal pathetisch, sagte einfach nichts. Der Fürst fühlte sich plötzlich alt und matt, er ertrug das Schweigen nicht mehr, sagte mit gemachtem Spott: „Sie haben im Gefängnis Ihre guten Manieren verlernt. Wenn man sich so für Sie abplagt, könnten Sie doch wenigstens Mille merci sagen.“ “Mille merci”, sagte Süß. Der Fürst stand auf. Daß dieser Jude sich nicht von ihm retten, sondern sich lieber an den lichten Galgen hängen lassen wollte, empfand er als persönliche Kränkung. „Sie sind ein Narr in Folio, mein Lieber“, sagte er und seine verbindliche Stimme wurde überraschend scharf. „Ihr Stoizismus ist durchaus veraltet. Man stirbt nicht mehr, um in den Historienbüchern der Schuljungen eine bessere Zensur zu kriegen. Besser ein lebendiger Hund als ein toter Löwe, bemerkte sehr richtig Ihr König Salomo.“ Er stäubte sich den Rock ab, schloss, schon unter der Türe: „Lassen Sie sich wenigstens den Bart halbieren und ziehen Sie sich gut an, wenn Sie“ – er rümpfte die Nase – „partout dahinauf wollen. Das kann man verlangen von jemandem, den man so freundlich in seinen Kreis aufgenommen hat. Sie haben ein zahlreiches und prominentes Publikum. Ihr ganzes Leben haben Sie gute Figur gemacht. Stellen Sie sich Ihrem Kavaliersruf nicht selber in den Schatten, wenn Sie von diesem Welttheater abtreten.“ Damit ging er.

Der Galgen, an den Süß gehenkt werden sollte, war hundertundvierzig Jahre vorher erbaut worden. Es war ein sehr kostspieliger Galgen, er hatte schon in jener frühen, wohlfeilen Zeit dreitausend oberländische Gulden gekostet, er war durchaus etwas Besonderes und sehr anders als der hölzerne Ordinari-Galgen. Er war hoch wie ein Turm, fünfunddreißig Fuß war er hoch. Er war ganz aus Eisen erbaut, aus den sechsunddreißig Zentnern und achtzehn Pfunden Eisen, die der Alchimist Georg Honauer ausgesucht hatte, um dem Herzog Friedrich Gold zu machen, wobei er den Herzog um

zwei Tonnen Goldes schädigte. Diesem Georg Honauer zu Lieb und Leid war der Galgen errichtet worden, schön rot angestrichen, auch mit Gold verziert und der Honauer daran gehenkt. Ihm waren rasch hintereinander mehrere andere Alchimisten gefolgt, von denen sich Herzog Friedrich hatte betrügen lassen. Der erste war ein Italiener, Petrus Montanus. Ein Jahr darauf Hans Heinrich Neuscheler aus Zürich, der blinde Goldmacher genannt. Wieder ein Jahr später ein anderer Hans Heinrich, genannt von Müllenfels. Sein Glück hatte länger geblüht; er hatte sich oft lustig gemacht über die drei in freier Luft schwebenden Kunstgenossen; nun schwebte er wie sie. Dann wurde der Galgen lange nicht benützt. Bis ein Schmied aus der Grafschaft Öttingen auf den Gedanken kam, ihn sukzessiv abzutragen und zu stehlen. Schon hatte er drei Stangen losgemacht und über sieben Zentner Eisen nächtlicherweile entwendet, als er gepackt und mit dem Instrument seines Verbrechens justifiziert wurde. Über ein Jahrhundert seither war der eiserne Galgen leergestanden. Jetzt bestimmte Herr von Pflug, der das Arrangement der Exekution übernommen hatte, dem Juden als sechstem den Tod auf diese besondere Manier. Seit Beginn des Prozesses hatte der hagere, harte Mann darauf gewartet, seinem Hass dieses Fest zu rüsten. Jetzt wollte er es so feiern, daß Europa es nicht vergessen sollte. Mit allen Raffinements des Schimpfes bereitete er die Hinrichtung vor. Die Geilheit des Juden, seine Fleischessünden, die Schändung christlicher, deutscher Frauen durch den beschnittenen Hund hatte ja leider, sehr gegen seinen Willen, in den Urteilsgründen keine Stelle finden dürfen. Jetzt bei der Exekution hatte er freie Hand. Er wird dem Juden seine Wollust und freche Luderei anstreichen. Nicht einfach am Galgen wird er ihn hängen lassen, nein, die wüste Tätigkeit seiner liederlichen Nächte mit populärem Wortspiel verhöhnend, in einem Vogelbauer. Das Untersuchungsgericht ließ sich die solenne Vollziehung des Urteils etwas kosten. Auf dem Richtplatz, der Tunzenhofer Steige, auch Galgensteige genannt, der Prag zu gelegen, wurden komfortable Logen gebaut für die Kavaliere und Damen. Das Militär, das den Delinquenten eskortieren und die Absperrmaßnahmen durchführen sollte, übte seine Manöver ein. Der eiserne Galgen wurde sorgsam repariert, der Schinderkarren wurde mit höheren Rädern, das Malefikantenglöcklein mit einem neuen Strick versehen, die Schinderknechte bekamen neue Uniformen. Größtes Gewicht wurde auf die solide Ausführung der witzigen Pläne des Herrn von Pflug

gelegt. Der Jud hat gespottet, höher als der Galgen ist, könnte man ihn nicht hängen. Man wird ihm zeigen, was man kann. Man wird einfach den eisernen Käfig, das Vogelbauer, über den Galgen hinaufziehen.

Die Ausführung des Käfigs und des zugehörigen umständlichen Apparates wurde den Meistern Johann Christoph Faust und Veit Ludwig Rigler anvertraut. Der Käfig war in zwei Teile zerlegbar, acht Schuh hoch, vier Schuh weit, er hatte in der Rundung vierzehn Reifen und siebzehn Stangen in die Höhe. Eine sinnreiche Maschinerie ermöglichte es, ihn leicht über den Galgen hochzuziehen. Seine Herstellung war außerordentlich teuer. Zuletzt musste das gesamte Schlosserhandwerk einen Streich an dem Käfig tun. Sechs Pferde schleppten zwei Tage vor der geplanten Exekution das monströse Ding die steile Tunzenhofer Steige hinauf. Die Schuljugend der Hauptstadt lief mit. Ganz Stuttgart zog in diesen Tagen hinauf zur Galgensteige. In rasch errichteten Buden wurde Wein und Bier verschenkt, Händler boten fliegende Blätter aus mit dem Bild des Juden und Spottversen. In der fröhlichen Kälte trieb man sich lärmend herum auf dem Richtplatz, schaute interessiert der Aufschlagung der Logen zu, bewunderte die Polierung des Galgens, den sinnreichen Käfig.

Die Wirkung dieses Vogelbauers auf das Volk übertraf noch die Erwartungen des Herrn von Pflug. Ein ungeheures Gewieher und Gegrinse ging durch die Stadt, durch das ganze Land. Zahllose Reime mit Vögeln flogen auf, wurden von den Kindern auf den Straßen gesungen. Nur wollte man nicht glauben, daß Herr von Pflug der Autor dieses guten Witzes sei; das Volk schrieb vielmehr die ingeniöse Idee mit dem Vogelbauer seinem Liebling zu, dem allgemein geschätzten Major von Röder. Im Anschluss an die Vogelverse wurde denn auch gewöhnlich das Lied gesungen mit den Reimen: Da sprach der Herr von Röder: / Halt! oder stirb entweder!

45.

In der Zelle des Süß saßen Rabbi Gabriel und Rabbi Jonathan Eybeschütz. Der große Pass der Generalstaaten hatte dem Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten das Gefängnis ohne weiteres geöffnet. Nun saßen die drei Männer und hielten Mahlzeit. Rabbi Gabriel hatte Früchte mitgebracht, Datteln, Feigen, Apfelsinen, auch Backwerk und starken, südlichen Wein. Süß trug den scharlachfarbenen Rock, ein Barett über dem weißen Haar, über der Nase zackten ihm wie den beiden Rabbinen in die Stirn die drei Furchen, bildend das Schin, den Anfangsbuchstaben des göttlichen Namens Schaddai. Er tauchte Feigen in den Wein. Dies war seine letzte Mahlzeit. Rabbi Gabriel zerteilte mit den dicklichen Fingern eine Apfelsine. Die drei Männer saßen, verzehrten die Früchte, schweigend und in großem Ernst. Aber ihre Gedanken gingen schwer und flutend vom einen zum andern. Rabbi Gabriel und Süß waren eins und Rabbi Gabriel empfand zum erstenmal diese Bindung nicht als Zwang und böses Schicksal, sondern als Geschenk. Der dritte aber, Jonathan Eybeschütz, spürte den gleichen Strom wie sie, allein er war ausgeschlossen davon, er stand am Ufer und die Welle trug ihn nicht. Er saß mit ihnen, er trank mit ihnen, er trug das Zeichen des Schin wie sie, er war wissend und erweckt wie sie: aber die Welle trug ihn nicht. Rabbi Gabriel bestreute umständlich die Schnitten der Apfelsine mit Zucker und verteilte sie. Er schenkte von dem südlichen, schwarzfarbenen Wein. Die Zelle war voll von ungesprochenem Wort, von Gedanke, Gesicht, Gott. Doch an Rabbi Jonathan nagte es, bitter, zerrend, bösartig. Er machte sich mit zynischem Witz lustig darüber: es war leicht, Aufschwung zu haben, wenn man gehenkt wurde. Aber dieser schlimme Trost verfing nicht, er fühlte sich, der Reiche, Wissende, als kahlen Neidling und halben Verräter. Und als er den beiden anderen die Verse des Tischgebets zurückgab, prunkend in seidigem Kaftan und milchig fließendem weißem Bart, würdig, wissend, hochgeehrt, war er ein armer, trüber, vertaner Mann.

In der Eingangshalle des Rathauses, während ihm oben nochmals das Urteil verkündet und der Stab über ihn gebrochen wurde, warteten auf Süß der milde, welke Rabbiner von Frankfurt, der beleibte, sanguinische Rabbiner von Fürth und fröstelnd und erregt Isaak Landauer. Flockiger, sich lösender Schnee fiel, durch nebelige, trübe Luft brach, immer wieder verschwindend, blasse Sonne. Draußen vor dem Portal drängte sich neugierig und unabsehbar zahllos das Volk, Herr von Röder hielt auf seinem alten Fuchs vor der starken militärischen Eskorte, auf hohen Rädern ragte kahl der Schinderkarren, der Henker mit seinen Gehilfen in grellen Farben um ihn herum.

Endlich wurde Süß die Stufen heruntergeführt. Es war den Juden verstattet worden, ihn hier nochmals zu sprechen. Er beugte den Kopf nieder. Der kleine Rabbi Jaakob Josua Falk legte ihm die welken, milden Hände aufs Haupt und sagte: „Es segne dich Jahve und behüte dich. Es lasse leuchten Jahve sein Antlitz über dich und begnade dich. Es wende Jahve sein Antlitz dir zu und gebe dir Frieden.“ „Amen Sela“, sagten die beiden anderen. Umständlich wurde der Jude auf den hohen Schinderkarren gesetzt und gebunden. Trotz Frost und Nässe stand der ganze Marktplatz dick voll von Volk. Alle Fenster des Herrenhauses, des Rathauses, der Apotheke, des Sonnenwirtshauses waren weiß von Gesichtern. Auf dem Röhrbrunnen, ja selbst auf dem Schnapsgalgen und dem Hölzernen Esel hingen die Buben. Stumm glotzte das Volk. Herr von Röder gab seinen Reitern mit seiner knarrenden Stimme das Kommando. In Bewegung setzte sich die Eskorte, Stadtreiter voran, zwei Trommler, dann eine Kompanie Grenadiers zu Fuß. Jetzt schwang sich ein Schinderknecht auf das Pferd des Karrens, schnalzte mit der Zunge, der Gaul zog an. Der kleine Rabbi Jaakob Josua Falk, mit fahlen Lippen, wiederholte: „Und gebe dir Frieden.“ Doch der zornige Rabbiner von Fürth konnte sich nicht halten, wilde Flüche gurgelte er hinter dem Karren her gegen Edom und Amalek, die Feinde und Frevler. Isaak Landauer aber brach in ein geiles, ungezähmtes, tierisches Heulen aus. Es war sonderbar, den großen Finanzmann zu sehen, wie er den Kopf gegen die Torpfosten des Rathauses schlug und ohne Hemmung heulte. Nun begann auch die Malefikanten-glocke zu läuten. Dünn, scharf, scheppernd mischte sie sich in das Geheul des Juden, drang durch die schneeige, dämpfende Luft, ins Mark reißend. Schepperte in das Zimmer Magdalen Sibyllens.

Sie hatte die Geburt gut überstanden, doch musste sie noch liegen. Sie schaute auf das Kind, ein normales Kind, nicht groß, nicht klein, nicht schön, nicht hässlich. Sie hörte das scharfe Gewimmer der Glocke, sie krümmte sich nervös, sie schaute auf ihr und Immanuel Riegers Kind und sie liebte es nicht.

Die Glocke schepperte auch ins Schloss, wo der alte Regent saß mit Biifinger und Harpprecht. Die drei Männer schwiegen. Dann endlich sagte Harpprecht: „Das Läuten klingt mir nicht lieblich ins Ohr.“ Karl Rudolf sagte: „Ich hab es müssen tun. Ich schäm mich, ihr Herren.“

Unterdes wurde Süß durch die Stadt geführt, der Galgenstejge zu. Er saß auf dem Schinderkarren, hoch wie ein Götzenbild, in seinem scharlachfarbenen Rock, der Solitär glänzte an seinem Finger, der Herzog-Administrator hatte nicht erlaubt, daß man ihn des Ringes beraube. Die Straßen waren gesäumt mit Menschen, es flockte, die Prozession schritt sonderbar lautlos, die Menge schaute sonderbar lautlos zu. Die Zehntausende zogen, war der Delinquent vorbei, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, neben, hinter den eskortierenden Truppen her. In der blassen, nebligen Luft, in dem schmutzigen, sich lösenden Schneegeflocke war alles doppelt schwer und still. Man nahm nicht den nächsten Weg, man führte den Juden langsam und umständlich im Bogen. Viele Zuschauer waren von weither gekommen, das ganze Land wollte dabei sein, auch von jenseits der Grenzen waren viele gekommen, man wollte allen das Schauspiel zeigen. Süß thronte hoch auf dem Karren, gebunden, steif, Schnee fiel auf seine Kleider, auf seinen weißen Bart. An seinem Weg stand der Lizentiat Mögling. Er war betrübt und bedrückt, dass seine Verteidigungsrede so gar nichts genützt hatte. Er durfte sich zwar sagen, er habe alles getan, auch sprach die vox populi einheitlich und mächtig gegen den Verurteilten. Aber es war doch bitter und schnürend, dass dieser Angeklagte, der ihm anvertraut war, ohne juristisch zureichenden Grund gehenkt wurde. Er fühlte sich unbehaglich, angefrostet. Er veranlasste einen Henkersknecht, dem Süß einen Becher Weins hinaufzureichen Der nahm ihn zwar nicht, er dankte nicht einmal, er blieb vollkommen unbeweglich, aber der Lizentiat fühlte sich leichter und wärmer.

Am Wege des Juden stand auch die Frau des Schertim, die Waldenserin. Sie sah den Süß gebunden, sonderbar still, reglos wie ein Heiligenbild, das in Prozession durch die Stadt gefahren wird, Schnee in seinem Bart, Schnee auf seinem Rock. Sie, als einzige

vielleicht dieser Zuschauer, ahnte Zusammenhänge, ahnte die Freiwilligkeit dieser schimpflichen Schaustellung. Gierig starrte sie, in zerrissenem, hohnvollem Triumph, auf den Mann, ihre kurzen, sehr roten Lippen standen halb offen, ihre länglichen Augen brannten. Eine Frau neben ihr sagte halblaut, stark schwäbisch: „Er hot immer hoch hinauf wollen. Jetzt kommt er noch höher." „Sale bete!" sagte die Waldenserin vor sich hin in den flockenden Schnee.

An einer neuen Wegbiegung stand der Publizist Johann Jaakob Moser. Er begann, als der Zug in Sicht kam, eine kurze, markige, patriotische Ansprache. Aber seine feurigen Worte zündeten nicht, der Schnee löschte sie aus, die Leute blieben stumm, er tat den Mund zu, bevor er zu Ende war. Kurz, ehe der Zug sein Ziel erreichte, stand am Wege Nicklas Pfäffle, der blasse, gleichmütige Sekretär. Wie sein Herr ein letztes Mal vorüberkam, grüßte er tief. Süß sah ihn, nickte zweimal. Nicklas Pfäffle, wie der Karren vorbei war, folgte nicht zur Richtstatt, ging abseits, schluckte.

Als der Zug vor dem Hochgericht ankam, hatte Nebel und Geflock aufgehört. Sehr klar im Frost unter dem hellen, weißlichen Himmel standen die Weinberge. Der Jude sah oben in den Rebenterrassen das kleine Wachhaus, sah unten den Wasserturm, das Andräenhaus, das Bad. Er wandte sich und sah Stuttgart. Die Stiftskirche, Sankt Leonhart, das alte Schloss und den Neuen Bau, für den er das Geld geschafft hatte. Zu seiner Linken ragte kahl der hohe Holzgalgen. Aber er schien unansehnlich vor dem abenteuerlichen, künstlichen, riesigen Eisengeriist, das für ihn bestimmt war. Eine gedoppelte Leiter mit zahllosen Sprossen, vielfach gestützt, türmte sich hinauf, Räderwerk, Ketten und Gewinde schlang sich, den Käfig hochzuziehen. Das weite Feld war besetzt mit Menschen. Das hockte gierig und gespannt auf allen Vorsprüngen, Zäunen, Bäumen. Von ganz weit her schaute es mit großen, plumpen Fernrohren. Auf dem Rock des Süß war der Schnee gefroren, in Frost und Helle schimmerten die kleinen Kristalle auf seinem Barett, in seinem weißen Bart.

Auf drei großen Tribünen, jede für sechshundert Menschen, saßen die Damen und Kavaliere, die Herren des Hofes, hohe Beamte und Militärs, die auswärtigen Gesandten, die Herren des Gerichts, des Parlaments. Der Geheimrat von Pflug vornean. Er hatte bis zuletzt gefürchtet, der Hebräer, die Bestie, werde doch noch durch irgendeinen ganz verschmitzten jüdischen Schlich entkommen. Jetzt war es an dem, jetzt war das Ziel seines Lebens erreicht. Jetzt wird,

jetzt gleich, der Verhasste hochschweben, erwürgt. Die harten Augen des Geheimrats suchten gierig unter dem Kragen des Rockes den Hals des Juden, den Platz für den Strick. Herrlich ist es, den Tod des Feindes mitanzuschauen, ein Bad für die Augen, angenehm und lieblich ist der Klang der Todestrommeln, das Scheppern des Glöckleins. Unter den Damen waren manche, die den Süß sehr genau kannten und trotzdem aus irgendwelchen Gründen der Untersuchung entgangen waren. Nun schauten sie auf den Mann, mit dem sie verstrickt waren, befremdet, angefrostet. Er hatte sich sehr jung gegeben, er hatte, weiß Gott, erwiesen, daß er die Kraft eines Jünglings besaß, er konnte auch allerhöchstens vierzig sein, und jetzt hatte er weißes Haar und sah aus wie ein alter Rabbiner. Man musste sich eigentlich vor sich selber schämen, daß man mit ihm im Bett gelegen war. Doch merkwürdigerweise schämten sie sich nicht. Gierig und gelockt schauten sie auf den sonderbaren Mann. Jetzt wird er gleich tot sein, jetzt wird er gleich für immer stumm und alle Gefahr vorbei und ihre Verstrickung sehr gewaltsam und schauerlich gelöst sein. Sie warteten darauf, lüstern und zitternd, sehnten sich danach, fürchteten sich davor. Die meisten von ihnen hätten sich lieber für ihr ganzes ferneres Leben unter die Gefahr der Entdeckung geduckt, hätte er leben dürfen.

Auch der junge Michael Koppenhöfer war auf der Tribüne. Nun also wird der Mühlstein zermahlen, der dem Land so lange um den Hals hing, der Landverderber schimpflich justifiziert. Aber: diesen hätt die Demoiselle Elisabeth Salomea nicht verabschiedet, fahrig hin und her hastend zwischen Büchern und Stapeln von Wäsche, diesem war sie zugefallen, und er hatte sich wohl nicht einmal sonderliche Mühe zu geben brauchen. Der alte, krumme Jud, was war an ihm? Was war sein Geheimnis? Neidisch und bitter starrte er hin zu dem Mann auf dem Schinderkarren. Doch der junge Geheimrat Götz, unter den Richtern, schaute voll dummer, dumpfer Befriedigung. Jetzt wird die Schmach seiner Mutter und seiner Schwester ausgelöscht. Soll dann einer wagen, schief zu blicken. Wie wird er ihn niederblitzen! Wie wird er wissen, was er zu tun hat!

Aber fein und schwach saß auf der Tribüne der alte, verfallene Weißensee. Nenikekas, Judaie! Nenikekas, Judaie! Ach, der Jude hatte ihn wiederum besiegt. Hatte von allen Tafeln geschmaust, alle feinsten Leckerbissen dieser Welt mit Augen, Sinnen, Hirn geschmeckt, jeden Sieg und jede Niederlage ausgekostet, hatte sich angefüllt mit dem tragischen Ende des Kindes, hatte die farbige,

überfeine, höllenschweflige Rache gerüstet und vollendet, und nun starb er diesen Tod, die Augen der ganzen Welt auf sich, diesen abenteuerlichen und wahrscheinlich freiwilligen Tod, viel heroischer als etwa der Tod vor dem Feind. Umprasselt vom Hass, umhegt von Liebe, zwielichtig, groß. Was blieb von ihm, von Weißensee? Ein paar jämmerliche Verse seiner armselig verbürgerten Tochter. Doch jener wird weiterleben. Immer wieder wird, was er war, lebte, sah, dachte, starb, von Späteren in die Hand genommen werden, nachdenklich beschaut, nachgelebt, nachgespurt, nachgestorben werden.

Süß wurde vom Schinderkarren losgebunden. Er stand, die Glieder steif, blinzelte. Er sah die Menschen in den Logen, die Perücken, die geschminkten Gesichter der Frauen. Er sah die Truppen, die den Platz absperrten. Ei, man hatte sich mächtig angestrengt; das waren allein um den Galgen mindestens fünf Kompanien. Selbstverständlich hatte, sichtbarlich vornean der Major von Röder die militärische Oberleitung. Ja, ja, es brauchte viel Strategie, ihn, den Süß, jetzt vollends aus der Welt zu schaffen. Süß sah die Zehntausende von Gesichtern, neugierige Weiber, die Münder bereit zum Keifen, Männer, bereit, befriedigt zu schmatzen und zu knurren, Kindergesichter, pausbäckig, großaugig, bestimmt, so leer und bösartig zu werden wie die Fratzen der Eltern. Er sah den Atem der Menge, weißlich dampfend, sehr leibhaft in dem hellen Frost, die gierigen Augen, die gereckten Hälse, die sich vormals so devot vor ihm gebeugt hatten. Er sah das Vogelbauer, den umständlichen, schimpflichen Apparat seiner Tötung. Und während er dies sah, drang in sein Ohr etwas Plärrendes, Kläffendes. Der Stadtvikar Hoffmann hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn unterm Galgen zu erwarten, nochmals auf ihn einzureden, von Himmel und Erde, von Verzeihung der Menschen und Gottes, von Sühnung und Glauben. Süß sah dies und hörte dies, er schaute langsam den Stadtvikar auf und ab, wandte sich weg, spie aus. Aufgerissene Augen, leises, empörtes, rasch verstummendes Schnauben der Menge.

Jetzt machten sich die Schinderknechte in ihren neuen, grellen Uniformen an ihn heran, öffneten ihm den Rock. Er spürte die rohen, ungefügen Hände, Ekel stieg hoch, er reckte sich, seine Steifheit war weg, er schlug um sich, wehrte sich verzweifelt. Alle Hälse wurden länger. Es war kurios anzusehen, wie der Mann in dem weißen Bart, in den Galakleidern, den blitzenden Edelstein an der Hand, sich mit

den Knechten herumschlug, zappelte. Die Kinder lachten, jubelten, patschten in die Hände; auf den Tribünen begann eine geschminkte Frau schrill und anhaltend zu schreien, man musste sie wegbringen. Das Barett des Juden fiel auf die nasse Erde, wurde in Kot gestampft. Die Henker packten ihn hart an, rissen ihm den Rock auf, sperrten ihn in den Käfig, legten ihm die Schlinge um den Hals. Da stand er. Hörte leisen Wind, den Atem der Menge, die scharrenden Hufe der Pferde, das Keifen des Geistlichen. War dies das Letzte, was er auf Erden hören wird? Er dürstete nach anderem, er tat Herz und Ohr weit auf, er wollte anderes hören. Doch er hörte nur dies, dazu den eigenen Atem und das Surren des eigenen Blutes. Schon schwankte der Käfig, hob sich. Da, durch die leeren, grausamen Geräusche ein anderer Ton, gehende, gurgelnde Stimmen, schreiende: „Eins und ewig ist das Seiende, das Überwirkliche, der Gott Israelis Jahve, Adonai." Es sind die Juden, der kleine Jaakob Josua Falk, der dicke Rabbiner von Fürth, der schmierige Isaak Landauer. Sie stehen, in ihre Gebetmäntel gehüllt, sie und sieben andere, zehn, wie es Vorschrift ist, sie kümmern sich nicht um das Volk, das vom Galgen weg auf sie schaut, sie wiegen heftig die Leiber, stehen und schreien, gellen, gurgeln die Sterbegebete, über den weiten Platz hin: „Höre, Israel, eins und ewig ist Jahve Adonai." Weißliche Wolken in dem starken Frost ziehen die Worte von ihren Mündern, in die Ohren des Mannes im Käfig, und der Sohn des Marschalls Heydersdorff tut den Mund auf, schreit zurück: „Eins und ewig ist Jahve Adonai." Behend wimmeln, klettern die bunten Knechte die Leitern hinauf. Der Käfig hebt sich, die Schlinge drosselt zu. Unten flucht der Stadtvikar dem Sterbenden nach: „Fahr zur Hölle, verstockter Schelm und Jud!" Das gelle Adonai der Juden ist in der Luft und in den Ohren aller. Aus dem Käfig tönt es zurück, bis die Schlinge den Ton erdrosselt.

Ganz vorn auf der Tribüne hat sich der Geheimrat Dom Bartelemi Pancorbo erhoben, er stützt die dürren, knochigen Hände auf die Brüstung, reckt aus der riesigen Halskrause den entfleischten, blauroten Kopf. Gierig hinter faltigen Lidern äugt er dem Käfig nach, wie er hochschwebt und in ihm der Mann in dem scharlachfarbenen Galarock und an dem Finger des Mannes der Solitär, tausendfarbig blitzend in der hellen Winterluft.

Nachdem der Kordon der Truppen aufgelöst war, beschaute sich die Menge den Galgen genau, ein paar Buben erstiegen die Leiter bis zur halben Höhe, man befühlte das Gerüst, oben auf den Stangen des

Käfigs saßen in dicken Scharen schwarze Vögel. Langsam zog die Menge in die Stadt zurück. Man hielt den Tag als Feiertag, aß gut, trank gut, soff, tanzte und raufte in den Schenken. Der junge Bürger Langefaß hatte aus dem Kot das zertretene Barett des Süß erobert, er war ein lustiger Bruder, berühmt als Witzbold; er stülpte sich das Barett auf, er stülpte es auch Mädchen und Mägden auf, die vergraust kreischten unter dem Barett des gehenkten Juden.

Dennoch kam die rechte Lustigkeit nicht auf. Man wusste nicht recht wie, aber man hatte sich den Tag anders, befreiter, heiterer vorgestellt. Man sang: Der Jud muß hängen, man sang: Da sprach der Herr von Röder: Halt! oder stirb entweder! Doch das Adonai des Juden wollte nicht aus dem Ohr. Die Kinder spielten Hängen; und das Spiel ging so, daß einer oben stand und Adonai schrie und die anderen standen unten und schrien, brüllten, johlten, gellten: Adonai.

In der Nacht nach der Hinrichtung, gegen drei Uhr etwa, kam ein hagerer, großer Herr die Tunzenhof er Steige herauf zu dem eisernen Galgen. Der Weg war ein übles Gemisch von Dreck und schmelzendem Schnee, beschwerlich zu gehen. Der hagere Herr, sehr fröstelnd, hüllte sich tief in einen weiten Mantel von altmodischem, verschollenem Schnitt. Er hatte zwei Burschen mit sich, verkommene Bürgersöhne, in Stuttgart bekannt als beherzt und zu jeder Unternehmung willens, wenn sie nur Geld trug. Die beiden Burschen stiegen ungesäumt die Leiter zu dem Galgen hinauf. Sie hatten Mühe, die Sprossen waren glitschig und gefroren, sie fluchten leise vor sich hin. Um sie herum flatterten Vögel, die Tag und Nacht in dicker Menge auf dem Galgen hockten. Oben hielten sich die beiden Burschen ungebührlich lange auf. Der dürre Herr, der unten wartete, zog nervös die Schultern hoch, trat von einem Fuß auf den andern, murmelte unterdrückt und unwirsch vor sich hin. „Habt ihr ihn?“ herrschte er sie leise an, als sie endlich wieder unten waren. „Er ist nicht da!“ stammelten verstört die Burschen. „Ihr habt ihn gestohlen, ihr habt den Stein gestohlen!“ bellte heiser, mühsam gedämpft, der Portugiese. „Ich lasse euch den Prozess machen, ich lasse euch rädern!“ Doch die Burschen, verängstet, versicherten: „Der ganze Jud ist nicht da. Es hängt ein anderer im Käfig. Der Teufel ihn geholt.“ Dom Bartelemi, lang ungläubig, ließ schließlich noch in der Nacht durch Leibhusaren, amtlich, den Käfig untersuchen. Ja, die Leiche war gestohlen, ausgetauscht. In aller Frühe schon war der wütende, geprellte Mann beim Herzog-Administrator. Das kam von der Güte Seiner Durchlaucht. Jetzt

hatten die Juden den Solitär gestohlen. Den Solitär? Karl Rudolf dachte an den Berg von Gold, glaubte es nicht. Die Leiche, ja, die konnten sie gestohlen haben. Er überlegte, hellte sich auf, schmunzelte fast. Eigentlich waren sie Teufelskerle, diese Juden. Stahlen einfach die Leiche vom lichten Galgen weg; Christen und Soldaten hätten das nicht besser machen können. Er gönnte ihnen gern den Solitär als Entgelt, ließ sie nicht verfolgen. Blaurot, dumpf wütend, mit seiner moderigen Stimme grausige Flüche vor sich hinbellend, zog der hagere Portugiese ab in seiner verschollenen Hoftracht.

Die Leiche indes, in großer Eile in Rupfen gewickelt, unter Stapeln von Waren und Kram versteckt, fuhr auf einem Karren nach Fürth. Hausierjuden geleiteten sie, wechselten ab von einem Ort zum andern. Der Solitär stak am Finger des Toten; keiner von den Geleitern fürchtete, sein Nachfolger könnte ihn stehlen. In Fürth wurde die Leiche gewaschen, in das weiße, lange Totenleinen gehüllt, eingesargt. Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger gerichtet im Zeichen des Schin, des Anfangsbuchstabens des göttlichen Namens Schaddai; ein kleines Häuflein Erde unter das Haupt, schwarze, krümelnde Erde, Zions Erde. Den Aufsichtsbehörden war gemeldet, ein nicht weiter bekannter toter Jude aus Frankfurt, gestorben auf der Landstraße, werde beerdigt. Auch den Mitgliedern der Gemeinde wurde nichts mitgeteilt. Aber es raunte von Mund zu Mund.

Da lag der Unbekannte, das schwarzblaue erwürgte Gesicht sonderbar umrahmt von dem schmutzig weißen Bart, die Augen hatten sich nicht zudrücken lassen, sie quollen trüb bräunlich heraus, doch zwischen ihnen über der Nase zackten sich tief in die Stirn die drei Furchen des Schin. Aus dem weißen, einfachen Laken leuchtete riesig und verwirrend der Solitär. Die zehn angesehensten Männer der Gemeinde saßen zwischen großen Kerzen und verhängten Fenstern und hielten Wache.

Unter sie trat ein Fremder. Dicklich, bartloses, massiges Gesicht, graue, trübe Steinaugen, altfränkische Tracht. Wasser goss er hinter sich, da er das Totenzimmer betrat, Wasser zu Häupten, Wasser zu Füßen des Toten. Die Männer erkannten den Kabbalisten, flüsterten, gaben Raum.

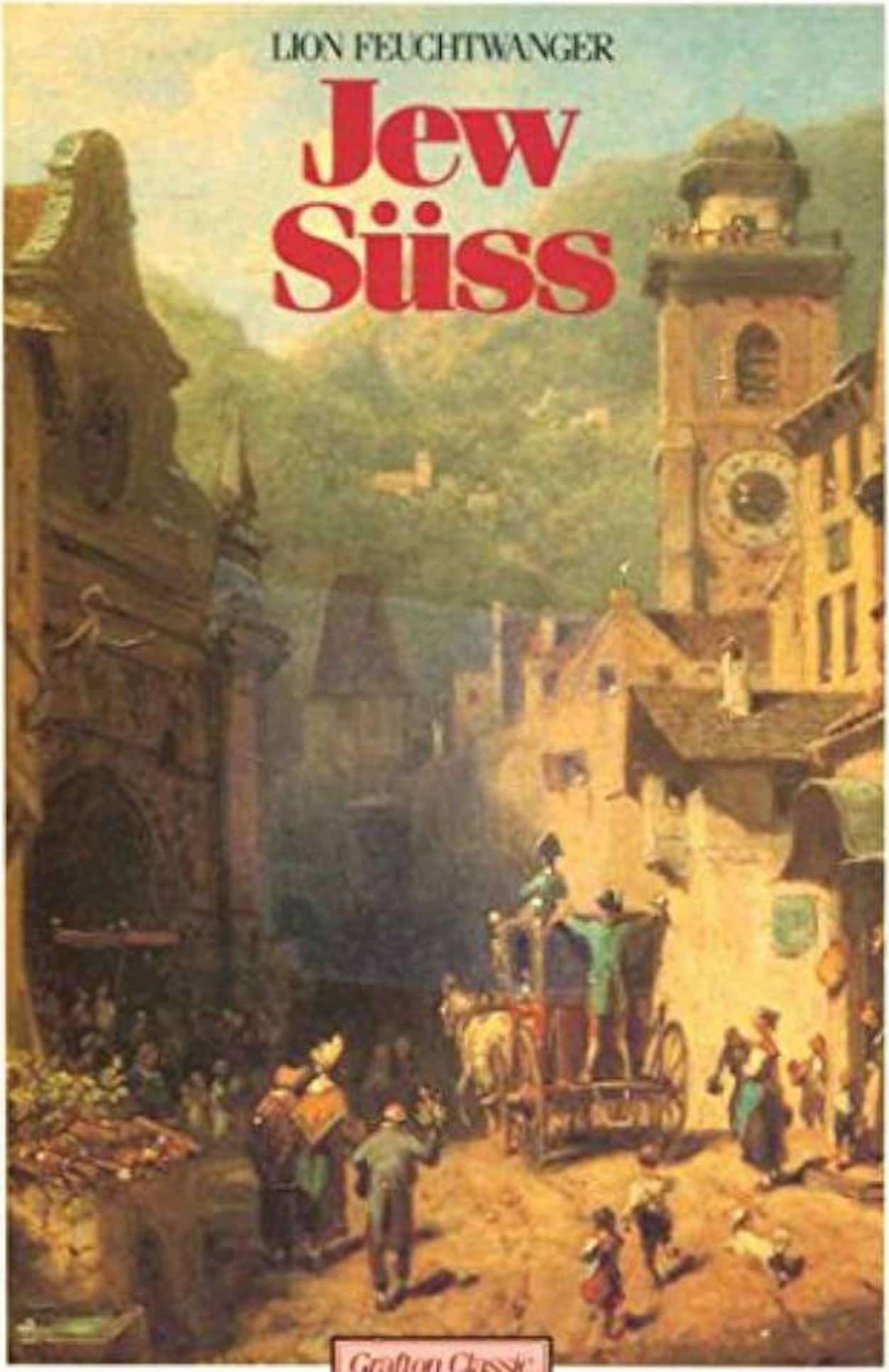
An die Leiche trat Rabbi Gabriel, knarrte mit seiner misstönigen Stimme den Segensspruch: „Gerühmt seist du, Jahve, Gott, gerechter Richter.“ Mit den dicklichen Fingern, behutsam, rührte er die Lider

des Toten, da schlossen sich die Lider. Dann setzte er sich auf den Boden, senkte zwischen die Knie den Kopf. Die zehn Männer waren bis zur Wand zurückgewichen. Sehr allein trotz ihrer Gegenwart, ein kleines, verlorenes Bündel, hockte Rabbi Gabriel bei dem Toten. Alle Juden aus Fürth waren auf der Gräberstatt, als der Unbekannte beerdigt wurde. Sie senkten den Sarg in den Grund. Der Solitär war am Finger des Toten, unter seinem Haupt das kleine Häuflein Erde von der Erde Zions. Im Chor antworteten sie dem Vorbeter: „Eitel ist und vielfältig ist und Haschen nach Wind ist die Welt; doch eins und ewig ist der Gott Israels, das Seiende, Überwirkliche, Jahve.“ Dann rissen sie Gras aus und warfen es hinter sich. Und sie sprachen: „Wie das Gras welken wird aus dem Licht.“ Und sie sprachen: „Wir gedenken, daß wir Staub sind.“ Dann wuschen sie sich die Hände in fließendem, dämonenscheuchendem Wasser und verließen den Friedhof.

ENDE

LION FEUCHTWANGER

Jew Süss



Grafton Classic

JEW SÜSS

Copyright

MUNICH : DREI MASKEN VERLAG A.G., 1925

LONDON : MARTIN SECKER LTD., 1926

All rights reserved

First published in England, November 1926
Twenty-seventh English printing, April 1928
First cheap edition, July 1928
Reprinted, October 1928
Reprinted, July 1929
Reprinted, September 1929

PRINTED IN GREAT BRITAIN BY
THE LONDON AND NORWICH PRESS, LIMITED, ST. GILES WORKS, NORWICH

JEW SÜSS

A Historical Romance

by

LION
FEUCHTWANGER

HUNDRED-AND-SECOND THOUSAND

London:
MARTIN SECKER
Number Five John Street
Adelphi

Translated from the German by

WILLA AND EDWIN MUIR

CONTENTS

BOOK		PAGE
I.	THE PRINCES	3
II.	THE PEOPLE	103
III.	THE JEWS	207
IV.	THE DUKE	313
V.	THE OTHERS	441

Book One
THE PRINCES

Book One

THE PRINCES

1

A NETWORK of roads, like veins, was strung over the land, interlacing, branching, dwindling to nothing. They were neglected, full of stones and holes, torn up, overgrown, bottomless swamp in wet weather, and besides everywhere impeded by toll-gates. In the south, among the mountains, they narrowed into bridle-paths and disappeared. All the blood of the land flowed through these veins. The bumpy roads, gaping with dusty cracks in the sun, heavy with mud in the rain, were the moving life of the land, its breath and pulse.

Upon them travelled the regular stage-coaches, open carts without cushions or backs to the seats, jolting clumsily, patched and patched again, and the quicker post-chaises with four seats and five horses, which could do as much as eighty miles a day. There travelled the express couriers of courts and embassies, on good horses with frequent relays, carrying sealed despatches, and the more leisurely messengers of the Thurn and Taxis Post. There travelled journeymen with their knapsacks, honest and dangerous, and students as lean and meek as the others were stout and saucy, and monks with discreet eyes, sweating in their cowls. There travelled the tilt-carts of the great merchants, and the hand-barrows of peddling Jews. There travelled in six solid and somewhat shabby coaches the King of Prussia, who had been visiting

the South German courts, and his retinue. There travelled in an endless tail of men and cattle and coaches the Protestants whom the Prince-Archbishop of Salzburg had driven with insults from his country. There travelled gaily-decked actors and soberly-clad devotees, sunk in themselves; and in a magnificent calèche with outriders and a large escort the lean and arrogant Venetian Ambassador to the Court of Saxony. There travelled in disorder, on laboriously constructed vehicles, Jews deported from a middle-German city of the Empire, making for Frankfurt. There travelled schoolmasters and noblemen, silken harlots and woollen clerks of the Supreme Court. There travelled comfortably with several coaches the plump, sly, and jolly-looking Prince Bishop of Würzburg, and on foot and out-at-elbows a Professor Landshut from the University of Bavaria, who had been dismissed for seditious and heretical opinions. There travelled with the agent of an English shipping company a party of Swabian emigrants, wives, dogs, children and all, who wanted to go to Pennsylvania; and pious, violent and bawling pilgrims from lower Bavaria on the way to Rome; there travelled, with a rapacious, sharp, observant eye on everything, the requisitioners of silver, cattle, and grain for the Viennese War Treasury, and discharged Imperial soldiers from the Turkish wars, and charlatans and alchemists and beggars and young gentlemen with their tutors journeying from Flanders to Venice.

They all swept forwards, backwards, and across, came to a standstill, spurred on, stumbled, trotted easily, cursed the bad roads, laughed bitterly or with good-natured mockery at the slowness of the stage, growled at the worn-out hacks, the ramshackle vehicles. They all poured on, ebbed back, gossiped, prayed, whored, blasphemed, shrank in fear, exulted, and lived.

2

THE Duke stopped his magnificent carriage, dismounted, and sent his chamberlains, secretary, and retinue on ahead. To the surprised looks of his gentlemen he returned only a snort of impatience. The carriages stood and waited where the road climbed a soft green rise. The chamberlains and the secretary shrank into the inner corners of the coach to escape the fine continuous rain, the chasseurs, servants and bodyguard spoke in low tones to each other, whispered, jested, and burst out laughing.

Duke Eberhard Ludwig, a stout, heavy man of five and fifty with full cheeks and thick lips, lingered behind. He paced moodily, his velvet hat in his hand, so that the fine warm rain bedewed his peruke, and he gave no heed to the puddles which splashed his shining boots and his magnificent long-skirted coat embroidered with silver. He walked slowly, absorbed, often stopping short snorting with nervous ill-humour through his big fleshy nose.

He had gone to Wildbad to break with the Countess. Had he managed to do it? Not really. He had not said anything. The Countess had met his hints only with veiled glances; she had made no answer. But yet she must have understood; she was so clever, she must, she must have understood what he wanted to do.

It was really a piece of luck that it had gone off without scenes or hysterics. It was nearly thirty years now since he had begun to live with her. How the Duchess had lamented, cried, shrieked aloud, whimpered and intrigued since then to separate him from the woman! What had not his Privy Councillors tried to do, and the Emperor, the prelates and the accursed rabble of Parliament and the Ambassadors of the Electorate of Brunswick and Cassel.

For nearly thirty years the woman had been bound up with all that the country and he had experienced. She was himself, she was Württemberg. If one thought of Württemberg one thought "the woman," or, "the harlot," or "the Countess," or, "the Maintenon of Swabia." Indifferent or full of hate, whatever the interest, every thought about the Duchy was a thought about her.

He alone (and he smiled) could think of the woman by herself, apart from politics and from the Duchy. Only he could think "Christl" without thinking of soldiers, money, privileges, quarrels with Parliament, mortgaged castles and estates, thinking of the woman only, alone, smiling, reaching out her arms to him.

And so it was all over; he would be reconciled again to the Duchess, and the Estates would exult and make him a grand present, and the Emperor would wobble his head with satisfaction, and the uncouth, ill-clad King of Prussia would send him congratulations, and the Courts of Europe would be deprived of the scandal which had given food for gossip to two generations. And then he would have a son by the Duchess, and the country would have a second legitimate heir, and there would be joy on earth and in heaven.

He trumpeted loudly through his nose. A sullen anger surged in him when he thought of the joy with which the Duchy and the whole of Germany would celebrate the woman's fall. He listened and heard the country drawing a breath of relief; he saw the greasy bourgeois canaille of his Parliament grunting in triumph, with gaping mouths and slapping their thighs; he saw the sober, stiffly-starched, correct kinsmen of the Duchess and their thin, sour, supercilious satisfaction. The whole lousy pack would fall on the woman as on a carcass. All his life he had kept her in

spite of the rabble ; if he let her go now that he was fifty-five the rabble would attribute it to senile weakness. He had issued innumerable edicts to punish every disrespectful word against the Countess ; for her he had embroiled himself with the Emperor ; he had hounded the bosom friend of his youth, his chief minister, out of the country because of a single insolent remark concerning her ; he had wrangled with his Council, his Parliament, with the whole land, about taxes, more and more taxes, about money, money, money for her. He had kept her in the teeth of his people, the Empire, the whole world, for nearly thirty years.

What a storm had swept through the whole of Europe when in the very beginning he had summarily attempted to set up the Countess, beside the Duchess, as a second wife ! He was snowed under with imperial appeals, entreaties and threats ; the Estates raged like mad dogs ; the Duchess's kinsmen from Baden-Durlach went green and blue with wrath and contempt ; thunders from the pulpit were launched at him, and he was refused the Sacrament ; the whole country was a seething whirlpool. Well and good, he had bowed to the storm, he had dissolved his marriage-contract with the Countess and again made his peace with the Duchess. In so far, certainly, as his personal affections were concerned, and the consequent fulfilment of conjugal rites (he smiled as he remembered the fine phrase with which he had put off the Emperor,—a phrase rounded for him by the Countess's brother), his personal affections, then, and the consequent fulfilment of conjugal rites were a matter between himself and his Maker, in which no compulsion could be exercised by outsiders upon a reigning prince. And then, at the renewed and stern command of the Emperor, he had really sent Christl away out of the country, and accepted in return a large gift of money from his thankful

Parliament, and the whole land had rejoiced. But thereupon—he smirked, for that was the best trick he had ever played—through his agents in Vienna he had hunted up a doddering old fool of a count and married him to Christl and made him his Lord High Steward, and so she had come back as the Lord High Steward's lady, to the frenzy of cheated Württemberg, while the Emperor shrugged his shoulders in helpless regret; for who could forbid a reigning prince to have his chief minister's wife at his court? And how Christl had laughed when he spent the money voted him by Parliament in return for the separation in buying her the estates of Höpfigheim and Gomaringen!

The storm had died down now. True, the Countess was still lampooned now and then, but his connection with her had been an accepted fact in German and European politics for nearly thirty years. The Estates grumbled, but they had given their consent to the appropriation of certain lands for the Countess. The Duchess, bleak, sour and resigned had taken up her residence in Stuttgart Castle, and her kinsmen, the stiffly-starched Margraves, had withdrawn into haughty and resentful silence. Everybody found the situation deplorable, but they had been doing that for thirty years now, and had become accustomed to it, and adapted themselves.

And now, really without any special reason, all connections with the woman were to be severed, dropped, annihilated.

Were they? He had not spoken out. If he chose, the situation was unaltered.

The Duke stood still on the muddy highway, alone and bareheaded in the fine, drizzling rain. He drew off his right gauntlet glove, and slapped it mechanically against his thigh. Or had there been a reason? Was there a reason?

The hectoring King of Prussia on his recent visit to Ludwigsburg had made suggestions to him. He really ought to be reconciled to the Duchess; he should give the country and himself a second heir and not trust the stability of his house to the Crown Prince alone; especially as the Catholics were preening themselves on the probable extinction of the Protestant line in Swabia. But that was not it. No, that wasn't it. Let the old Prussian clear off home to his sand and pines, with his dull prosiness and his barren moral discourses where every third sentence was a sermon on death. He, Eberhard Ludwig, although he was fifty-five, was still in his prime, thank God. When he was dead anyone who liked could shoulder the land and its debts, and quarrel with the lousy pack in Parliament. Dismiss Christl for a reason like that! He was not such a fool. He stepped out more quickly, whistling loudly and out-of-tune an air from the latest ballet. What else had the Prussian brought forward? That the Countess was a worse affliction for the Duchy than all the French invasions or the most grievous wars of the Empire. That all the misery, discontent and disorder in Württemberg could be laid at her door. That she bled and squeezed the people mercilessly, and all the sweat of the land ran into her pockets. Well, confound it, he knew that! That was the burden of a hundred lampoons; that was the sauce his Estates served up to him every week. Was it not her fault too when there were droughts or hailstorms? They should be glad, the malcontents, the greedy grumbling grocers, to have their dirty nickels so gorgeously transmuted into pomp and splendour. She needed money, of course she did; she needed it all the time; in the whole Holy Roman Empire there was not as much money as she needed; she coaxed for it, begged for it, whimpered, threatened, raged, sulked and defied him for it; he had often been in the depths

of grief and despair when he did not know where to turn for more and more again. But which was better, the mean, shabby housekeeping of the Duchess who never expended a penny too much, or the full blaze of his mistress's splendour in which castles and forests and all the revenues of the Treasury went up like gaily-coloured sparks?

No, arguments of that kind would never make him sick of her. And he had sent the Brandenburger home with a fine flea in his ear, and he would have snapped the brute's head off in a still more Swabian fashion if he had only had that thousand or two more soldiers which his Estates would never grant him. No, all that had made no impression on him at all; and though, after all, it was the rough old curmudgeon who had pushed him into breaking with her, he had done it with something else, a much more casual remark to which he himself apparently attached little importance. They had climbed together, the King and he, up to a hill with a view, and as the Brandenburger looked at the soft and undulating landscape, the green enchanted hills with their corn and fruit and wine and forests, he had sighed to himself. "How lovely! How lovely! And to think that an old woman lies over it like a blight and a plague!"

Eberhard Ludwig cared little for that "blight and plague." But, "an old woman." That touched him on the raw. He, Eberhard Ludwig, tied to an old woman? All the curses, threats and abuse of her had flowed off him like water from a duck's back. But, "an old woman?"

The Duke recollected some inveterate rumours about her. Despite his stern edicts the scandal had always started up afresh that she had bewitched him with black magic. He remembered one affair in particular down to the smallest detail. One of the Countess's waiting women, he could still recall even her name, Lampert, it was, had rushed to

Urlsperger the Court Chaplain and retailed to him the godless and abominable practices reeking of witchcraft with which the Countess sought to bind the Duke to her. The Court Chaplain had drawn up a statement, signed by the Lampert woman, sealed it and kept it secretly in his desk. The Duke had got wind of it, and Urlsperger was removed from office by a Commission of Enquiry, and the Lampert woman was birched and driven from the country. But the Duke was convinced that not only his people, but the Commission itself believed the infamous and filthy abominations which were sworn to in the statement. It attested that in Geneva the Countess had cut up one of the Duke's shirts into small square pieces, dipped them in a preparation of fine bismuth and brandy, and used them afterwards for her toilette in the most impudent and shameless manner. In Urach she had procured the newly-dropped calf of a black cow and cut off its head with her own hands, and then she treated three black doves in the same way ; worse still, she had cut off the genitals of a he-goat, and carried out other abominable and immoral practices, not to be thought of. By these means, it was averred, she had brought him to such a pass that he could not endure his wife, and was unable to live without the Countess herself, since as soon as he was away from her he had palpitation of the heart.

Donkeys that they were, dried-up and bloodless donkeys ! Drivelling about black magic—could they not put two and two together and comprehend that any healthy man's blood can be driven into his heart and loins in the most natural manner without the help of sorcery ? When he thought of Geneva, how the laughing image of Christl rose before him, as she lay in voluptuous beauty upon the wide bed in the pale-blue room at the Cerf d'Or ! God knows, she needed to kill no calves or doves then in order to fire his blood. But

now? An old woman? At any rate, he had not lost the use of his hands and eyes. She had grown somewhat stout, yes, she even suffered from asthma; but was it the exercise of diabolical and abominable sorceries that kept him still bound to her? Her grey eyes in moments of tenderness were still as large and compelling as they were twenty years ago, her chestnut hair had not changed its colour, and all the bells in her voice still rang as on the first day. True, the little scars on her face which used to enrapture him beyond measure—the scandalmongers averred they were the traces of a vile disease—these she now concealed behind paint and powder. An old woman? She had been so melancholy this time, so mournful. She had not laughed at him, she had made no scenes, she had not even asked for money. Did she suspect something? But let her be as meek as a day-old lamb, he was not going to love an old woman. Not he, Eberhard Ludwig. So he could go straight back to his sour Duchess and give the land a second heir and live at peace with God and the Emperor and the Empire and his Parliament.

But still, she had called him "Lux," "Eberhard Lux," and the bells had rung as on the first day. And then she had ridiculed the Estates, who were demanding the expulsion of the Jews from her estates and villages—her Jews, each of whom had more brains in his little finger than all the Estates put together had in their heads. And what fun she had made of the stupid, malicious, boorish petition of the Estates; so brilliant and clever and gay as she was, he had never seen another woman like her, young or old, in the whole of Europe, from Turkey to Paris or from Sweden to Naples. It was a good thing after all that he had said nothing final to her.

He held up his hand, and his carriages drew up in front of him. He gave orders to turn back; he had changed his

mind about going to Stuttgart, he did not want to go to Ludwigsburg either. To Nesslach, the small and solitary hunting-lodge. He wanted to be quiet, to have room to breathe. He sent an express to fetch Privy Councillor Schütz ; he would talk the whole affair over again with him in peace and quietness.

An old woman ?

While he was still on the way to Nesslach he sent out a second messenger. The new Hungarian dancer, a fresh young creature who had appeared in Ludwigsburg a week ago, should come immediately to the hunting lodge. Dash it all, he must wash the taste of the Prussian's visit from his mouth.

3

ISAAC SIMON LANDAUER, Court Treasurer to the Duchy of Württemberg, had been in Rotterdam arranging credits with the Dutch East India Company in settlement of accounts with the Palatinate. From Rotterdam he was urgently summoned by an express messenger to come to the Countess Würben at Wildbad. On the way thither he had encountered a business colleague, Josef Süss Oppenheimer, Chief Minister of Finance and War for the Palatinate, and also Treasury Agent for the spiritual princes of Cologne. Josef Süss had just completed a succession of interesting and exhausting business deals, and was anxious to recuperate in some spa or other, so he was easily persuaded to accompany Isaac Landauer to Wildbad.

They travelled together in Süss's elegant private carriage. "Costs you at least two hundred rix-dollars a year, this carriage," announced Isaac Landauer, with good-humoured and slightly mocking disapproval. In the dickey sat Süss's valet and secretary, Nicklas Pfäffle, once a notary's assistant,

a pale, stout, phlegmatic fellow whom he had encountered in Mannheim when he was working in Advocate Lanz's office, a man who could turn his hand to anything and who had accompanied him since on all his journeys as his personal attendant.

Isaac Landauer wore Jewish dress, with a curl on each temple, a caftan and a straggling goatee of reddish yellow turning to grey. He even wore the Jewish badge, in obedience to a custom introduced a hundred years ago into the duchy, a hunting-horn with the letter S on it, although no magistrate would ever have dreamed of exacting compliance from such a distinguished and powerful man, who was high in favour both with the Duke and the Countess. Isaac Landauer was the cleverest financier in the West of Germany. He had connections extending from the Viennese Oppenheimers, the Emperor's bankers, to the capitalists of Provence, from the rich traders of the Levant to the Jewish financiers in Holland and the Hanseatic cities who financed deep-sea voyages. He leaned back awkwardly and stiffly on the cushions, a dirty insignificant-looking man, and buried his cold and bloodless hands in his caftan. Somewhat sleepy with travelling, his small eyes half closed, he studied his companion with a slight smile, good-natured but a little mocking. Josef Süss, handsome, clean shaven, and fashionable, almost dandified, in his dress, sat upright, and took in with his quick keen restless glance every detail of the landscape which was still veiled by a fine rain.

Isaac Landauer looked his colleague up and down with amicable amusement. The elegantly-cut brown coat, bordered with silver, made of the finest cloth, the powdered peruke with its fastidious formal curls and the delicately-pleated lace ruffles, these alone must have cost forty gulden. He had always had a weakness for this Süss Oppenheimer,

whose eager and adventurous spirit flamed so fiercely in his great, restless, round eyes. So this was the younger generation. He, Isaac Landauer, had seen enough and to spare of life, the kennels of the Jews' quarter and the pleasure-houses of the great. Confinement, dirt, persecution, arson, death, oppression, utter helplessness—and pomp, spaciousness, despotism, lordliness and beauty. He knew the machinery of diplomacy as only three or four others at most within the Empire knew it, and his eye could examine down to the smallest detail the whole apparatus of war and peace, of the government of men. His countless business interests had given him a keen eye for the connections between things, and he was aware, with a good-humoured and mocking awareness, of the absurd and subtle limitations of the great. He knew that there was only one reality in this world—money. War and peace, life and death, the virtue of women, the Pope's power to bind or to loose, the Estates' enthusiasm for liberty, the purity of the Augsburg Confession, the ships on the sea, the coercive power of princes, the Christianizing of the New World, love, piety, cowardice, wantonness, blasphemy and virtue, they were all derived from money and they would all turn into money, and they could all be expressed in plain figures. He, Isaac Landauer, knew that; he was among those who sat at the source and could divert the stream to bring barrenness or plenty. But he was not so simple as to cry his power aloud; he kept it secret, and an infrequent amused little smile was all that witnessed to his knowledge and his power. And one thing more. Perhaps the rabbis and scholars of the Ghetto were right when they expounded in detail, as if they were realities, God, and the Talmud, and the Garden of Eden, and the Valley of Destruction; for his part he had little time for such theories, and was more inclined to believe certain Frenchmen who

dismissed things of that kind with elegant scorn. Nor did he bother much about them in practice : he ate what he liked and worked on the Sabbath as on a week-day. But in his dress and appearance he clung obstinately to the traditions of his race. He wore his caftan as he wore his skin. In it he entered the closets of princes and of the Emperor. That was the other secret and more profound symbol of his power. He disdained gloves and perukes. He was indispensable, and this was his triumph, even in his caftan and his ritual curls.

But now there was this Josef Süss Oppenheimer, the younger generation. There he sat, in proud magnificence, with his buckled shoes and his lace ruffles, and puffed himself up. It was not subtle, this younger generation. It did not understand the refined pleasure of keeping power secret, of possessing it without betraying it, and the still more refined pleasure of relishing its flavour quietly and exclusively by oneself. Knick-knacks and silk stockings, and an elegant travelling carriage with attendants up behind, and the trumpery external signs of possession, these were of more account to it than a jealously-guarded chest containing a bond on the City of Frankfurt or on the Margrave of Baden's Treasury. A generation without fineness, without taste.

And yet he liked Süss. How he sat there, tense in every fibre, eager to cut himself an enormous slice of that cake, the world. He, Isaac Landauer, had given the young man's ship a push out into the open when in spite of all its efforts and its wild tacking it was unable to get away from the shore. Well, now the little ship was sailing bravely in the middle of the stream, and Isaac Landauer observed with quiet curiosity its course and direction.

A post-chaise approached them. A large portly man with a strong, resolute face was inside, and beside him a fat,

round, stupid woman. They were perhaps a married couple on the way to a family festivity. While the two carriages were trying to pass each other with much fuss and a noisy cross-fire of greetings, jests and curses from the coachmen, the man set himself to exchange a few friendly words with Süss. But when he saw Isaac Landauer in his Jewish dress, he drew back ostentatiously and spat forcibly and far. The woman, too, tried to impose a severe and contemptuous expression on her stupid good-humoured face. "Councillor Etterlin from Ravensburg," said Isaac Landauer, who knew everybody, with a little chuckling laugh. "They can't stand Jews, the Ravensburgers. Since they had that infanticide case, and murdered, burned and pillaged their Jews, they have hated us more than all the rest of Swabia. That was three hundred years ago. To-day there are humaner and more complicated ways of stealing money from the Jews. But when such injustice has once been done, of course the victims continue to be hated, even three hundred years later. Well, we'll survive it."

Süss hated the old man at that moment. He hated the filthy side-curls, the greasy caftan, the chuckling laugh. One was compromised by his idiotic, old-fashioned Jewish rig-out. He couldn't understand the man, with his senile follies. He had stacks of money, endless credit, dealings with all the courts and the confidence of all the princes—he, Süss, sat in front of him like a lizard before a crocodile ; and the man went about in a dirty gaberdine, inviting people to hoot and spit at him, and was satisfied with amassing wealth which got no further than his bank account. What was money unless it was transformed into prestige, magnificence, houses, horses, gorgeous clothes and women ? Did the old man have no desire to spit upon others, as he was spat upon, to go on still further ? Why did one seize power,

if not to display it? The Ravensburg ritual murder case! That was the kind of trash he brooded on! Long forgotten, out of date, buried. The modern world, thank God, was better, more polished, more civilised. A Jew to-day, if he only set about it in a politic manner, could sit down to table with great noblemen. Was not his grand-uncle, the Viennese Oppenheimer, in a position to boast in the Emperor's presence that the victory of the Imperial arms against the Turks was in great part due to this Jew's assistance? And the Imperial War Office and Field-Marshal Prince Eugene had acknowledged the truth of this statement with the best grace, and had formally delivered their thanks under seal. One only needed not to stick obstinately to idiotic notions such as running round in a gaberdine and side-curls. Then even Councillor Etterlin of Ravensburg would exchange compliments and be at one's service.

Isaac Landauer still sat in the same uncomfortable, irritating and inelegant position. He easily fathomed Süss's thoughts from his expression, but he held his peace, half shut his keen eyes, and muffled himself up.

Süss really intended to rest and recuperate in Wildbad. He had just completed two risky and strenuous undertakings. The first was the introduction of a stamp-tax into the Palatinate. The Elector had farmed it out to him at a terribly high price. The people had turned against the new tax like surly dogs. All the same, he had not been intimidated; fortified by the seal and handwriting of the Elector against all abuse, threats, lampoons and riots before his offices, he had not bated one jot from his bond; and that had paid him, too, for he had sold the contract again at a profit of twelve thousand gulden. And he had allowed himself no rest even then; no, his twelve thousand gulden must multiply themselves immediately. With his mind made up, coolly and

quickly—they had only allowed him two days to think it over—he had plunged into the minting agreement with Hesse-Darmstadt. A risky business. His brother, the Baron, who had turned Christian, although he lived in Darmstadt and knew all the ins and outs of the affair, had not dared to take it up; even Isaac Landauer had shaken his head and stopped smiling. The exchequers of Baden-Durlach, Ansbach, Waldeck, Fulda, Hechingen, and Montfort were his bitter rivals and coined all they could. To coin still baser money a man would need extraordinarily cold blood and a front of iron, even to desperation. Süss had them. And here too he knew when to let go with profit in the nick of time. His successor could be involved in the thousand and one complications now arising. He himself was covered by a degree of the Landgrave; he had resigned from his service with profit and in high favour. Now he had a magnificent house in Frankfurt, and one in Mannheim, both freehold, and certain interests besides, which no one suspected, in the eastern parts of the Holy Roman Empire. Capital, connections, a handle to his name, and credit. A reputation for a resourceful mind and a lucky hand. Surely to goodness he could now allow himself leisure and enjoy life to the full. He wanted to show the world who the Palatinate's Minister for War and Finance was. The very luxury of his leisure hours would be good for business, and recommend him to great noblemen.

Determined as he was to devote his sojourn in Wildbad to recreation, and false as he thought Isaac Landauer's fundamental principles—his own method of dealing with princes and noblemen by courting their favour was certainly the only right one and more befitting the times—it would be madness all the same not to profit on the journey from this genius of the older generation, this most cunning of all financiers in

men and affairs. So he began to ask direct questions about the Countess, her prospects, hopes, difficulties, and her financial credit.

As soon as the conversation turned to business matters Isaac Landauer shook off his heaviness and fixed his clever, alert, searching eyes upon his companion. It was a business maxim of his to stick to the truth whenever possible. It was precisely by his deliberate and disconcerting candour that he had brought off his greatest coups. He knew that Süss was inclined to detest the Countess; her lust for money seemed to him ignoble and vulgar. Why should he not tease his colleague a little by revealing in the strongest light the certainty and the profitable opportunities in her investments? He gave a brief, clear, and business-like outline.

"A clever woman the Countess. A good eye for property. She has made the Duke pay in estates and privileges for every increase of his passion, and if his love died down a little he had to make up for it in cash and jewels when he came again. What was her capital to begin with? A pretty face, an insignificant rank, a scrap of hypothetical virginity. She had not even clothes when she first came to court. And what has she made out of it? She is the Countess of Würben, the Countess of Urach, His Excellency the Lord High Steward's Lady, and wife of the President of the Council. She supervises the ducal Privy Purse. Has an allowance of eighteen thousand gulden. All the lesser heirlooms and jewels of the house. All the honours, emoluments and privileges of an independent princess of the Empire. Cash and bills of exchange in Prague, Venice, Geneva and Hamburg. In her private purse, her secretary Pfau tells me, three hundred thousand gulden. Suppose it is only two hundred thousand, that is not to be sneezed at. The baronetcies of Freudenthal and Boihingen, the villages of Stetten and

Höpfigheim, the estates of Wilzheim, Brenz with Oggenhausen and Marschalkenzimmern. A clever woman, a pleasant woman, a woman who knows what's what. She ought to have been a Jewess."

"She is said to be in disgrace," hinted Süss. "She has quarrelled with her brother. It is whispered among the Estates that her own brother has advised the Duke to get rid of her. The King of Prussia too has advised him to do that. She is getting old, peevish, and difficult to manage. And so fat. The Duke has recently lost his taste for so much fat."

"She know what she's about," returned Isaac Landauer. "She knows that the Bank of England is safer than the sworn love of a rakish Duke. She is insured, she is in a better position than many a reigning prince. Believe me, Reb Josef Süss."

Süss made a wry face. Why did he say "Reb Josef Süss?" Why not "my honourable friend" or "colleague" or something like that? It was difficult to associate with the old man. He compromised one. "If the Duke drops her," he said after a while, "she will not be able to save much from the wreck. In the Duchy she is regarded as a pest and a blight. She has the hate of the whole country to contend with."

"The hate of the country!" said Isaac Landauer, in contemptuous amusement, shaking his head, and running his fingers with a smile through his red, greying goat's beard. And Süss felt that he was right. "Is there anyone who is worth while who hasn't the hate of the country to contend with? Anyone who is different from the others gets the hate of the country. The hate of the country is good for one's credit."

Süss was annoyed by the other's calm, superior tone. "A

harlot," he shrugged. "Greedy and vulgar in her manners, and fat and old besides."

"Quite so, Reb Josef Süss," said Isaac Landauer tranquilly. "Harlot! Only a word. A comfort to the virtuous old spinster ladies who are jealous of her. And Queen Esther herself could not have known at first whether she was not going to be Ahasuerus's concubine. I tell you, Reb Josef Süss, the woman is good for five hundred thousand gulden. She is shrewd, she knows what she wants. Has she not admitted Jews into her villages and estates? Not for sentimental reasons, far from it. But she is clever; she has a flair for those who are clever with whom one can talk and have dealings clearly and profitably. Five hundred thousand? She is good for seven hundred and fifty thousand!"

Meanwhile the carriage drew up before the Star Hotel in Wildbad. The landlord rushed out and doffed his bonnet. But when he saw Isaac Landauer's caftan, he turned on his heel, with an insolent "No Jews wanted here." Still, the pale secretary climbed down from the dickey. "These gentlemen are the Ministers Oppenheimer and Landauer," he said coolly over his shoulder, as he assisted them to descend. And the landlord in a trice was bowing them profoundly to their rooms.

Josef Süss had grown dark with fury at the rudeness of the fellow, but he followed Isaac Landauer in silence. "Well," smiled the latter, "he could not have scraped his foot further back even for a gold-braided Privy Councillor!" And he smiled, and combed his fingers through his lank, greyish, wagging beard.

4

THE Countess had escorted the Duke to his carriage; and while the bulky man climbed into it ceremoniously she stood

with the gracious assurance of a woman accustomed to admiration, made light and friendly remarks, and then smiled and waved to him. Her step and bearing were still light and elastic as she turned and climbed the steps to her blue boudoir. She did not relax until she was there, but then her shoulders sank, her arms and hands hung limp, her mouth fell half open, her face sagged suddenly and alarmingly.

All over, it was all over. She had manœuvred skilfully ; he had not dared to speak ; but it was clear, it was obvious that he had come with the intention of breaking it off ; and even though the final word had stuck in his throat, his embarrassed courtesy spoke plainly, and was a hundred times worse than the occasional sparrings, bursts of rage, or sulky silences of earlier days.

She sat huddled together ; she was so tired and worn out ; the composed and gracious bearing, with its faint air of melancholy, while her heart was pounding, while she was cursing and foaming with rage inwardly—this composure had been so trying. Now she sat on the broad, low couch stunned and so terribly exhausted that she could not move. The powder and paint cracked on her face ; the gay light which she had kindled in her large eyes was quenched ; the majestic embroidery of her silken skirt lay in dead folds ; and beneath the beautifully-wrought sbernia, set with small rubies—a fashion which she had introduced and which was copied in Versailles itself—beneath the beautifully-wrought sbernia even her exuberant nut-brown hair had lost its careless freshness.

So it was all over. And why ? The King of Prussia had been nagging, the dirty hound, with his stale harping on duty and rubbish of that kind. Her brother had been urgent, the intriguer, the malicious, bold-blooded villain. She was of no more use to him ; his position at court was firmly

enough established ; it was cleverer to shake her off than to be involved in her downfall. She was an obstacle, she caused complications in his political dealings with the Emperor. She cost money, much money, which could be more comfortably and plentifully diverted into his own pockets if she were out of the way. Oh, how she could see through him, the calculating scoundrel ! Faugh ! But she would pay him back. She was still alive and in power. The Duke had not yet spoken ; she, she, she was still the ruler of the country. But none of these things could have influenced the Duke. She had weathered much worse storms. She had had the Emperor, the whole Empire, the people, the Estates and the clergy against her, and she had still breathed and stood her ground. Her brother ! The King of Prussia ! Bah, they counted for nothing. And she saw the real explanation come creeping upon her, slimily insinuating itself among her thoughts, acknowledged and yet unacknowledged ; and, like a worm on a pin, she twisted to keep it from leaving the obscurity of her feelings and emerging into consciousness. Her eye sought the looking-glass, and avoided it. Helpless still, she collapsed more completely, the ponderous woman, a flabby mass upon the gorgeous coverlets.

Upon thy brow is throned
Minerva proud and mighty,
Zeus lightens from thine eye.
And in thy hair is Aphrodite.

That had been sung by the court poet, thirty years ago. She needed no looking-glass ; she knew the explanation.

She groaned, doubled up, her eyes shut, her hand on her heart. Air, air ! Her asthma choked her. When she recovered, she pulled herself together and raged through the

house, ordering, countermanding, boxing the waiting-women's ears, screaming and sending off couriers in all directions.

She was still to be reckoned with. They should see that she was still to be reckoned with. He had not spoken. She had fortunately hindered him from that. She had curbed herself. The restraint she had put on herself was superhuman. But she had achieved it. And for the present he had not spoken; aye, and for the present they must still hold back their foul rejoicings, and for the present she was still to be reckoned with, and would show them how.

She had reliable information of the Duke's movements. Eberhard Ludwig was still in Nesslach, in his hunting-box. That was good, very good. She got news daily. Daily her courier rode from Nesslach to Wildbad. She knew his most trivial occupations, what he ate and drank, when he went to bed, to the chase, to table, or for a walk. His sole visitor was the Hungarian girl, and she came only for half an hour a day. Nobody else was admitted, not even his Councillors. Good, good. He was certainly ashamed of his failure to speak out, and he was determined not to be pressed further. Government documents waiting for his signature were piling up. The difficult negotiations with Baden-Durlach regarding their share of the expense in fortifying Kehl were on the point of being successfully settled, the Margravine's man of business chafed, but the Duke was not accessible. The arrangement, too, with Heilbronn and Esslingen about the regulation of the Neckar urgently demanded completion; and there was no Duke, no Duke. All good, all good. Instead of attending to business he summoned his Knights of the Order of Hubertus and caroused with them. He never laid aside the badge of that Order, the golden cross with its ruby-red enamel work,

its golden eagles and the hunting-horn with the device, *Amicitiæ virtutisque fœdus.* The Hungarian dancer was also detained in Nesslach, a silly young thing with a lovely figure. All good, all good. Let him booze with his boon companions, let him whore with the silly creature, but no Councils, no instigators, no intrigues.

Meanwhile she gives herself no rest. Her agents and stewards get sharply-worded instructions to squeeze the last cent out of her farms and estates. She creates twenty new posts in the Civil Service, completely unnecessary, and sets her touts to sell them from day to day, paying the purchase price and securities into her private account. The Ducal Treasury, although it already provides all her wood, wine and fruit, receives an enormous bill for her expenses incurred during the last visits of Eberhard Ludwig. She gnaws at all the revenues of the Duchy, like a starving dog gnawing at a bone, with snarling greed, and sends huge sums of money daily out of the country to her bankers in Geneva, Hamburg and Venice.

And the Duke is still in Nesslach. He has sent to the stables for his three great eight-in-hand carriage teams and is now putting them through all their paces. The Hungarian girl screams, and the Knights of Hubertus applaud in honest admiration

At last, yearned for with wishes and curses, anxiously awaited, Isaac Landauer came to Wildbad. In his greasy caftan he sat in the Countess's study, surrounded by mirrors and delicate ornaments, lapis lazuli and gold. The Countess was magnificently ensconced opposite him at her writing table, and between them lay enormous piles of documents, deeds and bills. He examined and checked them; the Countess gave him unlimited information; here and there he discovered still existing loopholes, and suggested ways

and means of further extortion. The Countess, her too plump neck bare like her flawless arms, listened with attention, brought up objections, and took notes. Finally she demanded an enormous loan on the security of three of her villages.

Isaac Landauer looked at her, shook his head, and said reproachfully, "Have I deserved this, your Excellency?" "Deserved what?" "That you should take me for an utter fool." She flew into a passion. "What does the man want? What are you driving at? Did you not lend me the money two years ago? Am I less prosperous now?" The Jew answered cautiously: "Why does your Excellency need the money? To send it out of the country. But why to send it out of the country? Only because you fear certain contingencies. But if contingencies are to be feared, your property is no security. Do you want me to lose money by it?" The Countess gazed blankly into vacancy, then at him, and her eyes said that much more than the money was at stake, her eyes told him all her anxieties, hopes and doubts. "You are clever, Jew," she said after a while. "Do you think that I dare to risk"—the words stuck in her throat—"not mortgaging my property?"

He would have liked to reassure her with a friendly word. But she was a shrewd and steadfast woman; she needed, she wanted no reassurance or palliation; it would be positively indecent to hand her out anything like that. He looked her up and down; she was an incredibly open book to him; he saw her strained face, her obese, flabby body, and to her urgently questioning glance he could return no other answer than a silent shrug. At that she broke down completely. She burst into loud and uncontrollable sobs like a little child. Then she began foully to abuse the ministers, her brother, her nephews, and all the others, who

were her creatures, who allowed her to fall without moving a finger and even helped to push her down. The filthy canaille ! She had raised them to their offices, she had been their ladder. For every penny they owned, for every button on their uniforms, they had her to thank. More than that, they had drawn up a formal contract with her—she had the paper there in the drawer—engaging to stand by each other for better or for worse to the utmost of their resources. The scoundrels ! Hell and the hangman were too good for them ! For even utter rascals, thieves and devils kept faith among themselves.

The Jew quietly watched her in her rage and left her alone to exhaust her frenzy. At last she began to cough. Her face grew red, she blew her nose, wheezed, and finished up by weeping unceasingly and quietly to herself. "Oh Jew !" she wailed, "Oh Jew !"—shaken, broken and abandoned, the big handsome woman, her paint and powder slaked with tears, her magnificent gown hanging dead about her.

Isaac Landauer combed his straggling beard with his fingers, and shook his head. Then he cautiously took her large warm hand in his, and while he stroked it murmured soothing words.

5

FROM some unknown source rumours of the Countess's imminent downfall were sent flying about the country, here, there and in every corner. Nobody dared to mention them above a whisper, but there was whispering everywhere. There was a deep and secret breath of relief. In certain villages bells were already rung and services of thanksgiving held, no specific reason being assigned for them ; they were offered up "for a merciful deliverance."

For the present, however, there was no further sign of it; on the contrary the yoke became harder to bear and more grievous. Elderly civil servants were dismissed from office because new candidates offered higher prices for their posts. The general inspectorate let loose on communities and private individuals a hail of writs and summonses which could be settled only by the payment of enormous fines; all the government departments, even the Ecclesiastical Commission and the Widows' and Orphans' Funds were compelled to lend large sums on uncertain security free of interest to the Countess's Treasury; and the Countess's agents ruled the roost more haughtily and tyrannically than ever before. And on the appearance of a stern Ducal edict which renewed and recapitulated the severest punishments for all slanders against the Countess, the newly-fledged hopes fluttered lamely to the ground.

The smaller offshoot of Parliament, the Estates, had a sitting every three days. They were deliberating about the possibility of lodging a new complaint with the Emperor and the Empire and about a new petition to the Duke against the recent excesses of the Countess's people. There was much blustering and wild denunciation of the Countess; the creature should be whipped with rods from the country; and Johann Friedrich Bellon, Mayor of Weinsberg, smote the table as he declared that if it came to that he would take his children with him into the streets and set them to spit in her face, the hussy, the pock-marked disease-ridden baggage. The chamber resounded with noble sentiments; was there in Europe another land with such a heritage of freedom? Only in Württemberg and in England had so much parliamentary security been won. The atmosphere reeked of bourgeois pride, sweat, and democracy. But the resulting conclusions were timidly worded, and since Eber-

hard Ludwig could not be got at, and the Privy Councillors gave only courteously non-committal replies, these resolutions too fell flat, and in three weeks were yellowing in their pigeon-holes.

The Duchess Johanna Elisabetha, who sat and waited in the deserted castle at Stuttgart, had also heard of the Countess's approaching disgrace. The representatives of the Estates visited her constantly, the Emperor sent her a special courier, the King of Prussia had waited upon her with unusual ceremony. How they laughed in the Countess's circle over this ceremonious visit of the shabby King to the threadbare Duchess! The Duchess listened attentively to all of them, and carefully noted every vacillation of Eberhard Ludwig's, but her hopes were never high and her disappointment was not profound when the expected change in her fortunes was postponed. She had waited so long. For thirty years she had sat in her bleak castle, stripped by the Duke of everything but the barest household necessities; despondent, neglected, obstinate, and sour, she had sat and waited. True, she was respectfully visited by the foreign ambassadors, but she knew that they found it a wearisome duty, and that she was only so distinguished when they were on bad terms with the Duke and wished to annoy him. Life passed her by for Ludwigsburg, the town which Eberhard Ludwig had built for her rival, while she, the Duchess, sat stubbornly in Stuttgart, ignoring threats and humiliations. Life passed her by and went to Ludwigsburg, whither the Sovereign had transferred his seat, compelling the reluctant government departments, the colleges, the Consistory and the Ecclesiastical Court to follow him. There he had built a magnificent castle for that other, the Mecklenburg woman, his mistress, and had filled it with all the treasures and the state furniture taken from the Stuttgart palace.

Johanna Elisabetha could remember the Mecklenburg person—even in her thoughts she would not give the accursed woman her name—from the day of her first appearance. She had loved and honoured her husband ; she was proud of her war-hero, her cavalier ; and she knew also that she was pretty enough for him, and did not blame him for amusing himself with her ladies-in-waiting. Even when she bore him a son and a daughter, and learned that their feebleness was the consequence of the Duke's wild life, she was not resentful. When the Mecklenburger came to Court—her brother brought her, the intriguing pander, to make his career for him—she certainly did not see much in the woman ; but if Eberhard Ludwig wanted her, she did not grudge her to him ; she had shut her eyes already to so much. Besides, the Duke thought nothing of her at first ; it was only later when they played together in an amateur performance that his passion was kindled. She could still see the shamelessly naked bosom which the woman had flaunted before him in her frivolous shepherdess costume. And since then not a day had passed on which she did not hate the woman. It was clear that she had seduced the Duke by witchcraft ; she had also tried to poison her, the Duchess ; for it was the Mecklenburger's poison that had made her feel so ill on that occasion after her chocolate, and it was only a gracious providence which had preserved her from worse and kept her from touching the cakes. Anyone who had eyes could see that the woman was an accursed witch, a poisoner, hand in glove with the devil. Was she not prematurely delivered of a hairy, shrivelled, black-and-blue monster ?

But she, the Duchess, had allowed no outrage, mortification, or witchcraft to drive her from her rights. She had long since ceased to feel a full-blooded hate within her ; there was only a withered, dusty waiting for the downfall of

the other woman. So she sat in the gaunt and empty castle, dejected, bleak and sour, and the news which penetrated to her lost its savour and became insipid and cobweb-grey like herself.

6

DURING these weeks the Wandering Jew had been seen in the Swabian districts, now in one place, now in another. In Tübingen it was reported by some that he had driven through the town in a private carriage ; others would have it that they had seen him on foot on the highway, or in the stage-coach ; the gatekeeper at Weinsberg told a tale of a queer stranger who gave a curious name and had an extraordinary appearance ; and when he pressed him for identification papers the uncanny visitant pierced him through and through with such a malevolent look that he was completely dazed and had to let him go, and he could still feel the effects of that diabolical look as a shooting pain in all his limbs. The rumours spread everywhere ; children were warned to beware the stranger's eye ; and Weil, the town where he had been last seen, gave its gatekeeper the strictest instructions.

A little later he appeared in Hall. At the town gate he declared boldly that he was Ahasuerus, the Wandering Jew. The Magistrate was sent for at once, and ordained that for the present he should be allowed into the suburbs. Anxious and curious crowds gathered. He looked like any peddling Jew, with a caftan and side-curls. He spoke freely, in a gurgling voice, often unintelligibly. Before the Crucifix he prostrated himself, wailing and beating his breast. For the rest, he sold small-wares, and disposed of many amulets and souvenirs. Finally he was brought before the magistrate and proved to be a swindler, and was flogged.

But those who had seen him pointed out that he was certainly not the right one. The other had had nothing remarkable in his garb : he was clad in a respectable Dutch coat like other people, a little old-fashioned in cut ; he looked like a superior official or a comfortable citizen. It was only his face, and his general atmosphere, above all, his eye ; in short, one felt immediately that he was the Wandering Jew. This was the story in which the most diverse people concurred in all corners of the land.

The Countess asked Isaac Landauer what he thought of the rumours. He got round it by saying he was no Leibnitz. He did not like to discuss things of that kind ; one could not see clearly into them ; he was inclined to believe nothing ; but his scepticism had no certainty. Besides, anyone who meddled with these matters was likely to fall into the hands of the police and the Church authorities. The Countess was a firm believer in magic and the occult arts. As a child in Gustrow she had often visited old Johanne, the shepherdess, who was afterwards beaten to death for invoking bad weather. She had often openly watched the old woman preparing her salves and potions, and still oftener had spied on her after being turned out ; and in her own heart she was convinced that she owed her rise to power entirely to the fact that after Johanne's death she had privily smeared her body with the blood of a he-goat which was the last thing the old woman had touched. With the alchemists and astrologers who came to the Court at Ludwigsburg she associated gladly, excited by eagerness and dread ; and although she posed in society as a philosopher and free-thinker, she distilled in secret, holding her breath with suspense, many a recipe for preserving youth and winning power over men. That the Jews owed to magical practices their incredible success and happy inspirations in financial affairs she was not so stupid as to be

unaware. They had inherited their occult arts from Moses and the prophets ; and it was because Jesus wanted to betray them to all the nations of the world, and thus to render them valueless, that he had been crucified. And now when Isaac Landauer twisted and turned before her, and left her in the lurch when she had shown him so much confidence, it was a mean-spirited fear of competition on his part and a bitter injustice.

The rumours of the Wandering Jew had confirmed her anew in the project to win the Duke back by magic means, if everything else should fail. She begged Isaac Landauer impetuously to bring her face to face with the Wandering Jew.

And if he were not available—he was not to make any excuses, of course he could do it with a little good will —at least let some other cabbalist be procured, one who was authentic and in whom she could believe.

Isaac Landauer shivered a little as he rubbed his pallid hands. Her demands and her impetuosity were embarrassing. Heavens, he was a trustworthy man of business, he could procure whatever he was asked for, money, estates, a title, even a little independent earldom if necessary, exotic spices, negroes, brown slave-women, talking parrots ; but where in all the world could he procure the Wandering Jew, or a genuine cabbalist who could make an effective appearance ? Of course he glanced for a moment at the possibility of bringing a clever swindler to the Countess ; but he was unwilling after all to make a fool of this good client, who trusted him so absolutely. He had always been honest. And besides it was too risky. As it was, he was well hated by all classes in the country, and it would give them the greatest pleasure to hale him to judgment, or even, which God forbid, to the stake. He took leave of the Countess with

unusual ill-grace, having committed himself reluctantly to a half-promise.

He went straight to Josef Süss Oppenheimer.

The latter had meanwhile made strenuous efforts to be idle, but he had not the knack for that kind of recuperation. He was miserable with nothing to do; he felt himself ill at ease and indisposed if he was not hatching projects, doing business with great men, setting affairs in motion and being involved in their activities.

His temperament had driven him on from childhood and given him no rest. When he was still quite young he had insisted on not being left behind in Frankfurt with his grandfather, the pious and meditative Reb Salomon, leader of the synagogue. His father was the director of a Jewish theatrical company, and he made his parents take him with them on their tours. So when he was only six he had been at the ducal court of Wolfenbüttel and made the acquaintance of grand people. The Duke was partial to his father and still more to his mother, the lovely Michaele Süss, and the Duchess doted on the handsome, passionate, quaint, fascinating little fellow. How different he was from the flaxen stolidity of the other children at the court of Wolfenbüttel! His eager desire to associate with gentlefolk dated from that time. He needed variety; he must have many faces thronging his path; he had a thirst for people, a raging desire to cram more and more faces into his life, and he never forgot any of them. It was a blank day for him on which he did not see at least four new people; he was proud of knowing personally a third of all the German noblemen and half of all the great ladies.

The school at Heidelberg could hardly hold him. Three times in four years he ran away after the players. And when his father died, all the entreaties, tears, threats and

curses of his mother could not control him. The handsome, precocious boy, pampered by the whole town, admired as a youthful prodigy in arithmetic and proud of his princely looks, played the maddest pranks. The Jewish neighbours clapped their hands, the Christians laughed in benevolent amusement, and his mother, weeping, wailing and scolding, was torn between pride and indignation. In Tübingen, too, where he was supposed to be studying law, he was not to be detained in the lecture-rooms. Mathematics and languages were child's play to him, and he had at his finger ends the pettifogging details of jurisprudence which cost the professors much theoretical labour to compile. He thought it of more importance to associate with the aristocratic students, and he gladly made himself their butt and lackey for a week if it procured his acceptance as a comrade and a gentleman for an hour. More and more he recognized that this was his vocation, to manage great gentlemen, to be their associate, their parasite. Who understood as he did how to insinuate himself into the caprices and pleasures of princes, how to lie low at the right time, and at the right time to sink the seed of his will into them as an insect sinks its eggs into ripening fruit? And who could so dexterously as he address himself to the ladies, and bend even the most disdainful to his will with sure and gentle hand? It burned in him like a flame; more lands, more people, more women, more elegance, more money, more faces. Movement, action, ferment. He could not bear to stay in Vienna, where his sister was well married and spent money royally, nor in the counting-houses of his cousins the Oppenheimers, the imperial bankers and army contractors, nor in the office of Lanz, the Mannheim advocate, nor in the bureaux of his brother, agent for the Darmstadt Cabinet, who had now become a Christian and was called Baron Tauffenberger. He was driven, he

was hounded on. New women, new speculations, new magnificence, new customs. Amsterdam, Paris, Venice.

And with it all he was swimming in a shallow backwater, and could not get out properly into the full stream. Isaac Landauer helped him to his first serious transactions, the Palatine Stamp Tax and the Darmstadt Minting Contract: and it was only the dexterous courage he showed in undertaking these risky affairs and in dropping them at the right moment which had for the first time given his name its real weight. He would have been quite justified in stretching his arms out at Wildbad and taking his ease.

But this was a gift he did not possess; leisure tormented him; and he contrived hundreds of small amours, projects and transactions, merely for the pleasure of watching his energies at play. Nicklas Pfäffle, his body servant and secretary, whom he had detached from the Mannheim advocate Lanz, a stout, placid, unaggressive, indefatigable, pale man had to be on the trot the whole day procuring him novelties and unearthing the addresses, occupations and past careers of the other visitors.

Süss looked very young, and he was proud of being commonly taken for about thirty, nearly ten years younger than he really was. He liked to feel women's glances on his back and to have heads turning after him when he rode on their promenade. He tended with a hundred essences the ivory skin he inherited from his mother; he liked to be told that he had a Greek nose; and he made the hairdresser wave his rich dark-brown hair every day, to keep it from being spoilt by his peruke; often, too, he wore it without a peruke, although that was not really fitting for a gentleman of his standing. He took pains to keep his small mouth with its overripe red lips from being contorted by much laughter, and anxiously looked in the mirror to see that he had a smooth

and untroubled brow, which he considered the mark of a gentleman. He knew that he was charming ; he needed continually fresh proofs of his charm ; and a woman whom he had dismissed after one night was dear to him all his life because she had called his quick sparkling dark-brown eyes under their arched brows " fly-away eyes."

The dictates of fashion and of his temperament demanded a succession of new dishes, new wines, new crystal and porcelain for his table, and, in the same way, of new women for his bed. He used them and used them up. His memory, an enormous museum, which kept everything in good preservation, retained faithful reproductions of their faces, bodies, perfumes and attitudes ; but none of them moved him further. One solitary woman had touched something more deep in him than his senses, and the year she had spent with him, the year in Holland, was apart and very lonely in his life ; but he had sealed up the memory of it, he never spoke of it, his thoughts shyly skirted round this year and its hidden sorrow ; only very rarely it opened great eyes upon him and looked at him terrifyingly and bewilderingly.

There was another reason why he had been so easily persuaded to accompany Isaac Landauer ; a course of the waters at Wildbad had been for some years a necessary recreation for anyone who wished to pass for a man of the world in the west of Germany. Visitors came here even from France ; here the most fashionable carriages were to be seen and the most elegant conversation to be heard ; and with the manners of Versailles for a model one could rub off the little corners and roughnesses which were to be found even in the most fashionable German courts. Here was the great world, here one could most clearly perceive slight variations in the prestige of individuals and of whole classes as they ascended or sank ; the living model was a hundred

times more instructive than the *Mercure galant*. It was the only place in Germany where one could be quite certain which ankle an *à la mode* gallant must advance in selecting the lady of his heart if he wished to be considered up to date.

Süss, since he was engaged in no more important matters, flung himself completely into this life, and paddled around with dexterous strokes among the elegant triflers. Empty and hungry for events, he drained the life of others. He conversed with the landlord, and drew up plans for improving the turnover of the hotel in which he lodged; he slept with the young chambermaid; he ordered new and more elegant faro-tables for the proprietor of the Casino, and earned a hundred gulden for doing so; he was the most popular guest at the Princess of Courland's levée; he disentangled the bathing attendants' love affairs; through the adroitness of Nicklas Pfäffle he procured orange-blossoms from the Tudwigsburg hot-houses for the daughter of the Ambassador from the Netherlands, and when she sat in the bath conversing with her attendant cavaliers he was allowed to sit next to her on its wooden cover which left only her head free, and many declared that he had other privileges as well. He made a profitable deal with a jewel merchant in Amsterdam over the cutting of certain stones; in a quarrel with Count Tratzberg, a brusque and insolent Bavarian gentleman, he came off so well that the Bavarian had to clear out of Wildbad on the next day; he arranged credit for the gardener for the laying out of new grounds by the pump rooms, and made a hundred and ten thaler off the transaction. He was the only one who stood up to the young Lord Suffolk at the gaming table, when all the German gentlemen hung back in dismay, and lost four thousand gulden, with smiling courtesy. He boxed a tradesman's ears who had tried to cheat him of four pennies in the sale of a garter. He waited

daily in the antechamber of the Saxon minister—the Saxon Court was trying to arrange a loan—and stood bare-headed and bowing low as the minister passed him without a greeting, his formal nose in the air. He was consumed with envy of Isaac Landauer, who was mocked at by the street arabs, cursed by the people, and despised by Society, but who went into the Countess's house, cast up accounts, transferred lands and money, threw men out of work and loaded them with chains.

In this mood Isaac Landauer found him. He began cautiously to speak of the extraordinary whimsies with which God, praised be His Name, had seen fit to punish the Christians. Then he touched circumspectly on the gossip about the Wandering Jew, and ended with the casual information that the Countess had taken the freakish notion of consulting the Wandering Jew, or any other magus or astrologer, preferably an authentic cabbalist. Then he paused and waited.

Süss had remarked at once that the other wanted something from him. He pulled himself together, and lay low. But when Isaac Landauer brought up the Wandering Jew he was thrown quite out of his reckoning. This raised a question which had nothing to do with business, and could not be translated into figures. It touched on his own hidden secret. Naturally, he too had heard the rumours ; but his inborn talent for cutting himself off from anything which could disturb his security had enabled him to glide rapidly and easily over his presentiments and alarms. He must keep clear of that hidden secret. But now, when Landauer raised the topic, the uneasy feeling crept inevitably upon him. He saw Landauer's proposal advancing like a distant wave ; he feared it, and wished it were over ; and now that Landauer paused he sat in a torment of agonizing suspense

But the other resumed the subject. Hesitatingly, concealing his eagerness under a matter-of-fact tone, he remarked: "I have been thinking. Reb Süss, perhaps Rabbi Gabriel."

There it was. So this man who sat there before him, slyly and comfortably nodding his head, was aiming with sure deliberation at the thing which he had shaken from him, the presentiment he had refused to acknowledge. He was compelling him to look it in the face.

"I think," probed the other, the enticer, the envied man, "I think, the Wandering Jew of whom they gossip can be nobody but he."

Yes, yes, of course Süss had thought so too when he first heard of these rumours. But that was precisely what he had wanted to cut himself off from, that such a suspicion should become certainty. Rabbi Gabriel, his uncle, the Cabbalist, the uncanny man, shrouded for everybody in a queer and terrifying cloud, the only man about whom he could come to no clear conclusion, the man who simply by his presence took the colour out of his coloured world, took the life out of his realities, made his clear round figures ambiguous and illegible —he should keep to himself, far away. It was assuredly not good to let him be mixed up with business. He would raise the hidden secret. Confusion would arise from it, hesitation, things which evaded all reckoning and calculation. No; no; business was here, and the other thing was there, guarded, far away; and it was good that it should be so, and it should remain so.

"Of course I do not expect you to do it for nothing, Reb Josef Süss," ventured the other further. "I would take you on as my partner in the affairs of the Countess."

Josef Süss had set a-going all the wheels of his calculating machine. He sat in great temptation. He worked quickly

and smoothly within him, with terrific energy and precision. With rapid objectivity he weighed all the advantages of such a proposal, polished them up, counted them and examined the result. A connection with the Countess, that was much, that was more than the offer of a large sum of money. A partner in her affairs, he had his way open to the Duke, and from that to Prince Eugene was only a step. He saw a hundred possibilities, dizzy perspectives came within his reach.

But it would not do. One could sacrifice everything in the world for a business deal. Women, happiness, life. But not that. To bring Rabbi Gabriel into business, to stake him, not that. He believed neither in good nor in evil. But that would be to plunge into things where all balance and reckoning would be at an end; that would be to plunge into a whirlpool where courage would be as irrelevant as the power to swim would be unavailing.

He breathed heavily, oppressed; lifted his shoulders with a movement of aversion, and a violent shiver. It seemed to him suddenly that someone was looking over his shoulder, a man with his own face, but shadowy and quite obscure.

"You need not commit him to anything," continued Isaac Landauer circumspectly. "You do not need to make any proposal to him. All that I require, Reb Josef Süss, is that you shall get him to come here to Wildbad. You only need to send out your young man, Pfäffle; he would certainly run him to earth. I would give you a very advantageous share in handling the Countess's affairs."

Süss shook off his stupefaction, and rallied his faculties. The world took on again its wonted colour, outline, clearness and comprehensibility. The shadowy face behind his shoulder disappeared. His scruples were nonsensical. He was no hot-brained foolish boy. On that other occasion,

when it was suggested at the Palatine Court that he should be baptized, his hesitation to take that step was only natural. True, he did not even yet understand why he had not followed his brother's example and procured by such simple means prestige, position, and a barony. Still, he did not do it then, and he would not do it now, or at any time, for any consideration in the world. But there was nothing much in what this crafty, clever and experienced man was asking him to do now. Nobody demanded that he should use the uncanny Rabbi, that threatening and disconcerting figure, as a pawn. His imagination had run away with him again, and confused his thoughts. All he had to do was to get the old man to come to Wildbad. And in return there was the connection with the Countess, the Duke, and Prince Eugene. He would be a fool not to accept because of a little (he looked for the right word) a little uneasiness.

Hesitatingly, in an unfinished sentence, he said that merely to send for the Rabbi was of course possible. Isaac Landauer immediately followed this up. But now Süss demanded in the Countess's business a share which the other could not possibly grant. Minutely, with keen thrust and parry, they discussed the details. Süss gave away only step by step, fighting fiercely.

When they had finally come to an agreement, Süss lived and thought only for these negotiations. Rabbi Gabriel sank into oblivion as soon as the valet was sent away.

7

NICKLAS PFÄFFLE travelled by post-chaise. This taciturn person attracted no attention. He looked calm, bored and faintly weary, concealing his industry behind the phlegmatic melancholy of his pale and puffy face. Once he had undertaken a duty he stuck to it tenaciously and placidly.

The tracks of the stranger led to and fro in Swabia, apparently purposeless and capricious. They disappeared from sight and then came to light again in Switzerland. The stout pallid man followed them conscientiously in every twist and turn, inevitably and serenely.

It was a curious journey that the stranger took, and very unlike any other. He seldom chose the nearest way, but plunged into by-paths ; the more difficult a road, the more he seemed to welcome it. What in the world could a man be looking for in desert tracts of stone and ice which God had smitten with his anger ?

The few peasants, hunters, and woodcutters of this region were obtuse and sparing of speech. If the stranger climbed higher than their highest meadows they certainly turned to look at him, but slowly and indifferently like their cattle, and slowly and indifferently they turned away again when he had passed. The stranger wore unremarkable heavy clothes, of a nondescript colour, fairly old-fashioned, which might have been new in Holland twenty years ago. Small, broad and thick-set, stooping slightly, he wandered on steadily with heavy step. Here in the mountains where no other strangers came, it was easy for Nicklas Pfäffle not to lose him. On the other hand, it had been difficult to follow the unobtrusive man in the more thickly populated plains. It was something very queer and difficult to define which had made it possible to trace him in spite of the absence of external evidence. People could not put it into words ; it eluded their grasp ; and yet it was unique and not to be mistaken ; and they always spoke of it in the same frightened whisper. His path was discernible by the impression he left behind him ; those who saw him caught their breath ; laughter failed in his presence, which made itself felt like an oppressive constriction round the head.

Nicklas Pfäffle, pale, stout and placid, did not inquire the reason. The directions were enough for him.

* * * * *

Three peasant crofts lay quite high with a small wooden chapel beside them. Further up cattle were grazing. Beyond that was nothing but rocks and ice.

The stranger clambered up the ravine. Beneath him ran the mountain stream, small and noisy ; one could see clearly where it welled up among glacier ice and boulders. On the other side stone-pines crawled up the hillside, stunted and tough, choked by rocks. Peaks shining white, so that the snow-glare hurt the eye, cut sharp and bizarre notches in the shimmering blue, and shut in the high valley with their rigid circle. The stranger climbed circumspectly, carefully, not very skilfully, but steadily. He crossed torrents, slippery ice, and sliding slopes. At last he stood on a spur facing the enclosing arch of icy walls. Below him a glacier stretched its naked broad creviced tongue, and another opened beside him ; everything ended in rubble and desolation ; a wild confusion of granite boulders lay in mysterious, rigid, and shattered lines. High over all, sunny and unattainable, glittered mockingly the noble and delicate sweep of the snowy summit.

The stranger crouched and gazed, cupping his large pale clean-shaven face in his hand. Above the small flat nose troubled grey eyes looked out, which were much too big for the short, massive head ; they were full of a suffocating and hopeless sadness. The forehead, broad, heavy and not high, pressed upon thick eyebrows. His elbow on his knees his cheek on his hand, he crouched and gazed.

Was it here, what he sought ? One thing flowed into another from the upper world to the lower ; every human face must have its correspondence with some part of the earth.

He sought a part of the earth which would look at him with a human face, but bigger, more legible, more significant, the face of that man in whom he was imprisoned. He sought the stream which united that man, and therefore himself, with his star, the Word, and infinity.

He crouched lower, and declaimed, in an obscure, unpleasantly broken and rumbling voice, half chanting, verses from the secret revelations. Skin, flesh, bones and blood vessels are a garment, a shell and not the man himself. But the mysteries of the highest wisdom are in the organization of the human body. As in the firmament enclosing the earth there are stars and constellations which interpret deep and hidden mysteries, so there are on the skin of our bodies lines and wrinkles and symbols and signs, and they are the stars and constellations of the body, and they have their mystery, and the wise read and interpret them.

Come and behold! The spirit chisels the countenance, and the wise man recognizes it. When the spirits and souls of the upper world take shape, they have their form and their certain outline, which later mirrors itself in the faces of men.

He fell silent. One should not think. These things cannot be thought of; thought only destroys them. They must be contemplated or left alone. Was this the countenance that he sought? Waste land, ice and boulders, the mocking blue glitter above it, and a small rill trickling out of it with difficulty? Blocks of granite, or icy crevasses, falling into meaningless and gloomy patterns, was this the countenance that he sought?

He sank more profoundly into himself. He annihilated every activity which was remote from what he sought. Three furrows, sharp, deep, short and almost vertical above his nose cleft his forehead; and they formed the sacred letter Shin, the first letter of God's name, Shaddai.

The shadow of a great cloud obscured the glaciers; the peaks in their unending and delicate line of shimmering snow glittered unattainably in light mockery. A vulture floated in the blue haze, circling peacefully above the petrified chaos of this upper valley.

The man crouching on the projecting ledge, a tiny speck in the immense landscape, absorbed its configuration, the rock, the waste land, the creviced ice; the delicate mocking glitter, the cloud, the bird's flight, the gloomy meaningless caprice of the boulders, the hint of human beings lower down and of grazing cattle. He scarcely breathed; he looked, seized and comprehended.

At last, nearly staggering after such tense immobility, he rose up exhausted, smoothing the furrowed symbol from his brow, in deep and composed sorrow. Then he descended to the valley toilsomely, still half disabled.

Below, from the first of the three crofts, there came to meet him a stout pale man, a stranger, who looked enquiringly at him with a placid face, and made as if to speak, a letter in his hand. Rabbi Gabriel interrupted him. "From Josef Süss," he said, as casually as if he had known for a long time about the man and his message, as if he were confirming what he had expected. Nicklas, unastonished by this recognition, bowed. "I am coming," said Rabbi Gabriel.

8

AFTER ten days of frenzied activity the Countess had relapsed into apathetic waiting. She sat among lapis lazuli and gold, in a state of gloomy enervation, fat, her energetic cheeks sagging, her arms relaxed. Vacantly she let her chamberwoman massage her, deck her with jewels, envelop her in magnificent robes, she who was wont to supervise and control

the smallest detail. She sent for Kaspara Becherin one night, who was a reputed witch and seer ; but the filthy old woman, overwhelmed with fear in the midst of so much magnificence only stammered unintelligible nonsense. And the magician, the cabbalist whom Isaac Landauer had promised her, did not come, and did not come.

The couriers from the Nesslach hunting-lodge at first brought always the same news. The Duke hunted, caroused and slept with the little Hungarian. But then, with a precipitate change, surprising messages overtook each other from one day to the next. Privy Councillor Schütz, courteous and indefatigable, had finally forced his way in to the Duke. On the next day the elegant prelate Weissensee appeared, the cosmopolitan diplomat from the parliamentary Committee of Eleven. The Duke conferred with Schütz for two hours, and on that same afternoon the Hungarian was sent back to Ludwigsburg ; and on that very evening Eberhard Ludwig received the prelate Osiander, that obstinate bully, the Duchess's most fanatical adherent.

Once this news came to Wildbad the Countess could not contain herself longer. Osiander with the Duke! Osiander! She raved. When she had demanded to be included in the prayers of the Church Service, the rude pigheaded villain had had the audacity to say that she was already mentioned there in " Deliver us from evil," and his broad smirk had been backed up by the laughter of all Germany. The Duke had not dared to dismiss the most popular man in Württemberg, but he had refused to receive him. And now he was in Nesslach, blustering against her with his coarse and vulgar jests. No, no. Go on waiting? Nonsense. She would suffocate if she held off longer. She had not even the patience to wait for her carriage. Her orders showered in frenzied haste ; her steward, secretary, waiting-women

and lackeys should follow. She herself with a single groom in attendance flew on horseback to Nesslach, giving herself not even time to eat ; she rode like one of Satan's dragoons.

She encountered the Duke amid the halloos of his Knights of Hubertus, showing off his skill in coaching, shouting lustily. Taken helplessly at advantage, among his gentlemen who, suddenly struck dumb, bowed in profound courtesy while secretly grinning, Eberhard Ludwig, red as a lobster, uneasy and embarrassed, snorted through his fleshy nose, led the Countess into the lodge and ordered a bath and refreshments. That woman was the very devil ! Such a ride ! That Christl ! A devil of a woman.

The Countess, still in her riding habit, hot from her exertions, covered with dust, forced him to an explanation. No panicking. Steady. The fumbling, twisting, elusive fluttering uncertain thing there must be pounced on, and grasped firmly again in the hand. Grasp it now when it is taken unawares and cannot escape, when there is nobody to interpose with words, to whisper shrewd, shameless, restraining advice. Be still, ye twitching nerves. O palpitating heart, be still.

She made light remarks, taking little sips of lemonade, and teased him for being so unassuming ; Knights of Hubertus and a little dancer—he was easily pleased with his company. Then gentle reproaches. He should not have received Osiander. She understood quite well that he wanted to have some fun out of the old blockhead and his vulgar jests, but it would be misconstrued. Eberhard Ludwig, bulky and embarrassed, could find no loophole of escape from the grey brilliance of her eyes, and wriggled and sweated in his heavy coat, blowing his nose. What a woman ! That Christl ! What a devil of a ride ! Came down simply like a flash before one could tell what was up, illuminating his

twilight state of being neither on nor off. Then she asked him directly ; all that with the Duchess, reconciliation and so on, that was surely foolish gossip ? Or was it not ? He cleared his throat noisily ; yes, of course, it was only talk. They dined together pleasantly in the evening, and drank wine alone without the Knights of Hubertus. No Schütz, and no Osiander. The Countess filled the room with her spontaneous ringing gaiety, and wrapped the rescued Eberhard Ludwig completely in it. The devil ! What a ride ! What a woman ! A devil of a woman !

The Countess slept dreamlessly all night, deep, happily, and long. When she awoke, the Duke was gone. With the utmost secrecy he had slipped away in the grey dawn She boxed the ears of the devoted caretaker, shrugging his shoulders and inwardly sneering, and set off madly after the Duke on whipped-up horses. In Ludwigsburg the castle was deserted. No Duke. The Duke had gone to Berlin to return the visit of the King. He was awaiting his usual magnificent escort beyond the frontier.

With contorted face, swishing her riding-whip, she raged through the empty salons between the rows of lackeys flattened against the walls. Finally in the last chamber, at the Duke's desk, between the busts of Augustus and Marcus Aurelius, in front of the picture by the Italian master which represented her in the robes of the Duchess, a man in the wig of a superior official, infinitely courteous, bowing profoundly, smiling sweetly : Schütz. Andreas Heinrich Schütz, her creature, her Schütz, whom she had ennobled and made a Privy Councillor.

The diplomat, his uniform cut carefully in the latest style with only semi-precious stones on his shoes, a fashion from Paris not more than three weeks old, bowed his great hook-nose again and again with the profoundest compliments,

scraped his foot out behind him, and assured her in fluent nasal French, full of courteous flourishes, that some god had breathed a hint of Her Excellency's coming to His Serene Highness, but unfortunately His Serene Highness could not wait, and had honoured his most obedient servant with the commission to entertain Her Excellency for lunch and to make a communication to her at table. The Countess, flaming red and panting with rage, snapped him up and ordered him not to be a fool, but to tell her plainly and straightly what was wrong, or else—and she made a gesture with the riding-whip. But the Privy Councillor, with impeccable courtesy, was not to be shaken ; he was distressed that in this matter he could not be of service to his noble patroness, but he was bound by strict orders.

At last, when they were at table, he passed on to her with a hundred tags and compliments the Duke's command that she should leave the Residence and retire to her estates. She burst into loud and ringing laughter. "You wag, Schütz ! " she cried. "You wag ! " laughing helplessly. The old diplomat sat quiet and courteous, with the sharp bright eyes of the climber who watches people going up and down. Secretly he admired her ; how natural her laughter sounded, and not at all shrill ; how well she played her part !

The Countess stayed on. Ah, she had no intention of quitting Ludwigsburg. She had senseless fits of rage, abused the servants, and smashed the china. Schütz, shrugging his shoulders, for he simply had orders to communicate His Serene Highness's commands to her, with many finely-turned phrases expressed his delight in the pleasure and the honour of her further company, but added that she remained at her own risk and with the certain prospect of being visited by wrath and black disgrace from on high. They took their meals together. The old double-dyed

intriguer, who kept himself in favour under every regime, had genuine sympathy for the Countess and her audacious rise to power ; and he was full of professional admiration for the complicated financial sleight-of-hand with which her Jews were quietly spiriting her plundered treasure out of the country. The dry, hardened cavalier would not have believed that he could pay court with such honesty and assiduity to a fat and ageing woman. Their conversation at table was witty, spiced with a hundred pert allusions ; and he waited in suspense to see how far she would push her disregard of Eberhard Ludwig's strict command.

The Duke did not stay long in Berlin. Schütz was able to inform the Countess that the Duchess had been requested to go to Teinach Castle. A deputation from Parliament was also summoned thither, as well as the ambassadors from Baden-Durlach, and the Electorate of Brandenburg, and Cassel. The Duke wished to be reconciled to his wife in the presence of his people and of the Empire. Long and quietly the Countess stared at the Privy Councillor, who looked at her earnestly and attentively. Then with a small stifled cry she made as if to rise, and fell unconscious. He exerted himself to help her, and called her women. In the evening he paid her another visit, and inquired what her arrangements were. With quiet hauteur she announced that she was going to her castle of Freudenthal, to her mother, whom she had installed there five years ago. Schütz asked if he could provide her with an escort, for he feared an outburst of popular fury. She declined his offer, her head high and her lips pressed together.

On the next day she departed from Ludwigsburg—in six carriages. The Privy Councillor stood bowing profoundly in the approach to the castle as her horses were being yoked. Behind the curtains of the tall windows peeped the grinning

ducal lackeys. The citizens looked on stolidly, without saluting ; they did not dare to jeer. But the shrill mockery of the street boys followed her coaches.

She had sent on in advance a whole convoy of waggons with furniture and bric-a-brac. The Castle was bare after her departure. Even the Duke's magnificent inkstand was missing, and the busts of Augustus and Marcus Aurelius stood very nakedly before the splendid picture by the Italian master, which represented the Countess wearing the insignia of the ducal house.

Schütz had smilingly left her to do as she pleased.

9

Söss had to give up two of the four rooms he occupied in the Star Hotel at Wildbad. Prince Karl Alexander of Württemberg, Imperial Field Marshal and Governor of Belgrade, had arrived earlier than was expected and needed the rooms. The Prince detested the Countess profoundly. He had no prejudices. "An out-and-out harlot," he used to say, "bring her along ! But a stingy harlot, that is the most abominable invention of the devil ! " And the Countess in his eyes was a stingy harlot. So he wanted to wait for her departure, in order to avoid seeing her. And as she had gone away sooner, he was able to cut short his stay in Würzburg.

The visitors to Wildbad stared curiously at the carriage of the newly-arrived Prince : Karl Alexander, the victor of Peterwardein, Prince Eugene's right hand and the Emperor's Field Marshal, high in favour at Vienna. Everywhere in Germany and especially in Swabia hung a picture of him storming the heights of Belgrade at the head of seven hundred halberdiers under a hail of Turkish bullets. An exciting

picture. A hero. A great general. Bravo! Hurrah! For the rest, politically insignificant. A princeling from a collateral branch. Quite harmless. A gallant gentleman besides, a pleasant comrade and a fine fellow. The general goodwill flew to welcome him; the ladies above all were interested in the war-hero, and the daughter of the Ambassador from the Netherlands threw a sprig of laurel into his carriage.

His array was hardly magnificent. A roomy, solid, and somewhat shabby travelling-carriage. The Prince himself certainly very elegant, his open, merry face framed in its beautiful, long, fair hair, since he wore no peruke while travelling, and his tall powerful frame imposing in the rich uniform. But his following was very small. An orderly, a footman, the coachman; that was all. Only one touch of pomp and luxury; in the dickey sat a dark brown, silent, grave figure, a mameluke or something like that, whom the Prince may have captured in some campaign.

Süss and Isaac Landauer were standing in front of the hotel among the gaping and cheering crowd as the Prince drove up. Süss gazed enviously at the gigantic and elegant man. Mille tonnerre! That was indeed a Prince and a great man. The other people drifting about Wildbad did not reach to his shoulder. The dusky servant also made an impression on him. But Isaac Landauer appraised the coach and liveries contemptuously and with good-humoured pity.

"A poor devil, the Field Marshal. I tell you, Reb Josef Süss, he is not good for two thousand dollars."

The Prince was in his gayest humour. It was three years since he had been in the west of Germany, and he had been living for some time among the heathen and savages under his government in Serbia, laying about him with tongue and

sword. So the mature man, now five and forty, breathed the air of his own country with delight.

After the long journey he took a bath, had his lame foot rubbed with embrocation by his orderly, Neuffer (it was a reminder of the battle of Cassano), and sat comfortably at the window in his dressing-gown gossiping with his attendant, while the dusky servant squatted on the floor.

He had been valiantly tossed from pillar to post. From his twelfth year onwards he had been a soldier, and had fought in Germany, in Italy, the Netherlands, Hungary and Serbia. Next to Prince Eugene, whom he heartily honoured, he was the first general of the Empire. He had finished his training as a cavalier in high society at Venice and Vienna, and his stately bearing, his jolly and somewhat boisterous humour, were beloved in drawing-rooms, among boon companions, and on the hunting-field. All that a German princeling from a collateral branch could achieve he had achieved. An intimate friend of Prince Eugene, an actual Privy Councillor, an Imperial Field Marshal, Commander-in-Chief of Belgrade and the Kingdom of Serbia, Commander of two imperial regiments and Knight of the Golden Fleece.

In Belgrade he was surrounded by a perpetual whirl of officers and women. He greatly enjoyed his irregular life. If the cheerful, forceful soldier ever had a care, it came always from the same thing, money. His pay was small, his princely allowance ridiculous. And he could not economize. There he sat as Imperial Governor among bloated Hungarian barons and pashas of the Sultan, who were bursting with all the riches of the Queen of Sheba. He was not exacting, he could live like the meanest soldier, and had eaten filth until his stomach heaved, and had slept on ice-bound mud. But he could not set his friends down to empty tables, he

could not let his women run about in rags, and he could not fill his stables with worn-out hacks.

At the Viennese Court they had only half an ear for such complaints and lamentations. Heavens above, if the Prince didn't like the job there were gentlemen and rich men enough in the Empire who would be glad to have the proud post of Serbian Governor and would jump at paying all its expenses out of their own pockets. The Viennese bankers had helped the Prince out from time to time with small sums of money, but now they were difficult, almost shameless, in their conditions.

He found serious support first in Würzburg with the Prince Bishop. He had known the thick-set jolly man for a long time, ever since his early years in Venice. There the prince, the present Prince Bishop, and Johann Eusebius, now Lord-Abbot of a monastery in Switzerland, had cemented a good friendship. The three young men, all of them cadets of noble families, were in Venice to study life and politics. The ageing republic, long on the downgrade, still displayed the airs and graces of a Great Power, like a coquette who cannot abdicate her throne, and had ambassadors at all the courts ; the Signoria spread a net of intrigues over Europe and the New World, clinging convulsively to the appearance of a great and important political life. The machine functioned all the better precisely because it ran empty, and all the young nobility of Europe studied the routine of high diplomacy in the political circles of the republic.

Both the young priests had a professional admiration for this perfect mechanism, and being trained in Jesuit schools, threw themselves into the study of it with wild enthusiasm. But the Swabian prince stood with a helpless laugh in the middle of the vortex ; whatever he grasped eluded him ; so he took refuge in the shimmering rustling life of society,

in the routs, clubs, theatres, gaming saloons and brothels. The young Jesuits were heartily amused by his naïve soldierly candour, became honestly fond of him as of a large clumsy good-natured dog, and made it a point of honour to steer the simple and amiable fellow unharmed through the wild and hazardous whirlpool of Venetian life. With a subtle smile the young diplomats of the Church wondered at so much noisy harmlessness, so much jolly, confiding, aimless dabbling. So that kind of thing actually existed. Here was a man going round making visits, dancing, playing and making love in diplomatic circles, and all without any ulterior motive; patently he was not thinking at all about a career. And they conceived a frank and slightly supercilious liking for him.

Such was the basis on which was grounded the friendship of the Prince with the two Jesuits. These had now become prelates, they were feared and consulted in all matters of high politics. He, the Prince, sat on the eastern outskirts of the Empire, a brave and renowned general, gently and benevolently smiled at by the gentlemen who decided the destiny of Germany. He was not aware of this smile; he went his way comfortably and directly; and the only thing that vexed him was his lack of money.

In Würzburg, where the Lord Abbot was also a guest, he spoke openly at table with his two friends about his necessities. No money, insolent creditors, it was a perpetual calamity. They had eaten piquantly and drunk themselves hot; the prelates fanned themselves, the Prince unbuttoned his uniform.

The Bishop on principle never gave an answer on the spot. He promised to give the matter his consideration.

The prelates, when the Prince had withdrawn, sat in the park, overlooking the town and vineyards from a shady seat. They would help the Prince, of course; it would be very

easy to help him. Perhaps they could help him and at the same time further the good cause? They looked at each other and smiled; they had each the same idea. In Venice, in Vienna, and now in Würzburg they had often shown the Prince Catholic masses, and rejoiced over his naïve enjoyment of pomp and incense. A princeling from a collateral branch, it was no great catch; but still, if one member of the stubbornly Protestant House of Württemberg were to be won over to Rome, the General of the Order would make a note of the success, without over-estimating it. It must not be clumsily done, of course. Artistically, with the finest threads. Everything must happen as if of its own accord. The two experienced gentlemen understood each other with half a word. One would first recommend Karl Alexander to apply to Protestant sources, to his cousin the Duke, perhaps, who was already involved with the Countess, or to the Estates, who were small-minded and greedy; in any case one could arrange matters so that they would definitely refuse. The Prince-Bishop had a gentleman at his court, Privy Councillor Fichtel, who was a specialist in Swabian affairs; and he would certainly be able to manage it. Then when the Prince was left high and dry, naïvely resentful of this evangelical stinginess, one would produce a Catholic princess, perhaps the rich Princess Thurn and Taxis from Regensburg, and the Church would receive the convert with gold and incense and chanting.

Quietly and benevolently, with half-spoken lazy words, the two prelates span the project; from the shady seat in the park, eating ices, they looked down on the lovely town and the sunny vineyards.

The Prince-Bishop accordingly helped Karl Alexander with a small sum, and the Prince, in order to get out of his worst difficulties for two or three years, applied to the

Württemberg Estates for an increase in his allowance, or at least for a large advance on it. The petition was cleverly and circumstantially drawn up by Privy Councillor Fichtel, so that the Prince thought success was as good as assured.

And so now he sat in Wildbad, with the certain prospect of money, in his gayest humour. An undulating landscape, comfortably wooded, looked in at the windows of his room. He felt himself well refreshed by the bath and the massage of his lame foot; after the dirt and disorder of Serbian and Hungarian villages the place seemed to him doubly neat and clean, and he expected to have a good time. While he sat looking so happily out of the window and being shaved by Neuffer, a footman arrived from the Princess of Courland with a courteous invitation to a fancy dress ball, which she was to give on the next day. Karl Alexander had no fancy dress. Neuffer consulted the landlord, who thought that the Court Steward Josef Süss Oppenheimer would perhaps be able to assist. Oppenheimer? The Prince had no objection to Jews, however wry a face his attendant made. But Oppenheimer was the name of the Viennese bankers who had treated him so badly. Meanwhile, however, the assiduous landlord had already been to Süss, and now he brought a very becoming Hungarian peasant costume, which Neuffer could easily alter as to fit the Prince. Karl Alexander gave Süss a ducat by the hand of Neuffer, which Süss gave to Neuffer as a tip. The Prince did not know whether to beat the Jew or to laugh. Since he was in a good humour he decided to laugh.

At the dance he was the centre of curiosity and admiration. He floated merrily around, buoyed up by the respect of the men, and the coquettish favours of the women. Then a small procession of couples was marshalled, and a professor from Tübingen, who was also a poet, dressed as a knife-

grinder, saluted each couple with spicy verses, the comical freedom of which was hailed with shouts of acclamation. Even the haughty Saxon Minister had mud slung at him, which he took with a sour smile : only young Lord Suffolk, in a magnificent Roman costume, wanted to protest, but he too had to submit. The Prince's partner was his hostess, the Princess of Courtland. The poetaster greeted him with more seriousness, hailing him among the applause of the guests as the Alexander of Württemberg, the Swabian Skanderberg, the German Achilles.

It struck Karl Alexander that all the guests received their couplets except one. This gentleman was young-looking and well set up, and like one or two others wore a half-mask. He did not seem to be astonished at his exclusion from the line of couples passing the rhymester, and took this manifest snub with a good grace, leaning modestly in a window to watch the others. The Prince asked who he was, and was told with a shrug that it was the Jew, Josef Süss Oppenheimer, the Frankfurt Steward.

Ah, that was the fellow who lived in the same hotel and had lent him the handsome costume, the hero of the incident with the ducat. The Prince has drunk well, and is in a good humour. One can surely spare the Jew a friendly word, he is so modest and isolated in his corner. Perhaps too one can pull his leg and have a little fun with him. The Prince advances to Süss with many eyes upon him. "Do you know, Jew, that I very nearly gave you a beating because of your ducat?" Süss takes off his mask at once, bows, smiles, and looks up at the Prince with a kind of ingratiating frankness. "Then I should not have been in bad company. If I am not mistaken the Padishah's Grand Vizier got a beating from Your Highness, and the Marshal of France." The Prince laughs loudly. "You

can trim your words as well as if you had learned the art in Versailles!" The Florentine girl beside him pressed forward eagerly. "He has been in Versailles, your Highness." And Süss, boasting demurely, "Yes, I know the Marshal who was beaten. He speaks of your Highness with the greatest respect. I know other friends of your Highness. The noble Prince of Savoy."

"Ah, you are one of the Viennese Oppenheimers?" enquired Karl Alexander, with interest. "Only a third cousin," replied the Jew. "But I do not care for them; they have not the right kind of feeling towards great gentlemen. They think of nothing but their figures." "I like you, Jew," and the Prince clapped him on the shoulder and nodded to him before rejoining the surrounding circle of guests, the most of whom he overtopped by a head.

Karl Alexander drank, danced, and made clumsy compliments to the ladies. Later he sat down at the gaming-table, making loud comments, as was the custom, on every gain or loss. Young Lord Suffolk held the bank, stiff, ceremonious, taciturn and sparing of gesture. The Prince won; all round the table others were losing. At last he was left as the Englishman's sole adversary, hot and somewhat confused in his head. He lost suddenly in a few throws all that he had, and came to himself with a start, laughing somewhat constrainedly, on every side a row of eager spectators. They thought that the Englishman would offer him credit. But the Englishman, courteous and correct, sat silently opposite the heated and embarrassed Prince, waiting. Suddenly, Süss stood almost behind him, ingratiating, adroit, low-voiced. "If His Highness would vouchsafe him the honour." The Prince accepted, and won.

Before he went he told the Jew that Neuffer had orders to admit him to the levées.

Süss bowed, with heaving breast, and kissed the Prince's hand.

10

ISAAC LANDAUER laboured with Süss at the Countess's business. He appreciated fully and sympathetically her energy, her tenacity in the struggle for the Duke, and he bestirred himself to wind up her affairs as cunningly and skilfully as possible. With a shrewdness which compelled amazed respect from Süss, he knew how to involve the bitterest of the Countess's opponents in her great lending transactions so that it was precisely her enemies who were financially interested in the upkeep of her possessions. But greatly as Süss admired Landauer's genius for business, he none the less restricted their intercourse together as much as possible. He found that the old man compromised him with the Prince. The latter laughed loudly over the gaberdine and the side-curls, and occasionally asked Süss if he should not send Neuffer over one day to comb his friend's wig. Landauer, on the other hand, shook his head, and smiled: "You are usually able to count, Reb Josef Süss. Why are you wasting time and money on a poor devil who is not worth two thousand dollars?"

Süss would have been sore put to it to find an answer. True, in the Prince he saw his ideal of an aristocrat. The poise and assurance with which he met other people, the noisy lordliness of his good humour, the princely grandeur which compensated the scantiness of his means, all that impressed Süss. But that was no reason at all for throwing money away on such an uncertain client. It was something else, something more profound which drew him to the Prince. Süss in general was no gambler. But he was aware that luck was an attribute. The man who did not possess that mysterious knowledge, that gift of knowing instantaneously,

infallibly and unshakably that this or the other undertaking, that this cast of the die or that man was lucky, might just as well leave business alone and give up all idea of success in life. And an infallible presentiment bound him to Karl Alexander. The Prince was his ship. The ship might look somewhat dismantled for the time being, somewhat ill-found and uninviting, and clever financiers like Isaac Landauer might turn up their noses at it. But Süss knew that this was his ship, and he trusted himself to this insignificant vessel, unconditionally and completely, with all that he was and all that he had.

Karl Alexander treated him more confidentially than any great man had ever done, only to spurn him with ridicule the more brutal whenever the mood took him. Süss attended the Prince's levée without missing a morning. Once when Neuffer had shown him straight in, a startled girl dived under the blankets. The Field Marshal, while his dusky servant poured pails of water over him, snorted with laughter, protesting that she should not feel shy before a circumcised man ; and embarrassed but happy there peeped from the pillows the young chambermaid with whom Süss had also slept.

Süss accepted the Field Marshal's confidences with gratitude, and took no offence at his outbursts. If the Prince had cancelled an invitation to lunch by sending Neuffer to say that he did not want a Hebrew stink in his nostrils that day, Süss turned up in the evening all the same with his usual smiling and obsequious assiduity. No man had ever captivated him like Karl Alexander : he studied his smallest gesture with absorbed attention ; his confidences made him happy ; his brutality impressed him ; whatever the Prince did or permitted served only to bind the Jew more closely to him.

Meanwhile Nicklas Pfäffle came back and reported that Rabbi Gabriel was coming.

The Countess was gone, and Süss needed the cabbalist no longer for business purposes; his connection with the Countess and his partnership with Isaac Landauer were established. Süss, happy in the present, had forgotten his motive for summoning the Rabbi, and remembered only that he had given him no other reason for coming but his urgent wish to see him and to speak with him. He felt himself very noble and courageous for daring to meddle with the hidden secret, and had blotted out every recollection of having sent for the disconcerting and uncanny man for very different reasons.

But when Rabbi Gabriel stood before him, his fine and elegantly-poised assurance was suddenly and inexplicably destroyed. He was able to think "He is still as old-fashioned as ever." But he thought that only casually, as it were, and without conviction. That uneasy feeling of depression settled on him which as inevitably as the air one breathed shrouded everything wherever Rabbi Gabriel appeared.

"You sent for me because of the child?" began the rasping, discordant voice. The other wanted to reply passionately, to defend himself; he had prepared several adroit, well-turned phrases; but the infinite and hopeless sadness emanating from those troubled grey eyes tied him up as in a noose. "Or is it not because of the child?" And although the voice sounded weary and toneless, it was cuttingly contemptuous, and Süss with his elegant bearing and fine clothes looked remarkably small and crushed before the thick-set insignificant man, who might have been taken for a superior official or for a respectable citizen.

And yet at other times he could speak with such sureness and conviction. How dexterously his words could spring

from his lips, seizing his listener and storming him, insinuating themselves into all his deficiencies and weak points! Why was it that what he now said sounded so flat and unconvincing, that he could hardly bring himself to finish his sentence? He admitted that he had promised to take the child. But to do it just then would not be good. Not good for him and not good for the child. He had a thousand things to settle, and he was pushed and driven to and fro. And Rabbi Gabriel could shelter Naemi much better, and even though he, Süss, was interested in culture and in intellectual matters, still that kind of breeding was less important for the girl than the things which his uncle understood better than he did.

He put these arguments together hastily, flimsily, and ineffectually; then relapsed into silence. He saw the troubled grey eyes in front of him, the small nose in the pale massive face, the broad and weighty brow cleft above the nose by three vertical furrows, sharp, deep and short, and he saw that these furrows made the sacred letter Shin, the first letter of God's name, Shaddai.

Rabbi Gabriel did not take the trouble to answer the other's objections. He merely looked at him for some time with his clouded, stony, wise eyes, and was silent.

And during this silence, suddenly and painfully the hidden secret sprang into the light, and that year lay open before him, that strange and incomprehensible part of his life, that year in the little Dutch town which Süss diligently and yet with secret pride hid from himself and from all the world as something disturbing and out of place. He saw again the white inscrutable face of his wife, full of devotion and yet so unspeakably strange, he saw her pathetically relaxed limbs, he saw her dead, as suddenly extinguished as she had been kindled, when the new candle had only just

been lit. He saw the child and himself in a state of helplessness that was at once blissful and unendurably oppressive. He saw his uncle, the disconcerting and uncanny man, who had suddenly appeared as if it were the most natural thing in the world, and as naturally vanished again with the child into obscurity, emerging only for a day at a time after intervals of years.

"The child is now fourteen," said Rabbi Gabriel at last. "She is making herself an imaginary father out of my descriptions of you. It is not good that there should be such a discrepancy between her imagination and the reality. I am like Balaam the heathen prophet," continued the cabbalist with a gloomy smile. "I ought to curse when I speak of you and I find myself blessing you. So I will bring her into the country," he concluded, "to see you."

Süss quaked with profound terror. The child! There sat this man in front of him, absolutely indifferent, and said to him simply, "I am going to destroy your life. In the middle of your life so full of pomp and women and varied interests I am going to set your child, your daughter, Naemi. I am going to unhinge your life. I am going to tear your heart from its hinges."

"I shall stay here a while," said the cabbalist, "to study you at close quarters. When, whither, and how I shall bring her, I shall let you know later."

When Rabbi Gabriel had gone, the other sat on in rage and confusion. Even as a small boy he had never let himself be so browbeaten and stupefied. But he would tell the old man what he thought, he would be able to find the right words, he would serve him out, the old sorcerer in his shabby old-fashioned coat! But deep down within himself he knew that the next time he would sit there feeling just as small and stupid as he did then.

II

BEFORE the Countess in the castle of Freudenthal stood her mother, an enormous mountain of flesh, who could move about only with difficulty. Her peasant face rugged and earthen under her snowy hair, the ancient woman supervised the castle and the estate with hard rapacious eyes, scraping money together slowly, greedily, and insatiably. With the abandonment of frenzy the Countess wailed: "All over, Mother, it's all over! Cast off. Expelled from the Court. He is kissing the withered old goose in Stuttgart with all the world looking on. He is going to give her a child. Cast off. After thirty years cast off like a harlot who is worthless for his bed!" "Squeeze him dry, my daughter," cried the old woman in a deep hoarse wheezing voice. "Make him bleed. If it cost him money when he was hot, let it cost him more now that he is cold. Squeeze him dry! Wring him out till there is not a penny left."

"And Friedrich advised him to do it!" raged the Countess. Friedrich Wilhelm was her brother. "Give it to him, Mother! Let him see! Bring him low! Strike him!" "I will have him come here, I will listen to him, and I will show him," promised the old woman. "But that is not important," she concluded, and sat there billowing with fat, colossal as an Oriental idol, her earth-coloured face distended beneath her snowy hair. "You have sent waggon-loads of things here. That is good, daughter. Send more. Send them out of the country. Possession, that's the thing. To own. To possess money and goods. The other thing is not important."

The Countess waited and fretted. Isaac Landauer came with reports and papers. All his financial affairs were running smoothly and well. She asked about the cabbalist.

Yes, he was on his way to Wildbad. It was difficult to command him. Her Excellency could have patience, he would be in Freudenthal in two or three weeks.

Hardly was he gone when the news came of the ducal pair's meeting in Teinach. It had been conducted grandly and ceremoniously like a nuptial celebration. The faded Johanna Elizabetha had dressed herself and her ladies-in-waiting—"that museum collection of scarecrows," sneered the Countess—in new and costly gowns. The Ambassador to the Court, who deserved well of the Duchess, had proceeded thither, and the whole Cabinet, the smaller Sub-Committee of Parliament; and her brother, the Countess's brother, the scoundrel, with his oily and poisonous tongue, had made a speech at the banquet.

On the first evening there was a ballet, *The Return of Odysseus*. Ah, how they must all have simpered when the wicked Circe threw herself into the crater of the volcano, and how all the stringy old Court hags must have wiped their bleary eyes when the virtuous Penelope sat at her spinning-wheel. But they could wait, they could wait a long time before she would throw herself into a volcano! Then the ducal pair had withdrawn, and the Italian quartette had played at the door of their bedroom while they went to bed. On the second day there were fireworks, and shimmering rockets wrote the Duchess's initials flaming on the sky; the people, their bellies crammed with ducally-bestowed sausages, their bladders full of ducally-bestowed wine—in the absence of her watchful eye, the cellarer would cheat the Duke of about 180 gulden—snuffled piously as they gazed and roared, "Long live the Duchess!"

When the Countess received this news she shut herself in and wrote. She sent the letter by a courier to Stuttgart. It went to the Duke's groom of the chambers, and con-

tained a note of hand for three hundred gulden and the promise of a further eight hundred, if he would procure for her a sample of the Duke's blood.

This letter was rash and foolish, and only a few hours after her courier had gone, the Countess regretted it. She had never before committed anything of that kind to writing. It was the first time that she had not held her hand until her frenzied rage was exhausted. It was also Isaac Landauer's fault, with his cursed procrastinating cabbalist. When Eberhard Ludwig's groom of the chambers received the missive he made a calculation. Before the festival in Teinach he would very likely have done what the Countess wanted. But now after the Teinach celebration it was obvious that the Countess had nothing more to hope for. So he delivered the letter to the Duke.

Eberhard Ludwig, bulky and full-blooded, stood for a minute stock still with amazement before this incredible thing. Then he waved his attendant violently away, choked, gasped, stamped up and down and snorted through his nose. Black anger seethed in every vein. So he had been deceived. He, himself, the Duke, had been for thirty years deceived by an accursed witch, a jade. The others, the filthy bourgeoisie, the grumbling grocers of the Estates, the dull dry priests preaching in the Consistory, the shabby King of Prussia, the perpetually reproachful and sour Johanna Elisabetha, they had all been right, they had put him, the Duke, in the wrong for thirty whole years !

Death and damnation ! He had had women of all kinds, fair, dark, and auburn. He had fallen in love with small pointed breasts, and with flowing ample ones, with massive hips and with hips that were taut and boyish, with fine long shining brown thighs and with soft rosy dimpled ones. He had had languid, indolent, indifferent women, and tem-

pestuous women who drew the very marrow from his bones. They had clung to him with their hearts and bosoms and all their passions, and had cried out with rapture in his embrace. Powers above! They were better at it than Christl. But he had lost his head about none of them. He had them, and he laughed, and that was all there was to it.

That it was just Christl who had so got into his blood, that he was so stupidly tied to her, and uneasy about her and powerless to get away from her, that was naturally the result of something far from right. And he had never noticed it, and had sat there with poison and abominable witchcraft infecting his body. Oh, the harlot! The accursed evil woman! The details of that protocol crept upon him, and changed into disjoined and disgusting pictures. The black cow with its head cut off, the he-goat without its genitals. Perhaps she had even made an image of him, a teraph, in order to bewitch his heart and his living blood into the figure, and Satan of the nine tails alone knew what accursed and abominable practices she may have contrived with forbidden things.

But now he had unearthed her handiwork. Now he was done with magic and horrible witchcraft. He would show her that he had sweated out of his system the last drop of her hellish poison and satanic potions. He wrote a letter, sealed it, and summoned councillors and officers. A hasty, secret and important bustle began. On the very next day early in the morning a detachment of hussars appeared in the village of Freudenthal. The soldiers drew up in front of the castle and occupied all the exits. Their leader, Colonel Streithorst, followed by his adjutant, pushed past the trembling castellan into the hall. Here he was met by the major-domo, while excited, anxious and curious servants peeped out of all the doors. Her Excellency could not receive visitors,

said the major-domo quickly. Her Excellency was still in bed. The officer answered calmly that he would wait for a few minutes, and sat down. Then the major-domo urged with undue eagerness that the Countess was indisposed, and regretted extremely that she could not receive visitors on any account. If the Colonel brought commands from His Highness, would he be so good as to deliver them to the Secretary. The Colonel, very correct and calm, replied that he was sorry, but he had orders to speak personally with the Countess in any circumstances whatever. Upon that the Countess's mother appeared. Like a colossus the earth-coloured aged woman stood in the doorway which led to her daughter's chambers. The Colonel saluted, and repeated his message in a cool and matter-of-fact tone. The old woman railed at him in her deep, wheezing voice ; he should clear out, he knew as well as his master that her daughter was an independent Countess of the Holy Roman Empire, and answered only to the Emperor. The officer shrugged his shoulders ; he was no lawyer, he had to do his duty, and he would give the Countess half an hour to put on her clothes and then he would break in her door. The old woman planted her bulk in the doorway, raging ; that would be a breach of the peace, and he would get into difficulties with the Swabian chivalry of the Empire, and his master would have to pay dearly for it, and he himself would be cashiered in disgrace. "There are only twenty-six minutes left," responded the Colonel.

The Countess meanwhile in frenzied haste swept round her rooms, burning papers, pigeon-holing, sealing, and delivering them to her secretary. When the officer forced his way in she was lying in bed in a gorgeous nightgown, and raised herself up, a picture of outraged innocence. In a weak voice she asked what he wanted of her. Herr von

Streithorst excused himself, saying he had strict orders from the Duke himself to take her away under escort. Screams from the chambermaids, indignant and hoarse vituperation from the old woman. The officer remained inexorable. When she came to herself again, while the old woman branded the Colonel as a murderer, she said in a broken voice like that of a little girl that she was in his power, she knew that he could take her away before the cavaliers of the Empire could bring up an armed force to oppose him. That she was very seriously ill, and that this invasion had aggravated her condition, and if he insisted on removing her in such a state it would be her death. She spoke with difficulty, struggling for breath, while the chambermaids wailed around her. It took the Colonel four hours to get her into the coach and take her away into the rain in the middle of his cavalry. Her mother and two of her women accompanied her. By the road her peasants stood stupidly staring. But the Freudenthal Jews gathered in their synagogue in great anxiety for their lives and property, and prayed for their patroness.

The Countess was conducted to Urach, and there treated with all the respect due to a person of rank, but was confined to the castle and the park. She bore herself haughtily, bullying the servants and dumbfounding them by enormous gratuities. She refused to give any information to the Duke's commissaries, declaring that as a sovereign Countess in her independent barony of Freudenthal she was answerable only to the Emperor. When the Swabian chivalry took up the affair and lodged a complaint of breach of privilege in the arrest of a Countess in her independent barony, she was triumphant, and her steward in Vienna upheld her complaint in a speech against the House of Württemberg such as had never before been heard. Everywhere in the Empire her

agents started sinister rumours, pointing out the insecurity of law and order in the Duchy since not even the rights of the nobility were respected. Isaac Landauer, shaking his head cautiously, explained to the Ambassador from the Netherlands that in these circumstances it would be undesirable to sink capital in Württemberg, and his words were retailed in the bureaux of great financiers and had dangerous consequences.

Meanwhile the mother went to see her eldest son. The slippery, cold-hearted, arrogant minister crumpled up like a wet rag before the old woman's abuse. He declared that the insolence and political ambition of his sister would have ruined them all forever, and so he had had to step in. Now that she was politically out of the game he would do his best to secure her safe departure. He had no intention of confiscating her properties.

The arrangement that was proposed to the Countess after that was favourable to her from the start. It became clear how subtly and widely Isaac Landauer had thrown his net. It was to everyone's interest to leave the Countess undisturbed in possession of her investments in Württemberg. So although she had to give up Breuz, Gochsheim, Stetten, and Freudenthal and to put up with the condition that she should not set foot again in the Duchy, Isaac Landauer had squeezed out a final sum for her so enormous that even her Jews dared only to whisper the amount.

A strong military escort accompanied her out of the country. Her road was thronged with people, whooping and flinging mud. Before and behind her in an endless row trailed waggons of clothes, household gear and valuables.

Only when the last load was over the frontier was she followed in a coach by the old woman, earth-coloured, colossal and immovable.

12

THE Prelate of Hirsau, Philip Heinrich Weissensee, Consistorial Councillor and member of the Sub-Committee of Parliament, had just welcomed a guest, Privy Councillor Fichtel from the Court of the Lord Bishop of Würzburg. The two gentlemen had been friends for years, the slim polished Protestant and the insignificant diplomat with his small shrewd face. Both of them were passionately fond of pulling strings, and although to their neighbours they were impenetrable they disclosed to each other the inner workings of their art, taking a professional delight in the fine machinery which spun the countless threads of the Protestant parliamentary policy of Württemberg and the diplomacy of the Catholic Court.

In the Duchy Weissensee was valued, but disliked by most people. His amiable indifference and the light, sceptical superiority arising from his many-sided culture, kept at arm's length the countless acquaintances who thronged his large and comfortable rooms. He was a distinguished mathematician, and was a close friend of the two best theologians in the west of Germany, the quiet, earnest, and sincerely pious Johann Albrecht Bengel, and the downright, stubborn Georg Bernhard Bilfinger. His critical edition of the New Testament, of which as yet only a small part had appeared, was renowned far beyond Württemberg, and his word was decisive in the Sub-Committee of the Estates.

But in his manifold interests he lacked warmth. True, he accomplished everything to which he set his hand with thoroughness, industry and expert skill. But whether it was the New Testament, or a report in Parliament or the the cultivation of a new kind of fruit in his garden, he took it all as a game ; there was nothing which went past his nerves and touched his heart.

In the wide rooms with the enormous white curtains his tall slim daughter Magdalen Sibylle moved to and fro, nineteen years old, dark-skinned, with a keen, masculine face, and large full blue eyes, very remarkable and disturbing under her dusky hair. Her mother had died young and she had never been able to pierce the lukewarm amiable indifference of her father. Her intercourse with Beata Sturmin, the daughter of the Stuttgart Estates Advocate, and her reading of Swedenborg, had drawn the lonely girl into pietistic circles.

For conventicles and Bible circles flourished in the land. In spite of interdicts and punishments the needs of the time bred believers and initiates all over the Duchy. Of course there was no one in tiny Hirsau to compare with Magdalen Sibylle's Stuttgart guide and friend, the blind Beata Sturmin who wrestled with God in prayer, dunned Him with His own promises which He was bound to fulfill, and compelled Him to oracular utterances obtained by opening the Bible at random. But in the quiet little place there dwelt a certain Master Jaakob Polykarp Schober, who had read all the writings of De Poiret, Boehme, Bourignon, Leade, and Arnold, as well as the forbidden books of the Perpetual Evangel and of the Philadelphians, a good-natured simple man who went his way gently and loved to take long meditative walks. He held a Bible study circle in Hirsau and Magdalen Sibylle, the Prelate's daughter, attended it. Her large blue eyes lost in some far-off dream, she used to sit, tall and beautiful, with her dark, keen, masculine face, among the pious, wretched, harassed, pallid and misshapen students of the Bible class.

She profoundly detested the Privy Councillor from Würzburg, and she grieved to see her father in the company of such a worldly heathen. The Catholic had brought with

him some of the new-fangled stuff called coffee which the cannibals had discovered, and he had to be served with a black strong-smelling liquor prepared from it. Magdalen Sibylle observed with frightened and hostile eyes that her father joined him in drinking the Satanic brew, and she prayed passionately that God would not let it poison him.

There they sat, the two men, over this drink or over their wine, and discussed endlessly the vanities of the Empire and of that utterly wicked Babylon, the Catholic Church. The Privy Councillor quite naturally spoke also of Karl Alexander who had recently been a guest of the Lord Bishop. Weissensee knew the Prince too. A charming man. His fame spread from the lower Danube to the Neckar. A noble leaf on the cedar-tree of Württemberg. The Privy Councillor spoke of the Prince's financial difficulties; he had even applied to the Estates, as he knew, for an increase of his allowance. Yes, Weissensee had read the application, and had an idea that he knew the style of it. It had certainly not originated in the Prince's study; and now that he came to think of it, he seemed to recognize in certain turns of expression the manner of his honourable friend, he concluded with a smile.

The gentlemen sat at their ease in the warm evening, and drank. But since the conversation had veered round to this affair, questions and answers came at longer intervals, with more friendliness, and eagerness lay behind their masks of indifference. "As things stand now," ventured Weissensee, cautiously trying to draw his friend out, "it would be worth considering to grant the deserving Prince this small increase."

"Humanly speaking, of course that would delight the Bishop," answered Privy Councillor Fichtel, very slowly, and one could read in his small clever face how carefully he

formed the words so that they would say nothing but mean everything. "The Bishop is a close friend of the Prince's. But the see, as such, has no interest—my honoured friend will understand me well—no interest at all in the question whether the Estates are to help the Prince or not." The Privy Councillor relapsed into silence and sipped his coffee.

Weissensee observed him attentively, and said gently: "If I understand you rightly, dear sir, it matters little to the Bishop whether we give him the money or not?"

They looked at each other, guardedly, and with friendliness. Then the Catholic said: "If I were a member of the Sub-Committee, I should vote against it. Especially now, after the fall of the Countess, no concession should be made to the reigning House."

And the two diplomats smiled on each other courteously, understandingly, affectionately, with their thin, fine lips.

When the Prince's petition came up in the Sub-Committee of the Estates, there was a general inclination to grant it. The disgrace of the Countess had put the Eleven into a good and generous humour. It fell to the downright blustering mayor of Brackenheim, Johann Friedrich Jäger, to introduce it. He pointed out that Prince Karl Alexander was a great man and a Field Marshal, that he had carried the glory of Württemberg all over the world and spread a respect for Swabian courage and fists among Moors, Turks and other heathen; also that the Duke had now dismissed the pock-marked harlot. So they could show themselves noble, and grant the few thousand gulden they were asked for. The others were all of the same mind. Then Weissensee arose, and with his fine, courteous, flexible voice, said as if casually that the generosity and noble gestures of his praiseworthy colleagues were much to be commended, and he too would like to bestow the money on the deserving hero. But it

was questionable whether it was a practical policy to show complaisance to the ducal House at that very moment. The Duke had at last given up the Countess, well and good. But, after all, it was only his confounded duty to do so, and if they were to thank him for it by a special gesture of complaisance, a mere matter of duty would be stamped as an act of grace, and they would be giving a retrospective sanction to the stiff-necked obstinacy which the Duke had shown for thirty years.

The members of the Sub-Committee shook their clumsy heads, hesitated, and were completely convinced. Weissensee had touched them on the weakest spot. Yes, that was the thing! To show the Duke that they would not yield an inch. Their privileges existed not merely on paper; they were exercised. That was something.

The petition of His Highness, Prince Karl Alexander, Field Marshal of the Empire, was refused.

13

RABBI GABRIEL lived a withdrawn and quiet life at Wildbad. Towards evening he was wont to take walks in the surrounding country. Rainy weather had set in. He walked in the warm, damp air, his step awkward, his back slightly stooped, his head raised, and his eye resting on nobody. But insignificant as he was, wherever he went he struck people dumb with amazement, and they stared after him. Whispering arose in his wake; the rumour of the Wandering Jew sprang up again. Three times the authorities went through the papers of this composed and surly man; but they were in perfect order. He was a valid citizen of the Netherlands under the name of Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten, and he had the grand passport which requested all magistrates to afford him every assistance.

Prince Karl Alexander also had naturally heard of the strange visitor, and that he was much in the company of Süss, his own pet Jew. The Prince was gradually becoming somewhat impatient of waiting so long for the money from the Estates, and he was beginning to feel bored. In Venice and elsewhere, like so many other noblemen, he had dabbled in astrology and other magical arts, and besides, his great friend the Lord Abbot was deeply versed in such matters. Recently in Würzburg he had spoken of a magician whom he maintained in his palace and in whom he had great confidence. So the Prince immediately desired Süss to bring the cabbalist and introduce him. Süss twisted and tried to evade the point. He knew that Rabbi Gabriel would never lend himself to such an exhibition. At last he found a way out of the difficulty. When the Rabbi came to see him he would send a message to the Prince. If the Prince would then call on him, he would naturally encounter the Rabbi. Karl Alexander agreed with a smile to this proposal.

The cabbalist said to Süss : " I will bring the child, then, into Swabia. Near Hirsau I have found a small country house, quite secluded. Let the house be bought. It is in the middle of a forest, far from men. Nothing evil can reach her there."

Süss nodded mutely. " It would be good," continued Rabbi Gabriel in his rasping voice, " if you were to remove yourself from your present life and occupations. But it is foolish of me to talk to you," he concluded morosely. He saw Süss's face, he saw only flesh and blood and bones in it and no light, and he was annoyed at the deep, mysterious bond which tied him to this very man, and brought him repeatedly to defeat.

As he was making to go, the door was flung open, and past the lackeys standing at attention the Prince came into the

room, limping a little and crying, "Ah, you have a visitor, Süss?" before he threw himself into an arm-chair. Rabbi Gabriel bowed slightly, without haste, and observed the Prince coolly and attentively while Süss made a profound obeisance. Before the quiet, troubled, grey eyes of the cabbalist the Prince lost his blustering assurance and a painful silence fell on the three until Süss broke it by saying, "This is His Highness, Uncle, the Prince of Württemberg, my noble patron." As Rabbi Gabriel was still silent, the Prince said with a laugh which sounded embarrassed, "This is surely the mysterious stranger of whom everyone is talking. An alchemist, hey? You can make gold?"

"No," said Rabbi Gabriel unmoved. "I cannot make gold."

The Prince had taken off his glove, and slapped it against his thigh. From the large clean-shaven face with the small flat nose there stared at him uncomfortably the disproportionately large grey eyes with their troubled and melancholy fire. He had imagined the magician to be quite different; he remembered the amusing thrills which other seances of magic had given him. This one was as depressing as if all the air were slowly leaving the room. "I am very interested in alchemistic experiments," he said after a while. "If you care to come to see me at Belgrade,"—he was speaking now much more courteously—"I am not rich, your nephew knows that apparently better than I do, but I could assure you a reasonable income."

"I am no maker of gold," repeated the cabbalist.

There was silence once more, flowing in a melancholy stream until it filled the chamber and surrounded the men, banishing their assurance and their thoughtfulness. Suddenly with a precipitate movement, as if he were rending fetters asunder, the Prince flung his left hand high before the eyes

of the cabbalist. "But you cannot refuse me that, Magus," he cried with a strained smile. "Tell me what you read in it!" and he thrust his palm into the other's face. It was a remarkable hand. While it seemed to be slim, long, bony and hairy on the back, in front it was fleshy, plump, and short.

Rabbi Gabriel had not been able to avoid a glance at the hand. With a barely suppressed movement of horror he recoiled a step. Anxious depression more and more grey, constricting and oppressive, settled down like a cloud. "Speak then!" urged the Prince. "I beg you to excuse me!" replied the cabbalist, hardly yet master of himself.

"If you have a prophecy of evil to make me, do you think I am likely to go into hysterics like an anæmic schoolgirl? I have stood in a hundred battles, I have fought a duel over a pocket-handkerchief. I have escaped death by a hair's breadth." He tried to laugh. "Do you think I cannot bear to hear it, if an old Jew foretells trouble for me?"

"I beg you to excuse me," said the cabbalist. He did not raise his voice, but his eyes like frozen pools looked at the Prince in such a way that for a moment he could find no words. Sharp, deep and short the three furrows cleft the broad brow of the Rabbi like a strange, uncanny letter. But just then the Prince caught sight of Süss, tense and anxious, backed into a corner, and it brought him up short that he should look so small and ridiculous before the old man; and thrusting out his hand again he cried masterfully, "Say on."

Rabbi Gabriel spoke, and his surly matter-of-fact tone fell on the Prince's excited mood with a more uncanny effect than any grand gesture or magical apparatus could have done: "I see a first and a second event. The first I will not tell you. The second is a ducal crown."

The Prince, amazed, laughed through his nose. "Mille

tonnerre ! You lay it on thick, sir Magus. Not so vague and superficial as other chiromants and astrologers, who say 'great fame and glory' or the like. But roundly and clearly, 'a ducal crown.' By jove ! My cousin can draw comfort from that ! "

Rabbi Gabriel did not answer. " I am going away to-night," he turned to Süss. " What I told you still holds good." He bowed to the Prince, and went out.

" Your uncle is not very courteous," said Karl Alexander to Süss, trying to laugh off his embarrassment. " You must excuse him, your Highness," the Jew hastened to reply, also trying to master his emotion. " He is morose and peculiar. And even if his manners are lamentable and faulty," he concluded, once more at ease and in his old form, " what he had to tell is all the more gratifying."

" Yes," said the Prince thoughtfully, with an abstracted eye, tracing the lines on the floor with his dagger ; " but what he refused to tell ? "

" He has his own queer ideas," Süss assured him. " What he sets down as important and as great misfortune is the kind of thing that men like us laugh at who see life as it really is. A ducal crown is something real. But the evil which he did not want to divulge is certainly something which to us is visionary and chimerical."

" The ducal crown ! " laughed the Prince. " Your uncle is wonderfully far-sighted. For the present, my cousin is still alive, and his grown-up son too, and neither of them is thinking of kicking the bucket. In fact he has made peace with his spouse the Duchess so that he will have more children." The Prince stood up and stretched himself. " Well, Jew ! Will you raise me a mortgage on the throne of Württemberg ? " And clapped him with a loud laugh on the shoulder. Süss looked him respectfully in the eye.

"I am at your Highness's disposal with all that I possess. With all that I possess," he repeated. The Prince stopped laughing, and looked at the financier, who stood before him very serious and with more than his usual respect. "Enough of this joke," said Karl Alexander suddenly, shrugging his shoulders as if he were shaking off something alien and burdensome, and drawing himself up. "Little Kosel has begged me for Turkish slippers," he went on in his old tone, "with small blue stones. Get them for her, Jew! The best that there are!" And as he went out, limping slightly, "But see that you don't run me in for more than three ducats!" And he burst into a roar of laughter.

14

RABBI GABRIEL left Wildbad in the ordinary mail-coach. In his respectable coat, cut in the old Frankish fashion which was worn in Holland twenty years before, thick-set and slightly round in the back, he looked like a disagreeable bourgeois or a surly superior official. Before he entered there had been a gay exchange of chaff in the mail-coach, but after his arrival the passengers sat dumb and ill at ease, and Rabbi Gabriel's neighbour imperceptibly drew away from him.

They had scarcely left the town when the mail-coach encountered a magnificent travelling equipage. It was Prince Anselm Franz of Thurn and Taxis, from Regensburg, who with great pomp and a large retinue was proceeding to the little Château Eremitage, in the forest, which he had rented. The Prince, a fine elderly man with a long and very aristocratic head rather like a greyhound's, was a widower, and was accompanied by his only daughter, Marie Auguste. The Princess, renowned far over Germany for

her beauty, drawing the admiration of the world in countless pictures and pastels, sat beside her father with the customary detachment of a beautiful woman who knows that many eyes follow her every movement. With languid curiosity she glanced into the crowded mail-coach, and her slight, rather mocking, haughty and lovable smile did not falter before the gaze of the cabbalist. Her father in his gentle way had hinted to her that in Wildbad she would be faced with important, and, he hoped, pleasant decisions. So she travelled now in the glittering coach, more ready to accept than to refuse any experience, young, indolent and yet avid. Under her shining black hair there peeped out a small, delicate, lizard-like face, of the mellow tint of fine old marble, with a pointed chin, long eyes, a clear open forehead, a finely-chiselled nose, and a small, pouting, mocking mouth.

The ladies in Wildbad were bitter over the new visitor. The Princess of Courland, and the daughter of the Ambassador from the Netherlands, who found themselves wall-flowers, sneered arrogantly and called the Thurn and Taxis girl a coquette and a man-hunter. But she, her small delicate head held high, and an indolent enigmatic smile on her lips, went on her way, which was thronged with admirers.

The first evening on which Princess Marie Auguste appeared in society was a successful one for Josef Süss. In marked contradiction to the other gentlemen he made not the slightest attempt to be introduced to the Regensburg royalties. While even young Lord Suffolk made himself ridiculous by his staring, round-eyed, stricken love-sickness, Süss remained beside the two neglected ladies, by whom he had always been prized, and in whose favour he now stood doubly high. Only rarely, and when his companions could not observe it, did his large brown eyes fly to the Princess, but then his pale face radiated such boundless and devoted

admiration that Marie Auguste kept looking at the stately and elegant gentleman with unembarrassed curiosity. Otherwise she moved with her slight, provocative smile delicately and a little mockingly through the adulation of the evening.

The man who was usually the crown of these festive evenings and the focus of attention, Karl Alexander, Prince of Württemberg, Field Marshal of the Empire, hero of Belgrade, Peterwardein and many other battles, was disappointingly absent. He sat grimly alone in his room at the Star, with a single candle on the table. He sat in a dressing-gown, his wounded and gouty foot, which pained him more than usual that day, rolled up in bandages, with a row of bottles and carafes in front of him. Neuffer, his valet, emerged from time to time out of the dusk to fill up his glass, and in the shadows squatted the dark brown slave. The Prince sat drinking and cursing. In the afternoon with the usual post he had received a missive from the Parliamentary Sub-Committee which starkly and unceremoniously refused his petition for an advance.

Karl Alexander foamed with rage. He knew that he was popular in the Duchy; his picture hung in countless kitchens; the people cheered his name. And now this canaille of Parliament, the moth-eaten snivelling louts, this rabble with its nose in the air, had sent him a filthy scrawl like that.

He tore off the furs which Neuffer had wrapped round his foot and stamped up and down. And the old Jew prophesied him a crown! The charlatan! A fine crown! A vagabond and a wandering beggar was more like it, since that gang dared to send him such an insult. He roared so terribly and blasphemously that Süss coming home from the festival was profoundly alarmed, and although the hour was late

asked the valet what was the matter. But Neuffer, who detested the Jew, evaded the question.

On the next day, towards noon, after he had twice presented himself in vain, Süss paid his respects to the Prince. He came circumspectly into the room wearing stockings of a special design which he wished to show the Prince; His Highness was always very interested in new fashions. Also he wanted to tell him of yesterday's festival. But he had never found him so forbidding. Naked and towering he stood there, while Neuffer and the dusky slave poured pails of water over him and rubbed him down. He flung the Sub-Committee's letter over, and while Süss with bent head skimmed it with a quick eye, sneezing and dripping he boomed at him: "A fine Magus, your uncle! You've cheated me nicely with him! It looks hopeful, my crown!"

Süss honestly resented the churlish refusal of the Estates, and began in dexterous phrases to assure the Prince of his angry contempt for such insolence and of his devoted readiness to take any action. But when he saw Süss standing there so elegantly with the abominable letter in his hand, the Prince, irritated with every one, cried suddenly: "Neuffer! Otman! Baptize the Jew! Let him learn to swim!" And the valet and the dusky slave immediately slung the bath-water over Süss with an enormous splash, while the Prince's dog sprang yelping upon him; and the Jew escaped in startled haste, his breeches and new stockings soaking wet, and his shoes ruined, with the loud laughter of the Prince and his servants echoing behind him.

Süss bore the Field Marshal no grudge. Great men had their moods, that was simply to be accepted. And while he changed his wet clothes he decided to present himself next time as courteously as ever, even more respectfully than usual, with the probability of a better reception.

On the same day Privy Councillor Fichtel arrived from Würzburg. The unobtrusive man with the small shrewd face visited the Prince that very afternoon. Yes, the Court at Würzburg was already aware of the unexpected and extraordinary insolence of the Estates. The Lord Bishop was deeply incensed, and filled with contempt for such miserable and shameless meanness. But his master in his wisdom had already thought of another remedy, which would aid the Prince in his need and would teach the arrogant populace a bitter lesson.

But before he explained himself further he begged for the Prince's gracious permission to prepare himself the coffee to which he was accustomed. Then as he sat over the hot, black liquor, looking doubly insignificant beside the stately Prince, he opened out to him smoothly and objectively a plan of marriage with the Princess Thurn and Taxis, who was the loveliest princess in the Roman Empire and immensely wealthy. Then, too, it would rouse the choler of the insolent and rebellious Estates if the Prince were to become a Catholic. The Lord Bishop of course was ready to assist the Prince, even if he were to reject the proposed marriage. But he thought that this solution was the best, and with all his heart would like to see His Highness in possession of a lovely wife and untold wealth, and the Estates in a fine and bilious rage. And the Privy Councillor drank his coffee in comfortable little sips.

When he was alone, Karl Alexander paced to and fro, his head still confused from his solitary carouse during the night, drawing deep breaths and ruffling his thick yellow hair. What foxes they were ! They wanted him to turn Catholic. Schönborn, Friedrich Karl, his good jolly friendly comrade ; what a fox he was !

He laughed. Confound it, an excellent jest ! By far

the greater number of officers in the higher ranks were Catholics, and Catholics made the best soldiers. For his own part, ever since he was at Venice he had been very broad-minded in religious matters, and he had always liked the Catholic mass, and for soldiers the Catholic religion with its incense and holy images and scapularies was really the more suitable. And if it were to do his friends in Würzburg and Vienna a good turn, so much the better. It would do himself no harm at any rate. A lovely, rich Princess. There would be an end of this perpetual stupid lamentation and worry over money. And what a glorious trick he would be playing the refractory Estates! Damn it all, he would at least have a look at the Regensburg girl.

When Süss came in the next day he met him with a merry shout: "Are you dry yet, Jew? Did the baptism do you good?" "Yes," replied Süss, "since your Highness enjoyed it." "If I were to ask you for thirty thousand gulden, would you give me them?" "Only ask me!" "And then you would squeeze me till the blood started! Ho! I have someone who will give me the money without a cent of interest!" "Have you chosen another man of business?" enquired the Jew in alarm. "No," laughed the Prince reassuringly. "For the present I need you more than ever. I am going to stay for at least two more weeks; but I would like to get out of this hole of a hotel. Take the Villa Monbijou for me! Furnish and staff it in such a style that no one in Versailles could carp at it. I appoint you to be my High Steward and Keeper of the Privy Purse." Süss kissed the Prince's hand and thanked him effusively.

Karl Alexander sent his brown slave to the Château Eremitage to ask when he could pay a call. Thereafter, although the way was short, he drove thither in his respectable coach, which still looked terribly old-fashioned in spite

of its new varnish ; but Neuffer and the coachman had already been rigged out by Süss in new liveries.

At Eremitage the Field Marshal was received with great distinction. Besides the Prince and Marie Auguste, he found also the Thurn and Taxis Chief Steward and Privy Councillor Fichtel. Franz Anselm of Thurn and Taxis was an old and experienced gentleman. Benevolent, gay, inquisitive, with ceremonies and excellent manners, he loved society, enjoyed scandal, and believed in nothing and in no one. They had a host of mutual acquaintances at the Viennese Court in Würzburg, in the army, and among the European nobility. The old Prince made little malicious comments ; Karl Alexander spoke freely and vivaciously, agreeing with some of them and deprecating others. His host courteously inclined his fine, long head that was like a greyhound's and listened attentively. He approved of Karl Alexander. To be sure, he was a little blunt, and got excited, which one should not do ; nor had he much judgment. But he had temperament, and, mon Dieu, he was a Field Marshal and a hero ; one expected victories from him and not intelligence.

Marie Auguste spoke little at first. She sat there, very regal in her dove-grey silk gown, with delicate affectation holding the upper folds of her enormous spreading skirt in her small, plump well-manicured hands as fashion prescribed. Under their lace, her slim well-poised neck and her bosom and shoulders gleamed with the mellow softness of fine old marble. Small, lizard-like and delicate in its pastel colours, her face looked out from under her shining black hair. With unembarrassed and friendly curiosity she examined the Prince, who looked enormously broad and manly, planted beside her slender father.

Privy Councillor Fichtel described a brave deed of Karl

Alexander's. Marie Auguste, glancing at the Prince, mentioned a French Opera in Vienna which she had seen, *Achilles the Hero*, where Achilles, after dragging Hector's body around, had sung some noble sentiments. "Yes," commented her father, "in ancient times people were generally noble." Karl Alexander was of the opinion that he acted on the impulse of the moment, and did not think that he had much aptitude for noble sentiments. Whereupon the Princess, fixing him with her eye till he blushed, smilingly remarked that they had not been speaking of him at all. And everybody laughed.

Iced drinks were brought in, and coffee for the little Würzburg Privy Councillor.

The flaxen-headed Württemberger liked the dusky Princess amazingly. Mille tonnerre! If she were to preside at a ball in the huge castle of Belgrade, what eyes they would make, all the Turks and Hungarians and other wild folk down there! That was a Governor's lady with whom one could hold high state in Vienna and everywhere. Especially since she would bring the ducats with her to renovate the bleak Belgrade castle. What a fox Schönborn of Würzburg was, and what a friend, confound it, what a true friend and comrade, to smuggle him into such a good thing! And she was not only a show-piece. A sly rogue, he was sure of it. Those eyes, and that mouth! That was something for one's bed! He beamed all over his face, and had to remember not to smack his lips. She was different from the sour Durlach woman, his cousin the Duke's wife. It would not need the authority of the Emperor and the Empire to force one to give children to her. And how cleverly she could chatter! How her tongue wagged, the rogue, how she teased him and let her eyes play! They would make a good picture, he and she. Eberhard Ludwig would open

his eyes wide. He, Karl Alexander, would not need to keep an expensive harlot. His legitimate wife would be lovelier and better ornament for his bed than the costliest French mistress, and she would fill his purse instead of emptying it.

And the Parliament! That accursed rabble of citizens! His chest expanded with rising satisfaction. They would be sick and yellow with rage. It would be worth it to turn Catholic.

He looked at Marie Auguste, while her father was speaking to the other two gentlemen; he looked at her with the appraising, masterful, slightly barbaric look of the soldier who is accustomed to throw a woman on the bed without many preliminaries, and the Princess with her small imperceptible smile let it envelop her.

When he took his leave Karl Alexander was firmly determined to turn Catholic.

15

JOSEF SÜSS had fitted up Villa Monbijou very sumptuously, and he was especially proud of the small gallery and the adjacent yellow salon. The latter was really Nicklas Pfäffle's achievement; the stout and phlegmatic man had impressed all the merchants and handworkers for miles around in a promiscuous whirl of activity.

So the Field Marshal's new hotel spread itself in great magnificence, and the Prince clapped Süss on the shoulder. "You are a wizard, Süss. And how much are you going to stick me for this affair?" The brown slave fitted excellently into this setting, the Prince beamed with satisfaction, and even Neuffer, who had a pick against the Jew, had to admit that he could not have done it better.

Privy Councillor Fichtel also, to whom Karl Alexander showed his new abode before he gave his first fête in it,

extolled it lavishly. Secretly, however, he found it all a little too overloaded, too parvenu-like, and he instigated the Prince to have some things taken away here and there. He informed his master, the Lord Bishop, that the Prince had let himself be fitted out by a Hebrew; and so it was no wonder if his establishment were somewhat oriental, and his Wildbad château reeked more of Jerusalem than of Versailles.

The old Prince Franz Anselm had a similar impression on the evening when Karl Alexander gave his entertainment. The old Prince, who set great store by a good appearance, was certainly annoyed also because he had chosen a pale yellow suit which did not look well in the pale yellow salon of Monbijou. Karl Alexander had invited his guests to a grand operatic performance, *Zerbinetta's Revenge*, because he knew that Marie Auguste enjoyed comedy, music and ballet-dancing. Süss had had to procure the little troup from Heidelberg in great haste, through his mother, who lived in Frankfurt and still had many connections with the theatrical profession

The company was small and elegant. The Prince wanted at first to exclude Süss, but his good nature had not been able to withstand the hungry and devoted dog-like eyes of his Steward, and to the great annoyance of Neuffer the Jew was invited. In a chestnut-brown coat embroidered with silver he glided among the guests, adroit and happy.

But how Marie Auguste queened it in wine-red silk and brocade! The sash of the order of the house of Thurn and Taxis was proudly displayed on her bosom, and on her puffed sleeves she wore in diamonds the distinctive star which the Emperor had conferred upon her for her services in connection with a patronage. She spoke little. But the Princess of Courland and the daughter of the Ambassador from the

Netherlands—she had deferred to both of them with the most gracious courtesy as her elders—thought that they could hear her indolent childish voice in every corner. They vowed to each other never to appear in the Regensburg girl's company again, and in any case they were going to leave Wildbad in a few days. Quite independently of each other they came to this conclusion, and Süss assured each of them in the same words that he was inconsolable.

The prevailing topic was the latest news from Stuttgart; the Duchess thought that she was pregnant again. The doctors and midwives strengthened her in this belief, the Consistory had already ordered prayers on her behalf, and curious people went to look at the hawthorn which Eberhard of the Beard had once planted in a hermitage after his return from Palestine and which now unexpectedly was putting forth new shoots. A fortunate omen!

Privy Councillor Fichtel cracked a few shrewd and smutty jokes at the expense of Eberhard Ludwig and the doubtful joys of his bed prescribed by the Emperor. He made drastic comparisons between the Duchess and the deposed Countess. The gentlemen in the corner round the Privy Councillor roared with laughter, the old Prince's face was seamed with mirthful wrinkles. The ladies enquired the reason of this merry fit. Süss enlightened them giggling. The Jew was chaffed about the growth of the hawthorn from Palestine. Resounding laughter. Even the almost imperceptible smile on Marie Auguste's pastel-like face dissolved into a hearty and ringing laugh.

Karl Alexander jeered: "A fine prophet, your uncle! The Crown Prince happily married, and the old Duke bringing a second heir into the world. You have swindled me finely with your magical uncle."

Marie Auguste had never seen a living Jew at such close

quarters before. With fearful curiosity she enquired: "Does he murder children?" "Only now and then," Privy Councillor Fichtel assured her; "usually he prefers to hang on to great men."

Süss's tactics were clever; he obtruded himself on her as little as possible, contenting himself with admiring her at a respectful distance with his warm, arched eyes. After the opera she allowed him to be introduced to her. His boundless devotion flattered her. "He is quite like a human being," she said wonderingly to her father. Karl Alexander scored a point with her because of his elegant, gallant, confidential Court Jew. Yes, even in the rapture of his first kiss, while he was still intoxicated by the warmth of her small voluptuous mouth, she said with a smile, setting her dress to rights: "No, what an amusing Court Jew you have got!" And therewith they returned into the salon from the little chamber adjoining.

Moreover, the Prince, without being really aware of it, had the obscure feeling that this wild and experienced kiss had not been her first.

16

IN the Parliamentary Sub-Committee of Eleven bad temper reigned. The pregnancy of the Duchess had turned out to be a false alarm, and then on top of that came the report of Prince Karl Alexander's forthcoming marriage to a Catholic, and of his conversion—his reversion the Jesuits impudently called it—to the Roman Church. Simple honesty compelled the Eleven to recognize that they were not quite guiltless of this extremely annoying change of religion on the part of the most popular man in the Duchy.

They first abused the Prince, roundly, virulently and stupidly. At last Johann Heinrich Sturm, the President and

Chief Secretary, an earnest, thoughtful, tranquil man, put an end to the purposeless and irrelevant abuse, by asking for positive suggestions. The rough Mayor of Brackenheim declared outright that it was really all Weissensee's fault, and that it was his damned duty to put the matter right again.

Weissensee, smiling and casual, found that things were not so very far wrong. Since the Prince was ready to be converted at a moment's notice, the true faith had not lost much in him.

But the uncivil Brackenheimer stuck to his guns even though the Ducal pair, thank God, were still robust, and had not lost the prospect of further successors, even though the Crown Prince was there and in sound health, yet since Rome plotted so far-sightedly it was necessary to lay counter-plots in good time.

"Why not?" was Weissensee's airy rejoinder. They could get into touch with Friedrich Heinrich, the Prince's brother, secretly of course, and without committing themselves. Only as a precaution, academic rather than real. Not the slightest threat of danger to evangelical or to Parliamentary freedom would be likely from that mild and pious gentleman.

The eleven sat embarrassed, silent, and thoughtful. Did not that smack a little of high treason? Only academically of course, only as a precaution, without prejudice. After all——

The insinuating Weissensee, still mild and casual, explained the matter further. Belgrade was far away; it was only a theoretic proceeding, only security for contingencies that were problematical. Of course they would not let any written document out of their hands. And the Corpus Evangelicorum would be on their side.

The thick heads stared, heavily and uneasily. Even the most remote possibility of a Catholic Duke seemed incredible,

unendurable ; it gave them a sense of nausea. A Catholic sovereign was unthinkable except as a despot, a tyrant. And this one above all, who had connections with the Court at Vienna, the arch-enemy of all religious freedom, all parliamentary independence. Their glorious liberties ! And they, the eleven who sat there and took counsel and had daily sessions, they represented those liberties. They were personally threatened, they themselves, by a Catholic sovereign.

They decided that Weissensee should open negotiations with the Field Marshal's brother, the mild, Protestant, harmless Prince Friedrich Heinrich. But quite privately and quite non-committally, and in utter, utter secrecy.

17

THE Cathedral of Regensburg was filled with music, incense, and a company of brilliant guests at Karl Alexander's wedding. The Emperor had sent an Ambassador, and the Papal Nuncio Passionei was there with a personal letter from the Holy Father, and the Lord Bishop of Würzburg, and the highest representatives of the Imperial Army, among whom was Karl Alexander's most intimate friend General Franz Josef Remchingen, who had been educated by the Jesuits, with his swollen, brutal face glittering vinously under the white peruke.

There was no handsomer couple in the Empire. The Prince, tall as a cedar, gorgeous with the Order of the Golden Fleece and his Field Marshal's staff. Marie Auguste, her small delicate face gleaming with the radiance of fine old marble above white satin and brocade, across her bosom the scarf of the Order of the House of Thurn and Taxis, the Emperor's star in pale gold on her puffed sleeves, and the

cross of the Papal Order at her neck. Her step light and elastic under the bridal crown, a marvel of the jewellers' art for which Süss had hunted out single stones all over Europe, she bore into the Cathedral her young, ambiguous smile.

She was completely unembarrassed, and rather inclined to find a touch of comedy in all this solemnity and ceremoniousness. With indolent curiosity her roving eyes swept over the guests, and while the Bishop extolled her for having won back to the Catholic faith that great conqueror of the Turks, that lion in the fight, she was telling herself that Privy Councillor Fichtel all through the banquet would certainly be thinking only of his coffee. And how comic it was to see the Jew standing solemnly in the Cathedral. Anyhow he was quite pleasant and amusing, and not at all like a werewolf, as she had originally imagined all Jews to be. In fact his wrist-ruffles were much more *à la mode* than her husband's.

And the festive candles flickered, the organ blared, the incense mounted in a cloud, and blissful boyish voices soared up to heaven.

On the very next day, while silver trumpets heralded the banquet, the newly-wedded pair went on board the yacht, a gift from the bride's father, which was to take them down the Danube. They travelled in courtly state with chasseurs, servants, footmen and chambermaids. At the prow squatted cross-legged the dusky slave Otman, and stared down the Danube with the ancient fathomless eyes of an animal.

On the bank stood the old Prince, the Bishop of Würzburg, Privy Councillor Fichtel, and further back between them and their attendants, Josef Süss. A light breeze blew, the air was clear and exhilarating, everybody was merry. Jests flew back and forth between the yacht and the bank while

the anchor was being weighed. Marie Auguste stood in a brightly-coloured travelling dress and shaded her eyes to look at the receding quay. The Prince and the Privy Councillor had already turned away and the last things that she saw were the sly, satisfied face of the Jesuit, and the Jew, displaying his elegance in an attitude of boundless devotion.

"I never should have believed," she smiled to Karl Alexander, "that anybody could be at once so elegant and so humble as your good Jew." "The good Jew!" boomed the laughing Prince "One could buy whole towns and villages with the money he has done us out of." And when she looked astounded he explained bluntly: "That is his right. That's why he is a Jew. But he is very useful," he added with appreciation; "he provides everything, jewels, furniture, villages, men. Even alchemy and black magic." He told her merrily the tale of Rabbi Gabriel. "He did me in nicely there, your good Jew. A crown! There are still two between me and that. The Crown Prince is as sound as a bell. He was hunting when he sent me his congratulations. And the Duke, sour as his Duchess is, he can still breed children from her like rabbits, if the devil will." And he laughed loudly and caressed her hand, while the ship in a light breeze glided down the blue-green waters between smiling banks.

In front the dusky slave squatted motionless, and stared over the prow to the east. The last pictures of her home lingered in the eyes of the Princess, the sly, jolly face of the Jesuit and the servile, elegant one of the Jew.

* * *

Even before they had reached the Serbian frontier an express from Süss overtook them. "He has important news, that Jew of yours," smiled Marie Auguste. "What is he so anxious to sell?"

Karl Alexander tore open the dispatch. The Crown Prince had died unexpectedly while the Court at Stuttgart attended a ball.

He handed the paper to the Princess. The blood flew to his head, he heard a surly, rasping voice, and through his dancing pulses he saw above troubled sad stony eyes, three short, sharp furrows, threatening and mysterious, like a strange illegible letter.

Book Two

THE PEOPLE

Book Two

THE PEOPLE

I

SEVENTY-TWO towns the Duchy of Württemberg counted in its possession, and four hundred villages. Wheat and fruit and wine abounded. It lay like a magnificent garden in the midst of the Holy Roman Empire. The burghers and farmers were cheerful, sociable, obliging, vivacious. Patiently they put up with the government of their princes. Had they a good prince, they rejoiced; a bad prince, it was the decree of Heaven, a punishment from the Lord. Every Württemberger, man, woman and child, had to pay ten golden gulden to the Ducal revenue.

Good Duke, bad Duke, sun came and rain came, wheat grew, wine grew, the land was blessed.

But threads were being spun from all sides; hands coveted, eyes lusted; from every point a web was being woven over the land.

In Paris sat Louis XV and his ministers. A fragment of Württemberg, the earldom of Mömpelgard, was encircled by his lands; he waited only the opportunity to swallow it up. In Berlin sat the Countess, intriguing with the Knights of the Empire, seeking assiduously to extort the last penny; from Frankfurt and Heidelberg lowered Isaac Landauer and Josef Süss, waiting to put the screws on the Duchy; the Pope's Secretary of State span webs from Rome to the Prince Bishop of Würzburg for the destruction of the land of

Mithra; in Vienna the Imperial Council was wheedling out of the Crown Prince, the Catholic Field Marshal of the Emperor, new treaties, alliances between Stuttgart and Vienna; in Regensburg the old Prince Thurn and Taxis blinked across, and in Belgrade the Field Marshal Karl Alexander, and Remchingen, his friend and general, wove great plans.

They all sat waiting in a circle, filled with mistrust of each other, and cast across the land their great, mute shadow.

And sun came, rain came, wheat and fruit and wine. The land was blessed.

2

ON the first day of November died, as precipitately as he had worked and lived, Eberhard Ludwig, by the grace of God Duke of Württemberg and Teck, and by the grace of his Imperial Majesty, Field Marshal of the Holy Roman Empire and of the important province of Swabia; also commander of three horse and foot regiments.

He lay now on a gigantic catafalque, his face a bluish yellow from bronchial catarrh, in a great uniform with many orders, among which shone out the Danish Order of the Elephant and the Prussian black eagle, many lights round him, at his head and feet two lieutenants standing at watch. The sour, faded Johanna Elisabetha, the Duchess, crouched miserably in the great, silent room. Her triumph had been so short; and that her husband, won with such indomitable waiting and with sweat and blood, now lay there, after a few months, blue and choked and dead, this had been brought about by the evil arts of the other, the Mecklenburger, the witch, the trull. But it was she who sat there, she alone, and not the other! Who ruled henceforward in Württemberg was a matter of indifference to her. The Catholic,

probably, with his proud-stomached, wanton, decked-up wife. But she felt annulled, all this did not interest her. She had only one more task in the world; to brew till it was ready the potion of her fixed revenge. Still the relatives of that slut sat at the Ducal table; still the hussy shone in great splendour and magnificence; still she drew through a thousand little channels, through the stewards of her estates, through her accursed Jews, the sap of the land to herself. But now that Eberhard Ludwig was dead she had no protector left, her adroitness would avail her nothing. She, the Duchess, would impeach her anew and more bitterly before the new Duke, before Emperor and Empire. The hussy had sought her life, had brought death upon the Crown Prince and upon the Duke by witchcraft. She would not expend all her strength in the first battle. She would not let her enemy escape; though there was no use in raising a hubbub, her accusing voice would not cease until the other stood ragged and naked in all her shame. So the Duchess sat by the proud catafalque, grey and sorrowful, and twisted in her hands the poor remnant of her life, and the heavy blossoms out of the hothouse exhaled their perfumes, and the great candles burned slowly, and the lieutenants stood with naked swords and held the watch of the dead.

When the heralds announced the Duke's death the burghers bared their heads; they were moved. Now that the Duke was dead they saw only his magnificence, affability, soldier-like devotion to duty, elegance, splendour, and they were inclined to attribute all the miseries of his reign solely and exclusively to the Countess and her witchcraft. The money she had extorted from the country was added to the total of her guilt; and not only that: damnation and pestilence were called down upon her because through her the ancient, well-established position of the princely house

had been shaken and many advantageous opportunities of gaining new rights and prerogatives lost; for the Imperial Court was difficult to deal with, one had always to act circumspectly, and alas, exactly at the right moment, the necessary money had usually been wanting. And ever deeper in the mud sank the image of the Countess, and ever more radiant rose that of the Duke, and the women wiped their eyes: "So grand he was, and so friendly he spoke with everybody! Such a good prince! Such a handsome prince!"

And the couriers ran, drove, rode. One to Frankfurt, where Isaac Landauer wagged his poll, rubbed his chilly hands, and said: "Eh, now Reb Josef Süss will be an important man and have great dealings!" One to Berlin, where the Countess had a heart attack and fell unconscious on the floor. One to Würzburg, where the stout, jovial Prince Bishop smiled and called for his Privy Councillor Fichtel; and one to Belgrade, where lived Prince Karl Alexander, now Duke. Now Duke! and as if from a height he saw himself carry the war deep into France, and beheld his hands pressing on the spokes of the world. But through all this and at the same time he saw two troubled grey eyes and heard a morose and grating voice: "I see a first event and a second. The first I will not tell you." And he regarded thoughtfully his hand, a remarkable hand; the palm was fleshy, fat, short, while the back seemed long, slim, bony and covered with hair.

But Marie Auguste stood before her mirror. There she stood often, naked, and smiled. With the long eyes beneath her clear, slender brows she contemplated her body which was soft and slim and of the colour of an old and noble marble. She stretched herself voluptuously; the small lizard-like head with the very red lips smiled more deeply. It would be

lovely to journey to Stuttgart through a loyal populace, in a golden coach, as Duchess. It had been lovely here, too, in Belgrade, queening it over the wild, jealous, reverential, barbarous people. Yet it would be very welcome to watch homage rising to her like clouds of incense at the Imperial Court and the other German courts. She would wear the crown without a peruke ; it was against the mode, but she would do it, and the crown would sit high and tiny and very proud on her magnificent black hair. With half-hieratic, half-obscene bearing, the naked lady lifted both arms stiffly to her head so that the black tufts under her armpits were visible, and warmly breathing, smiling, she moved with lithe steps, dancing almost, through the chamber. Many noblemen would be at her court, German, Italian, French, not half-savages as they were here ; yes, one would almost think one was at Versailles. And many who had regarded the Princess half-impudently, half-admiringly—how would they regard the Duchess now ! The courtier Jew, he too would be once more on the outer fringe of her circle ; the irrepressible gallant—her lips half smiled with amusement. Ah, it was good to be beautiful, it was good to be rich, it was good to be Duchess. How lovely to think that there existed men and beautiful clothes and crowns and lights and festivals ! It was a beautiful world, it was beautiful to be alive.

In Castle Winnenthal, only four hours from Stuttgart, Karl Alexander's brother, the feeble Prince Heinrich Friedrich, fell into a profound fit of agitation when he heard of his cousin's death. He lived in the beautiful, tiny castle, and read and played music. In the past few years he had taken to himself a mistress, a calm, golden-brown creature, daughter of a small landed nobleman, with soft movements, beautiful, profoundly calm eyes, and a little dull in the understanding. When the prelate Weissensee had come to him

with the project of putting him forward for the throne in place of his Catholic brother, the bemused man had laid hold of the idea with both hands. But the acute prelate was soon forced to recognize that the Prince in his vacillating, unreliable way regarded political things as if they were fantasies and lost himself in a rosy cloud No, with this pretender one could accomplish nothing against the energetic, impetuous Karl Alexander. After the death of the Crown Prince, when the question of the succession emerged from idle speculation into credible reality, there came in from Belgrade—Heaven knows how the Field Marshal had come to know the news—an urgent letter wherein Karl Alexander earnestly admonished his brother to keep out of machinations and despicable intrigues. Terrified and shaken, the weak Prince drew back from the undertaking; he even avoided with the greatest care all intercourse with Weissensee. Now when he learned of the Duke's death, all his coloured, fantastic dreams rose up again. Pouring with sweat, his limbs trembling, terribly excited, the weakling wandering around in the wan morning light, building fantasies to himself of what might be if he had only a little more initiative; how he might seize possession of power, write to the Emperor, appoint ministers, dismiss them, close treaties with France, make burning speeches to the people. Sighing deeply he returned at last to his bed-chamber again. He did not wish to awaken his beloved darling. Softly and heedfully he undressed, stretched himself, miserable and impotent, by her side, put his arm fumblingly round her great, warm breast, making her open her beautiful, stupid eyes, solaced himself in her fresh youth, and at last fell asleep again, sighing, pensive and soothed.

On the news of the Duke's death the prelate Weissensee roamed, exasperated to the point of desperation, through his

spacious rooms with the white curtains. How many problems, complications, conflicts! A Catholic Prince in the native state of Protestantism—a new, unanticipated, never-precedented constellation in western Germany. He, Weissensee, had taken his position in good time; there were many possibilities; he could be dislodged by none of them. He had never exposed himself, he had always pulled wires. He went to and fro, conceived plans, cast them away, enjoyed the pleasant tension and excitement, the pleasure of the great master of intrigues and maker of projects.

But his daughter Magdalen Sibylle sat, and the blue eyes in the brown, keen face worked and changed from grave to gay. A Catholic, a heathen, on the throne! Now confusion and dire need break over the land. Help, Lord God of Sabaoth, that the land remain firm against the temptation with which the idolater seeks to seduce it, and against the threats whereby he would make the true gospel a pariah. The heathenish Prince would come hither in splendour and great glory; he had won battles, stood in the favour of the Emperor; his consort bore herself arrogantly, frivolously. Help, Lord God of Sabaoth, that the people might stand firm amid all temptation and need! And her father, her father stood in the forefront of the battle; on him it devolved to become the shield and buckler of the threatened evangel. Oh, she did not wish to sin against the fifth commandment; but she greatly feared whether even he had true steadfastness before God and men. As ever in such need, she sought refuge in God; she flung open the Bible and implored a sign. But she found only the injunction: "Every clean bird you may eat. These, however, are those which you may not eat: the eagle, and the ostrich, and the hawk, and the pelican." She considered long, but by none of the resources of divination could she find any connection be-

tween the need of her country, her zeal for the pure, firm faith of her fathers, and the ostrich and the pelican, which the Israelites might not eat. She decided to lay the oracle before her friend Beata Sturmin, the seer, the blind saint in Stuttgart Bible Class. But first, anxiety and heavy thought on her keen, masculine face, she regarded her father who, not at all overcast but highly stimulated, his fine, vivacious countenance working, walked in pleasant excitement to and fro.

3

A HALF-HOUR already before the sitting should begin the eleven members of the Estates had found themselves in the Chamber. Only trivialities stood on the order of the day, but all was so confused, they sat as if in thick darkness; they wished at least to feel a neighbourly form beside them, to hear some answer out of the night.

Oh, if only at the time they had granted the Prince his loan ! Oh, that they had not intrigued with his younger brother ! Now they sat in the dust, in dire need. The Prince would have to be a saint if, now that he had the power, he did not make them suffer for that. And he was certainly no saint. A soldier, a Field Marshal, accustomed to mute, blind subordination. They had heard that in Belgrade he had treated his councillors with anything but gentleness, that ever and anon he had rushed into wild, raging disputes with his colleagues, cursed filthily and raged, endured no opposition and smashed crockery and anything breakable on his councillors' heads. In short, that he was a despot as only Pagan Cæsars had been. They would have their real test, their devil's sabbath, with this Leviathan.

For none of them was willing to give up, even if it were a tittle, of his rights and liberties. Ah, power was sweet !

The Eleven licked the first pure honey of the Constitution. The rest of Parliament was only there to ratify what they decided. They kinged it over the land, spent their days behind closed doors, like the Venetian Signoria, span, trafficked, higgled among themselves, and bound the hands of the Duke and his ministers. Goodly it was and sweet to feel oneself so mighty and so clothed with power. No one would be allowed to come in and disturb it. They would plant themselves broad and immovable and shield the land from tyranny and Catholic servitude. In truth they had their firm protection and goodly shield. For firm and good was the law whereby the Duke must swear to protect their rights and those of the Protestant Church. From this law Rome with all her wiles of misinterpretation could whittle away nothing. This decree not even the subtlest Jesuit could have improved on. Only let him try to bite, the heathen, the raging tyrant! On this iron he would soon crunch his teeth out. O clear law! O blessed reciprocal bond of religion! O good, firm constitution and Tübingen treaty! O wise, wholesome, ever praiseworthy, ancestral prescience to provide such a muzzle for a biting Duke!

Punctually at ten o'clock Johann Heinrich Sturm, the president, opened the sitting. But before they had begun the order of the day, there appeared before the dumbfounded gentlemen Councillor of State Philip Jaakob Neuffer, brother of the advocate. He produced documents by virtue of which Karl Alexander took over the throne of Württemberg as natural heir, and until his arrival in the Duchy delegated to Councillor von Forstner, and Neuffer as responsible minister, the conduct of state affairs.

Smiling and courteous, the Councillor declared further to the startled assembly that it was known to the Duke that in Parliament certain apprehensions were entertained con-

cerning religion and existing liberties. He was happy to be able to deliver to the gentlemen present in the name of the Duke the most reassuring news. While still a Prince the Duke had occasion to gauge the feeling of some of the members of the Estates over the possibility which was now realized, and the gentlemen had considered the above-mentioned assurances as highly desirable for the establishment of confidence between the Duke and the nobility.

Dumb and deeply confounded, nine out of the eleven listened to this speech. Even the serene, self-possessed President Sturm could only with constraint force himself to pronounce a few sentences in which he recognized the full powers of the Councillor, now minister, gave thanks for the papers confided to them, and declared they would examine them at their leisure.

The Minister gone, the gentlemen remained dismayed, perplexed, suspicious, deeply angry. There were men among them, then, who intrigued for their own hand? The neighbours of Weissensee and Neuffer drew almost imperceptibly a little away from them. Meanwhile the other Neuffer, now minister, presented himself at the War Commissariat, and in the name of the powers delegated to him by the Duke, requested a detachment of soldiers, and held on to them in spite of a protest from the Estates. He burst (still the old Duke was not under the sod) into the Ministers' Council, arrested in the name of Karl Alexander the heads of the Countess's party and consigned them, gnashing their teeth, protesting, threatening all the curses of heaven and hell, to Hohentwiel. In captivity was Friedrich Wilhelm, the brother of the Countess, the icy man who had pushed his sister out of political life to seat himself more firmly as High Court Marshal and Minister President; in captivity were both his sons, the Head Groom of the

Chambers and the Conference Minister. Their petty supporters and creatures were also apprehended, Pfeil of the Ecclesiastical Court, the State Councillors Vollmann and Schneid, and the innumerable underlings in their retinue. How they had preened themselves once! How haughtily they had walked, their noses in the air, hardly acknowledging salutations! Now they sat in their cells in thick darkness, and no one cared a brass farthing for them.

Then Neuffer waited on the Duchess and imparted to her, she who had passed from affliction to brilliance and triumph, what had happened. He had it announced by heralds and posters that Karl Alexander had assumed supreme power, would in a short time arrive from Belgrade, had already proceeded against certain unfaithful servants who for their own advantage had oppressed the people, and with princely and true words had ratified in advance all their liberties, especially those of religion.

Rejoicing among the people. That was a prince! He impressed you even before you saw him. Just as he is shown in the picture where he storms Belgrade. Bring out ribbons and greenery to garland his picture! A prince and hero. They would get on well with him.

4

IN the vicinity of Hirsau a cart track branched off from the main road. From the cart track again, ran a footpath which was lost in the forest and ceased altogether before a strong, very lofty wooden fence. Trees shut off the farther prospect. Of the neighbours only a gardener had access, and an aged day labourer who went errands, both of them surly men who made no reply to the inquisitive. All that was known was that a Dutchman had acquired the declining house from the

heirs of an earlier proprietor. With the authorities he was registered as Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten; he had letters of safety from the General States. The purchase was in all respects regular; all the demands of the police and revenue officials were met with scrupulous conscientiousness. The Dutchman stayed there with a young girl, a servant-maid, and a man-servant. A remarkable story was related of a vagabond who had tried to break into the lonely house. He had been seized and overpowered. The Dutchman had done nothing to him, only locking the insensible and jeering ruffian all night in a room with books. Tottering and deeply confounded the tramp had staggered next day through the forest, and had left the vicinity forever.

Rumours began and were silent again to the effect that the Dutchman was the Wandering Jew. He kept himself out of the way, took lonely walks, usually in the forest; very few had succeeded in seeing him. Finally people became accustomed to him. There was a mighty wooden fence and behind it dwelt the Dutchman, and if he wrought forbidden things at least he did it very quietly, and without molesting anybody.

Now there lived at Hirsau a certain Master Jaakob Polykarp Schober who taught in the Bible Class of which Magdalen Sibylle was also a member. The young man, rather fat and chubby, given to quiet meditation, and loving long, pensive walks, arrived in the course of one of these (half-involuntarily following a bird which lured him on from tree to tree) at the high fence, clambered over it without much thought or great trouble, traversed the belt of lofty trees, stood suddenly on the verge of a glade, and saw in the midst of tulips and rising terraces of flowers of a kind unknown to him, but fastidiously cared for, the Dutchman's house. It glittered uncannily, a blinding, white, tiny square in the

laughing sun. But before the house a primitive tent was pitched, and in it lay, relaxed and dreaming, a girl dressed after some foreign fashion, her face a smooth white under her blue-black hair. The Master stood still, stared round-eyed, full of diffidence, and tiptoed away. But after that there crept into his imaginings of the Heavenly Jerusalem the picture of the girl in the tent before the very white house with the tulips.

5

RABBI GABRIEL allowed the girl every freedom. Naemi bloomed peaceful and gentle and without many desires. She had the broken old serving-man and her Dutch maid Jantje, who for many years already, good-natured, devoted, garrulous and anxious, had done all her little commissions for her. Often she would have been glad to see people, but since her uncle kept them away it was no doubt for the best.

She threw herself with delight into the books which her uncle read with her. They were mostly Hebraic books, among them the mysterious Cabbala so rich and various in its interpretations. She did not so much think of it as see it. The Cabbalistic Tree, the Divine Man, were to her actual, comprehensible entities. The lettered characters of God's name danced a sacred dance; they had gay, shimmering banners; the symbols of the sacred science moved in all their files, the triangle climbed, the square sank, from peak to peak leapt the five-pointed star. But the heptagon and the nonagon could be reckoned in regiments; they lanced themselves menacingly at her, or clustered round her in love. And all was intertwined in an endlessly winding, orderly dance.

She read in the Song of Songs: "My beloved spake, and said unto me, Rise up, my love, my fair one, and come away.

For lo, the winter is past, the rain is over and gone. The flowers appear on the earth ; the time of the singing of birds is come, and the voice of the turtle is heard in our land. . . .

" Arise, my love, my fair one, and come away. O my dove, that art in the clefts of the rock, in the secret places of the stairs, let me see thy countenance, let me hear thy voice ; for sweet is thy voice, and thy countenance is comely." She sat, soft and attentive, her practised eyes gliding over the great, unwieldy Hebrew characters.

Rabbi Gabriel declared that what she had read signified the creation of the world ; that the flowers were the All Father, the voice that of the youth who, learning the mysteries of the written word, labours that the world might be preserved and the Father manifest Himself. And he interpreted it this way and that, with much profundity and subtlety ; and finally, absorbed and lost, he was silent. She listened piously, but hardly had he ended ere the flowers were once more flowers, and she heard the sweet and simple melody : " For, lo, the winter is past, the rain is over and gone. The flowers appear on the earth ; the time of the singing of birds is come, and the voice of the turtle is heard in our land." And she closed her eyes and listened to the seductive voice, and she lurked behind the trees and held her breath : now, immediately, in the very next instant, the Shepherd would become visible, he whose words chimed with a silvery ringing. But no one came.

The heroes and saints of the Bible, too, signified certainly what Rabbi Gabriel said. But when he was not there Naemi regarded them with her own eyes. She herself was Tamar, loved by Haman, she was Rachel who fled with Jacob, she was Rebecca at the well. She was Miriam, too, who danced the dance of victory over the Egyptians drowned by the Lord. But she was not Jael, who drove the nail into

Sisera's temple, nor was she Deborah, who judged in Israel. With the few people of her acquaintance she filled the histories of the Bible. Hagar bore the lineaments of the garrulous maid, Jantje ; the prophets had the melancholy, grey, stony-sad eyes of her uncle and his flat nose, and they spoke with his rasping, ill-tempered voice.

But the heroes had the mien of her father, his face, his eyes, the sonorous flow of his flexible, eloquent, persuasive voice. Oh, her father ! How radiant he was, how splendid ! But oh, how seldom he came ! To hang upon his neck, that was life, and all that was left over was the anticipation that he would come again. All the heroes of the Scriptures she saw in his image. Samson, who slew the Philistines, wore her father's olive-green coat, and stamped, swift, splendid and dangerous, in his jingling riding boots. David, when he overcame Goliath, moved daintily in the red, elegantly-cut tail-coat in which her father had arrived last time, and the lifted arm with the sling threw back from the wrist the exquisitely-frilled cuffs. But with secret, lascivious horror she saw one thing more, that the hair by which Absalom was caught to the tree was the rich, chestnut hair of her father ; and when David lamented, O Absalom, my son !—then he groaned with the rasping voice of her uncle, and it was the glowing, beloved eyes of her father that he closed.

6

FESTIVELY the new Duke sailed up the Danube in the yacht which his father-in-law had given him. Motionless at the stern huddled the dark-haired Duchess with fathomless eyes. Near her, massive, sat General Remchingen, his vinous face scarlet under the white peruke ; puffing and blowing and modish he paid his court to the beautiful lady in his singing

Austrian German. He sparkled, a hundred foolhardy and vain plans blossomed now into ripeness. One of the first measures of the Duke had been to appoint his friend to the presidency of the Ministry of War and the highest command in Württemberg.

There was a brilliant reception in Vienna :—their majesties extremely gracious ; high mass ; banquet at the Castle ; opera. The old Prince Thurn and Taxis had come to Vienna to meet his son-in-law ; nor had his two spiritual friends foregone the privilege of meeting him at Vienna to tender him their congratulations. When the yacht was brought alongside, the Prince Bishop of Würzburg with his Privy Councillors Raab and Fichtel, and the Lord Abbot stood on the quay, kissed the Duke, pleased and cordial, and twinkling, pressed Marie Auguste's hand.

After the opera—their majesties and the Duchess have already withdrawn—Karl Alexander, the Prince of Thurn and Taxis, and both prelates still remain sitting. Dusky yellow Tokay smoothly gleams ; the Duke has grown used to it in Belgrade, and drinks it in great gulps, while the Jesuits content themselves with sips. The air is heavy with candle-smoke and wine.

Before these friends and tried comrades Karl Alexander laid bare his heart. Oh, he had not a mind to rust away among his possessions as a petty princeling ! His ambition went beyond seeing that his subjects cultivated their wine properly, wove their linen, and kept their children's noses and the tails of their shirts clean. He would let his councillors manage, but he would rule. He had not been so long in camps for nothing. He was a soldier, a soldier-duke If he had fought and conquered so long for another, if friendly house, how much better he could fight and conquer for himself. Louis XIV had conquered ; little Venice had

bitten off a good part of Greece ; starting from Sweden the twelfth Charles had borne his banners through half Europe; in Potsdam they were preparing for a campaign of conquest. He felt it ; he was the man to make out of his little state a greater one ; perhaps, if God willed, a great one. In any case he would not let his land remain as it was now. In it one knocked oneself blue and silly against all sorts of corners, whichever direction one turned, and could stretch neither arm nor leg. He was enough of a strategist, however, and understood enough of the art of warfare, to know that his little state by virtue of its geographical position was the nucleus of a greater. If only one drove straight forward from the Württemberg dependencies beyond the Rhine, from the earldom of Mömpelgard which lay right in the midst of the French ones, and from there went on : for a strategist that was an excellent basis of action. Then the host of tin-pot towns in the middle of the Duchy and round the frontiers, the free burghs, Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmund, Weil die Stadt ; he could not understand how his predecessors had allowed these to flourish and luxuriate so rankly. He would take good care that they should not lie any longer on his stomach like stones, but should be nourishing provender.

"Your Highness is very keen," smiled old Thurn and Taxis, and sniffed with his greyhound nose at his Tokay. Well pleased he listened to the temperamental projects of his son-in-law. He held all that to be mere Utopia ; but, God knew, the Duke was a soldier ; one did not demand political insight from him. Two months in his Residence, and the fire would peter out.

The two Princes of the Church listened attentively to the emphatic words of Karl Alexander. They had prosecuted his conversion to Catholicism with great zeal, for one thing

because one should always help an erring soul towards the light, for another because he was a great propaganda weapon for bringing over the Württembergers ; but most of all for pure sport. They had not followed their victory, indeed, with great political plans. But now that God had disposed things so happily and had set the newly-won convert in such a high place, one could pocket with a smirk the innumerable compliments one got for one's wise prescience. But it was urgently important to utilize with all one's power the unanticipated opportunity. Fire such as burned in the Duke was always useful. Many a concoction might be warmed at it.

Cautiously the stout Prince Bishop of Würzburg began. His brother the Duke was occupied with great projects in which every Christian Catholic prince must wish him luck. But he forgot that God had chosen him out to rule a rebellious and wholly impenitent Babylon. Like rats these accursed Evangelicals had nibbled the divine rights of German princes, so that now, ruined and pitiable, they hung in tatters.

The Duke said that the Württemberger was not wicked ; he was a loyal subject and faithful to his princes. It was only that accursed party in Parliament, that obstinate company of stingy donkeys who once had refused him his appanage, that unwieldy, treasonable herd of muttons, who had intrigued with his brother. But he had been on the *qui vive*, he had not let himself be cheated out of his throne, and now, in power, he would pay them back and give them such a blowing up that they would sweat blood.

The Abbot smiled : that was not quite so simple. In the first place his promises were there. That was paper, paper ! cried the Duke, reckless and inflamed with wine. "Certainly," quietly answered the Jesuit, "but provisionally binding. After all, the Bible, too, is only paper, and yet upon it stand Rome and the world."

The Würzburger interposed smoothly : Karl Alexander's strength and wisdom, the help and craft of his friends, his soldiers and the justice of his cause, would at last shred away the scrap of paper. The Catholicizing of the Duchy, the foundation and corner-stone of all those projects, was difficult, but not impossible. One had that model of adroitness and success, the Catholicization of Pfalz-Neuburg. First of all only Catholic officers and soldiers. No parliament could oppose that. Then all the court charges filled gradually with Catholics exclusively, and finally all the official posts in the country. The Protestants would be dismissed without distinction, all of them. Oh, how many souls skipped into the true Church in the Pfalz at that time ! First of all the public officials, who had families and were chiefly concerned to save their skins. Oh, how lustily they adjured the Protestant heresy. Oh, how they leapt and hurried breathless, the good, valiant souls, into the bosom of the Church !

They laughed, drank. Many ways were opening. The Prince Bishop promised that he would work out with the help of his sagacious Privy Councillor Fichtel main lines of action specifically designed for Württemberg. They parted full of enthusiasm and hope.

Next day three Imperial Councillors appeared before the Duke, to take counsel with him over the French War into which the Emperor had imprudently been drawn. Karl Alexander, who hitherto had had relations with the Imperial Councillors only as a suppliant, a nuisance, a salaried general, swaggered now that he was courted at last, and carelessly, with a grand gesture, flung to the ministers his subsidy of twelve thousand men, for which they had anxiously begged him. With many diplomatic clauses and in veiled terms an imperial secret treaty promised him in return protection and

augmentation of his sovereignty against the eventual encroachments of his Estates.

When the Duke left Vienna, his Roman Majesty kissed him on both cheeks before court and people.

7

WHEN he heard of Eberhard Ludwig's death, Josef Süss stood for a moment holding his breath, his ripe red mouth half open, his left hand raised as if to ward something off, and all his blood flew to his heart. Arrived! He had arrived. Quite suddenly he was at the top. He had drawn the winning number among a hundred thousand blanks, his intuition had been right, he stood like a proud genius before the shrewd Isaac Landauer, who had smiled and shaken his head over his belief in the insignificant Prince, and had rubbed his chilly hands.

Ah, now he would walk with high and mighty tread. A hundred brilliant salons would be thrown open to him. He had sprung high with one bound. Now he would sit at magnificent tables, an equal among equals, with the great of this world. Those who had kept him waiting in their antechambers would now wait before his door until he admitted them. And women, fair, shining and elegant, who had graciously accepted his love, would now come begging him to take their proud bodies. He would repay with interest the kicks which he had had to accept. He would show the great men that a Jew could carry his head ten times as high as any of them.

He sold his houses in Heidelberg and Mannheim and published a haughty announcement that whoever had claims on him in the Palatinate should present them at once. Meanwhile he bought secretly through intermediaries the palace of a decayed noble family in Stuttgart, in the Seegasse,

had it magnificently done up, and enlarged his staff of servants, his wardrobe and his table.

Isaac Landauer found him in the middle of these preparations. Mean and dirty-looking the great financier sat in an awkward, angular posture in a large arm-chair and warmed his wasted bloodless hands, irritating Süss profoundly by his side-curls, caftan and shabby Jewish garb. Vexed and disappointed, Süss had to admit that Landauer was manifestly neither impressed nor envious. "You have been lucky, Reb Josef Süss," he said, shaking his head, good humoured and a trifle mocking. "But it might well have turned out badly, and then all your money would have been thrown away on the sponger." "At any rate he's not a sponger now," said Süss sharply. "That's just what I am saying," agreed the other with great readiness. And confidentially, authoritatively: "Why all this fuss and feathers and foolishness? Be advised by an old business man; it is not practicable, it will only do you harm. Why puff yourself up and take a place in the sun? It is not good for a Jew to set himself where everybody can see him. Be advised by an old business man; a Jew is much better off in the shadow." And with a small chuckling laugh, "An I.O.U. in the strong-box is better than gold lace on the coat." And good-humoured, with gentle mockery, he fingered the embroidery on Süss's sleeves, while the latter almost with disgust sought to pull them away.

"So that's what these youngsters are," thought Isaac Landauer, when he had taken leave of Süss. "They sink and sink to the level of the Goim. They need noise and glitter and embroidered coats. They have to feel that they are acknowledged by others. Of the subtle secret triumph in caftan and side-curls they have not a notion, these superficial creatures."

Süss sneered to himself: "What a coward he is! Always hiding himself. What is the good of power if it is not seen? These stupid, timid, old-fashioned prejudices! Oh, yes, only keep the Christians from noticing you! Only cower in the shadow! In the broad light of day I will set myself up, and I will look every man straight in the eye."

He travelled to Frankfurt with a magnificent equipage, visited his mother to show himself to her in all his glory. The beautiful old lady, from whom he had inherited his white skin and his arched lively eyes, lived in great comfort an empty life. Ah, how full her days had once been! Michaele the actress had scoured Germany behind galloping horses, and all the streets were full of men, of adventures, of lusts, triumphs, sorrows and excitement. Now her destiny was only faintly tinged from outside by the hues of experience, she filled her hours with beauty-culture, kept up a manifold and voluble correspondence, and crept into the lives of her innumerable acquaintances. Süss inflated himself and postured before her; she feasted on his glory and with large foolish eyes absorbed his loud and windy boasts.

Into the rainbow froth of their chatter fell Rabbi Gabriel. Süss had just been bragging with gleeful triumph of the women who thrust themselves into his chambers, and Michaele had been listening greedily. But now the broad stony surly face of the old man obliterated all these gay light faces like an enormous boulder. Yes, he was aware that the new Duke had already left Vienna and would soon make his entry. Süss was naturally on his way to meet him. He spoke with such cold, weary mockery that all Süss's achievements seemed bare and equivocal. Then he asked casually when Süss was coming to Hirsau, if at all; for the child needed to see his face. When Süss evaded the question and excused himself, he did not push it farther, only the three furrows

deepened in his brow. He looked from the mother to the son, from the son to the mother. Soon he went away.

Süss's pride and glory had been scattered to the winds, and it was only with difficulty that he picked up the pieces again. Slowly and not quite securely he balanced himself again atop of his old magnificence, and cautiously made fun of the old man. But his mother did not chime in with him, and his departure was not quite so radiant and satisfactory as his arrival.

The journey to Regensburg was rapid ; loudly and in the gayest of humours the Duke received him. Remchingen, excessively red under his white peruke, fell upon him with malicious jests ; he could not stand Jews, and this one with his too courteous and insinuating address was doubly repugnant to him. The old Prince Thurn and Taxis also met him with reserve ; he had not forgotten that the Jew had killed the effect of his pale yellow coat by his pale yellow salon in Monbijou.

But the Duchess smiled to him with great favour, very amused. Graciously she extended her small plump well-cared-for hand for the Jew to kiss, while in the other, as fashion prescribed, she held with delicate affectation the upper folds of her skirt. Oh, what dark and wicked thoughts might he not have kissed into her hand ! And how fashionably he was got up, to the last hair. It was amusing to have a Jew like that about one, who looked like the most gallant gentleman from Versailles, and who hid behind such a fine maroon coat his evil Jewish heart which was certainly full of every kind of wickedness and slimy poison.

Later, when they were alone together, the Duke asked him about the temper of the country. Süss at once perceived how much importance was attached to his judgment, and became immediately business-like, objective, concentrated,

and skilfully on the alert. He sat as the clever financier, with his nerves tense and all his assurance at work; drew more out of the Duke than the Duke out of him; arranged his answers cleverly so that they all went to confirm Karl Alexander's expectations.

Of his own accord the latter clapped him on the shoulder. "You have not swindled me after all with your Magus, you devil of a Jew!" Süss shrank, and contrary to his habit gave a forced, constrained, hesitating answer; he had himself staked something on these cabbalistic prophecies; it was no wonder that they should be dependable and true. Watching him, the Duke, also in a slightly false manner, replied that the Rabbi had prophesied a bad end. If the prophecies were so dependable why did Süss link his fortunes with his? And Süss, after a pause, said that what the Rabbi held to be good or bad lay in another sphere, and men like His Highness and himself who were not fantastic did not need to scratch their heads over such subtle and metaphysical matters.

He was suddenly stricken dumb, struggling for breath, his head turned aside. It seemed to him that a man was looking over his shoulder, a man with his own face, but quite shadowy and vague. The Duke too was silent. The things around him lost their colour, the Jew before him faded out of sight. He saw himself treading a strange unreal measure; ahead of him moved the uncanny Magus, Rabbi Gabriel, holding one of his hands, while Süss behind held the other.

The Jew wrested the Duke out of his vision, switched him on to other matters. The Duke had spoken with contempt and bitterness of his brother, Prince Heinrich Friedrich, and of his intrigues with the Estates. Here Süss made an opening with some discreet jests at the expense of the mild and incompetent conspirator, and then spoke of his mistress, the quiet, golden-brown, stupid creature. The

Duke listened with interest, amusement and malice. What the deuce! The mild Heinrich must be poor fare for her, a lean dish without any sauce! He laughed without stopping, and in his eyes there kindled a wicked, calculating glitter. The Jew knew the girl, of course; he must describe her. Süss described her carefully, and dissected her skilfully, the daughter of a small country squire, mild, big and bulky, her fairness, her warm and sluggish youth. The Duke listened maliciously, greedily, and with satisfaction: obviously his plan was ripe. "You are a connoisseur, Jew," he laughed. "You are an expert in Christian flesh and blood, you swindler."

Süss, left to himself, smiled profoundly and triumphantly, and considered the line he was to take. It was clear. To flatter the Duke unhesitatingly, without any fear of exaggeration. To procure money for him, and, through money, women, soldiers, and glory. More, and still more. Not to pocket too much for himself, but to procure so much money that he would be rich if only a little of it stuck to him. To pay no attention to the Estates. To treat them *en canaille*. His sole aim to be money for the Duke's treasury.

He had taken Karl Alexander the right way. He had also done well to purchase the palace in Stuttgart. When he left Regensburg in advance of the Duke he was Privy Financial Councillor to the Duchy of Württemberg. To his letters of appointment was attached a decree of the Duchess, nominating him as the keeper of her Privy Purse.

8

IN Stuttgart there were enormous preparations for the reception of the new ruler. Three triumphal arches with proud Latin inscriptions and many allegorical figures, count-

less banners and garlands. The streets packed with people rosy with the cold and exhilarated by the bright and joyous clearness of the December day. Hawkers everywhere with the Duke's picture for sale, the famous picture of him at the head of seven hundred halberdiers martially storming the fortress of Belgrade amid a hail of bullets. Süss had caused several thousand copies of it to be printed, as a pleasure for the Duke and his people, and as a source of profit for himself, and now citizens and peasants struggled to obtain this cheap, patriotic and heart-warming decoration for their walls. The whole town resounded with music, cheering, and the firing of small mortars. At last came the procession two miles long: officials, officers, soldiers both horse and foot, couriers and pages. Sixteen horses drew the Duke's gala-coach. So he made his entry through streets glittering with snow under a radiant and clear blue December sky, and a thousand gay banners waved in the lusty wind.

Open-hearted and open-mouthed the Stuttgarters gaped with delight at their imposing sovereign, who sat with lordly mien and leonine head, his fur cloak thrown back from his broad chest covered with stars; and still more perhaps at their amazingly lovely Duchess, smothered in white furs, whose small, strange, lizard-like face under the diadem peeped delicately and smilingly at them with indolent curiosity. But how she inwardly laughed at the Swabians who were cheering her! How much that was ridiculous did she find in the orator from the University of Tübingen, the fat, self-conscious, perspiring professor who used up all his energy in declaiming with a Swabian accent the stirring verses with which he greeted the princely couple! She listened earnestly and attentively while he spoke of the people whom the Duke was called to rule with his sceptre, and announced with pathos that Karl Alexander's renown com-

bined all the fame of Charlemagne and of the other Karls in history with all that was renowned in the Grecian Alexander, all that God's chosen people had prized in Samson together with all that Hercules had ever possessed, finishing by comparing him with the Cæsars of Rome. And she did not even show her amusement when he glorified the Duke as being already famous for all time since he was like the Prince of Ithaca whose soul yearned for a Mentor. But inwardly she questioned who this mentor might be, the small cautious Privy Councillor Fichtel, with his black coffee or the elegant Jew with his sly foxiness and gallantry?

Meanwhile the latter was standing modestly and with great respect quite in the background, in a corner among the attendants. He had thought it wise to enter Stuttgart quietly and without much outward show: he had taken possession of his magnificent house and was not as yet very much remarked. Nothing could be got out of his confidential attendant, the quiet, phlegmatic Nicklas Pfäffle; it was just some great man or other from the Court of the new Duke. Only gradually did it become known that the Privy Financial Councillor, although he looked and carried himself like any other great man, was merely an ordinary unbaptized Jew. Now Jews were actually forbidden to reside in the Duchy. Still, people admitted that considering the involved state of the Treasury's finances, and the slyness of the Jews in charge of the Countess's affairs, the Duke must be allowed to keep a Court Jew of his own. Moreover, they had to concede that for the present the new Jew bore himself honestly and quietly, and now, while the Duke was being celebrated, he kept himself modestly in a corner for all his grand title and magnificent uniform.

But three days later, at the reception given to the Estates, he was quite different. Proud, cold, and keen he stood

among the Ministers and cast a distant, unfriendly eye on the swarming members of Parliament. The little group of Cabinet Ministers, among them the Jew, stood in gay and brilliant uniforms arrogantly aloof from the thickly-packed black-coated Parliamentarians. Fourteen Prelates were in the House, and seventy representatives of the towns and government departments. Only a few like the subtle, clever Weissensee and the hard-worked advocate, Veit Ludwig Neuffer, were equal to the occasion; the majority had anxious, embarrassed, perspiring faces, and were sulky and ill at ease under the cold and haughty glances of the ministerial group. Among the Ministers were Fostner, the President of the Council, and the ambiguous, insinuating Neuffer, who had both been supporters of Karl Alexander even while the old Duke was alive, and had quashed the intrigues of the Estates with Prince Heinrich Friedrich. Then there was Andreas Heinrich von Schütz, with his enormous hook-nose, originally a creature of the Countess, who kept his place under every government. These three boded no good to the Estates; the Jew also boded no good, whose behaviour at the welcoming ceremony had been obviously a provocation. The Estates had confidence in only one of the Ministers, and the fact that the Duke had summoned him into the Cabinet balanced the presence of Neuffer and the Jew. That was Georg Bernhard Bilfinger, the philosopher and physical scientist. Karl Alexander had become acquainted with this comfortable man, with the open, plump, energetic face, when he had to go over with him certain of his calculations and plans for fortresses. And however much he mistrusted all philosophy, he had not been able to resist the temptation of putting into his Cabinet this reliable mathematician and designer of fortifications instead of a lawyer.

Both groups, the small group of Ministers and the large group of Parliamentary representatives, confronted each other like two hostile animals, the one large, clumsy, black-coated and helpless, the other small, brilliant, gay, quick and dangerous.

They waited; they waited very long, nearly an hour beyond the appointed time. And still there was no triumphal march, no presentation of arms by the guards in the ante-chamber, still the door remained shut which led from the Duke's private suite. Perspiring in the over-heated room, with black and surly looks, the representatives of the people shifted from one foot to the other, even the Ministers began to be uneasy. That from the very first moment the Duke should treat his Parliament in such an off-hand manner was quite unexpected. Was it intentional? Or, was it a whim or an accident, or absence of mind?

Only one person knew. The Jew stood smiling, sharing with understanding and enjoyment the relish of this extraordinary triumph which Karl Alexander had planned. Had the Estates intrigued with his brother? Good, then let them prop their bellies on their legs and wait until he had indulged himself with his brother's mistress, the gentle, golden-brown, tranquil creature.

9

PRIVY Councillor Andreas Heinrich von Schütz read out the Constitution to which the Duke had to swear allegiance. It was all set down with terrible caution, circumlocution and long-windedness.

Not very loudly, in a level, well-trained voice, Herr von Schütz read the endless document through his enormous hook-nose with a slight French accent; the chamber was

over-heated, a winter fly buzzed, and from the crowd of men in heavy clothes arose an exhalation of steam and stertorous breathing. With surly irritation Karl Alexander surveyed the rows of dull workaday faces which tried to assume an air of pathos, with surly irritation he listened to the declamation of these stiff and solemn periods, every word of which meant obligations, shameless, unlimited, subversive compulsions laid upon him. And it droned on, unendingly. He had to keep himself from interrupting, from venting suddenly a loud and peevish yawn. He was newly out of an embrace, he could still hear her unrestrained, low, tearful sobbing which had wetted his face, arms, and breast; he was filled with loose and brutal mirth.

The members of Parliament were scandalized by the way in which he repeated the solemn oath in a hoarse, husky voice—a consequence of the dalliance from which he came—asthmatically, with maddening indifference, and with his thoughts obviously far away.

"This I confirm and swear to on my true and princely word, after mature consideration and of my own free will." And it sounded as though he were telling his valet that the shaving water was not warm enough.

Dejected and full of anxiety the members withdrew. If he had abused them like the late Duke, Eberhard Ludwig, if he had fallen upon them roundly with vituperation, they could have made against that a better stand than against this uncivil, contemptuous, and astonishingly nonchalant treatment. O lovely freedom! O pleasant power of the leading families! You will have to be fought for strenuously now.

Karl Alexander stretched himself when the members had gone, threw himself into an arm-chair, and was complacent. He had given them it. How they had slunk out with their tails between their legs! He gave a snort of intense grati-

fication. A good beginning; a good day. First one in the eye for the soft Heinrich Friedrich, the interfering sneak, and then the impudent, greedy, sweating rabble sent home well basted, choking with the rage they had had to swallow.

He dismissed the Ministers also, and as they took their leave he chuckled in Süss's ear: "I have still something in there to comfort, golden-haired and sobbing. The sneak has taste, more taste than I credited him with." He roared with laughter and clapped Süss flatteringly on the shoulder.

10

"I WANT to rule personally," he had said to a deputation from Stuttgart. "I will myself hearken to and help my people." He let it be known all through the country that he would not shrink from any labour or difficulty conducing to the true welfare and prosperity of the Duchy, and would make it his care to see that in every part of it justice should be dealt out with the good old Württemberg honesty and uprightness, without any evasions, intrigues or complications. Whoever had a complaint against any official, or any request to make, should set it down circumstantially on paper and put it into the Duke's own hands.

For three consecutive Sundays this ordinance of the new Duke was read out from all the pulpits in the country; it was printed and affixed to the Town Hall of every parish. The people shouted delightedly, "This is a real Duke; he does not let his bureaucrats rule, he rules in person." Like snow in May the Countess's party melted away. The sour Dowager Duchess flourished on their downfall. And the picture of Karl Alexander storming Belgrade with his halberdiers went like wildfire, and when an edict actually forbade petitioners to kneel before the Duke, on the ground

that such an honour was due only to God, Süss had to print an enormous new edition of it, and there was no town or country house in the Duchy which had not that picture in a place of honour.

The Duke supported with all his influence the prosecution of the former Lord Marshal and of his sister, the Countess, but without any real success. True, a specially-constituted Court of Justice was set up to deal with the Countess, and the first lawyer in the country, the Tübingen Professor Moritz David Harpprecht, respected throughout Germany for his strict impartiality, presented capital charges against her for bigamy, for repeated and long-continued adultery, for three attempts to murder Eberhard Ludwig's wife, for lese-majesty, for abortion, for forgery, treachery, and embezzlement, and the Court of Justice found her guilty and condemned her to death. A special agent from Württemberg, Baron Zech, was sent to Vienna to assure the ratification and execution of this decree, and he spent money to the extent of 143,000 gulden in trying to win the imperial counsellors. But whether it was that Isaac Landauer had spent more, or whether he was simply cleverer, the process dragged on wearisomely and relapsed finally into a complicated and formal transaction for monetary compensation.

This affair, and all the business of government from the Cabinet downwards, soon became a weariness of the flesh to the Duke. He had published fine manifestoes, and won the love of his people ; and his advisers, Remchingen the blustering general, Schütz the smooth diplomat, and Süss the wily financier, assured him from day to day that now all abuses were swept away and that the golden age of Württemberg had dawned. Where could one find in Germany another ruler with such a sense of duty ? Carrying himself proudly before God and men and in his own esteem, inflated by the

feeling that he well deserved the title bestowed on him in an address from the University of Tübingen, the title "truest shepherd and blessing of mankind," he left the fulfilment of his promises to his advisers, and betook himself with his hunger for new glory to the army, pleased and happy to go back to a soldier's life.

II

Süss conferred with Privy Councillor Bilfinger and Professor Harpprecht about the prosecution of the Countess and her brother. The gentlemen sat in Süss's magnificent study, the Jew slim and elegant, the two Württembergers broad and bulky. The case was not going well. Vienna was not inclined to ratify the death penalty on the Countess, and suggested instead a financial compromise. This compromise seemed a poor one to the Württembergers, and hardly consonant with the Ducal dignity. Süss, on the other hand, considered that the most palpable form of success was a large sum of money. If they would leave the financial settlement in his hands he would certainly carry it out to the Duke's satisfaction. Both earnest and upright men found this attitude frivolous and Jewish. But after all the agent from Württemberg had come back from Vienna without anything to show, there was no way out except by financial compensation, the Jew would certainly arrange that better than any one else, and the Duke had unlimited confidence in his luck and skill. Reluctantly they consented.

When this had been settled, Süss asked the lawyer further for his opinion about some disputed powers of the Estates. This was a question which moved both Württembergers to the bottom of their hearts. Harpprecht, the jurist, slow, thoughtful and circumspect, accustomed to turn things round and to look at them closely from all sides, and Bilfinger, the

trusted friend of Wolf the famous philosopher, inclined to regard things seriously and from a lofty point of view, both of them thorough patriots and quiet, practical men, did not blink at the fact that a few leading citizen families encroached on the Constitution as if it were their private inheritance and portioned out the seats of the people's representatives among themselves; they both knew that the flag of liberty is always liable to abuse by individuals who cut pieces out of it for their own private purposes. But in spite of that they were profoundly convinced with all their hearts that the statutes and parliamentary liberties of the land were the pillars of the state, and they interpreted all controversial questions arising between the people and their rulers with the responsible seriousness and love of liberty which had inspired the first Duke of Württemberg, a really great ruler in his small country, to bequeath them the Constitution.

The matters under discussion were certain proposals made by Süss for taxes and monopolies which undoubtedly violated the spirit of the Constitution; the letter of the law, however, was not so impervious but what an inventive and unscrupulous quibbler could make breaches in it. Harpprecht, seconded by Bilfinger, spoke till he was warm, and Süss listened with attention and courtesy. But suddenly the scholar noticed the financier's eyes, the large, malignant, clever, lurking, conscienceless eyes of a beast of prey. To eyes like that what were liberty, constitution, conscience or people? Before the gaze of the Jew, rapacious, and purified by no ideal, all these great things faded into silly dreams of youth, and became discredited and ridiculous. He felt that he was an idiot to speak to this man of business about the spirit of the laws and their fine and earnest intention. Of course the other was only culling from his words what would be useful to himself in his unctuous and self-seeking

projects. Harpprecht broke off rather suddenly; even the slower Bilfinger had guessed what hampered his friend. The two Württembergers withdrew immediately, icy and out of temper, and were escorted respectfully to the door by the immovably courteous Süss.

At the door they encountered Isaac Landauer in his caftan and side-curls. Süss had invited him to come and settle the Countess's affairs with him. They both understood each other without having to hint at their common purpose. This was to draw up a balance-sheet which would apparently be favourable to the Duke, but in reality to the Countess. Bargaining sharply they put all their forces into play against each other. Each had his own special interests as well, for each of them had claims on both the Duke and the Countess. Finally Süss reckoned up an apparent gain of 323,000 gulden for the Duke, but in fact the Duke had to pay the Countess 158,000 gulden. In handing over this sum Süss to be sure kept back for himself 30,000 gulden against alleged loans and advances, and he charged the Duke for his services a further 5,000 gulden.

So the love-affairs of the Countess, which had plunged the Duchy into rage and confusion for so many years, ended with a considerable profit for Privy Financial Councillor Josef Süss Oppenheimer. The Countess protracted in Berlin a brilliant and restless existence. The sour Dowager Duchess had fallen ill of an incurable disease, which gained upon her until her doctors wondered that she did not succumb. But she, full of bleak, grey, dusty hate, stared fixedly at her enemy in Berlin, the hussy, and did not die until three weeks after her.

12

KARL ALEXANDER was in the fortresses, among the redoubts, at the camps; he rode, travelled around, gave orders, and was enormously active. He gave a hearty celebration in honour of meeting Prince Eugene again, the old, clever, somewhat formal and dry Commander-in-Chief. The prudent Prince had retreated before the superior forces of the French, and entrenched himself strongly near Heilbronn. The French were in the Duchy again already, and were ravaging and confiscating everything. But the strengthening of the Imperial Army, for which Karl Alexander was mainly responsible, forced them back over the Rhine. With wild impetuosity the Duke now devoted himself to making the frontier secure. The fortresses were enlarged, and redoubts were added, and all the time he was conferring with Bilfinger. A very far-sighted project of real strategic genius was seriously and skilfully undertaken. From Rottweil to Rottenburg escarpments were made at certain points in the mountains, and in the Black Forest from Schiltach to Oberndorf lines of defence were drawn right up to the Neckar and the Heuberg was secured with barricades. Five battalions and ten or twelve squadrons were enough to hold these fortifications. And with such relatively small means a Swabian Thermopylæ was fashioned, against which every French Xerxes would have to break his head.

The Estates at first did not oppose Karl Alexander's plans. In Eberhard Ludwig's time the Duchy had suffered too much from the incursions, pillaging, forays, violence and swords of the French not to appreciate from the bottom of its heart the strong, professional and soldierly protection provided by its new ruler. Once the French were driven back over the Rhine, however, and the immediate danger

dissipated, the Estates became difficult. They annoyed the Duke by raising countless formal and pedantic objections. At every minute deputations appeared with complaints about his methods of recruiting and of raising war material, and irritated him by their thick, stockish, shopkeeping faces, by their stupid self-conscious clumsiness. Difficulties arose everywhere. The reserve of troops came trickling in slowly and reluctantly; horses, material, and provisions were provided without any enthusiasm and never to the required extent; the war taxes fell off obstinately, supplies stopped, and the treasury was exhausted. Naturally inclined to be mistrustful, the Duke began to suspect his advisers of being secretly in alliance with the Estates. He summoned his Jew into the field.

The latter had already noted with the keenest attention even the most insignificant details of Württemberg politics, and had long been waiting avidly for this moment. In his sharp, clear, alert way he had marked out his goal, and every inch of his province lay before him like a map drawn up with mathematical precision. So he betook himself to the camp with pride and decision. Karl Alexander received him immediately. It was night, candles were burning, and in a corner squatted the dusky brown slave. The Duke was sitting with Bilfinger over geometrical tables. In a sudden fit of rage he vented all his pent-up ill-humour and vexation; before these two he let himself go. His suspicion of his ministers had increased. They were hand in glove with the rebellious and malicious Estates. Bilfinger was shocked and ill at ease as he listened to this unwarranted and senseless outburst, and tried to convince the Duke of his error by objective considerations. Süss restricted himself to listening closely; his pale, tranquil face with its significant smile contrasted strongly in the flicker of the candles with the red

excited faces of the Duke and his fortress-builder. Suddenly Karl Alexander turned to him : "And you, Jew ?" Süss, shrugging his shoulders, remarked that it was certainly striking how badly and incompletely the clear and wise commands of the Duke had been carried out. It might well be possible that the Privy Councillors had secret dealings with discontented members of Parliament, but whether that were true or not, in any case they must be incompetent, cavilling, and underhand in their methods, for the results to be so unsatisfactory. "What do you then propose ?" inquired the Duke. Süss replied that, judging from his experiences in the Austrian war levies, they would have to punish every case of passive resistance with high fines. Fines would be the most efficient spur. Both citizens and peasants hung on to their possessions ; they would sacrifice their lives sooner than their money. The Duke said he would think it over and Süss should work out the special applications. The Jew explained that he had already done so, and laid down a bundle of documents and calculations. Bilfinger began afresh to muster soberly all the arguments against the suspicions of the Duke and to recommend milder and slower measures. Karl Alexander cut him short with a nasty glance.

On the very next day he gave Remchingen orders to put Süss's proposals strictly into practice. Both men now worked in unison, the General the fist, the Jew the brain.

Remchingen jeered at the Jew with brutal, vulgar witticisms. Süss hated and despised him, but did not let himself be enticed into hostility, and received the jeers and abuse of the soldier with a smooth, insensitive and courteous smile. The two men had in common their unlimited ambition to serve the Duke, to procure money and soldiers for him ; common to both also was the profound and unquestioning

conviction that the people were chattels of their sovereign like his dogs and his horses.

As if by magic everything was now on the spot which neither force nor persuasion had formerly availed to secure. Where the recruiting drum with its rattling had hitherto brought in only a few thousand volunteers on not very sound legs, many of them broken-down cripples, the depots were now bursting with recruits. In the remount lines the horses were crowded thick, the store-rooms were piled with uniforms, the strong-boxes swollen with money and securities, the barns and magazines had no more room for the grain that came pouring in, and the provisions were heaped up to the roof. Everywhere reserves and reinforcements. Karl Alexander swelled with triumph, and boasted to all the world of the genius and dexterity of his Privy Financial Councillor.

But on the people all this weighed like lead, choking the breath out of them. Formerly there had certainly been a kind of conscription, but only for wanderers and vagabonds, for work-shy young fellows who were a burden to the parishes. But now the recruiting was extended to include all the young unmarried men in the country. Those who wished to buy themselves off had an enormous sum to pay. Married men were exempted; but any one who wanted to marry before he was twenty-five had to give up the fifth of his possessions as a tax. The horses were inspected and all the fit ones requisitioned, and the State paid for them with bills which could be presented only after long intervals. Trade and commerce were burdened with heavy war-duties, and the taxes were sternly enforced.

Ah, how the wreaths and ribbons vanished from the pictures of the Duke! The flower of the young men were forced cursing into uniforms. Mothers, wives, and brides

sobbed, went to pieces in the absence of their men. Through the ban on marriage the number of illegitimate children increased; abortion and infanticide became common. The fields were badly worked for lack of hands, the best horses were seized and carried off. High prices threatened; food and wares were not to be had. Loud was the cursing and the rage. Sharp decrees forbade on pain of imprisonment or death any disrespectful comment on the ducal ordinances, any rioting and breach of the peace. A few grumblers and malcontents were arrested and prosecuted. The shouts of rage died away, but the curses rolled on wherever there was no fear of eavesdroppers.

This frame of mind did not disturb Süss by so much as a hair. In the Palatinate, when he had introduced the Stamp-tax, he had grown accustomed to demonstrations before his house, abuse and lampoons; all that flowed off him like water from a tarpaulin. Who could touch him? He sat throned in power, he was the nearest adviser of the ruler, nobody could manage the Duke as he did. Nobody understood as he did how to bend with abject humility before the raging storms of the violent man who was accustomed to military discipline, and to present himself again, an hour after he had been kicked out, as if nothing had happened. The Duke's officials were informed that they must follow unquestioningly his advice in all monetary affairs, and no financial arrangement was made without his knowledge and consent.

With dilated nostrils, complacently, Süss savoured the atmosphere of power in which he now lived. Since his successful measures for replenishing the army, he had been the real ruler of the Duchy. He was very high, he was nearly at the top, it made a pleasant shiver run over his back to look down and see the swarming crowd struggling to climb

up. Indeed many a time when his anteroom was full of waiting, anxious petitioners he paced alone in his study, to and fro, his ripe red lips open and smiling in his pale face, listening to the barely audible hum which penetrated to him, his breast expanded, and breathing deeply he smiled to himself and sent the whole of them packing without having seen them. It was sweet, sweet and glorious, to have power among men.

An epigram was reported to him which was going round the country, coined by Benz the small, fat, pig-eyed confectioner who was in the habit of talking politics with other small tradesmen in the Blue Boar: "Under the last Duke it was a harlot who reigned, under this one it's a Jew." Süss had the confectioner brought up before him, and the small fat man, sweating with fear, his eyes shifting and furtive, denied everything. Süss assembled all his domestics, and in front of the tittering nudging pack, who all knew that he had coined the saying, the short-necked wheezing man had to swear on his honour and his conscience and by his Saviour that he knew nothing of it and had never permitted himself a single disrespectful word about His Excellency. Then after kissing the smiling Jew's hand he was allowed to back himself out. But Süss piously notified the Duke that he was falling into bad odour among the people because of his true and loyal services.

He ran his house in princely style. For the internal decorations he had called in a Sicilian, Ubaldo Raineri, who was famous and fashionable chiefly because of the commissions he had executed for great French nobles. His rooms teemed with gorgeous carpets and Gobelin tapestries, with scrolled and carved furniture, with stucco, lapis lazuli and gold, with vases and busts. Beside Homer, Solon, and Aristotle, the architect—whether from innocence or malice—had set up the busts of Moses and Solomon. On the

painted ceiling of the dining-hall sprawled the Triumph of Mercury in a many-figured fresco. But on the bedroom ceiling Leda played with her swan, her eyes veiled, her limbs relaxed: and the citizens in their public-houses gossipped with broad lewd grins about the magnificent bed, which stood enormous, bare and shameless between countless mirrors, while the young girls whispered its temptations. He was proud of being the first man in the west of Germany to adopt this erotic fashion then in vogue in Paris. Chinese figures and small tinkling pagodas stood in strange contrast between Moses and Solon, beside Homer, Solomon and Aristotle. But the admiration and delight of the ladies was the parrot Akiba in his gilded cage, who could cry "*Bonjour, madame,*" and "Has your Highness condescended to sleep well?" and "*Ma vie pour mon souverain.*" His table was the choicest in the land, it was a wonder where he got all the strange kinds of meat, shell-fish and fruit; and with an evil eye Benz the confectioner observed the masterpieces of ice and fruit which the French chef of the Jew constructed in ever new and delicate shapes.

The Jew's wine-red livery with silver buttons was soon well-known everywhere. He kept a secretary, a librarian, couriers, footmen, a cook and a cellarer. Among the domestic staff moved Nicklas Pfäffle with his pale, fat, phlegmatic indifferent face, ever seeing, arranging, and completing everything. Süss's valet did not have an easy time. He had to know the *Mercure galant* by heart. The Privy Financial Councillor attached great importance to his reputation for being the most elegant gentleman in the Duchy and his wardrobe was replenished every two or three weeks. He had a wild passion for jewels. The solitaire which he wore on his finger was famous, and the buckles of his shoes, and of his gloves were set with stones which changed with

the fashion. In his boudoir, as in his magnificent bedroom, there were glass cabinets of jewels, which were always filled with new and charming things acquired through his connection with the Amsterdam merchants and with certain Italian jewellers. It was his custom to make gifts from these cabinets to his feminine visitors, alike to ladies of high nobility and girls from the people. He was jeered at and sardonically abused on this account, and laughed at to his face for needing to employ such inducements; but he smiled, knowing that nobody could withstand his methods; the greedy recipient was bound to him for ever. Among men, however, and this was his dearest occupation, he was wont to trade jewels, driving sharp bargains. It was glorious to let the small precious toys trickle through his fingers, so many of them, to exchange a small stone for a heap of gold, and again a heap of gold for a small stone, sensitive to the great power that lay in that small stone.

His stable was not large but choice. He was glad to deal in horses with great men as far away as Holland. For his own use, too, he kept a white Arabian mare, Assjadah, which meant Daughter of the Morning. The Levantine merchant Daniele Foa had sold her to him; she was bred from the stables of the Caliph. He did not really love the mare, but he looked well after her; he knew how princely he looked on the slender, nervous, delicate animal. Even the blustering Remchingen had to admit of Süss: "On horseback he looks almost like one of us."

It was more difficult to be admitted into Süss's presence than into the Duke's. It cost one many letters, much running to and fro and importunity, to obtain an appointment for audience, and even then he often sent the waiting people away. He was the Duke's banker and had the title of Privy Financial Councillor. Nothing else; his signature was

never affixed to a political document. Jews were forbidden by the Constitution to hold office in the State, and Süss was clever enough to appear content with the possession of power without its title. He knew that it was not the Duke, who was nearly always with the army, nor any minister, who was Regent of the Duchy; it was himself. Already there was the nucleus of a party which was openly attached to him and surrounded him like a court. The Tübingen lawyer Johann Theodor von Scheffer, Government Counsel, an expert in State Law, was one of the first to become his open adherent; the Councillors Bühler and Mez from the Ducal Treasury followed, the Orphan Superintendent Hallwachs, Knab, the Master of the Rolls, and Councillors Crantz, Thill and von Grumweiler. Von Lamprechts, President of the Demesnes, even sent his two young sons into the Financial Councillor's service, so that as pages in his house they might learn etiquette and courtly observances. People christened this Court of his the Hebrew Guard, and made themselves merry with many cheap witticisms at the expense of the Yiddishers. But it soon became clear that these Yiddishers had trimmed their sails to the right wind; for more and more openly the house in the Seegasse became the real seat of government in the Duchy.

The women who passed by the palace in the Seegasse peeped curiously and with thrilled interest through the huge folding doors into the vestibule, where the huissier towered, huge, in his wine-red livery with the silver buttons. Wild, uncanny and obscene stories were whispered about Süss, how he wallowed and raged in women's flesh, how he burned himself into women's blood by black magic, and delivered them to the devil. The Duke thought that his Jew had better taste than any of his other intimates, and Süss had to provide the insatiable man under all sorts of pretexts with

relays of women for his camp. When Remchingen made fun of the circumcised's orgies, and enviously hinted that he did not understand how any self-respecting Christian woman could creep into a Hebrew's bed, unless he used wicked black arts, the Duke roared with laughter, saying that a well-made face and good legs were the best magic of all. He also entrusted Süss with the task of choosing the women for his opera and ballet, and often he laughed, saying that the Jew was a sweet-tooth and had nibbled many of his titbits before him.

Through the mirrored bedroom, too, under the wanton Leda painted on the ceiling, there passed a long train of women, young and mature, fair and dark, Swabian and French. But the Jew, who bragged loudly enough of other matters, kept his mouth stubbornly shut and betrayed none of his successes, neither the difficult ones which flattered his vanity nor the innumerable easy ones. Among the noisy and boasting cavaliers he was the only one silent, and neither Karl Alexander's jovial persistence nor Weissensee's courteous and flattering curiosity, nor Remchingen's gross and mocking attempts to pump him, succeeded in drawing the slightest hint from his evasive amiability. If, all the same, at court, in the bars, and among the soldiers, many juicy, uncommon, and certainly not invented stories from Süss's bed were grinned at, rolled under the tongue, and obscenely retailed, it was the fault of these women who were proud of their connection with this dangerous and unusual man (the object of so much feminine curiosity) and who felt compelled to whisper their uncanny secrets with tears or giggles into the bosom of a friend, under repeated oaths of confidence.

When the Jew had finished doing up his palace, the Duchess, accompanied by Remchingen, came on his urgent invita-

tion to inspect it. Affectedly she carried her small delicate head of the colour of fine old marble through the brilliant rooms, glanced out of her long, roving, lizard-like eyes at the Chinese ornaments, smiled at Akiba the parrot who cried "*Ma vie pour mon souverain,*" tinkled with her small and well-kept fingers at the miniature pagodas, accepted from Süss a poison-ring of remarkable shape and not much value, glided with small steps past the bowing wine-red lackeys into the stables and gave the noble white mare Assjadah a piece of sugar. She drank in with satisfaction Süss's unlimited devotion.

But when she was in her carriage between rows of gaping and bareheaded spectators, she said in her indolent, provocative voice, above the head of the Financial Councillor as he bowed profoundly over her hand: "All very fine, Jew, and very beautiful. But all the same you have not shown me the room where the little Christian children are butchered!" And she laughed her little, bell-like, amused laugh, and drove off.

But Süss stood bareheaded before his house, and the people gaped and nudged each other, and he paid no attention to them, but stared after her carriage with his arched, restless, eloquent eyes, his ripe red lips slightly parted in his pale face.

13

WITH the advancing spring Rabbi Gabriel, suddenly, as his habit was, forsook the little white house with the blossoming terraces. He travelled unobtrusively, without servants, his massive, heavy face appearing first in one place and then in another; he was never in a hurry, and had no special business anywhere; but he travelled continuously without stopping, and however intricate his movements were, followed what seemed to be a previously thought-out plan.

He turned up among the mountains. He sat for two whole days in a peasant cabin beside a small bridge over a mountain stream, watching the floating logs carried down by the seething water, jamming, interlacing, stranding, and then whirling on again with the rising water. He listened for several nights to the endless tinkling of the bells on the cattle which were being driven to the high pastures. He drove up the winding pass which led to the South. Wind blew from the Midi; it had been raining; the air was damp and heavy, the mountains were veiled in dusky blue. He alighted, and paced on ahead of the cumbrous and creaking carriage. Over the damp shining road a huge snail dragged its shell; at the last moment he avoided it carefully. Fifteen minutes later his carriage crushed it to pieces.

He crossed the summit of the pass, wading deep in snow. The wind blew more freely, striking warm and pleasantly upon him. The land lay steeped in bliss; it was in full blossom. He came to a large wide lake; paused beside it; squatted for long hours by the shore, immovable, massive, like a block of stone in the sun. Dark green around him stood orange-trees in thick leaf; further below olives, silvery and light, climbed up the bank.

Meanwhile Süss journeyed to Hirsau. Since his uncle had brought the child into the country, since his silent and contemptuous threats, Süss had not been able to keep the hidden secret so closely sealed as before. A breath of it crept over his papers in the middle of his calculations, glided into his nights, whispered behind his ear as he rode brilliant and hated through the streets on his white mare Assjadah, so that the the beast became uneasy and curvetted and neighed. It sometimes happened that he, the matter-of-fact calculator, who saw things sharply, soberly and nakedly in their proper contours, and called a spade a spade, shrank with sudden terror

in the broad light of day, and breathed deeply, his shoulders lifted as if to parry a blow. A face looked over his shoulder, obscure and shadowy, and it was his own face.

He had been long eager to journey to Hirsau, to the white house with the gay and festive terraces of flowers. What had prevented him, time and again, although he did not admit it, was the presence of Rabbi Gabriel, the suffocating, uneasy, oppression of his unavoidable, weary, insistent, grey eyes.

He did not even now admit to himself that it was the absence of the old man which had made him so rapidly decide upon the journey. He was on the way to Naemi, he was accompanied only by Nicklas Pfäffle, he was more light-hearted and free than he had ever been. He was going to see his child, and he was already in spirit with his child, and all his accounts and politics and power and vanity lay broken and dusty behind him. He saw the young field and he savoured its fragrance, and he did not calculate how much this field would bring and how new taxes could be squeezed out of the price of the grain; he saw only the soft colour of the young corn and sniffed the fragrant breeze blowing over the field. He was going to his child, and his heart was already with her. When would he see at last the small sunny white cube of the house, with the flower terraces in front and his child inside? There, branching from the highroad, was the cart-track. He left the carriage, and turned aside into the footpath, with ever increasing strides. Here is the fence; he opens the locked gate; now the tall trees, now the flower-beds, and now breathing deeply, clinging to him, the child hangs round his neck, swooning.

She does not say a word. For a long never-ending time she does not say a word. She clings to him, weeping, clasps him, drinks him in with her large streaming eyes.

How lovely his child is! She is quite perfect. There is

not a feature, not a hair, not the slightest of her movements, nor any vibration in her voice, which he would have altered. She is lovely above all women ; tender she is, and pure ; she is purifying like a soft flame ; she purifies even himself. He shares complaisantly her pleasure in the old, waddling, devoted waiting-woman Jantje ; he, to whom all plants and animals are cold, insentient things, learns to comprehend every single flower as if it spoke to him ; she imbues these things with her soft breath and he feels her life in them.

But then he stood with Naemi in the library. There were scrolls there with magic figures, and astrological tables, and suddenly it came over him that the eyes of the old man were somewhere in the room, as if they were staring at him, grey and troubled, morose and enervatingly sad. But then Naemi spoke. She spoke of the heroes in the Holy Scriptures. Her eyes, devoted and tearful, were set on her father, and with bold tread David entered the room, proudly, with his sling. Samson rushed forward, felling the Philistines to right and left, and Judas Maccabæus, full of holy wrath, hunted the idolators out of the Temple. And they were all her father, they flowed into his image and borrowed from him their strength and beauty, their zeal and fire.

For three days he lived in this way, light-hearted and freed from the cares of his daily life. Suddenly on the third day when he was alone in the room, with Nicklas Pfäffle standing fat and composed in front of him, the external world which he had left behind fell on him again. He saw his documents waiting in a pile for his signature, he saw the vortex of the world going round without him. Officials and merchants were all pushing, striving, swarming their way up to the point where he stood, threatening him with peril, and he had not his hand at the wheel ; he sat here far away and attended to nothing. It was incomprehensible that he had

thought of nothing during these days. The flowers sank again into insentience, he felt no more the breath and life of things, the ciphers and letters of the Holy Scriptures became stupid nonsense. Before him stood calculations of profit, ducal edicts, intrigues of the Estates, complicated business, life and power. Half abstractedly now he looked at his daughter, who lay sobbing in his arms. He tore himself free, and then the girl, the white house, the gay and festive terraces of flowers, lay insubstantially behind him and the lid fell down on them.

As he went quickly through the forest with Nicklas Pfäffle towards the cart-track, he saw suddenly under a tree at the border of a clearing a girl, with a brown keen face and large eyes oddly contrasting with her dusky hair, staring obliquely through the tree-trunks, her hands clasped behind her head. But she was not lying in repose, her attitude was tense and constrained. He made straight towards her ; she was lovely, not like a country girl ; over her brown keen face there flitted strange thoughts far removed from the workaday Swabian world. He was on the soft grass quite near her before she saw him. She sprang to her feet, stared at him with dilated pupils, and screamed : "The devil ! The devil is walking in the wood !" and ran away. Nicklas Pfäffle indifferent and all-knowing, explained to the astonished Süss : "That is Magdalen Sibylle Weissensee. Daughter of the Prelate. A pietist."

In the carriage Süss reflected that it would be more sensible, now that he was already on the way, to go to Frankfurt and personally arrange some affairs with his agents there. But this was an excuse with which he cheated himself. What he needed was not personal attendance to his affairs in Frankfurt ; what he really needed, what he yearned for after the perplexing and uncertain oscillation of his feelings

In the house with the flower terraces, was the restoration of his self-confidence, the re-echo and assurance of his power and his success. He sent for his secretary and his attendants, and entered Frankfurt in brilliant state.

The Jews of Frankfurt assembled in wonder and excitement, gathered in gesticulating groups, clicked their tongues in astonished admiration and waved their lifted and eloquent arms. Eh, Josef Süss Oppenheimer! Eh, the High Steward and Privy Financial Councillor of Württemberg! Eh, how he has got on in the world! His father was an actor, his mother, the singer, was lovely and elegant, yes, yes, but a frivolous woman, no honour to the Jewish community; his grandfather, Reb Selmele, an upright man of blessed memory, an honest man, cantor in the Synagogue, a pious and respected man, but still a poor and humble man. And now Josef Süss, so high, so brilliant, so powerful, much higher up than his brother in Darmstadt, the renegade, who turned Christian to be a baron. Eh, how visibly the Lord has exalted him! Although he is a Jew, the Goim doff their bonnets to him and bow down to the earth before him, and when he whistles, the Councillors and Ministers come running as if he were the Duke himself.

Süss greedily licked up this admiration. He contributed a sum of money so huge as to be stupendous, to the funds of the Synagogue and to the poor. The leading elder and the Rabbi, Jaakob Joshua Falk, a small, serious, reflective man, with a withered skin, large veins, and deeply-set eyes, came to thank him, and the Rabbi gave him his blessing for the journey.

And he stood before his mother, and the lovely, silly old woman spread her vain admiration under his feet like a soft carpet. He wallowed in these warm and endless waves of homage, his success was reflected intoxicatingly from a

hundred shining mirrors; and from the hidden corners of his soul he brought forth his most secret dreams for this most willing of hearers, who caressed his hand with a blissful smile. His mind firmly made up, disturbed by no after-effects of the white house, he returned to Stuttgart filled to the brim with bold and unheard-of projects.

14

THE war was over, and Karl Alexander was coming back to his capital. He was in an evil humour. True, he had shown that he was of some account, that he had to be reckoned with both as a general and as the possessor of a considerable army. But in reality these were but meagre results, and far removed from the glory of which he had dreamed. He sat morosely in his carriage; his wounded foot was worse than ever, and his asthma bothered him.

A stage-coach coming from the opposite direction swerved respectfully aside and stopped to let the ducal carriage pass. Among the countenances effacing themselves in humility Karl Alexander recognized one that greeted him with surly composure—broad and pale, with an insignificant nose under the enormous brow, and troubled grey eyes. He shrank slightly; he seemed to hear the rasping voice saying: "The first I will not tell you." An uncanny constraint fell upon him like a noose. He suddenly saw himself treading in a silent and shadowy dance; the Rabbi in front held his right hand, Süss behind him his left. Was not the Bishop of Würzburg there too, the fat and jolly Friedrich Karl Schönborn, ahead of him in the chain, linked to him by many hands? How ridiculous he looked. And everything was opaque, misty and colourless. He drove on more dejectedly than ever.

In Stuttgart annoyances cropped up on every side. The Duchess had greeted him joyously ; but in the night, as she lay in his arms, she had asked him in her light, gently-mocking voice where were all the lovely things he had looted from Versailles ; as a bride she had dreamed that he would pull off the French Louis's wig and bring it to her as a trophy. It was certainly only innocent teasing on her part, but it had rankled considerably.

Then the Parliamentary Sub-Committee had appeared with its boring, persistent, harassing grumbles and complaints. And in a second audience it demanded urgently and plainly that the army should be disbanded, now that peace was secure. The Duke went purple in the face, and struggled for breath. With great difficulty he forced himself to listen to the deputation instead of cuffing them soundly, arresting them, and putting them in the stocks. Half-strangled with coughing at last, with boorish ill-humour and a flood of raucous abuse and curses, he drove them out in a state of distress and terror, and summoned Süss.

He, as usual, had a ready-made project in his pocket. Karl Alexander received him in his dressing-gown, for he had just had a bath, and Neuffer was massaging his wounded foot while the brown slave ran to and fro with towels, combs and brushes. With smiling courtesy Süss unfolded his subtle and poisonous plan. In a matter of such importance His Highness should not be content to deal only with the eleven gentlemen of the Parliamentary Sub-Committee. The Sub-Committee must be strengthened by the addition of other members from the House.

" What would be the advantage in that ? " asked the Duke, his choleric blue eyes fixed unswervingly on the smooth, smiling and mobile lips of the Jew.

" In enlarging the committee," continued Süss with airy

fluency, "naturally only those deputies would be considered whose loyal attachment to the Duke is beyond question."

Karl Alexander looked at the Jew's lips attentively, considered his words keenly and turned them round and round. He perceived all at once that in this way the opposition in Parliament could be wiped out and the Estates turned into a parcel of powerless puppets. He sprang up, overturning his valet Neuffer who was rubbing his wounded foot. "You are a genius, Süss!" he shouted gleefully, and strode excitedly about the room with one foot bare. The brown slave, cowering in his corner, followed his master's movements with slow eyes.

On that very evening Süss had a conference with Weissensee. He informed him that the Duke thought it necessary to strengthen the Sub-Committee for the decision of such an important matter; and asked which of the members in the prelate's opinion had an understanding of great problems and a sufficient awareness of Karl Alexander's position in Europe to make it an advantage both for the ruler and for his people that they should be chosen to fill up the number. The other was wary, praised the circumspection and conscientiousness of the Duke, and only after a long digression cautiously and hesitatingly mentioned two or three names. Then he immediately went off at a tangent and spoke courteously of irrelevant matters. Süss politely followed his lead, and then with a casual reference to the President of the ducal Ecclesiastical Court whom the Duke considered old and worn-out, he asked whether Weissensee wanted to spend all his days in Hirsau, saying that an adviser of his diplomatic ability, with his experience and learning, would be greatly appreciated in Stuttgart. Covetous and strongly tempted by this bait, the prelate sniffed at it and then swallowed it with a smile and a pang over his own weakness and treachery,

and when Süss touched again upon the members to be selected he gave with a sigh the names required, betraying in those he withheld the Constitution and its supporters. Ah, it was not at all the best of all possible worlds, as sundry fashionable philosophers were insisting; it was a badly arranged and vexatious world. Only single-minded people could keep themselves pure; one who was clever and complex and wanted to be not quite remote from the currents of life had perforce to become a dirty traitor.

The election day was appointed. All members of the opposition according to Weissensee's list were excluded from the poll and their protests disregarded. Ducal commissaries appeared in the individual towns and polling offices with strong military escorts, and forcibly edited the wishes, mandates, and binding commissions laid on the deputies by the electorate.

Under these auspices assembled the Parliament which had to decide the most important question for decades in Swabian politics, the maintenance of a considerable standing army. Nor did this Rump Parliament hold its sessions in the Chamber of Deputies in Stuttgart; the Duke had decreed that to facilitate personal communication with him the sittings should take place under his own eye in the castle at Ludwigsburg. The little town overflowed with soldiers, the deputies in their daily sessions were policed by a strong military levy, and were in constant danger of being arrested by their protectors at the slightest hint of opposition. The Duke after a nonchalant opening speech absented himself completely; he held parades and military exercises in the neighbourhood while his ministers with gracious indifference gave vague and arrogant answers to the timid questions of the deputies.

In this way the monstrous military requirements of the

Duke were granted, and in addition the yearly tax was doubled and a thirtieth of all produce confiscated. This scheme of taxation was to remain in force so long as the times were critical and the land was able to bear it. Under the muskets of the soldiers the members, usually so deliberate, such cautious hagglers over every iota, did not dare to press for a more precise definition of this decisive clause, and when in an unofficial conference they modestly brought up the question who was to be the judge of the critical nature of the times and the land's capacity to pay, Süss and Remchingen browbeat them with such insolence that the broken-spirited and terrified deputies did not insist on a more definite clearing-up of this extremely important point. Never since the Constitution had been established had a Duke of Württemberg obtained such latitude from Parliament as did Karl Alexander and his Jew.

Two weeks after the convocation the Prelate of Hirsau, Philip Heinrich Weissensee, was appointed President of the Ecclesiastical Court in Stuttgart.

15

SHORTLY after this victory of Süss's over Parliament the Duke's brother, Prince Heinrich Friedrich, died at the family seat of Winnenthal. Since Karl Alexander had taken his mistress, and then with an insolent grin had returned her dissolved in tears, the weakly man had eaten out his heart in helplessness and savage phantasies of revenge. He often turned his tormented and distorted glances towards the mild, golden-brown creature, whose life was now a single and sorrowful plea for forgiveness. Once he put his feeble sweaty hands round her full, robust, beautiful neck, and slowly compressed them, strangling her, then desisted in

alarm, and caressed her, murmuring : "You could not help it, you could not help it." He imagined wild and fantastic scenes of revenge in which he stabbed his sweetheart, threw her body over his horse, and tore through the country calling the people heroically to revenge. Or he captured his brother, and compelled him to kiss her feet, and then killed them both, and had her buried with all the pomp befitting an Empress, and his brother thrown into a hole like a dog. And he himself sat enthroned on high like a dramatic God of Vengeance. But none of all this could he carry into execution ; he could only fret himself to death about it.

As soon as he heard of his brother's death, Karl Alexander sent his minister, Forstner, and Dilldey, his Councillor for War, to Winnenthal Castle to seal up the dead man's possessions, and especially to confiscate all his correspondence. Just while the Rump Parliament was sitting he had heard that his brother was renewing his intrigues with the Estates, and he burned to get hold of evidence in black and white against certain members of the Opposition. Oh, how he would seize them and torment them, and crush the hydra's head !

His ambassadors found a few dazed servants slinking about the quiet castle, and the golden-brown creature sunk in apathy beside the corpse. They brought nothing back to the Duke but irrelevant scribblings.

The Duke foamed with rage against his messengers, who had procured only rubbish for him. They had spirited away the incriminating documents, they had burned them. They had bungled, they had deliberately botched and ruined this splendid opportunity of exposing the intrigue.

Süss stirred him up and egged him on. Such a chance of undoing those he hated would never recur. Was not Karl Alexander tired of governing with this double-faced cabinet,

packed as it was with men who, if they were not high traitors, were in any case obstinate tricksters, pedants, white-livered curs, compromisers and clumsy fools? He achieved his purpose; the ministers Forstner, Neuffer, Negendank and Hardenberg were dismissed from office in disgrace. Only Bilfinger was left. Süss was too clever to attack this firm and scholarly man, who was renowned far beyond Württemberg, and besides the Duke prized his intercourse with such an expert builder of fortifications too highly for Süss to have had any chance of success.

Then the Civil Service was overhauled. Hitherto the higher offices had been filled by respectable, good-humoured, slow and honest Swabians; but now smooth and adroit men were moved in, many of them foreigners, cunning and voluble, versed in all kinds of complicated business, adherents of Süss, men like Scheffer, Thill, Lautz, Bühler, Mez and Hallwachs. They occupied all the strategic positions, and barred every avenue of access to the Duke. Süss himself still refrained from holding any office; he had only the title of Privy Financial Councillor and Chief Director of Finance to the Court, besides being Keeper of the Privy Purse to Her Highness the Duchess; but he was the real regent of the country, and all the courts in Europe knew it; his hand lay, even without a seal-ring, over the whole Duchy.

16

THE land drew a breath of relaxation, and stretched itself in joyous expectancy. The war was over. Life would flow smoothly and securely now, and not in spasmodic fits and starts, with gaps here and stoppages there and chicanery everywhere. The sturdy young men would come back to work which had suffered from their absence, the heads of

families would return to their homes and beds. Business would be properly distributed again, and things would no longer be left to chance. The horses would come back, the beloved and powerful beasts; they would be worn to skeletons, but they would soon be fat and glossy again. All the fields would be ploughed as before, and the vineyards would not be neglected any longer, nor the houses go to rack and ruin. The small tradesmen in the towns would make both ends meet as they did before the war; they would have wares for their shops, and plenty of provisions and wine. All eyes were turned to the west towards the returning troops, the men, the horses, the tents, carts, baggage, and forage trains, to all that was coming back and had been sorely missed and yearned for, the sap and life-blood of the land.

Corroding disappointment when Parliament miserably resigned and the army was not disbanded. Into the fire and onto the dung-heap flew the pictures of the Duke, Belgrade and the seven hundred halberdiers. Despair set in, and demagogues more threatening than at the beginning of the war arose, but were still more quickly and effectively suppressed. All the vassals of the Duchy had troops quartered on them, for there were not enough barracks, one soldier to every two families; all over the land they were billeted among townsmen and peasants. Spies were rife, and whoever grumbled or fell under suspicion was burdened with a double load.

On every side the other countries and the free towns blossomed with the prosperity of peace; but in the Duchy the peace was more terrible than the war had been. For then Karl Alexander had needed money only for his army, but now he needed it for the troops and for the maintenance of his Court, which shone more brilliantly day by day.

Süss—it was a miracle, it was sheer magic—procured him

the money. As if he had had a divining-rod he dug up into the light of day every hidden coin. He had first put on the screws during the war, and now with uncanny sureness he slowly turned them tighter. Throttled by the pressure of the soldiers, the tortured land did not cry out, but groaned in torment, and bled to death amid strangling sighs.

Under Eberhard Ludwig and the Countess, office and position had already been bartered. Süss refined on their system, and set up a special office, the Patronage Bureau, to auction to the highest bidder every post that fell vacant, and to create new posts and titles for this purpose. Every appointment had to be bought, from that of Transport Minister to that of village mayor or magistrate, even down to the superintendent of baths and of State knackeries. Neither traditional usage nor obvious capacity gave the children of the land any claim upon a post; those who had no money could look out for themselves and prosper in another country or in some other way. The penniless Friedrich Christoph Koppenhöfer could not be helped to a professorship in Tübingen even by the warm recommendation of Bilfinger; and the famous Swabian physicist had to win respect and honour for himself in Saint Petersburg among the hyperboreans. Instead, adroit men of business from all corners of the world sat in the ducal bureaux.

But the most lucrative business of all, mills which never failed to grind, were the Courts of Justice. Süss's method had the simplicity of genius. Justice was dispensed like any other commodity and on the same principles.

A Fiscal Bureau was set up, and spies ranged round the country looking for rich and well-endowed people without any protection from friends at Court or in Parliament. They were then impeached for having gained their wealth by illegal means, and a course of threats, distraints, and

false evidence reduced even the most voluble to such a feeble state that they were glad to get rid of the lawsuit by paying the required sum. This Bureau of Justice squeezed six and a half tons of gold into the ducal Treasury within twelve months.

In Stuttgart, although Süss was still without an official position, it had long been known that the country was ruled from the house in the Seegasse and not from the Castle. Fists were clenched before that house : it was execrated and spat upon ; once a daring hand pasted a lampoon upon it, but only secretly by night, with furtive glances to right and left. For the Jew had his spies and hussars everywhere, and any one who came up against him would find himself sitting behind the bars of Neuffen or Hohenasperg, shackled to the stocks in perpetual darkness.

The small shopkeepers, however, plotted and whispered in the Blue Boar, Benz the confectioner among them. He took good care not to burn his fingers a second time. But it was comparatively simple ; he had only to say : "Yes, yes, under the last Duke it was a harlot who reigned——" and everyone completed the sentence for himself, "and under this one it's a Jew."

The land groaned and writhed under the strangling pressure. Corn grew, wine grew, industry wrought and produced goods. The Duke lay upon it with his Court and his soldiers, the land supported him. Two hundred towns and twelve hundred villages sighed and gave of their blood. The Duke sucked it from them through the Jew ; and the land bore both of them on its back.

17

INTO the conventicles and Bible circles of the pietists gathered the weary and heavy-laden. They crept to God like

whipped curs and licked His feet. All over the Duchy, in spite of interdicts and severe penalties, there arose initiates and converts. In Bietigheim the preacher Ludwig Bronnquell extolled Süss as a welcome scourge. "If a dog is beaten all day," he preached, "he runs away and seeks another master. The common people are just like a dog. The Duke beats them, the soldiers beat them, the officers and officials beat them, but the best rod of all is Süss, the Jew. Him they cannot endure, and so they run away and seek another master, Christ."

Mademoiselle Magdalen Sibylle Weissensee had stayed behind in Hirsau when her father moved to Stuttgart. Since she had seen the devil in the wood she could not banish his apparition. She felt herself called to wrestle with the devil and to win him to God. She was driven to the wood again and again by a desire to see him, a desire compounded of fascination and horror, but she did not meet the devil a second time.

It was strange that she could not speak of her encounter to the brethren and sisters of the Bible Circle. Even from Beata Sturmin, her spiritual guide, the wise and holy blind woman, she concealed her vision. It was reserved for her, it was her task, her vocation, to wrestle with the devil. Lucifer was beautiful, that was his strongest power and temptation. To take him by the hand, not to let him go, to bring him to God, that must be a triumph to make one die with bliss.

Master Jaakob Polykarp Schober, too, had his secret. Even the brethren and sisters of the Bible Circle, who were simple, self-absorbed, unobservant people, noticed the holy radiance which beamed from the young man's mild and chubby face, when the pious hymns about the Heavenly Jerusalem were sung. At those times he saw the white

house with the flowery terraces, and in front of it the maiden in her tent, relaxed and dreaming, dressed in a strange fashion, her face like ivory under her blue-black hair. It happened once that the Stuttgart Brethren urged him to apply for the post of Ducal librarian, but it had come to nothing, because he did not have the money demanded for the post by the Patronage Bureau. And he was really very glad of it, for so he could remain in Hirsau and wander dreaming around the wood and the white house.

But between him and Magdalen Sibylle there arose an extraordinary bond of affinity. The brethren and sisters sighed humbly and gratefully over the difficult but blessed times of hardship and awakening, over the terrible Jew whom the Lord had sent to chastise the Duchy; and the Master saw the heavenly maiden, and Magdalen Sibylle saw Lucifer, and their dreams floated above and played through their simple hymns and bound everything together, and filled the bare, bleak and lowly room.

18

THE white mare Assjadah, which means Daughter of the Morning, became rapidly acclimatized to the mild Swabian air, but she did not like their hands nor their narrow, sulky obtuseness. She had been born in Yemen, had been sent as tribute to the stables of the Caliph, sold by an under-treasurer to Daniele Foa, the Levantine merchant, who had again sold her to his business friend Süss. Süss took great care of her, for she was his and he looked well on her. But he did not love her. He was not yet aware that in every living creature there was something of himself; he suspected it uneasily while Rabbi Gabriel spoke to him; and the feeling ran deliciously through his veins while he was with

Naemi. But once these brief hours were past it sank beneath the surface and he did not know it.

But the white mare Assjadah knew it. She knew her master's step, his hand, his thighs, and his odour. While she paced lightly and delicately beneath she thought: "He does not like me. But he is glorious to carry. One hardly feels him. He is like a piece of myself. He rises and sinks with my breath and my muscles. When the others look at me I feel suffocated, and I do not belong to them. But he is a bit of myself. His eye is free, and I feel like running and flying when he looks at me When he claps me I am surer of myself, full of quietness and strength. I belong to him, and I am in my own country when I am with him." And she arched her head high and whickered loudly and triumphantly to the listening citizens: "Look out! He is coming!"

For Süss now wore his power openly in the light of the sun, and displayed with coquettish ostentation his skill in the arts of court life and society. He made a point of being the pivot of all the court functions. No foreigner of rank came to Stuttgart without waiting upon the all-powerful favourite. He increased his domestic staff so that his footmen in their wine-red livery became a small regiment. The ministers and upper officials he kept in slavish objection. They feared him nearly as much as the Duke; they ran in frantic haste when he whistled. At the slightest contradiction he threatened them with the stocks, the cat o' nine tails, and a grave beneath the gallows.

Süss had the Duke completely in his power. Karl Alexander felt himself mysteriously bound to this man who had been the first to believe in his fortunes, and on that tottering basis had established his whole life. With genuine admiration and a slight touch of horror he watched this Jew

conjuring out of nothing everything he was asked for; money, women and soldiers. And he followed blindly every suggestion of his Director of Finance.

Süss had had unlimited confidence in himself from his earliest youth. But yet he had moments of sheer paralysed astonishments at the task he had taken upon himself and the ease with which he was mastering it. He, the Jew, stood alone before the whole of Europe on his dangerous pinnacle and smiled and was elegant and took it all as a matter of course, and betrayed not a tremor for the most observant eye to pounce on.

To maintain his house in such princely magnificence and to keep the Duke in the hollow of his hand he needed money, money poured out at his feet in fantastic profusion. In Vienna, among his relatives the Oppenheimers, the Imperial bankers, he had learned to handle large sums. But now the revenue of the whole Duchy ran through his fingers; he could dispose of the income of two hundred towns and twelve hundred villages. With feverish industry he cast it here and there, and let it roll in mad gyration. He had dealings with all the financiers in Europe, and through his innumerable and mostly Jewish agents the money of Swabia flowed through the most complicated channels, founded plantations in the Dutch East Indies, bought horses in Barbary, and sent trains of elephants and black slaves down to the coast of Africa. His fundamental principle, and his deliberate goal, was a fevered and whirling exchange of commodities. Not large profits on single transactions, but a huge total profit through making a little on everything.

His private income was enormous. All those who wanted anything at the Court of Württemberg took pains to bestow *douceurs* and presents upon him. The Duke, when Remchingen drew his attention to this, said with a laugh: "Let

the rogue make his profits. Every cent that he makes means two for me!" He had dealings far and wide in pedigree horses, but above all his traffic in precious stones greatly increased. He had always been a fanatical lover of jewels; but hitherto he had been crossed in every big deal by a certain Dom Bartelemi Pancorbi, a Portuguese, a tall, quiet, uncanny fellow, with a compressed, fleshless, bony face, who, wherever really priceless jewels were to be waylaid, turned up suddenly on the spot as if he had an occult informant, always in the same old-fashioned, badly-fitting and slovenly Portuguese court dress. He had high titles and powers at the Palatinate Court; through his diplomatic connections he dominated the market in Amsterdam, and through that the whole of Germany's trade in jewels. Süss now employed his political influence to break this hated rival. The Jew carried on the battle wildly and with passion; the other, the haggard, uncanny Portuguese, gave way coldly, obstinately, warily, and one step at a time. He could not be completely destroyed, his shadow still fell over Süss's transactions, but it had already come to the point that the best and rarest stones were brought first to the Jew and that certain very choice pieces could only be procured through him.

He had also taken over the Mint. But he disdained to make a profit from coining base money. A manœuvre so obvious and inferior had been his only recourse when he was still small and unknown, at the time of the Darmstadt Minting Contract, when he could do nothing else. But now he could profit on a grander scale from the higher exchange value of a good coinage. So the money which he minted was the best of all the current coin in Germany, the most marketable and the most sought after. Above all, it tickled him to put such a stopper on the slanders of his enemies as the unimpeachable solidity of his coinage presented. He

knew that here the first attack of his opponents was to be expected, and the slightest slip would bring about his downfall; but if on the other hand he was proved sterling here his credit would be enormously increased. He waited anxiously for some complaint, and tried to provoke one. The coarse-grained Remchingen, abetted by others who were just as primitive as himself in their understanding of finance, could not account for the growing wealth of Süss except on the conventional hypothesis that the Jew coined base money. He egged the Duke on until a Commission was finally appointed to investigate. And Süss, smiling with modest pride, proved by his agent's papers that his money was overweight, and brought in too little profit, and sunned himself in his inviolability.

He span over the land a web of enterprises, with complicated ramifications. He spread himself and luxuriated in his power. But it seemed to him at times as if it were not he who set the whole brilliant vortex in motion. Then a shiver would run down his back and he would lift his shoulders as if to ward something off. He would feel suddenly caught in an uncanny snare. The objects around him would fade; he saw himself treading in a dumb and shadowy quadrille. Rabbi Gabriel held his right hand and the Duke his left. They wove in and out, set to each other, and bowed. Was not that Isaac Landauer moving ahead of him, bound to him by a chain of many hands? How gruesome and ridiculous he looked with his caftan and his side-curls in the earnest, silent, circling measure, with its bowing and winding figures!

But the obscure and cloudy picture tormented him only for brief moments. Then it was dissipated by the broad light of day and faded into nothing and vanished. And there was still left gold that could be weighed and counted,

and women whose bodies could be touched, caressed, seized and enjoyed. They were there and they remained—brilliance, power, movement, life.

19

IN Urach there was a linen company belonging to the Schertlin family. The Schertlins had made a small beginning under Duke Eberhard Ludwig; now they had branches all over the country. Their business prospered, they had an establishment in Maulbronn, and a silk manufactory in Stuttgart. The head of the family, Christoph Adam Schertlin, a strong, successful and clever man, had turned the business, still small and insignificant, into a limited liability company and had given the Countess shares at much less than their value. In this simple manner the powerful favourite's interest in the undertaking had been secured, and she had obtained privileges and commissions for the company. Later, when the Countess fell into disfavour and had to realize her assets in Württemberg, Christoph Adam Schertlin, in negotiation with Isaac Landauer, was able to buy back cheaply all her shares. And then he had retired from business, quitted the Duchy, and bought himself in the free town of Esslingen a patrician house which he redecorated. There he sat now, stately and rich, a Town Councillor, and highly respected.

The factories in Stuttgart, Urach and Maulbronn were now directed by Johann Ulrich Schertlin, a steady, experienced, enterprising man, one of the first captains of industry in Swabia. He had married a Frenchwoman, from the emigrant colony of Pinache in Upper Maulbronn, which had been founded at the end of the previous century by the deported Waldensians, a strange, beautiful woman with

a small red mouth in a pale face, and long proud eyes under shining reddish-golden hair. His friends and relations could make nothing of her. She was stylish, that could not be denied, but she was damnably proud, curt and sparing in her answers, and generally silent out of boredom ; and although she had been born in Germany she nearly always spoke French, and her German was halting and broken. But she was an indulgence which Johann Ulrich Schertlin could well allow himself ; he was rolling in money and dignities, and had a house in Stuttgart and one in Urach beside his factories. Confound it, he could set anyone he liked at the head of his table. And he went proudly about with the wife whom he loved, and his house and his business throve.

Now Süss had a business friend, a certain Daniele Foa in Venice, who was his intermediary for Levantine capital, horses, jewels, stuffs and wine. He it was who had procured the white mare Assjadah. This Daniele Foa had met Süss in the Palatinate, and there his support in the contest with Dom Bartelemi Pancorbo had proved very useful. The Levantine merchant, a daring and cunning man of business, had set going up and down the Rhine a widespread trade in textiles, and now used Süss's influence to get a footing in Swabia. He obtained exemptions and privileges, but came hard up against the competition of the Schertlin factories, which did excellent business everywhere in these regions. Süss, who wanted to oblige his friend, set himself with his usual cold ruthlessness to destroy these rivals. Schertlin's factories were harassed, their privileges qualified until they were worthless, their contracts with the Treasury terminated, their excise and customs duties so increased that they could no longer remain in the running. On the other hand the Finance Director established a factory, ostensibly in his own name, but which in reality acted for Daniele Foa, and the

excisemen did not dare to apply to the all-powerful man the prescribed high rate of taxation ; his bales were only lightly taxed or not at all.

The Schertlins were also harassed in person. One of them was impeached by the Fiscal Bureau on trivial grounds, but in such a way that he could not extricate himself, and two of the younger ones were pressed into the army although they offered large sums to buy themselves off. The old man, Christoph Adam, who sat in the free town of Esslingen, could not be got at certainly, and for the present Johann Ulrich too was left alone. But the Jew's hand was more heavy on this family than on others, and the worry about the degeneration of his business, the humiliation of seeing two young Schertlins pressed into the army, and the pain of not being able to surround his lovely wife with the princely magnificence he had dreamed of for her, all this stuck in Johann Ulrich's throat.

Then at last Süss got hold of a rope with which to catch Johann Ulrich. One of the young Schertlins in the army had obtained leave to go to Esslingen on a visit to his grandfather, and did not return. Negotiations were pending between the Duke and the town about the surrender of deserters, but were not yet concluded. At the behest of the old Councillor the town refused to give up the young man. Then Süss's hussars intercepted a letter from Johann Ulrich supporting the old man in his refusal to hand over the young man to the Duke's commissaries. That was rebellion, high treason.

Süss, with all the trumps in his hands, proceeded slowly and gently. First Johann Ulrich was ordered to attend a Ducal War Inquisition. The proud man stayed at home, gnashing his teeth, and was then arrested and brought to the prison of Hohentwiel.

It was whispered that he would be condemned by a court-martial to lifelong captivity.

In the destitute house the Frenchwoman sat with a pale face. She listened in silence, her small red lips firmly compressed, to the inquisitive sympathy of friends and relatives. When they were tired of comforting the arrogant woman, who did not even have the grace to weep, and left her alone, there appeared Councillor Bühler from the Fiscal Bureau, a distant connection of the Schertlins, who had always despised him as a creature of Süss. Now he came very importantly in the role of patronizing benefactor, full of pompous sympathy, to relish his revenge; found the Waldensian isolated in her fixed, proud sorrow, and advised her to go and see Süss. Süss was slandered: in business he was as hard as could be, that was natural, but he was not revengeful.

Nobody knew whether the Waldensian loved her husband or not, and she herself did not know. But when his trial was imminent she went to Süss.

She came of a good family, which preserved traditions of French Court life, of elegance, and of great possessions. She saw the Jew's salons, his wine-red lackeys, his pages; his tapestries, statues, and Chinese pieces. That was something different from the solid comfort of the Schertlins! Here was plenty, superfluity, the superfluity which turned life from a constraint and a burden into something light and lordly, lovely and desirable. Süss was in a good humour, and the lady pleased him. He treated her quite as a great lady, speaking only French since he saw that she preferred it, flattered her with mundane compliments, and said not a word about her difficulties. This was the atmosphere for her; if she had not come as suppliant she might have succumbed to him. But when, suddenly, with cynical

gallantry, he suggested the satisfaction at once of her request and of his desire, she stood for a little while motionless and deadly pale. Then she threw his nationality in his face: said that she was ashamed not to have reflected sooner that it was a Jew she had to deal with. Whereupon smoothly and without altering his demeanour he smiled and bowed, saying, "Then the answer is no," and escorted her courteously to the door, kissing her hand as he took his leave.

He released Johann Ulrich from prison, and contented himself with having the affair settled by the Fiscal Bureau. Johann Ulrich got off with a fine, but the fine was so big that his business was crippled by it forever.

Her encounter with Süss inflamed the Waldensian. Up till now she had not known whether she loved her husband or not. Now she knew that she despised him. It was his duty to be successful. He was not worthy of her if he was not successful. She despised him because he could not spread elegance and superfluity and wine-red lackeys and Chinese porcelain before her as the other could, because he had let Süss overcome him, because she had cut such a lamentable figure before Süss on his account. She despised him because for his sake she had rejected Süss's overtures. Süss was of the world, like herself; Johann Ulrich was a petty bourgeois. Of all this she said not one word to Johann Ulrich, not even did she mention her visit to the Jew. He raged against Süss, screamed and swore he would have the blood-thirstiest revenge. But it was empty bluster. She looked at him with her large eyes cold, proudly indifferent, and he knew as well as she that he was broken and powerless and would never do anything.

He sank lower and lower. The factory in Urach was sold by auction, as also the branch establishments in Stuttgart and Maulbronn. The Levantine merchant obtained them.

With contemptuous charity Johann Ulrich was offered a managerial post in his former factories. Perhaps he would have accepted had not his wife, guessing the hand of Süss in this offer, sharply and curtly refused to allow it. The other Schertlins too were involved in his downfall. The houses in Urach and Stuttgart were sold, the fields and vineyards were sold. Only old Christoph Adam maintained himself in Esslingen. He carried his large weather-beaten head higher than ever, and struck his cane more fiercely against the ground, clasping the golden handle firmly in his withered but not trembling hand.

Johann Ulrich, like many others who during Süss's regime had lost both home and money, made preparations for joining a train of emigrants to Pennsylvania. The Waldensian opposed him. There was a sharp, short struggle. He struck her, but he stayed in the country. He opened a store in Urach ; degenerated more and more, sat in the public-houses and fuddled himself, venting blasphemous curses on the Duke and the hellish Hebrew government. But although all malcontents were usually severely punished, he was left quietly alone. His store, too, was officially supported in every way. The officials must have had a hint from an influential quarter.

The Waldensian went about in her shabby clothes with as much pride as formerly, casting arrogant glances from her long eyes. When a customer tried to open conversation with her, she was curt and sparing in her answers Generally she was silent out of boredom. And although she had been born in Germany she nearly always spoke French, and her German was halting and broken.

20

THROUGH Süss's magnificent rooms Isaac Landauer trailed his caftan, with the Württemberg Jews' badge ostentatiously displayed on his arm, although no one required him to wear it, the 'S' with the horn. The shining mirrors reflected his image among lapis lazuli and gold, his lean shrewd head with the side-curls, the straggling, reddish, faded beard. The Finance Director was showing him his house. The man in the caftan stood before the vases, the Gobelins, the tinkling pagodas, and looked up with an irritatingly mocking smile at the Triumph of Mercury, clapped the white mare Assjadah with his chilly dry hand, and walked between the two pages, the sons of Lamprecht the President of Demesnes, who stood at attention by the door of the private suite. He fingered the expensive upholstery of the furniture, and with stupendous expertness guessed its price. He stood sha ing his head before the busts of Moses, Homer, Solomon and Aristotle, with the remark, "Moses our teacher never looked like that in all his life." But from its cage Akiba the parrot screamed, "How did Your Highness condescend to sleep?"

Süss had long been expecting Isaac Landauer. He had prepared his palace for this visit more carefully than for the visit of many a reigning prince. He lay in wait for a moment of surprise or of astonished appreciation; he was stung and tormented by a desire to impress the man in the caftan, him especially. But Isaac Landauer only shook his head, rubbed his chilly hands, smiled and asked: "To what end, Reb Josef Süss?"

Into the small room came inquisitively Sophie Fischer, the daughter of the Attorney to the Treasury, whom the Finance-Director had kept for two weeks as his declared mistress,—a large stately woman, white, wanton, reddish-

golden, very lovely and slightly commonplace. When Süss rebuked her for the interruption she excused herself carelessly, looked at Isaac Landauer with compressed lips, and took herself away.

"To what end, Reb Josef Süss?" repeated Isaac Landauer. "Why thirty servants all at once? Can you eat better and sleep better with thirty servants than with three? I understand your keeping the wench, I understand your wanting to eat in a fine room, and to have a broad comfortable bed. But why the parrot? What does a Jew want with a parrot?"

Süss was silent, filled with devouring anger. This was not simplicity, it was a sneer, an open, obvious sneer. What no Minister was bold enough to do, the man in the caftan did, in the most calm and matter-of-fact way, laughed at him to his face. And he was helpless against him, he needed him, he could only hold his tongue. And he would certainly trot out all his old tales again, which had no sense or relevance in the present, the Ravensburg ritual murder and rubbish like that. And he, Süss, would have to listen to them. It was impossible to do business without Isaac Landauer. Oh, if one would only get rid of this compromising fellow! But one had to be thankful to have dealings with him. For the present he could not be circumvented.

They discussed the affairs they had to settle, and bargained sharply and warily. Süss was really the employer throughout; but he had to speak much more than the other, and in spite of his grand gestures felt himself to be on the defensive. No camouflage, however skilful, could deceive Isaac Landauer's eye, he got behind it immediately, and all pretences fell before him; shaking his head in disbelief he cleared away the tempting decorations and laid his chilly hands upon the heart of Süss's affairs, the round figures.

The more Süss vaunted himself the more bitterly he was filled with vexation and discomfort. He did not admit it, but the other had him on a string; the man in the caftan made him dance.

When the negotiations were finished and signed, Isaac Landauer did not touch this time upon the Ravensburg ritual murder, but upon another Jewish tale from the past history of Württemberg. That was the affair of the great Jewish artist Abraham Calorno from Italy—a good hundred years ago, under Duke Friedrich I—and of his General Consul Maggino Gabrieli. The Duke had enticed this Italian Jew into the country with grand promises. He was as if bewitched by the amiable nature, the learning, the financial skill of the great Jewish artist, he had boundless confidence in him and rudely and curtly disposed of all the objections raised by the priests, by the Estates, yes, he even banished the chief pontiff Osiander from the country for the Jew's sake, and Abraham Calorno and his people were great and magnificent in Stuttgart. But the story finally ended in terror and cruelty; some of the family were tortured to death and the remainder hunted out of the land in their shirts, and Jews were forbidden to enter the Duchy for years. "They abused us, called us gnawing worms," said Isaac Landauer. "Well, don't they gnaw too? Everything which lives gnaws. One gnaws the other. Now it is your turn, Reb Josef Süss. Gnaw, while you can and while they let you!" And he laughed his small chuckling laugh.

The man in the caftan at last took leave of his unwilling listener and passed through the anteroom amid the mocking and hostile whispering of waiting petitioners. At the door he met fresh visitors, Weissensee, the President of the Ecclesiastical Council and his daughter Magdalen Sibylle who, when she caught sight of Isaac Landauer, mistook him

for Süss. That was how she had imagined the small disgusting emissary of Beelzebub, filthy and in a caftan and with side-curls, like occasional Jewish pictures she had seen.

When the Prelate Weissensee paid him a visit of thanks for his appointment as President of the Ecclesiastical Council, Süss had mentioned casually and courteously that he had heard the President had a very amiable daughter. It was not desirable that the flower of the Swabian ladies should bloom afar from the Residence; Ludwigsburg and Stuttgart were not rich enough in beauty to be able to dispense with a lady such as the Demoiselle Weissensee had been described to him as being. Weissensee accepted the compliment graciously, and expressed his pleasure that His Excellence should honour his daughter with his interest. He had then succeeded more easily than he expected in persuading his daughter to go with him to Stuttgart to call upon Süss. She devised in the invitation a call and a mission. Where else could she fulfil her mission, where could she more probably meet with the Devil than at the house of his minion, in the neighbourhood of the Duke and the Jew? So she came with her father to the Residence, alert and in readiness.

When she learned that Isaac Landauer was not the Jew she was slightly disappointed and sat in a tension of expectation. They were admitted before the others. She preceded her father into the cabinet past the lackeys standing at attention, caught sight of Süss, recognized him as the Devil, reeled and swooned away. When she recovered her senses a veiled silken voice was saying in her ear: "I am desolated that mademoiselle your daughter should have an accident just as she was crossing my threshold for the first time." Her father made some reply. A bottle of smelling salts was held under her nose. She must not open her eyes yet, she must not be compelled to speak to him, to look into his eyes.

When at last, willy-nilly, she had to come to life again she saw Beelzebub's eyes, his roving, warm, arched eyes, gliding over her breast and her hips, and she was passionately ashamed of herself.

Süss had regarded the girl closely as she lay swooning; he saw that she was beautiful, a virgin, and full of sap. Her swoon, the enormous impression which he had obviously made upon her, was balm and consolation to him after his uneasy interview with Isaac Landauer. How brown in spite of her pallor, and how keen and masculine her face was, how fascinating the sweep of her bold eye-brows! While the lackeys were running for essences and for a doctor he considered whether he dared undo her bodice. There was no need to stand on ceremony with Weissensee, the servile old courtier.

But just then she opened her eyes, deep blue in strange contrast to her dusky hair. He lifted her up, his eyes, his voice, and his tender hands surrounded her with caressing devotion and humble gallantry, he employed all the insinuating arts learned in his long experience. Over the broken stammering words of the girl, whose confused eyes in her pale tawny face were fixed upon him half threateningly and half fascinated, he spread a cloak of adroit conversation. Offered her a litter, a carriage, a doctor. Did not attempt by a single word to detain the President, who was preparing to go. Himself escorted Magdalen Sibylle, supporting her with his arm, through the respectful salutations of the people in his antechamber, to the front door, and into her carriage. While they were passing through the entrance hall Sophie Fischer encountered them. The blonde and wanton creature trailed indolently through the room, casting a glance of curiosity and furtive hatred after Magdalen Sibylle.

21

IN front of the house in the Seegasse there stands a gaping crowd. It is night ; a foul mixture of rain and snow, with gusts of wind which whip one's clothes about one's limbs. The people stand squeezed together, waiting to see the carriages, lit up and noisy in the darkness, arriving for Süss's redoute.

Pitch flares are flickering at the entrance. All the windows are illuminated. The door is wide open, a hussar stands towering with his staff, and three footmen to open the carriage doors.

In quick succession come the coaches. This is not one of the public balls where Süss tries to make a profit, and black-lists every one from the Court, the Civil Service, and the populace who is absent. Through these public festivals he has compelled the Capital and Residence of Stuttgart to celebrate a more brilliant Carnival than ever before ; he has forced people to spend more money on a seat and to squander more (for his profit) than in weeks of ordinary days ; but this select masked ball is to serve exclusively as a private exhibition of his greatness and his pomp. Only the most important gentlemen, only the most beautiful ladies of the Duke's circle, have been invited.

From behind Süss's hussars and the town policemen the people stretch their necks to espy the costumes of the alighting guests beneath their cloaks. The Ministers arrive, the Generals, the courtiers. Very lean, and with his hook-nose looking twice as big above his Spanish ruff, comes Privy Councillor Schütz in a grandee's mantle. And there is Remchingen, solid and red as a lobster, sweating in his carriage under the thick fur coat of his Boyar costume. He is gruffer than ever, because he has knocked up against

M. de Riolles in the doorway, one of those wandering cavaliers who are welcome at all the Courts and carry through Europe the gossip of the first circles among the international aristocracy, making and marring all the worldly reputations in high society. Two or three women burst out giggling, and even the policemen cannot help grinning at the sight of the small, meagre, fidgetty gentleman, who is got up as a Chinese but has kept his periwig. He looks ridiculous, tripping like a dwarf with his old, vicious, boy's face beside the bulky Remchingen. The General clanks massively and imposingly beside the small foppish Frenchman ; but he knows that the Duchess, whether from a desire for change or to make him angry, will prefer the babbling idiot to himself, as she has done for the last few days.

Neuffer, the Estates Advocate, pushes his way on foot through the crowd, in a nondescript costume of some dark colour and scarlet ; murmurs of abuse follow him ; he and Weissensee are the only Parliamentarians who are invited. He is overtaken by the elegant and studiously inconspicuous carriage of the old Prince Thurn and Taxis. The Prince had come on a visit yesterday from Regensburg ; his lean, elegant greyhound head rises from the wine-red suit of a Genoese noble ; he is pleased to be the first to introduce this costume, in which he looks particularly slim. But obviously he has abominable luck with this damned Jew ! The other time in the Château Monbijou his pale yellow coat was killed by the pale yellow salon, and now the Hebrew brute has stuck his whole domestic staff into wine-red livery, so that the Prince will be taken for a lackey ; at least the effect of his wine-red costume will be spoiled. Beside the angry Prince waddles Privy Councillor Fichtel, small, thick-set and insignificant, who has come for two days to Stuttgart with letters from the Bishop of Würzburg ; he is like a ball

in his baggy breeches and Turkish coat, and his sly face looks pleased under his fez; he waves jovially with his small plump hand to the people, who are whispering about the Catholics.

A dingy ramshackle coach drew up, with a single footman behind, dressed in a very ancient, obsolete style; and a tall gentleman alighted with a remarkably purple, haggard face, and glided through the silent crowd into the doorway: the Palatinate Privy Councillor Dom Bartelemi Pancorbo. The Duke himself had made the reluctant Süss invite the jewel-merchant, who had been living in Stuttgart for some time. Dom Bartelemi Pancorbo appeared in his usual clothes, his compressed death's head stretched out of a shabby, badly-fitting and slovenly Court dress; he had made no other attempt at a costume.

Punctually at the appointed hour the Ducal coach arrived. Karl Alexander descended from it, with only a slight limp on this occasion, enormous and imposing as a hero of antiquity: Marie Auguste, her figure rising like a slender stalk from a sweeping peacock-blue hooped skirt, her lizard-like head lambent as a delicate flame, was the Goddess Minerva. She wore a wig with a magnificent gold helmet on top of it and round her breast was fitted the merest suggestion of a fine golden corselet; one page carried her shield behind her and another her owl.

The flourish of trumpets was already beginning to greet the Ducal pair, Süss had already appeared at the door of the reception room, in which people were drawn up, but the Duke loitered in the vestibule. Beside the President of his Ecclesiastical Council he had caught sight of a girl of large and beautiful stature, dressed as a Florentine gardener; when for a moment in taking off her cloak she removed her mask to arrange her enormous beribboned straw hat he

caught a glimpse of masculine keen brown cheeks, and deep blue eyes in strange contrast to strong dark eyebrows. He felt himself moved as he had not been for years at the sight of a woman, his knees became weak, and he had a sinking feeling in his stomach. With a slight smile the Duchess turned her quick eyes from Karl Alexander to the girl, who had immediately reassumed her mask. "I think we ought to go in," she said. Süss was already there to conduct them, slim and elegant in a Saracen costume. "Who is the lady?" asked Karl Alexander. "Mademoiselle the daughter of Weissensee, I imagine," answered the Jew, "Mademoiselle Magdalen Sibylle Weissensee." Then the great personages entered the ball-room, the guests bowed deeply, and the trumpets rang out.

Since the Duchess dearly loved comedy, Süss began the evening with the performance of a small Italian opera, "A Prodigal against his Will." For the occasion the new singer, Graziella Vitali, a Neapolitan, made her first appearance, a small vivacious creature, plump, golden-skinned and pretty, with a somewhat shrewish face and sparkling eyes. Süss had promised himself that she would make a great impression on the Duke, as her type was usually Karl Alexander's fancy. Süss had drawn a glowing picture of her prospects to the singer, and when she was presented to the Duke after the comedy she fluttered assiduously around him, giving him signs and looks of open invitation, only waiting for him to withdraw with her into a private room. But Karl Alexander paid her only a casual and distracted attention; he muttered something like, "Later, later!" It was obvious that for the time he had someone else in his eye.

Magdalen Sibylle had hardly removed her mask during the comedy. She hid her nervous, twitching face behind it under her large straw hat. She had willingly submitted to

her father's insistence that she should accompany him, but now she repented it. She did not have the strength to withstand the Devil. It was vanity and presumption to think that she could lead the Devil to God with her own poor hands. Since she had learned that the Jew was the Devil she had had a gnawing pain in her bosom. How she had cried to God! But God was silent. The Books of Humility, of Knowledge, and of Meditation were only so much paper. There were words in Swedenborg, but they had no sound or meaning for her; she ran to Beata Sturmin, the blind holy woman, but she had nothing to give her, the holy saint was a poor sick old-maid, and the atmosphere about her was bleak and soured.

She had not seen the Jew again since that time, and she had hesitated long before coming to the assembly. Now her evening was a disappointment, a vexation. Süss paid no attention to her, he had given her barely a word of cold and courteous greeting. She could not know that this was diplomacy, she only saw that Lucifer had no eyes for her. She removed her mask from her brown, keen, quivering, distorted face; Lucifer had no eyes for her. This prostrated her more than a defeat.

But another was looking for a second time at the quivering brown face, looking at it long, with the relish of a connoisseur, looking it up and down, looking at the deep blue insistent eyes, in strange contrast to the dusky hair. By Jove, that Weissensee girl! So there were people like this! This was a Swabian, his subject! A Swabian of a rare kind. Karl Alexander had never imagined that Weissensee, the fox, had such a lovely flower growing in his house. He had gone to the ball with a vague and aimless longing for something new. He had been working, and was now rested and refreshed. This was something new and different. Now,

there was some meaning in the Soirée. The Italian actress whom Süss had praised to him beforehand, only increased his desire for the firm, young Swabian girl.

After the opera they sit down to table. The supper is varied and magnificent. Masks are taken off, the flushed faces look at once strange and familiar above their costumes, and are doubly charming. Highly seasoned foods, strong rare wines, pithy toasts.

Gnomes come dancing in, empty the jewel cabinets, and with comic gestures hand the glittering gifts to the ladies for whom Süss has destined them. Dom Bartelemi watched them keenly as they shared out stone after stone, necklace after necklace, buckle after buckle. The extraordinarily tall man, with his right shoulder curiously raised, his purple fleshless face stretching on the withered neck out of the formal ruff of his old-fashioned Portuguese dress, let his long unblinking narrow eyes rove unceasingly from behind their wrinkled lids. Deepset in their cavities they kept watch in his compressed and death-like head. The Palatinate Privy Councillor—who was also the General Director of Palatinate Commerce and Tobacco Manufacture—examined the ladies' gifts, and appraised them with expert skill. Profound uneasiness seized Süss when he heard the hollow, cold, drawling voice which had so often undercut his prices, hindered so many of his transactions, and for so long reduced him to petty insignificance. With a cold shiver of repulsion he observed the glowing passion with which Dom Bartelemi let the shimmering stones trickle through his long, dry, purple fingers. They looked askance at each other, like two sparring birds of prey, the one old, bleak, and incredibly experienced, the other smaller, younger, rasher and more exuberant.

"Fine stones, good stones," commented Dom Bartelemi.

"But rubbish beside the solitaire. Let me look at your solitaire," he said to Süss. And, turning the solitaire tenderly in his spidery fingers, he growled in his pot-house voice across the listening guests, "What's your price for the stone, Finance Director?" "It is not for sale," replied Süss. "I will give you the Palatinate Tobacco Manufactory for it," insisted the Portuguese. "It is not for sale," repeated the Jew emphatically. Reluctantly Dom Bartelemi handed back the diamond, and the Duchess remarked: "Now my Jew is sticking the Palatinate Tobacco Manufactory on his finger!"

After supper, while the ball was beginning, the Duke sat with Magdalen Sibylle apart in the conservatory. Immediately after supper he had given Süss a hint that he would like the use of his bedroom and dressing-room, and that he wanted Magdalen Sibylle to be conveyed there on some pretext or other. Süss felt a sharp stab of pain on hearing this; he remembered how the girl had screamed and run away on first catching sight of him in the wood, and how later in his study she had swooned and lain there, so brown in her pallor, so helpless and so very young; Magdalen Sibylle really belonged to him, it did not need a sharp eye to see that she was drawn irresistibly to him, and when Karl Alexander mentioned her, he felt a wild desire for her. But he was so accustomed to put the Duke and business first, and his own sentiments and lusts for women second, that he was glad to be of service to His Highness. He would only respectfully draw His Highness's attention to the fact that the lady, so far as he knew, was an evangelical enthusiast difficult to handle and easily driven into hysterics; also in his opinion this cask had not yet been broached. "Have you been trying it?" the Duke laughed uproariously, and again, "Have you been trying it?" That was precisely the kind

of thing, he added, he was itching for, and the fact that she was a pietist only gave a doubly sharp relish to the dish. And he nodded jovially and graciously to Weissensee, who was not far away, talking to Fichtel and Schütz.

So, sitting with her in the conservatory, he began to chaff her about her pietism. To be sure he was himself a Catholic, and a low renegade; but his Ecclesiastical Council, which should know something about the matter, and her father, too, at the head of it, did not agree with such revivalistic teachings; in fact only the day before he had had to sign an edict prohibiting, under pain of severe punishment, a certain Frau von Molk from holding sectarian conventicles. And when he saw Beata Sturmin, the saint who headed the whole movement, he thought to himself that intercourse with angels did not make a woman exactly charming; but now that he had made the acquaintance of Magdalen Sibylle, he began to think that intercourse with God and the angels had something to say for itself. Magdalen Sibylle listened in torment to his stale witticisms. She was afraid of Karl Alexander, afraid of his heated face, his devouring eyes. She was not amused by his jests; she felt that God had deserted her, else she would have flamed up at such blasphemy and would not have been afraid to throw her contempt and anger in the face even of this raging Nebuchadnezzar. Instead she only felt aversion, she was so sad and weary, and God had hidden Himself in darkness, God did not deign to give her an answer, God had cast her out.

It was terribly hot in the conservatory, the exotic trees and plants stirred like living things in the light of the candles, wild bursts of music floated in, and Magdalen Sibylle had a frightful headache The eyes and words of the Duke hurt her like something sharp and piercing. She saw the words coming out of his wanton, lecherous and threatening

mouth to attack her, piercing her, flaying her soul. She felt tense almost to breaking point, she was on the verge of doing something wild and senseless; then at the very last moment she was delivered by one of the Duchess's pages, who brought her a command to wait upon Her Highness.

Marie Auguste sat in the middle of a fairly large circle. Süss was beside her, M. de Riolles, Privy Councillor Schütz, Götz, the young actuary, in a shepherd costume, yellow-headed, fresh and stupid, belonging to one of the best families, with his mother, wife of a Privy Councillor, and his sister, Elizabeth Salomea. Both the ladies, mother and daughter, were ridiculously like each other; they looked like sisters, both pale, with delicate long limbs, very pretty, with a wealth of bright hair and large, sentimental, foolish eyes. Flaxen and lovely they sat in shepherdess costumes not very original and somewhat out of date, and flattered the Duchess with their naïve clear voices and their amiable unintelligent eyes. Sophie Fischer stately and indolent, Süss's voluptuous mistress, had just returned to the conservatory, and Marie Auguste could not refrain from teasing her pet Jew about her. He had managed to get her father, Fischer, the Treasury Fiscal, appointed as Transport Director, obviously as a compensation for the use of his daughter. Süss, manly in his slender elegance, stood in his Saracen dress in front of the ladies, and returned jest for jest with unembarrased readiness; to be sure the Fischer girl had been a delightful and welcome housekeeper for him; but now that Her Highness has deigned to exalt her father to such an honourable position, he could not venture to keep her in his service; the daughter of such a high official—no, that would be quite improper. He smiled, and concluded with impudent indifference, therefore he would send her home next day. The little group was astonished at the open cynicism with which he rewarded

and dismissed his mistress. The Duchess was amused, M. de Riolles, too, was clearly delighted at this display of *savoir faire*, but the stupid young actuary Götz was at a loss to know what he ought to do, for he attached great importance to good form, and did not know whether to agree with the Jew or to attack him ; he decided finally on saying nothing, and looking fierce.

The sweet and amiable ladies Götz, however, both mother and daughter, were astonished at the elegant superciliousness with which this cavalier ended a love-affair, and looked at him with great admiration and tender interest.

Into this circle came Magdalen Sibylle. The Duchess had noticed the marked attention paid to her by Karl Alexander, she also liked this girl with the brown, keen face and the strange contrast of blue eyes and dark hair. She was curious to find out on a closer inspection what her attractions were. She extended her hand graciously to be kissed, and looked her over indolently and without embarrassment. Magdalen Sibylle had a small, shy, furtive glance for Süss. He had bowed profoundly when she came, and now stood, serious and formal. She was free now that she did not have to listen to the Duke any longer, and felt goodwill radiating towards her from the Duchess, but the indifferent formality in Süss's countenance disturbed her afresh. She sat in silence while the others continued their light and aimless conversation, and suddenly her fear, tension, disappointment, rage and expectation found vent in a fit of wild sobbing at the Duchess's feet. The others were embarrassed, tittered a little, but Marie Auguste stroked with her small delicate hand the great cold hand of the sobbing girl. Süss, however, skilfully made use of the opportunity, and saying that he would look after her until she calmed down, he led her out, shaken and self-conscious. Riolles the Chinaman grinned,

Schütz the Spaniard smiled, and Götz the fanciful shepherd again found no reaction but a fierce expression. But the Duchess, calmly going on with the conversation, stole a glance at her husband and noted to her satisfaction that he made a sign to Süss as the girl was taken out past him.

The chamber into which the Jew conducted Magdalen Sibylle was cool after the ball-rooms, which were overheated with candles, wine, and people. It led into his bedroom, and one could see through a portière the state bed with the golden Amoretti. In this place had been collected all the things from the other rooms which had been cleared away for the ball, things which might get broken, porcelain, the Chinese pieces, and the cage with the parrot Akiba. The noise of the festivities was barely audible, and after the crowded salons this little room with its fresher air, its emptiness, quietness and coolness, was comforting and pleasant.

Magdalen Sibylle sat down on a low divan, breathing more quietly relaxed. She looked magnificent sitting there, warm and drooping after the excitement; and Süss, who stood, gentle and kind, beside her, desired her intensely. It was annoying and unfortunate that the other would be coming now; he probably would not be able to appreciate such a rare morsel.

The girl looked up slowly at the man with her large, brimming eyes. Süss felt it incumbent on him to return the look with that air of boundless devotion in which he was so skilled, and to mingle with the devotion a spice of fatherliness suitable to this special occasion. "Poor Lucifer!" thought Magdalen Sibylle. "He is an unhappy and troubled creature. There is no sense in being fanatical and attacking him with wild exorcisms. I will take him quite gently by the hand and persuade him with kind words to turn to God again. How could I doubt that I would have the strength

for my mission? He is only waiting for some one to come and reconcile him with God."

"I am inconsolable, Mademoiselle," said the Jew meanwhile with his veiled caressing voice, "that you always meet with an accident in my presence. Is my face really so abominable and repulsive? Or is it perhaps only an unlucky chance?" And he bent towards her as she sat tall and glowing on the divan.

"Please do not pretend any longer," she said suddenly, with a rush of courage, and looking at him gravely and urgently. "I know very well that you are Lucifer, the son of Belial, and you know that I am sent to wrestle with you and bring you back to God."

Süss had much experience of women; he was accustomed to surprises, and never lost his composure, or showed himself at a loss. But this remark was so utterly unexpected that words failed him, and for the first time in his life he had no answer ready. It was lucky for him that Magdalen Sibylle was expecting no answer, but after a short pause went on speaking. She could comprehend very well that he believed that God, his Enemy, would have nothing to do with him, and certainly it needed enormous strength of will to give up the perversity of thousands of years. But when once this perversity and blind frowardness was abandoned, the soul would be freed from its evil accretions and would bathe in God as in pleasant, clear, transparent water. She went on in this fashion with insistence, and in her enthusiasm stretched out her hand to him.

With characteristic adroitness, Süss had adjusted himself to the pietistic vocabulary, and he seized her hand, beginning a quickly composed answer. They were both getting on excellently when the Duke suddenly entered the room. With dilated eyes, terrified and imploring, oppressed and

breathing quickly, Magdalen Sibylle stared at Süss. But the Jew observed politely that he must return to his guests, and all at once she was alone with the Duke, and the parrot screamed, "*Ma vie pour mon souverain*," and in the next room the shameless, magnificent bed leapt more clearly and nakedly into view. Karl Alexander made some aimless and jesting remark in a husky, constrained voice. She saw his red face, slightly bedewed with sweat, she saw his eyes which grew darker and wilder, and she smelt his hot and drunken breath. She forced herself to go to the door, stammering some excuse about following Süss, going back to the others. But the door was locked. Karl Alexander laughed hoarsely, and deliberately undid his priceless antique breastplate, in a silence in which her breathing was audible. He advanced towards her with gruesome affection, and took her hand in his, a curious hand, slim, long, bony and hairy on the back, but fleshy, fat and short on the palm. She summoned her strength and defended herself wildly, but without any prospect of success, against the bulky, powerful, aroused man.

Returning from the little room, Süss flung himself with a kind of grim determination into the whirl of the masked ball. He tried to avoid the Duchess (who with a small, amused and lascivious smile asked after Magdalen Sibylle) and paid court to both the Götz ladies, in whom the Duke was also interested, with such fierce insistence, that the young actuary Götz, seeing that his pugnacious attitude was ignored, fuddled himself in a corner in dumb perplexity, while the two ladies gave themselves up to the cynical gallantries of the Jew and returned them with foolish affectation. The little Neapolitan comedienne, golden-skinned, slightly plump and vicious, had made up to the old Prince Thurn and Taxis. She acted as if she did not know who he was and was only caressing and flattering him because

of his elegant and distinguished appearance. The old Prince, seeing that in spite of its similarity to the footmen's liveries his wine-red costume was making an impression after all, recovered his spirits, and visibly threw off his irritation. At the same time Remchingen was trying to attract the lady's attention, but she skilfully gave him the cold shoulder, though he was devouring her with eyes already glassy, and she stuck to the fine, rich, old Prince. But Götz from his corner was gazing at her with transport, his eyes dimmed even more by sentiment than by liquor; and while she kept the General at arm's length and drew on the old Prince, she still found an opportunity of ensnaring the stupid, yellow-headed, young shepherd for ever, with a single but unutterably eloquent look.

Weissensee, Neuffer the advocate, and the Würzburg Privy Councillor Fichtel were sitting at the faro-table with Schütz and M. de Riolles. Weissensee was more distracted than usual. His clever lean head turned restlessly from side to side, and he asked everyone who passed if they had seen Magdalen Sibylle. And his long, fine hands were damp with sweat, and his sceptical eyes had a hunted look as they searched the room right and left.

Suddenly, on catching sight of Süss, he excused himself to the others, and with his silken Venetian mantle fluttering behind him he advanced hastily to the Jew and asked after his daughter. Süss replied carelessly that she had a slight headache, and had withdrawn into a quieter and cooler room. The President of the Ecclesiastical Council, somewhat discomposed, wanted to seek her out. But Süss thought it would be best to leave Mademoiselle alone, especially as His Highness himself was looking after her so far as he knew. As he said this he regarded Weissensee steadily, with a polite and brazen smile. The latter began to tremble,

and had to sit down. After a short silence Süss added of his own accord, with the same smile, that the Duke had spoken with unusual graciousness of the new President of the Ecclesiastical Council, and that promotion and honours would certainly come his way before long. Weissensee nodded once or twice in a strange, preoccupied, senile manner, and stared with a courteous but slightly wry smile at the bustle around him, then, in a wavering voice, without looking at Süss, began quite suddenly to speak of his roomy house in Hirsau. He drew a picture of his comfortable country home among its vineyards, crowned with harvest, well-stocked both in and out and steeped in rustic peace; he told how he had worked there at ease on his New Testament far away from the turmoil of the world, which subsided into stillness and only now and then threw up a touch of spray which he savoured like a connoisseur; and how his daughter had flitted to and fro amid all this in quiet simplicity, pre-occupied and matter-of-fact.

In the middle of his reverie, which he unfolded more to himself than to Süss, he stopped as suddenly as he had begun. He looked sunken, his elegant Venetian mantle hung loosely and incongruously upon him like the folded wings of a bat. Standing before him as he sat there sunk in abandonment and helpless, the Jew looked him up and down, and in a light, alert, ruthless tone of voice sent a shaft of mockery into his silence. "I should never have believed that you could be so sentimental." "Not at all, not at all!" returned Weissensee eagerly, pulling himself together. "I do not flee from life, your Excellency. I have never refused any experience in all my time. Curiosity is the principle on which I have regulated my existence." He tried to recover his habitual ready smile. "It must have been a very restless star under which I was born. It has never allowed me to

settle, but has hounded me on through many countries and overseas, and has bid me peer into the souls of all the creatures of God and Satan. Ah, my memories!"

But while he was striving to recall his memories, it happened that the pale, smiling face of the Jew before him, with the arched, brown eyes and the voluptuous lips, suddenly lost its outline. Suddenly he knew with certitude that a few paces away, behind a locked door, his daughter was struggling and fighting with failing strength and no hope of success. He saw her, he saw the warmth fading from her keen, brown face, he saw her deep blue eyes becoming fixed and glassy beneath her dusky hair. And in the midst of this vision he heard the sharp and matter-of-fact voice of Süss: "As things stand this evening, I dare promise you quite definitely promotion and honours."

The remarkable thing was that he did not hate this man who bent over him with the polite and brazen smile. He played, but only played, with the desire, the idea, of seeing the other sitting in front of him equally broken and unsteady, while he, Weissensee, stood over him alert and smiling. After that, he behaved quite as usual, only everything he did and said seemed oppressively unreal, vague and puppet-like, as if he were asleep. He kept on bowing, courteously and amiably, he exchanged a jest with the Duchess, he spoke with gentle diplomacy to Privy Councillor Fichtel, and he capped one of M. de Riolles's subtle and indecent stories with one even more subtle and more obscene. But all these voices sounded strangely mechanical and thin, and the people moved like artificial dolls, and everything seemed made of wax. Even the Duke, who was again in the salon, bulky and heavy, limping more than usual with tired, slack, and relaxed limbs, seemed to be only a wax figure behind a veil of smoke and vapour.

But all the same at the sight of the Duke he managed to raise a small new flicker of hope. He dispersed his visions, he suppressed his knowledge and pretended that it was not true. With a quick flutter he gathered his Venetian mantle about him and went to intercept the Duke, his whole being one urgent, imploring entreaty to know whether this had perhaps not happened after all. But the Duke did not see him, he obviously did not want to see him, he had no eyes for him ; although Weissensee was quite near him he passed him with a vacant stare and an embarrassed, gruff hiccough.

Weissensee went suddenly old and tired. He sought out a quiet corner for himself, and happened on the table where Götz the actuary was sitting alone and drinking. The young man felt himself very honoured by the President of the Ecclesiastical Council's company, and although he was already half seas over, persisted in standing up ceremoniously and making many formal reverences. And then the two men sat together, the one old, subtle, sad and broken, and the other young, downright, disappointed and stewing himself stupid in helpless sentimentality, and they said nothing, and gazed at the festive and overheated turmoil, and drank.

But Karl Alexander moved through the room, satiated, proud and pleased with himself. True, he often gave a small, embarrassed and defiant laugh, like a boy who has done something wrong and swaggers about it to get over his sense of shame. But precisely for that reason it was clear to everybody that he had just come from an embrace. He waved to his wife, who looked at him as if asking a question, with a lordly gesture which was easily to be interpreted as a proud avowal. He paused at the faro-tables, where the flushed players, secretly outraged at being disturbed, arose respectfully, and assured them that he was extraordinarily, yes, quite extraordinarily delighted with his evening. He thirstily

tossed down two glasses of Tokay and became very drunk. He made for his father-in-law, who was now completely absorbed in the Neapolitan, a fact which Karl Alexander recognized with appreciation and benevolence. He fell on the old prince's neck several times, saying affectionately "Your Highness! Your Highness! It is glorious that Your Highness should feel so young!" Then he boasted vainly and sentimentally about his young days in Italy, his Lombard companions, and his Venetian adventures. "Your Highness is getting on well," he stuttered, "and so am I. *Suum cuique! Suum cuique!* In this dunghill of a world the Lord has set both of us on a spot which is warm and soft and full of sunlight." And he caressed appreciatively the bare golden ripe arm of the comedienne, and congratulated the old man on the fine chicken he was beginning to pluck.

Süss avoided the Duke. He was soured and jealous; he knew that Karl Alexander would want to describe his affair with Magdalen Sibylle, coarsely and wordily and with all the details, and he was not in the mood to listen to an account of these delights, the first fruits of which should really have been his. To escape from thinking about it he plunged into the flood tide of his festival. It was in his honour, to celebrate his arrival in the world, to celebrate his birthday, that all these lights were kindled, these tables and magnificent salons decorated, these lovely women and grand gentlemen assembled. He had climbed very high, never before in Germany had a Jew risen to such a high and brilliant position. And he would climb higher yet. His application for a patent of nobility was already on the way to the Emperor's court in Vienna; he would be ennobled—Karl Alexander, daily under more obligations to him, would have to put that through. He was no fool like Isaac Landauer, he did not run around in gaberdine and side-curls; but

neither did he think of procuring titles and rank for himself by the cheap expedient of changing his religion as his brother had. He would climb to the top by sheer genius, by his luck and his genius alone. He would remain a Jew, and in spite of it—and that would be his triumph—he would become a noble and take his rightful place in the Duchy formally and in face of all the world.

Dancing was going on. His heart and eye and ear were filled with its gay and gratifying noise. His dreams mounted on the runs of the violins, the drums brayed his power into the room, the beauty of the ladies and the silken grandeur of the gentlemen paid homage to him. He looked on at his festivities, dreaming of his court career, his ripe red mouth half open, and a look of rapture on his pale face. But suddenly an invisible something erased the pleased and satisfied enjoyment from his features. The gay rainbow-coloured bubbles were blown away, the radiant hues of the dancers faded ; he saw the musicians playing, but he no longer heard the music. He saw himself treading in another shadowy, mocking and terrifying dance. In front of him, holding his hand, moved Rabbi Gabriel, his uncle ; behind him, holding his other hand, the Duke haltingly dragged his lame foot. Far ahead of him, linked to him by a chain of many hands—was not that Isaac Landauer, moving his limbs in the dance rhythm and shaking his shrunken head while his absurd caftan fluttered around him ?

When he shook himself free of this vision he found Dom Bartelemi Pancorbo standing beside him in his shabby Portuguese dress, fixing upon him his watchful eyes in their deep-set cavities, and slowly into his consciousness wound the strange pot-house voice : " Well, Finance Director, what do you say ? I'll add the tax on brandy for a month to the tobacco monopoly ; will you give me the solitaire ? "

And the dance went on. Nicklas Pfäffle, who in his indifferent, drowsy and precise way was managing the complicated mechanism of the ball, had planned a surprise for the second half of the evening. The ceiling painted with the Triumph of Mercury opened out, and on a flying machine there appeared Dan Cupid, who hovered over the guests strewing roses, and then in elegantly turned Alexandrines greeted the Ducal pair and congratulated Süss on his birthday. He was a very handsome boy and spoke his verses prettily, and even if Cupid had a slight Swabian accent that was at least better, said Remchingen in a loud voice, than if he had a Yiddish one.

When the dance recommenced immediately after, a slight unpleasantness occurred. A suspicious-looking frowsy fellow suddenly appeared in the salon and began shouting. People laughed and gathered round him, thinking that he was disguised in this way for a joke ; and he had certainly been admitted on that assumption. But it soon became clear that his wild and abusive onslaughts on Hebrew justice and the whole robbing murdering and filthy Hebrew gang were made in earnest.

This frowsy vituperator was Johann Ulrich Schertlin. He had some small business to transact in Stuttgart, had been drinking in the Blue Boar, and had fuddled himself among the railing tradesmen, while Benz the confectioner had listened in silence, with venomous satisfaction, saying only once : " Under the last Duke it was a harlot who reigned," whereupon there was a general outburst of growls. So Johann Ulrich had sat there, feeling more at ease than he had done for a long time, for he was no longer under the reproachful and contemptuous eye of the Waldensian ; he had drunk a great deal, and had finally come to the Jew's house to give him a piece of his mind. Some of his boon

companions had come with him, and now stood outside in the snow in the light of the candles which streamed from the festal rooms into the street; the coachmen of all the carriages which were waiting to take the guests home again had joined them, and there they stood more inquisitive than hostile, expecting to see Johann Ulrich handcuffed and delivered to the police. He meanwhile stood among the silken guests, stinking and filthy, smelling of bad wine, railing endlessly and abusively. People were already calling for the police, but when Süss heard that it was Schertlin he gave instructions to lock him up in the madhouse for the night and to send him home next day to his wife in Urach.

And the dance went on. Karl Alexander was very drunk; he had remarked but little of the affair with Johann Ulrich and had not understood it at all. He had succeeded at last in getting hold of Süss, and now sat apart with him, wishful to retail to such a connoisseur the delights he had enjoyed. He puffed and blew, for he was really very drunk, and had not properly fastened up his antique hero's costume; he was hot and heavy, reeking of wine and red in the face; he laughed and stuttered and clapped the respectfully attentive Jew on the thigh. "A delicate morsel!" and he smacked his lips and clicked his tongue. "You did well, Jew, to invite her to meet me. I will see to it that you are well rewarded. A German Prince doesn't do things shabbily. A delicate morsel!" He described Magdalen Sibylle and sketched with his blunt red hands, which were curious, being slim on the back and fat and short in the palm, the details of her body, her thighs, her breasts. "A wild filly! Hits out and bucks and bites and glows all over. And then so ice-cold when she should be accommodating." He pointed to the small, yellow-skinned, mercurial Neapolitan, who in spite of her preoccupation with the old Prince yet found time

to make eyes at him, with her tongue in the corner of her mouth, like a naughty boy. "That one's a humbug, a bit of quicksilver, a whiff of scent. Let His Highness my papa-in-law make himself happy with her." He chuckled a small contemptuous laugh. "But the other, the lady of my heart, she's not an Italian rag. Nothing weak-kneed about her; she doesn't go to pieces in one's arms." He leaned back dreamily and sentimentally. "Mine is like a forest pool," he said with a vague and sweeping gesture. "Like a forest pool," he repeated with a hiccup, sinking his head on his breast, shutting his eyes, and breathing heavily.

Consumed with rage, Süss began cautiously and respectfully to withdraw, but Karl Alexander began again sketching and brandishing his hands importantly. "What eyes she has, the jade! Eyes! Do you know what I had to think of? You'll never guess, never in all your life." A laugh began to bubble up, quietly at first, then wheezing and chuckling until it overpowered him completely. "I had to think of your Magus, your magic uncle—what eyes she has, the jade! The Magus. 'The first I will not tell you'——" He was suddenly seized with anger. "He wouldn't tell me, the dog of a wizard, the cursed malicious brute! May he swallow it down and choke on it and die of suffocation, the sorcerer, the accursed Jew!"

Terrified and very pale Süss had recoiled a step, breathing quickly, and made an imploring defensive gesture with his hand. But Karl Alexander, drunken and wrathful, rose with difficulty and tried to assume the proud and statuesque military pose attributed to him in the picture of Belgrade and the seven hundred halberdiers, bawled, hiccuped, and screamed: "Any one can prophesy what he likes. I am not afraid. *Attempto!* I'll dare it! I am Karl Alexander, Duke of Württemberg and Teck! By the grace of God!

I stand above destiny! The German Achilles! By the grace of God!" And he stood there like his own monument.

But very soon he fell back into his chair, smiled of his own accord. "Like a forest pool," he hiccuped once again, puffed, snored, rattled, wheezed, and fell asleep.

And the dance went on. The sound of it rang out into the street where Johann Ulrich was being led away among his whispering fellows, sobered, weary, and dejected; and rang farther out over the town, over the land, which groaned, writhed and tossed, and then started out of its sleep muttering and growling—and fell asleep again and went on suffering.

Book Three
THE JEWS

Book Three

THE JEWS

I

In the cities of the Mediterranean and the Atlantic, the Jews sat in the seats of the mighty. They commanded the trade between the Orient and the Occident. They spread over the seas. They helped to fit out the first ships to the West Indies; organized the trade with South and Middle America, opened up Brazil; established the sugar industry of the Western Hemisphere; laid the foundations from which New York developed.

But in Germany they sat in humble and uneasy seats. In the fourteenth century in more than three hundred and fifty parishes they were slain, drowned, burned, broken on the wheel, strangled, buried alive. Most of the survivors had wandered into Poland. Since then their numbers were few in the Holy Roman Empire. To every six hundred Germans there was one Jew. Under the refined extortions of the people and the authorities, they lived anxious, straitened, obscure, at the mercy of every caprice. Handwork and every free vocation was interdicted to them, and the official regulations drove them into the most complicated and difficult forms of chaffering and usury, restricted their purchase of necessaries, did not let them shave their beards, confined them to a ridiculous and shameful garb, pressed them into narrow quarters, barred the gate of their Ghettos, locked it up, evening after evening, and guarded their going in and

coming out. Pressed close together they sat; they multiplied, but they were granted no more space. And because they could not expand their buildings horizontally, they piled them on high, story upon story. Ever narrower, darker, more winding became their streets. Neither tree nor grass nor flower had room; they stood in each other's light, without sun, without air, in thick disease-bearing dirt. They were separated from the fruitful earth, from heaven, from verdure. The wandering wind was trapped in their drab, stinking streets, the high, toppling houses barred their view of the drifting clouds, the blue sky. Their men slunk with bowed heads, their women faded early; of every ten children whom they bore, seven died. They were like dead brackish water, cut off from the freely-flowing life outside, dammed off from the language, the art, the spirit of others. Thick, pressing upon one another, they sat, in wretched intimacy; each knew the other's secrets; slanderous, suspicious, they exacerbated each other, lamed but energetic, chafed each other in pain, each the other's enemy and yet woven into the same net. For a single, trifling error or mischance of one might bring disaster to all.

But with the sure intuition which they had for the new, for the dawn, they surmised the changing aspect of the world outside, the ousting of birth and worth by money. They had experienced it: in insecurity and hazard, outlawry, there was only one shield; among the many tottering and deceptive footholds only one firm ground: money. On the door of the Jew with money no watch was set; the Jew with money stank no more, and no magistracy clapped a ridiculous, pointed cap upon his head. The princes and great lords needed him, they could not make wars and levy regiments without him, they allowed him to spread himself in their sunlight and to grow great and magnificent

But the dense throng of the oppressed and the proscribed, and the few men of power; the proud Jews of the Levant and the great ocean cities who ruled the trade routes of Europe and the New World and in their counting-houses decided wars and peace, and the filthy, degenerate, down-trodden, ridiculous Jews of the German Ghettos; the Jewish physicians and ministers of the Khalifs and the Persian Shahs and the Sultans of Morocco in all their power and great splendour, and the lousy rabble of the Polish towns in their dirt and misery; the bankers of the Emperor and the princes, courted and hated in their cabinets, and the Jewish peddlers of the countryside hunted by dogs, and by the street boys and police driven into degrading, ludicrous humiliation: all of these had a sure and secret knowledge in common. To many it was not clear; only a very few could have expressed it; some shielded themselves from a definite recognition of it. But it pulsed in their blood, it was in their innermost soul; the deep, mysterious, certain awareness of the senselessness, the inconstancy, the worthlessness of power. They had sat so long, puny and straitened, among the peoples of the earth like dwarfs, dissipated into absurd atoms. They knew that to exercise power and to endure power is not the real, the important thing. The colossi of force, did they not all go to rack and ruin one after the other? But they, the powerless, had set their seal on the world.

And this lesson of the vanity and triviality of power was known by the great and the small alike among the Jews, the free and the burdened, the distant and the near, not in definite words, not with exact comprehension, but in their blood and their feelings. This mysterious knowledge it was that sometimes brought suddenly upon their lips—that enigmatic, soft, supercilious smile which doubly provoked their enemies, because to them it signified an iconoclastic

insolence, and because all their tortures and cruelties were powerless in front of it. This mysterious knowledge it was that united the Jews and smelted them together, nothing else. For this mysterious knowledge was the meaning of the Book.

The Book; yes, their book. They had no state, holding them together, no country, no soil, no king, no form of life in common. If, in spite of this, they were one, more one than all the other peoples of the world, it was the Book that sweated them into unity. Brown, white, black, yellow Jews, large and small, splendid and in rags, godless and pious, they might crouch and dream all their lives in a quiet room, or fare splendidly in a radiant, golden whirlwind over the earth, but sunk deep in all of them was the lesson of the Book. Manifold is the world, but it is vain and fleeting as wind; but one and only is the God of Israel, the everlasting, the infinite, Jehovah. Sometimes the Book was overgrown by the weeds of life, but it stuck fast in each of them, and in the hours when they were most themselves, at the highest points of their lives, it was there, and when they died it was there, and what flowed out from one to the other was this Word. They bound it with phylacteries round heart and head; they fastened it to their doors; they opened and closed the day with it; as sucklings they learned the Word; and they died with the Word on their lips. From the Word they drew the strength to endure the piled-up afflictions of their way. Pale and secretive they smiled over the might of Edom, over its fury and the madness of its past works and its future plans. All that would pass; what remained was the Word.

They had dragged the Book with them through two thousand years. It was to them race, state, home, inheritance and possessions. They had given it to all peoples, and

all peoples had embraced it. But its only legitimate possessors, knowers and judges, were they alone.

Six hundred and forty-seven thousand, three hundred and nineteen written characters had the Book. Each character was counted and weighed, tested and judged. Each character was paid for with blood; thousands had let themselves be tortured and slain for each character. Now the Book was altogether their own. And in their houses of prayer, on their highest holy-day, the proud who walked in power, as well as the humble, bowed and down-trodden, knew it and cried: "We have nothing, except the Book."

2

KARL ALEXANDER sent Magdalen Sibylle magnificent gifts, Gobelins from Flanders and Venice, golden perfume flasks with Persian attar of roses, an Arabian steed, a necklace of pearls. He was no niggard, he had no intention of being mean, and he regarded Magdalen Sibylle as his declared mistress. Daily came Neuffer, the Groom of the Chambers, and asked formally in the name of the Duke after the demoiselle's health.

Magdalen Sibylle met all this with cold and silent acceptance. She went about as dumb as the dead, her masculine, keen, beautiful face fixed and inflexible, her lips pressed together, her arms strangely rigid. She did not leave the house; she said "Good morning" and "Good evening," but nothing more; she dined alone; she did not trouble herself about household affairs. To no one, not even to her father, had she spoken about her affair with the Duke; and for days on end she did not even see her father.

Weissensee risked no attempt to waken her out of her torpor. He had been promoted to greater rank, he had

now the position of a Conference Minister. He was in a vacillating and miserable state; he felt the mistrust of his colleagues on the Sub-Committee; he would have liked to speak out to Harpprecht, the jurist, and to Bilfinger, who was a just and honourable man, and his friend. He dared not.

Magdalen Sibylle sat for hours benumbed and rigid. She was beyond herself, trampled to pieces, broken up, annihilated. Were these her arms? When she pricked herself was that her blood? The most fearful thing was that she had no hatred towards the Duke. He was like a great animal, a horse or an ox, warm and very big and closed within himself. Sometimes one surmised in the eyes of an animal like this how strange and incomprehensibly alien it was, sometimes one felt akin to it. But one could never hate it. This was the gruesome thing which had destroyed her world and herself, and had reduced them to a senseless and ridiculous rubbish heap: that the other was an animal, whom it was impossible to hate. For she herself must be such an animal, more delicate perhaps, not so red and bellowing and gross-scented, but still an animal. And what she had dreamed, of hovering and soaring to God in bliss, that was all stupid, childish, nonsensical illusion and deception and tomfoolery. One was an animal, not a flower.

She went to Beata Sturmin. She listened to the pious, serene, self-secure words of the holy blind-woman, and it was with difficulty that she refrained from breaking out into pert and ironical laughter. What did *she* know? She was blind. It was meaningless cant and rubbish and nonsense that she preached! You have lived, holy and chaste and in pious diligence, and no filthy thought is in you. And now comes an animal, red, reeking with wine, panting, and tramples upon you, and buries you with filth and dirt: and you cannot hate it. Explain that! Interpret that!

The Duke invited Weissensee and his daughter to the palace.

She went to the animal in a kind of deathly curiosity. All was so grotesque and ridiculous. There all the people hurried about and made themselves important and invented the grounds which justified them in rushing and fidgeting about with this importance. And in truth all was without reason, and had no more sense than the sprawling of cock-chafers which a boy has imprisoned in a box.

She sat by Karl Alexander. She said, "Good day, Your Highness," and lifted the chocolate to her mouth. He spoke to her graciously, gaily, kindly, as if to a child. She responded trivially, mechanically. What she did and said was as if put on, not belonging to her. He laid himself out still more to please her. She thought, "He is more of a cart-horse than an ox," and waited thereupon in a mute curiosity full of loathing to see whether he would take her. In due course, as he could make nothing of her, he became angry. Certainly a virgin was supposed to be coy, and afterwards had to pretend to be insulted; in all the world it was so. But, after all, it meant something to be the Duke of Württemberg's mistress. No one had ever assumed such high and mighty airs; such a cold, frosty creature he had never encountered before. He became passionate. She looked at him, not with reproach, nor with arrogance, but there was such an abysmal, biting scorn in her glance that he became uncomfortable, and felt like a little ensign who had just had a dressing-down. He became kind and tender again. She remained silent. At last he took her. She endured it coldly, without defending herself, and he remained unsatisfied. As he conducted her down the stairs to the coach, the smirking of the lackeys died upon their faces, so like a corpse or a half-wit did she go.

After that she made no attempt to prevent him from considering her as his declared mistress. She came when he commanded, and showed herself publicly with him. The people were glad that their prince had such a respectable, beautiful and modest mistress, who moreover stood in the odour of sanctity, and was a native of the place. That in addition to his beautiful wife Karl Alexander had such a beautiful and proper and Swabian mistress, did not reconcile the people to his Jew, but it made good again much that was damaging to his popularity. The burghers took off their hats to Magdalen Sibylle, and many shouted : " Hurrah ! "

To Weissensee, too, this mood was very auspicious. He rose in consequence, even in Parliament. And though among the Eleven of the Committee of the Estates they still blustered, except for two or three they would all gladly have been in his place, and they envied him heartily for his luck. Even Neuffer regarded him with gloomy deference, as in a sense the vicarious father-in-law of the Duke.

Slowly, after weeks, Magdalen Sibylle found her capacity to feel returning. As one who has been frozen and is brought back to life feels the pain when his blood begins anew to circulate, so she felt painful agitations rise, flow out, ever more wildly through every pore ; hate and concupiscence. Karl Alexander remained still the indifferent, strange, astounding, slightly disgusting animal which she must endure, but her thoughts and impulses were all directed to the other, and revolved round him. The Duke, bah ! what did he know ! what did he understand ! He was her misfortune. One hated him as little as the apple rind on the pavement upon which one slipped. But the other was answerable , he knew better than any one else, saw more clearly, judged exactly, was worthy of hate, was in truth the devil and all that was evil. It had been a true intuition,

a great, merciful warning, when she had been so fearfully shaken that time in the forest of Hirsau by his appearance. He knew very well, the insolent, smooth, clever, profligate, ice-cold devil that he was, he knew as well as she that for one warm, honourable word she would have gladly slipped away to him, that all her childish, dear, mysterious, vaporous dreams of God and the devil would have been lost in one ardent, human emotion, if he had only had the strength to pursue his feelings, and not abandon them for a smile and a scrap of money or a title from the Duke. For he loved her. No one could look like that, no one could speak and submit himself like that, whose feelings were not true. If driven by one's nature one pressed soldiers, impoverished one's subjects, forced women—that was after the animal kind; one was not answerable. But that other one who bartered his feelings, fie! fie! that was truly devilish and Jewish.

She did not know how mingled, and as it were fused in a thousand others, the sentiment was with which Süss thought of her. Perchance for the fraction of an instant he had truly, honourably and wholly thought only of her; but he was far too divided, parted out into a thousand interests, he was far too much the man of the moment for such a feeling, even if he had wished it, to hold him. And to put to hazard the fundamental theme of his being—his connection with the Duke—for a woman: even the thought of that would have seemed to him absurd.

Once she saw him. Her heart beat high: what would he do? If he would only dare to speak to her! But he did not speak, only saluted her deeply, and with a quiet, serious, deferential glance. And her hate was doubled.

From the first evening the Duchess had interested herself in Magdalen Sibylle. The tall girl with the masculine, keen face pleased her; she sought to become acquainted with her.

She remarked that to this woman the Duke was indifferent, and that he did not understand her, and that only with coldness and distaste did she endure him. But this she could not comprehend, and so she pursued with double curiosity the girl with the strange interplay of blue eyes and dark hair. Magdalen Sibylle felt the goodwill which flowed from Marie Auguste, and indifferently accepted it. As if fascinated, the Duchess wheedled and insinuated herself ever closer to her, she behaved like a younger sister, put her arms affectionately round Magdalen's waist, showed quite openly—she who was wont readily to exercise her self-confident, sharp tongue on all women—her friendship for the beautiful mistress of her husband.

She humbled herself, struck pretty attitudes, made mouths. Oh ! she was so childish and so simple ! Magdalen Sibylle must explain so many things to her ! For she was so clever, she had occupied herself with such profound things, like God and the millennium, and the Philadelphian Society. It was lovely to have such an accomplished friend.

She laid her small, rounded hand on the large, warm hand of Magdalen Sibylle, and gave a naughty, amused laugh. " Did you chance to notice, my dear, yesterday, when Lord Suffolk's ruffle was disarranged, that he is all shaggy on the breast ? He is as hairy as the Duke."

At this time Marie Auguste was more beautiful than ever. Like black silk gleamed her hair ; languidly shone, a superb pastel, her face with the longish eyes under her very clear brows. Her motion was a harmonious, gracious undulation. Her day was full and satisfying, her only wish was ever to live on just like this. Remchingen stood at her door, he so rough and masculine, whom it was so amusing and yet deliciously frightening to anger. Once in real earnest he had aimed a blow at her. And Lord Suffolk stood at her

door, who had so little to say but who, although his duties to his estate clamoured for him, wasted his life in staring at her, moveless and solemn. Perhaps one day she would give him a hearing. Why should one not show grace to a young man who gave such serious proofs of his inclinations? Perhaps, too, she would treat him badly, and he—and that would be perhaps more interesting still—might then shoot himself. And Monsieur de Riolles stood at her door, who was charmingly ugly, and in his soft, high voice made the wickedest jests, above all about fat women. And in the offing stood the Jew, of whom she was very proud, and who knew how, with the greatest deference, to pay her the most insolent compliments.

And she goaded the men on. And she hunted and she held festivals and she went to see comedies and played them herself, and she travelled to her bathing resort and to Regensburg and to Vienna. And she was very happy.

But to Magdalen Sibylle she was like a tiny, playful kitten. Oh, if only one could skim so lightly over things, nothing would be more than skin-deep, one would be light and without seriousness and one could laugh.

3

As the crops grew higher, as the fields, meadows and flowerbeds took on colour and shape, written characters began to grow out of the soil of the Duchy. It was like a mysterious conspiracy. On the borders of the towns, and everywhere in the country places, the farmers in their fields, meadows and gardens had sown, with cornflower seed, poppy seed, trefoil seed, but also with the seed of nobler flowers, certain written characters. Now they grew high, now they grew out of the black soil into the light with clumsy letters, and

with elegantly-turned ones ; now they cried it red in poppy blossoms, blue in cornflowers, golden in dandelions, but also in lilies very white and very beautifully disposed : "Süss, Pig-Jew." And also : "Josef Süss, Pig-Jew and Traitor."

Here and there the authorities interfered, but, against their custom, languidly and without severity. People grinned, the Duke laughed, Marie Auguste even drove out of the city to be entertained by the spectacle of one of these curious and artistic arrangements. She gave a detailed description of it to Magdalen Sibylle, who had made a pretext to avoid accompanying her.

Even in the forest of Hirsau, in the great clearing near the wooden fence of the house with the flower terraces, a peasant had sown the inscription. He was a young man, and he belonged to the Brotherhood of Master Jaakob Polykarp Schober. In the Bible College everything had seemed stale and unprofitable after the departure of Magdalen Sibylle. True, they were quiet, humble, modest people who dwelt there together. But while the daughter of the prelate was among them they had borne themselves proudly, and now that they had her no longer they felt sad and despondent. There came, too, such extraordinary rumours about Magdalen Sibylle from the Palace, and although it lay far from these pious souls to believe evil of their late sister, yet these rumours had at any rate the effect of nourishing their hatred and loathing against that Herod, the Duke, and his myrmidon the Jew, who, as such, was manifestly Satan in his own person. Inspired by such Christian loathing had the young peasant neatly and conscientiously written in flowers in the forest clearing : "Josef Süss, Pig-Jew and Sathanas."

With the departure of Magdalen Sibylle, a consolation and a great light had been quenched for Master Jaakob Polykarp Schober. He loved his solitude with God, yet he sorely

missed Magdalen Sibylle, and it was now that he felt it most acutely, when on account of the demands of the Patronage Bureau his application for the post of librarian had miscarried. And now for the first time there awoke in him, in addition to his general loathing for Süss, an intensely personal, violent hatred—a lack of Christianity with which he often repentantly reproached himself. But he could not rid himself of it, and when he took his pensive walks in the forest, often he stood in the clearing before the floral inscription and followed with satisfaction the lines: "Josef Süss, Fig-Jew and Sathanas."

Once, when it had drawn him back again, his heart quickened to find another spectator before the floral inscription, the girl, the blue-black, languid white Princess of the Heavenly Jerusalem. She lay prostrate and lifeless. A stout person of good-humoured aspect busied herself, perplexed and helpless, over the unconscious, outstretched form.

The bowels of the soft-hearted Master yearned over her for pity. He strode nearer, stumbling over a root, swept his hat low, and uttered amid manifold reverences: "Demoiselle! Demoiselle!" The stout woman, terrified, flew about, the Princess turned eyes towards him which seemed to be looking at other things and did not see him. He was no great hand at guessing, but he grasped the fact that the agitation of the lady was connected with the floral inscription, and, happy over this knowledge, he said, promptly, gallantly, and with the most tenderly considerate tone in the world: "Has he touched you, too, Demoiselle, the wicked Jew? Yea, that man is indeed a betrayer and a stinking Satan."

But his kindly-intended words had a terrifying effect, for the sweet girl sprang up with cheeks inflamed, and cried with unexpected power: "Slanderer! Miserable slanderer!" When Master Jaakob Polykarp Schober saw the

Beloved of the Heavenly Jerusalem weep so forlornly a great uncertainty and distress overcame him. He stammered lamely: "But it was not at all ill-meant, Demoiselle. He is known by his actions, Demoiselle. It is well-known in all the land, Demoiselle." He renewed his reverences, while the sweet, blue-black beauty quietly and helplessly wept on, and the stout person spoke to her and sought to draw her away. Supporting and comforting her, she led her at last away from the accursed flowers.

But the Master could not so easily let himself be saddled with the reproach that he was a poisonous slanderer. He shuffled after her, unhappy, again and again defending himself; it was well-known in all the land, and it had not been ill-meant. But the girl, and her eyes appeared great and wild in her white face, exclaimed passionately: "Satan! He! He Satan! 'He is white and ruddy, the chiefest among ten thousand. His cheeks are as a bed of spices, as sweet flowers; his lips like lilies, dropping sweet-smelling myrrh. His hands are as gold rings set with the beryl. His legs are as pillars of marble, set upon sockets of fine gold.'" And the holiest enthusiasm and conviction shone from her clear brow while she spoke.

When he heard the Scriptural verses, Jaakob Polykarp Schober felt himself at once better and more composed. Now he could piece together the causes of her agitation. Aha! This was one of those whom the Jew had seduced with his magic and witchcraft. Against the mandragora root even the purest heart had no protection; he himself could not hope to prevail against it. The Jew was full of malice towards women. And she, the Princess of the Heavenly Jerusalem, was certainly one of his victims. How pure and frank she was, was manifested by the fact that even now, in her distress and deep misfortune, she cited the Bible

Certainly Beelzebub had appeared to her in a holy, angelical guise when he had enchanted her.

The chubby Master was lifted as on celestial pinions, as he deliberated these thoughts. With the departure of Magdalen Sibylle his life had become stale and arid. Now the grace of God had sent him the congenial task of rescuing this gentle and refined Princess out of the jaws of the libidinous and greedy Satan. Warily and with some prolixity, he began upon the joy that is in Heaven over repentant sinners, proceeded to the contrite Magdalene, and concluded with remarks on the slyness and subtlety of the snares, from which even the purest and gentlest are not secure. For the Enemy, the Satan and seducer.

But then the girl's rage returned a second time and much worse. "My father is no Satan and seducer," she flamed, while the stout person urgently and in despair sought to hold her back.

The kindly, chubby face of the Master became quite yellow and blank. The Jew her father! The mossy turf under his feet rose and sank, the trees fell around him and about him, cut into him, covered him up. The Jew her father! His whole world, God, devil, revelation, was topsy-turvy.

The child noticed quite clearly the Master's confusion. "Ah!" she cried, "now you are horrified because you hear that he is my father. Do not fear! He is too noble even to lift his heel against his wretched calumniators and slanderers."

But that once more Jaakob Polykarp Schober could not let pass. He was humble and unimportant, he said. But fear before men he did not know. And even if the princely Jew, her father, were a raging Nebuchadnezzar and had the power to cast him into a fiery furnace, he would nevertheless always give honour to God.

In such conversation as this they had come to the wooden fence, and the stout person now said he must go. The Master, who usually was very slow in the understanding, and who was confused by the encounter and all its surprises, saw that all his happiness would in a few seconds be gone for ever, and now he made unexpectedly a by no means humble decision. He said it was due to his honour as a Christian to demonstrate to the Demoiselle clearly that he was no rascally slanderer, and on this ground he must absolutely ask to speak with her once more and at length. The stout person suggested irresolutely another day and vanished with the Princess, who cried: "And to defile flowers like that! Poor, innocent flowers!"

From that day, however, a great importance and dignity rested upon Jaakob Polykarp Schober. God had given him a handle to move mighty and grave events. With him it lay now to save the soul of the maiden; yea, in this way perhaps he might attain to the Jew himself, and speak to his conscience; for it was by no means demonstrated *a priori* that a Jew had no conscience. And if the Lord of Sabaoth granted power to his words, then perhaps through him the whole Duchy might find redemption from its disastrous oppression.

In such anticipation the chubby Master went about, and he was full of dignity. His confidence was not shattered even when he heard that the librarian's post had been taken over by an unworthy fellow who, beside his thalers, brought no qualifications with him.

Grace was now visibly upon him; his lectures flowed sweetly from his lips; yea, it happened that the words led him on to rhyme. Thus, immediately after the tidings of the appointment of the librarian, he composed a song which he entitled:

"Cares of Life and Faith in God," which began with the verses:

So long as there's a single crow,
  So long as one small sparrow sings,
So long as I see the dumb beasts go,
  I will not trouble about things.
If they of food are not beguiled,
Why should I be, as God's child.

Another was called: "Jesus, the Best Reckoner," and was well-known:

My Jesus can add,
And can multiply,
Even where many ciphers are.

In the Bible College both songs were received with humble admiration. The brothers and sisters learned them by heart; they sang them in all circumstances, when they were in great need and when they had good fortune, when they died and when they had children. In all humility Jaakob Polykarp Schober was intensely gratified by this. It consoled him for the loss of Magdalen Sibylle.

4

IT was with a bad conscience that Jantje, the fat waiting-woman, told Rabbi Gabriel of the unfortunate encounter. The Rabbi signed to her to go, and was silent.

The waiting-woman gone, the stony, morose face grew more gloomy than ever, and the three vertical furrows above the nose became more sharply marked. Forbid it, Heaven and all good angels, that the child should enquire further. He did not wish to lie to her. To root out the radiant

image of her father, he might have taken upon himself but with it something final would have slipped from his grasp. Rather than that he would have changed his flower-terraces into a cess-pool.

And the seraphim and cherubim guarded the melancholy, sullen man. Naemi did not ask. Would not a question have implied a doubt? No, her father was magnificent and of great splendour, and the calumniations of the heathen and the Philistine did not defile even the sole of his foot. The heavy characters of the Hebrew Scriptures piled themselves up, the building stones of his fame. He was Samson, who smote the Philistines; he was Solomon, the wisest among all men; he was—and this glided again and again into her dreams—he was Joseph, the mild, the adroit, whom Pharoah set above all people, who imposed tribute on the land for future scarcity. But they were foolish, and did not comprehend his wisdom. Oh! if he would only come, at last! Before his fiery glance the tittle-tattle of this dull young man would burn to ashes.

But Rabbi Gabriel read in the book of Master Isaak Luria Aschkinasi, the Cabbalist: "It may happen that in one human body our earthly destiny may be accomplished by not only one soul, but that at one and the same time two, yea, several souls may associate in one body for a new incarnation. The aim of this federation is mutual assistance in the expiation of guilt, on whose account it has to suffer the new incarnation."

His cheek supported on his hand, he sat and meditated. The room grew dim around him, the book faded before him, so sunk was he in that countenance, testing lineament by lineament. He saw the arched eyes, the small, sensuous mouth, the rich, chestnut-coloured hair. He saw skin and flesh and hair, and nothing more.

Then he shrugged his shoulders, sat, limp, weary, dense, breathed heavily, growling, like an animal which is too heavily burdened, and cannot get any further up the hill.

5

NEAR Heilbronn, among lovely vineyards, lay the castle of Stettenfels. Count Johann Albrecht Fugger sat up there, a product of Jesuit schools, a zealous Catholic, a friend of the Lord Bishop of Würzburg. Already in Eberhard Ludwig's time the enterprising nobleman had several times endeavoured to obtain permission to observe in private the worship of God as it is ordained by the Catholic Church, but always in vain. Now under the Catholic Duke he took without ceremony Capuchin priests into his castle, and began to build cloisters and churches far and wide over his mountain.

Open infringement of the laws, storm in Parliament, threatening summons to the Cabinet to put a stop to the glaring scandal. The Duke sat angry and with tied hands. Never, according to the Constitution, could Catholic Churches be set up ; Catholic worship was confined to the Duke's own private devotions.

The situation was clear. Harpprecht, the jurist, had jurisdiction over the affair in the Cabinet ; his colleague was Bilfinger. Both honourable, plain-dealing men, they were profoundly glad that this affair was out of the competence of the Duke. With deep discomfort they saw the land more and more going to ruin, all officials debauched and corrupt. If they remained in office it was because they did not wish to see Süss's creatures step into their places. Here at last was a situation where no Duke and no Jew dared intervene ; here they could show their evangelical brethren that the land, degenerate as it might seem outwardly, bore itself firm

and upright and without shadow of turning in matters of conscience and religion. Against the irresolute and doubtful Schütz and Scheffer, Harpprecht and Bilfinger carried a decision that a Commission of Enquiry, a travelling Committee, should be sent to the Count at Gruppenbach, at its head State Councillor Johann Jaakob Moser, the publicist, now for the first time proved by word and deed and writing to be an unyielding Protestant. He was given ample and full powers.

He found the Count scornful, obstinate, not at all inclined to the slightest act of submission. He let the State Commission stand before the Castle in wind and rain, and greeted them ungraciously and arrogantly. When the Commissioners pointed to the newly-built monastery and church, where already men were working at a high tower, and asked how against the expressed legal prohibition and ministerial forewarning he dared erect Catholic edifices on the Ducal soil, the little, energetic, lean nobleman surveyed the Commission grimly, ferociously, arrogantly, and with negligent and deliberate provocation threw them the information that these were his new workshops. Nearer approach he forbade them. Capuchins appeared two by two. Ever with the same scorn the little Count explained, this was his new livery, he wished the mode might very soon be in full swing over all the country. With their task unaccomplished the Commission went away to Heilbronn; compelled the Count at last to permit an examination of the buildings; and sent him an official messenger with a plain summons containing a formal command to pull down monastery and church, giving three days of grace for the work to begin. With his own hand the Count hurled the man from the terrace, and hunted him down the mountain with dogs. Then appeared Moser, the stately, important, histrionic man, with a detachment of

soldiers, razed church and monastery, and only departed when the Count, hot with cursing, had paid for this work down to the last cent as well as for the calling out of the military. In the foundation stone of the monastery they found a manuscript according to which the monastery of Stettenfels was consecrated to the dissemination of the only true and holy Catholic faith and the conversion of the heretical land of Württemberg.

Jubilation in the country, in Parliament. In the Sub-Committee the rough, massive Burgomaster Johann Friedrich from Brackenheim blustered: "One is still somebody. If one has a mind one can always compel the heretical dogs to eat their own dirt." Among the people loud rejoicing. In the Blue Boar, Benz, the confectioner, allowed himself another glass of wine and exulted: "There are affairs still where no harlot nor no Jew dare interfere." Heartfelt joy of Harppecht and Bilfinger. Quiet, humble thanksgiving among the inmates of the Bible College of the Pietists. In the Bible College of Hirsau the pious choir sang thrice in succession Master Jaakob Polykarp Schober's song: "Jesus, the Best Reckoner."

But far beyond the Swabian frontiers, too, over the whole German Empire this Stettenfels affair excited the greatest attention. The Lord Bishop of Würzburg laid an official complaint with the Duke through his councillors Fichtels and Raab. The Duke, who thought that with deliberate intention they had tried to make him suspect and contemptible to those of his own faith, was deeply offended. Nevertheless, the very adroit Bishop of Würzburg did not goad him further. He knew that Karl Alexander's attention was claimed by other things, and he reserved energetic action for a later day.

Karl Alexander, indeed, had both hands full with innum-

erable little exasperating concerns. Süss now thought seriously of having himself ennobled. His position was established sufficiently, he desired in addition to the possession of power its titles and dignities, and he was meditating the taking over in open form of the office of Lord High Steward. Had he consented to be baptized, that might have been done next day. But it was his ambition to occupy the highest position in the Duchy, before Emperor and Empire, in spite of his Jewish status.

After Süss had conducted Magdalen Sibylle to him at his grand reception, the Duke through his Viennese Ambassador, Privy Councillor Keller, had supported the petition of his financial agent, requested a diploma of nobility for him, and offered a thousand ducats for it. But not only the Württemberg Parliament opposed this: Süss's ministerial colleagues, too, intrigued at the Viennese Court, so the matter came to a standstill. To spur the Duke on, and at the same time to show himself indispensable, Süss relaxed his zeal, and under the pretext of urgent personal business asked for leave of absence to go abroad. Immediately the recruiting went to pieces, the revenue for the army came in no more, the women became more difficult, a thousand tiny dissensions, from which the skill of his Finance Minister had protected him, now showed the Duke their unwelcome shapes; there were difficulties in covering his monstrous, personal expenditure artfully enhanced by Süss, and difficulties over military supplies. Karl Alexander was also exasperated by the unvarying obstinacy of Magdalen Sibylle; and the two ladies Götz, mother and daughter, adroitly and secretly prompted by Süss from a distance, put up an unexpected opposition. Remchingen was wearisome. Bilfinger he did not want to meet, because he was furious over his share in the Stettenfels business; the Frenchman Riolles was too

much like a monkey, too clever and sharp. He sighed for his Jew. Had he been there, then certainly the Stettenfels affair would have gone differently; it was a scandal that his ministers could not discharge Christian affairs quietly without the help of the Jew.

The wanderer was received with open arms. He had been in Holland, in England, had holidayed in France; in Darmstadt he had derided his brother, the baron, the baptized; saying that without such contemptible means he would attain the same rank. Moreover in Holland he had become acquainted with a Portuguese lady, a Madame de Castro, an auburn beauty, stately, still young, refined, noble, imperious in aspect and mien, widow of the Portuguese Ambassador to the Netherlands, very well off. He wished to marry her. She did not refuse him; the condition was that he should be ennobled. In any case she would visit him in Stuttgart, and that in a short time. Marie Auguste laughed hysterically when she heard of the project. To the Duke the proposed marriage of his court Jew was not acceptable; he blustered, saying that he would allow him certainly to have mistresses. "You lick out of all my dishes as it is," he growled. But for all his smiling deference Süss would not be moved from his plan, and extorted from the resisting Duke a new letter to Vienna about his ennoblement. Karl Alexander wrote urgently and with his own hand. He emphasized how he could accomplish much more with his court Jew alone than with all his other councillors and servants, how an account of his genius and his marvellous capacity he was equal to every practical contingency; and how he the Duke, absolutely owed him the diploma of nobility as a proof of his own princely power. After this letter Süss believed that everything would go well.

He rode through the streets on his white mare, Assjadah.

He looked ten years younger than he was, he was easily the first cavalier in Swabia. Supple and slender and easy he sat on his horse, his very red lips slightly parted in his pale face, his chestnut-coloured hair falling gracefully under his wide hat, his whip glittering with precious stones, his fawnlike eyes arched under his serene brows ; the heads of the women were turned ; he was here again ! The Götz ladies reclined on their balcony, gazing with delight, while full of respect he sent a greeting up to them : he was here again ! He is here again ! snarled the people ; but he pleased them. And Dom Bartelemi Pancorbo saw on the hand which answered his greeting the gigantic, glittering solitaire. He is here again ! he smiled with his fleshless lips, and over the ceremonial ruff at the throat of his antique Portuguese court dress, his small, expressionless, shifty eyes followed enviously and watchfully the disappearing rider.

But the mare Assjadah tossed her head high, and neighed clear and triumphantly to the watching citizens, the scornful envious cavaliers, and the infatuated women : He is here again !

6

IN the Schertlin factory in Urach there was employed a certain Kaspar Dieterle, a forty-year-old man, with a bloated face, watery blue eyes, reddish walrus moustache, and no back to his head. When the factory passed into the hands of the Foa-Oppenheimer Corporation, this man was retained as master weaver. He carried himself submissively and with humility, but in private only abused the more obscenely the pigs of Jews, his employers, engineered occasionally petty mutinies, and, himself extremely servile, made the others refractory ; was at the same time rough and shabby to his underlings ; and was finally, when his double-dealing came out, dismissed.

He could not bring himself to seek work elsewhere, deteriorated more and more, brought himself to dire poverty with a miserable house-to-house hawking trade diversified with the occasional smuggling of prohibited, unauthorized wares, was several times imprisoned, and once even flogged.

He had taken to himself a distant cousin, a tiny little orphan girl, who together with his aged dog, pulled his hawking cart, and was otherwise useful; fifteen years old, a dirty child, small, sturdy, shy, impudent, sullen, depraved, thievish, and in addition to all this, in her primitive way a coquette. He treated the child badly, and thrashed her with fiendish cruelty, so that sometimes she fell, lamed and covered with blood. But when the authorities intervened, and sought to take the child from him, she stuck to him, denied all mistreatment, and would not let herself be parted from him. The fact was that this man kept the defenceless, scrubby little creature in plain terms as his mistress. She was attached to him, she loved him in a certain sense; his brutality and his fringed walrus moustache were to her signs of his great masculinity; she loved him when he was gentle to her and when he struck her. Gradually she became ever more indispensable to him; he enjoyed himself, brawling at markets and fairs, bargaining and drinking with niggardly customers and those who never bought; till at last the maintenance of them both lay entirely upon her shoulders.

When she saw how necessary she was to him, and guessed her power over him, she began to be intractable, she mocked him, but what fascinated her most was to play dangerous tricks upon him when he was drunk. Ever oftener it happened now that he would thrash her until she lay unconscious Once or twice she ran away, but always she returned to him again; in the end he was the only man over whom she had unquestionable power and who depended on her.

In this manner the strange pair slouched about the roads, stole, hawked, in more than deplorable straits. Kaspar Dieterle could curse frightfully, and with more obscenity than anybody else in the whole country. This impressed the girl prodigiously, and seemed to her especially virile and manly. But he was best when he cursed the Jews. Cascades of venom and filth spouted then from under the red moustache, the blank face swelled round the watery blue eyes, and the girl listened in rapture. Sometimes, too, in a good mood, and as a reward for the little one, he would mimic a Jew, walk bent, and amid the child's shrieks of enjoyment, attempt to hang his moustaches over his ears as ritual curls. But it was a red-letter day when at markets and fairs he ran up against Jews. True, within the Ducal jurisdiction the police, under the influence of Süss, usually, if reluctantly, took the Jews under their protection. But in the free cities he could torment in peace these helpless people, and play all sorts of ill-natured jests on them which his weak brain was in a state to invent.

Now he had set great hopes on the Easter Fair at Esslingen. There, however, a Jew, Jecheskel Seligmann, had appeared, a Jew formerly protected by the Countess, now tolerated in silence in Freudenthal, one of her former possessions. He dealt in products of the Süss-Foa factory, and as he had a far greater selection, put up a competition which the primitive trumpery of Kaspar Dieterle could not stand against. Jecheskel Seligmann Freudenthal was an elderly, meagre, bent, ugly man. Kaspar Dieterle found a thousand grounds for mocking him; he smeared the bench of his stall with swine-fat, which afterwards stuck to the old man's caftan; he set the children on him, he made him hop and cry "Down with the Jews," and he had the laugh on his side. The Jew put up with it all, he looked ugly, meagre and weary, and,

when finally, among his wares, he got back his breath, he had a painful, exhausted smile on his face. The crowd had certainly had pleasure in Kaspar Dieterle's jests, and had laughed heartily at the Jew along with him ; all the same they bought from the Jew, for in spite of the special tax his wares were cheaper and more various than the poor trumpery of the other. Kaspar Dieterle was filled with a gloomy, senseless fury against Jecheskel Seligmann ; he decided that night to maul and trample him until he was half-dead, but he had not enough money to pay for his night's lodgings at the inn where the Jews and pedlars stayed, and he had to leave the town before the gates closed.

The pair passed the night in a sparse wood. They were, the girl as well as the man, embittered and in the worst mood. Moreover, rain set in ; they were frozen and hungry. He had promised to buy a coral bracelet for her at the Esslingen Fair, she had even reserved the small takings which she had for this purpose, but he had snatched the money from her and bought schnapps with it. Now she asked that at least he should let her drink some of it. He jeered at her, swore that, lousy, whorish brat that she was, she was to blame that he had not earned more. She swore back, she would report him ; he had raped her, robbed and stolen as well ; he was certain of the gallows. He struck her, she screamed and cursed on ; he struck her harder, she bit him. And because she would not let go, but in spite of all his blows only bit more wildly, he hit her a heavy blow on the brow with the schnapps bottle. She fell down, stretched her limbs out, and remained lying. That had happened often enough already, so he let her lie, took a deep breath, licked the splintered bottle out, wrapped himself in a few rags, and slept like a log, snoring blatantly. But the rain beat through and soon woke him again. He hiccuped that

she must wriggle close to him, give him another coverlet, warm him. When she did not reply, he kicked her and swore. As even now she did not stir, he stood up stiff and cold, touched her with his foot; at last, sighing, hiccuping, he lighted fussily and after many vain attempts the blind, battered lantern, ran its light over the motionless form, saw it, the jaw fallen, the eyes wide open, wet, and stiff.

He stood for a long time in the sparse wood, frozen, stupid, without intelligence, alone with the dead girl and the softly whining dog. The wind had blown out the light almost at once; it was dark and freezing. From the tree against which he leaned the rain dropped down on him, it ran over his poor, straight skull and down his neck; his ruddy blond walrus moustache dripped steadily. Thus he stood for a long time, and could not grasp how or why Babette, the one creature dear to his heart, was dead now. At last he set up an inhuman, fearful howling, the dog joined in; he lifted his foot to kick him, desisted.

After a while he knelt beside the corpse; undressed, not without care, the stiff, ugly, unwashed body, made incisions here and there in the flesh, with clumsy, but not unskilful method. He employed for this purpose splinters of the bottle, although he might have done it more easily with a knife. He then—the rain coming down still—bundled the naked, mutilated body on to the cart, piled rags and rubbish over it, and with his dog hauled it back again to the town, arriving there in the early morning, as the gate was being opened. To the guard he said that he had still some business with the Jew Seligmann. They let him pass.

As if impelled from within, with a strange, indifferent certainty of his goal, he hauled his cart to the inn where the Jew Jecheskel Seligmann Freudenthal stayed. He stood his cart in the yard of the inn, sold for a little cash his last

necessaries, drank, jumped up meanwhile ever and again to look to his cart, until at last, with only the pigs to see him, he managed hastily to bury the corpse in the dung-hill. It still rained. Then he went back again to the tap-room, drank, drew out the garments of his little companion, and told a story, slowly, inarticulately, bit by bit. Yes, it was known what trouble he and his Babette had had the day before with the Jew Jecheskel Seligmann Freudenthal. But the Jew had afterwards promised the child a string of coral beads. She had wanted to return for them. He, Kaspar, had prevented her, beaten her. During the night the Jew had presumably given her something, at any rate she had been away. Sometimes a man must sleep; then he cannot look after other people, can he? And now among the wares of the Jew out there he had found a bundle of clothes; they were Babette's. Now the child must be running about naked apparently, except for her string of coral. Aye, and this was the Passover Festival of the Jews.

All this Kaspar Dieterle related, while he drank away his last possessions. He related it several times, and always more people listened. And ever they grew more insatiable as they listened, and ever they stared more fascinated and horrified at the mouth of this man, where under the tangled, reddish moustache, stinking with schnapps, from between the foul, black teeth, the gruesome story was insidiously whined out.

And then they found the mutilated corpse on the dung-heap; the swine already were eating it. On bats' wings, embellished with fantastic horrors, the news flew through the town. The people gathered; in the houses, in the streets, all work ceased; the gates were closed; the Councillors were called to assembly. Horror upon horror! An innocent Christian child murdered by the Jews, her

blood drained for the Passover feast, her mangled corpse cast to the swine. So far had things gone through the Jewish dealings of the Württemberg Duke, that such a black murder could happen in the free, imperial city of Esslingen, to the disgrace and shame of the whole Swabian province.

A storm of excitement throughout the whole city. For forty, nay, for three hundred and forty years, such a gruesome crime had not been known in the Holy Roman Empire. One had come to believe that such stories were only to be found in books. In their vicinity nothing of the kind had happened since the Ravensburg child-murder. Oh, how wise their fathers had been in hunting the Jews beyond the Esslingen pale! Since Salomo von Hechingen, the physician, they had not allowed one of them to pollute the pure air of their good city with his villainous breath. Proud and confident they could reply when the Emperor demanded the tax on Jews, that for two centuries none had dwelt within these walls. Now the Duke, the heretic, the Herod, had brought into the country these knaves, these murdering villains, that lie in wait for innocent Christian children and drain their blood. The mothers, anguished, warned their children. Ever more horrifying details went round. What happened to-day to a strange child, might happen to-morrow to one's own. For a long time, the poor little terrified mites would fly from every stranger, and have horrible dreams of blood and knives and rough beards.

Meanwhile the Jew Jecheskel Seligmann Freudenthal went about the suburbs on his business. He was arrested just when, humbly but perseveringly, he was trying to extract money from an unwilling debtor. He had absolutely no notion what it was for and protested without ceasing; he had spoken back yesterday neither to Kaspar Dieterle nor to anybody else, he had not even opened his mouth. For

this was one of the favourite devices against Jewish competitors; by word and deed one provoked them to a retort, and then had them locked up on the charge that by insolent abuse of their faith they had sought to bring discredit on Christians. But the beadle struck him over the mouth, seized him fast, manacled him. Outside, the wizened, trembling, terrified man was received by a multitude; he saw a hundred arms lifted, howling throats; mud and stones flew against him; he was torn to the ground, trampled upon, spat upon; his hair and his beard were plucked out. He sought continuously to expostulate with the people who pressed around him; panting still under his mistreatment, while blood and spittle ran from his mouth, he protested he had uttered no abuse, no, not even one word. It was only from the screams of a woman who continually jabbed him in the groin with a distaff, that at last he suddenly became aware of the accusation, and lost his senses. Unconscious he was taken to the tower.

But among the Town Councillors there was great, fierce, derisive joy. The Duke's friends, the Jew's friends, were guilty of this abominable deed. How they would rub it into them, how they would make them swallow it! Now at last they could give the Duke and his Jew tit for tat. Were they not continually plagued and harassed by them? While the Duke's wild boars and deer and all the beasts of his forests destroyed their fields, the insolent heretic complained that the Esslingen citizens were poaching—yes, and how could they help themselves else?—and he was high and mighty about it. And did he not groan continually that the Esslingen streets were bad, and not up to regulation. Ha! you high and mighty lords! what is a hole in the street against such a gruesome murder? Over the Neckar regulations, too, it was impossible to please him. Had he

not even mortgaged the revenues of Esslingen Hospital clean outside the Württemberg border? And first and foremost, his Jew, the insolent knave, the malefactor! Of course the city had revoked its covering agreement with the Duke, but only *pro forma*, and in order to secure easier terms. Yet the lousy pig of a Jew behaved as if he took it in earnest. Simply treated the Esslingers like any other foreigners, as if there were in truth no covering agreement! He was always harassing them, always putting his finger into their industries and their traffic. Every one of the councillors had been done by him out of several thousand thalers. But only wait, my lord Jew! Now we will pay you back! We will pay it back upon your black and accursed brother in the faith. We will lace him up in Spanish boots, make the blood spurt out from under his nails, tear him with red-hot pincers. Already those among the Councillors who dwelt in the market-place were congratulating themselves—for he would be burned there solemnly—and were promising window seats to their friends and relatives. The only pity was that he could only be executed once. They would have liked at the same time to hang him, break him on the wheel, quarter him, and burn him.

The oldest among the Councillors was Christoph Adam Schertlin, who in his time had founded the Urach workshops, and who, in his patrician's house in Esslingen, had for a long time seen his works slowly and irrecoverably sinking, and slipping into the hands of the Jews, and his sons degenerating and going to the dogs. He was well on in the seventies. This was a savage and unexpected pleasure for him before the coming of death. From the hollow cavity of his breast he drew thunderous words against the Jewish abominations, spat them before the judge into the face of one who was, alas, absent. He carried high his great weatherbeaten head;

with a sturdy step he went through the streets; violently, as if the fiend coursed in his body, he struck his bamboo cane against the ground, grasping the golden knob with his withered but not shaking hand.

In the tap-room, however, sat Kaspar Dieterle. He had no need more to sell anything to obtain schnapps. Continually a packed crowd sat around him, horrified and fascinated. He who had earlier been hunted from every threshold as a vagabond and ne'er-do-well, was valued now as an important man and treated with great respect. He related details which ever became more highly coloured, and at last he came to believe himself that the wicked Jew had maliciously killed his sole prop and stay. As the strongest proof, he adduced the fact that the child had been born on Christmas Eve, and all hung fascinated and charmed on his lips, when, his watery blue eyes wide open with wonder, he brought this out. For it was a demonstrable fact, and to be seen in many books for the reading, that whoever was born on Christmas Eve stood in especial danger of being murdered by the Jews.

The women, particularly, had great pity for the man. Had he not given them warning, given them cause to protect their children all the more anxiously? They pressed baked and roasted foods upon him, bacon and lard-cake. His bloated cheeks took on colour, his walrus moustache was combed out and not so bushy; only his teeth remained blackened and foul. And a baker's widow occupied herself seriously with the thought of marrying the poor, forsaken man, with whom the Jews had played so cruelly.

7

DOCTOR WENDELIN BREYER, the Court Physician, examined the Duke. A tall, withered man, immensely diligent,

anxious and meritorious, with clumsy, apologetic movements, whose strained, sepulchral voice resounded hollowly in his chest. He smiled much and deferentially, begged pardon countless times, and tried to lighten his communications with tiny, bashful, ineffectual jests. The Duke was a difficult patient; he had beaten Doctor Breyer's colleague, Georg Burkhard Seeger, half-dead with the flat of his sword; also he was not averse to the smashing of medicine bottles on the heads of his doctors.

"Well then?" hectored the Duke. With a few fluttering movements the doctor sought to bring himself beyond Karl Alexander's range. "A touch of *goutte militaire!*" he mumbled in his smothered voice, and bleated on; "a very tiny, insignificant touch of *goutte militaire.*" As the Duke remained darkly silent, he added quickly: "Your Excellency need not be depressed or have black thoughts over it. Your Excellency's indisposition is only to be regarded as temporary, as in a certain sense a slight catarrh of your royal bladder. With God's help your Excellency will be rid of it in some three months. With the greatest submission may I say now that the said little indisposition has been in the fashion with all the great military leaders of Christendom? According to the chronicles, the great antique generals, too, Alexander and Julius Cæsar, laboured under it."

The Duke waved a gloomy dismissal, and, with many clumsy and apologetic gestures, the doctor took himself off.

The doctor gone, Karl Alexander snorted, and with his marshal's staff angrily smashed a small porcelain figure in two. In earlier days he had twice had this filthy disease, and at that time he had not known from whom. This time he knew. The sow, the filthy sow! How dainty and exquisite she had appeared on the stage, how brightly her eyes had sparkled, how experienced and cozening she had been

with her tongue, how appetizing was she, all of her, the trollop! A humbug, a bit of quicksilver, a whiff of scent. And she had filth and poison and the devil in her flesh. The damned, dirty whore! But he would have her flogged, have her whipped with rods out of the country.

He contented himself later with making her cart a load of dung through the city as was customary with baggages who were caught in unchastity. In a rough smock the tiny, plump, yellow-haired Neapolitan was conveyed through the streets; slowly she dragged her cart-load of filth, her vivacious eyes helpless and wild, a huge board with the inscription "Whore" hung round her neck. The burghers smacked their lips regretfully: one should have known this before. Ere it went sour the juice must have tasted very sweet; then one would gladly have run off one's little glass. But the women spat on her and pelted her with offal. So, ill and penniless, she was hunted out of the city.

From the same malady as the Duke, however, General Remchingen and the Duke's brown slave were suffering too.

Remchingen and Karl Alexander sat together and abused women. The Duke pursued Süss with grim pleasantries. He, too, had had her, but first of all, perhaps, and he had come clean away, the devil knew through what black Jewish art.

But flaxen-haired and in deep perplexity sat Transport Officer Götz. He was the only one who was able to survey all the ramifications of this affair. He had contracted the malady from the waitress in the Blue Boar. He had bequeathed it in turn to the Italian, whom with great simplicity he regarded as his beloved princess and sweetheart. In other circumstances he would have held it to be his absolute duty to make everything good, yes, even perhaps to marry the Italian. But now, when at the court they were whisper-

ing with discreet amusement about the Duke's little gallant indisposition, when he slowly grasped, when he recognized that he, the humblest and most reverential of subjects, had brought this heavy and abominable affliction upon his sovereign; his world was shattered about his ears. That in his loyalty he could be guilty of such a foul wrong to his prince, that it was possible innocently to be entangled in such guilt—this confounded him. He decided to shoot himself. But later he said to himself that certainly the Neapolitan was to blame for everything; she had brought him into this entanglement with his divinely-ordained prince; he washed his hands of all guilt and threw it upon the singer; and as she drew along her cart of offal, he looked on with grim satisfaction.

Now the Neapolitan really loved the helpless, flaxen-haired man. She had not betrayed him, in spite of the fact that by doing so she might probably have saved herself. While she was being conveyed through the streets in dire need and amid curses, she only thought of him. Her lips moved; the people thought she prayed; but she only murmured, tonelessly and disjointedly, his name and a host of endearments. Old fairy tales haunted her of the prince who raised the beggar girl, and made her his princess. Now just now, he would come forward, and all this horror would pass like a nightmare, an evil dream. Only when she was driven over the frontier, without the slightest sign from him, did she break down.

The news of the Duke's sickness trickled through. In the Bible College it was whispered that this was punishment from God, and Nebuchadnezzar was recalled, who near his evil end was made to eat grass like the oxen. But among the courtiers the gallant malady only brought the Duke great respect. The Tübingen court poet presented him

with a poem in which he said that sometimes one must pay for one's victories in the realm of Amor with tiny wounds, which, however, were no less honourable than those of the battle-field. Amor shoots sometimes with poisoned arrows. In conclusion he proclaimed that he who had overcome the Turks and the French would also overcome the smaller enemy; and soon Swabia's Alexander would be Swabia's Paris again.

The Duchess saw pretext and opportunity in the indisposition of her spouse. The young Lord Suffolk still stood continually at her doors with his red, inglorious, boundlessly infatuated face. At his own court and on his own estates he had made his position impossible by his absence; obstinate, dumb and shy, he continued to worship her; it was only a matter of days before he made an end of himself. Now that her husband could not come to her, was it not an excuse? And, amused, smiling, she took pity on the poor, faithful, obstinate man.

But the young Englishman was manifestly destined for mischance. Usually Karl Alexander was not at all prone to jealousy; it never came into his thoughts that one could go behind him, him! But whether it was that his sickness has made him mistrustful, or that others had instigated him, he burst unexpectedly into the Duchess's room just before the young lord, half-clothed and ridiculous, had managed to escape. The Duke made a terrible scene, smashed mirrors and perfume flasks, hacked at the costly sheets with his sword, called Marie Auguste street-names, even struck her on the elegant little lizard-like face, which was of the colour of ancient, noble marble. The Duchess related it, weeping and indignant, to Magdalen Sibylle; theatrically she protested her innocence, but soon a light, smiling amusement stole into her indignation; she mimicked maliciously the

stormy wrath of the Duke, diverted herself with the remarkable, rough-sounding oaths, and sought to find their equivalents in French and Italian. At last she smilingly opined it was strange; now if Riolles or Remchingen had come to her she was sure they would never have been caught, no not on the four-and-twentieth time, but the poor, awkward youth naturally the very first time, before he was finished and hardly knowing how to set about it.

As it was not expedient that the sovereign should embroil himself with the nobleman, Remchingen must challenge him to a duel, whether he were guilty or not. Remchingen growled to himself that in truth he had abundant grounds for offence. Nevertheless, as the affair became more serious, he showed no particular haste. Suddenly the Englishman departed, without any attempt at secrecy, ceremoniously and in state, but his faith in God wavering, his simple, untroubled image of the world in pieces, his belief in himself and in men shattered. His brief enjoyment had profoundly shaken him, his memory of everything was indistinct; the only token of remembrance left him was a somewhat damaged garter of the Duchess, for which truly it would not have been worth while to imperil life, fame, and his position at home.

Karl Alexander had a mass of circumstantial evidence, but no absolute concrete proof of Marie Auguste's infidelity. In other circumstances he would soon have been placated; now his exasperation over the inaction forced upon him by his illness made him quarrelsome and sulky. Marie Auguste, soon weary of the continual suspicion and espionage, played at first the role of a Geneviève, quickly changed her tune however, and confronted the harshness of her husband with a biting, exasperating, ironical calm, threatening at last that she would return to her father. Whereupon Karl Alexander

retorted bluntly; on that day he would have all the bells rung, fire the cannons, and feast all his subjects with wine and good cheer.

To the aristocratic old Prince of Thurn and Taxis the quarrel seemed highly inopportune. Certainly, his daughter had amused herself a little with an Englishman. Why should one not amuse oneself with an Englishman? They talked badly and their appearance was wooden, but in freshness, health, and above all in discretion, they were superior to the Latins. If he were a wife, he too would seek out an Englishman. There was no need to make such a noise, such a song about it. But indeed, his princely son-in-law was a general and as such accustomed to arrive on the scene with great éclat. And then one expected victories from a strategist, not milk-and-water manners. Sighing he wrote thus to his friend, the Lord Bishop of Würzburg, with a request to put the childish affair right as quickly as possible.

To the adroit, sly, stout nobleman this invitation came very opportunely. He had not forgotten the Stettenfels affair; the defeat of the Church was a thorn in his flesh; he retained Count Fugger at his court; he awaited only the opportunity for an innocent visit to Stuttgart, and there personally he would find smoother and speedier means for the winning of the country for Rome. So his Eminence allowed himself to be persuaded without much difficulty, and soon with his Privy Councillors Fichtel and Raab, and with an ostentatious train of coaches, made a comfortable and merry entrance into Stuttgart.

With a slight smirk he enquired after the Duke's affliction, heard with pleasure that he was as good as recovered, advised him for the present at least to stick to the coffee beverage of his councillor, Fichtel, rather than to his Tokay, stroked paternally the tiny, white, plump hand of the doll-like, pout-

ing Duchess. Soon he had Duke and Duchess in such a good mood that they honourably resolved, as soon as the Duke was recovered, to present themselves and the Church with an heir.

The Lord Bishop insisted that they should let him see at closer hand the famous Privy Councillor and Court Jew. Karl Alexander did this unwillingly. He was very afraid lest he should be deprived of his indispensable Jew. But in the long run he could not refuse this harmless request to his friend. Süss appeared before the Lord Bishop; with practiced, immeasurably humble devotion, he kissed the princely ring, and strewed adroit compliments before the great worldly oracle, the secret Emperor, the inspirer and prime mover of all politics. But his Würzburg Eminence was not so easy to catch. The two foxes scented each other knowingly, and neither trusted the other. Smoothly, cheerfully, but undeceived, the sly, fat man chatted with the sly, slender one, and neither came nearer the other.

With indefatigable labour the Lord Bishop and his two Councillors advanced their projects. Incessantly they goaded on the Duke and Remchingen. Open and secret conferences with Weissensee, with the various ecclesiastics who in defiance of the constitution and arousing secret resentment had established religious orders in Weil the Stadt, and over all the Duchy. When, satisfied, the Lord Bishop left the Duchy, he had paid back Stettenfels, with something to spare, secured great things, and laid the foundations of greater. The chapel of the castle in Ludwigsdorf was now prepared for Catholic worship, and priests officially brought into the country. The Catholic army chaplains openly held mass, baptized children. Further, a Catholic military scheme had been worked out to the last detail, and an extraordinarily subtle and intricate interpretation prepared of

certain constitutional guarantees, which rendered the Parliamentary liberties illusory. Finally they had ready a formal recognition of the equality of the Catholic worship with the Lutheran. Thirty years before this religious equality had led in the Kurpfalz to the suppression of Protestantism.

In flowing, elegant Latin, and with pious joy, Privy Councillor Fichtel sent word to Remchingen's brother, chamberlain in the Papal court at Rome, of all that the Lord Bishop had achieved through his visit to Stuttgart. He spoke then of the pretext for the journey, the sickness of the Duke, and concluded: "So you see, esteemed lord and brother, that the heavenly Providence often uses strange means to strengthen the only true Church and to disseminate the right faith."

8

Süss was worried and tormented. The process of his ennoblement proved to be more difficult and tedious than he had expected. Madame de Castro remained cold, and he could not bring the adroit, calculating woman to a decision.

The projects, too, of the Würzburg Bishop spoiled his temper. He had known quite well that he had not succeeded in winning the confidence of his Eminence, and that he was not wanted in the grandiose plan which was now regarded as the cornerstone of Swabian politics for the next decade. In this province, moreover, Süss did not feel himself so competent, so firm in the saddle, as elsewhere. He did not like to mix with ecclesiastical affairs; these questions which made others so bitter appeared to him discreditable and unworthy of a grown man. His clear, keen, incisive mind recognized that behind them lay very real things, the putting aside of the constitution and the parliament, the military autocracy of the Duke; but he did not comprehend why even expert politicians should so painfully confine themselves

to such prolix, scurrilous, roundabout ways of speech. His means and his ways were far more direct, swift and immediate; he could not abide the soft, gradual, soporific methods of the Jesuits. He saw with astonishment that even in the most intimate circles these people scrupulously avoided calling things by their names; that, even if there were but two of them, they employed, with pious prudence, every conceivable moral and disarming circumlocution, and when he or Remchingen gave, sharp and incisive, a thing its right name, they cast round mild, disapproving glances.

So the Jew felt at a loss, and needed corroboration and support.

He managed to get Karl Alexander to commission him to convey personally in his name an unusually splendid present to Magdalen Sibylle. He gave the Demoiselle a day's notice of his arrival, and appeared in great pomp, with pages and servants. It would have been an insult to the Duke had Magdalen Sibylle snubbed an embassy so announced. She received it.

Magdalen Sibylle dwelt now in a little castle outside the town. Golden cupids on the ceiling upheld fluttering festoons, on priceless Gobelins rode elegant hunting-parties, superb mirrors lengthened the magnificent rooms which were filled with the knick-knacks of a great lady. Two coaches, a sledge, sedan-chairs, riding horses were at her disposal. Superfluous lackeys yawned, elegant and idle, about the corridors. Karl Alexander had an open hand for his mistress; even the King of Poland could not surround his mistresses with more pomp and splendour.

In the midst of all this magnificence Magdalen Sibylle maintained a frozen calm. Splendour hung and stood, as it were, lifeless around her; the little castle was like the tomb of a dead woman laid upon her pompous bier.

With frigid courtesy she received Süss in an ample maroon dress of brocade, with long, close-fitting sleeves, high at the neck. The brown cheeks, the blue eyes, were set in formal politeness as if to receive the Baden-Durlach business agent, with whose court one was on strained terms ; the black hair was ceremoniously concealed under the peruke. Süss sought at first to make an impression on her coldness by extravagant, merry persiflage and boundless gallantry. She gave him only disdainful and curt answers. Then he tried other ways, provoked her to retaliate, thanked her with ironical rapture for having resolved to receive him. She retorted that she had done so on the order of his Excellency, and was silent for a little ; but she could not keep herself from adding that she had borne so much already, and she could endure this, too, with patience.

Now Süss was in his element. Borne so much ! Endure with patience ! To be the mistress of the Duke of Württemberg, what a misfortune ! The daughters of the whole Swabian nobility longed for that fate. A splendid castle, hundreds of lackeys, to call hunting-parties and assemblies when she liked, poor Demoiselle, ah, how ill it went with her !

Magdalen Sibylle took off the mask. So he would have war ; he believed apparently that she had forgotten already, and that he could begin where he had left off before ; chaffering, devilish Jew that he was, he had sold her to the Duke. She stood up abruptly, let the tiny, modish, Asiatic dog, a present from Karl Alexander, slide ungently to the floor, so that it yelped, and flashed at him : he should not simulate. He knew well enough how things were, and what he had done to her. "Yes, you are to blame for everything !" she cried, and the blood rushed into her brown, keen, masculine cheeks, giving them a bloom of animation.

Süss saw the firm smooth neck rising and falling. He had her now where he wanted. She should not under-value herself, he urged with his soft, caressing, persuasive voice. She had fired the Duke's blood of herself, and his help had not really been needed. But even supposing that he was really the cause (and smiling dryly he looked her up and down) what harm had he done her then? Here it was no use uttering the copy-book maxims of bourgeois morality; they should speak sensibly and as people of the world.

She breathed stormily, made more energetic gestures than the stately, stiff dress really allowed, so that her inborn vigour burst through. What had he done to her? Hypocrite and wicked Jew! He had turned into falsehood and theatricality all she said, all she did! Stifled the living breath of God in her!

But this was still not what she wished to say. Why, why did she lie, why did she not throw full and clean in his face his betrayal, his love for gold, and all his ignominy? Why, in God's name, did she lie?

But he had already perceived what her words did not say. He told her they were only subterfuge and self-delusions. The Bible College of Hirsau, and the breath of God, and apparitions and dreams; that was only mummery and play-acting; all very well for weaklings and men without spirit or guts, and infirm and ugly virgins. He looked her up and down with his impudent, insistent, appraising eyes. "Anyone with your form, Demoiselle," he cried, "anyone with your eyes, and your hair, even if you do hide it, has no need of God. Only be honest! Do not lie to yourself! Your holiness was only a pretext, while you waited."

She defended herself, she struck back. "You have been able to steal from me what I had," she said, "but your devilish art will not have the satisfaction of soiling it as well.

Talk away! Declare all your frivolities and profligacies! You will not be able to talk down my God as the dream of a love-mad fool." She called back the rich full hours when she read Swedenborg, the simple, pious faith of the Brotherhood; she forced herself back to the credulous inspirations of the holy blind-woman, and for an instant she was sure and without doubt, and God lived. "Even if He despises me," she cried, and the other was astounded at the pious ardour of her voice. "God lives!" and once more she cried, "God lives!" and truly He appeared and was risen in her.

But, ah! for a moment only. The Jew held his peace, enjoying her zeal, the glow of her ardour. Then with his smooth hand he wiped it away. "If that is so," he said, easily, "why did you flee from me once in the forest of Hirsau? Why then did your God not help you against the Duke? I believe in very little; but I believe this, that no one can have power over a woman who is filled with God." And while the light went out of her face, and while she stared after her vanishing God, he stepped nearer to her and said to her now what she had feared he would say. He spoke good-humouredly, in his most caressing voice: "I will tell you why that time in the forest you fled from me. Because you loved me. And all that you have done and felt since, hate and doubt, and revenge and numbness and wrong; all that you have done and felt for that reason. And I will say further: I too, have not had a day since in which I have not seen and thought of your face."

Magdalen Sibylle had thought that she would die if ever he spoke these words. And now he stripped her naked, now he called her holy zeal to lead the devil upward to God, by its downright, small and ridiculous name. It was of course quite easy to bring everything within his simple and idiotic

formula. She was only a stupid Swabian country girl who had been smitten with the first cavalier that crossed her road, and her awakening, her ardour towards God, were nothing but quite ordinary, common lewdness. But for some extraordinary reason she did not die at all when he said this to her face. Instead she held herself more proudly, she stood over against him, and all at once she found her voice, and in unvarnished, scornful words she upbraided him; yes, she had perhaps masked her feelings, but he had done the most despicable, shabby, disgusting, Jewish thing that any man could do; he had chaffered away his emotions.

From her words he licked only the honey for which his vanity was greedy, observed only with satiated pride how completely he filled her. And he would have liked to have her a credulous girl again, so that he might parade still more splendidly before her. With practised sophistry—it had been prepared, indeed, long before—he unfolded at once the argument that was bound to bring her to him. Expertly and with many flatteries he laid it before her. Yes, he knew that then he could easily have had her heart at his disposal, and that she would willingly have given herself to him. But he was no lover of easy shifts. With his power and his consequence to make an impression on a Swabian country girl—this would have seemed too cheap to him. Thus it had been like a sudden opportunity for him when the Duke had asked for her. Now she had tasted what power was, now they stood equal to equal, and he battled with honourable weapons. And he congratulated himself on the subtlety, the brilliance, with which he had turned the business to his advantage.

In her heart Magdalen Sibylle knew that these were phrases, gallant excuses. Yet his words were sweet to her, she had fought long, she was glad to let herself be deceived

so pleasantly. Meanwhile he became drunk with his own eloquence, soared still higher. He did not see, or he refused to see, the incongruity between the straightforward, naturally-bred country girl, beautiful through her simplicity, and the courtly, ceremonious, over-rich grandeur of her clothes. No longer did he see that in concealing her dark hair under the peruke she had taken away an essential part of herself; that the maroon brocade puffed out and laced the living, breathing girl until she appeared a doll; that the easy movement of her limbs, the innocent, untamed fire of her eyes, now artificially curbed and arranged, reduced her to one among the many. He wanted to see her as he wanted her to be, so that he could plume himself before her, could plant his statue on her pedestal. He stood behind her chair, his elbow supported on the back, leaned over her, spoke to her, not loud, but with his urgent, penetrating voice, the arched eyes ardently fixed on her: "Have you not realized now what it means to have power? Only try it! Go back again to your Bible College! Garner pears in your free time; knit stockings! Only try it! You can never do it again!" he ended triumphantly. "You have tasted your destiny now, and know what it is."

She had sprung up, panting, her hands raised in half repulsion. The little dog had crept fearfully into a corner. Hostile, incredulous, yet, now that he ceased, eager for more, she confronted him, agitated and tense, from the opposite corner of the tiny room crammed with knick-knacks, of whose restricted space in her ample court dress she took up a large portion. Slender, insinuating, his feet noiseless on the rich carpet, he came nearer and nearer.

"Leave your naïve dreams behind you, Magdalen Sibylle! They were all right for the forest or Hirsau. Now the castle of Ludwigsdorf is your reality. Regard it well! Take

a firm grip of it! It is a good and a beautiful reality. I am proud that I directed you to it. We have both the same destiny, Magdalen Sibylle, you and I, and it is power."

And while, with her last mistrust of him scared into a remote corner of her being, she looked at him with amazement and apprehension, he began to show off like a rope dancer. To impress his mother, who from the beginning had believed in him, oh, that was easy, that was no task. But to wheedle over this mistrustful, hostile girl here, that would be fascinating; if it succeeded that would be a triumph, his longed-for, his needed confirmation to himself. Even as on the lighted stage a great comedian, piqued by a frigid, unresponsive audience, gives ever more and more of himself, just to carry away that obstinate mass, so Süss rose higher and higher, expanding beyond his own being, recklessly unfolding his most secret desires.

Mute, bewildered, she listened as he said: "Thus finally, we stand equal to equal, Magdalen Sibylle. You and I, each with a hand on the lever of power. It is not the Duke who has a claim on you. Who is he then, this Duke?"

The excited man then began to miscall the Duke in terms which before he had never permitted himself, and which made him pale when he returned to his senses, lest they should be divulged.

"This Duke believes one can rule a country with army regulations! He has no motion of the interdependence of things: no eyes of his own, no brain of his own, hardly a heart of his own; measures his enjoyment by the number of his women and his bottles; mistakes the barbarous brawling of his Remchingen for Dionysian joy. It is a pure chance that you please him. He sees absolutely nothing, and understands as little of your charm. I have the claim on you, I! I have admired you from the first, I know

what you are. I have clambered up by my own help, I, a Jew, despised and poor, rung by rung, step by step, so that now I stand above these Swabian louts as my mare Assjadah stands above their lumbering plough-horses. And therefore I have set you higher than the other worthy, honest, home-bred Swabian misses. Thus I stand before you, equal before equal. Thus I state my claim, and ask your assent. Had you glided into my bed, unawakened, unaware, as you were when you came from the forest of Hirsau, the triumph would have seemed too easy to me, and like a betrayal. Now, experienced, knowing who I am and who you are, you shall decide. Now you shall say to me: I belong to you, I come."

She stood in deep bewilderment and was silent. But he, to avoid weakening the impression, turned adroitly and without warning from his ardour back to a cold conversational tone. And ere she had well come back to herself, he had bowed, ceremoniously, kissed her hand, and left the distracted, bewildered woman alone.

Relieved and cheerful he returned with his retinue to the city. He had the confirmation of his power that he needed. He felt himself high and secure above those who imperilled his career. Let one of them try to emulate him, the raw Remchingen, or the fat Lord Bishop! The others had birth, but he had got the lady before them. Birth was easier to acquire. He was the stronger.

And the mare Assjadah felt him lighter, more victorious, now that he returned than he had been as he went. It was a joy to carry him, and she neighed clear his renown to the city.

9

THE Esslingen child murder excited a great sensation and stir all through the Empire. Ever more thrilling details were

related, how the Jew had cruelly drained the girl's blood and baked it in his Passover cakes so that he might attain power over all Christians with whom he might have dealings. All the old stories came to life again ; the legend of the holy Simon, Martyr of Trier, the child who was slain by the Jews in the same way ; and of the boy, Ludwig Etterlein of Ravensburg. Even more radiant mounted the image of the dead girl ; what a sweet, angelic little virgin she had been ! In the public-houses strolling musicians celebrated the deed in song ; newspapers and occasional sheets told of it in rough verses and bloodthirsty woodcuts.

Already there was a movement among the people to revenge themselves upon the Jews. A mob collected at the gates of the Ghetto, and whoever dared to show himself was received with stones, mud and curses. Trade stood still, the Christian debtor poured contempt on the Jewish creditor, plucked his beard, spat on him. The justices protracted out the ensuing law-suit, until it petered out. In Bavaria, in the neighbourhood of Rosenheim, on the great trade route from Vienna to the West, a corn dealer whose business had been injured by the Jews, together with an absconding clerk, had organized a band which lay in wait for Jewish merchants and plundered their transports. The Electoral Prince's administration looked on idly, not displeased. At last the sharp protests of Swabia and energetic representations from the Vienna Chancellory put an end to the mischief.

Even in courts and cabinets the Esslingen affair was followed with the greatest interest. It was seen how weak and full of lacunæ the circumstantial evidence was, and people chuckled to see in what a primitive manner the Imperial Town was trying to reach the Duke of Württemberg and his Finance Councillor through the dead child ; but,

with malicious satisfaction, found this naïveté very effective. The strongest piece of evidence was still merely the exploitation of the belief that whoever was born on Christmas Eve stood in special danger of the Jews, since the murdered child had indeed been born on that sacred night.

Against the Jews rose now heavy, oppressive, leaden clouds. The anxious, cowed people crept into their corners and gazed on the formless and approaching calamity. Ai! Ai! whenever one of them was seized on some stupid, malicious charge, thousands were butchered, thousands were burned and hanged, tens of thousands were hunted hither and thither over the earth. Terrified they crouched in their holes and corners; around them lay a stillness, fearful, pregnant with murder, inexorable, to be named with no name, not to be touched, as if the air fainted out of their streets, and they gasped in vain to draw breath. The fearfullest of all was the first week: that waiting, that awful, helpless crouching, and not knowing what, where or how. Those of most consequence rushed to the authorities. Usually, when they were in request they were flattered there; but now they were not admitted. This shoulder-shrugging in the ante-chambers, this delight in their agony, this lowering contempt, this desertion, this refusal to extend a hand to them, defenceless people that they were! Ai! these authorities who made them pay dearly for their safe-conducts, and yet had no time to spare for the peril and dire need of their Jews! Ai, these two cool and languid city guards at the gate of the Ghetto, what protection would they be against a horde of a thousand robbers and murderers? Ai! they saw clearly now how the officials and councillors closed their eyes and put their hands behind their backs, that unhindered the rabble might fall upon the defenceless Jews! Ai, the dire need! Almighty God would keep them, praised

be His name ! Ai, thou poor Israel ! Ai, the defenceless and riven tents of Jacob !

Black-pinioned, vulture-beaked, paralysing, the news flew through all the Jewish communities, from Poland to Alsace, from Mantua to Amsterdam. A prisoner lies in Swabia, in Esslingen, the evil city, parent-city of evil and vileness. The Goim say that he has slaughtered one of their children. Edom is making ready, and will fall on us to-day, to-morrow, who knows ? Hear, Israel !

The men went about pallid and grey, their business forgotten ; dressed in their finery, terrified, with foolish, bewildered eyes, their beautiful wives fluttered in corners, and gazed at their husbands full of trust, ready to do blindly whatever they counselled. All Jewry, in the Roman Empire and far beyond its frontiers, held its breath. They gathered in their synagogues, beat their breasts, acknowledged their sins, fasted on Monday, on Thursday and again on Monday, from sunset to sunset ; ate nothing, drank nothing, did not touch their wives. They stood crammed tight, in their evil-smelling synagogues, wrapped in their prayer mantles, or in their grave clothes, frantically rocking or grovelling. They cried to God, they cried to Adonai Elohim with shrill, despairing voices which reminded one of the shrill, discordant sound of the ram's horn which they blew at the festival of the New Year. They reckoned up their sins, they cried ; " Not for our sake, Oh Lord, be gracious to us, not for our sake ! But for our forefathers' sake." They reckoned up the endless lists of their predecessors who had sealed their faith in the divine name with death, those who had been tortured by the Syrians, stretched on the rack by the Romans, slaughtered, strangled, exiled by the Christians, the martyrs from the Polish communities to those of Trier, Speyer, Worms. They stood veiled in

their white grave shrouds, their heads strewn with ashes, all their limbs jerking ecstatically until they were exhausted; they bargained with God, importuned him with loud outcries, when the day dawned greyly; and when in the melancholy dusk it faded away, they still stood and cried with their discordant, shrieking voices: "Remember the covenant with Abraham and the offering of Isaac." But by a hundred ways all their prayers returned always to the wild, shrill chorus of avowal: "One and eternal is Adonai Elohim, one and eternal is the God of Israel, the everlasting, the infinite, Jehovah."

But the women were invisible, sitting behind lattices, separated. Scared, with great eyes, they sat like birds ranged on the transverse bar of a cage, and babbled softly and piously and foolishly out of their prayer books which, in Rabbinical letters and in a hotch-potch of German and Hebrew, related the Biblical stories and other pious legends.

In every temple and synagogue from Mantua to Amsterdam, from Poland to Alsace, the men stood thus, fasted and prayed. At the same hour, when the day dawned and when it departed, all Jewry stood, turned towards the east, towards Zion, phylactery on heart and brow, clothed in their grave-shrouds; they stood and acknowledged: "Naught is left us but the Book"; they stood and cried: "One and eternal is the God of Israel, the everlasting, the infinite, Jehovah."

But as the first days of horror went by, it was seen that the Free City of Esslingen intended to prolong the process against the Jew Jecheskel Seligmann Freudenthal. Was it on political grounds—perhaps they wished to keep it up their sleeves as a card to play against the ducal cabinet?—was it out of simple pleasure in the long, lingering torment, was it that they hoped still to obtain some stronger evidence; months passed and the Jew lay still in his prison, and his case

had not advanced beyond the preliminary stages and the first degree of torture.

But accustomed to every description of persecution for two thousand years, the Jews, gathering themselves together out of their first paralysing anguish, rushed, flew, bored holes in every nook to creep into when the terror should break out. They had their letters of protection ratified, engaged armed men and townspeople to take their part; their couriers flew through all the streets, organizing a general campaign of defence; in every court, in every council-chamber their agents laboured to persuade the well-disposed to take steps; a great part of their capital went abroad securely in letters of credit and bills.

But over all that they thought and did lay the leaden cloud. The approaching terror disturbed their sleep, turned their food into insipid, tasteless scraps, soured their wine, took the flavour from their spices, crippled their assiduous, hearty, zealous, well-beloved disputes over the Talmud, so that in the middle of a sentence they would fall silent and stare blankly before them. Yes, even within them hung the leaden cloud, in their proud Sabbaths, which once, dreaming of the glory of their fallen kingdom and their future Messiah, even their poorest beggars celebrated royally. They had taken all possible measures to secure themselves, but these were as straw, or as the fir lintels and palm-leaf roofs of their tabernacles. The cloud was there, and all this was of no avail against the cloud. And when they followed their daily worship, when they celebrated their feasts, from every corner the strangling apprehension sprang out on them.

The Rabbi of Frankfurt, Rabbi Jaakob Joshua Falk, sat over the Scriptures. And involuntarily his frail, wrinkled hand unrolled that chapter in the fifth book of Moses which contains the most terrible curse that ever the brain of man

conceived. That curse the Jew is accustomed to pass over apprehensively, and the reader in the yearly reading of the Scriptures glides over it with a shy, startled, hasty voice, so as not to bring ill-luck with it. But the eyes of the aged Rabbi remained glued to the threatening, blockish characters, and he read :

"The Lord shall send upon thee cursing, vexation, and rebuke, in all that thou settest thine hand unto for to do.

"Thou shalt betroth a wife, and another man shall lie with her : thou shalt build a house, and thou shalt not dwell therein.

"The Lord shall cause thee to be smitten before thine enemies : thou shalt go out one way against them, and flee seven ways before them.

"And thou shalt eat the fruit of thine own body, the flesh of thy sons and of thy daughters, which the Lord thy God hath given thee, in the siege, and in the straitness, wherewith thine enemies shall distress thee.

"The tender and delicate woman among you, which would not adventure to set the sole of her foot upon the ground for delicateness and tenderness, her eye shall be evil toward the husband of her bosom, and toward her son and toward her daughter.

"And toward her young one that cometh out from between her feet, and toward her children which she shall bear : for she shall eat them for want of all things secretly in the siege and straitness, wherewith thine enemy shall distress thee in the gates.

"And the Lord shall scatter thee among all people, and among those nations shalt thou find no ease, neither shall the sole of thy foot have rest : but the Lord shall

give thee there a trembling heart, and failing of eyes, and sorrow of mind.

"And thy life shall hang in doubt before thee; and thou shalt fear day and night, and shalt have none assurance of thy life:

"In the morning thou shalt say, Would God it were even! And at even thou shalt say, Would God it were morning! for the fear of thine heart wherewith thou shalt fear, and for the sight of thine eyes which thou shalt see!"

Thus read the old man, and he threw his prayer mantle over his head, so that he might see no more the great threatening letters, and he wept and groaned. His wife, who never dared to disturb him at his studies, stood terrified in the doorway, and her aged heart beat with apprehension until it almost stifled her. But she did not dare to disturb him.

But Rabbi Jaakob Joshua Falk wept out of his sunken, aged eyes, and his prayer mantle was wet with tears.

10

THE High Church Councillor Philip Heinrich Weissensee, von Weissensee now, had changed sadly since the night when Magdalen Sibylle had fallen to the lot of the Duke. True, there was no political affair in the Empire and in the Swabian province in particular, into which he had not stuck his covetously sniffing nose and his fine, intriguing finger. But his diligence had now something careless, strangely lifeless and mechanical. It happened sometimes that this accomplished man, well-versed in all social arts, would divagate in the middle of a conversation, and begin to talk about irrelevant things. Again, dressed scrupulously in the latest

mode, he would appear without his garters or make some other incomprehensible blunder. His behaviour towards women was very noteworthy. He spoke and demeaned himself to them with the greatest courtesy, but it sometimes happened that with the greatest apparent deference he would say something so lewd that even General Remchingen was taken aback. People would have it, too, that he, of whom there had never been a whisper before, now had gallant liaisons. Strangely enough be favoured specially such ladies as by common knowledge had passed already through the hands of Süss.

He attached himself to Süss more than ever. This astonished people. For in the immediate entourage of the Duke it was known that the Jew did not sit immediately at the hub of power now as he had months before. Nor in the position of trust which he enjoyed as head of the Catholic project had Weissensee any need of all this fawning and toadying towards the Finance Director. Yet he let no opportunity escape of speaking to Süss, of touching him ; he was so familiar that the suspicious Jew began to believe that he wanted to wheedle information out of him and ruin him, and he behaved with scrupulous care.

One evening the Church Councillor suddenly and with urgency begged Bilfinger and Harpprecht, his old friends, to come to him. The gentlemen went at once, asked solicitously and sympathetically what was wrong. But there was nothing : Weissensee made use of subterfuges transparent to anyone. The gentlemen, puzzled, gazed at him, gazed at him again, recognized the sad state he was in, and remained. There they sat now, school-fellows, very busy men all three of them, gifted by nature all three and enriched with all the culture of their age, respected names, and in positions of power. There they sat and drank, and the two stout and

comfortable men spoke in monosyllables, while the slender, elegant Weissensee poured out indifferent witticisms, and set himself anxiously to prevent any moment of silence intervening. Bilfinger asked him direct how far his Bible commentary had advanced. The books of Andreas Adam Hochstetter, Christian Eberhard Weissmann, Johann Reinhard Hedinger on this subject were really only mediocre at the best, and his friend's projected work was urgently needed. With a faint, uneasy smile and a blind movement of his hand Weissensee replied that it might perhaps have been better if he had never left Hirsau and had sat all his life over his commentary. "Aye," said Harpprecht, and truly it was no rejoinder, "it is a filthy age, all the ways are filthy, and it is cursed hard to keep oneself clean."

Weissensee's political position became ever more ambiguous. He combined irreconcilables. He sat in the Sub-Committee of Parliament; he formulated and drew up the grievances of the democracy against the despotic rule of the Duke; and he was the Duke's illegitimate father-in-law and trusted friend. He conferred with Süss, with the Jesuits, with generals, and composed spirited defences of the constitution and evangelical liberties. He had his finger in every pie, his snares in every thicket. The earlier Weissensee would have been happy to be the lever, the moving force, in so many plots, intrigues, conventicles, complicated machinations. The President of the Church Council had even now his eye and hand on every act; but to the astonishment of all, in the very middle of his multifarious and important activities, he suddenly withdrew, declared he must rest, and sat himself down over his Bible commentary in his desolate house at Hirsau.

He did not advance with it. Peevishly he gazed at the tomes of Weissmann, Hedinger and Hochstetter, who

valiantly and ceremoniously had ploughed the same field. Ah, for a long time still students would have to practise their teeth on those tough chunks of wisdom. Oh, it would take a good while yet before he could fill that giant body with life and give it a heart.

So, the work did not advance. The lamp burned amid his books deep into the night; but his eyes did not see the letters, neither the crisp Greek, nor the firm German, nor the stocky Hebrew. They saw one who was not there; duskily glowing, masculinely keen cheeks, unflinching blue eyes in strange contrast with the dark hair. He saw her in the still circle of lamp-light, rapt, with her childishly-important expression. During the day he shambled through the rooms—how big and empty they were!—in his slippers, without his peruke, shiftless; prowled into the corners, stroked gently with his fine withered hand a table-cover, or the back of a sofa, absent, with a wry smile.

Then he commanded Jaakob Polykarp Schober to visit him. The master was mightily afraid. Certainly the President of the Church Council was going to give him a talking to about his beliefs, accuse him of sectarianism, drag him before the tribunal, incarcerate him, hunt him, a restless fugitive, over the earth. Now that his daughter was no longer in the Bible College, he could let prudence go. The sweat broke out on the chubby-cheeked man, his childish, pious eyes became very round and anxious, he trotted to and fro with short steps, his breathing was oppressed. But very soon he mastered his fear. If God had destined him for a martyr, then he would take this election thankfully upon himself. So he went before the prelate, perspiring but upright, with manly courage, and began straightway to talk in a warlike strain about the three men in the fiery furnace. But Weissensee, at first astonished, soon inter-

rupted him, explained courteously that he had not invited him to come in his official capacity, he had only wished once more to see and speak with his daughter's old friend. Much relieved, the Master spoke simply, warmly and respectfully of Magdalen Sibylle, and how the whole circle missed that pious, noble and learned sister. Weissensee listened greedily. He was visibly pleased with the Master's simple and amiable chatter; he met him often, the two men even went walks together in the forest. At last Schober began timidly to speak of his verses; he recited his poem "The Cares of Life and Trust in God," and that other one about Jesus the Best Reckoner. Weissensee listened graciously, he even let something be hinted about publication, and the affability of the great and learned man won over the young Master completely, so much so that he whose heart had for long been overflowing entrusted to him his secret of the Princess of the Heavenly Jerusalem and the wicked Jew, her father.

Then Weissensee pricked up his ears; his weariness, his indifference fell from him. Day-long he ranged through the forest with the Master, who was radiant with such signs of honour. He stood by the wooden fence, and had every detail related and related again. He enquired after the old man, the Hollander, Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten. He pieced things together. True, he did not manage to get a glimpse of Naemi, but out of the mosaic he assembled a fairly true notion of things.

Now, too, his lamp burned long into the night. But the prelate shambled no longer with uncertain, erratic steps. Elastic and young he went through his large, white rooms, his busy dreams filled with human figures and future events. His fine, very mobile lips smiled deeply, amusedly, and sometimes he even spoke aloud, actor of his dream: "*Voyons*

donc, my Lord, Privy Financial Councillor!" or "Eh, eh, who would have suspected that, your Excellence?"

Yes, who would have suspected that! Here he was, an old fox; he had scented and smelt life and humanity from all sides, and flattered himself he could read the faces of men. And now he had to recognize again that on this great world-theatre there are always more disguises and masks than ever the most hard-baked sceptic supposes. Who would have guessed that? He called up the Jew's face before him in the stillness of the night in his lonely room. He closed his eyes and searched it, feature by feature; the voluptuous, very red mouth, the pale, cold, elegant cheeks, the pitiless, inexorable chin, the watchful, quick, mobile eyes, the smooth, dreamless brow with the bumps of calculation above the eyebrows. Behind this icy-cold, icy-clear business man and man of action, who would have looked for the sentimental idyll in the forest of Hirsau? Ho, ho, my Lord Finance Director! How you stood before me on that horrible evening in your palace! What a vigilant, immaculate, malicious bearing you had! Ho, ho, my lord Hebrew, I should have gathered myself together a little better. I babbled a little foolishly, it is true, and did not carry myself quite *à la mode* that evening. I sat very wretched and scattered on my chair while you stood before me, slim and slender and cutting, and the marrow crumbled away in the most singular manner within my bones. Now I would like very much to know how your Excellency would carry yourself in a similar situation. The President of the Church Council Philip Heinrich von Weissensee halted in his march through the room. The lamp shone serenely in the large room, a night moth buzzed, the rows of books around gazed out mutely and calmly; through the open window streamed in the night scents of the woods. Was it revenge that he

gave himself up to, then? Was it plans of revenge? *Fi donc*, he did not befoul himself with such common, bourgeois feelings. He was only—yes, what was he?—he was curious to know how the Jew would conduct himself. Whether he too would suddenly become so defeated and old, and what, in short, he would do. Ho! yes, that would be very much worth seeing, that would be full of edification, much more interesting than what one usually read in novels or saw on the stage.

"*Voyons donc*, your Excellency! Eh, *voilà*, my Lord Privy Councillor!" said the fine, elegant prelate to himself, deeply amused and smiling. Then he sat down to his Bible Commentary with great animation; his depreciatory, mocking eyes glided over the valiant labours of Hochstetter, Weissman, Hedinger, the admirable, prolix, learned men, and diligently and merrily the work proceeded now.

II

MEANWHILE the emissaries of the Würzburg Bishop in Stuttgart laboured on silently but stubbornly. Clear in the public eye now stood new men, military chiefly, who took no pains to be deferential to Süss, and though outwardly courteous did not hide their contempt for the Jews. There was General Margrave von Röder, a boor; then there was the Commandant of Asperg, Lieutenant Colonel von Bouwighausen; further, a mob of noisy and brilliantly-uniformed officers, who now were like a perpetual hedge round the Duke, the Colonels Tornacka and Laubsky, Cavalry Captain Buckow. There was still another officer who was particularly hostile to Süss, Major von Röder, a cousin of the Margrave, Commander of the Stuttgart Mounted Militia, the city cavalry, a surly man with a low brow, a hard mouth,

and coarse hands, doubly uncouth in their gloves. But the one who hated and loathed the Jew most was still that Dom Bartelemi Pancorbo, the Palatinate Privy Councillor, General Director of the Tobacco Manufactory, and jewel dealer, who now again stepped into the light, the right shoulder as ever curiously drawn up, clothed always in the strictly ceremonious, obsolete Portuguese court dress, showing over the gigantic ruff at his throat the purple, distorted, fleshless face with the vulture beak, and the dyed and curled moustache and eyeing Süss behind his heavy eyelids with lingering, expressionless, small eyes.

All these, and in addition his other ancient enemy, Remchingen, threw themselves now into the Catholic Plot. With his thorough grasp of the whole affair, which he saw much more clearly than the stupid and arrogant officers, Süss saw that he was left outside these plans. Matters of importance were divulged to him only casually or not at all. Only when his technical knowledge of finance was absolutely needed, did they impart to him drily and condescendingly this or that detail. And once, when he had quietly tried to probe something further, the Duke bellowed at him, saying that he should cease this espionage once and for all. When it was time to let the cat out of the bag, then, perhaps, they might tell him !

Karl Alexander, fully restored to health, and more quickly than he had hoped, laboured mightily and was in a good mood. The result was that the reconciliation with Marie Auguste effected by the Würzburg Bishop had the wished effect : the Duchess was pregnant. The country heard this news with dissatisfaction. Had the Duke died childless, then the Protestant line would have come again into power ; but now the people saw themselves delivered up interminably to Rome and the Jesuits. The officially-decreed services of

intercession for the Duchess were badly patronized; those only went who had to go.

But the Duke was awkwardly glad. He spoke to every one of the awaited heir, broad pleasure on his fleshy, sanguine face; he made uncouth witticisms and encumbered Marie Auguste with clumsy attentions. To her the pregnancy came most inopportunely. She feared the disfigurement, she feared also that the child would be a hindrance to her, she had apprehension and loathing for her confinement; moreover motherhood in itself appeared to her to be something vulgar, plebeian, not fit for an aristocrat. She even thought of taking steps to avoid the consequences of her pregnancy, and she made representations to Dr. Wendelin Breyer to that effect. But the physician did not or would not understand. With clumsy, apologetic gestures he spoke in his hollow, muffled voice of the joy of motherhood, referred to the ancients, cited the mother of the Gracchi, and that other heroic matron who would rather see her son return borne on his shield than return without it. With a sigh, thinking too that now the Duke's attentions must cease, Marie Auguste gave it up.

On the contrary she listened greedily and pleasantly scandalized when Süss on one occasion told her the story of the demon queen, Lilith. She, the long-haired, the winged, Adam's first wife, had a quarrel with her spouse, for in carnal intercourse he was not so much to her liking as she would have desired. Then, practising black arts, she called on God by His forbidden name and fled to Egypt, the land of all evil magic. Since then, hating Eve and every proper marriage, she threatens the woman on child-bed and the suckling with curses and dire injury. But she was overtaken in Egypt by the three angels whom God had sent after her, Senoi, Sansenoi, and Semangelof. First, they thought of drowning

her, but then they let her free after she had been made to swear with the oath of the demons that she would injure no woman on child-bed and no suckling who was guarded by the names of the three angels. For this reason the Jewish wives guard themselves when they are confined by an amulet inscribed with the names of the three angels.

Tickled, deliciously afraid, the Duchess asked the Jew confidentially whether he could not procure such an amulet. Certainly he could do that, he assured her with zealous devotion. Afterwards she chanced to relate this to her confessor, Father Florian. He warned her violently and urgently against it. But she resolved, all the same, to allow herself the amulet. It might do good, and if she used it she could always confess afterwards.

For the most part she took her pregnancy, according to her usual custom, with light mockery. She behaved like someone who, caught in a shower in her light summer attire, exchanges her wet clothes for a peasant costume, and amuses herself magnanimously over the piece of mummery.

So she sat on Christmas Eve, frail and delicate, all in white foamy lace, out of which, of the hue of an old and noble marble, the lizard-like face flickered maliciously under the gleaming black hair. Around her was the small band of friends who had been invited for Christmas Eve. The Duke had wished to exclude Süss. But since the night he had told her the story of the amulet to be used against Lilith, Marie Auguste had had with her amusing and gallant Court Jew a strange, secret and unspoken understanding, and she did not wish to be without him on this evening. In his isolation of this time he accepted the invitation as a sort of amends. In respectful gratitude he proffered the Duchess as a present a very pretty cameo on which a new-born child was carved, and an exquisite Chinese child's rattle of porcelain and ivory ;

pigtailed men, carved with marvellous delicacy, clambered up the handle with nodding heads, and tiny pagodas trilled and rang. But as third present he handed her, with a smile full of secrecy and respect, a little golden box; she knew that the amulet was inside.

But the others, displeased because Süss was still so firmly in favour, received him precisely on this evening as an intruder, and fell on him with coarse, ill-natured jests. The Duke, taking up a sentence of Remchingen, warned Marie Auguste that she should not look at the Jew, lest Württemberg should be presented with a hook-nosed duke: Marie Auguste only smiled. Secretly she fondled the tiny box; secretly, unseen by the others, she took out the amulet and regarded it—a strip of parchment, inscribed with red, blocky Hebrew characters, amid which wound and writhed disturbing, intricate figures, while absurd, threatening, primitive-looking birds crouched among them.

Meanwhile Süss listened with the same observant and careless politeness to jeer and blunt attack. Later he turned to the Duke and Weissensee. He had heard, he said, that the Duke and the President of the Church Council had occasionally debated over the Catholic and the Evangelical meanings given to the text about Christmas Eve, whether the Evangelical version "and goodwill to men," or the Catholic "to men of goodwill," be the correct one. He was glad to be able to bring, as a trifling Christmas present, a contribution to the solution of this question. Somewhat taken aback the gentlemen gazed at him, the others, too, ceased talking and listened, sceptically and mocking, while Süss courteously and imperturbably continued. Since the time of Professor Baruch Spinoza, whom his Excellency the Elector Palatine had desired to call to his university at Heidelberg, the partakers in his faith had also turned their

attention to the scientific study of the New Testament. So he had written to a business friend in Amsterdam regarding the text mentioned, and had received the following information. In the Greek text it is written "eudokias" which the Vulgate and the Catholics rightly translate with "bonæ Voluntatis, of good will." But Erasmus had his Bible printed from a manuscript in which "eudokia," without the s, was wrongly set down, and using that, Luther translated it as "an act of good will." Erasmus would certainly have come upon this error if he had not been in such haste. But, out of vanity, he wished his Bible to appear before that of Cardinal Ximenes. From this it followed, with all respect to the erudition of the President of the Church Council, that the Lutheran text on Christmas Eve was not right in this respect, and that his Excellency held the correct text.

Süss expounded his explanation modestly, courteously and incisively. What he said was so obvious that even among the officers there were one or two who understood it, and Marie Auguste congratulated herself on the cleverness of her Court Jew. But all the others were exasperated that on Christmas Eve the Jew should pick the gospel to pieces, and Remchingen growled; now, it seemed, the Jews haggled not only over money and jewels, but also over the Word of God.

Weissensee enlarged upon the position of woman in the Old and in the New Testament. This was a theme with which, under the influence of the painful knowledge and experience of the last few months, he had been savagely obsessed, too, in writing his Bible Commentary. In the New Testament, the Madonna: in the Old, the thousand wives of Solomon. He spoke smoothly, elegantly, deftly, agreeably, as his habit was. But there was something hidden, which made his words sound so malignant that

Magdalen Sibylle became very pale, and her hands felt quite cold.

Beautiful and stately, she sat beside the lovely and wayward Marie Auguste. The Duchess held her hand and stroked it; it did her good to stroke with her small, manicured, plump hand the strong hand of the other. Magdalen Sibylle wrestled anew and more passionately for Süss. She did not clearly apprehend the political constellation, but she saw that he stood alone; she saw a host of enemies around him; she thought of him as a slender, sinuous panther among clumsy, shaggy bears. And she surmised, too, the strange entanglement between him and the Duke, and between him and her father.

Süss remarked lightly that neither the ladies of the Old nor of the New Testament were after his taste. The one type was too heroic, the other, too sentimental. And his eyes glided with eloquent flattery from the Duchess, whose inquisitive, lascivious goodwill agreeably flattered him, to Magdalen Sibylle, who had been his longed-for rehabilitation and firm prop; from the auburn, magnificent Madame de Castro, the clever, calculating woman who, although visibly cooler, had never quite given up the idea of marrying him, to the sweet Götz ladies, the daughter the very image of the mother, who still refused themselves to the Duke.

Remchingen remained constant to the theme of the Old Testament. In the singing Viennese to which he, a born Augsburger, had used himself, because he considered it aristocratic, he held that judging from the Yiddish one heard from time to time, the Holy Scriptures in the original must have sounded like an evil and odious kind of quacking and gibbering. "Do you think, your Excellency," asked Süss —very politely in reply, "that our Lord spoke Viennese with Adam in Paradise, or did he speak Hebrew?" The

Duchess laughed; proud of her Jew's readiness with his tongue, and glad at Remchingen's discomfiture, she surreptitiously fondled the box with the amulet; and in a temporary lull in the talk made the child's rattle sound out, gently and delicately. But the Margrave Röder thought it necessary to second Remchingen. He turned to the Duchess and remarked that it was a good thing her Excellency was not yet far advanced in her pregnancy. The children who were born to-night would find it no laughing matter. And now they were all at the point where they had wished to be, and they spoke exhaustively, circumstantially and weightily of the Esslingen child-murder, while Süss remained tenaciously silent. The officers above all had been quite convinced by the argument that the girl had been born on Christmas Eve. But now Monsieur de Riolles, who was a free-thinker, interpolated that if truly those who were born on Christmas Eve stood in danger of the Jews, then obviously Jesus of Nazareth should have chosen another night for his birth; then the cross had been spared him, and they had been spared the whole of Christendom.

Meanwhile the Privy Councillor Pancorbo had begged the Duchess to allow him to inspect Süss's gifts more closely. With his withered, purple, gouty hands he fingered them, held them up before his lifeless, oval, deeply-sunken eyes, until they almost touched his vulturine nose; then he said incisively and exhaustively that the material of the cameo and of the child's rattle was worthless, adding that in the jewel trade it was usual to throw in such toys gratuitously. Spitefully he pointed out what a monstrous sum, on the contrary, the solitaire was worth which Süss himself wore on his finger, and out of their deep cavities his tiny eyes glittered behind their hooded lids with lust for the ring. But Marie Auguste defended her Jew. These were not all the

presents he had given, she said in her smooth, careless, lightly mocking tone, and she produced the amulet and related the story of Lilith, the queen of demons. They listened, embarrassed but tickled, and contemplated the primitive-looking, threatening birds, and the blocky, uncanny characters on the parchment. Until Karl Alexander with a loud, somewhat forced laugh, good-humoured and noisily bantering, broke the silence by swearing that she would become a Jewess yet.

But after supper he drew Süss aside, clapped him on the shoulder, and was very gracious. That about the Catholic and the Evangelical versions, that had been a round and lucid explanation, that had been very amusing, and he was indeed one in a thousand. Of his own accord then he asked the flattered Süss about the Magus, whether one might not manage to see him once more. He knew quite well why; it was about the matter the old man had not wished to reveal. Süss was uncomfortable and tried to evade the demand. Karl Alexander did not persist; he said it was indeed true, the Magus was difficult to approach, he was a hard uncle. But one thing Süss must procure for him: a horoscope from the Magus telling what evil or good he might expect in the future from women. After the affair with the Neapolitan, after the shilly-shallying of the Duchess, and the present imbecile, affected hesitations of the Götz ladies, he wanted some explanation. It was only right and fair that Süss should get the Cabbalist to draw his horoscope and find this out. After obtaining the amulet for the Duchess, he could very well do him also a good turn; and after performing such difficult work as Scriptural interpretation, this must be easy for him. Süss could not well refuse; he hesitated, and assented.

They parted soon. The Catholic gentlemen wished to

proceed to the castle chapel for mass. Weissensee asked Süss to give him his company.

The gentlemen sent the carriages in front and went on foot. The night was sultry, there was a strong, gusty wind. Weissensee came back to his theme—how strange it was that the eastern legends should have established themselves so firmly over the whole world. He spoke of the German woods, how curious it would seem if one were suddenly to find an oriental building set among them. In his neighbourhood, in the forest of Hirsau, a Dutchman had had that strange intention. Amid such talk they reached the Jew's house in the Seegasse, and the Church Councillor departed with unusual ceremoniousness and courtesy. As soon as his Bible Commentary, in which Süss's kindly proffered information would find an honoured place, was ready, he would accord himself the honour of presenting the first copy to the Finance Director.

Süss strode through the dimly-lit hall. In his ears rang: 'Oh thou happy, oh thou blessed peace-bringing Christmas-tide.' Soft-footed, the valet appeared, and enquired whether his Excellency would undress. Süss dismissed him. He could not sleep. Had the south wind got into his blood? And what that old fox had said about Hirsau, it sounded harmless enough, and his uncle's house, moreover, was not really oriental; but was there not some catch in Weissensee's words?

He sat down to his papers. But the figures did not seem to have the cold incisiveness which they had had. The white house with the flowers seemed to muffle them in sinuous tendrils. He threw down his pen and walked up and down in restless, anxious thought, while the bells sounded, calling the people to mass.

12

UNCOMFORTABLE and awkward, Isaac Landauer sat on one of Süss's magnificent chairs. They had talked out their business concerns, and Süss, exasperated by the dingy presence of the other, waited nervously for his departure. But Isaac Landauer did not make a move; instead he combed his reddish, faded beard and said: 'Ay, the process against Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal is in four weeks now. Uncomfortable, Reb Josef Süss. It must be peculiarly uncomfortable for you. Here you have your lackeys, your Chinese, your golden robes, your parrot. But the Esslingers spit on them and you, and will murder Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal."

Seeing the other silent, he continued: "When I spoke to you of the Ravensburg child-murder you made a wry face, arrogant like a Goi, and said: 'Old fables.' Now you see what the old fables are; now you can feel their truth yourself."

But Josef Süss remained obstinately silent. When the first news came of the measures taken by the Esslingers, he recognized at once, naturally, that they were directed against him, and against him alone. He wanted to fly at them, but compelled himself to sleep upon his indignation, so as to consider in complete calm the pros and cons for an intervention. If he took the part of Jecheskel Seligmann, he would imperil his ennoblement and the marriage with the Portuguese lady, would cumber himself with a thousand galling disputes with Parliament, and would have to renounce as compensation the manifold advantages he held against the Esslingers. So far his policy was clear. He did not know the Jew Jecheskel Seligmann. If the Esslingers, simply to spite him, chose to compromise their reputation for justice

by a manifestly wrong verdict, they could. Their affair. He would not meddle. He would remain strictly neutral; be as silent as a log.

He behaved accordingly. He confined himself to actual measures for the protection of the Jews under his jurisdiction in the Duchy, and of their questionable rights. Above all, he did not allow himself to be drawn out of his passivity by jeers or abuse.

And so, though it incensed him greatly, he had no reply for Isaac Landauer's speech. But the other persisted obstinately: "I have bought up with one or two others all the claims on the city of Esslingen. If they stand by the process, then eight days in advance I put in my claims. If they let be, I let be. If they put on the screw, then I put on the screw. But one can never know," he concluded anxiously, rubbing his chilly hands. "These Goim are smitten with all evil and stupidity. When they are after a Jew they would rather have blood than money. And you, Reb Josef Süss?" he asked bluntly, seeing that no word could be wrung from him.

Long forearmed, Süss responded evasively: "I do not know the Jew Seligmann. In my own province I will know how to protect myself."

But Isaac Landauer became excited: "Do not know! Will be able to protect yourself! What does that mean? He sits there with his lackeys, his Chinese, his golden clothes, and knows nothing! Will know how to protect himself! Allow an old business man to say to you: Of what good is all this rubbish, who will be impressed by all this rubbish, who will allow himself to be blinded by it, if you are unable to protect Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal?" And enraged he flourished his hands before the other's face, his caftan fluttering angrily: "Parrots, Gobelins, busts! Of

what use are busts ? " he jeered bitingly. " Moses the prophet and Solomon the king never looked like your white busts in all their lives ! And their eyes were not always closed, either. Otherwise they would never have got so far." And, exasperated by the heedless silence of the other, he stared with coleric eyes in front of him.

" A good Jew will think twice before he has dealings with you in future " ; suddenly icy, lowering, malignant, he played his last trump. But Süss only shrugged his shoulders : " I allow nothing to force me," and offended and hostile, turned away. There remained nothing for Isaac Landauer except to depart muttering angrily and tugging his beard.

Some weeks later, on the eve of the Esslingen process, ten Jewish men stood in Süss's ante-chamber, at their head Jaakob Joshua Falk, the little shrivelled Rabbi of Frankfurt with the sunken eyes, and with him the patron and the three most prominent members of his community, and a deputation of Jews from Fürth, similarly constituted. They had met together in Freudenthal, where since the time of the Countess there had been a tiny Jewish community ; they had sought out the wife of Jecheskel Seligmann, but she was dazed, and no words of comfort could reach her. They had then journeyed to Stuttgart amid the angry growls of the people, and had alighted at the Jewish inn, where the inn-keeper was reluctant to receive them. They had prayed, morning, afternoon and evening, in grand and ceremonious order, for ten constituted a congregation in which all the refinements and windings of the prayer ritual could be gone through. They had stood solemnly before the scroll of the Holy Scriptures—which they had borne with them ; they had kissed it, exalted and united, shrouded in their prayer mantles, the phylactery on heart and brow, their faces directed towards the east, towards Zion. Thus, in great and dubious need

and perplexity, they had prayed with hands and lips and all their limbs. And now they stood, faint and exalted in their ritual curls and heavy caftans, the pointed Jewish caps on their heads, their badges on their sleeves, in Süss's antechamber, amid busts, knick-knacks, Gobelins, gold and lapis lazuli. They sweated, and spoke now and then a whispered, passionately murmured word. A clock struck the full hour, and played a thin, silvery, trickling melody, and they waited until the Privy Financial Councillor would receive them.

On this day, however, all the Jews in Germany who were over thirteen years fasted, eighty thousand in number.

Süss would gladly not have received the deputation. These people were foolish. They must know quite well that if he had wished to intervene he would have done it of his own accord. As it was, they could only compromise him. The Parliament was referring more energetically than ever to laws not observed for a long time, but formally still valid, which permitted the presence of Jews in the Duchy only on special grounds and with many qualifications. From the Duke he had obtained nothing more than a declaration that with reference to his Finance Director and the Jews under his control, he would not let his hands be bound; as for the others, they must remain by the old regulations. Utilizing the Esslingen incident, the Estates had thereupon promulgated anew and with vigour these ancient and strict laws. It was remarkable that at the head of this agitation in Parliament stood Weissensee. Did he wish to hide his Catholic intrigues under a war on the Jews?

In such circumstances, at any rate, the Jewish deputation was superfluous if not scandalous. On the other hand, it was the most prominent men in German Jewry who wished to speak with him; he must certainly receive them. Had he been able to grant their prayers, then it would have flattered

him to listen to them in the rôle of their noble protector. Thus he received them unwillingly, firmly resolved to dismiss them with an evasive answer.

The ten Jews entered, awkward, scraping, coughing, ceremonious, filling the tiny cabinet. Slender, elegant, formal, Süss confronted the clumsy, heavily-breathing, inarticulately-moved men.

Jaakob Joshua Falk spoke, the Rabbi from Frankfurt: "We have worked together, all Jewry, and have laboured with money and with presents. But it has been fruitless. For the people are very furious, and the Councillors of Esslingen are resolved to torture their Jews; and this is also to spite you, because you are so powerful with your Duke. The iniquity of the blasphemer is great, the malice of Edom is mightily lifted up against Israel. They devour money, but they are not softened."

Seeing that Süss did not answer, but waited in silence, the Rabbi of Fürth, a corpulent, fretful, persistent man, began: "There is no help more, Reb Josef Süss, except in you. Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal belongs to Württemberg. We beg you to request his discharge to the Duke, so that his case may be tried according to Württemberg law. There is no other hope," he concluded, urgently, pleading, stuttering, almost touching Süss.

But Süss leaned against his writing table, courteous, elegant, unmoved. "The Jew Jeckeshel Seligmann," he replied positively, "has no regularized papers from me; his name is not on my lists; it is doubtful whether he belongs to the Duchy. The City of Esslingen will oppose me at the Imperial Court in Vienna, the Estates will mingle in the dispute. It is not opportune for me to request his discharge."

"Not opportune!" exclaimed the zealous Rabbi of

Fürth. But the tiny, mild, shrivelled Rabbi of Frankfurt interposed: "You have done much for us. So we had hoped that you would help us this time also, that the blood of the innocent might not be shed." But the stout, fiery Rabbi of Fürth would not be silenced. "Not opportune!" he cried excitedly. "To save a human life, to save a Jew, who has been guilty of nothing but being a Jew! Not opportune!"

"You see only one thing always, Rabbi our teacher," replied Süss, and he remained courteous and quiet, and gave the other his title, "I must see more largely, see the implications. Assuming that I could save Reb Jecheskel Seligmann, then for it I should have to pay with concessions to the city of Esslingen and to the Emperor. I cannot permit myself this softness of heart. You have your simple, clear principle; here is a Jew, who should not die. I dare not deal so simply; I must reckon, count, weigh. You have only your Jewish anxieties, I have a thousand others."

In his mild quavering voice responded Jaakob Joshua Falk, Rabbi of Frankfurt: "How many in Israel would give all their possessions, all their property, and more than these, that this innocent blood might not be shed! You could prevent it with one single stroke of your pen. Do not close your heart, Reb Josef Süss!" And the fat Rabbi of Fürth added: "Would you leave the whole of Jewry in the lurch because you are apprehensive about one or two insipid speeches which they may make in Parliament?"

Süss leant still against his writing table, slender, elegant, courteous, and his calm was a dam against the agitation of the others, breathing heavily and deeply moved, who filled the small cabinet. He flashed a quick, haughty glance from his brown, oval eyes at the fat, zealous rabbi; but he had the rein upon himself again and replied calmly: "I have

done enough for the Jews in Germany for anyone to see that I do not fail in goodwill. Had I become a Christian, had I turned away from Jewry, after the Emperor I would have been the first man in the Empire. But I was not a coward; I have set myself as a representative of Jewry: I have not bawled it out, but I have never denied that I am a Jew."

"Then show yourself to be one now! Now! Now!" stuttered the Rabbi of Fürth impetuously, urgently, sticking forward his massive, obstinate head.

But Süss replied with greater coldness: "Usually you can measure and weigh well enough. Just measure now! Just weigh now! Look further than the instant! Demand the release of Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal? I weigh in my right hand his death, and in my left the trouble, abuse, danger, complications I will have to encounter if I save him." He paused, looked quietly in the ten faces which—attentive, agitated, tense—stared into his. He concluded lightly: "I will not make a decision to-day. But it is possible, at least, that on reflection I will not risk a storm on account of a bagatelle."

This roused them. Indignant hands gesticulated in the air, their mouths were opened. Little cries, Ai! Ai! broke out, tumbling over themselves, half-sentences. Above them, spluttering, threatening, the unruly, obstinate prophet-voice of the Rabbi of Fürth: "Bagatelle! A man like you, a Jew, your brother, will be tortured, will be executed in misery and shame, all for nothing and again nothing. My heart stands still when I think that I must look on idly. And you shrug your shoulders: Bagatelle!" And panting, obese and angry he pressed towards him.

But the little Rabbi of Frankfurt pushed him back. In his very old, soft voice he said: "We do not wish to press you, Reb Josef Süss; we only wish to ask you. God has

visibly exalted you as never yet a Jew has been exalted in Germany. He has made the heart of your prince as wax in your hand : may yours not be hardened against the need of your brother ! "

The others had become quite still, while the old man said this in his not very loud voice. Even the Rabbi of Fürth was silent. After a pause Süss replied, and his voice sounded less assured than at first : he had not by any means declined to intervene. Only if after ripe consideration he found he could not interfere, they should not impute it to ill-will, but would understand his grounds.

Thereupon they went, and he conducted them courteously through the ante-chamber.

Alone, he was vexed at himself. He had been more cordial than he intended. He had shown them some of his real grounds. Why, truly, and to what end ? He should have remained cool and polite ; he should have promised more and with less amiability. They were not in the least accessible to the finer points. They kept their eyes obstinately fixed and as if bewitched on the one thing : they must have their rascally Jecheskel Seligmann released.

He went to and fro in ever deeper vexation in his cabinet. That they should grasp nothing of it at all ! Had he not granted them colossal bounties in Frankfurt ? Did he not advance their trade wherever he could ? Procure facilities for them, here, there, everywhere ? If in spite of the laws of the country several hundreds of Jews dwelt in the Duchy to-day, he alone was responsible. How they had acclaimed him that time in Frankfurt and clapped their hands ! And now all that went for nothing, and they took no account of his services simply because in this one case he was not of their mind.

All the same it would have given him a very pleasant feeling

to have been able to show them, this time, too, his omnipotence. It struck him as stupid that he could not, without all this bother, take the Jew out of the hands of the Esslingers. In future, certainly, his prestige in the whole of Jewry would be far less. This fretted him.

He decided energetically not to think more about it, and flung himself into his work. He unchained a new whirl of women round him. But his nights passed badly. He dreamed that before him passed slowly and solemnly the executioner's procession with the Jew Jecheskel Seligmann Freudenthal. He, Süss, burst in on his mare, Assjadah, and tried to bring the procession to a stand-still. But slowly as the procession crept immediately in front of him, and hard as he spurred his swift steed, he could never overtake it. He shouted, and flourished energetically a document prohibiting the ceremony. But there was a great wind, and the thing before him went on and on. Suddenly Dom Bartelemi Pancorbo was there. With his cadaverous face, the one shoulder high, in his great obsolete ruff, he stood in front of him and said that if he would give the solitaire on his finger, he, Pancorbo, would bring the procession to a halt. Perspiring and apprehensive, Süss consented. But when he tried to draw the ring from off his finger, it sat there as if it had grown into his flesh, and Dom Bartelemi said, Yes, then he must even hack off his hand.

At that Süss awoke, unrefreshed, and with a headache. But though he was always tired, now he was afraid of going to sleep. For Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal, who did not trouble his days, filled with work and women, insinuated himself into his short and wretched nights.

13

BEFORE the scared and terrified Süss sat, crouched together and morose, the Rabbi Gabriel. He sat there, burly, troubled, the three sharp vertical clefts in his brow. He told his story in laconic, old Frankish, expressive, menacing words.

Rumours, it seemed, had reached the child, evil, corroding rumours about Süss. The child had said nothing, but she had lost her peace, was troubled. Anxious and terrified, Süss asked: What could he do, then? And Rabbi Gabriel retorted, morose and grim: Here words were useless, evasions useless. He must present himself before the child. He must let her read what was in his face. Perhaps, he added scornfully, the child would discover more than he had, the Rabbi. Perhaps she would find more in Süss's face than flesh and skin and bone.

When he was alone Süss passed from exaltation to despair. Torn from his foundations he was flung hither and thither. But still, fundamentally, his mind had been made up from the beginning. For that reason, this menacing and scornful demand of the Rabbi's came to him fundamentally as a sign and a great light and something intensely desired.

He would present himself to the child, and show her a face clear and shining through and through. That he was constrained to do so just at this moment was an indication and a sign even for the most sceptical. He was no cowardly hypocrite, that was certain; he could let himself be seen, at any time and by anybody; and even if there should be a God who judged and kept an account and held the balance, he could be assured and need have no anxiety in front of the final balance sheet. All the same, if he had to go to the child now—a child like that has strange eyes; she has only

seen flowers and the lighted heavens, she has no notion of human complications, and she may see offence and uncleanness where our hearts and hands appear tolerably clean. And if rumours had flown to her already, if she was full of anxiety and doubt as it was, then it would certainly be for the best to examine oneself fundamentally once more, before one appeared before her.

He went up and down, his head sunk, his full lips compressed, his arms tense. He was, devil take it! not the man to make sacrifices. He gave far and wide, he scattered gifts around him, because he was generous and a great lord and cavalier. But sacrifices? No one had ever made sacrifices to him; in human life steel met steel, hammer struck on anvil, and whoever was afraid or soft-hearted had to remain below and let the others sit on his head. He had no fear, either before the surly populace, or insolent great lords, or an eventual Lord God. Nevertheless, to make a sacrifice in this one case would be like a titillating voluptuous smart; then one could appear before the child resplendent, and even an eye which had only been accustomed to flowers and the clear heavens would be able to find not the tiniest fleck in one.

But how much would be lost for ever if he made the sacrifice! It was senseless, it was, politically speaking, sheer idiocy, to save Jecheskel Seligmann, simply to drive away a few perplexing thoughts from the child's mind. His marriage with the Portuguese lady would go under, his ennoblement would go under, a good piece of the solid ground on which he stood, would go under. No, no! And even supposing it were an indication and a sign, he would not yield so far, he would not fling away for the mood of a child so much that had been won in blood.

In his heart he knew he would do it. In his heart he

knew it from the first moment he saw Rabbi Gabriel. And he had great difficulty in preventing certain inchoate fancies, which ever again thronged up in his mind, from becoming pictures only too comprehensible; how from now on he would impress the whole of Jewry, how over all Europe he would be exalted and lauded as the first Jew in the Roman Empire, how he would bring to pass a deed unique and inconceivable, to snatch away from a whole city of Christians, he, a single Jew, an unfortunate man.

And while these vain and swelling pictures thronged up in his mind, he found it difficult to play before himself the grave drama of his sacrificial resolve.

Next day he went to the Duke. He was less ceremonious than usual, less deferential, and made his demands more urgently. He maintained that it did not accord with the duke's dignity to leave one of his Jews without further protest to the mercies of the Esslingers; Süss's authority, too, suffered under the continual scorns and jeers of that insolent people.

Karl Alexander burst out rudely, he should leave him in peace with his idiotic Jewish tales, he had had sufficient annoyance over them with his Parliament, he was called down through the whole Empire as a pro-Semite and now Süss should hold his impudent tongue. But against his custom Süss stuck to his theme; he did not weaken, but, in spite of the Duke's renewed outcries, went on piling up his arguments. He requested that at least the judgment of Johann Daniel Harpprecht, the first jurist in the country, should be heard on the competence of the Esslinger trial, if he, Süss, was to continue his arduous and dangerous labours for the Duke. For if his authority were to be weakened further as it had been by the Esslingers, he would humbly have to beg to be released from his functions. Scarlet and

breathing heavily, Karl Alexander growled out that he could go to the devil.

Süss went away pleased and smiling. He knew that these were phrases; to-morrow the Duke would behave as if nothing had happened. Karl Alexander could not dispense with him, he would have to consent, would have to grant him the favour. So he divulged the same day to Rabbi Gabriel that he had as good as secured the release of Jecheskel Seligmann, swaggered and boasted, saying what a great burden this had cast on him. While, garrulous and magnificent, he set this forth to the stonily silent cabbalist, the Duke, coming from parade in full uniform with cross and band burst suddenly into the cabinet. Was it chance that he encountered the Magus now? Had he heard of his presence, and did he want to have things as once before in Wildbad? At any rate, he was there now, filling the cabinet with noise and glitter and din. Eh, how he valued himself, he cried with assumed affability to the Magus. Or perhaps he absolutely refused to take the horoscope of the uncircumcised? Süss interposed, poured oil on the waters. The Duke was referring to the horoscope, showing his fortune with women; he, Süss, had written several times and pressingly to his uncle about it. He had in fact written once only, and then but tentatively, lightly touching it; but Rabbi Gabriel grasped how things stood. He remained silent, however, looked in the urgent, slowly-darkening face of the Duke, and was silent. At last the Duke pulled himself together again, and asked, always with an assumed, supercilious jocularity, whether perhaps his destiny with women might have some connection with the fatal denouement which the Magus on their first encounter foretold, or more correctly, did not foretell? The Duke expected no answer to this question; even Süss expected that his uncle would

give none. But Rabbi Gabriel, his stony eyes ever on the Duke, responded with a surly, grumbling, emphatic "Yes." Karl Alexander, not prepared for such a round answer, felt his heart thump, breathed heavily: silence lay thick and oppressive in the room. At last, still with faint mockery, Karl Alexander exclaimed: See there, now he had his answer; broke off and spoke of other things. He threw at Süss: Yes, the reason he had come; he had charged Harpprecht to prepare a judgment on his rascally Esslinger Jew. What an affliction and a nuisance the fellow was! He called for his coach and departed in an ill mood, after a bad and scandalous witticism about the bust of Moses.

The Duke gone, Süss preened himself magnificently. Now he had the Jew, Jecheskel Seligmann Freudenthal, happily out of the hands of Edom. What till now had never been accomplished in the Holy Roman Empire, Süss had achieved. Did his uncle regard his life and great labours now as vanity and catching at straws? Was not the act which he had done now in itself a sufficient justification for one's life? And what if this deed, this achievement were only one pearl in a chain of pearls? If his whole life, interpreted in this light, were nothing but renunciation, the working out of a pious, ultimate idea?

He paused in his walk through the room, clamped himself faster to this thought. It pleased him, the man of the moment, the grand comedian of his own personality, to contemplate his life sentimentally from this standpoint. He forced himself to believe in a deep, fateful, pious meaning for his life, to find in his rise to power a lesson and a symbol. Full of ardour he strode to and fro, with the low and mysterious tones of his practised voice striving to convince the silent listener. With persuasive eloquence, with the diligence

with which he might plead a State's plea, he fired off before the Rabbi a brilliant display of pious vanity.

If he had only thought of making a career for himself, why, tell him, should he have remained a Jew? Why, then, had he not let himself be baptized like his brother? No, his uncle did him great injustice, if he regarded his life so pettily and contemptuously. Certainly not through mere lust for gold or power did he stand there, on such a lofty, envied and perilous station.

He clasped the idea to him, for it flattered him; he had suggested it to himself so as to be able to suggest it to the other. He played before himself almost more than before the other, destiny, conviction, a mission. How? What if he had been chosen out to avenge Israel on Edom? It could not be blind chance that he stood there like Joseph, whom Pharoah had exalted. If he was so high now, and in great splendour, so that those who were used to spit on Israel and tread it beneath their feet, and draw their robes aside when they met a Jew, had to bend their backs before him and lick the dust—was not that revenge? To-day he hung over the country, the Jew, and sucked of its blood and grew fat on its marrow. And if one of his people were oppressed, his hand was over him to shield him, and Edom slunk away, his tail between his legs like a beaten hound. Was that not sufficient core and meaning and justification for a life?

But Rabbi Gabriel was silent, and when he regarded the silent man, Süss's flowing periods became ever more halting and at last they fell into blank silence. He stood there as tongue-tied as a school boy who has learned his lesson badly and cannot repeat it to the end, and his words were like a poor, ill-smelling cosmetic, quickly drying up and falling off in scales.

The cabbalist did not reply to Süss's long, fiery and high-

flown speech. He stood up and said : " Before you show yourself to the child, go to your mother in Frankfurt."

With that he went. Süss remained in dull rage. Now he had made his sacrifice, now he had accomplished the deed. What did the old man want of him still ? What more could he do ? Why was he silent over his achievement, with his arrogant belittling silence ? And what was this, about Frankfurt ? Oh, certainly he would go to Frankfurt to his mother. The Frankfurters would have more appreciation of what he had done. His mother would hang on his words admiringly. And the Frankfurt Jews, the wise little Rabbi Jaakob Joshua Falk, and the other prominent men and all, how he would sun himself in their whispered praises, their blessings and wonderment ! Let Rabbi Gabriel keep silence—ten thousand other mouths would only speak the louder and bear witness for him and his deed.

14

IN his library, sitting over deeds and documents, Professor Johann Daniel Harpprecht smiled amiably and knowingly at his friend, the Privy Councillor Bilfinger. In the spacious solidly-furnished room the sun slanted a shaft of light in which danced a myriad of motes.

Both these influential men had discussed seriously and exhaustively the affairs of Württemberg, in particular the desire of the Estates Committee, advocated with great prolixity and zeal, and brought forward by Weissensee, in no circumstances to mix themselves in the Esslingen affair. " Look you, brother," said Harpprecht, and laid his hand on his friend's massive shoulder ; " it would warm my heart more, too, if I could let the Jew Jecheskel remain sitting in the mud and wipe out part of our account with Süss ; and

I would not grudge Weissensee his triumph. And when I reflect what we will have to pay in compensation for the release of this stinking Jew, and what in emoluments and well-earned claims we will have to fling into the greedy maws of the Esslingen shopkeepers, while we will have no return for it except the pleasure of being slandered and jeered at over the whole Empire as pro-Semites, brother, I need not say to you that the gall rises in me to think of it. But the Duke has asked me for a juristic verdict, not a political one. And if I were twice as vexed over it, if I were doubly willing to fling all the compendiums and commentaries in the Jew's insolent, filthy face, Jecheskel belongs to us; and if right and justice are to prevail, then all the small points that could be casuistically interpreted *in contarium* count for nothing. As jurist I must adjudge; Jecheskel must be handed over to the Ducal authority."

Bilfinger bowed his massive head. He had known it, all had known it; the Duke, too, had certainly known it, and when he had commanded Harpprecht to give his judgment the matter was already settled. But it would have been fine if Harpprecht had decided differently. The Duke would probably still have demanded the release, but the Jew would have received a shrewd knock. "He stands secure up there," he groaned, "and laughs to see how we must constrain ourselves to do him a favour."

But he made no further appeal, he knew that the jurist would hack off his fingers before he would insert one word in a judgment that would deviate one hair's-breadth from justice. He parted from his friend, saddened and without hope, but with a warm and friendly hand-grasp.

Alone, Harpprecht was not disposed to sit down again to his labour. He filled his glass anew, gazed at the slanting pillar of light and the dancing motes, and thought. He was

accustomed to survey things from a height. He set the case in perspective. He saw beyond the frontiers of the Duchy. He saw the affair of the petty Jewish trader as a wave in the ocean of European events and forces.

For the petty Jewish pedlar, tortured, lying under an arbitrary accusation of murder, and Süss, the omnipotent, universally-envied Finance Minister, an important factor in the calculations of the Courts of Europe, rocked on the same wave. How strangely the lot of these two was bound together! Had Süss not been pre-eminent and in favour the Esslingers would certainly have let the poor devil go. Had Süss not been pre-eminent and in favour he could not have secured the poor devil's release. What bound the Finance Minister to the Jewish pedlar? The same blood? Stuff and nonsense! A common faith? Pooh! Nothing was in common between the two, except one thing: the hatred that raged against the great Jews as against the small.

Reflectively Harpprecht dipped into the chronicles and historical documents of Gabelkhover, Magnus Hessenthaler, Johann Ulrich Pregizer, and into the ordinances, rescripts and governmental resolutions which lay piled before him. Therein was shown how hitherto the Jews had been dealt with in the country; there were the legislative measures of the Swabian Dukes and Estates concerning the Jews; there were the history and the rights of the Swabian Jews.

From ancient times they had been there. Ever again they had been accused of murder, poisoning wells, blaspheming the Host, and above all of their intolerable usury, corrupting the people. Ever again they had been butchered and their claims declared null and void, in Calw, in Weil the Stadt, in Bulach, Tübingen, Kirchheim, Horb, Nagold, Oehringen, Cannstadt, Stuttgart. But ever again they had been recalled. Throughout the whole Empire their goods

should be seized, so it stood in an imperial decree, and their lives in addition, and they should be slain except for a small number who should remain immune, so that their memory might survive. Another time, in a decree of the Consistorial Court, it was declared that next to the devil Christians had no greater enemies than the Jews. In a treaty between the German Emperor and Count Ulrich the Much-Beloved, measures were promulgated on account of the manifold complaints against the Jews, who in accordance with their usual recalcitrancy did excessively and intolerably oppress through their usury the spiritual and temporal subjects of the Empire, and did also conduct themselves in such a disorderly and stubborn manner that thereby disunion, war and confusion did arise. And in the last testament of Count Eberhard the Bearded, the Jews were declared to be hateful to God the Almighty, Nature and the Christian dispensation, despicable and offensive, as gnawing worms, to the poor man destructive and intolerable, and for the honour of God the Almighty and the common good they were sent with sharp rebuke out of the country.

But why, after all these judgments, were they ever allowed back into the Duchy, or called back into it? Why did Eberhard the Quarrelsome protect them and Count Ulrich? Why, when Eberhard the Bearded, and the dukes, Ulrich, Christoph, Ludwig, drove them out, did Friedrich the First and Eberhard Ludwig call them back again into the country? It was too easy to call them an accursed people, spurned by God. Why could one not be indifferent to them as to other foreigners, the French immigrants, for instance, who had come in? Why did they always repel or attract, or even were loathsome and charming at once?

Johann Daniel Harpprecht raised his head from his papers. In the dancing dust of the slanting shaft of sunlight the image

of the Duke and that of the Jew formed before his eyes, the one mysteriously melting into the other. Both of them of ill-omen. Against the Duke there was a bulwark, the Constitution; but it was full of holes and profited nobody. Against the Jew there were laws, rescripts; but they were of no use. The gnawing worms, so it stood in the decrees the prohibitions. The land decayed; poverty, misery, hatred, corruption, despair broke in. The gnawing worms crawled over the land, fed on its marrow, gnawed and waxed fat. Up above, melting into each other, the Duke and the Jew, strutting in arrogant, stall-fed nakedness, iridescent, voluptuous.

The simple, direct, matter-of-fact man sat in great confusion of thought. Here it was so difficult to find firm ground; these Jews and all they implied were disturbing and enigmatic. To drive them out availed nothing, for they would always be called back again; no, not even the primitive measure of exterminating them brought any solution. The enigma continued to torture one even after that, and then, suddenly, one could not tell from where, it would emerge again.

You see a Jewish pedlar; he goes about, waddling, hideous, filthy, bent, secretive, crooked in body and soul; you have a feeling of loathing for him, and take care not to brush against his unclean caftan; but sometimes in his countenance an immemorial, wide world opens its eyes and gazes at you mildly and in perplexity, and the lousy pig of a Jew, even now so wretched that you might have trampled him in the mud with your stout boots, lifts himself like a cloud, and hovers over you, lofty, smiling, unattainably distant.

It was discomforting, disgusting, to think that such a dirty rag-and-bones Jew should be of the seed of Abraham. It

was disturbing, a vexation, that a world-renowned philosopher like Benedict Spinoza should belong to the accursed race. It was as if this race had resolved to demonstrate by way of example how high a man might raise himself, even to the stars, and how deep he might sink in the slime.

Gnawing worms. Gnawing, noxious worms. Professor Johann Daniel Harpprecht forced himself back to his papers, but behold, the good, reasonable man had the face of a dreamer. The letters themselves turned into worms, crawling, loathsome, elongating, moist, clammy, with the heads of the Duke and Süss. Gnawing worms, gnawing worms. He made a wry mouth and spat.

He steered his thoughts into the sphere in which apparitions and hallucinations can most easily be brought to book, into his particular sphere, that of political economy. What kept the Jews alive was economic necessity. The world was changing. Once a man's worth was determined by rank and birth, now it was determined by money. When they had made the despised and hated race the monopolists and controllers of money, they had flung them the line by means of which they were to climb so high. Now the money machine had become the living blood of the State and of Society, and the Jews were the most important wheel in this machine, were the starting and decisive point in all the complicated machinery. Take this wheel away, Society and State would go to pieces. The Duke, badge and symbol of the old order, of rank and of birth, and the Jew, badge and symbol of the new order of money, reached their hands to each other, were linked together, fell upon the people in concert, and sucked their marrow, the one for the other.

Gnawing worms, gnawing worms. Sighing deeply, Harpprecht turned again to his work. Before the onset of his firm will the loathsome brood changed again into clear,

dry letters, and incisively, carefully, deliberately, formally, he wrote down his judgment.

15

AFTER stiff bargaining and against fat compensations, the Esslingers handed over the Jew Jecheskel Seligmann to the Ducal Court, outwardly with deep curses, but inwardly very pleased. The Württemberg justices, after a few days, set him free. Broken, tottering, deranged by the horror of awaited death and of the rack, Jecheskel returned to Freudenthal, for the rest of his life a wreck, struck to the marrow by his experience. Frequently he was subject to a nervous twitching which shook him, made his shoulders work and his arms flap absurdly to and fro, and distorted his face; often too, he suddenly whimpered or howled softly, like an animal. Other Jews took care of him, and sent him out of the country to Amsterdam.

Before he left Germany he wrote the Finance Minister to ask if he might speak to him, to thank him. Süss considered, hesitated. It would have been a triumph to parade before the Stuttgarters the booty which he had torn from the Esslingers. But, on the other hand, that booty looked so shabby and decayed, the Stuttgarters, if they did not curse openly, would at least make coarse witticisms, and then he did not dare aggravate the Duke further, who was angry and vexed over the whole business, by a public display of Jecheskel. With a grand gesture therefore he renounced the pleasure of receiving the thanks of the released prisoner in person. But, as had been his custom latterly, he did not let the real grounds for this decision appear, but strutted in front of himself; it was proved now that he had done the deed not for the sake of thanks, but out of the purest and noblest motives!

All the more richly he fattened his vanity in Frankfurt. Eh, how the Jews thronged the narrow streets of the Ghetto to see him, how they muttered their admiration, called all the blessings of God down upon him, lifted up their children, that with their exotic, beautiful, oval eyes they might drink in his holy and gladdening image. As over a carpet he walked amid their boundless admiration and good wishes. Eh, what a redeemer and great sage had the Lord, praised be His name, sent Israel now in its dire need. And he stood in the synagogue, and they called upon him to read the Scriptures, and while the hum which usually filled the crowded hall was so still that the tense silence of those newly delivered from terror almost burst asunder the walls, the withered Rabbi in his quavering voice let the beautiful, tender, old blessings fall over him as from a noble urn of warm and goodly-smelling water.

There was only one who did not surround him with her admiration so softly and eagerly as he had expected; his mother. She, usually his humblest, most devoted supporter, appeared on this occasion curt, anxious, constrained; certainly she found ever new praises for him, how great and lordly and slender and rich and high-spirited and elegant and clever and profound and powerful he was, how rich he was in all the gifts of the world, in money and courage and beauty of form and nobility and the admiration of women. But she was not so absorbed in him as usual. The great, foolish eyes in the beautiful, pale face would suddenly be averted from him as if in deep fear; her hands, which had loved to fondle her clever, elegant, very powerful son, were without explanation withheld. The beautiful, cheerful, light-hearted old lady, who loved to chatter, was, against her nature, disturbed, nervously afraid, repressed.

While they sat together, constrained, the air heavy about

them, Rabbi Gabriel appeared. Michaele sprang to her feet with a little cry, and lifted her hands as if in supplication and wavering defence.

"Have you given it to him?" asked the Cabbalist. Michaele, white, her eyes wide open, retreated a step.

"Give it to him now!" said the Rabbi, without raising his voice, but in such a way that opposition died. Michaele went, with tottering limbs, stifling her sobs.

"What is this?" asked Süss, taken aback, annoyed. "Why do you torment her, what do you want of her?"

"You have told me," replied the Rabbi, "what you intend to present before the child as your meaning and justification. I take your justification in my hand and show it to you as it really is."

Dragging, as if drawn unwillingly, Michaele returned. She brought a packet of papers—letters, as it appeared.

"Must I remain?" she asked painfully, in a small voice which seemed full of fear.

"No, go!" said the Rabbi, almost kindly.

As soon as she had hurriedly disappeared Süss hesitatingly lifted the papers, held them in his hand, undecided, at last began to read. Gallant letters, slightly old-fashioned, indifferent stuff. He wondered, he did not understand. What was it about? At last he saw light, put two and two together, gazed up from the papers as if struck by a sudden, startling illumination, and glanced towards the Rabbi. He was not here; Süss was alone in the room.

He sprang up, and walked up and down; his eyes clear, again darkened, again clear; flying clouds, then sun, then night over his face. Rambling, absurd movements with his arms, his feet reeling as if drunken. Senseless, disconnected words; then, while his whole body stiffened, a clear phrase. And again he had fallen back, slack, totter-

ing, all his limbs helpless. Overmastered, he was like a comedian learning a role which lifted him to all the stars and dashed him down into the deepest abysses—till he collapsed like a sack, seated, his mind working feverishly, his face and limbs motionless. A long, eternal space, as if dead.

Thus, then, everything fitted in. Thus, in one flash, all these shadowy, dark corners had become clear. They, the accursed, magic-practising Rabbi and his mother, had betrayed him, scurvily, contemptibly, infamously, in having hidden this and wrapped it in mystery for so long. It was an evil jest, a truly Jewish, malicious, rascally trick to bind him so long to this shabby, miserable, common, ridiculous and despised community. It was true that, God be thanked, by means of his genius and his inborn noble blood, he had not allowed himself to be kept under. His genius had flowered magnificently in spite of every wretched repression and prohibition. But how many maddening, self-poisoning humiliations, how many degrading, tortuous paths he might have been spared, how many bizarre, idiotic edges and corners might have become smooth and straight, if they had not criminally left him in this false and vulgar rank and faith.

But how? Steady now! No agitation! Weigh everything quietly and consider it. Did his way really lie so smooth and obvious before him now?

So the petty musician and comedian, Issachar Süss, had not been his father. It was clearly and irrefragably proved that his father was Georg Eberhard von Heydersdorff, baron and Field Marshal. He was not of poor blood, his *allure*, his *tenue*, his temperament, had not been adopted arbitrarily, were not conned and artificial. His chivalrous instincts, his rise, his aristocratic, noble view of life, were self-evident

and broke inevitably through all trammels, for they came from his blood and his innermost nature. He was a Christian and an aristocrat by birth.

Bastard? Well, they were the most capable and the best who were conceived in those wild beds of unbridled desire, where no cold and prudent consideration was interposed between flower and fruit. If not on the throne itself, then on the highest places round it, there sat, everywhere in Europe, bastards. It was to the honour of his father that he had chosen as the mother of his son no sour aristocrat, but the beautiful Jewess.

Heydersdorff, his father; Georg Eberhard von Heydersdorff. A beautiful name. A wild name. A bloody, calamitous, fatal name. He knew portraits of this man. In fine shamelessness, his mother had hung his picture in her room, even when the man was slandered and hunted from pillar to post. How often as a boy he had stood before the picture of the grand general! With that name his mother had taught him to speak first; the sonorous name of Georg Eberhard von Heydersdorff was among the first which the precocious child could utter without making a mistake; his mother had put a sugar lump into his mouth when he succeeded for the first time. Ah, so it was from him that he had his chestnut-brown hair, from him that he had the aristocratic, slender figure; and it had been that red fine uniform that had dazzled him, had ever drawn him on towards the height which so fabulously he had scaled.

Georg Eberhard Heydersdorff; a fate which ascending abruptly in triumph had plunged precipitately down again. Field Marshal, distinguishing himself in the Turkish Wars, leader of the Order of German Knights at Heilbronn, commander at Heidelberg in the French War. After the fall of the fortress, envy and jealousy dragged him before the

court martial. He had surrendered it hastily, had shown cowardice; he should have held it until the arrival of Ludwig from Baden. Death sentence. The Emperor pardoned him. But how? The boy had seen pictures showing how the pardon was consummated. Even now he could still see every detail of the picture. Along the right bank of the Neckar the jealous Margrave had stationed troops. How rigidly he held himself on his lean horse! That was his father who was paraded there in front of the whole Imperial Army. An endless line; the soldiers went through the unending list of their evolutions. And his father crouched in the hangman's cart, driven out with curses from the Order of German Knights, all his honours taken from him, and conducted by the Heilbronn executioner and his menials.

He had seen still other prints and wood-cuts which had been hawked around. But they were not so clear in his memory. In one he could see quite distinctly still a sword being broken. That was evidently when, before the regiment, which carried his name, the Field Marshal had his death sentence read, and its commutation to banishment. As a traitorous knave he was banished from Austria and Swabia. The executioner tore the sword from his side, struck the delinquent three times over the face with it, and broke it. Loudly lamenting the exile was conveyed over the Neckar in a skiff.

For the rest there remained rumours. He had fled to the Capuchins in Neckarsulm, had died as a Capuchin in Hildesheim. His mother certainly knew more. In any case his name was no longer in bad odour. The sentence had been the result of jealousy and injustice. To the people, Heydersdorff the soldier was a hero, Heydersdorff the monk, a martyr.

Such was the man, then, who was his father. A wild

name, a wild destiny. The Cabbalist might divine all his fate from the excessive and restless star of his father.

Away with those dreams! Send them packing! What now? What would happen now? What would he do now?

He would go to the Duke with these papers, request legal recognition, acknowledgment of his Christian birth. Perhaps he would go himself to Vienna. He would press through now without difficulty his ennoblement; he would then be High Steward in all the forms, even President of the Council. This he would be. Yes, but then?

Would he be other then, than he was now? It would be easier for him to get his hand into the Catholic project. The Lord Bishop of Würzburg would no longer remain taciturn before him, the impudent mouths of the officers would be closed. To the actual possession of power he would have added its name and its appearance. Yes, and then?

Would he be more then than he was now? He would be less. There were scores of diplomatists in the Empire such as he would be then. The singular thing, the unique, the unexampled, which was his now, would not be there. Now he was the Jewish Minister. That was something. People laughed, people jeered; but under their laughter they disguised their appreciation, their admiration. That an aristocrat should be minister, was that much? But a Jew, who climbs so high and alone; that is more than a score of aristocrats. Should he throw this away? What for? To what end? Yes, he should have consented long before this to be baptized. Then perhaps he might have achieved more than if now he declared himself as a Christian by birth. To be a Christian, that was to be one among many. But there was only one Jew for every six hundred Christians. To be a Jew, that meant to be despised, persecuted, humiliated

but also to be unique, always knowing that all eyes were upon one, always to be on the strain, tense, gathered up, every sense alive and on the alert.

Why did the Rabbi show him these papers now, without warning, when he was well on into the second half of his life? Did he not want to accord him the triumph which he had won over the affair of Jecheskel Seligmann? Did they seek with their cunning to trick him of his most precious heritage? Slyly and despitefully to lie in wait for his worthiest possession?

The great magnate saw himself involved in an affair where he could not get any further with mere figures and calculations, where even his adroit art of reading men was defeated. What the devil did this Rabbi want in laying the papers before him now? What was his intention? If Süss appeared now as a Christian, what would Rabbi Gabriel gain by it? He could not detach himself from his business principles according to which in every transaction the man tries to win something for himself, and to cheat his opponent.

The Polish Jews, even the lousiest of them, if they would be baptized, would be held in honour. Why did they not do so? Why did they disdain, these cunning chafferers, such an easy advantage, letting themselves be butchered rather than take it? Piety? Faith? Conviction? Could there be anything, then, in these words? And was it conceivable that one of these filthy Polish Jews possessed the things which were hidden behind these profound and sonorous words? Was it conceivable that one of these wretches was wiser in his primitive feeling, better prepared for a shadowy beyond, than he in his intricate adroitness? He felt himself as unsure as a child, and without counsel or help.

To-day he was the first among the German Jews. They

lifted up their children when he passed in the street, and moved deeply and with urgent voices called down upon him all the blessings of Heaven. He thought of when he had stood in the synagogue, amid the intense silence of a crowd usually talking and vivacious, the gentle, quavering blessings of the Rabbi falling round him ; and a warm, sweet, languid feeling overcame him. It needed decision, he had to set his teeth, to renounce all that. Whenever he had won a triumph then, truly, it had been fine to parade it before his jeering enemies, to fling it in their wry faces ; it had been good to shine with this triumph before the women, before Magdalen Sibylle ; but the fullest triumph of all had been to display it before Isaac Landauer in the Judengasse and before his mother. There without fear of spiteful words and looks, one could savour one's success in comfort, drink it to the drains, and know that in their hearts the others rejoiced with him. There one was at home, there one could expand and blossom in deportment, gestures, words. There one was at rest and softly-bedded.

His mother. She had then—how did they put it ?—gone astray. Strange that through this she had not changed for him even by a hair. Him whom he had held to be his father, the gentle-hearted, courteous, quick, worthy, engaging singer and comedian, him he ought certainly to despise. Extraordinary ; he could evoke no feeling for him but tenderness. How that man must have loved his mother, when he never made her suffer for the bastard ! He had never heard one evil word from him to her. And how gentle and sympathetic and fatherly had that man been all his life to Süss himself. To think of him except as his father was impossible.

And his noble impulse in the affair of Jecheskel Seligmann, his sacrifice, that was all self-deception, then, hypocrisy ?

He had acted it all before himself? He shied at the thought. The exultation which he felt then, when he had achieved the deed, that ineffable floating on air and deliverance from himself and soaring and flowing away; that must all have been deceit and vanity? And that about Edom, the revenge on Edom, that was only wind, pretty speeches, to get the ear of the Rabbi? But all the same it had lifted him beyond his limitations, out of himself! Yes, he had believed in it, he had known, in spite of all, that it was true! And the child? If he had not been shown these papers, then he would have gone to the child with this lie, would have believed himself in the lie, and through that would have seduced the child, too, into believing in the lie. No, no, that was not possible. What he felt then, himself as the champion of Judah against Edom, its guardian and avenger, that must have been an honourable and unsullied feeling. That was already his life's meaning and motive principle. Yes, he was his mother's son, not his father's.

But that he only felt himself at home amid magnificence and power? It was by right, it was on account of his ancestry and his blood, that things bent themselves to his will! That gold, splendour, power, came to him of themselves, fitted him like a robe carefully prepared for him, was his rightful inheritance from his father. It was this that drew the Duke to him, so that without fear he laid his heart in Süss's hand. He was his father's son. It was his right and his duty to emerge from the ranks of the needy and the despised, to stand acknowledged in the light, to lay his hand upon his name, inheritance and position.

His thoughts perplexed him. What was he to do? Where recognize himself? Power drew him with golden cords, but the temptation to remain among the despised was as obstinate as it was soft and gentle.

He saw himself in a dream which he sometimes had. He saw himself treading a spectral dance; the Rabbi held one of his hands, the Duke the other. Was that not his father, the Field Marshal, who stalked before him, his epaulettes torn off, clattering along in time with his broken sword, waving towards Süss the deeds of his inheritance? But the monk behind there, the Capuchin, that was also his father! Strange, that one could not tell whether it was a broken sword or a rosary which hung by his side. But the form that hopped along ridiculously in front in a caftan, with the towzled beard, that was Isaac Landauer. No, it was not Isaac Landauer, but Jecheskel Seligmann. He came to give his thanks, and he bowed himself grotesquely, and he curtsied deeply and kissed the hem of Süss's coat, and he was altogether comical and abased, as continuously he smiled out of his face distorted by the rack, and then, curtsying again, swept the ground with his caftan.

Süss tore himself violently out of his waking trance. He must see his mother now. He would not decide yet: one could get no further here with figures and calculations. And he had had enough of these thoughts, and he would have rest from these idiotic dreams; and he must see the face of his mother.

But when he went Rabbi Gabriel stopped him on the threshold of her room. His massive face seemed less stony than usual; the furrows over his flat nose were less sharp, even his ill-humour seemed more frank, forthright, human.

"Will you arrest me?" he asked mockingly. "It will only help on your career if you hand me over to a Church Court for keeping a born Christian so long in the false faith."

And as Süss made an impetuous step forward: "Or will you accuse your mother? Give her a scolding because she

has been silent so long? Or thank her because she gave you such a knightly father?"

A wild, senseless fit of rage rose in Süss. How came this man to assume without further thought that now he would slip cannily into the comfort of Christendom? How jeeringly he stood there with his melancholy grey eyes which looked down upon one as from a summit, as if he were a tutor detecting a dense pupil in some wretched, stupid evasion. Did he want now to gainsay his Jewish birth, annul his sacrifice, his great intuitions, as rhetoric and lies, and cheat him out of his best possession?

His indignation against the Rabbi, stupid as it was, was honourable. For the first time, he divined, he was, without casuistry, in the right; for the first time the other scorned him without reason. The disabling constriction which the Rabbi always imposed upon him had disappeared, and suddenly his decision was there, which for so long had concealed itself formless in the darkness; it sprang clear and certain into the light, was there, self-evident, impregnable.

His voice frank and emphatic, he said: "I am going to Hirsau. To Naemi."

Taken unawares the Rabbi advanced towards Süss. His face clearer, half incredulous, he asked almost good-humouredly: "As avenger on Edom?"

But Süss remained calm. Without irritation, steadily and firmly, he said: "She wants to see me; I will go to her."

Rabbi Gabriel took his hand, looked into his face, and saw impurity, untruth, corruption, but under these something else, under skin, flesh and bone, something else, for the first time something clear and bright.

"So be it!" he said, and again his voice rang as ill-tempered as ever. "Come with me to the child!"

Book Four

THE DUKE

Book Four

THE DUKE

I

By the Lake of Tiberias the Master of the Cabbala, Rabbi Isaak Luria, walked with his favourite pupil, Chajjim Vital Calabrese. The men drank out of the Fountain of Miriam, fared out on the Lake. The Master spoke of his wisdom. The Spirit brooded over the waters, the skiff stood still. It was a marvel that it did not sink, for heavy with the lives of millions was the Rabbi and his word.

Back to the Fountain of Miriam the men returned again. And again they drank. Then suddenly the fountain changed its course. It formed a bow in the air, with two vertical rays, a cross ray above them. Into the bow strode the Rabbi to be a third vertical ray. So out of him and the Fountain came the character Shin, the beginning of the most exalted of the names of God, Shaddai. And the character waxed, and spanned itself over the lake, and spanned itself over the world. When the pupil Chajjim Vital returned out of his trance, the fountain flowed as before, but the Rabbi Isaak Luria was no longer there.

But this middle column in the sacred character was the only thing he had written down of his learning. For the words of his wisdom fell from his lips and were like snow. They were there, they were white and glittered and were cooling; but no one could catch hold of them. So his wisdom fell from his mouth and no one could lay hold upon

it. The Rabbi did not write it down and did not even suffer that others should write it. Because what is written is changed, and becomes the death of the spoken word. Therefore, even the Scriptures are not the word of God, but a mask and a distortion, what wood is to the living tree. Only in the mouth of the wise does it rise up and live.

Yet after the Rabbi had gone, his pupil could not refrain from setting down his wisdom on paper in the vain and lying symbols of the written word. And he wrote the Book of the Tree of Life, and he wrote the Book of the Metamorphoses of the Soul.

Oh, how wise had been the Master in that he had not soiled his knowledge with the written word, in that he had not twisted his wisdom by means of the evil magic of letters! Elias, the prophet, had appeared to him by day, Simon ben Jochai by night. The language of birds had been revealed to him, of trees, of fire, of stone. The souls of the buried he could see and the souls of the living when on Sabbath Eve they soared to Paradise; also he could decipher the souls of men on their brows, draw them to him, speak with them, and then release them again to return to their places. The Cabbala had opened itself widely before him, so that the bodies of things were like glass to him; he saw in One, body, spirit and soul; air, water and earth were full of voices and shapes, he saw God's shuttle weaving the world, the angels came and held discourse with him. He knew that over all there was mystery, but for him mystery opened its eyes, fawned on him like an obedient dog. Marvels bloomed on his way. The Tree of the Cabbala entered into him and broke through him, its roots were deep in the bowels of the earth, its crest in Heaven fanned the countenance of God.

But oh, how this wisdom was changed in the books of his

pupil! In wild confusion foolishness and wisdom sprouted from them. False prophets and Messiahs grew out of the characters; magic and thaumaturgy, wonders and miracles and harlotry and ostentation and falseness flowed from them into the world. The pallid countenance of Simon ben Jochai looked out of these characters, and in the thicket of his silvery beard lay snared and destroyed myriads of saints and holy men; and out of the symbols of these books gleamed naked and impudent the breasts of Lilith, and at her nipples hung lisping and babbling and with drunken senses the children of lust and of power.

And this is one passage from the secret wisdom of Rabbi Isaak Luria Aschkinasi:

"It may happen that in one human body more than one soul may suffer a new incarnation, and that at one time two, yea several souls, may unite themselves by means of this body in a new earthly fate. It may be that the one is balsam, the other poison; it may be that the one is an animal's, the other a priest's or devoted anchorite's. Now they are confined in one place, belonging to one body as the right and the left hand. They interpenetrate, they bite into each other, they impregnate each other, they flow into each other like water. But though ever bruising each other, recreating each other, always this union is the means by which one soul aids another, that the guilt might be expiated on whose account they suffer the new incarnation."

These are a few sentences from the secret wisdom of the Rabbi Isaak Luria, the eagle of Cabbalists, who was born in Jerusalem, for seven years mortified himself, alone, on the banks of the Nile, brought back his wisdom to Galilee and performed miracles among the people, never defiled his wisdom with writing and paper, and mysteriously vanished on the Lake of Tiberias in the thirty-eighth year of his life.

2

The Lord Bishop of Würzburg travelled in comfort through the rich land. Leaning back luxuriously amid the soft cushions of the well-sprung carriage, the stout gentleman breathed in contentedly the mild scenes of the first fruit blossoms; everything swam in the young sunshine; tender and fresh the new green lay on field, tree and branch. The Bishop was travelling to Stuttgart for the baptism of the Crown Prince. He was in a jovial mood. What a splendid land! What a richly blessed land! It was made safe now for Rome and the Church.

Friedrich Karl von Schönborn, Lord Bishop of Würzburg and Bamberg, the first diplomatist of the Church, celebrated by the Catholics as the World Oracle, the German Ulysses, aspersed and slandered by the Evangelicals, as a malignant serpent, a Haman and Herod, was a jovial, portly man. Very much a man of the world, at home equally at the Viennese and the Papal court, widely travelled and versatile, he had a comprehensive and kindly contempt for mankind, and he saw in a benevolent absolutism and a cheerful Catholicism the salvation of the world. The masses were dull, stupid, without intelligence; that was the will of heaven; God had so decreed it, and worldly wisdom demanded that one should take it into account. It was sad that there was so much misery in the world; yes, that was indeed to be deplored. But it sufficed if one occasionally gave it a sigh; forever to be lamenting over trouble or, blindly mistaken, to think of altering a law of nature such as this—that was a matter for fools and gloomy visionaries. He, Schönborn, had spent his best years in Italy, had learnt the arts of diplomacy in Venice; he loved the clear southern air, he found it again in his Würzburg. His Catholicism had its origin

deep in his blood ; his eating and drinking, the way he stood and walked, were Catholic. He saw the Church as he had seen it in Italy, when with all his senses he had drunk it in. The assemblies at the Vatican were a part of it, the diplomacy of Venice was a part of it, the Alban hills themselves were a part of it. All that was beautiful in the world, and that, thank God, was a great deal ; masses and churches and wine and works of art and *coups d'état* and a beautiful sermon and a well-developed woman ; all that was clear and cheerful in the world, was Roman and Catholic. But whatever was dull and warped and misty and cob-webby, was Evangelical, Saxon, Brandenburg. He did not hate Protestantism, for he hated nothing in the world. But he was deeply hostile to it. Its grey, utilitarian liturgy, its pale, pinched, misty theology ; these were like bad air, the rabble's wisdom, sterile growths. The Apostles themselves, if they returned, would understand nothing of the things about which these so-called theologians disputed. One could not breathe in that dull, grey world. But, *gloria in excelsis*, the mist was rising now from these cheerful Swabian fields ; he, Friedrich Karl, had taken a good part in bringing into the land the clear Catholic air which was so much better for it. Now he was hastening to baptize a new Duke in the true faith. Oh, it was a well-ordered world ! Oh, it was a pleasure to be alive ! And joyously he breathed in the mild air and jested with his adroit councillors and flung coins to the children by the wayside and gazed benevolently on the pretty chambermaid at the inn. And his heavy body lolled comfortably, and his fat, clever face beamed cheerfulness on everybody around him.

But to the country his coming was like the rising of a blood-red full moon, presaging misfortune. Alas, the triumph they had won in the Stettenfels affair had only been a false

dawn. Now it became clear that the country was encompassed, that the meshes of the net had been drawn tight all round it. Of what avail were all these clauses and reciprocal rights against the hellishly sly arts of interpretation of the Würzburg councillors? And even if one opposed them, if one refuted them soberly point by point, it would not be of any use; for behind the Würzburgers stood the military, the bayonets of the Ducal army. If the Jew had seized their bodies and possessions, now came the Catholics and devoured their souls. Catholicism, that meant renunciation of everything, renunciation of every human and political liberty. That meant military absolutism, meant the destruction of all civic duty and capacity, meant a vast, stupefied mass of slaves and a tiny little excrescence of licentious and unbridled courtiers on top of it. Like a blind creature the country struck out around it on all sides. But it was a hopeless convulsion. The Jew had prepared the way well, and the Catholics found their path easy. Resigned and apathetic, overawed by the imperious bearing of the officials and the clattering of Catholic officers, the burghers slunk in the tap-rooms, and for the fresh arrival of the Würzburger had only impotent, jeering, apathetic laughter. Yes, there it was! Yes, they could see it! But their rage could find no further expression, and they all sat now like the pig-eyed pastry cook Benz, venomous and helpless.

The Catholics suffered only one serious rebuff. The Sub-Committee of Eleven utilized a slight indisposition of Weissensee to elect in place of that equivocal man a trustworthy Evangelical and democrat, the State Councillor Moser, the publicist, who had distinguished himself so prominently in the Stettenfels affair. He was the youngest member of the Sub-Committee, but though just in the beginning of his thirties, was a busy man; ardent, consequential, with an

adventurous desire for change, a lover of impetuous, great words and pathetic gestures, very accomplished with his pen, a passionate publicist. He wrote continuously and voluminously; there was no concern of the day or of eternity, on which he had not employed his tongue and his pen. At first sceptic, then Deist, he found amidst all this leisure to become an initiate and to range himself in the army of Luther, Arndt, Spener, Francke.

He had excited great attention by his swift and daring termination of the Stettenfels affair, and felt himself now to be the divinely-called redeemer of Württemberg. Trusting in his rhetoric, he resolved to go simply and without ceremony to the Duke, like Nathan the prophet to David, as man to man, and speak strongly and urgently to the conscience of his Prince. Convinced of the power and impressiveness of his personality, he begged for an audience and went full of hope, as publicist, advocate, prophet, in his best form, confident, keyed up to the occasion, like an actor congratulating himself on a well-practised part which he likes. But the audience was not up to his expectations. Karl Alexander received him in the presence of Süss. Moser did not allow this to divert him from his purpose. He spoke learnedly, earnestly, with conviction, brought forward moral theological arguments, examples out of sacred, ancient and modern history, tempered the theoretical with the practical, borrowed illustrations from nature; in short, he found himself irresistible. The Duke and the Jew listened attentively; when the orator, striding up and down in his ardour, found a chair in his way, the Duke removed it with his own hand, so that he might not be stopped in his flow. But when after twenty minutes the publicist took a breath, one arm curved and lifted in a fine gesture, the Duke clapped him on the shoulder and said appreciatively: "If the child that the

Duchess is expecting is a boy you must ground him in rhetoric." Süss put in a few observations on the difference between German and Latin eloquence. And when, dumbfounded and sweating, the publicist was dismissed by the grinning Karl Alexander, he had to own: "Poor land! Poor Fatherland! No, not even I can help you!"

Thus the Bishop had reason to be in the best of moods as he drew near to Stuttgart. The baptism under such favourable auspices of the heir to the Swabian throne was a triumph for Catholic policy which would have reverberations far beyond the Württemberg frontiers. It was therefore celebrated with the greatest solemnity and amid an impressive assemblage of Catholic princes and nobles. The Pope recognized the occasion by decorating the Duchess, by the hand of a special ambassador, with the Cross of the Order of Malta. Besides her only two ladies possessed this decoration; the Queen of Spain, and the Princess Ucella in Rome.

Elegant and pale, her face like a pastel, now quite transparent, Marie Auguste lay on her colossal bed. In spite of the refusal of her confessor, Süss's amulet with the primitive menacing birds and the rough-hewn uncanny letters, lay under her pillow; she laughed maliciously when she thought how that would enrage the priest if he but knew. She was firmly convinced that only the amulet had saved her, for the delivery had been long drawn out and agonizing. Now that it was over she was terrified lest she might be permanently disfigured, and the physicians, Doctor Wendelin Breyer and Doctor Georg Burkhart Seeger, had always to be assuring her that not one scar, not one silvery wrinkle would be left on the body of Her Excellency. But more than to the consolations of the doctors she listened to those of old Barbara Holzin, who, tremendously knowing and authoritative, confirmed them. For the rest Marie Auguste found

the situation in the highest degree comic Curious and amused, she regarded this little human being whom she had brought into the world. So she had presented the country with an heir ! She contemplated herself curiously in the mirror with the great frame of beaten gold ; now she was to all intents and in the truest sense the mother of her people. It was curious, curious.

So the Lord Bishop of Würzburg baptized the heir-apparent, Crown Prince of Württemberg and Teck, Count of Mömpelgard, Count of Urach, Earl of Heidenheim and Forbach, etc., etc., by the name of Karl Eugene.

And the cannons roared, the bells chimed. Gala, fireworks. Free meats, free wine, to be eaten and drunk to the good fortune of the heir. And deeply as the people cursed over the Catholic heir-apparent, early in the afternoon there was no shred of meat left, and in the monstrous, numberless ranks of barrels not a drop of wine.

3

DURING these solemnities Süss remained severely in the shadow. Before, he had made up in every way he could think of to the Bishop and the Würzburg dignitaries ; now it looked as if he intentionally avoided them. The Catholic plot, now the decisive centre of Swabian policy, lay wholly in the hands of the Würzburg diplomatists and the military. As these gentlemen had been prepared to find it difficult, and a business involving all sorts of quibbles and pretexts, to keep the Finance Minister out of it, they now saw with astonishment that he shunned everything connected with the question. Earlier, recognizing that everything finally was related in some way to money, he had controlled, as Finance Minister, every tiniest wheel in the administrative

machine ; now he referred back almost everything that was laid before him, as not belonging to his province. The heads of the administration regarded him with suspicion, scented mysterious and dangerous motives in his policy, felt uncomfortable and apprehensive, thought that this apparent passivity masked the preparation for a great *coup*.

If, as once before, the indifference of the Jew was not brought home acutely to the Duke in a stoppage of his revenues, he had to thank for this the Palatinate Councillor who was now permanently about him, Dom Bartelemi Pancorbo. With frantic eagerness the haggard man with the purple, fleshless face flung himself on everything that Süss let out of his hands ; dug himself firmly, menacingly, as if for eternity, into every post which the other resigned, threw himself greedily upon everything on which the other relaxed his hold. He managed, almost by himself, the difficult, complicated and confused finances of the Catholic Plot ; in this way the chief control of affairs of state glided into his hands.

Süss withdrew, too, from the whirl of social life of which earlier he had been the vortex. Sometimes it would happen that after beginning an affair, he would break it off, weary and bored, before it came to a point. Among the countless women whom he had possessed, forsaken, and in part forgotten, were some who joined in the jeers which blackened him ; there were some who preserved the memory as something titillating, forbidden but precious, like a jewel which, ah ! only in a closed room before the mirror, one would dare to put on, and they were silent when he was mentioned ; there were some who put themselves in his way when he rode by, smiled with wide eyes, remained standing until he was out of sight, and they did not set it against him that he had cast them off so soon, they thanked him daily for their

brief hour, they cherished as their most precious possession the words which, who knew to how many, he had said and long since forgotten.

About this time Josef Süss began to take note of his secretary, Nicklas Pfäffle. He had always treated well the fat, even-tempered, slow and indefatigable lad, as one had, indeed, to treat such an unusually capable and dependable person. But that his man had, besides his capacity and reliability, other faculties, that he had impulses and experiences which had nothing to do with his master, Süss now for the first time had leisure to recognize. Nevertheless, he spoke to Nicklas Pfäffle much the same as before. It would have been impracticable, yes, quite impossible, to utter a word to the pale, stout youth which went beyond the matter of fact indispensable. But his tone was different, his glance different; he spoke as man to man.

Even the mare Assjadah felt that a changed master bestrode her. Perhaps he did not ride now in such great magnificence as before; perhaps the people round about him divined that his hand was no longer the only one on the lever of power; but the mare Assjadah felt that she was something different to him now from his clothes and his jewels and his furniture, that now he saw her eyes, and saw that one life flowed through him and her.

While in Stuttgart and Ludwigsburg they worked feverishly on the execution of the Catholic Plot, intrigued with the other Catholic courts and noblemen; concluded military treaties which should put the Estates in the wrong with Emperor and empire; strove to appease the Evangelical courts; while Pancorbo, seeking out new sources of revenue, ever pressed closer upon the province of the Jew, the enigmatical man retired completely from affairs, took a holiday, entrusted Nicklas Pfäffle with the management of the most

important things, and left the capital unattended and for an unknown destination.

He went to Hirsau. During this unusual and solitary journey he saw himself as tremendously noble and exalted. To think that with one single word, with one single revelation, he could win the Duke over completely to him, plant himself in the centre of the Catholic Plot, and fling his malicious, triumphant, jeering rivals back to the periphery! To think that he had simply opened his hand and dropped as if it were worthless the painfully achieved, the unique, the final, most longed for goal in all the world. How noble he was, how unworldly, how proud in sacrifice!

Usually he chose times for his visits when he believed the Rabbi to be away, but now he sought his company. The unconditional devotion of the child seemed to him perfectly comprehensible, almost the due recompense of fate. Naemi, though the face, voice, bearing of her father on his first appearance had made the Master's slanders seem doubly empty and foundationless, was slightly confused by his new mask. She saw her father as Samson who had smitten the Philistines, as David who had slain Goliath. His new expression did not chime harmoniously with this, and, if but fleetingly, yet again and ever again, there broke into her vision that face which hung from the rich hair of Absalom entangled among the branches, and its features were those of her father.

In the silence of the white house with the flowery terraces Süss took his father's destiny in his hand, regarded it, turned it this way and that. In this long pause in his life the restless man was overcome by the old temptation. If now he acknowledged his paternity who would dare to blame him? He had shown sufficiently that he could be submissive; after such a trial had he not the right to emerge out of his

submissiveness into the magnificence which rightly belonged to him? If he were to take his beautiful daughter by the hand, slip out of his mummery like an Arabian Khalif, and glittering, so that their jeers died, step out among his insolent opponents, not only the first of them in genius, no, a Christian as well, and a nobleman by birth?

Full and proud rose the tulips amid his dreams; a white, blinding square lay the house. Fleetingly appeared in his deliberations the strange, magical figures, the blocky Hebraic characters; the Divine Man stood abstract and motionless, the Cabbalistic Tree bloomed.

His father. In tumult he lived, in shame he fell, in the cloister he died. Verily, luck had forsaken him, life had driven him out; he had had no success. What remained for him but to search for his soul? Those who have no success must creep within themselves, turn their gaze inward. With him, Süss, things were otherwise. He had success. Life fawned on him, bowed to him, submissive.

He looked up. His uncle stood before him. So, had he been trying to surprise him? The slinker, the spy, hunting out every thought that he could use against one. Ah, he would never be able to live so free and unburdened again as he had done before. If he did what was his natural good right to do, if he acknowledged himself as a Christian, forever he would feel, like an icy wind on the back of his neck, the disdain of this ridiculous, ill-clothed man. If he could only drive it out of his blood, the poisonously sweet, sickly allurement which this house sent out of other-worldliness and humility and renunciation!

Naemi came. And quickly he fled behind his mask of serenity and calm.

While he was torn hither and thither between this ostentatious humility which cramped him and this exacerbated thirst

for action and glory, Nicklas Pfäffle unexpectedly arrived. He declared that a Ducal commission had confiscated Süss's books and moneys for the purpose of inspecting them. The Finance Director was suspected of a formidable series of frauds in his state and private affairs, and a strict examination had been ordered.

The enemies of Süss had utilized his absence as an opportunity for making a general advance. Of friends on whom he could depend he had hardly any left. The Court Chancellor Scheffer, the Privy Councillor Pfau, had gone over openly to the Catholic military party, and attacked him now in public.

The Steward of Demesnes, Lamdrechts, removed his boys from their service as pages in Süss's house on the count that they were too old now. Remchingen, the two Röders, the general and the major, captains Laubsky and Tornacka, the chamberlain Neuffer, filled the Duke's ears perpetually with suspicions about the Jew. In Karl Alexander's entourage only Bilfinger and Harpprecht took no part in the persecution. To them these emissaries of the Jesuits were still more obnoxious than the Jew.

Now Dom Bartelemi Pancorbo had for a long time watched vigilantly Süss's trade in jewels. He represented to the Duke that the Jew made all his purchases in the jewel market in the Duke's name. The prices, however, were very variable ; if they fell, then, often almost a year later, Süss declared them to be the property of the Duke ; if they rose, then he kept them himself. So that the Jew threw all the risk upon the Duke, let his prince bear the loss, and put the profit in his own pocket. But to the great vexation of the Portuguese, these allegations made no impression on Karl Alexander ; he remarked equably that this only showed Süss was a Jew ; for the rest he would be more on his guard

in future. He was not in the least inclined to draw further inferences.

Extraordinarily enough it was quite an unimportant action of Süss that enabled his enemies to bring him down. The Finance Director had made the sweeping of chimneys a state service, arranging that in return for the payment of a general tax the authorities should undertake this function. This order had excited derision and discontent, and the chamberlain waved a lampoon about it before Karl Alexander, a crudely-illustrated broadside with the title: "Humble and grateful thanksgiving of the assembled witches and wizards to his Jewish Witchellence, Jew Josef Süss Oppenheimer, in the name of the universally respected and acknowledged great-grandmother of the United Night-Loving Society, the Witch of Endor."

While the Duke read this sheet he was overcome by the old memory. He saw himself treading that enigmatical, rhythmical dance, he heard the surly, ill-tempered voice of the Magus, he heard, heard physically, his silence, saw the silent man creep towards him, many-armed, formless. He wanted to be rid of this cursed sorcery. Why, then, did he keep the Jew? He had nothing but mockery and evasions from him. Purple in the face, fuming, one of his feet lame, he stamped up and down. He would show him, the scoundrel, the swindler, with his impostures and black art! Still hot and furious, he dictated the order which commanded the examination and strict scrutiny of the Finance Director's accounts and books.

And the Court Chancellor ran, the generals ran, the Portuguese ran, stretched his withered neck over the gigantic ruff, set to work with his purple, fleshless poll. The examiners crouched full of zeal, sweating, lost to everything else, goggling through their glasses, their pens rustling over

sheets of paper. They calculated, pried, smelt about, built columns of figures, forests of figures. They shook them out, collected them together again. They spied, sniffed, sweated.

Meantime the Finance Director was driving post haste to Stuttgart, changing horses at every station. This inquisition, this blow, this fall, he saw as an opportunity. Luck, fate, had to be seized upon, compelled. If one did not embrace it with all one's faculties, if one did not direct intrepidly one's courage and will upon it, it broke down, it was lost. If the rabble in Stuttgart had not divined his lassitude, they would never have dared such an insolent attack.

Thus he had broken out stormily in his first excitement when he heard the news from Nicklas Pfäffle. He saw no more the stony massive face of his uncle, had no thought more whether out of the troubled grey eyes mockery or sorrow looked at him, wiped hastily from his mind his child's sorrow. One thing only he thought of ; on horse-back, in his carriage, he considered it from all sides : what was to be done ?

By the time his horse brought him in sight of the capital his decision was already clearly formed. Every step of his way, every word he would speak, was distinct in his mind. He would not be clever, or expedient, or politic. He would dare to challenge fate : go to the Duke, demand his demission. If the Prince granted it, good ; fate had spoken. Then he would resign himself to live somewhere in retirement, bury himself as his father had done. If the Duke stuck to him, then, yes then—he would live as enemy, as avenger. Then he would pay back all his humiliations. His hands on the throats of his enemies ! Throttle them ! Strangle them !

At the court they had expected that Süss would defend himself, fawn with many words, turn advocate ; or refer to his virtues, or pathetically maintain his innocence ; or

strike about him, enraged. Nothing of the kind. Cool and collected he went to the Duke ; returned to his spluttering, raging insults not a syllable ; and when, snorting with fury, the Duke at last was silent, asked calmly and formally for his demission. For any conceivable financial errors he might have made there remained his gross property, fixed and floating. Courteously and with deadly calm he repeated his request to the Duke, who, at first speechless, broke at last into senseless cursing and raging. When on his limping foot Karl Alexander rushed at him with arm upraised, he continued to press in set terms for a quick decision on his well-considered and submissive desire.

Karl Alexander had the accusers called before him ; asked, his voice inarticulate with rage, if they have found proofs ; overwhelmed the stammering, evasive, trembling witness with coarse, popular, obscene oaths, until his voice cracked. The Jew had more brains in his arse than they in their muddy skulls. He could not conceive why he had allowed himself to be drawn into their impotent, envious, idiotic, venomous wranglings. He would rather have the Jew than these stupid pigs of Christian scoundrels.

Sullenly he sent the books back to Süss with a huge *douceur* and papers granting him rich estates. Pale with fright his enemies crept back into their holes. Almost without a stroke Süss won back his lost positions. He still remained aloof from the Catholic Plot ; but in every other department he let his hand be heavily felt whenever his interests were threatened.

There he sat now in all his old power, kept the bridle tight, and every one in the Duchy felt his hand. Whatever had been done in the interregnum was qualified, corrected. The chimney-cleaning regulation, which had been repealed, was now law ; the broadsides vanished, and only in secret,

in the closet of the Blue Boar, could the pastry-cook Benz show his intimates the testimonial of the Society of Night Lovers to his Jewish Witchellence. The Steward of Demesnes, too, sent his sons back to the service of the Jew; he had thought over it twice; they were not too old, after all.

Outwardly, then, Süss's position in Stuttgart seemed the same as before. He went into the whirl of Society, too, as he had once done. But he was more imperious, less amiable. He permitted himself biting, injurious witticisms, and did not remain silent when any one made merry at his expense. Once when General Remchingen uttered one of his accustomed coarse jests about the Jews, he looked him up and down, up and down again, and as under his strangely compelling, menacing look the grins of the General disappeared, the Jew in his turn laughed suddenly in his face, a dreadful and disturbing laugh.

Marie Auguste admitted with regret that her court Jew was not nearly so nice and amusing as before. Ah, so many things had become less amusing!

The relations between the Duke and Süss, too, had changed. Karl Alexander was very communicative when they were together, and showed him clumsy graces and favours to make up for his previous mistrust. But often he said to himself that it would really be better to be rid of the Jew. If, nevertheless, he did nothing, it was because he feared that Süss knew too much, and could compromise him too easily; and it would be foolish, too, to allow him to decamp over the frontier with all the wealth he had grown fat upon in the country. He would not admit that what bound him to the Jew as what made him hostile to him, was more mysterious and lay deeper in his blood.

Now, too, it would sometimes happen that Süss would suddenly let his arms fall, would sink within himself, would

have fits of strange absentness and incapacity. Then Dom Bartelemi Pancorbo would stretch out of the hole into which he had been scared his fleshless, purple face, and under his heavy lids cast his eyes after the solitaire on the Jew's hand. He would blink, his fingers would twitch. But he had become very prudent, and contented himself with eyeing and gloating.

4

MARIE AUGUSTE stood before the mirror, naked, stretching and regarding herself, anxiously, exhaustively, feature by feature, limb by limb. She drew a breath of relief and smiled. No, no, she had remained unmarred, she was not disfigured. She was smooth and slender as ever. With her tiny, plump hands she felt herself, massaged her body. It was soft as before and yet firm. With her long, oval eyes she scrutinized in the mirror, serious and without pity, the small, lizard-like head. The inconveniences of her long pregnancy, the wild agonies of her delivery, had left behind not a mark, not a flaw. Clear and light and without a furrow, the rounded brow appeared beneath her gleaming, black hair; there was no wrinkle cut in her cheeks above her very red lips. Naked, she lifted with half-hieratic, half-obscene bearing both arms stiffly to her head, so that the black tufts under her armpits were visible, and softly breathing, smiling, she went with lithe steps, dancing almost, through the room. Oh, still she could glide like flowing water over the ground, still all her limbs could play harmoniously and supply, obedient to her! And she stretched voluptuously and she smiled more deeply and the day lay blue and untroubled before her.

But that night the same anxiety slipped again upon her, crept in, laid hold on her ever more closely, oppressed her breathing. And the next day she stood still longer before

the mirror, scrutinized still longer every curve of her body, flesh and skin. She suffered from a sick, terrifying horror of age. It was not conceivable that her hair should lose its colour, the skin should wrinkle up, the flesh decay. She would hobble about painfully, cough, spit, and the men would be glad when they got over the ceremonious greeting and the few words of conversation ; the women would not envy her. Her eyes became veiled while she thought of this ; she was defiled by such imaginations.

When she reflected that the birth of the child would hasten her decay, she felt hostile to it. It was alien to her, it was no part of her ; it was incomprehensible that it should have grown within her body. He was a big, healthy child ; from his father he had the strong nose, the swelling underlip ; all the same he looked pretty and lively. People assured Marie Auguste that the child became her very well, as mother she made a tender and charming picture ; but she could feel nothing deeper for her baby than she could for her tiny fox terrier, now the fashion, of which she knew that it looked pretty, crouching under the border of her white dress.

As before, her days were filled to the brim with bright, noisy gaiety. But now she was more restless, more nervous. Riolles began to weary her, she was not always equal to his sharp witticisms ; the Jew was less amusing and did not enter so willingly into every jest ; Remchingen with his crude obscenities she had an actual aversion for. So now she drew Deputy Johann Jaakob Moser into her circle, thinking to become the Omphale of that dignified, pathetic publicist.

For the Councillor this was a great stroke of luck. Even if, magnanimous in their way, the Duke and Süss had enjoyed his downfall in silence and had not babbled about it, yet his self-consequence was deeply wounded. Now under the

favours and gracious attentions of the Duchess, it sprang up again like bedded corn in good weather. Damn it all ! he really must be something of a gallant when someone like Marie Auguste, renowned through all Europe for her beauty, the first lady in Germany, showed—to him, her opponent—her grace, and so openly ! The members of Parliament, with their shopkeepers' souls, might not quite like it that he, the democrat, the mighty hater of tyrants, should go so much to the court. But let the poor fools think what they list ; he felt himself Ulysses enough to withstand the Swabian Circe.

So the consequential, pompous man spent every hour that he could with the Duchess. He was at her levées ; when she was in her bath he sat on the wooden board which covered it, only leaving a space for the bather's head to emerge. He declaimed indefatigably and ardently his great eyes flashed in his massive Cæsarian head, his sword swung rhythmically to and fro ; rolling and sonorous the words flowed from his mouth. There he sat, Swabia's Demosthenes, and his mighty head wagged until the powder rained from his peruke. He perorated to the Duchess on everything possible ; he read her manuscripts intended for journals, and great works and brochures, theological, juridical, political, economical, and essays on questions of the day, but also on things æsthetic, botanical, mineralogical—for Johann Jaakob Moser was very learned. He recited everything with the same fire and with much expression. Usually Marie Auguste did not make much show of listening ; she had her hair done while he spoke, or her fingers manicured, or read the *Mercure galant* ; often she could not have said whether he read German to her, or Latin. But the uniform volume of sound which this Cicero provided so assiduously was pleasant to the ear ; it was amusing, too, to have before

one's eyes the important, bustling form of the excitable, histrionic man; and it tickled her that this democrat and enemy of princes should have such a puerile and self-lacerating infatuation for her. Sometimes when he turned his great, rather vacant eyes upon her, calf-like and ardent, she would let a slow, lingering glance slide into them, and would laugh when, reddening, he breathed more heavily. But in the bosom of his home he would describe to his wife, circumstantially and in a sweeping torrent of words, the beauty of the Duchess, and how openly she found pleasure in him, but how his heart was armoured in triple iron. And he would throw himself on his knees and together with his wife would pray ardently and in excellently-chosen words that God might in future, too, grant him strength, if the occasion should arise, to leave his mantle behind in the house of the Duchess.

As before, Marie Auguste made one particular intimate among the Court ladies, Magdalen Sibylle. She fawned on her, spoke to her as a silly little sister to her omniscient elder. Ah, Magdalen Sibylle, how serious she was, and accomplished, and full of experience and knowledge. In the Duchess's little head everything flitted about gay and entangled and confused together like coloured moths, and everything slid off her like water and nothing stuck. But Magdalen Sibylle considered everything that was said or that happened, scrupulously studied it and gave herself to it and made it her property. It was this that made her so rich in experience and knowledge of life, and she, the Duchess, was so silly and stupid beside her, even though she wore a crown and in a certain sense was the mother of her people and even the possessor of the Cross of Malta.

Magdalen Sibylle was friendly but reserved, and sought as well as she could to enter into the mind of this inconsistent and changeable creature. Sometimes, indeed, a sort of

horror overcame her, at such boundless triviality. Was this woman, off whom everything glided, whom neither husband, nor country, nor child could move, and who only existed as a corporeal appearance; was she real, then, was she not a form of air, a phantom, something discarnate, a coloured shadow?

The tall girl with the brown, masculinely keen face was weary. The deep gleam of her blue eyes, so unearthly and strange beneath her dark hair, had become feebler, the movements of her tense limbs more languid, more feminine. She had fought and lost, she was finished; now she was calm, and no longer disposed to flame out wildly and indignantly.

In rapture and humility she had gone into the Brotherhood, the Scriptures had had meaning for her, had spoken to her, she had seen God, the Apostles had sat by her bed and held speech with her. Then in the forest she had beheld the Devil; she, holy brand and torch, had advanced to combat him. And then the Duke and the Jew had come, and like a great deluge of mud had overflowed her garden and wasted it. Blossom and fruit and tree and green were dead and defiled, and when the flood had disappeared nothing remained but wet, sterile mud.

And then had happened the courtship of Süss. In spite of her first disappointment she had looked upon him as upon a great, life-giving sun, and would have thrown open to him all the secrets of her body and her soul, freely and deliberately, in a boundless abnegation. But he had become a sun which did not warm, which impassive and pitiless and unattainable went on its way. She had tried with all her will to understand him, she had tried to identify herself with him; she had divined, too, better than any one else, something of the change in him, had understood better than any one else his isolation, his struggles, his humiliations, his paralysing

weakness, his new rise to power. But her courtship of him, direct and indirect, remained without reward; to her he showed the most courteous, intimate friendliness, but all masculine ardour had been burned out of it.

She did not hesitate a second time; she came to a decision. Clear, firm, matter-of-fact, she deliberated; she would have been a good wife for a land-owner; a large landed proprietor, or something like that, who did not close himself away from the world, but was most at home and secure on his own lands and among his peasants, would have been the right man for her. But an evil star had sent her into the false world. She herself was not guiltless; Beelzebub did not appear if he was not called, and whoever saw him as she had that time in the forest, must have longed for him in the deepest, most hidden centre of his being. But however it was, it was foolish to brood over it further. Now at any rate she was imprisoned in this court, which to her seemed a senseless whirl and confusion of gaudy animals, and the only human being among them to whom she was bound by a thousand ties had through his courteous, unfailing friendliness become, oh, a thousand times more remote than the devil in the forest of Hirsau.

Often she went to Beata Sturmin. The blind seer was no longer a foolish old woman to her; the silence in which she lived herself became less chilly and blank in the presence of the contented, pious, blessed woman; yes, sometimes she could almost feel her silence corporeally, like a good, warm cloak.

At Beata Sturmin's she often met the city deacon, Johann Konrad Rieger, Stuttgart's best preacher, and his younger brother, Immanuel Rieger, Transport Officer. Even in the quiet cabinet of the seer, Johann Konrad, the preacher, could not bridle his flowing eloquence. He was a good-natured,

upright man, but why should he not exploit the talent which the grace of God had granted him? And he spread his beautiful, deep-resounding periods before his hearers like costly samite, to regale them with it. The orator reminded Magdalen Sibylle of Johann Jaakob Moser, whom she sometimes met when she visited Marie Auguste, and once she mentioned the publicist, and said harmlessly what an accomplished rhetorician he was, without really being interested much. But then the amiable preacher actually swelled with venom, declaimed against the Satanic conceit of that orator, saying how such profane rhetoric was a deception and an invention of the devil; and it was with difficulty that the blind woman could restrain the man's rage against his secular rival, until finally, still growling, he went.

Immanuel Rieger, the Transport Officer, listened reverentially and devoutly when his celebrated brother was speaking. He was a little, meagre, insignificant man; to give his diffident, boyish face a touch of virility, he wore, against the fashion, a tiny moustache. Very much inclined to see only the good in every man, he was deeply troubled that his brother should express disapproval of one so generally held in honour as the publicist; but his diffidence was such that he did not dare show his dissent except by slight, protesting motions of his hands. To the diligent and conscientious official it was a deep, inner need, it was his refreshment, his one pleasure, to be allowed to honour great men, and it was not difficult to rise to his conception of a great man. There were so many people whom God had richly endowed with high gifts; he looked up to them eagerly, full of submission and genuine admiration; he was happy to be able to meet so many truly important men and women in the circle of the blind prophetess.

To Magdalen Sibylle he looked up with boundless venera-

tion, adored her in his heart. What a woman! What a martyr! This woman, the purest and most virtuous in the whole Swabian realm—what must she have suffered, how many thousand deaths she must have died, when the heretic of a Duke cast his eyes upon her! Cast his eyes upon her; any more daring phraseology he would not have ventured upon in his boldest dreams. And with what dignity she bore her crown of thorns, this saint endowed with every gift in body and in soul!

Shyly the little, insignificant man would sometimes dare to address a word to her. He did not speak of his immense admiration—that he would never have risked; he spoke of a mutual acquaintance, Master Jaakob Polykarp Schober, of Hirsau. Magdalen Sibylle smiled a tiny, melancholy smile. Ah, Hirsau! The stout, good-humoured, chubby master! The smell of baked apples and the devoutly droned song of the Heavenly Jerusalem came back into her mind together. Meanwhile, Transport Officer Rieger spoke further of the Master; he told modestly, circumstantially and with great respect, of his poems, of the song "Cares of Life and Faith in God" and also of that other one, "Jesus, the Best Reckoner," and Magdalen Sibylle listened to the respectful words of the Transport Officer, silent and peaceful.

The boundless, devout veneration which his whole being radiated so naively, did her good. Her life at the court, though it was confined to the receiving and returning only of visits she could not avoid, had thrown countless types in her way, who in her eyes seemed artificial and cramped, masqueraders and mummers, who did not know how to approach her in her very peculiar position. She was the Duke's mistress, and a Pietist, and the friend of the Catholic Duchess; that did not make sense; no one could ever make it out. And so from the people she encountered there arose

to her a confused babble of mockery and embarrassment and sardonic curiosity and servility, with the result that she rarely heard a straightforward simple human word. So the naïve, unconcealed admiration of this man was welcome to her.

She longed more and more for peace and an unobtrusive life. To her distaste for the empty gaieties of the court and all the irritating paraphernalia of power, she had to add now that Süss had no real interest in her; the whole business became more and more unbearable. Something woke in her of the dull hatred for the great and the lordly which she had inherited from her forebears; a relative of her mother had been a leader in the rebellion of the unfortunate Konrad and had been shamefully executed. She conducted her household ever more simply, became in her appearance ever more matronly and bourgeois, disdained the peruke even on the occasions when it was customary. Karl Alexander, who hardly knew what to say to her, and kept her still only because he believed the liaison stood him in good stead and was popular, was astounded, but contented himself, on seeing that the Duchess seemed more pleased than shocked, with a shrug of incomprehension.

But one person observed with deep, helpless and embittered disappointment the change in Magdalen Sibylle: Weissensee. He had never been intimate with his daughter; indeed during the years at Hirsau he had felt uncomfortable with the serious melancholy girl. Yet she had meant fulfilment for him; he had a secret pride in her. She was of finer clay than the others. She had her own atmosphere around her, and even if he smiled sceptically, he spoke gently to her and involuntarily with more respect than was his wont. The clever and discerning man knew well enough that he lacked the final gift of seriousness, that he had no core; and Magdalen Sibylle had this core to her life; her walk, her

voice, her very breathing, had a natural inner force ; he saw in her his complement : that she was the child of his loins seemed to him his justification to himself. Even in his secret heart he did not venture to criticize her. Whatever she was, woman or saint, she was something remote and unattainable to ordinary people ; she was different, the manifestation and goal of a higher, inviolate world. When the Duke came and trampled her into the mire, this, though it broke him down and undermined him, could not alter his inward image of her. She was Athene in the form of a Swabian maiden, mingling with mortals ; or a demi-goddess at least.

But as she became more bourgeois in dress, conduct and speech, this his most treasured thought, stoutest support and argument against self-reproach and comfortlessness, broke to pieces. She did not merely seem to be bourgeois ; she was one. The enthusiast for the Philadelphian Society, the marble-cold mistress of the Duke, ignoring power and glory, her soul at home in another star—these had been chrysalis stages. The prudent burgher dame, busying herself complacently with everyday affairs and perfectly content, was the ridiculous, banal, definitive, final development. Had she become an actress, a vagabond, Duchess, whore, saint, it would not have destroyed his faith in her. Only this one thing could not be ; she could not dwindle into the ranks of the ordinary, cheerful, common souls ; these narrow ways, this bad, stifling air, could not be hers. Intuitively he divined that for this final change to prudence in Magdalen Sibylle, too, the Jew was responsible. But even now he was not overcome by a cheap lust for revenge. Only his curiosity became stronger, his fine, enigmatical, tickling, tunnelling curiosity : What would the other do in the same contingency ? What change would be visible in his expression,

his gestures, his hands? His curiosity goaded him keenly, swelled up in him when he slept, drove him itching and scratching from pillar to post, filled him completely.

With his faith in his daughter his last restraints broke down. He had to reckon now with the fact that his position at court, his participation in the Catholic plot could not be permanently reconciled with his membership of the Committee of Eleven. But when, taking advantage of his indisposition, they had excluded him in the mildest way from the Committee, he had been deeply and painfully wounded. Now without further regard for the consequences he ranged himself more and more openly on the side of the Duke's Government. Clever, with a finer power of intuition than the dense Remchingen or the greedy Pancorbo, he had not taken part in the persecution of Süss, not trusting the Jew's apparent impotence. So that he could the more easily act as mediator between the heads of the Catholic project and the Finance Minister, without whom it was clear now that it could not go on. He became more and more estranged from his old friends, Bilfinger and Harpprecht; serious, saddened and without hate, they saw him sinking into unholy and infamous toils.

Day by day he insinuated himself closer into the Duke's confidence, and used now without scruple his strange position as illegitimate father-in-law. He called up all his knowledge of men to please the moods of Karl Alexander, and the Duke, still growling against his intimate counsellors for their intrigues against Süss, and uncomfortable and without his old trust in the latter, allowed himself to be easily pleased with Weissensee's flattery and willingness. Many of the little services which the Jew had rendered formerly, the evasion of personal obligations, procuration and dismissal of women, and more of the same kind, the President of the

Church Council unobtrusively and adroitly took upon himself. To fetter Karl Alexander more closely, he seduced him into byways of refined, artificially stimulated profligacy, and the poor man, healthy enough in his tastes, who really found little savour in such banquets and preferred plainer fare, thought it due to his reputation as a prince and a man of the world to eat, too, from those tables. The prelate sent him women in whom he had in reality no pleasure, but who were become a fashion among the *blasé* Parisians; he sent him, too, Italian secret recipes and aphrodisiacs; he conducted his victim ever deeper into the poisonous garden and as mentor made himself indispensable. Strangely enough the Duchess was uneasy about this collaboration. She was no prude, she loved to be told about forbidden things, and would take on a strained, thoughtful, dreamy expression while she listened; she loved, too, in her way, to observe her father's face, which was lined with corrupt knowledge. But the face of Weissensee, perhaps because corruption in him was not natural, but put on, was among the few which she could not endure.

Karl Alexander was in the habit of giving great and splendid hunting-parties, and spent gigantic sums on them. In one of his forests he had constructed an artificial lake, to attract the game. Weissensee used this pretext to suggest that for once the Duke should go hunting with quite a small party. Hunting-parties such as he had been giving were demonstrations, not diversions. The Duke agreed. Later the President of the Church Council would occasionally speak of the lovely forest of Hirsau, so rich in game; it would probably be a welcome change to go there sometime for a couple of days without the paraphernalia of the hunt, without attendants, incognito, only accompanied by two or three gentlemen; have a complete rest, forget his crown, give

himself like a country gentleman to the pleasures of the chase. What an honour it would be for him to welcome his excellency as guest in his poor house, he need not say. Karl Alexander accepted gladly and without hesitation. Weissensee had chosen day and hour with great skill ; it turned out, too, to his joy, that the Duke had only been twice in the famous monastery. So in great secrecy, that the incognito should be observed, the excursion was arranged for the immediate future.

From then on Weissensee showed remarkable industry and cheerfulness. He became more youthful, his walk grew more buoyant and nimble, his keen eyes had a more comprehensive glance for men and things. He sought persistently the company of Süss ; whenever he could be, he was with him. A tiny, voluptuous smile on his fine, fastidious mouth, he listened when Süss spoke, his small, well-shaped head diligently inclined as if to let nothing escape. When Süss was unaware, he would look him up and down, greedily devour him with his gaze, and the Jew, chilled without knowing why, would at last come to a complete pause, uncomfortable and awkward.

5

RABBI GABRIEL left the house with the flower terraces, and went on one of his usual lonely journeys.

He traversed Swabia from West to East, wandered through Augsburg's stately old streets, gazed at by everybody. Followed by stupid and suspicious stares, he visited the residential city of the reigning prince of Bavaria. He bent his way then to the South, to the mountains. By the river a market was spread out, noisy and gay. From there on the valley became narrower, more winding, and the road followed in endless curves the rapid, whitish-green stream. High

aloft, on a level space between great, pale brown, gigantically towering walls, lay a hunting-seat of the reigning prince.

The road forked. Rabbi Gabriel plunged into a dense, endless forest. He kept by the diminishing, clattering stream, which clear and cheerful tore on its way through the gloomy wood. The Cabbalist crossed the frontier, stood on the Imperial soil. Still and very lonely the landscape lay; where the river valley widened, and after he had walked for almost two days, he came upon a few miserable houses huddled round a tiny church. Here he passed the night.

A few miles further on, a high wall of rock closed the river valley which he had followed till now. From here three smaller valleys branched off, carrying torrents which issued in the main stream. He followed the first. It did not ascend very rapidly, and had a homely look; the mountain walls high aloft were wooded. He took the second. It was very short, rose rugged and steep and ended soon in a circus-like amphitheatre of gigantic, dreadfully bare, pale brown, rocky walls. He took the third. This was longer and wider than the others. The brook which flowed through it was not so rapid; often it lost itself altogether, flowed underground. Rabbi Gabriel came upon willow plantations and marshy bogs. Further up stood a forsaken, very tiny hut, obviously the last one in this neighbourhood.

The day was cloudy, not warm, but sultry. The stout man breathed heavily, walked with difficulty up the pathless valley.

Behind the hut, unexpectedly the valley widened. Suddenly he came upon a maple tree up there, then several, a whole grove. The ancient trees stood very still and tall; there was not a breath of wind, not a leaf moved. One could only see indistinctly through the branches the gigantic, white mountain walls which, vast and inexorable, closed

the valley on every side ; and they were so high that through the branches their summits could not be seen. The air lay oppressively upon the place ; the grove of ancient, solemn, pale-coloured trees stood among these peaks like a part of a southern landscape transplanted by magic ; the deep, crushing stillness lay almost like a corporeal weight ; the motionless valley was enchanted ; one was imprisoned in it as if in the uttermost end of the world.

The Rabbi crouched under a tree, weary, exhausted, groaning slightly. He took out a letter of Süss's in Hebraic characters, a serious letter, tinged with an almost morbid piety. He buried himself in the hand-writing, absorbed, his head on his knees, and called the man's face before him whose soul went with his, the man to whom he was fettered. To help him ! To help the imprisoned soul into the light, that his own, chained to it, might also be able to breathe.

But this valley was not the right place for meditation. Oh, this weight of motionless air ! Had Samael, the Ill-omened, sent his mighty spirits hither, to crib and confine him and seduce him from his task ? Rescue my soul from the sword and my life out of the power of the dog !

Uncannily motionless, corpse-like, stood the strange, unexpected trees. Ei ! demons everywhere, formless and in myriad forms were around men and led astray him who sought the higher world. Imprisoned in a thousand things the souls of the dead expiated their sins ; imprisoned in animal and plant and stone. In the soul of the humming bee is incarnated the soul of the babbler who misuses the Word ; in the quivering flame that of the unchaste, in the dumb stone that of the slanderer and liar. Rabbi Isaak Luria, who was wiser than other men, saw the souls as they left the body, also those of the living when on Sabbath Eve they soared aloft to Paradise.

Oh, could he but see this man's soul! Speak to it, speak with it, help it! The soul of the man who quests over the earth only for the goods of the earth, is consigned after death to the waters. On the waters it is restlessly driven hither and thither, whirled, ground, crushed to a hundred pieces every moment. If men but knew this agony, they would never cease weeping.

But the feeling of oppression weighed upon him, more suffocatingly; he breathed in gasps. He was compelled to look up. From among the foliage a thousand eyes were upon him, the eyes of a child, golden-brown, filled with tears; yes—his heart stopped beating — Naemi's eyes. And they cried, prayed with urgent, anguished instancy: "Help!"

"Help!" they cried ever more urgent and imploring, and would not let him be He lifted his hand to his brow and tried to wipe the dream away, leant his head back and gazed up at the sky. There he saw ragged clouds, strangely shaped; they stood still and did not move. Suddenly he recognized that they formed Hebrew letters which read: "Help!" He tore his eyes away; then he saw that the branches of the tree under which he sat formed the same letters: "Help!" The roots said: "Help!" Up he sprang, breathing heavily, sweating, his tongue dry, his skin prickling, his heart in his mouth. He started to go back. The water courses on the rocks, the leap of the brooks, all, formed again and again the same letters; the whole, silent valley was a mouth; its walls, rocks, streams implored him, cried in need and terror: "Help!"

Then in his heavy clothes the stout man hastened down the valley, panted, stumbled, fell, hastened on again. He came among men, flew on his road, on mules, horses, in coaches. He felt on him the golden-brown, agonized eyes

of the child, felt in his brain the urgent, imploring, shouting letters : " Help ! "

6

AT Hirsau, in the still, spacious chamber in Weissensee's house, the chamber with the great curtains, sat the Duke with his host, the insinuating Privy Councillor Schütz with the hare-lip, and the surly Major von Röder with the clumsy paws, almost always gloved. The image of Magdalen Sibylle with her childishly ardent face still hung about the room, and the father could see the girl sitting over her book, in the still circle cast by the lamp, childlike importance on her face, absorbed. He saw her as she had been earlier : the brown, glowing, masculinely keen cheeks, the blue, unwavering eyes in their strange contrast to the dark hair. How much light, how much hope, he had drunk from that face ! How sad, how cold, now that it was extinguished !

In the room which had once been filled with his expectations, with his work on the Bible Commentary and the dreams of the girl, the Duke tippled and swore, pleased with his company. Karl Alexander felt young, fresh, in gross health. His green coat was wide open, his doublet unbuttoned, his fair, greying hair untied. It had been a rare thought, to come and hunt here. In Stuttgart and Ludwigsburg things were going excellently, the Catholic plot was in good train. Then the new singer in the opera, Ilonka, pleased him marvellously ; really he might have taken her with him. But no, it was better as it was. By day only the wind in your face, in the evening wine and good, strong masculine talk. No women ! No politics ! No Parliamentary rabble ! How young he was ! *Mille tonnerre !* he did not feel his fifty years at all ! He could still laugh and find pleasure in nothing but a bit of forest and a good shooting.

Neuffer went to and fro and poured out wine. In the shadow, beyond the circle of light cast by the lamp, crouched the Turkish servant. Karl Alexander drank deeply, stretched his limbs, laughed hoarsely over the coarse obscenities of Röder and the subtle ones of Weissensee, and the very filthy anecdotes which Herr von Schütz snuffled with great aplomb and a copious intermixture of French. He related, then, stories out of the camp, adventures out of his Venetian period.

Weissensee listened with fierce pleasure. When one thought of it, the Jew was responsible that his quiet chamber was being defiled with this vulgar and disgusting talk. Well, when one desired to know something, when one was inquisitive, then one must pay for one's curiosity. But it would repay him, it would repay him !

As the gentlemen, heavy with wine, were going to bed, Weissensee remarked to the Duke that he had prepared a surprise for the next afternoon. He advised with submission that to-morrow they should sleep all the morning, then dine well, and then he would conduct His Excellence to the forest and show him his grand surprise.

"Weissensee !" laughed the Duke. "Old fox ! Excellence ! President ! I am pleased with you. You know something new for every day. You are a very useful prelate." And he clapped him on the shoulder and staggered into his bed-room.

Next day, replete with food and the old wine which Weissensee had cunningly provided, they set out. First they took the main road, then turned into a cart track. There they left the carriage, followed a foot-path, and stood at last before a lofty and strong wooden fence. Trees barred their further view.

There they stood before the fence. The south wind was

blowing. The wine had not yet evaporated from their brains. They puffed and sweated and joked. The surprise was hidden behind there, then ; would it be worth while ? would not Weissensee give them a hint ? He begged them not to shy at the trouble, and clambered over the fence. They followed with difficulty, chuckling, pressed on farther, curious, intrigued, amused.

They reached the flower terraces and the white square house, and were astonished. Confused pictures rose before Karl Alexander ; of Venice and Belgrade. But none of them knew what to make of this white, strange house in the middle of the Swabian forest.

"The house belongs to the Magus," said Weissensee, "the uncle of the Finance Director."

They gaped dumbfounded. A nasty aftertaste of the wine arose in Karl Alexander, he felt suddenly heavier in spirit, was conscious of his lame foot, of the wretched, rough path he had come. In an inexplicable embarrassment he gazed at the house, with a vague feeling that stony, troubled grey eyes looked at him out of it. "The Magus ! Well ! Well ! " he said in a hoarse muffled voice. "This is truly a surprise."

"That is not all," Weissensee smiled, his fine, fastidious mouth a little wry. "Does your Excellency permit us to go on ? "

Karl Alexander pulled himself together, cleared his throat. "The old sorcerer is due me a talk anyway," he shouted. "Let us give the owl a fright in his own nest."

The gentlemen went nearer, knocked, and nobody stirred, went into the house. The aged, broken-down serving-man intercepted them : What did they want ? His master. He was not there. Moreover he received nobody, he added with irritation. Then they would like to look round the

house for a little, said Weissensee. What an idea, growled the servant surlily. They should clear out. Nobody had any business there.

"Hold your jaw!" shouted Major Röder angrily.

But the old man repeated with a growl: "Nobody has any business here. Nobody commands here, but my master."

"And the Duke of Württemberg," said Karl Alexander. And the gentlemen passed the gaping servant and entered the Rabbi's chambers. They regarded timidly and jeeringly the folios, the symbols of the Cabbalistic Tree, the Divine Man, the strange inscriptions, and exchanged ironical comments. But the uncanny room subdued their customary exuberance, and made them abashed and quiet.

"Damn it all!" cried Karl Alexander suddenly, "it is as if we were in a church. Wine, Neuffer! Seeing the old sorcerer is not at home, we will find out if his spirits will perform magic at our table for a good glass of wine."

"Should we not have a look at the other rooms first?" suggested Weissensee. "Perhaps we will be able to smell something more out still!" And his fine, long nose seemed to sniff, and his keen restless eyes to search every nook.

While Neuffer set out the wine they looked through the few remaining rooms of the little house. Before a door stood Jantje, the stout, garrulous maid; she sought to keep the gentlemen back. But they thrust her aside and pressed into the room. There in the farthest corner sat the girl, anxious, large-eyed, at bay, dressed in her Eastern costume. Before the loveliness of her clear, pale face and black hair, her eloquent brimming eyes, they recoiled. "What the devil!" the Duke swore half aloud to himself. "So my Jew has kept this to himself! He has concealed all this

from me, the scoundrel ! He wanted to keep this peach for his private delectation."

There was still a little space between the girl and the Duke's party. A silence fell. Naemi had sprung up, stood behind the chair, crouching into the corner of the room. The men, struck mute by the strangeness of the apparition, remained near the door and stared.

Into the silence the insinuating voice of the Consistorial President broke smoothly : " The demoiselle is the daughter of the Finance Director." And smiling amiably upon the dumbfounded gentlemen ; " Yes, that was my surprise."

" Well, I'm damned ! Well, I'm damned ! " muttered Major Röder over and over ; but nothing else escaped him. But the Duke, recovered from his surprise, became enthusiastic, and devouring the girl with his large blue eyes, grew voluble in extravagantly conventional comparisons. " A masterpiece of a girl ! A head as if made of ebony and ivory ! Like a fable of the orient ! " Privy Councillor Schütz chimed in adroitly : the Finance Director was a genius, but the productions of his loins were still better than those of his brain.

Weissensee was silent. To please the Duke he could have praised the girl better even than he, or than the dry Schütz or the coarse Röder, who could find no better compliment than his raucous : " Well, I'm damned ! Well, I'm damned ! " But Weissensee was mute. He only gazed at the girl, looked her up and down, a deep smile round his fastidious mouth. Eh, my lord Privy Finance Director, certainly this is a jewel and well worth to be preserved inviolate. The eighth wonder of the world. A Hebrew Venus ! She had eyes that came out of the Old Testament, and she did not look as if she were only lovely to behold. The Apostles came to Magdalen Sibylle and spoke to her.

To this girl the prophets might well come. You were slyer than I, my Lord Finance Director, but not sly enough. You should have hidden her farther away and in greater secrecy. *Voila!* Now we will see what curious faces you will make.

Meanwhile the others had been exclaiming over the great beauty of the girl. Even Herr von Röder found something to say, and growled: "Who would have credited the old fox with such a cub?" But Naemi stood in the corner, her whole body tense with fear and repugnance, and looked at them. "What do they call you, then, Demoiselle?" the Duke asked at last. And, as she did not reply: "Shulamite? Salome? Shall we lay someone's head at your feet?"

But Naemi remained silent, her repulsion and fear wringing her with almost physical pain. "It is not from her father that she has this shyness," opined Herr von Schütz. But Major von Röder, rough and impatient, broke out: "Answer, Jewish brat, when your prince asks a question!"

"Hold your tongue, Röder!" said Karl Alexander. And to the terrified girl, pressing into the corner, he said kindly, as to a child: "I won't harm you; I won't eat you. Shy little dear! Mimosa! Do not be so coy!"

Meanwhile Jantje, the maid, had pushed her way to the girl, and stout and courageous remained near her, but in obvious anxiety and perplexity. "I am really your sovereign," continued Karl Alexander a little impatiently, "your and your father's well-affected Duke and lord. And now tell me what your name is."

"The demoiselle is called Naemi," replied the maid.

"Now we know it!" grunted Röder, relieved. "Naemi, a comical name!" and spluttered with laughter.

But the Duke commanded: "Come here, Naemi! Kiss the hand of your Sovereign!"

The maid whispered to the child and pushed her gently forward. Slowly, as if drawn against her will, her eyes on the ground, she advanced, and with greedy eyes, pleasantly excited, Weissensee looked.

They went into the study and drank; compelled the child to pledge them. On the walls the Cabbalistic Tree bloomed, blocky characters and confused symbols interwoven; the Divine Man gazed immovable. The child took a sip, but further she would not go. She fled, and locked herself in her room, terrified, trembling in every limb, and icy cold.

But in the study, among the drinkers, Herr von Schütz remarked, apropos the magical symbols: "First this place savoured of the Jewish College and the churchyard. Now it is redolent of Paris and perfume and the *Mercure galante*, and the whole ghostly atmosphere has fled. It is extraordinary how a little piece of fresh femininity can destroy the prestige of the most learned Magus."

The party broke up. Röder and Schütz went first, then the Duke with Weissensee, last of all Neuffer. The massive Duke supported himself graciously on the arm of the frail and slender Weissensee. "You arranged that cunningly," he congratulated him. "We will have some fun out of that for a long time. Such a secretive sly-boots, my Jew. We will baste him, until he turns all colours." But that was not Weissensee's intention, to go away now and have a little fun in future at the expense of the Jew, that was not enough for him. He had not taken all his trouble for that. The Jew was sly, the Jew knew what he possessed in his child. He would send her out of the country, far away; in any case he would not bring his daughter to court, as Weissensee had done. The Jew had his wits about him; and even when they were flattered, there was always the Magus to restrain him. And if the Duke went now, he

would not be brought a second time to Hirsau. Then Weissensee's great, consuming curiosity would have to remain forever unsatisfied.

The President of the Church Council saw the child before him, crouching into the corner, her great eyes in her pale face with a horrified disgust in them, and a soft, gentle feeling overcame him. But this feeling perished in the wild, tormenting curiosity which filled him completely, which lay like a sickly oppression on his heart and caught his breath.

He walked more slowly, begged the Duke not to overexert himself, advised him to rest for a little. Neuffer had wine still; Weissensee attended upon the Duke. Karl Alexander drank. Weissensee turned the conversation perpetually on the girl; in his courteous, insinuating voice, in half hints, the complete connoisseur, he praised her charm, how young and yet how ripe she was. In their bloom these Jewesses were beautiful, were unique, the best of all, with a cool fire like the wines of the South. But their bloom was very brief, afterwards they withered and were loathsome. They must be taken when they were as shy and ardent as this one; whoever drank the cream of this had tasted a unique joy which would remain with him all his days.

So he dropped his poison into the Duke's ears. Karl Alexander drank and felt his blood careering through his veins, mounting, falling. Evening came, the wind blew in warm gusts, among the trees the image of the girl floated before him, her shy, tender form; he sighed softly. "So might the women have looked," Weissensee spoke his thoughts aloud and they were the Duke's as well, "the women whom King Solomon took to himself. He had a thousand wives. Thus lived the Kings in the Old Testament. The Testament of the Finance Director." And he laughed his tiny, quiet laugh.

Suddenly Karl Alexander stood up, brushed from his coat a few dried leaves and twigs, and said to Weissensee in a smothered voice that he wished to walk for a little in the forest alone. Weissensee would make his excuses to the other gentlemen ; they should not wait for him ; they were to go home and send the carriage back ; Neuffer he kept with him. The Consistorial President bowed and went. As soon as he was alone he breathed freely, lifted his arms in triumph, his mobile face contorted, strange, smothered, babbling sounds coming from his lips.

Meanwhile Karl Alexander, followed by his Chamberlain, went, as fast as his lame foot allowed him, back through the forest ; night was falling. When he came to the house with the terraces it was already dusk ; dark, ragged clouds hurried across the sky ; there was no moon ; he struggled for breath against the strong, warm gusts of wind. A great adventure ! He was young, young ! He clambered over the fence, and stole like a thief through the trees. Oh, this was good, better than wrangling over clauses with the lousy rabble in Parliament. If one had only a mask on, one might feel as young as in Venice.

Was there a dog about the house ? Perhaps the Magus had drawn a magic circle, closed the threshold with sorcery, so that whoever crossed it would not be able to stir.

He told Neuffer to remain behind, and surreptitiously surveyed the house. He had noted the simple ground plan of the building. There lay the girl's room ; it was dark. Where the light burned, that was the room with the magical drawings.

Would she be there ? It would be easy to climb the espalier. He would look.

Softly groaning he climbed up to the window. " Yes, there she sat, her arms rigid, quite still, with her great,

anxious, helpless eyes. "Hst!" he whispered to her, smirking, blinking, sly.

She leapt up in terror, saw the red massive face, the blue, greedy, insistent eyes, and recoiled, her body convulsed, her eyes fixed on the panting Duke. He laughed. "Have I scared you? Stupid child! Have no fear!" He swung himself completely into the room and came towards her, panting and sweating: "Look, that shows you how good your sovereign is at climbing." She, feeling her last moment had arrived, fluttered in to the farthest corner of the room, babbling senseless, inaudible prayers, cowering into herself. Coming nearer he spoke with pacifying words as to a child, but his horrible kindness only added to her terror. Her eyes like frozen pools, her lips white, she stared at him, until at last, impatient, brutal, he wrested her to him, showered kisses upon her, fumbled for her breasts. Then she slipped from between his hands, cried with little, toneless, childish cries for her uncle, tore herself free, reached the door, fluttered up a ladder. The ladder led to the roof.

Once up there, she inhaled deep, quick breaths of the warm night wind. The moist, sultry wind took her in its arms, carried her forward. She listened for a sound behind her; all was still. She extended her arms, she felt free; her uncle had helped; now the good, moist wind carried the fumes and exhalations of that beast away. She walked forward, almost dancing, to the edge of the flat roof. Were not those voices coming out of the forest? The deep, silkily caressing voice of her father, and the surly, ill-tempered, but oh! so comforting voice of her uncle. And she smiled into the night.

Then up the ladder stumbled the beast, panting, softly cursing. But now she had no fear. Hither it floated from the forest, a coach drawn by aerial horses, and stopped

at the roof. Smiling, with a noiseless movement, she stepped in.

When he reached the top Karl Alexander saw nothing. She had gone up the ladder, and there was no other exit. Hell and damnation ! had she, practised in the magical arts of the old man, changed herself into a night bird ? Was she floating up there like the black ragged clouds and laughing at him ? Cursed little creature ! He stood grim and disabused ; a strong wind blew, and tore at his coat and his hair, matted with sweat. Old ass that he was ! If he had only taken the Jewish brat below there, the little prude, and thrown her over the table, not heeding her pretences and affectations ! Of what use, devil take it, was his sovereignty ? Now he had been done out of his night, and the people at Hirsau would be justified if they laughed at him.

In deep vexation he groped his way down the ladder again. His foot pained him and he was dog-tired. Painfully and with difficulty he got through the window and out of the house. Then he heard the Chamberlain's voice sunk to a hoarse whisper, frightened and agitated : " She is lying among the flowers ! " He thought she had hidden herself there, laughed : " The rogue," and stumbled hastily through the uncertain darkness in the direction which Neuffer indicated.

Yes, there she lay among the flowers. The flowers were tossed wildly to and fro by the wind ; they shook a thousand arms ; but she lay quite motionless. He cried playfully to her : " You rogue ! How did you manage to get here ? " As she did not reply he gripped her cautiously by the arm, bent her head back, felt it hastily, recoiled in horror ; recognized that she was dead, but did not understand.

Rags of clouds flew above. Hard coloured, the curve of the new moon appeared, giving a little light. The Chamber-

lain stood apart timidly. But the Duke of Württemberg knelt by the corpse of the young Jewess, in the wind, among the flowers, in stupid, perplexed discomfort, a poor insignificant human being amid the wind and the night.

Had this really happened? Had she stepped into space? Had it been intentional? In some way he was connected with this dead girl, was the cause of her death.

Bah! He had jested a little. Who could have guessed that the girl was so prudish? With others of the same age he had had very different luck, and what had they been? Daughters of the highest Swabian blood! So the Jewess had no need to treasure herself so highly. It often happened that children, only if one gave them a bad word, would throw themselves into a pool, or do something to themselves. That often happened. They were insane, they did not know what life was. And those who were, perhaps, the cause of such things could surely not be blamed for them.

Nevertheless he could not rid himself of his oppressive, overpowering discomfort. The Jew had hidden her, hidden her so deep and so securely, and yet there she lay now, rigid and stiff, and all his cunning had not been able to keep her safe. A gust came from somewhere, who knew whence and the light was quenched. Singular, that, and very perplexing. There she had sat in the light a little while ago, her eyes glowing with life, and now she lay in the night and no warm wind could keep her from growing cold.

The forest lay dark, hostile and full of mystery. Voices came out of it, confused, mocking. The man kneeling in the wind was afraid. The fairy-tales of his childhood wavered before him, thronged round him—figures in a magical forest, filled with the spirits of the damned; they tore him by the neck, by the hair; long, ghostly arms stretched towards him. And suddenly he entered again into

that dumb, shadowy dance; before him the Magus held his right hand, behind, Süss held his left. And there, curtseying, almost bowing to the ground, was that not the girl too, in the ring? And he heard the surly, ill-tempered voice of the Magus. He heard every sound distinctly, and strained his mind to understand; but he could not. And all was so melancholy, mist-like, colourless!

With a snarling curse he tore himself out of his trance. He was dog-tired, now he would sleep. There lay a corpse in the wind. Well, he had seen many a corpse. When he had ordered an attack, and the dead fell around him, he was ultimately responsible there too. It was madness, it was over-fastidious, to think so long about it. Why should he think so much more of the dead Jewess than of thousands of gallant Christian officers and soldiers who had died beside him and through his agency? For this he was Duke. God had so disposed it that where he went life bloomed or death fell.

He would go now and sleep. And the girl? Should he let her lie like that? Truly wind or rain could not hurt her any more. If he went now, the affair would be done with, concluded, *finito*. To-morrow the domestics would discover the girl, send word to Süss. Süss would rack his brains to discover how and by what agency she had died. But probably he would not go any further. He would hold his tongue. He would bury his girl in all secrecy and hold his tongue. And those who were with him, the Duke, Weissensee and the others, would do the same. The affair would be done with, dead and dumb and buried; an end of it.

So he would—no, he would not! Should he turn tail? Hoho! that might look as if he feared the Jew. He would awaken the domestics, send a messenger on horseback to

Süss, await him here, and say to him : " Fine tales you tell, you rascal ! Your daughter has been found here, dead, in the wind. If you had not concealed her, you Jew, you secretive, crafty fellow, if you had brought her safe to Stuttgart, this would never have happened."

Yes, this must be a great blow, a deep affliction, for the Jew. The cursed, uncanny, incomprehensible pack ! First he brings one into ridicule and contempt with the Esslinger affair. And then he has this strange child, and before one can touch her, she is dead. There would never be an end to the story even if he were simply to go away now and return to Stuttgart and never speak a word of it to anyone. This child's face was harder to forget than the faces of a thousand dead, distorted, disfigured soldiers. He recalled the Jew's face, very pale, with the red, small, voluptuous mouth, the quick, arched eyebrows. It was smooth and white like the face of the child. Even from the first the fellow had made up to him, insinuated himself into his confidence, with his cursed, slavish, oriental dog's eyes. Truly, when one thought of it, there was nothing much to be got out of him at that time. A petty prince whom the Parliament would not even grant a trifling advance ; no great capital or profit was to be wrung out of him. And if eventually things turned out differently and Süss's trust had been paid back with usury, the business had not turned out well for him in the end. If he was so concerned for the Jew Jecheskel, he must be far more concerned for his child, so tenderly cherished. And there she lay now on the ground, a little morsel for the worms, lay in the wind and was dead.

To be rid of him ! To be rid of the Jew ! He would dismiss him. He might keep his savings and gold and precious stones and bonds and what he had embezzled at the expense of the country, might take them with him,

unhindered. He, the Duke, would add a monster *douceur* to it. But he must go ! He must go !

But no, he should not go. That would seem as if he, the Duke, had a guilty, oppressive feeling in his presence. No, he would not dismiss him.

But an end now ! He would think it over later ! Meanwhile, devil take it, he would sleep. He went to the door, knocked loudly, brutally pointed out the corpse to the old, sleepy, surly servant who opened ; without further explanation went past the mute, staring man. The old servant broke out in animal howls, the maid babbled and moaned and whined her grief. Karl Alexander paid no attention to their cries, went into the house, and had only a scornful grimace for the fearful imaginations of Neuffer, who was terrified of the bewitched house with the corpse. The Duke threw himself on an ottoman in his clothes, and slept, snoring, rattling in his throat, in deathly profound slumber.

When he awoke, sunshine was streaming into the room. He felt stiff and dirty. In a corner, asleep, cowered Neuffer. Karl Alexander stretched his limbs. Ah, now he would leave the cursed house, return to Hirsau, have a bath in Weissensee's comfortable rooms, eat a good breakfast. But he would await the Jew first, clap him on the shoulder, say a few princely and gracious words of comfort. And with that this hunting party would be over, and it was only a pity that it had not ended as pleasantly as it had begun. He stood up heavily, and Neuffer started out of his sleep and saluted. He went then into the study, until the other should be ready. There lay the dead girl ; the windows were curtained ; large candles burned ; the magical drawing of the Divine Man was curtained too. At the girl's head stood Rabbi Gabriel. The melancholy, grey eyes above the flat nose were not raised when the Duke entered. The Rabbi asked

no question, made no enquiry. In his surly, ill-tempered voice, he said: "Go, my Lord Duke!" And, taken by surprise, the Duke went. He did not rage even; there was a great stupor and numbness upon him; he left the house and did not see how cheerful and festive the flowers stood in the bright sunshine; he did not speak to Neuffer, who, in anguish, and greedy for a human word, followed him; he went hurriedly through the forest and until he came to the cart track where the carriage waited, he did not speak a word.

During the night, without warning, Rabbi Gabriel had arrived. He did not seem greatly surprised; his very thick eye-brows became more forbidding, the three vertical clefts in his not very lofty forehead were more marked. He said the blessing which should be uttered on seeing the dead: "Praised be thou, Jehovah, God, righteous Judge." He laid the dead girl on her bed, folded her stiff arms over her breast, arranged the index, middle and third finger so that they represented the letter Shin, the first in the holiest of names: Shaddai. He darkened the window with hangings, lit candles, curtained off the picture of the Divine Man. He sprinkled water behind him when he entered the death-chamber, water, too, at the head and the feet of the girl. For water scares away the demons whom death attracts. Only Samael, the Ill-omened, the angel of death, cannot be driven away. So the Rabbi remained alone with the dead girl and with Samael, the Ill-omened.

He sunk his head between his knees; spoke, bent towards the ground, the three hymns—of the great sanctification of the raptures of the third Heaven, of the multitudes of the dead. Then was the soul of the girl there with him, and Samael could not hide it. Ah, Rabbi Gabriel had known she was still there, that she had not straightway, in direct

flight, entered in to the upper world ; a task still awaited her spirit in this world, and for that reason she had cried to him. But he could not reach her, and so she had perished before he had come.

A small, forlorn heap, the thick-set man crouched in the room, which was filled by Samael, the Ill-omened, and the shy, fluttering soul of the child. And he spoke to her with his surly, ill-tempered voice ; but he could not say anything to her, she was already over the threshold of the third world, and though she desired it, he could not keep her.

And when he divined how she was being carried away and how Samael had her in his shadow, then he cried after her in those words of the Scriptures which she loved : " How dear wert thou to me, Naemi, my daughter ! Love ! Beloved ! Lily of the valley ! Rose of Sharon ! "

Then he felt a last, fluttering greeting coming to him. But Samael was stronger than he, and carried her farther off. Then he fell on his face ; never had he been so heavy in spirit and so earthy as now ; and he lay for hours in dire weakness. And the candles burned, and the dead girl's fingers were arranged to form the symbol Shin ; but no symbol availed, no one was in the room, and he remained alone and helpless, in heart-oppressing need, with Samael, the Ill-omened.

7

IN half hints the Duke let Weissensee know what had happened. The messenger to Süss was long on his way. While he awaited the Jew, Karl Alexander seemed noisily cheerful, ate mightily, drank, made obscene jests, hunted.

Weissensee had only heard that the child was dead. Before the Duke, he succeeded in being courteous and self-possessed. Alone, he splintered to pieces like glass. The

Jew was too much for him. Again the Jew had won. The child was dead. She was not smirched, defiled, crushed, she was simply dead ; she had escaped unsullied and from the height smiled, a lovely apparition. The Jew was no ridiculous, crumpled, beaten pander like himself ; the Jew was tragic almost, and a martyr ; his jewel was not tarnished and beslimed. When another had reached after her with filthy hands, she had freed herself in the pure ether of God. Now there was no sense in being curious, now he was pricked no more with the desire to see the Jew's face. He sat limp, annulled, crouched on his chair, and babbled stupidly and without ceasing : "Thou hast conquered, oh Judean ! Thou has conquered, oh Judean ! "

Meanwhile, Süss was driving frantically to Hirsau. When he received the news that the Duke was at Hirsau, and that he should go there at once and without an instant's delay, he became cold to the marrow with fear. It was clear to him that something threatened the child, perhaps had already happened to her. But, arrived at Weissensee's house in Hirsau, they told him the Duke had gone out, was in the forest : would he speak with the Consistorial President ? But Süss did not wait for the hesitating, helplessly confused man, he hurried at once into the forest again. The cart-track. The wooden fence. The tall trees. The flower terraces. The white house. No servant. No Duke. No Rabbi. As if drawn forward, without considering what he was doing, without hesitation, without faltering, he went at once to the study. Curtained windows. Great candles. The dead child, her arms over her breast, index, middle, and third finger making the symbol of Shin. Süss fell to the ground, and lay for many hours unconscious.

When he opened his eyes the Rabbi stood before him. The Rabbi saw a ruined, grey-haired man. The slim, elastic

back was limp and bent, the smooth, pale cheeks hollowed and dingy, colourless and vile the brown hair. The Rabbi had anointed the dead girl with balsam ; now he went to and fro, relit the candles, sprinkled water to scare away the demons.

After an interminable silence Süss asked : " Is the Duke guilty of her death ? "

" You are guilty of her death," said Rabbi Gabriel.

" If I had gone away with her," asked Süss, " far away, very far, in solitude, would she not have died then ? "

" You are guilty of her death," said Rabbi Gabriel.

" Can one speak with the dead ? " asked Süss.

Rabbi Gabriel trembled. Then he said : " It says in the Book of the multitudes of the dead : Think but rightly of one who has died, and he is there. You may summon him inwardly, and he must come ; hold him, and he must remain. Think of him in love or in hate, he feels it. Think of him in stronger love or in stronger hate, he feels it more strongly. In every festival that you dedicate to the dead, they arise ; they flutter round every image you consecrate to them, listen to every word that tells of them."

" Can I speak with her ? " asked Süss.

Rabbi Gabriel trembled more violently. Then he said : " Be pure, and she will have peace. When you soar to the Third World, with you she will bathe in the sea of the Third World."

Then Süss was silent. He ate nothing, drank nothing. Night fell, day dawned, he did not stir.

The Rabbi said : " The Duke wishes to speak to you." Süss did not reply. Karl Alexander entered, then started back ; he had hardly recognized this man. This man with the dirty, dark stubble round his mouth and over his cheeks, with the dirty colourless hair, the sunken, red, fixed, bleared

eyes ; was this Süss, his Jew, his Finance Director, the great cavalier, the man longed for in women's dreams ?

In his rough, hoarse voice, having cleared his throat, and after several false starts, Karl Alexander began : " Be a man, Süss ! Do not bury yourself in your grief. I have seen the girl, I know what she was. I understand very well what you have lost in her. But consider, you have still many other things in your life. You have the favour, you have the love, of your Duke. Let this be a comfort to you."

With a sort of quiet, monotonous, frozen humility, the ugly, untidy man responded : " Yes, my Lord Duke."

At this quiet " yes " Karl Alexander became uncomfortable. He would have liked it better if Süss had shown his bitterness and he, the Duke, had been able to shout a little and then relent. This monklike behaviour did not suit him at all. What had Schütz said : it reeked of the Jewish Seminary and the churchyard. A vague remembrance arose in him of the Magus's surly voice, of what he had been silent about. He must have a clear field before him ; he would take the bull by the horns. With a certain good-humoured, rough nobility, he said : " It was stupid that it should have happened just when I was there. What kind of accident it was no man and no Jew and no Christian and no Magus can ferret out. I found her ; there she lay dead among the flowers. You will naturally suppose that I was responsible for it. But I assure you you are on the wrong track."

As Süss was silent, he added : " Sincerely and truly, Jew, I am sorry for you in my very soul. You cannot take me for a debauchee, who, *coute que coute*, must have his will. Naturally I paid her a little attention. But if I had foreseen this, I would have marched off. I would not even have asked one kiss of her hand. *Parole d'honneur !* Who

would have thought that the girl would misunderstand a little joke ! "

With the same quiet, frozen humility, Süss said : " Yes, your Excellence, who could have thought it ? "

Embarrassed, Karl Alexander was silent. Then, making a new start, he said, " I do not think that I am guilty towards you. But if I am I beg your pardon freely. I do not want anything to come between us. Do not bear me a grudge. Give me true service as hitherto. Give me your hand ! "

Then Süss laid his hand, which was very cold, in the great hands of the Duke. A little while the two men stood thus, their hands slack, without pressure, and an oppressive, painful impotence went from the one to the other. The windows were curtained, in the flickering light of the candles the magical figures danced and changed their shapes ; Samael, the Ill-omened, was in the room. So they stood, in reality now figures in that pale dance which in dream and fantasy they had danced.

The Duke tore himself out of his constraint : " *Bien !* " said he. " Now bury your dead. Go then to Ludwigsburg ! There are things to be done."

With that he went. The painful business behind him, he drank in with pleasure the sunny air. God knew, he had carried himself like a prince by nature and by birth. Gratified, very pleased with himself, he broke off one of the festive, cheerful flowers from the terrace. The white house behind him, he tramped whistling through the forest, pleased with the dancing light, and travelled back in the best of tempers to his capital.

Beside the dead girl crouched Süss. His white lips surrounded by the unsightly stubble smiled a deep and crafty smile. Without words he called the child, and the child heard. He told the dead girl how sly he had become, and

he told her of his purposed revenge. Was he not a man? Had he not curbed himself and remained cold? Not only had he not sprung at the throat of that man; he had said friendly words to him, and his tongue had not been struck dumb. He had reached him his hand and had not strangled him; he had breathed his atmosphere and had not been suffocated. How confused he had been, the other! So he really could not comprehend that the child had fled, had quite simply gone away, ere he could slake his noble lust.

What had he said at the finish? There were things to be done at Ludwigsburg? Did he want to buy him off, through commissions; with affairs to repay him for the death of his child! The fool, the sevenfold blinded fool! But he had remained quiet; had answered amiably and humbly, and had remained quiet. He congratulated himself, the other, that he had come off so cheaply. There lay the child, a bundle of dead flesh, a poor little heap of accusation and putrefaction. Oh, yes, the other thought perhaps; if in the presence of this dead child he does not spring at my throat, then it is because he is too wretched. Wrong, my Lord Duke! Wrong, my most exalted lord murderer! Süss is not so simple and dense; he is no serf or peasant or yokel, that an ordinary obvious revenge should content him. He plans his vengeance more subtly. He seethes and stews and cooks it with great care.

He smiled more deeply, he grinned with his pale lips, and his teeth, once snowy white, appeared dry and yellow bone.

Rabbi Gabriel went through the room, thick-set, with lagging steps. "That is not the way, Josef," he said suddenly in his surly, grating voice.

Süss looked up, gazed at him with hostility. Ho! Was he there again? Was he going to lecture him again? What else remained to him, then, but revenge? Would

he stand between him and it with his noble speeches? Throw someone over a precipice and tell him: Do not fall! And he looked at the Rabbi with his hateful, tired, quenched eyes. But he said nothing.

Rabbi Gabriel, too, was silent. Both of them sat mute beside the corpse. Their thoughts were very different. But Samael, the Ill-omened, was in the room, and by diverse ways their thoughts always returned to Samael, the Ill-omened.

8

THROUGH the Jewish communities of the Holy Roman Empire the news flew; Reb Josef Süss Oppenheimer, a great man, high in favour with the Duke of Württemberg, Israel's saviour in dire and terrible need, has lost a child. He had one daughter, an only child. The child is dead. He will go and bury her in Frankfurt. Praised be thou, Jehovah, God, righteous Judge!

Then from all the Jewish communities, from east and west and north and south, men set out to attend the burial of the child of Reb Josef Süss Oppenheimer, saviour of Israel out of great need. The rabbis of Fürth and Prague and Worms came; and from Hamburg came Our Teacher Rabbi Jonathan Eybeschütz himself, the hated and feared, the secret disciple and follower of the Cabbalistic Messiah, Sabbatai Zewi.

To Hirsau, to the white house with the flower terraces came the Rabbi of Frankfurt and with him Isaac Landauer the great financier. He gripped Süss's hand warmly and in silence. In reality he was somewhat pleased that the Finance Director of Württemberg had now completely lost his foppish look, and no longer seemed like a Goi and a cavalier; no, with his unsightly, neglected beard and his

dirty creased clothes he looked very Jewish and reeked of the Ghetto. But, much as this pleased him, Isaac Landauer refrained from remark ; he rubbed his chilly hands, nodded his head, fingered his reddish-blond, greying beard, gulped and remained dumb.

Then they coffined the dead child. Rabbi Gabriel fastened a tiny, golden amulet round her neck, the shield of David inscribed with the word Shaddai. He nodded to Süss ; with yellow, bloodless hand the father lifted the dead girl's head, and under the gleaming black hair, which was not yet dulled and lifeless, he strewed a little heap of earth, fat, black, crumbling earth, earth from Palestine, earth of Zion. Then the coffin was nailed up ; on their shoulders they bore it, the four men, the thick-set Rabbi Gabriel, the broken, filthy-bearded Süss, the mild, withered Jaakob Joshua Falk, Rabbi of Frankfurt, and Isaac Landauer, shambling in his caftan. On their shoulders they bore the dead girl out of the white house, through the festive and cheerful flowers, through the trees to the wooden fence. There waited other men ; they took up the light burden, bore it on their shoulders farther, and after a half-mile others awaited them, and after another half-mile still others. So they bore the child of Josef Süss Oppenheimer through the land and over the frontier and as far as the city of Frankfurt. And the tiny coffin did not touch the ground, was not borne on any car, but was shifted from one living shoulder to another living shoulder, until it reached the city of Frankfurt. Behind the coffin went a large carriage. And as the coffin went by, and as the silent procession passed, many Jews stood in the streets and cried : " Praised be thou, Jehovah, God, righteous Judge ! " And each of them strewed a handful of earth on the carriage, fat, black, crumbling earth, earth from Palestine, earth of Zion. It was intended for

their own heads in their own coffins; but they strewed it on the carriage and gave it gladly. By this means the child of their teacher and lord, Reb Josef Süss Oppenheimer, who had saved Israel out of dire and terrible need, could be buried wholly in the sacred earth of her land.

But in the city of Frankfurt the cemetery of the Jews was black with people. They stood silent, these vivacious, shouting people, when Josef Süss standing by the coffin declared: "Praised be thou, Jehovah, God, righteous Judge!" And they answered in chorus: "Vain and diverse and fleeting as wind is the world; but one and eternal is the God of Israel, the everlasting, the transcendent, Jehovah." And then sank the tiny coffin in earth of Zion, and earth of Zion covered it. And amid the silence of thousands Süss spoke in a dry and toneless voice the prayer hallowing the divine name. And they plucked grass and threw it behind them. And they said: "We are like the grasss that withers." And they said: "We remember that we are dust." And then they washed their hands in flowing, demon-scaring water, and left the graveyard.

And for thirty days there was said in all the Jewish Communities in the Holy Roman Empire the prayer in sanctification of the divine name, for the sake of the virgin Naemi, daughter of Josef Süss Oppenheimer, their teacher and lord.

9

BACK in Stuttgart, Süss flung himself with wild fury into his work. He burst recklessly now into the Catholic plot, seized upon everything that happened to fall within the utmost reach of his competence. He cast away his crutches of servility and amiability. With immeasurable, mocking arrogance he ruled his whole entourage, made ministers skip

like lackeys. There flared out of him a gloomy, sardonic contempt for all that is usually called human worth, freedom and responsibility. In a kind of dreadful play he imposed upon his subordinates ever new, superfluous humiliations, and when they stood exposed, their little scrap of manhood ruined and in tatters, he sneered at them with his quiet, open scorn, and feasted his abysmal contempt for mankind on their ignoble patience.

Quite openly, now, and with both hands, he plundered the Ducal money-chest. He abstracted monstrous percentages for himself, sold the Duke worthless baubles at colossal prices. He laid new burdens on the groaning, fainting land, and what he extorted in this way he put openly into his own revenues, not Karl Alexander's. If hitherto he had oppressed the Duchy with business-like efficiency to extort money, now he throttled and strangled it out of a perverse joy in extortion. He did all this with the most audacious effrontery, did it so openly that Karl Alexander must notice it, and sought in every way to exasperate the Duke by his conduct of affairs. But the Duke was silent.

The Jew's appearance was altered. His graceful, elastic step was harder, with an officer-like brutality. Harder, more decisive, too, his jaw; and the rich, chestnut-brown hair, which earlier he had worn free wherever he went, he concealed now always under a severe peruke. The whole man was older, more hard. His gloomy voice had lost all its insinuating sweetness; often now it barked imperiously, roughly—with a Jewish intonation, said his enemies. His eyes remained keen and attentive, even full of untiring devotion usually; but when he was off his guard, they had something biting and venomous, and subdued only with pains their hostile, yellow, gloomy fire.

More heavily stepped under her rider the mare Assjadah.

No more did she carry her radiant, hated and yet admired, nobly free lord; she carried a load, a sullen task-master, sunk into himself, the enemy of all and hated by all.

He gave splendid parties as before. But their atmosphere was poisoned, and brought no enjoyment to the guests. On such occasions he loved to pursue this one or that with well-aimed, humiliating jests, either in fun or otherwise, and expose their domestic or political misery; and he knew very well how to hit the place that hurt most.

To women he gave a mocking, supercilious gallantry. One there had been; her skin was white, in her eyes were the dreams of thousands of years; if she spoke the song of the nightingale was like a croaking compared to her tiny voice. Now she lay in Frankfurt, earth over her, earth beneath her. What did the others want here? They existed, tattled, laughed and gave themselves in return for a little flattery. That was their existence, but the other one had lived.

Weissensee had emerged out of his profound confusion and perplexity of mind, and now always hung about Süss. Something fermented and worked in that monstrous, exorbitant man, who was unlike everybody else; something was growing in him, a grandiose, thousand-hued catastrophe. He was not like him; he was not the man to cringe and submit. In voluptuous expectation the Consistorial President smelt already the sulphurous fumes of the approaching eruption, and only the lust to see it, to be in it, kept the broken man going.

And Süss's challenging arrogance grew. He behaved openly as if he were lord of the country, and recognized no limitations.

At this time happened the affair of young Michael Koppenhöfer. It was like this.

After two years' travel for the purpose of study through Flanders, France and England, the young man, nephew of Professor Johann Daniel Harpprecht, related, too, to Philip Heinrich von Weissensee, returned to his native Swabia, to enter as actuary into the service of the Ducal authority. With a strong, brown, keen face, clear blue eyes under dark hair, the young man—he was twenty-three—looked like a brother of Magdalen Sibylle. From his travels he had brought back mad ideas about human freedom and human responsibility, with an intense hatred of all despotism; all the young, spring-like, pure thoughts of a new and better state, a more just and humane order, filled him with exuberant ardour, almost burst the bosom of the young, enthusiastic man.

He stayed with Harpprecht. The aging man, whose wife had died very young after a few months of marriage, had brought up the nephew; he had missed him bitterly during his two years abroad; he showered now all his inarticulate love upon the youth.

During his tour Michael Koppenhöfer had become doubly proud of the constitution of his native land, freer than that of any other German state. True, he had always known of the military autocracy of the Duke, the Jesuitical autocracy of the Würzburgers, the economical of the Jew. But it was one thing to read of it in letters and brochures, and another to be in the midst of it, to see with one's eyes, to feel with one's mind the insolent oppression, the naked, derisive presence of tyranny. The young man saw the trade in official posts, the sale of justice, the oppression of the people. The rich, lovely, fertile land, bled white and eaten up; thousands pressed to the colours; tens of thousands in hunger and misery; hundreds of thousands corrupted in body and mind. An unbridled court vaunting itself in

intemperance and lust; power swaggering in gay uniforms, with mocking casuistries maliciously setting aside the clear and noble provisions of the constitution. The administration corrupt, justice a harlot, freedom, his dear, much-prized freedom, a mockery, a rag with which the Duke, the Jesuit and the Jew wiped themselves.

A holy consuming indignation filled the youth, gave his brown, keen face the look of manhood, burned more urgently in his keen, blue eyes. Oh, his slender young eloquence! Oh, his noble rage and exaltation! Consuming grief over the foulness of his native land had shaken badly and crippled old Johann Daniel Harpprecht. Now the simple, straightforward man put all his hopes in the youth, and his sterile, lonely evenings bloomed and became young in that fresh young presence.

Süss felt unsympathetic to the actuary from the first. The tall stature of the young man, his stiff, angular dignity, in which nevertheless there was nothing of the lout or the yokel; all this exasperated him. Even the transparent honesty of the young man's political convictions put him into a temper. But before the catastrophe at Hirsau he would have feared the youthful impetuosity of the actuary, Michael Koppenhöfer, as little as he had feared the hackneyed pathos of the publicist Moser; would have let the one as he had let the other go free without question: officials of the most revolutionary temper had not been visited with the slightest reprimand.

But now, after the happening at Hirsau, Süss's poisoned nature burned with a more gloomy fire against the unbroken freedom of spirit and generous daring of the youth. He fixed his gloomy gaze upon him, and maliciously, playfully, crouched for a spring. The young man's imprudence provided him very soon with grounds for a sharp and severe warning.

For a long time old Johann Daniel Harpprecht had foreseen a conflict of this kind ; but he could not bring himself to throw water on Michael's fine ardours. It was the right of youth to be imprudent, to straighten out what was crooked, even if it should break its arm in the attempt. But he felt a load on his breast, a bitter taste in his mouth, when he thought that his weary evenings would again be solitary, without the warming glow of the youth's presence. Always he hoped that his own great prestige would prevent Süss from proceeding more strongly against Michael.

Amid the misery of his fatherland, the waste of corruption around him, the actuary Michael Koppenhöfer saw a great and gentle light. This was Demoiselle Elisabeth Salomea Götz, the daughter. Her blond, pastel-like loveliness impressed deeply the enthusiastic, easily-fired young man. As soon as he heard that she gently but persistently rejected Karl Alexander's advances, she became to him the symbol of human freedom. Their images swam into each other, and he spoke of his beloved freedom and the dear Demoiselle Elisabeth Salomea Götz in the same breath.

By this time Süss thought he need pay no more attention even to Harpprecht. On the grounds that in spite of being warned he had not kept in mind his due respect for the Duke, and had delivered unseemly, godless and blasphemous speeches against him, young Michael Koppenhöfer was deprived of his post. By an act of special clemency and grace, he was not proceeded against as a criminal. But he had to leave the country within fourteen days, and his banishment was to last all his life-time.

This had always been on the horizon. But now that it had come it was unexpected and broke old Harpprecht to pieces. Oh, to sit alone and dull in the great, empty room, only with books and parchments, his company only the

shadows beyond the lamplight! They formed themselves into images of haggard, bent exiles, hungered and ragged; or they stretched thin, covetous Jewish fingers towards him. Whatever they were they oppressed and stifled him. And if the youth were to be there, obstinate and living, and were to lift his thick dark eyebrows, the shadows would fly away; his piercing blue eyes would drive out of every corner the menacing, chilly twilight. But he is not here; the Jew has banished him out of the country; the Jew will not let him come back.

In heaviness of spirit the old man wrestled with himself, came to a decision, stood before the Duke. He had never begged for anything, he had never asked for more than his just due, he was accustomed to have others come to him and beg. It was an acute trial for the upright man to stand there as a suppliant, and his words came awkwardly and with difficulty. The judgment was right, and not at all too severe. Yet the Duke should reflect that many things in the land were not in a good way, and if the young man spoke out his disaffection openly, that was better perhaps than if he had dealt, like others, in hidden poison. Karl Alexander listened gloomily, pressed Harpprecht's hand warmly, promised hesitatingly that he would think it over.

Brusquely he demanded a report of the case. Süss himself came. Yes, it was exactly as the professor had related. Only Süss and the professor had different opinions about what was needed for the protection of a prince's dignity. The Duke was vexed, cast upon Süss the blame for getting him into such a distressing position, from which he must either retreat now or else refuse a faithful and highly-esteemed man his first and only request. Impudent and venomous, Süss retorted that he knew it would vex His Excellency more to have to refuse a request by the German

professor than one by his Jewish Finance Director He had had other and very good grounds, however, for putting the actuary out of the way. If, to come to the point, he added, pert and confidential, the Duke did not advance much with the Götz ladies, the young man was the chief cause that His Excellency, at least with Demoiselle Elisabeth Salomea, was so much at sea. Growling darkly, the Duke relapsed into silence.

Alone, he decided in spite of all to let the actuary remain in the country. The Jew was off his head as well as insolent. Ho! would he, then, Karl Alexander, have any fear that a rascally democrat and rebel should put his nose out of joint with the lady? Or did the Jew imply that now, after Hirsau, the Duke was scared before every little virgin, and trusted no more in his manhood? A ferocious lust came over him. *Mille tonnerre!* He was Karl Alexander, Duke of Württemberg and Teck, and, in spite of every rebellious scoundrel, he would make this virgin small and humble. In any case the rivalry did not scare him, and he would annul the sentence now.

But when he was about to dictate the order, it occurred to him to think it over one more time, and leave the decision to the next day. Next day he went to Ludwigsburg. Amusements, presentations, other political activities thronged upon him. The day arrived when the sentence came into force, and no counter order had appeared. Young Michael Koppenhöfer must go out of the country, and the evening of Professor Johann Daniel Harpprecht's life was left barren and lightless.

Now Karl Alexander could take no retrospective measures that would help. When he thought of the Götz ladies he was very relieved on the whole. But this he would not admit. He was seized, rather, with a sullen rage against

the Jew. He was responsible for everything; he had set the choice before him; Harpprecht or him, the Jew.

Süss knew that Karl Alexander had never committed a deliberate piece of trickery, and that he would not admit his real motives for this banishment. This made him itch to pester the Duke continually, so that this verdict might become a thorn in his flesh. He would drop casually: "Now your affair with the Götz ladies will go better, seeing we have got rid of young Koppenhöfer." The Duke would be on the point of breaking out, but he would content himself with a growl, and respond without much vigour: "We? We?" But Süss would only smile, and remain silent.

It came to the ears of Süss's enemies that his proceedings against young Koppenhöfer had been too hasty for the Duke's taste, and not desired by him. They could not understand the long-suffering of the Duke, and utilized the opportunity to raise a protest against his incomprehensible patience. They brought up the fact, and garnished it with statistics, that Süss oppressed the land and sucked it dry only for his own purse, without anything accruing to the Duke; that over every transaction the Duke was cheated and plundered. They spoke for almost two hours, and Karl Alexander did not repulse them; he heard them to the end, he even listened while they explained details which he did not quite understand; he listened most attentively of all to Dom Bartelemi Pancorbo, who showed at great length how shamelessly Süss humbugged and swindled him over inferior precious stones. When the gentlemen were finished he courteously dismissed them without expressing any opinion.

Next day, without being summoned, Süss appeared at the palace. He heard, he said, they were intriguing anew against him. He wished to be spared the shame of having his papers shuffled through a second time. He reiterated his

request therefore, most submissively but resolutely, to be given his demission.

"Listen, Jew," said Karl Alexander. "You bought a stone for me in October for more than five thousand ducats. What is the stone worth?"

"To-day hardly five hundred," said the Jew. And his eye meeting the Duke's, he added with an impudent, provocative smile: "Yes, such stones as these have collectors' prices, and their value changes."

"Very well," said Karl Alexander. Then both were silent. The Duke rang, and commanded Court Chancellor Scheffer to come, at once. Twenty minutes passed, however, before the Chancellor came, and during these twenty minutes neither of the two men spoke a word. They did not even think of one another. There was a deep, wonderful, complete silence in the spacious and glittering room. Pictures and dreams came and went between the Duke and Süss, Süss and the Duke. The surly voice of the Magus was in these dreams, and the dead child was in them, her fingers arranged to make the symbol of Shin.

At last Herr von Scheffer came. He was counted now among the enemies of Süss; he sweated when he saw the Jew, imagining that the Duke wished to confront him with the Jew, and conjecturing that he would have a hard task against that diabolical man.

But it happened differently. Hardly had the Chancellor entered before the Duke took up a position, and severe, military, cold and imperious, addressed the confused Minister: "The Finance Director, present now, complains of slanders touching his conduct of affairs, and demands his resignation. In recognition of his services, performed to our full and gracious satisfaction, we wish that everything should be done to retain him. Will you, then, Your Excellence,

prepare immediately a deed, a deed of legitimation or absolution or whatever you like to call it, a Ducal order, that the Finance Director in all his transactions, past and future, is answerable to nobody. By no one, whoever it may be, can he be brought to book for any of his actions. Will you prepare this document immediately and in proper form, and give to us for signature, so that next week it may be published in the official gazette. We are waiting."

Karl Alexander's voice while he said this was so icily precise, that the terrified Chancellor did not venture upon any remonstrance. Neither the Duke nor the Jew spoke a single word while Scheffer drew up the document. Without speaking, too, Karl Alexander signed his name. Then, scarcely able to constrain himself any longer, he ordered the Chancellor: "To the official gazette with the rubbish!" The Minister retired trembling.

Süss gave thanks with the most servile, devout protestations for this enormous, unearned favour, this extraordinary proof of trust. But his eyes were not grateful, they were bold and challenging and sardonic. Dumb and hostile the two men surveyed each other, and Karl Alexander recognized that he had not bought himself off.

"Go, Jew!" he cried at last, raging. And Süss went, but not like the Chancellor. He went slowly with his head lifted high, consciousness of his power in his deep, malignant smile.

But the Duke, alone, foamed and raged; tore, tugged, chafed himself sore against the invisible, inextricable, horrible thing which bound him to that man.

10

THE flaxened-haired Transport Officer Götz, who now, very young for the post, had been advanced to be Chamber

Procurator in the Privy Council, saw with discomfort the Duke's gallant attentions to his mother, Johanna Ulrike Götz, and his sister, Demoiselle Elisabeth Salomea. He did not quite know how he should demean himself. On the one hand it was a mark of honour when the sovereign paid his court to a lady, and it was the duty of the subject to be at the disposal of her divinely chosen ruler with body and soul; for his career, too, this inclination of his sovereign could only be advantageous. On the other hand the road to and from the Duke took one always past the horrible Jew; yes, he had the impression that Elizabeth Salomea had eyes for the Jew even more than for the Duke. And even if, through his position at court, Süss was to a certain extent purified of the bad odour in which Jews were held, yet it remained painful to his imagination to think of his sister and mother in closer relationship with a declared Jew. The Transport Officer would probably have made a quick end of his inner conflict, said good-bye to Stuttgart, and withdrawn with his mother and sister to his property near Heilbronn; but the affair with the Neapolitan and the illness of Karl Alexander had cast him into a profound confusion, he saw himself under a heavy load of guilt towards his prince, and his conscience did not allow him to take this way out. Dumb, not knowing what to do, he let things go.

But they went at first heavily and clumsily enough. Süss was always putting on the brake and preventing the Duke from making progress. The latter sometimes played with the idea of plucking the fruit with force this time, too, as he had often done before; but he wanted to show the Jew that with only the weapons of gallantry he could win an entry into the fortified castle. So he waited; but the long wait fanned his ardour ever higher.

He sent beautiful gifts to the mother and daughter alter-

nately. His dusky servant brought them, the mameluke, who was so silent that people took him for a mute. This sinuous, dusky, gleaming figure was pleasing to women; he looked so remote and melancholy and like an animal; with the maids in the castle, and with others in much higher positions, he had had great success. The sweet, blond, tender Götz ladies fascinated him; when he brought the gifts he would feast his deep, savagely sad eyes in silence upon their pastel-like loveliness. But when Demoiselle Elisabeth Salomea was aware of his urgent, lascivious gaze, she would laugh with the callousness of a school-girl straight in his face.

Süss kept both women well under his thumb. They both loved him measurelessly, to distraction, and without being jealous of each other. Rather they emulated each other in rhapsodies on his manifold virtues. While the mother praised his genius, saying that she had long recognized that he and not Karl Alexander ruled in the Duchy, and while she lauded him, finding him so powerful, fearsome and feared, and yet so amiable; the daughter found him manly, strong, and at the same time not rough and rude-tongued. How different he was from the turbulent Michael Koppenhöfer; but how different too, from the vulgar, brutal officers! And leaning against each other, like sisters, they rhapsodized over him, they enjoyed together the knowledge that the first two men in the country, the Duke and the Jew, courted them; while the Transport Officer maintained an uncomfortable silence.

Süss could have enjoyed both ladies before the Duke got the chance. But he smiled darkly, when he thought of this; he behaved as if they were too high to be touched by him, pretended not to see their advances, and contented himself with so leading them on that they would not yield to the Duke.

It happened about this time that a Dutch jewel merchant offered for sale an unusually costly stone, called the Eye of Paradise. It came from India; an English adventurer had brought it with him from there; it had been procured by somewhat questionable means. However that might be, the Eye of Paradise was the most beautiful and pure stone of its kind in Europe. The Grand Vizier was willing to pay a gigantic price for it; but before this treasure vanished once more into the Orient, the Amsterdam merchant enquired of all the great princes of Christendom if none would bid higher than the heathen.

Once when the Götz ladies were lauding Karl Alexander's presents, Süss mentioned the Eye of Paradise, which was now for sale. The man who should present his lady with such a gift would prove that he truly loved her; whoever bid such a price, on him no lady's favour would be squandered.

It happened as Süss had wished. Demoiselle Elisabeth Salomea spoke lightly but appreciatively to the Duke about the Eye of Paradise. Karl Alexander asked Dom Bartelemi Pancorbo about the stone and how much it cost. Eh, that would certainly be a diamond of great price! exclaimed the Portuguese in his husky voice, and stretched his neck yearningly out of his gigantic ruff. But what it cost! And he named the price which the Grand Vizier had offered. One could have bought five castles and the accompanying villages with it. Karl Alexander drew back when he heard the monstrous figure, and did not give the commission.

He guessed, he knew quite well, who had inflamed this covetous mood in her silly, blond head. But he was no fool to throw away good money—how much land, how many soldiers one might purchase with it!—on a woman, whom at any rate he could if he liked fling on a bed; and no one dared blame him for it, after spending so much in time,

gallantry and presents upon her. The only thing was that now the Jew would take him for a niggard and miser. He would, in his impenetrable smooth, scoundrelly way, put such freaks in women's heads, so that he, the Duke, should stand before them, a miser and a Harpagon. His lust, too, was rising high. Death and damnation! Could a woman do with pleasure the will of any one who stood before her like a filthy miser? He summoned Dom Bartelemi, and gave the exultant man the order to obtain the stone.

But alas, when, hurried and desirous, Pancorbo reached the merchant, the stone was sold. To whom? The merchant did not know. Without troubling to bargain, a middleman had excessively over-bid the offer of the Grand Vizier.

"All the better," grinned the Duke, related the affair to the Götz ladies, and regretted that he had not been able to give them the pleasure.

Two days later Süss presented the Eye of Paradise to Demoiselle Elisabeth Salomea. It was a present costly out of all measure; in the whole of Western Germany it was spoken about; young Transport Officer Götz was in greater perplexity than ever.

Süss appeared without being summoned before the dark-browed Duke. In the style which Karl Alexander was accustomed to practise, he lauded impudently, unctuously, garrulously and in great detail the prepossessing charms of the Demoiselle.

His clenched fist upraised, raging, Karl Alexander stamped, massive and threatening, against the Jew. The latter stood and did not stir, but gazed at him.

But Karl Alexander restrained himself, panting hard. "We are quit, Jew!" he said at last, hoarsely.

But the Jew was silent. And the Duke knew that he was not ransomed.

II

MEANWHILE at the headquarters of the Lord Bishop of Würzburg they had engineered a remarkably fine, intricate plan. After the model of the administration obtaining in the Austrian Netherlands, Württemberg was to be divided into twelve military constituencies. The commander of each should be given a regiment of soldiers, the officials should be immediately under his control. That meant the complete military control of the country, the legalization of a military autocracy.

Karl Alexander worked ceaselessly, feverishly; held conferences, wrote countless letters himself, visited the troops. He flung himself into the Catholic plot as into a healing bath. The bleeding and cupping prescribed by the doctors, Breyer and Seeger, had not helped him when his dull rage at the Jew had sent his blood, thick and heavy, to his head. Now he had a vague feeling that in the Catholic plot he might find freedom, deliverance.

The Duke was not in the least pious. God knew it was not the Divine Mary on whose account he had gone over to the Roman Church, but Marie Auguste of Thurn and Taxis, and a sackful of ducats. But in spite of his occasional jests in the free-thinking vein, he was not inclined to a convinced and thorough-going atheism *à la mode.*

Now his languid faith became earnest, grew a core. Before, his religious protestations had been nothing more than political means, the practical preliminary conditions of a military autocracy supported by Vienna and Rome, at the best a decoration; but now the laboured-for absolutism began to take on mystic hues. He saw himself in the service of a great, divine idea; the power for which he strove was something holy, the struggle for it the service of God

To the joy of his confessor, Father Kaspar, and his friend the spiritual prince, he became visibly more pious and strict in his observances.

The cause for this, which he would not admit to himself, was that in such service of God he saw the expiation for his strange, hateful, undeviating inclination towards the Jew. With sly casuistry, learned from the Jesuits, he persuaded himself that the Jew was necessary to him on political grounds, and that only for that reason did he tolerate his exasperating presence. But as soon as he attained his goal, he would knock the rascal on the head and lodge him in the tower. Sometimes he would say to himself that if he achieved a triumph for the Church in Swabia, God would certainly reward him and free him from his painful bond to the Jew.

12

ALTHOUGH Süss had been there before him, Karl Alexander was not able to withstand the temptation on his part, too, to try the Götz ladies, whom the Jew handed over to him with easy contempt. But, even in memory, he had not the expected pleasure. Ever more furiously attaching himself to the Catholic plot, soon he was totally neglecting the ladies. There they sat in humiliation; they could not conceal the cares which sat on their tender, pastel-like faces: the mother, in particular, aged visibly. The Transport Officer gnashed his teeth and could hardly contain himself. He thought seriously now of retiring to his estate near Heilbronn, and as he rose in the Duke's service his rage went with him.

But the sufferings of the lovely, blond ladies grieved most of all the dusky Otman, the mameluke. As usual he had lain before the door on the night when Johanna Ulrike had

come to the Duke, and on the worse one when had come Elisabeth Salomea. On that second night he had not slept; cowering by the door he had listened keenly for the faintest sound, and when Elisabeth Salomea left the castle, his impassive face was transfigured suddenly behind the back of the Duke, who was noisily conducting her; and he glared at Karl Alexander with such savage, animal-like hatred, that in involuntary fear the Duke humped his back.

The Duke's dusky servant knew very well how things were. He knew from whom Elisabeth Salomea had had the Eye of Paradise, and he knew what her possession of it signified. Strangely enough he did not hate the Jew for this; he even felt a curious satisfaction that this man, and not a Christian, had had her first. And all the deeper was his consuming hatred of Karl Alexander.

The Duke treated his mameluke like a good dog. He believed, too, that his servant understood his affairs no better than an animal, and he had no secrets from him. Wherever Karl Alexander was, Otman always stood, sat, leant, crouched cowered, or lay in a corner; even at night he lay in the corner of the bedroom, or before the door. But he could piece things together better than the Duke guessed, he kept his eyes and ears open, and even quite subtle things he could understand. In his impassive, noiseless way he appeared at times now in Süss's room; in his impassive, quiet way, lazily, he revealed this or that secret of the Prince to the Jew, which the latter could not and should not know. And then the two men would look at each other; the quick eyes of the one, now less arched than before, would sink into the still, beastlike eyes of the other, and in both would be the same savage, stubborn hatred.

13

Süss took advantage of a few quiet days to go to Hirsau. The white house now lay perfectly silent. Rabbi Gabriel spoke no word; the men greeted each other, but for the rest they never met. At last, after days, the Rabbi was compelled to speak: "I see your face, Josef, under flesh and bones."

"Have I become different?" asked Süss. And he added grimly: "Now in truth I look like a real Jew. Or am I still my father's son?"

"Suffering scratches the varnish off the face," said Rabbi Gabriel. "You have a look of suffering, you have a Jewish look. Your way is false, Josef," he said again after a while; "you must turn back over it." But Süss was silent; his face was impassive, and one could not have known whether he listened or not. Of the child they did not speak.

Süss went among the festively gay flowers which the child had loved; he stared at the pictures of the Cabbalistic Tree and the Divine Man, on which she had feasted her eyes; he stared at the pages containing the great, blocky characters of the Song of Songs, which she had loved more than the other books of the Bible.

Unexpectedly, in the forest, he encountered the President of the Church Council. Weissensee had applied himself again to his Bible Commentary, slouched about in his spacious room with the white curtains, had reflective conversations with Master Schober. Now he begged Süss to let him accompany him. When the Jew did not reply he took this for consent, and joined him. Slowly, on his guard, saying little, he went with him through the sun-flecked forest, and followed him, seeing he made no objection, through the flower terraces into the white house. They sat, mute,

in a strange embarrassment, in the room with the magic figures. Presently Rabbi Gabriel added himself to the company. There the three men crouched, round-backed, sad, weary. They recognized that they were old, they felt that life was leaving their bodies, flowing from them into the past minute by minute ; they felt it distinctly, physically, with a painful voluptuousness, like one who sick with fatigue stretches his limbs ; they felt each other's pain, and did not seek to hide their grievous lassitude.

Next day Rabbi Gabriel said good-bye to Süss. He was resolved not to return to Württemberg again. Süss was gentler, more ductile than usual. Much as he exclaimed against the Rabbi, scornfully as he rejected as weak spiritual nonsense his exhortation to retrace his course, he was always glad to know he was near. On the face of the thick-set, ugly man there was an afterglow from the child ; Naemi's dreams were behind his broad, not lofty, beetling forehead with the cloven lines of the letter Shin.

He stood with a divided mind beside the Cabbalist, and very willing to give and receive a softer word. But the Rabbi was morose and ill-tempered as ever. His books and Cabbalistic paraphernalia were almost all gone already. In his grumbling voice he gave the old servant this or that final direction. Then, his face towards the East, towards Zion, he spoke the prayer for the beginning of a long journey, reiterating three times the declaration of trust in the help of Jehovah. Once more he turned his troubled, grey, stony eyes upon Süss, growled, sharp and discordant, his last greeting : " Peace be with thee ! " Then he went, followed by Jantje, the stout, waddling maid-servant, whom he purposed to take back with him. Süss saw his broad, solid, rounded back in the old Frankish costume pass down the flower terraces, then vanish into the forest. Very

faintly he had hoped that the Rabbi would turn round once. But with his clumsy but steady, unerring step he tramped straight in front of him and away.

A few days later Süss and the old man-servant, too, left the white house. Now the tiny, foreign-looking building lay quite silent in sunny solitude. The rooms stood sad and forlorn ; the white windows, nailed up, looked forbidding and spectral ; the festively gay flowers rotted and no one tended them. The forsaken, strange, arrogant house gave rise to whisperings ; childish, blood-curdling legends were woven round it, and circulated as far as the capital. In the Blue Boar, the pastry cook Benz, his pig-eyes wide open, full of importance, whispered to the customers the latest mystery : in a wood his Hebraic Excellence had a hidden workshop where he worked magic. Out of the blood of Christian virgins, whom he cast after torture from the roof, so that they spitted themselves on iron flowers beneath, he brewed a devil's broth, by which he sought ever to retain the favour of the Duke.

The maid Jantje had had a cat, an old, dark grey, plebeian beast. Rabbi Gabriel could not abide this cat, and Jantje did not dare to take it with her on such a long journey. Considering who would look after it best, she hit upon Master Jaakob Polykarp Schober. The Master had often met Naemi when she was out walking, had spoken pious, respectful words to her, had also made a few, tentative attempts to convert her to his sober, earnest faith ; above all he had employed for this end certain fervent recitations of his verses. But when she rejected his advances with burning indignation, he had refrained and was content to refresh himself in a chastened spirit in her angelical beauty. When she at length was so suddenly torn from his sight the chubby man went about for days in the deepest, most painful

depression, pale, his childish eyes troubled, filled with self-reproach that he had not striven with greater zeal to steer her out of the false, poisoned dream of her life into the goodly ocean of God. He had been standing by the road-side with a wreath of simple flowers when the tiny coffin was carried out of the white house, and he was troubled to the very soul that the four gloomy men who bore it and who looked like dark and false prophets, would not accept his friendly offering. Cast down he returned to his house, took pen and paper and wrote a rhymed "Death Lament, entitled Naemi, for the late Demoiselle Naemi Süss, Jewess, but Virtuous," a poem which began with the verses,

"Now has unpitying death, the source of so much ill,
Ta'en tribute, too, of thee, Hebraic Demoiselle."

This poem he recited later to the maid Jantje, at which both shed heavy and bitter tears.

So the maid entrusted her dark grey cat to the good-humoured, honest man, and he accepted it willingly and with kind intentions. By this chance Süss encountered the Master. For a few days the Jew went about in intense restlessness and activity, before the house with the flower terraces should be forsaken and sink forever into white silence and oblivion. He stood among the tulips, before the wall on which the Divine Man and the Cabbalistic Tree were depicted. When he saw the Master he made him an imperious sign to approach, threw a few rude and arrogant questions at him. Jaakob Polykarp Schober, whom kindness could make shy and mild, saw in the violent and gloomy demeanour of the Jew a test and a temptation, before which he strove to banish to the remotest nook of his being his native cowardice. With pounding heart, panting but valiant, the chubby man turned

and prepared, the cat in his arms, to withstand the Sathanas, the Finance Director, with the good, sharp weapon of faith, and bring him to the right way. Süss, who knew of the Master through Magdalen Sibylle and had also been told of his encounter with Naemi, listened to him for a while in silence, not ironically as was his custom, but rather pensively, so that the Master began to have hopes and his zeal strengthened, with the result that his gestures becoming more violent, the cat escaped. While, without interrupting his fervent homily, he sought to regain possession of the cat, the Finance Minister seemed to come to a decision ; he suddenly cut short the Master, but mildly, and spoke of other things. He strove warmly to gain the young man's confidence, led him on. Thus very soon he came to know something of the Master's private circumstances and wishes, also of the iniquitous way in which he had been refused the post in the library.

To Schober's wonderment he did not show himself as the furious Holofernes that he was universally called. Patiently he let the garrulous young man come to his conclusion, showed interest in his verses, assured the gratified bard, after hearing that Weissensee approved of them, that the *poemata* would be guaranteed publication. The library post, he ended by saying, was definitely disposed of, but perhaps there was a way out, something else might be substituted for it. The very next day he asked Schober to call again and laid before him the proposition that he should enter his service as secretary ; for this, honesty and eloquence were necessary, and both the Master possessed in an illustrious degree. Jaakob Polykarp Schober saw himself thus entering in splendour, by a way opened by God, into the capital and the gracious circle of Sister Magdalen Sibylle ; saw himself in the Stuttgart Brotherhood, with the Holy Beata Sturmin

and the good, kindly Immanuel Rieger. He saw the possibility of speaking with pious urgency to the Jew, yes, even perhaps to the misled Duke; he heard all the angels in Heaven singing; and, radiant, he said yes. Then he searched for the cat which yesterday he had forgotten in his happy bewilderment, and carried heedfully the dark unlovely beast home in his arms.

But in Stuttgart, in the splendid house in the Seegasse, there was nothing of his hoped-for bliss; on the contrary his diligence in Süss's service brought him only distress and confusion of mind, for Süss dictated to him documents of the most dangerous nature, which even to the most guileless must plainly reveal the whole black plot for the destruction of Evangelical and Parliamentary liberty, papers in which every line heavily compromised the Duke and the Finance Director, documents which put into the Master's hands the most secret, important, crucial details of the Catholic plot.

Within the unhappy Jaakob Polykarp Schober everything turned and whirled in confusion. Süss dictated his black, infamous plots with a smooth, impassive brow and voice; surely he must put boundless confidence in his secretary! Schober was bound to him by his office and by duty. Should he now go and break his word, betray his knowledge, coldly prove false to the Jew's trust in him? He was only a Jew, certainly; but then would not every knave and villain have a right to call him, Schober, a scoundrel and a double-tongued rascal? But if on the other hand he looked on in silence while the faith and liberty of his country were being craftily and shamefully strangled to death and hundreds of thousands of Evangelical souls were being cast into the abyss, the last gulf of hell, would he not then be still more a villain, one of the damned?

The Master was rent and torn by all the hounds of doubt.

He had thought of himself at Hirsau as one chosen, when he had felt the faint hope that God had put his hand to the lever of great destinies and of redemption. And now his audacious, presumptuous wish went in such a gruesome, dubious way towards its accomplishment, that he could save the hundreds of thousands of Evangelical souls in Swabia only by a renunciation of his own. He went about in misery and shivered like a shorn dog. His fat fell from him; a sudden flush of heat would run over him during the day, followed by cold sweat; at night his misery kept sleep away; he would start up, stumbling over the old, unsightly cat, and run to and fro groaning.

14

BRUSQUELY, hardly concealing his displeasure, Karl Alexander dismissed from the private sitting the gentlemen to whom he had entrusted the conduct of the Catholic plot. With an impatient sign he told the Jew to remain. "You have said nothing at all, Jew," he said accusingly to Süss, who waited courteously.

"It was not worth while to reply," retorted Süss, and with a slight shrug wiped away what had been spoken at the conference.

Karl Alexander groaned softly, lifted with his clenched fingers the table at which he sat. Hell and fury! It was damnable, but the Jew was right.

Once more the latter took up his secret thoughts for him and formulated them. "The gentlemen dance about," he said in his insinuating, jeering voice. "They manage details, spin threads, but they have no eye for the whole. What do *they* know?" And his tones consigned them to the nethermost regions of incapacity and stupidity. "As if it all could be done by threadbare lawyers' tricks, stealing

a comma here and a full stop there from the Constitution. What miserable shabby shopkeepers' dodges! A rescript, only one, would be enough. 'We, Karl Alexander, Duke of Württemberg and Teck, take the right which God gave us and which cunningly, maliciously, and seditiously has been stolen from us, back to ourselves again. From this day we are in reality ruler of the country. We are Württemberg!" But before that these poltroons draw back with their tails between their legs. They cannot understand this, they shake their heads and become thoughtful and tongue-tied, and can only say 'Oh!' and 'Ah!' and 'But!' The thought is too simple for them, too great, too princely, too royal."

In spite of the dull anger which Karl Alexander nourished against the Jew, he felt again that only he understood him, that only he knew what was what. In reluctant, sullen wonderment he said to himself that only through him and with him could the Catholic plot be carried to a finish. Whatever Süss took into his strong, uncannily capable hands, he kneaded as if by magic till it was round and adaptable. Before his fanatical, smouldering fire, the valiant and scrupulous labours, the fidgetting and plotting of the others and their half-successes, seemed ridiculous. But after all, what did these others know? For them the Catholic plot was a business, a task, perhaps a praiseworthy task. But that in truth it was much more, that this *coup d'état* was his, Karl Alexander's, life and meaning—that only he and the Jew knew and felt.

For this the project had gradually become transformed in his mind, thus under Süss's urgent and pressing incitements it had burned itself into his blood. First it had been for him merely a political matter, sinews of power, a decoration, nothing more; then it became a mystical thing, a longed-for

deliverance out of bondage, a religion. Now it had been transmuted into his very life, his blood. He would now—that was the meaning, the crown of his plan—he would now become the country itself. Not a servant or a prince of the country, not a law-giver or military leader: all that was wretched illusion and nonsense. He would subsume in himself the whole country, would so interpenetrate it that he would be the country itself. The country could only breathe when he breathed, move when he moved, be still when he was still. This fancy became to him almost physical, corporeal. Stuttgart was his heart, the Neckar his great artery; the Swabian mountains were his breast, the Swabian forests his hair. He was Württemberg, corporeally; Württemberg nothing but him.

Such a great, such a sweet, burgeoning, living change could not be engineered by petty lawyers' tricks. Was that his own thought? Or had the Jew uttered it? In any case now Süss went on: "It must be done in one blow, in one inspiration. It must happen in such a way that one morning the country will awaken and quite simply be planted and grounded in its Duke, in its prince by divine right; nothing but its prince's skin and flesh and blood. No petty bickerings and skirmishes, no stupid, pitiable hesitation and dubiety before it happens. No, it must come obviously and naturally, as a bud springs open when it is ready."

Yes, yes, yes! The Jew was right. It was impossible, unimaginable, that there should be disputes and discussions about it. For then he would be a Merry Andrew, a clown and coxcomb, and his whole life an empty, inflated bladder. But they did not grasp this, Remchingen and Fichtel and Pancorbo. They were faithful servants, good officers, and adroit diplomats; but they had not the genius, the something living, to grasp a thing so wonderful in its com-

plete, sacred inevitability. That—it was the very devil, it made one's brain boil, but it was simply true—that only the Jew had.

All this was not said in so many words by the Duke to the Jew. But it flowed in waves from the one to the other, it pulsed, unuttered, between them. So it had always been during these last weeks. There was one life in them; in silence the Jew answered with deeds the unspoken questions and demands of Karl Alexander; it was as if one breathed out the air which the other drank in; they were parts of one body, inextricably bound.

Always more madly the Jew had goaded the Duke on in his illusion of godlike power, in his measureless Cæsarian dream; had burned all his smouldering, fanatical fire into his blood. The corrupted prince sought greedily for corroboration, for fresh, wilder instigation, in the Jew's uncannily comprehending gaze. Sometimes, it is true, he emerged for a moment out of his fever, reconsidered whither this strange, bewitching companionship would lead him. It was unimaginably terrible to have beside him all his life such an uncanny reader of his blood and most secret thoughts. One hardly knew oneself how much muddy and poisonous stuff was buried deep down in one's heart; one struck it down when sometimes it thronged up, and did not acknowledge it even to oneself. Another man in whom so many of his own dark thoughts were transfused; no, it was not to be thought of that such a one walked in the common day, in the light, lived. Now he needed him, the plot could not be carried through without him: the conference to-day had only proved it again. But once it was accomplished, he would silence him; he would entomb him in one of the deepest dungeons of some fortress, as one buries from the light the wild, destructive, arch-evil notions of one's own heart.

He looked across to the Jew, mistrustful, full of hatred. Did this man know already of these thoughts of his? "Set out the rescript, then, as seems good to you," he commanded. Süss bowed courteously, full of diligence, while the distraught prince breathed heavily. But his eyes were veiled in scornfully, insatiable anticipation, sure of its triumph.

15

THE country groaned in a state of suspense and anxiety which could hardly be longer endured. It was clear that the Catholics were almost ready with their preparations and that any day the blow would fall. On every side the people were menaced; this left no more ground for mere conjecture; even the most careless had it forced upon them. Near the frontier soldiers from various foreign states were assembled, Bavarian soldiers, Würzburg soldiers. The Committee of Eleven had definite information that nineteen thousand auxiliaries from Würzburg alone had been assigned to the Duke; their advance guard lay ready at Mergentheim, the seat of the Teutonic Order of Knights, waited there for the order to advance. In the country itself, too, the number of soldiers increased who spoke foreign dialects, Bavarian, Frankish. They marched at night in small divisions. The Ducal castles and forts were bursting with troops. All the fortresses, Asperg, Neuffer, Urach, Hohentwiel, the strongly fortified castle of Tübingen, were being put in order with all the arts of modern strategy; the bad road on the Asperg had had to be improved by the forced labour of men who worked day and night. A beautifully-organized news-service which employed certain couriers, maintained the communications between the various fortresses. The powder mills of the country, chief among them the enlarged factory of Hans Semminger, worked day and night, preparing

shot and powder. In endless transports cannons and munitions went past; when they saw the mysterious trucks, the people supposed that they contained rosaries for the approaching conversion of the land; but it was beads of another kind that they held!

This open menace to their faith goaded even the most peaceable out of their submission. Everywhere arose conventicles and secret societies for the maintenance of Protestantism; citizen and peasant provided themselves in secret with weapons; the considerable corporation of shoemakers and coopers in the capital borrowed rifles and muskets from their guild-fellows in the free city of Esslingen; from Stuttgart arsenal itself weapons vanished several times in great number and by mysterious ways; the most peaceable petty burghers, however, would show their friends hidden weapons, smirking, and with anxious pride.

On his side the Duke imposed a severe course of drill on the Stuttgart militia, a body of cavalry. The commander of this, the strongest regiment of militia in the Duchy, was Major von Röder, an officer belonging to Karl Alexander's most intimate circle. He was a good Protestant, and at the same time Remchingen's best adjutant in the military organization of the Catholic plot. This dense, one-idea'd man found the planned *coup d'état* quite in order, did not understand the fuss people made about it; could only see in their discontent sedition and bad-will. If the Duke wanted to give the Catholics more liberty, well, why not? The country was large, there was space enough for churches. Constitution? Parliament? Freedom? Nonsense. Conceit and discontent of those who wanted to eat more and work less. What were they crying out for? He was himself, by God! a good Protestant, and yet nobody had ever troubled him. Everyone could go to church, when and

how he pleased, and the black-frocked gentlemen—so he called the prelates and preachers—made a big enough song, without bothering the Duke and his Cabinet with their intrigues. The world was very simple. One only needed to have a little good-will, be faithful, be brave, and above all be obedient to one's divinely-appointed prince. It was remarkable that in spite of such opinions, his intimate friendship with the Duke, and his prominent part in the Catholic plot, Herr von Röder was loved by the people. His rough, banal jokes were repeated, anecdotes of him which showed a certain boorish joviality became popular and elicited approving laughter. At any rate, as appeared from time to time, the entire sympathy of the people was given without obvious reason to this massive man with the low brow, the hard mouth, the formless hands forever gloved, the brutal, cutting voice; he was beyond question the most popular officer in Stuttgart. It was only thanks to his popularity that the institution of intensive drill for the city cavalry did not lead to riots.

Meanwhile the whole city lay in suspense. The higher authorities of the Church ordained a week of humiliation and prayer. Many made their last testament. On Sunday such a multitude thronged to partake of the sacrament that the churches remained lighted far into the night.

In their distress and need the burghers decided to send one more deputation to the Duke, to make representations to him earnestly, but with the due humility of subjects. So as not to exasperate him, they chose no member of the Committee of Eleven (whose very appearance sent him into a fury), but three quiet worthy citizens, of established name and good parts. They journeyed to Ludwigsburg, where the Duke was pressing forward his preparations. Before they ventured to approach the castle, they took a bite of food and

a glass of wine at the inn. One said : "This is poor preparation for such a hard job." "If the Duke's temper is as gloomy as the sky to-day," said the second, "then there will be no sun for us." "God's will be done!" said the third.

Before the door of the chamber in which Karl Alexander received them crouched Otman, the dusky servant. He heard within the Prince's voice, thick with rage, hoarse : "Heretics! Murderers! Traitors!" Then feet stamping, gradually ceasing. In a few minutes he saw the men coming out again, first two of them, very soon the third also. He saw how horrified and disordered they were, and he gazed after them with his great, brown, animal's eyes, and smiled deeply and softly. Hastily the men stumbled down the stairs, and sprang into the waiting coach, not giving themselves time to rescue a cap which had fallen off the head of one of them. They sat taciturn during the journey ; only the oldest prayed once aloud and in great distress. "Lord God of Sabaoth, out of the depths we cry to thee. Send us help from thy mountain!" In Stuttgart many awaited the return of the deputation. When the crowd saw the men's faces they dispersed with hanging heads and heavy hearts.

Very different from that of the Ducal towns was the protest of the free cities against the plots of the Catholics. In Esslingen especially, Karl Alexander was now cursed and execrated openly and every day. Here was a great colony of emigrants from the Duchy : of the oppressed, the unjustly pillaged, the banished. Johannes Kraus had fled here, young Michael Koppenhöfer was here, and old Christoph Adam Schertlin, whom hate held more upright than ever. Here was gathered the consuming, heart-burning contempt of them all, shown in their glowing,

smouldering speeches, full of hatred. The few supporters of the Duke shut themselves apprehensively within their houses; an occasional Catholic travelling through was cudgelled. Transport Officer Fischer, earlier Treasury Fiscal, father of Sophie Fischer, a discarded mistress of Süss—Transport Officer Fischer, who was in the town on business, was almost lynched by Esslingen's burgher sons, after they had howled for a while round his hostel; it was with great difficulty that the city guard managed to save the terrified, half-clad man, and to conduct him with all haste, stumbling on his fat legs, to the city boundary.

It came to open scandal and open conflict with the Duke on the Sunday of the week of prayer. In the night before, several youths, unmolested by the police, who turned a blind eye on their doings, had bound on the pillory two straw effigies, representing the Duke and the Jew, and written on them certain disrespectful and lewd comments. All Sunday the whole city, from the grey-haired elders to the schoolboys, regarded the scarecrows, laughing, groaning, booing, shouting, whistling, slapping their thighs. Towards evening a bonfire was prepared, the effigies were fastened to a stake, smeared with mud; a few copies of the picture in which the Duke stormed Belgrade with his seven hundred halberdiers, were disposed in a row, and the whole was finally ignited with mock ceremonial. The effigies blazed up, and the delighted people shrieked and yelled, and danced to and fro in panting, howling enjoyment.

Among the crowd stood young Michael Koppenhöfer; his keen blue eyes in his brown face burned with enthusiasm; he breathed deeply: Oh, that all tyrants might end thus! In the crowd also stood old Christoph Adam Schertlin, his voice rattling deep in his throat, his cane beating against the ground, rhythmically as if in a dance, his mummy-like,

brown, wasted face lighted up with wild hate. And in the crowd, finally, stood, beautiful and alien, the wife of Johann Ulrich Schertlin, the Frenchwoman, the Waldensian. She was poorly clad; her husband was now quite demoralized, a homeless drunkard; but she carried her face with the little, red mouth as high as ever. From her oval eyes she cast contemptuous glances on this wildly shrieking crowd who burned the effigies and bowed their backs in front of the originals. The woman next to her said a few words; she looked down at her, distant, contemptuous, said not a word, and slowly left the square with superb and arrogant steps.

16

IN the large, sober, bare chamber of Beata Sturmin there sat, grouped round the blind seer, Magdalen Sibylle, Johann Konrad Rieger, the preacher, his brother Immanuel, the Transport Officer, and Master Schober. Magdalen Sibylle wore a light grey dress, the stuff very expensive, the cut and style very plain. She had become more comfortable, the keen blue eyes were duller, the brown cheeks slacker, all her limbs more languid. Slightly fat, complacent almost, she sat now, a bourgeoise, and listened attentively to the preacher who told of his yesterday's sermon, of its mighty effect, pleasing to God, and who repeated passages from it, in a sonorous and practised voice.

Jaakob Polykarp Schober sat timidly in a corner. The poor, hunted man, suffering on account of his ambiguous position with Süss, sought here a little peace from his unrest. From his corner he gazed at the preacher, who strode up and down declaiming, satisfied; he looked from him to the blind seer, who—mild grey, colourless—crouched and listened; he looked from her to Transport Officer Immanuel, who hung full of reverence on the words of his

great and important brother. But he saw, too, from his corner, how with all reverence the eyes of the meagre, timid man, whose moustache could not hide his insignificance, gradually left his brother, glided over to Magdalen Sibylle, and paused with dog-like humility on her as she sat there, comfortable, almost matronly, her big, rather plump and yet childlike hands resting in her mighty lap over the ample, silver-grey dress. He saw that humbly yearning look, he read that look, and gradually he saw a way to mollify a little his pangs of conscience through a difficult action, but one pleasing to God. Had he not on account of his honourable and submissive deference to the demoiselle during the long Hirsau years a certain claim on her? But he would submit his will, he would, hard as it was, give no more rein to his wishes; he would resign his claims, and leave the way open and free for his brother Immanuel Rieger.

Meanwhile the clergyman had finished his narrative with excerpts, and then happened a curious thing. Magdalen Sibylle said, and this simply as if it were a matter of course, without affectation or shyness, that, spurred by the example of their dear brother Jaakob Polykarp Schober, she, too, for her part, had written verses. And now she would read her *Carmina* to the pious brothers and sisters. What she read was lame, melancholy, banal, empty, shallow, moralizing doggerel. But the hearers did not remark anything of the tediousness of the verses; their homely natures were genuinely moved; and tears of sensibility and admiration fell from the eyes of Transport Officer Immanuel Rieger and wetted his moustache.

When they left, the Master attached himself to Immanuel Rieger. The latter rhapsodized in his timid, helpless way over Magdalen Sibylle. Then Schober pulled himself together, swallowed hastily, and deeply moved, revealed to

the other his resolve, his renunciation. The watery eyes of the Transport Officer grew wet; in his thin voice, almost inarticulate with emotion, he asked his friend if he thought, then, that there was any possibility: if he lifted his eyes to her would not that great, sublime, illustrious woman look at him, in astonishment and turn away with disapproval from such presumption? But Schober thought he might comfort himself, and this made the poor man happy.

Magdalen Sibylle listened to his stuttered proposal gravely, but not unwillingly. She asked for time to consider, then set herself to reply in verse. Sitting at a writing table, waiting on rhyme and metre—thus now her happiest hours were passed. This carried her away, lifted her up, led her on. Vaguely somewhere in her mind she thought: In the beginning was the Word, and the Word was God. How sweet to let oneself be carried on the flood of words, to swim on rhyme and metre in an endless dream, to sink in the Godhead! The world was without order, without authority or reason; it was savage, stupid, senseless, filthy. Here were meaning and reason and purity, here one glided gently over all this disintegration, over slime and menacing abysses, rippling, softly dreaming. The heat which once had poisoned one's blood evaporated, harmless, lukewarm, comfortable, in the smooth alternation of lines. The peaks and the abysses of the world became a uniform plain, dwindled into flat, very correct Alexandrines.

So she sat to-day replying to Immanuel Rieger. Her thoughts and languid inspirations swayed softly up and down, shaped themselves at last, in a wordy, prolix, serious, very bad poem, to an affirmative at first hesitating but ever growing more assured. The rhymes set forth at length and circumstantially all the arguments for and against,

passed on to the questions of freedom and responsibility, and lauded order, law, peace, the need for strict limitation.

There came, in fact, while she set down those adroit, collected and ingenuous observations, a moment when suddenly rhyme and metre deserted her. Her limbs relaxed in an unending, melancholy weariness; she saw full, quick eyes fixed hotly upon her; felt herself deliciously bathed in the tones of an urgent, intimate voice which went over her like good warm water; and for a second she knew what a poor, empty sham her silly poetizing was. But quickly she put this thought aside as an evil temptation, and with gloomy resolution, with an almost fanatical passion of sobriety, she wrote the poem to the end.

Such a marriage for Demoiselle Weissensee, even though, naturally enough, her dwindling into a bourgeoise had shocked people, was everywhere greeted with amazement. The Duke was furious that now for all time he would have a stupid, insignificant pedant and subaltern officially sitting at his table. Nevertheless, it did not make him miserly, and he presented them on their betrothal with the castle of Würtigheim, renowned for its fruit culture. Even Süss was startled out of his obsession, which brooded always on the same thing. This was the world then; stupid, small, empty, sour, pitiable everything showed itself at heart which at first had glittered and seemed so strong and so sweet. Had not this woman too, moreover, been trampled by Karl Alexander into the slime, into wretchedness? Well! it had not been his intention, but in the end he would certainly rid the world of an evil and dangerous animal, if he only followed his private impulse. Not the slightest idea that he had any share in the demoralization of Magdalen Sibylle occurred to him. He ordered the mare Assjadah to be saddled; arrogant and in great splendour he rode to

Magdalen Sibylle's tiny castle; a gloomy, savage greatness went out from this man who, embittered and worn with passion, displayed his gallantry for a last time before the lady. Magdalen Sibylle emerged with difficulty, and only after days had passed, from the deep agitation caused by this visit of congratulation.

The Duchess said to Weissensee—the words came nimbly, lightly mocking out of her tiny, red, pouting mouth—"You do not seem pleased, your excellence, with Magdalen Sibylle's choice!" And suddenly turning upon him her elegant, lizard-like face which shone palely like an old and fine marble under her gleaming black hair, she smiled maliciously: "Should she have married the Court Jew, perhaps?"

"Yes, your Grace," said Weissensee. "A hundred times rather." And it sounded so bitter and frantic and so like a cry in the mouth of that fine, amiable man, that the Duchess looked up inquiringly and a little embarrassed. And after a short pause she began to speak of other things.

17

IN the ante-room Chamberlain Neuffer closed the door behind Süss as the latter entered the Duke's cabinet. Behind the Finance Director's back the Chamberlain became in a moment hideous, almost unrecognizable; the formal, lackey-like gravity of his face changed into brutal, crude, impotent rage. The Jew! Always the Jew! Certainly once, as Neuffer undressed him, the Duke had broken out into a fit of senseless, foaming rage; he would cast the Jew in prison, put him in chains for three years, and then hang him. But that had not changed anything. The Jew was and remained regent of the country. The Duke

swore at his counsel, praised that of the others; but when it came to a point he only did what the Jew suggested.

In the other corner of the ante-chamber, on a rug, crouched the Turkish servant. He had seen quite well how the Chamberlain's face had for a moment lost its mask, and inwardly he was amused by the downright exposure of his Christian colleague. But he remained silent, crouching like an indolent animal, his face impassive.

Meanwhile Süss took counsel with the Duke. In two days the conspiracy would be sprung; all the preparations were finished. Officially the Duke would be on tour; in his capacity as Field Marshal of the Empire he would go at first to inspect the fortresses of Kehl and Philipsburg, then on account of his bad foot to Dantzig, to consult the physician Hulderop, the greatest orthopedist of his time. For the period of his absence Karl Alexander had appointed a regency; among the chief in it were the Duchess—who played her rôle with great gravity—the ministers Scheffer and Pfau, the State Councillor Lanz, the generals Remchingen and Röder. This regime should carry through the *coup d'état* in Karl Alexander's absence; after seizing all the strategic positions in the country they should proclaim by law the equality of the Catholic religion with the Protestant, disarming of the burghers, the deletion of certain clauses in the Constitution, imposition of church fees, compulsory handing over of all silver to the Ducal mint, and more measures of the same kind.

Süss once more summarized the issue; the accomplishment of the project in a single night without friction or conflict. Karl Alexander would leave the country as constitutional prince; he would be called back in a few hours as absolute sovereign. If the accomplishment of the plan were drawn out, protracted, if friction, opposition, bloodshed

intervened, then all was lost, and the doubters and croakers would have been justified. For they had strained the Constitution so far, that it could bear nothing more; all the arts of Jesuitry could extract nothing more from it. There only remained one thing, to break it, and that could not be done gradually; only by one stroke could it be accomplished. If that miscarried in the very least, then the very fact of their employment of force demonstrated how much they felt themselves in the wrong; the *corpus evangelicorum* would fall upon them, the restrictions of the constitution would then become still more unyielding and severe. If conflict once set in, then the constitutional party had too many and too powerful supporters in the Empire The country would only acknowledge a successful surprisal; the one party grinning, the other gnashing their teeth. Hitherto he had always been for gentle, gradual measures, when the others were for brutal directness; in this case there was only one choice, open, impetuous, decisive action, which might spell either success or disaster.

With inexorable logic, objectivity, clarity, Süss elucidated all this once more for the Duke. More fiery and eloquent then, he went on to say how impossibly circumscribed the idea became, the great idea of the godlikeness of princely power, when once it was plotted and nibbled away by disputes and legal tricks and petty skirmishes with the citizen guards, and ridiculous, miserable wrangling. Here in truth, it was a question of all or nothing. Either the Duchy returned back naturally into the person of its prince, or this stuff was too poor for the great idea to work itself out in.

Karl Alexander was filled with dull anger. The Jew was right, as always, and he had spoken well. But how abysmally he could see into one! Yes, he must go, he must be cast for ever into darkness! And what had he

said just now : this stuff was too poor for the great idea ? What stuff ? It was of course impossible that the project should miscarry : but all the same—what stuff was too poor ? The country ? Or did he dare, did the Jew dare, even to hint it ?—or he, the prince ? Of course he dared ! Behind his courteous, deferential mask there was concealed, scornful and peering, this impudent, supercilious, exasperating doubt. The shameless, pert rebel ! He was a hundred times worse than the stiff-necked, intractable imbeciles in Parliament. They were confirmed asses. But this smiling, courteous Jew knew, and his grinning, unashamed doubt went like poison into one. He must go ! Into darkness with him ! Forever into the darkness !

" Has your Highness decided the password yet ? " asked the Jew in unmoved, objective tones.

" Yes," replied Karl Alexander, terse, brusque, military. " It is : *Attempto !* "

Pleased and surprised Süss looked up with a faint, appreciative smile. " *Attempto !* I dare ! " that was an insolent, a daring witticism : it was almost genius. " *Attempto !* I dare ! "—Eberhard the Bearded had said, and first among German princes had given his land a constitution. " *Attempto !* I dare ! " was the sublime inscription on the arms of this prince, the trunk of a cedar, which he had brought home with him from the crusades. So his picture hung in almost every house in the Duchy. With this gallant motto he had given away the greater part of his power and reinstated it in the people. Those in the country who knew no other word in Latin understood this word *Attempto ;* for it was the cornerstone of the constitution and of all civil freedom. And this same " *Attempto !* I dare ! " Karl Alexander chose now as watch-word, to destroy this very Constitution founded by his ancestor, to seize again the

ancient power, to set in place of the most finished democracy a naked absolutism! That showed as much spirit as wit. This Karl Alexander had something in him, after all!

Elated, his breast swelling with keen pleasure, Süss went home. He had made this man, lighted the flame in him, kneaded out of a hot, sensual, brutal piece of flesh—a prince. Oh, his way had been the right one. How crude and simple it would have been to have sprung at his throat that time! Now he had fattened his victim, had raised it up, made it conspicuous and worthy. A famished animal is displeasing to priests as to God. The victim whose blood he proffered now could stand the test.

He walked up and down in his study, excited, elated; all the candles blazed, in the adjoining rooms as well. What had Rabbi Gabriel said? At every feast you give for the dead, they arise; they hover round every image you dedicate to them, listen to every word that tells of them. With all his thoughts, with his blood and his nerves, he had called upon the dead; but she had not come, and only in twilight and dusk could he divine her presence. Now he was preparing a sacrificial feast for her, which would compel her to arise. He would not only offer her the Duke's body; his soul, too, he had so prepared, that it should separate itself from the flesh just at the moment when it exulted in the flower of its arrogance. And the soul of the haughty was incorporated in fire; in fire it palpitated, torn into a thousand pieces every second, through a new eternity. Rise up, Naemi! Arise, child, my dearest, my purest, lily of the valley, arise! The monument of a shattered kingdom I set up for thee, a prince I offer thee; a soul I incorporate in everlastingly palpitating fire! Thus I call thee Naemi, my child! Arise! Thou dove among the secret places of the rocks!

Let me see thy face, let me hear thy voice! For thy voice is sweet, and lovely thy presence.

He paused, collected himself. All that had still to happen. He did not desire, in no circumstances did he desire, that it should seem that in his affair against Karl Alexander he was actuated by any wish for personal security, or even that he derived any advantage from it. In his own mind and in that of others, he could not suffer the least suspicion of this nature to arise. If any profit accrued from it, that was secondary importance, neither to be sought nor avoided; any gain for himself he would in any case discount in advance. He was there to feed the heart of this prince, Karl Alexander of Württemberg, until it was fat and haughty, and, when it swelled and strutted in its fatness, to crush it. For this sacrifice, this act of expiation, he was there. What came afterwards, oh, how far away that was, and how unimportant!

He commanded Master Schober to come. The latter appeared, terrified, disturbed out of his sleep, apprehensive lest the Finance Director should goad his conscience still further with new commissions. Unhappy, clad in a trailing dressing-gown, for Süss's command had given him little time —he stood before his master with round, frightened, childish eyes. Süss was merry, complacent, amiable as he had not been for long. He asked after the Master's poems, and how it was the edition was so long in coming out: the money had been sent to the printers weeks before. "Has your Excellency condescended to sleep well?" asked the parrot Akiba. The Master stuttered something: he was at present making corrections, and in two or three weeks the poems would be printed and ready. Suddenly changing the subject, Süss laid his hand on the Master's shoulder, his lips pursed in a sly, pleased smile, and he said confidentially, jovially: "Devil take it, you are a bad Protestant, Master!"

And as the trembling man only stammered inarticulate words, he went on: "With my Jewish calculating morality, I would have said in your position: If I betray the Jew, then I betray only one man and only a Jew at that; but if I do not betray the Jew, then I betray a million evangelical Christians. And then I would have gone and told the story from beginning to end to Sturm or Jäger, or at least to somebody in the Committee of Eleven. I must say, Master, that you are of a fidelity and discretion that stink to the heavens."

Jaakob Polykarp Schober stood shaking amid the bright candles, hardly daring to wipe away the deadly sweat which broke out on his white, fat, childish face, and stared with round, shocked, childlike eyes at the Jew. "Now you fancy I am crazy?" the latter asked after a while, good-humouredly. "No, Master, I am not in the least crazy," he said, drily; and again, after a pause, "or at least no more than everybody else."

It was as still as death in the bright room. Outside they heard the beat of the night-watch's footsteps. Süss had seated himself, and though the room was overheated, crouched as if almost freezing; he seemed to have forgotten Schober, who stood motionless, in a strangely crumpled-up, uncomfortable attitude. Unexpectedly he began again: "I will help you out of your dilemma. Go to the gentlemen in Parliament and say to them: the time is the night of Tuesday, the password '*Attempto!*' and if the gentlemen wish to avoid bloodshed, and to disable the whole project like a marionette when the wires have been cut, then they should send a deputation on Monday evening to Ludwigsburg. The mameluke will await them at the side entry of the left wing, and will take them to the Duke."

While Süss in a calm and business-like tone spoke thus,

Schober's eyes were almost starting out of his head with strained attention, excitement, and lack of understanding. "There is one condition," Süss went on, with the same business-like coolness, "and this condition you must swear on your oath to observe; that no human soul will ever come to know that I have said this to you or that I sent you."

"Your Excellency," stammered Schober at last, "I do not understand this; I do not understand this at all. I am very glad that the Lord has spoken to you, and that you wish to save the Evangelical faith. But if the heretical project comes to grief and no one knows that you have thwarted it, then, with your grace's permission, the Estates will take criminal action against you first of all. I am not strong *in politics*, but *then* the Duke will not be able to protect you."

"No, the Duke will not protect me," said Süss drily. "Let it well alone, Master," he proceeded, gentle, mild, almost paternal. "The affair is too curious. A Catholic Duke wants to turn a Protestant country Catholic, and a Jew would rather go to a criminal's death on the gallows than permit it. You could not make rhyme and reason out of that, even if you were twice as much a poet and magician."

Reeling and giddy, his knees trembling, Jaakob Polykarp Schober slunk, his dressing-gown trailing after him, through the dim corridors of the house. His excitement kept him pacing his room until morning. He could not see his way clearly; everything was indecisive, unreal. But one thing was certain: God had distinguished him, after all, had chosen him out. He trailed through the room, restless; the hem and the tassels of his dressing-gown swept the floor. The old grey cat awoke and accompanied him. It was a spoiled old cat, and wanted to be taken into his arms or

laid on the bed, as often before, and it mewed. But he went backwards and forwards and did not hear it.

As soon as the Master had left, the Jew stretched himself and yawned, showing his strong teeth. Over his desk hung a portrait of the Duke under which with his own hand Karl Alexander had set his crude signature along with a few very gracious words. Süss paused before this, and said softly: "Adieu, Louis Quatorze! Farewell, German Achilles!" And again, more fervidly: "Farewell, German Achilles, Adieu, Louis Quatorze!"

He thought no longer of the child. It was a matter only between him and Karl Alexander; the child was not in it. He swam on a dark, violet-red sea of hatred, filling his heart, all his senses. How it roared! How it penetrated his ears, his inmost, inmost heart! What a wild, what a maddening and soothing perfume arose from it! He heard the cry of rage of the prince betrayed to his death, saw the bloody spectacle of the man out of whose hand he struck the supreme triumph of his violent, impetuous life, just as, with a sigh of relief, he was about to close his fingers on it. It was glorious to set one's knee on the breast of the enemy, glorious and sweet to press one's thumb on his throat, and when the mouth snapped for the good air, to press more firmly, gradually, one's eyes jeeringly triumphant on the beaten eyes of the other. That was life! That made life worth while!

Into his wild fantasy glided suddenly, corporeal, noiseless and terrifying, a human being. Otman, the Turkish servant. He bowed, imparting the news that the Duke had given General Remchingen the order.—What order?—The list.—It was the list of those who were to be arrested, which Süss had compiled for the Duke. But would Karl Alexander send word of such a trifle in the middle of the night? Improbable. Certainly the dusky fellow had

something more essential, more mysterious to communicate. Süss looked attentively into his impassive face. Then the man began immediately to recite names. Johann Georg Andrea, Johann Friedrich Bellon. Oh yes, the list of arrests, beautifully, neatly, alphabetically arranged. But what about it? He knew it, he had compiled it himself. The Turk went on further: Friedrich Ludwig Stöfflen, Johann Heinrich Sturm, Josef Süss Oppenheimer. Süss made no movement, nor did the Turk. The list ended, he said no word further, bowed and went.

Alone, Süss whistled through his teeth and smiled, almost pleased. It was splendid to have this further corroboration. He was deeply amused. By God, this Karl Alexander was something of a wit. If at least he had given Remchingen a special order to apprehend him! But simply to include him *generally* in the list, in the self-same list which he had compiled, that was—that was supremely witty. He saw the two of them, the Duke and Remchingen, as they sat bowed over the list, saw how the Duke scribbled between the lines in his clumsy, crude hand: Josef Süss Oppenheimer, Finance Director. He saw then how they gazed, the prince and his general, into each other's eyes, silent, the Duke smiling grimly, Remchingen widely grinning. Good Karl Alexander! Well-affected, great-hearted prince! There you sit now and amuse yourself over your stupid Jew, who once he has neatly pulled the crown down out of the sky for you—you will put in the tower for his reward. Hoho! Too late thought of, Your Highness! Your Jew sits still a circle higher up, has thrown his cord round your neck already, and amuses himself with your unsuspecting amusement. You prince! You great potentate and hero! You lewd, stupid fool! you raper and butcher and scoundrel!

He walked about restlessly, in fevered thought. He remembered one time playing with a dog, and snatching away a piece of meat from the hungry beast just when he was going to swallow it—until the cur bit him sharply in the hand. He saw still the blind hatred, the red, bloody rage in the eyes of the exasperated and repeatedly betrayed animal. With you I play a keener game, Karl Alexander. I snatch a more precious morsel away from you. Crouch, stretch your sinews in your lust for your prey, like a beast that is about to spring. Gaze till your dog's eyes are like saucers! Catch, Prince! Snap, my Lord Duke!

Two days still, not even two days: only forty-five hours. He smiled more deeply, walked lonely and solitary through his rooms bright with candles. Motionless and white stood the busts of Solon, Homer, Aristotle, of Moses and Solomon; under the tiny pagodas walked the pigtailed Chinese figures; on the ceiling in intricate patterns proceeded the triumph of Mercury; from the glass cabinet glittered costly ornaments; and in his golden cage the parrot Akiba croaked: "*Bon jour, madame,*" and "*Ma vie pour mon souverain!*" But the lonely man wandering restless through his bright rooms heard nothing, saw nothing, was filled completely with his thoughts, images, visions.

When about the same time the mameluke arrived at the castle and stretched himself on his mat in a corner of the Duke's bedroom, he heard Karl Alexander groaning, striking round him, and making strange noises in his sleep.

18

IT was already late in the evening when Our Teacher Rabbi Gabriel Oppenheimer van Straaten arrived at the house of his friend, Our Teacher Rabbi Jonathan Eybeschütz in

Hamburg. The house was full of people who had come to see the Rabbi, to pay him honour, to seek his advice, and although his pupils perpetually explained that the Rabbi was among his books, in meditation, that there was no prospect he would receive them, they would not give in, and always hoped at least to have a glimpse of him. Many had come from a distance to see him, from communities where he had been before, Cracow, Metz, Prague; but many, too, had come from still farther, from Provence, yes, from the Black Sea. For the name of Rabbi Jonathan Eybeschütz, Rabbi of Hamburg, was held in humble reverence in many lands.

But he was also hated and combatted with the sharpest weapons in many lands. Ah, how Our Teacher Rabbi Jaakob Hirschel Emden, Rabbi of Amsterdam, had jeered at him, had torn him to pieces in icy scorn, branded him, held him up to ridicule, as the enemy of Israel, of the Talmud, of the Rabbis, and of the true Word! Rabbi Jonathan Eybeschütz: the name split the whole of Jewry asunder; in every school and synagogue, at every synod, there was strife over this name; it was greeted with blessings and pæans, with jeers and maledictions.

Who was this man? Was he a learned Talmudist, zealous, quarrelsome, furious at any neglect of the rites, venomously angry over an iota, defending word by word the lofty table of the law with jealous and wild vituperation? Or had his philosophical, historical, mathematical, astronomical erudition gnawed away his belief in the true faith, proved by the Word and by works, and turned him into a mocker and contemner of Rabbinical ritual? Did he really believe in the teaching of the Cabbala and practise it, he the secret pupil and disciple of the Messiah Sabbatai Zewi, blessing, cursing, working miracles in the name of that redeemer? But why then did he publicly curse the

followers of Sabbatai, and solemnly put them in ban? And why again did he send his sons to the Frankists in Poland, to the fanatical disciples of that enigmatical Messiah? Did this zealous, orthodox Talmudist really write letters to the French cardinals, to the Jesuit fathers in Rome, begging them to make him censor for Hebrew books? Was it arrogance, or what did it mean, that he suffered his strict, rabbinical orthodoxy to be defended against all suspicions of this kind by the Helmstatt Professor, Karl Anton, his former pupil, but now become a Christian and an apologist of the Christian evangel?

Rabbi Jonathan's scholars bowed deeply to Rabbi Gabriel when he entered. "Peace be with thee!" they said, and the closed door of the Master's room sprang open before him. In his study, in the circle of lamp-light, sat Rabbi Jonathan Eybeschütz, a mild figure, the wisest and craftiest of men. Cordially, whimsically, in soft, self-mockery, very pleased, he smiled out of his mighty, milky-white beard, more broad than long, and only slightly forked in the Cabbalistic fashion, to the beardless, morose, stony newcomer. All about him was round and comfortable, and accentuated his dignity. His long elegant caftan was of a heavy silk of incalculable value; his very small hand, white and manicured, was lifted out of the wide sleeve in greeting. From out the mighty, flowing, white beard smiled hospitably a countenance almost rosy, and hardly at all troubled by age. Only over the small, elegant nose, and the mild, sagacious, sly and yet deep eyebrows, there were cloven vertically in the white, fleshy, full brow, three furrows, representing Shin, the first letter in the holiest of names, Shaddai.

"My brother and Master will not be reproachful or angry?" he greeted his guest in Hebrew. He smiled, and there was in his smile knowledge and frailty, and coquetry,

and consciousness of guilt, and even a little roguery. But above all a magical, lulling charm.

But on Rabbi Gabriel this magic missed fire. Over his tiny, flattened nose the far too large, troubled, grey eyes smouldered with sadness, and from his heavy, broad, not very high brow, went out an oppressive melancholy. But Rabbi Jonathan Eybeschütz was not willing that this melancholy should touch him. "Have you," he asked lightly, almost merrily, "have you read, Gabriel, the new polemic of the Krethi and Plethi man?" This was the most important work of that same Jaakob Hirschel Emden, Rabbi of Amsterdam, his fiercest antagonist. "Now the good man has happily let fly twelve lampoons against me, one for each tribe of Israel," he went on, and his brown, wise, crafty eyes laughed in mocking enjoyment. "Jaakob Hirschel has twelve tines on his antlers now." With his small manicured hand he turned the great pages of the polemic. "The poor, dull man," he said, pitying and amused, "all must be clear, all must be bright, all must be daylight! He does not suspect, the threadbare, arid mocker, he does not comprehend that a withered flower is only hay and good only for an ox."

And, scornful and amused, he wagged his mild head with the prodigious, flowing white beard.

But Rabbi Gabriel did not enter into the other's mood. "Why have you excommunicated Sabbatai's disciples?" he asked in his surly voice. "Why do you turn and twist and shuffle and disclaim? Why do you let yourself be defended by a Goi with stupid and idiotic sophistries? Why do you not resign? Is it so important that you should be Rabbi of Hamburg, and have your rooms full of people? Why have you"—and there was accusation and menace in his voice—"why have you excommunicated yourself?"

Jonathan Eybeschütz let a little, pleasant, comfortable burst of laughter out of his beard.

"Let well alone, Gabriel," he said. "You have not become milder in these two years, nor I stricter. I might say: is it not immaterial whether one is Jew or Goi or Moslem, if one but knows of the Upper World? I might say: Certainly Karl Anton, my scholar, has been baptized; but is there not more fellowship and intimacy between him and me than there is between me and Reb Jaakob Hirschel Emden, who is a good Jew with a sharp, gifted head, but unfortunately a narrow-minded worldling, stone-blind to the Upper World, and stone-deaf to its voices? I might say: The Messiah Sabbatai Zewi himself became a Moslem, to save the principle, the idea, and his disciple Frank has been baptized: shall it not be permitted to me, then, to assume the mummery of a snuffling rabbi, and pronounce with angry lips, but laughing in my heart, empty excommunications which recoil upon myself? I might say: it is easy to be a martyr; it is far harder to endure misunderstanding for the sake of the idea.

"All this I might say; but I will not say it to you, Gabriel." He stood up and came forward, splendid and hospitable in his silken caftan, to the thick-set gloomy man in his old Frankish clothes, which might have belonged to any humble official. With great charm, with almost boyish warmth, he said: "I admit I am weak and foolish and vain. The stars meant well by me, they shaped me to be the vessel for a great wisdom; I might have been a channel through which in mighty streams the breath of God might have flowed from the Upper to the Nether World. But I am an imperfect vessel. I know, and nobody can feel it more intensely in his deepest spirit, what blessed peace it is to rest in God, and that the Nether World is vanity and

coloured foam and fleeting as wind. But I must plunge into it, always again. Action is foolish, action is stupid and filthy and bestial, and its aftertaste is stale and leaves a very evil flavour. But I must always plunge again into action and vanity and commotion! Let me be stupid, dear friend! Let me be filthy and bestial! Let me care more for my beard than for my soul!" And with a blasphemous jest he concluded: "My soul I will find, and wash it clean in myriads of years; but who will guarantee that I will find such a lovely beard a second time?"

These blasphemies rippled softly from the sweet, persuasive, eloquent lips of the wise, frivolous, lost Rabbi. The other heard them, melancholy, stony, unmoved. Suddenly he saw a landscape. Stone, waste, broken ice; a tender, mocking light over it, overshadowing clouds, vulture flocks, dark madness and violence, gigantic blocks cast up by the ice. Almost unmanned by the picture, he recognized the same correspondence here as there. This presentiment had driven him from the man to whom he was most bound, to this other. One lay on the insolent, naked bosom of Lilith, but he yearned and longed for the Upper World. Among the saints and prophets this other reclined, the silvery beard of Simon ben Jochai on his chin, but he thirsted after the nipples of Lilith. The same picture, uttering the same thing. But that man was nearer his fulfilment than this.

He did not reply when Jonathan Eybeschütz paused at last.

He only said: "Peace be with thee, my brother and master!" and went into the bedroom which had been prepared for him. Jonathan Eybeschütz watched the round, solid, slightly bowed back recede, and his mild, frivolous smile slowly disappeared, and in spite of his milky white beard, he looked less dignified and supercilious when he turned again to his books and parchments.

19

TIRED and nervous, Karl Alexander sat in his carriage. He was driving to Ludwigsburg, from there to go abroad and return only after the *coup* was accomplished. In the early morning he had taken leave of the Duchess. He had spent the night with her, had raved with boundless enthusiasm over his great project. This was the last night that she would dream as a petty German princess; henceforward she would be reckoned among the sovereigns of Europe, and soon, too, people would greet her with other titles than a shabby "Your Grace." Hot and excited he had whispered his fantasies to the beautiful tender Duchess; and she had listened, half-mocking, half-carried away by his ardour, responding to his embraces more passionately than she had for a long time. Now wearied out by his exhausting and definitive leave-taking, feeling stale, nervous and feverish, he leaned back in his carriage. Yet he had faced many an enterprise before in icy cold blood, had not been nervous in the battlefield, even when his horse was shot dead under him. But to-day, hell and fury! all his limbs were prickly, and it was as if he had ants in his veins. His cursed foot, too, throbbed and beat, and would not be still. No wonder, the weather was atrocious. Now sun, now hailstones; the elements were at war. A strong moist wind blew, ragged clouds raced madly across the sky. Moreover, a fire had broken out in Eglosheim, and its glow irritated the horses. A vague memory returned to Karl Alexander. In such a gusty wind he had stood, not so long ago; like the red light there a hard moon had curved down in the sky—it had come spectral, disquieting, out of a black, hostile forest; a pale dead girl lay on the ground, among flowers, in the strong wind. Senseless memories. What use were

they now? He had, God knew, better things to think of.

In Ludwigsburg at last. Even there no peace. Couriers, despatches from the more distant garrisons. Vexation, worry. He suddenly discovered he was hungry, asked for soup, greedily began to swallow it down, found it was too hot, flung the dish against the wall. On top of this, the melancholy bell ringing for the fire at Eglosheim. The wind coming in gusts, the chimney smoking. Everywhere in the castle windows rattling, doors banging. The Duke could find peace nowhere. In this way evening came at last.

In Stuttgart it was very quiet that evening. Nowhere a light was to be seen. But in the darkness there was the tramp of many feet, subdued rattling of iron and wood, bustle and commotion. All the citizenry knew that this hour must decide the issue. Schober's tidings had had their effect. All were prepared, armed, full of gloomy, subdued tension, not without dubiety, but willing to fight. No one slept in Stuttgart that night, except tiny children. Meanwhile in the castle at Ludwigsburg all the candles were blazing. Before his going abroad, the Duke was giving a court ball for the special ambassador of the Emperor, Count Palffy, and the Würzburg party. The company was not numerous; it was restricted to those who were implicated in the *coup d'état*. A good many officers were there; the two Röders, the general and the major. With a grin, Karl Alexander had invited the surly, low-browed man to Ludwigsburg; the Stuttgart Citizen Cavalry, of which he was commander, would hardly need him on this night. Without entering into the joke—for he took his position in the City Cavalry very seriously—the major, dumb and staring, his formless, gloved paw at a military salute, had accepted the gracious invitation. In the reception

room the purple vulture-beaked, fleshless countenance of Dom Bartelemi Pancorbo looked over the colossal, antique ruff; Weissensee, a ruined man now, kept near to Süss; he snuffled, his clever eyes blinked, he foresaw fire, fury, ruin, devastation. Süss himself had a radiant evening recalling his best times; his full, quick eyes were everywhere; he was gallant, witty, irresistible; his assured, festive mood was in striking contrast to the flickering restlessness of Karl Alexander. Sometimes the brown, animal-like eyes of the mameluke sought his; he had given the mute and bowing Turk a few brief, quiet instructions, and after that it went in a triumphant question and answer between the two pairs of eyes.

In the dead of night the leaders of the constitutional party in Stuttgart would be arrested, and the Würzburg and Bavarian troops would break into the Duchy. Until the courier came with the news that the *coup* had been successful so far according to plan, Karl Alexander would remain among his guests, and go to bed with the certain tidings in his mind. He had installed the new prima donna in his bedroom suite, the Demoiselle Teresa, a lively, hot-eyed, fiery-blooded person. For the last two years, from considerations of vanity, he had been accustomed to make use of an aphrodisiac. To-night, after his parting with Marie Auguste, he ordered the Turkish servant to strengthen the dose.

The courier with the happy news did not come, and did not not come. The restlessness of the Duke infected all his guests, made them uncomfortable, was felt through the whole room. Outside the tempest remained as violent as ever; rain beat against the window panes, once, too, there was a rattle of hail; the smoke from the badly-drawing chimney could not be quite banished from the rooms. True,

myriads of candles blazed ; music rang, ever more voluptuously ; the rarest wines were decanted out of the oldest casks ; they had donned their most magnificent dresses, their most festive moods ; but they could not get beyond a feverish, forced gaiety.

Karl Alexander held audiences, put noisy, gracious questions to his guests, suddenly to sink in himself, ignore their responses, abruptly break off. The mameluke glided in softly, with the information that Demoiselle Teresa was in the private cabinet. The Duke replied unceremoniously : "The woman must wait ! " and sat down with Süss to play. The mameluke brought him the aphrodisiac in a silver vessel and stood still, submissive. "Have you made it strong enough ? " asked Karl Alexander. "Yes, Your Highness," replied the mameluke in his rough, indifferent voice.

Karl Alexander gulped the potion down. Played. Won fast. Remained uninterested, absent. His green gala coat thrown back, a hand resting now on his yellow-breeched knee, now playing nervously with his golden chain, he made long pauses between stroke and stroke.

"Why does the courier not come ? " he asked feverishly. "The storm," Süss reassured him, "the bad roads." The Turkish servant was there again, with his quick, gliding step. He said that the Demoiselle was still waiting. "She shall undress meanwhile," cried the Duke. "I cannot bring my despatches here by magic."

A circle of deferential spectators stood round the players and accompanied the play with artificial and forced witticisms. The Duke turned up a winning card, hauled in again a pile of ducats. "To-night you must give me a part, Jew," he laughed, "of what you have done me out of." "To-night I do it gladly," said Süss. The hostile voice

of Major Röder growled: "When he is face to face, like this, the Jew does not bleed one so easily. When one works from a distance with papers and dodges, and without having to look the other in the eye—that is easier." Süss lost the next trick, too. The Duke noticed the architect Retti among the spectators, and threw at him: "If my luck lasts like this, we will build the extension to the gallery you talked of." The architect laughed loudly, appreciatively. Dom Bartelemi Pancorbo said unexpectedly in his rough, husky voice: "He will not lose the stone, the Jew." And they all stared greedily, lost in reverie, at the solitaire on the Finance Director's hand, and saw how in alternation, in perpetual change, the rays shot from it.

The mameluke was once more behind the Duke and announced: "They are here." With simulated carelessness Karl Alexander flung the cards on the table, and shoved his considerable heap of winnings across to Süss: "There, Jew! The gallery I will build later. I make a present of this to you." Almost grateful, amused, Süss thought: "Look at that! He is not giving anything away. He pays me, when he thinks I have helped him to his goal, and he adds a tip too. Then he flings me in a dungeon, and sticks both payment and tip in his pocket again." Attentively, urgently, he gazed at the Duke, and the latter, as if compelled by his look, said cursorily: "You may come with me." The dark servant in advance, then Karl Alexander, red, limping, panting; last of all the Jew, elated, pale, youthful: so they went.

Through the bowing lackeys in the antechamber first, then through silent corridors in which there only sounded the fitful gusts of the storm, so towards the other wing of the castle, where was the Duke's private suite: a study, a small dressing-room, and the bedroom with the waiting

lady. The mameluke flung open the door of the study. The courier whom Karl Alexander expected was not there, but four men he did not know. Two of them were old, with silver grey hair, thin as rakes; the others, thickset, loutish, of proletarian bearing. All four were silent; they bowed, the younger men awkwardly and bluntly, the older hastily and several times; the draught from the open door made the candles flicker wildly, casting an uncertain light.

The Duke, foaming, his expectations disappointed, his voice almost inarticulate with rage, cried to the mameluke: "Are you crazy? To let the rabble in on me in the night, and this night?" With one kick he sent him sprawling into the corner. "The courier," he roared. "Where is the courier?"

"We are not rabble. We come from the Estates," one of the men began, clumsily, with hostility. Karl Alexander threw himself upon him, seized the stammering, loutish man, shook him: "You have come to attack me, have you? Assassinate me? Heretics! Murderers!" He shouted and foamed at the mouth, so that the singer in the next room, who waited in nakedness, dived deep under the blankets in apprehension and crossed herself. "But it is all up with you!" bellowed the Duke, giving freer rein to his fury. "I'll let you rot alive. You rabble! You traitors! Heretics! Curs! I'll fling you into my deepest dungeons along with your eleven fine brothers from the Sub-Committee!"

"That will not happen, Sir Duke," said one of the old men in a refined and courteous voice. "That will not happen at all." And he bowed several times. "What will happen, with your Highness's gracious permission, is that to-night nobody will be arrested in Stuttgart. And

very few Bavarian and Würzburg troops will beset the town, and half of those who have already entered with the password '*Attempto*' are, with your Highness's gracious permission, Evangelical Brethren. And even though Commandant Röder is here, the Town Militia is none the less in readiness and will hold the town whatever happens."

Süss himself could not have intimated more roundly and precisely or in fewer words that the plot was absolutely exposed and betrayed than the small and haggard man, who continued to reveal more details very politely and with much foot-scraping and begging of permission. But he never got to the end and gist of his speech, for the Duke had heard only the first sentence when a terrible change took place in him. His hand, which had been clutching the thick-set and vulgar-looking delegate, gradually loosened its hold, his face suffused with purple, a curious, agonized, brutish rattle came from his chest, his mouth gasped helplessly, and all at once his massive bulk slid to the floor, convulsed and horribly distorted. The four citizens were terrified at this sight, lest they should be held responsible; the Castle was full of their enemies and they had been admitted by the mameluke unannounced, in a secret and suspicious manner by a back door; they feared that they might be mishandled or even summarily butchered, and they made speedily for the door and were glad to find their coach drawn up in the storm and rain waiting for them, and to be once more on the Stuttgart road, trembling with cold and excitement.

Karl Alexander meanwhile lay on the floor, alone with Süss and the brown slave. He had torn his clothes off his enormous and hairy chest. The naked girl in the next room crouched in dismay and listened to the wild and brutish rattle which issued from his mouth. With terrible difficulty he rolled his glazing eyes around, asking a question full of wild

and boundless hatred. Süss stepped towards him and said : "Yes, Your Highness."

The Jew did not know if he had willed this, or indeed how he had willed the Duke to take the betrayal and ruin of the plot. Nor did he ask himself whether the Duke's fatigue after the Carnival or the aphrodisiac were partly the cause of the collapse, or whether he alone was deliberately responsible for it. As if driven by fate he had arranged everything just as it had happened ; he had planned that the heated Duke should find at night these unlucky delegates instead of the expected herald of good fortune. He had known for certain that he would pierce his enemy to the heart, and lame his spirit, and crush it for life. If this external collapse were now to be added, it was none the less welcome, although he had not willed it.

With all his strength he heaved the heavy body into an armchair, giving a curt order to the brown slave : "It would be as well for you to go and fetch Father Kaspar." Otman departed, after a slight hesitation, leaving the Jew alone with the dying man.

A chilly shudder crept over the singer in the next room as she heard a low voice, vibrating almost to breaking point with wild emotion and glowing rage, addressing the now silent Duke. She could not make out the sense of the words, but the gruesome and hateful triumph in the hot and whispering voice paralysed her.

What the Jew was saying was this : "Duke ! Brute and simpleton of a Duke ! Stupid, blockheaded Karl Alexander ! Now you would like to stop your ears, wouldn't you ? You would like to clear out and hear no more ? You would like to pray, and get absolution from your confessor, and have the oil of grace trickled over you ? But I won't grant you that. I won't let you die till you

have listened to me. Roll your eyes as you may, and rattle your lungs, you'll have to listen! I am speaking quite low, without raising my voice, but what I say is filling your ears and your shameless, violent heart. And you must keep quite still, and you dare not die yet, and you have to listen.

"Yes, my child died a different death. You were hallooing and yelling behind her, your stinking, accursed breath was on her neck; but she could smile and be light-hearted, and a thousand good angels received her in their arms. And you stood by the corpse with your bewildered and stupid butcher's face and because I didn't spit on you, you believed that all was well, and nothing altered. But, you see, Karl Alexander, you see, you stupid and dull-witted Duke, I didn't spring on your leering face then, I didn't do it quite so simply, because I wanted first to make you ready, to prepare you so that you should look like a decent human being, yes, even like a prince. What, do you kick against it? Do you snort? Yes, there you lie, a pathetic and absurd lump of flesh, utterly ridiculous to yourself and to others. For, you see, you wretched fool, all your grand ideas of puffing yourself up to be the Swabian Louis XIV, and your dreams of being a Cæsar, were suggested to you by me. You were never anything more than a petty, violent dukeling all your days, seated by pure chance on a throne, and I pulled the strings, and fattened you up till you were ready."

He stopped, and left the dying man alone while he meditated; then he began again in a changed and gentler tone. "Yes, I was drawn to you, and I could have been your friend. But whenever you were aware of such a feeling you thrust it from you, and argued it down, and accepted only the worst of me, and let that blossom and flourish.

You great prince and hero, you German Louis XIV ! You poor fool and simpleton ! "

Outside in the corridor there were breathless, excited voices. Doctor Wendelin Breyer arrived, with Neuffer, the valet, and a little later, Father Kaspar, the confessor ; it had not been so easy to find him, for he was sitting in the confectioner's with the insignificant and shrewd-looking Privy Councillor from Würzburg, who was comfortably drinking many cups of black coffee and without being affected by the general uneasiness was relishing the triumph of the previous night. Now they all came rushing in, and fussed helplessly and senselessly around the dying man, whose face was shockingly distorted, and put confused questions to Süss, who answered them with vague carelessness and soon slipped away unnoticed in the bustle.

In the next room the singer was putting on her clothes. That low, hot, triumphant voice, full of devouring hate, still rang in her ears and made her tremble ; pale, shivering, and shaken with wide-eyed horror, she threw her clothes on anyhow and ran with averted head through the corridors, pursued by the uncanny voice, and drew a long breath of relief when she had the front door of the castle behind her, and felt the wind blowing.

Doctor Wendelin Breyer wanted to open one of the Duke's veins, but he did not get so far. The silent mameluke, who had returned with them, had advanced quietly to the man in the armchair ; with gruesome coolness he regarded the clenched, cramped fists, the swollen black-and-blue face, the protruding tongue, the wildly staring and bulging eyes.

Then in his gloomy and peculiarly hoarse voice, that most of them had never heard speak before, he said, so suddenly that everyone jumped : " He is dead." There was nothing

left for Doctor Wendelin Breyer but to confirm this statement.

While the physician was still stammering out in his hollow and resonant voice vague remarks such as "sudden attack of *spasmus diaphragmatis*, choking catarrh, *stagnatio sanguinis plenaria*," confusedly cudgelling his brains and summoning all his importance under the quiet and scornful eye of the brown slave, the whisper ran through the lobbies, flew through the ante-rooms, and was announced in the ball-room by the master of ceremonies: "The Duke is dead." The music broke off. Sheer paralysed horror everywhere, and pale distorted faces. Then bewildered chaos, a clearing of the floor, and a rush to the corners. Embarrassment and unwillingness to appear conscious was depicted on the faces of the guests, the Imperial, Bavarian and Würzburger lords and gentlemen. The officers stood about like great, stupid, dangerous beasts of prey suddenly caught in a trap. Such a confounded accident just at this moment might cost each of them not only his position and his possessions, but even his life. Even the little Privy Councillor Fichtel lost his composure; for decades he had been self-controlled both in private and in public; but now all at once his face became hard, pinched, and shrewish like a peasant's and he swore foully beneath his breath. Meanwhile Süss stood alone in a remote side-room. He bothered himself about nothing; the hubbub of the general excitement did not penetrate so far. The storm outside was gradually passing over. The Jew saw nothing, heard nothing, and heeded nothing: everything around him was blotted out. He was waiting. Now, in a moment, his child would appear; she would surround him like a pleasant air, and she would flow pleasantly into him, making him light and airy. He sat still, with a relaxed and almost foolish smile, waiting.

She did not come. Nothing came. With every passing minute he felt himself becoming colder, emptier and heavier. And suddenly he knew that she would never come. He saw the Duke, with his discoloured twisted face, his protruding tongue, and his bulging eyes. He felt nauseated. He shrank in terror. He could no longer comprehend how that could have satisfied and exalted him. In the name of God, what had that to do with his child? The child was white, comforting, as serene as the moon. And his dealings with the Duke, that vermilion sea, his passion and his wild outburst of savagery, aye, in what kind of brainsick seizure had he believed that that would bring him to his child? In anxious dejection he tried to reconstruct it, but could no longer understand himself. His duologue with the dying Karl Alexander had been a wild, palpitating flood and ebb, like intercourse with a woman, but not exaltation and release. And now he was dejected and sad, full of nausea, and further away from his child than ever.

He felt a cold raw breath on the back of his neck. He lifted his shoulders with a shiver of revulsion. A face looked over his shoulder It was his own face.

He shook himself and stood up. The storm had begun again, and he shut the window more tightly. There was a voice in the wind; it was at his ear, in the room, a harsh and sorrowful voice, the voice of his uncle. It was not loud, but it completely filled the room, and filled the castle; the whole world was full of that voice. Then he knew for certain that he had been on the wrong road.

Curiously enough, he was not disappointed at this discovery, nor even annoyed. No, it was all right. He saw himself again treading in that silent and shadowy quadrille, with Rabbi Gabriel holding his right hand and the Duke his left. They crossed and balanced to each other and bowed.

But to-day there was no sense of torment in the cloudy and colourless picture. For now the dancers loosened their hands and looked quietly and seriously at each other, without enmity; they nodded for the last time to each other, and then dispersed.

A boundless lassitude fell upon him. Never in his life had he been so exhausted by real physical weariness and weakness. He felt as if he were sitting in a warm bath, letting his life drain out drop by drop from an opened vein. Everything in him was melting, weakening, collapsing. It was a delicious, soothing, relaxing ache. Surrender, downfall, being carried away. Willing nothing, letting oneself for the first time be swept along, a blissful, will-less gliding and flowing along. As if his blood were flowing out, taking with it all his impulses and desires, he felt himself sinking into an ecstatic, painful, limitless state of stupor.

So he was discovered a little later by the old and shaky man who came to extinguish the lights and plunge the room into darkness. He started in terror when he recognized the pale and sunken figure, and dropped his extinguisher, crying: "Jesus! The Finance Director!" But the latter, raising himself wearily, told him to bring something to eat, anything at all, for he was faint with hunger. The old man, crossing himself in his embarrassment, hastened to bring what was required. Süss, eating ravenously with his fingers, told the old man to go on with his work. He stammered that it was not fitting, he could not leave the Finance Director in the darkness. But Süss interrupted him: "Put out your lights and don't bother about me." The old man confusedly went to work. The storm had set in with renewed strength and fury. Süss ate and swallowed. The old man set about his business, climbing his ladder and putting out the lights, looking furtively at the

Finance Director. He kept on eating hastily, devouring the food with relish. Finally, with a remarkably happy laugh, he said: "Put not thy trust in princes! That's in the Bible, isn't it?" "I don't understand Your Excellency," stuttered the old man in fear. "Never mind it," said Süss, swallowing the last morsel; "light me on my way!" The room was left in darkness, and Süss followed the man's small lantern through gloomy suites of rooms into the main corridor of the castle.

Here in an adjoining room sat the leaders of the Catholic Plot, Ministers and Generals. There were many Württembergers among them. The gentlemen from Würzburg and Bavaria and His Apostolic Majesty's Ambassador, had all scurried away with great promptitude in spite of storm and rain. There sat now the Swabian gentlemen, pale and perspiring, in high tension and bewilderment. They breathed more freely as Süss entered, looking to him in eager hope as their rescuer.

The Jew ran his brown eyes round the dejected circle gently, quietly, and almost with a smile. Then he said to the burly Major Röder, who was even more rigid and stupefied than the others: "You do not see quite clearly, Major, what is to be done in this unusual situation?" He came close up to the other, who was staring at him dully and uncomprehendingly, and said very pleasantly: "Arrest me; and then you are safe, whoever comes out on top." He said this quite casually and courteously, almost in a conversational tone.

The gentlemen gaped in amazement. But then their eyes gleamed with a hard, malicious glitter. It was not quite clear what the Jew was up to, but this much was certain, if he were to be seized and arrested there would be a conspicuous scapegoat to intercept the first outbreak of

wrath and to be held responsible for the worst. For a long moment there was a death-like silence in the room. Everyone, almost in the same words and in the same order, had the same thoughts. And they all came to the same conclusion : Yes, arrest the Jew ! That will be our salvation ! The Jew must hang !

And so they achieved something after all. So there was no further need to sit in such a state of stupid, oppressive and shameful anxiety. So, confound it, they managed after all to keep their ends up in the fight ; why had they given way to that stupid, disgraceful, cowardly fear which had produced such a sinking feeling ? It was delightful to be able to shake off that wretched mood in such an excellent way. In a minute they would have overcome and forgotten the whole abominable, lamentable and miserable business.

And Major Röder was already on his feet. He seemed in his own eyes and in those of the others wholly a patriot, a Christian, and a soldier. Full of character, convinced of his own loyalty and honesty, he advanced imposingly towards Süss, and laid his shapeless, gauntleted hand on the other's slim and elegant shoulder. He opened his hard mouth importantly : " In the name of the Duchess and of the Constitution, I arrest you, Jew."

In a twinkling the oppressive silence had given way to exultant and bestial clamour. The Jew smiled, solitary, still, and very aloof ; while the gentlemen by filthy abuse, pushing and trampling and insulting him, strove to keep the sight of this smile from piercing them to the marrow.

Book Five
THE OTHERS

Book Five

THE OTHERS

I

WHERE the Orient and the Occident meet, there lies the land of Canaan, infinitely small. And the land of the noon-day sun, the ancient land of Mithra, stretches out a tongue to touch their meeting-place. Where the roads from the west cut across the roads from the east, there lies the city of Jerusalem, the fortress of Zion. And the Jews, when they acknowledge the God of Israel, the One who is omnipotent, Jehovah, at sunrise and at sunset, stand with their feet together and their faces towards Jerusalem, towards Zion ; those in the west turn to the east, and those in the Orient turn to the west, all at the same hour, all facing towards Jerusalem.

From the Occident there beats a wild continuous wave upon the land of Canaan : a thirst for life and personality, a will for action, for happiness, for power. To accumulate, to gather in knowledge, possessions and happiness, more happiness, more possessions, to live, to fight, to do. That is the message from the west. But in the south under the pointed pyramids there lie dead kings embalmed in gold and spices, refusing majestically to give their bodies to destruction ; their images set in colossal alleys in the desert smile at death. And a wild continuous wave beats from the south upon the land of Canaan ; a passionate cleaving to Being, a burning desire not to lose form and shape, not to

lose the body, not to disintegrate. But from the east there comes a message of gentle wisdom : Sleep is better than waking, to be dead is better than to be alive. Non-resistance, surrender to annihilation, passivity, renunciation. And the mild continuous wave ebbs softly from the Orient towards Canaan.

Eternally these three waves flow over the tiny land and mingle one with another ; one clear and resounding of will and deed, one hot and glowing of majestic refusal to submit to death, one soft and dark of surrender and renunciation. The tiny land of Canaan lies still and attentive and lets the waves flow over it and into each other.

In that tiny land dwelt the folk of Israel, keen of eye and of ear. They gazed towards the east, hearkened towards the west, and scanned the horizon to the south. It is such a small nation, and it sits among colossi ; Assyria, Babylon, Mithra, and Roman Syria. It must keep a sharp look-out if it is not to be crushed unawares or swallowed by the giants. And it does not want to be swallowed up, it wants to exist, it is a clever and brave little nation, and it has no intention of being crushed. The three waves keep on coming with constant uniformity. But the little nation stands fast. It is not stupid, it does not stand up against the impossible : it bends its head when a wave comes that is too high for it, and quietly lets itself be submerged over the very crown. But then it emerges again erect, and shakes itself, and is there again. It is stubborn, but not foolishly obstinate. It surrenders itself to all the waves, but not completely to any one of them. It takes to itself from the three currents what seems convenient and adapts it.

Its standing danger compels the little nation to ignore no movement of its gigantic neighbours, to be always prudent, to feel, to guess, to sift, to recognize. To sift, classify, and

recognize the world becomes second nature to it. A great love grows up within it for the means of such knowledge the Word. The laws of its religion excommunicate the unlettered, and a knowledge of the Scriptures is commanded by God. It harvests all that the three waves bring to it, and translates into its own self-created language the bright destructive doctrine of doing, the stubborn, ardent yearning for immortality, and the gentle ecstasy of refraining from action and will. And the little nation writes the two books which have most of all changed the face of the world, the great Book of Deeds, the Old Testament, and the great Book of Renunciation, the New Testament. But the stubborn desire for immortality remains the dominant note in all its living and writing.

The sons of the little nation go out into the world and live according to the doctrines of the West. Causation, struggle, accumulation. But in spite of all they are not quite at home in action, their place is on the bridge between action and renunciation. And they always turn back to gaze at Zion. Often in the fulfilment of victory, in the realization of defeat, in the very midst of their career, they come to a halt with a shudder of awe, hearing among a thousand brazen echoes a still, dying voice which says: "Will nothing, do nothing, renounce your ego."

And many a one follows the road to the very end; from the wild turmoil of doing, from power, happiness and possession, through a stubborn refusal to renounce, into the bliss of vacancy and absolution, into the ebb-tide of inaction and abnegation.

2

THROUGH a night of storm and clouds the couriers pounded towards Stuttgart. To the members of Parliament, to Remchingen, to the Duchess. They overtook the carriage

with the deputation which had been sent to the Duke. The news of Karl Alexander's death reached the gates before it, and found its way hesitatingly through the dark and silent town, which was nevertheless at fever heat and full of whispers. The citizens ran out into the streets, sought their neighbours' houses. Was it true? The visitation of God, the visible finger of the Lord. Such an overwhelmingly great and unexpected deliverance! But was it really true? Was it not a trap? Timid lights were kindled in the houses. The rumour gained strength, the first half-suppressed shouts of joy were heard. Until at last it was certain, beyond all doubt, and from the Town Hall it was proclaimed that the Duke was dead. Then the long pent-up excitement broke loose. People embraced one another and prayed. The joy of deliverance shone on all faces. Illuminations, and a general holiday. The pig-eyed pastry cook Benz painted with the help of his bosom friends a picture on which, above a church with two towers, a winged devil was carrying off a man. Underneath it he printed in huge capitals the rhyme:

See how into the devil's fold
He goes who left his church for gold.

His sweaty hands trembling with joy, he set the picture in the window, illuminated with candles, and gloated when the people paused to look and to carry the rhyme through the town. Soon it was everywhere affirmed that the devil had carried away the Duke. Had you not heard how dreadfully blue and distorted the dead man's face was? Beelzebub had strangled the heretic Duke with his own talons.

Fluttered and disconcerted, Marie Auguste sat in her room. With her were the Chancellor Scheffer, General

Remchingen, and her confessor, the Capuchin, Father Florian. She sat in a charming negligée which had come by special express from Paris only that morning, and she could not help thinking what a shame it was that she had not had it a day sooner. For then she would have worn it on that last evening, and Karl Alexander would have seen it. Now he was dead of a horrible death, and never again would he see a negligée or a woman. She felt at least that it was to her credit that on this last night she had been complaisant to him. From beneath floated up the sound of the town's jubilation at the death of the Duke.

The bulky Remchingen, who in the middle of his grief and anxiety could not refrain from involuntary glances at Marie Auguste's bare arms, growled, inarticulate with helpless rage: "We must go on, go on! Accomplish the plan in spite of everything! We have the soldiers! I'll answer for the soldiers!" Even supposing one or two regiments were to mutiny, he would shoot them down. . . . They would take the oath to the Duchess. Semiramis. Elisabeth. Catherine. On with it! On with it! Quaking and anxious, the Chancellor deprecated all this. For God's sake, let there be no shedding of blood. The *coup d'etat* had failed and was done with. Now they must just be careful and keep within the law. That would give them a handle. Father Florian urged the same arguments, but more positively and with less timorousness. The quick imagination of the Capuchin was weaving a seductive chain. A clever diplomatist, confessor to a reigning Duchess in what was perhaps the most important state in the Empire, and the one with the brightest prospects, he dreamt of himself already as a German Richelieu or Mazarin, while he made mild and circumspect remarks. But while her pastel-coloured tiny head seemed to be listening attentively, Marie

Auguste was very absent-minded; she was thinking of Karl Alexander, of her negligée, of the widow's veil she would have to order—it might be made to look very piquant and modish; even the ugly Duchess of Angoulême had looked well in one: and after the gentlemen had made several definite proposals, she said suddenly in a small, important voice: "*Que faire, messieurs? Que faire?*"

The Sub-Committee of Parliament met before dawn; some of the other members of Parliament, too, could not be prevented from attending. How excited and important they were, how they boasted of their power! They behaved as if they had brought about the Duke's death themselves, as if their foresight and statesmanship had planned this simple solution of the crisis. Already their joy at their deliverance was dwarfed by their solid feelings of possession, power and revenge. Ha! Now they were on the top! Now they would pay off old scores against the Jew, the Catholics and all the others before whom they had cringed! Whatever Karl Alexander's will might be it was obvious that Duke Rudolf of Neuenstadt was the right Regent for the small heir. He could be trusted. He was a good Protestant and on their side. The very next day they would send for him. And that very day they would show the heretics and traitors and Yidds what was what. They did not dare to attack the military powers; but all Süss's civilian supporters who were in Stuttgart—not those in Ludwigsburg—were seized that night. It was a repetition of what had happened to the Countess's supporters after Eberhard Ludwig's death. The police and gendarmes went round arresting all the people who had fallen from favour, and dragged them scowling, cursing, railing, or wretchedly entreating and complaining, to the police headquarters, through crowds of gaping, jeering and delighted onlookers.

Bühler, Mez and Hallwachs were all arrested, and so were Lamprechts and Knab, and even the Chancellor, Scheffer.

Remchingen looked on, grinding his teeth. Explicit orders from the Duchess forbade him to interfere. But let them only start to touch the army! Let them lay their stinking fingers on a single one of his officers! Then he would break loose, then he would strike out! But the emissaries of the Estates went out of their way to avoid encounters with the army.

Remarkably enough, there was only one man who was never spoken about in Stuttgart, or only referred to in whispers and without the mention of his name. And yet he was at the bottom of everybody's thoughts; he was the secret hope of the Duchess and the army, the secret fear of the citizens and the Parliament. What was Süss doing? Where would he range himself? Would he intervene? How would he defend himself, the slippery eel, the dexterous devil? He was in Ludwigsburg, and no one had a word from him, not a despatch, nothing. The first grey light of morning broke, a warm, rainy March morning. After the perplexities and fluctuations of the night people were exhausted, tired to death; they went home to bed. And still no news from the Jew. It was dissimulation, it was thoughtlessness, it was meanness. Into the first dreams of the Duchess's frantic partisans, of the triumphant Parliament, of those who were disgraced or in custody, there glided a dim hope or a dim fear which took the form of the question: "What was Süss doing?"

3

IN Ludwigsburg Doctor Wendelin Breyer was dictating a medical report. Together with his two colleagues George Burkhard Seeger and Ludwig Friedrich Bilfinger, he had conducted the post-mortem.

All three had the same thought while they operated: "Aha! Now you are lying quiet and cannot kick me or break my bottles of medicine over my head!" But their faces preserved the seriousness and grave melancholy proper to men of science. And now Doctor Wendelin Breyer was dictating in his hollow voice and with large, sweeping gestures his detailed and conscientious *Judicium medico-chirurgicum*, the report of the medical board. "From this *Viso reperto*," he dictated, "it is sufficiently clear that His Princely Highness succumbed not to an apoplexy, nor to an inflammation, nor to a *gangræna*, nor to a hemorrhage, nor to a polypus, nor to anything of that kind, but to a catarrh which choked him so that he was suffocated. Without any doubt this rapid attack was facilitated partly by a *spasmus diaphragmatis*—a condition to which he was subject and which had been recently aggravated—acting upon a full and distended stomach which was pressing upon the midriff; partly, however, by the predisposition of his lungs *ad stagnationem sanguinis plenariam, ob atoniam et debilitatem connatam* (it is unfortunately proved by experience that most of the Serene Dukes of the House of Württemberg succumb to chest complaints)."

On the day following Karl Alexander's death his will was opened in Stuttgart. In its original form it appointed the Duchess joint Regent with Duke Karl Rudolf of Neuenstadt. A later codicil witnessed by Privy Councillors Fichtel and Raab named the Archbishop of Würzburg as a third Regent, and a second clause signed by Karl Alexander shortly before his death endowed the Bishop with extra plenipotentiary powers.

A deputation from the Sub-Committee immediately set out for the quiet town of Neuenstadt to see the Duke Karl Rudolf and submissively to beg him to assume the Regency

with all speed. Karl Rudolf was a sparing man well advanced in years. He had been a student at Tübingen, and in his youth had seen a great deal of the world; he had been in Switzerland, France, England and the Netherlands. He had then taken service under the Venetians and fought at Morea, distinguishing himself greatly in the siege of Negroponte. Then he had fought as a volunteer in Ireland, and in the War of the Spanish Succession had commanded twelve thousand Danish mercenaries and decided the issue of the bloody victory of Ramillies. Both Prince Eugene and Marlborough prized him highly, and he was renowned among the generals of Europe. But quite suddenly when, at the age of fifty, he inherited on the death of his brother the family estate of Württemberg-Neuenstadt, he gave up his military career and withdrew into his little town to live like a farmer—the strict and conscientious father of his little domain.

He had had no intercourse with Karl Alexander. That magnificent prince with his luxurious court and his shameless rascal of a Jew was an abomination to him. He was a strict and frugal man, and by this time over seventy. He loved his winding, flowery little town, and when Marie Auguste was mentioned, the heretic, the frivolous devotee of dress and ballet-dancing, he curled his hard lips in sour disgust. He was small, lean and a little bent; he spoke with military brevity; his attire and household were strictly regulated, clean and bare. He would say "Duty!" He would say "Authority!" He would say "Justice!" And in spite of his years he was a strenuous worker.

He listened in silence while the Stuttgart gentlemen unwound their circumstantial sentences, and even after they had repeated them he said nothing. He was getting old, he would have liked to pass his few remaining years in

his little flowery town, he would have liked to inspect his fields and vineyards, an old farmer, and to see that his subjects treated their children and cattle properly. And now in his old age God had laid a heavy task upon him, to clean and purify before he died his forsaken country, to struggle against the Emperor and the Empire, to wrangle with the fat, sly Jesuit at Würzburg. It was God's command; he was a soldier and knew the importance of subordination; he submitted. He told the Stuttgarters that he would take over the administration, but on condition that he was the sole Regent; he would not co-operate with the Duchess, who was a Catholic from Regensburg, nor, certainly, with the Jesuit Bishop of Würzburg. He added that he would be in Residence the very next day.

The Stuttgarters returned in high delight. This was the man they needed. He would make short work of Remchingen and of the Jew, too, of whom strangely enough one still heard nothing.

Remchingen immediately hit out savagely. He had always hated the dry Neuenstadter, and had often made fun of his stingy, bourgeois habits. He now took his stand on the codicil to the will, on the plenipotentiary powers of the Lord Bishop of Würzburg, on the troops under his command. He refused to swear allegiance to the Regent, or to take any orders from him, and forbade his subordinates to do so, pledging them to support Karl Alexander's will. To stir up the army against Karl Rudolf he announced that the new ruler had agreed with Parliament to reduce the army, and that wholesale dismissals were to be expected.

In such circumstances Karl Rudolf made his quiet and shabby entry into Stuttgart, took up his quarters in a side wing of the Castle, and waited upon the Duchess, who refused to see him. He did not trouble about that, and was

at work next morning by six o'clock, as was his habit in spite of his seventy-one years. He began ruthlessly to set matters in order, in the capital first of all; untrustworthy officials were dismissed and their papers confiscated; many were arrested. Most of the leaders of the Catholic party had already fled.

Among the people there were loud and universal expressions of contempt for the dead Duke, who was not yet under the sod, and for the widowed Duchess, who sat fidgeting and fretting helplessly in her rooms. The Regent issued stern orders forbidding such expressions. His words were "Duty! Justice! Authority!"

In consequence of these orders Benz, the confectioner, among others, was put in gaol for three days in punishment for the poetic picture about the Duke and the devil which he had made. In gaol the pig-eyed man caught a severe influenza. When he came home he had to go to bed, and although he swallowed all sorts of boluses it was soon clear that he would not recover. His friends from the Blue Boar stood round his bed. He grinned wryly: "Under the last Duke but one harlot ruled, under the last Duke, a Jew, and under this one, a fool." In dying he raged horribly, spitting out obscene curses. In the Blue Boar they said that the heretic Duke and his Jew had this good citizen's death as well to answer for.

Marie Auguste and Remchingen intrigued wildly and blindly against Karl Rudolf and the Parliament. It flattered her to be admired as a great woman. She had been long enough the first lady in Germany; now she was tempted to become the feminine counterpart of the young King of Prussia who had just ascended the throne. Aha, she would be the Catholic Roland to this great Protestant Oliver! Had she not the Emperor, the Electorate of Bavaria, her

father, yes, even France, on her side? Would a clever, accomplished woman like her be incapable of dealing with such an old screw of a peasant, such a soured dunce and senile lout as Karl Rudolf—the impudent usurper? Together with Remchingen, her Capucin, Father Florian, and her librarian, Hophan, whom she took for a great politician, she span innumerable little childish intrigues and sulked if they did not succeed immediately. Thousands of despatches flew to Vienna, to Würzburg, and to her father at Brussels. To the court and the country she posed as the sorrowing widow; her small, pale, large-eyed face looked very charming in its pompous black. She sent to Brussels for her little son, the Duke, and she displayed the princely orphan, the child with the large starry eyes, to her affected people.

But Karl Rudolf, the old soldier, did not let himself be fooled. He published a proclamation saying that he had no intention to reduce the army, and made Parliament corroborate this. Next day he appointed General von Gaisberg Commander in Chief of the troops, confined Remchingen, foaming with rage, to his house, and set guards before his doors. This was a bold step, it might mean bloodshed, war, armed opposition within and without; it might spell ruin or salvation. It endangered nothing. The troops and the country along with them submitted and did homage to the Regent.

The Emperor hesitated to recognize this powerful ruler. The Jesuits were urging him to uphold the validity of the last will appointing the Lord Bishop and the Duchess as co-Regents. The Lord Bishop himself sent his claims and protests to the Emperor in a letter written by his own hand. But after the suppression of Remchingen Karl Rudolf was firmly seated in power and could not be removed without

a war, which no one wanted. The claims and protests were left hanging in the air.

The clever Würzburger of course had not expected anything else. He was working without inward conviction, simply to save his face. He listened to the advice of his diabolically sly and insignificant-looking Councillor, Fichtel. He agreed with him entirely. Nothing could be gained here by force. The Church had plenty of time, it took a long view of things. They had only to concentrate on the young Duke, and have him brought up strictly in the Catholic faith; the Bishop, of course, would not live to see this fruit ripen. For the rest, poor Karl Alexander! The good, steadfast, pleasant friend! *Requiescat in pace.* He would himself read masses for him. For the present the only thing to do was to withdraw gracefully from the Württemberg affair without being compromised.

Meanwhile the old Regent had quite won over the army by his soldierly character, and now he confined General Remchingen more closely, removing him to Asperg with his adjutant, Captain Gerhard.

Such treatment of her favourite and most important partisan drove Marie Auguste out of her haughty reserve towards the Duke-Regent. She condescended to ask Karl Rudolf for an interview. The old man appeared without ceremony, and stood, shabby, rustic, and bent, before the bejewelled and finely-perfumed lady, who had exploited all the resources of modern cosmetics. He was alone; she had with her her confessor, Father Florian, and her librarian, Franz Josef Hophan, the politician, a fashionably-clad, literary, soft and feline young man: after Remchingen's downfall he had become, next to the Capucin, the adviser most in her confidence. With cold wariness Karl Rudolf eyed this detestable trio which had grown like a weed in the

good garden of Württemberg. On her side Marie Auguste surveyed with arrogance and a touch of amusement this shabby and penurious little soldier, who was certainly incapable of appreciating the subtleties of her mourning dress. Karl Rudolf listened in silence to her numerous complaints. His silence irritated her and she spoke more impetuously, in her confusion mingling childish and ridiculous with really important points; her two assistants had to disentangle her. Karl Rudolf listened with contemptuous distaste to her misuse of legal terms, which she usually brought in at the wrong time with an air of importance. The sacred ideals of the Constitution seemed to him to be profaned by her small, foolish, courtesan's mouth. His answer was curt, wary and rude; he took up adroitly all the nonsense she had talked and with hard contempt ignored the objections and corrections made by the Capuchin and the fine librarian; he, the prince, would deal only with the princess. He scolded Marie Auguste; she had bad advisers, and it did not become her dignity to defend the wicked traitor Remchingen. He promised immediate redress on all the small points of etiquette which she had gravely and importantly brought up, and refused with all the greater firmness everything which was of real political importance. The monk and the librarian wrung their hands to see how triumphantly the Duchess pocketed these small concessions in return for sacrificing to the sly, uncivil usurper everything essential. With satisfaction and astonishment the Duke came to the conclusion that Marie Auguste was not the Scarlet Woman, but only a goose; and she in turn was satisfied and astonished to see that Karl Rudolf was not really a stiff-necked and obstinate usurper, but simply an ass. On this basis of mutual recognition they parted with a kind of supercilious and contemptuous good-will.

Later on, naturally, they had several small differences. But as the result of this one interview the Duke-Regent was sufficiently aware what policy he ought to pursue. If he wanted to obtain a real concession from Marie Auguste he annoyed her in matters of etiquette, disputing one of her titles, perhaps, or sending her a subaltern instead of the usual staff officer to act as her guard, or tormenting her darling, the fine, fashionable librarian. When she protested, he demanded some political concession as the price of rectifying these delicate matters.

The preparations for Karl Alexander's burial provoked a serious quarrel. For two months Marie had been looking forward to making this the occasion to parade before the eyes of Europe as the most beautiful and accomplished widow in the Empire, as the great princess, surrounded by intrigue, on whom were set the hopes of Rome and of all the Catholic world. But the Regent forbade as too provocative the performance of Catholic rites at the funeral ; the Catholic lords and princes then threatened to stay away, and Marie August went sick and haggard with rage. The Emperor had to force Karl Rudolf to compliance by a personal letter. The obsequies were carried out with immense pomp. There were endless rows of mourning coaches, taper-bearers ; and the princes, gentlemen and officials were all in black gala uniforms ; there was a march past of troops which lasted for hours. There were bells, speeches, hymns and volleys in honour of the dead. And there were thousands of admiring, passionate eyes fixed on the beautiful widowed Duchess. Her figure rose like a pliant and slender stalk above the sweeping black brocade of her skirt ; her wrists and hands looked incredibly white and fine emerging from the black lace at her sleeves, and she wore no jewels save the cross and star of the Papal Order and a necklace of sixteen

choice black pearls. Her widow's veil was so disposed that its black seemed to be dulled by the black splendour of her hair. Her small lizard-like head with the clear forehead the colour of fine old marble, looked delicate and desirable in spite of her air of remote majesty. And so Marie Auguste sunned herself in sorrow and elegance.

And after all it was an empty coffin for which the bells rang, the speeches were made, the hymns soared solemnly aloft, and the volleys of musketry crackled. In spite of the embalming skill of the doctors the dead Duke had decomposed so badly and become so noisome during his widow's quarrel with the Regent, that he had to be secretly buried in the new vault at Ludwigsburg long before his official obsequies were held.

4

THE diplomatists and officers who had been surprised at Ludwigsburg by Karl Alexander's death lay low for the present and waited. That they held Süss as a captive was at any rate a proof of their loyalty to the State. After a few days it became clear even to the thickheads that the Constitutional Party was to be victorious as a matter of course, and that it was all up with the military revolt and the Catholic plot. So they took their stand on simple fact. They had never thought of a military *coup d'état*; all the measures they had planned had of course been constitutional, and on the presupposition that they must be ratified by Parliament. There was but one apostle of crime and violence, the instigator of all that was vicious, the source of all trouble, the adviser of all evil, who had led the good Duke astray and perverted all his noble plans, a traitor, a rogue, a scoundrel, and only one,—the Jew. And the honour and loyalty of each one of them was shown by the fact that they had not let the Jew escape, but had arrested him immediately.

Now in reality Süss's capture had been a very easy matter, not exactly redounding to the glory of the gentlemen concerned. So the simply story of his arrest in Ludwigsburg had to be embellished a little and made noble and romantic. They set rumours circulating through Stuttgart which strengthened gradually into the certain knowledge that Süss had stolen forth from Ludwigsburg immediately after the Duke's death, had sneaked into his house in the capital and remained hidden for a time, and had finally made an attempt to flee the country with his jewels and incriminating papers. But the brave officers, led by the gallant Major Röder, an honest man and a good Protestant, who was loved and honoured by all, had in the nick of time discovered the scoundrel's presence and flight. The exact details were repeated. Süss had slipped through the vineyards, and was already a good way along the Kriegsberg road. But Major Röder had summoned his best riders—even their names were known, Guckenberger, Trifts, Weis, Mau, Meier—and so the six of them had pounded after Süss. They had overtaken the fugitive on the Kornwestheimer hill. The gallant Röder had thundered "Halt!" with his pistol cocked. All the Jew's impudence, his cries and threats, had been of no avail. The valiant horsemen had turned his carriage, and now they were going to bring him to Stuttgart over the gallows road through the Ludwigsburger gate.

A festive and noisy crowd awaited the carriage with the prisoner. Keen jests flew; there was happy excitement; all the street urchins were perched in trees or on the projections of the gate. In the Green Tree, a public house hard by the gate, young Langefass, a plump, high-spirited youth, very fair haired, with a red face and small blue eyes, sat with other comfortable burghers' sons. He treated his friends to Uhlbacher and noisily chaffed the girls; it

was a merry party, as uproarious as last carnival. When amid hoots and yells the coach containing Süss at last passed through the gate escorted by Röder and his cavalry, several of the youths at Langefass's table rushed upon it; hauled out the prisoner, punched him, bumped him, thumped him, pushed and pulled him about. Meanwhile young Langefass pledged Major Röder, who accepted a glass and returned the compliment with a smirk, while the crowd were mishandling the Jew. In spite of everything Süss was not cowed and dispirited; he hit stoutly back and gave such a cuff to an urchin who had bitten him in the calf that he fell sprawling among the legs of the crowd; at the same time he returned vigorously the curses and abuse of those who were attacking him. It was not an outbreak of fanaticism, but a real juicy row. But although the crowd was really in a holiday mood, the Jew might have been beaten to death in the end out of pure enjoyment, had the Town Grenadiers not arrived and, with the help of the escort, rescued him. Exhausted and breathless he crouched in the carriage, torn and shaken, covered with dirt and blood. Young Langefass, who was a wag and in great favour with the ladies, playfully picked up the Jew's periwig, which had fallen in the scuffle, and paraded it on his stick through the town to everybody's delight. Thus, among cheers and hooting, Süss was conducted through the market-place and into the Chamber of Nobles.

Deprived of this victim, the rabble, led by young Langefass, rounded up all the other Jews and diverted itself with them. They had especial sport with an old Jew who defended himself desperately while they plucked out his grey hair and beard, the process being accompanied by an entertaining speech from Langefass which met with great applause. A trembling young girl called Jentel Hirsch, who was by no

means pretty, was stripped to the skin and searched for fleas amid screams of laughter. All the Jews in Stuttgart, from the old men to the infants, were captured by the busy mob in some such fashion and handed over to the Town Magistrate with an escort of street arabs flinging dirt and stones. Two Jews from Prague arrived by express coach in the middle of these occurrences, intending to arrange some banking business with the omnipotent Finance Director. They were not well informed about Swabian politics; they had in particular no idea of the connection between their banking business and the Catholic plot; they only knew that Süss was the most powerful Jew in Europe and that Jews in Württemberg enjoyed special protection. So they were all the more astonished when almost as soon as they left their coach they were pounced upon, shaken, beaten and thrust into prison—their first intimation of the miserable plight into which the powerful Finance Director had fallen. Several other Jews were killed in this persecution, among them three citizens of Frankfurt; and that free town on this account sent a strong protest to the Government of Württemberg. The Duke-Regent then said: "Duty! Authority! Justice!" and sent three of the culprits to gaol for two days.

A facile poet made a popular rhyme about Süss's capture. His couplets soon flew through Stuttgart and over the whole country; two lines in especial were quoted everywhere and stamped themselves for ever on the memory of old and young:

"Then shouted Herr von Röder,
'Halt, or you're a deader!'"

Major Röder had become more popular than ever through the circumspection with which he had prevented the escape of the wily and godless Hebrew traitor, and wherever he

showed himself with his hard mouth, low forehead, and snarling voice, he met with ovations from the enthusiastic citizens.

On the day when Süss was brought into Stuttgart the crowd attempted also to storm and plunder his palace in the Seegasse. The leader of this enterprise was Sophie Fischer, the daughter of the Transport Adviser, a former mistress of Süss. The beautiful, indolent, voluptuous creature had altered strangely. She screamed and burned, and wrought like a fury, her hair flying loose in thick, fair strands, and sweat trickling over her face. The houses of the other Jews were unprotected, and many a good piece of furniture and jewellery and even much hard cash was looted by the crowd on this occasion. But Süss's house was guarded by a strong military levy. Nicklas Pfäffle had seen to that in good time. There was also another man who had intervened powerfully and successfully to preserve the house, Dom Bartelemi Pancorbo. He appeared in the guise of a Government Commissary with police and soldiers, and confiscated the house and its contents. Guided by Nicklas Pfäffle, he shuffled slowly through the large, brilliant and very well-kept rooms, poking his lean purple face in every corner. He ignored contemptuously the noble tapestries, furniture, pictures and bric-a-brac. But the precious stones for which his heart and his fingers hungered were not there. Cautiously and suspiciously he cross-questioned Nicklas Pfäffle, and the pale plump man answered him with phlegmatic calm. The Portuguese began to threaten, but his cracked voice made no impression on the secretary's indifference. In the end they arrested Nicklas Pfäffle, examined him thoroughly, and went through all his correspondence. They found nothing, and the slow, silent, immovable fellow had to be released again.

5

Söss was at first confined in the fortress of Hohenneuffen and not badly treated. His tastes were consulted, and he fared well at his own expense; he was allowed to receive visitors and to send for whatever he wanted from his wardrobe and household stuff He made only a moderate use of these privileges. He preferred solitude, and had plenty of it. At those times he walked up and down at his ease, pleased, almost smirking, humming to himself unmelodiously, wagging his head in sly delight like any old Jew in a gaberdine.

Aha, how good it was, how pleasant, to be at rest and a spectator! There was a wild floundering all round about him. The others were floundering, trying to duck and drown him, he himself was floundering to escape and get into the air again. Hoho! Let them catch him, let them get hold of him! Fools that they were! They did not know that it was not himself who was floundering there, and whom they wanted to kill! That it was the old Süss, the foolish and ignorant Süss, who had not yet learned or recognized anything! The real Süss, the new Süss, hoho! —he laughed with a wild and scornful delight—he was beyond all the struggles of life, no Duke could catch him, no Emperor, no Court of Justice.

So it was not an easy task which lay before the Commission appointed to enquire into the numerous crafty, godless, traitorous crimes and offences committed by Josef Süss Oppenheimer, Jew and erstwhile Finance Director, and his confederates. It was an imposing Commission of Enquiry. Its President was Privy Councillor von Gaisberg, a brother of the General, a man who was naturally dull-witted and tried to get at everything by a sort of jovial rudeness; its members were Privy Councillor von Pflug, a lean, bitter,

arrogant man who loathed and hated the Jews, Professors Harpprecht and Schöpf, Government Councillors Faber Dann Renz, and Jäger, all industrious, ambitious, middle-aged civil servants; the secretaries were Assessor Bardili, and Gabler, the actuary. The Commission had no doubt that Süss had committed a whole series of capital crimes. But it soon became manifest that in strict law there was little to lay hold of. The chief obstacle in the way of his legal conviction was the fact that he was not a sworn official, not even a subject of the State. He had simply given advice to the Duke in a completely private capacity under the title of Privy Financial Councillor. If the sworn Ministers and Councillors of the State had executed these criminal projects they were the high traitors, and not he. So the Commissioners frittered away their time in the examination of a thousand details from which they tried to extract the means of convicting him. The enquiry was protracted and trailed on endlessly. And why indeed should the judges be in a hurry? They had a pleasant feeling of importance in belonging to the Commission. All their acquaintances kept asking: "Well, what's the latest thing you have screwed out of the Jew?" The eyes of all Swabia, so to speak, were upon them. And, besides, a very high extra salary was attached to the duties of the Commissioners, which was naturally defrayed from the confiscated wealth of the defendant. This extra income was especially welcome to the industrious civil servants of middle age.

The gentlemen examined Süss individually and in common. They examined him for defalcations at the Mint, for lese-majesty, and for high treason. The honest and upright Professor Harpprecht, convinced that Süss was a rogue but not guilty according to law, was disgusted by the attempts to make the Jew responsible for crimes rightly

attributable to others, and soon withdrew, confining himself to looking over the documents; his colleague, Professor Schöpf, followed his example. The President of the Commission, Privy Councillor Gaisberg, came by himself to Süss, clapped him on the shoulder, and said in his rude and jovial way: "What's the good of spoiling your life and ours, eh, Jew? You can't escape a ride to hell in the gallows cart anyhow. Don't take too much luggage with you! Give us a good, respectable confession!" Süss smiled and remarked, adopting the same tone, that all the same they could not hang him higher than the gallows. He played with the hearty, dull-witted clown, throwing out hints and withdrawing them with a polite smile just as the other thought he had got hold of something, and finally left him there with his tongue hanging out.

The others, too, each one by himself, tried their luck with the smooth sinner. They kept on visiting him, stalking him, coaxing and threatening him. From the heights of his unimpeachable security Süss played a kind of sporting game at their expense, shaking his head in gentle mockery and superiority. As if from another continent or a later century he watched his own prosecution, and drew quiet amusement from the peculiarities of his judges and from their devices and tricks to catch him. Poor creatures! How they laboured and hunted and sweated! How they quested and doubled and goggled as if possessed at the trail which they believed would lead them on! Anything for a career! And how inquisitive they were, and in what a remote and unrelieved darkness did they seek him; how incapable they were of knowing when they touched him, or of perceiving that they had scented him! In the course of the long enquiry one or two of them had become well-disposed towards Süss, had developed a kind of liking for the man, who

was certainly a rascal, but a most unusual and stimulating one, nimble of wit and keen of intellect. With almost tender mockery Süss observed how even the two young secretaries came, pushful and sly and stupid, to try their luck and their skill on him. The poor, half-witted creatures! Süss let them scramble over him like puppies, and then softly and indulgently put them down again.

All these were men of moderate gifts. Privy Councillor Johann Christoph Pflug, the motive power behind the Commission, was also moderately endowed by nature, but hatred of the Jews had sharpened his wits and made him keen-scented. If it had been the earlier Süss who was in the cell, he would have eaten his heart out at the innumerable petty humiliations contrived for him by that lean and bitter man. Herr von Pflug had to overcome a repugnance to the Jew's proximity which made him physically sick whenever he entered the cell. But he considered it his duty to keep on humiliating the depraved scoundrel, to destroy his self-respect and to keep turning the knife in the villain's wounds. His failure to succeed in this made him miserable, so that he was exhausted when he left the cell, but he always came back. Süss regarded him with contempt and commiseration. If the proud nobleman had learned that the spurned dog of a Jew was the son of Heydersdorff, Baron and Field Marshal, his whole world would have collapsed.

No advocate offered himself voluntarily to conduct Süss's defence. He was certain to be found guilty. A case of that kind would imperil one's reputation. So a representative for the defence had to be appointed by the Court. The Commissioners attached a high fee to this office, payable, of course, from the Finance Director's confiscated wealth, and entrusted it to a man from one of the leading Parliamentary families, a licensed advocate from the High Court

of Justice called Michael Andreas Mögling. He had therefore to come to Stuttgart and take up the brief, for which he drew enormous fees. He was advised not to exert himself, since everybody knew that the defence was merely a matter of form. But Mögling, an honest, fair-haired fellow with a round, rosy, friendly face, was an honourable man; he would not accept his fee for nothing and he took the case very seriously; he wrote hard and ran about until he sweated. The members of the Court smiled whenever they saw him, even the Jew himself smiled. The good man was sorely hampered in his work. Important documents were kept secret from him, and the reports of the individual hearings were denied him outright. Although practically no difficulties were raised when Süss had other visitors, the poor advocate was terribly bullied whenever he wanted to communicate with his client verbally or in writing. However, he was not to be daunted; he continued to do his duty honestly, assiduously, and without a spark of talent.

Süss was still in Hohenneuffen and well treated. Around him the members of the Commission fattened at his expense their bodies, souls, and purses. But he sat quiet and satisfied, in a strange kind of waking trance; he was as if wadded in cotton-wool, he could not be got at.

This rankled most of all in the lean and bitter Herr von Pflug. The enquiry was at a standstill, and they could get no further; the pariah of a Jew mocked at all of them. He asked Herr von Gaisberg to summon a full sitting to hear a new proposal. The ten members of the Commission assembled, and looked expectantly at Herr von Pflug. He stood up, lean, angular, eagle-nosed and thin-lipped, with dry, hard, greedy eyes, and said that hitherto they had enquired only into lese-majesty, high treason, and the coinage of false money; but the time had now come to

investigate capital crimes committed by the Jew in another direction. According to the criminal code of the land carnal intercourse between a Jew and a Christian woman was punishable by death. Now everybody knew that the prisoner had deflowered Christian virgins and in the most disgusting fashion had exploited both high-born ladies and women of low degree. It was time to extend the scope of the enquiry to include these offences also.

The other gentlemen sat in uneasy silence. This was a delicate matter. If one rushed into it, where might it not end? Nosing into that kind of thing one might compromise all sorts of people. It would certainly be amusing to peer behind curtains and under sheets, and to insist on knowing from A to Z the when and where and how; and on a few of the gentlemen's faces there was already visible an expression of slightly embarrassed lasciviousness. But to display all this dirty linen to the Empire was a piece of hardihood not to be lightly undertaken. And who could tell how many families might be implicated, and who might be antagonized in the course of such an enquiry? It was a very delicate affair.

At last Johann Daniel Harpprecht, who was superior to considerations of that nature, stated that in his opinion the High Commission was not required to poke its nose into such filth. Of course it was deplorable that so many Christian girls and women had prostituted themselves to the Jew. But it was not for his carnal sins that the former Finance Director had been arraigned before a special court, and neither the Duke-Regent nor the Cabinet nor the Parliament would have impeached him on that account alone. These offences had not imperilled the land or its sovereign. Besides, the criminal statute which made sexual intercourse between Jew and Christian a capital

crime had not been enforced for two centuries, and had fallen into complete desuetude although not formally repealed. Further, they had to remember that this statute condemned not only the Jew to be burned to death but also the Christian women taken with him. They should therefore examine all the consequences of such a proceeding before committing themselves to it.

With cold fanaticism Privy Councillor Pflug retorted that he did not need to remind his wise and upright colleagues that they had been appointed to administer strict justice and not to pursue political ends. They were not required to be diplomatic, but only to be just, without any respect of persons.

The others meanwhile had been considering the pros and cons of the matter. They looked searchingly at each other, divining their neighbours' furtive thoughts and coming to joint secret understandings. If the enquiry were extended to include the sexual offences of the Jew, they would hold in the hollow of their hands the fate and reputation of countless women and countless families. Some names were already known, belonging to families which were great and widespread. In any case such an extension of the Commission's powers would mean an enormous accretion of prestige and influence for the individual Commissioners. They would hang over the land like thunderclouds, and could blast or spare whom they pleased. And they would come into possession of innumerable secrets, which need not be used at the time, but which could be exploited later if they saw fit. They would be as powerful and mysterious as a Spanish Inquisition or the Secret Council of the Venetian Republic. That was an attractive, an exciting, an enticing prospect. What prim and eloquent expressions they would be able to assume! How many people would come fawning

round them in anxious humility, on tenterhooks to know whether they were to be exposed or mercifully left alone! And how many piquant details they would secure, which could be retailed in confidence to a delighted friend or brother, wife or sweetheart, and which would later on provoke hilarious screams of laughter at some jovial drinking party! A slight smirk dawned on Privy Councillor Gaisberg's coarse and jolly face; the younger gentlemen relaxed their faces and twinkled with half-shut eyes. It was decided to adopt the measures recommended by Herr von Pflug.

Süss's first examination on this point occurred in a full sitting from which Professors Schöpf and Harpprecht had absented themselves. Süss had grown fatter and less erect; his shoulders sagged a little. His face seemed broader, his brown eyes were less arched, slower and milder. In his forehead one or two furrows were beginning to form between the eyebrows. His movements were gentler, he had a soft and elusive quietness about him.

When he was asked whether he had had carnal intercourse with Christian women his first reaction was a look of surprise. The law punishing intercourse of this kind with death had fallen into such desuetude that he never thought of it. He interpreted the question as one of scornful curiosity intended merely to humiliate him in some way, and as he did not know what the outcome might be he made no reply. Privy Councillor von Gaisberg insisted imperiously that he should inform the Court at once and without evasion what women he had slept with. The Jew looked at his judges attentively, summing them up one by one with his eye, and said simply, without mockery, that he was completely unable to see what that had to do with high treason and false coinage. Herr von Pflug retorted sharply that that was the judges'

business, and that he was to drop his Jewish impudence.

Süss reflected for a moment, shaking his head. Then he recollected that statute in the Criminal Code which someone had once mentioned to him in jest, a statute which had not been taken seriously for centuries. What? Were they going to butcher him with that antique and rusty relic? Was he to die such a buffoon's death? All at once the old brilliant Süss re-appeared. He drew himself up, sending quick, roving glances over his judges, and answered them, slim and scornful: "That I have slept with Christian women I do not deny. If the gentlemen wish to condemn me to death on that score, let them do it. The whole Holy Roman Empire will laugh. But not at me." The indignant Commissioners let loose upon him a storm of hoots and screams of rage at his impudence, while Süss remained cold and immovable. He regarded his judges. He saw their hate, their lasciviousness, their cruelty, their inflated vanity. He divined the shameless cold-blooded extortionate game which they meant to play with the women. He saw their human masks riven off, he saw the naked ugliness beneath, the faces of wolves and swine. But before his concentrated fury could burst out, he had already relinquished it. He was overcome by pity for the wicked and wretched creatures in front of him. With the old, gentle, crafty smile upon his lips he said: "I will not give you the names. You must find out the ladies for yourselves."

The judges, even those who had been good-natured and hitherto benevolent to Süss, were bitterly indignant. They did not allow themselves to think that the Jew might be concealing the names out of consideration for the ladies. For it was impossible that they, the important gentlemen, should be less chivalrous than a Jew, or that the Jew should be nobler than a Württemberg Privy Councillor. No, it was

sheer wickedness and contumacy that made the rascal refuse to divulge the names and share his sexual pleasures with those who had a legal right to the information. They had it all so well planned already, the sensation, the excitement, the why and the how, and now out of sheer malice he wanted to spoil it. But they would bring the scoundrel low, they would teach the pig of a Jew to have respect for a Swabian Court of Justice.

They removed him from the control of the friendly Commandant of Hohenneuffen, and confined him more straitly. He was taken under a strong guard to Asperg. Here the governor was Major Glaser, a pedantic man to whom discipline was the breath of life. Süss was thrust into a small damp hole. There was not much difference there between day and night; his clothes stank in the damp, mouldy air and rotted on his body. He had no bed, and the floor was bare, cold, bumpy and wet. He was put on bread and water, and fettered crosswise to the wall for many hours. The rats ran disgustingly over his racked body, and he could not drive them away.

His chestnut-brown hair grew grey, his white, soft skin shrivelled and faded, and an ugly grey stubble covered his once smooth and chiselled cheeks. He let fly evil words at his warders, many curses and execrations, and he defended himself physically when they fettered him crosswise. But when he sat alone, famishing, his limbs strained in torture, coughing and freezing with cold, the warders who spied through the chink in the door often saw him shaking his head in strange satisfaction, and heard him speaking to himself, or humming to himself in a harsh voice. Many a time it seemed as if he were speaking to someone else; he nodded, waited for an answer, and replied again. But there was no one in the cell except the rats. The warders nudged each

other, grinned and burst out laughing, supposing him to be deranged and insane.

But he was not at all insane. It was like this. He had had hours so full of peace that he was beyond hunger and frost and the aching, tearing pains of his forcibly racked body. Then the rustling of the rats turned into a small and lovely voice, and he spoke and was spoken to and could well smile.

An obstinate struggle began between him and Major Glaser. The Major had been told that if only Süss would give a list of the women with whom he had slept he could be duly brought to judgment and crushed like an insect before everyone's eyes. So the Major cross-examined the Jew daily from nine till ten o'clock. Süss admitted having had women of both high and low degree. The Major said that was not sufficient, he must have names. Süss answered that as an officer he must understand that he would never give the names. The Major replied that what was proper for a Christian officer did not befit a stinking Jew, and treated his obstinacy with increasing sternness.

Süss was not at all trying to pose as a hero. He had fits of rage and depression after periods of smiling resignation. For instance, he was overcome with such disgust at his mouldering and evil-smelling clothes that he threw them away and walked about in his skin ; the Commandant had the clothes forcibly put on him again. The Major reported to Herr von Pflug with pedantic exactness and bitter objectivity every movement of his prisoner. He stated that the Hebrew beast, since he could not obtain poison from Hofmann, a warder, had bitten off his own nails, supposing them to be poisonous, and had swallowed the pieces. They had all laughed thoroughly over his stupidity. Or else the Hebrew beast had not eaten a penny's worth for four days, and he had been afraid that he might lie down and die. But

to-day he had eaten again, and so there was some hope of saving him alive for the gallows.

In his terrible weakness Süss once clamoured to know if his wealth were not enough for them, seeing that they were trying to kill him in such an abominable manner. Another time he said craftily that they could find no handle against him, and that it was all a stupid farce; he would bet fifty thousand gulden that he would soon be set free. Still another time, while his warders howled with laughter and slapped their thighs, he ordered, threatened and insisted that he should be released at once, for he had to go to Stuttgart to look after his household

Then there were other weeks in which Süss was still and contented and spoke to the wet walls and the mouldy air in the solitude of his cell. He saw his father as plainly as in the flesh. He stood in the cell in his Capuchin habit, his slim and elegant form stooped and relaxed, but with quiet and peaceful eyes. And he spoke with him and they were very friendly and went arm in arm together, the disgraced Marshal and the disgraced Minister, the begging friar and the tortured captive in his filthy rags, and they smiled to each other and walked comfortably up and down the close damp square of the cell, and the rats rustled about their feet.

The members of the Commission meanwhile continued their inquiries very slowly and without ceasing, and drew enormous salaries.

6

MARIE AUGUSTE, the Duchess Dowager, found political intrigues so interesting that they pushed even her toilette into the second place. Guided by Father Florian, her confessor, and by the librarian Franz Josef Hophan, she sat with delicate coquetry in her castle in Stuttgart or in her lovely dower-house at Teinach, hatching innumerable plots,

complications and intrigues, and making life difficult for Karl Rudolf. The fashionable, young, feline, literary librarian thought out the plans at his desk, the tougher Father Florian, the Capuchin monk, tried to put them into execution, and Marie Auguste interfered in everything with blind and amiable industry. The fine librarian was consumed with ecstatic and voluble admiration for the Duchess; he compared her in countless fashionable poems to everything beautiful in heaven and on earth. She subsided comfortably into his eloquent adoration; she even began gradually to adopt his vocabulary and his gestures.

But the matter-of-fact, soldierly, economical Duke-Regent was bothered by having to lose so much time in sweeping away their silly cobwebs. He decided once for all to get rid of this troublesome cabal-maker. The rumour suddenly arose all over the land that the Duchess Dowager was intending to carry out forcibly the plans of her happily deceased husband, and that she had already made preparations for having Catholic services in the Church of Teinach. The perfidy of the rumour lay in the fact that the Duchess had plotted a thousand other things, but that precisely in this there was not a word of truth. The Regent played a stroke of rude irony in making that the cause of her downfall. The people at any rate believed the rumour. Wild speeches were made and broadsides sent flying whenever she drove through the streets; her subjects shut their mouths and refused to salute her. After the police had interfered and arrested some of those who refused to salute her the streets were emptied whenever her coach appeared; people slipped into the houses or into the side streets to avoid greeting her. Marie Auguste could not bear that, and Father Florian and the fine librarian distributed large sums of money to engage cheering people to stand on her route.

But she noticed that they were hireling cheers, and was doubly depressed. Father Florian had to write to the Duke-Regent emphasizing indignantly Marie Auguste's spotless innocence in the Teinach affair, stigmatizing severely the shameless injustice of the popular uproar, and insisting haughtily that he should put a stop to it. Karl Rudolf did not reply. Foaming with rage Marie Auguste went to see him. He said that he could order her subjects not to behave improperly to the Duchess, but he could not compel them to greet her with delight and affection. He gave Her Highness the friendly advice to behave herself as he did, and then the people would salute her with proper respect without further orders and certainly without bribes.

After this humiliation the Duchess decided to leave ungrateful and stupid Swabia, to hold her court in Brussels, Regensburg and Vienna, and to wait obstinately, like a feminine Coriolanus, until she was recalled.

She took leave of Magdalen Sibylle. Magdalen Sibylle Rieger, wife of the Transport Adviser, sat with an air of serious domesticity beside the delicate, vivacious, quick-eyed Duchess, who was younger and more capricious than usual because she was excited about her impending journey. Magdalen Sibylle was broad and imposing, she was with child, she carried a small Rieger. She had brought her friend a pedantic, wooden, correct hymn of farewell; Marie Auguste listened to it with fitting emotion and gratitude. But then, delighted to have done with the necessary serious business, she began to make fun of the doltish clod-hoppers of Swabians upon whom she would soon be turning her back, thank God! She made fun of the crooked, shabby, asinine Karl Rudolf, of Johann Jaakob Moser, the fiery comic orator, and of all the rude and uncouth populace. She

regretted only one thing that she had to leave her good, true, strong Remchingen in captivity in the Asperg. And oh! also her fine, amusing, gallant Jew. They were torturing him and fettering him crosswise, and she, Marie Auguste, could do nothing for him. For—and she assumed her most important expression—that would make her unpopular, and for political reasons her dear librarian would never allow that. Apparently the Jew had murdered children and practised God only knew what kinds of black magic. But he was a handsome and gallant man, and certainly the most amusing in this boring Stuttgart, and it was at any rate a shame that these coarse beasts should torture and disfigure him. "*Hélas, Hélas!*" she sighed, pursing her lips as her librarian was in the habit of doing.

For half a minute both women were silent. Both were thinking of Süss. Marie Auguste saw his warm, roving eyes, the insistent devotion of his bearing, his air, his insinuating, exciting, impertinent gallantry. Magdalen Sibylle sat quite still, her large, beautiful, womanly hands in her lap. She had met him in the wood at Hirsau as the Devil; then in Stuttgart he had not taken her, but had thrown her to the brute of a Duke; then he had spread that dream of power and intoxication before her eyes and taken her; and then he had turned strange and different and hard, and was polite to her. And now he sat in the Asperg and they were torturing him and disfiguring his limbs. But she was carrying a child, which would be a fine child, for it sprang from a fine man who was boundlessly devoted to her. It would grow big in the peaceful, comfortable rooms at Würtigheim, among fruit-trees and meadows full of sleek cattle. It would never sit in the Asperg, and it would certainly never meet the Devil. Perhaps it would make verses instead, brave and eloquent verses, which would move

everybody and be a comfort to many. But it would certainly never meet the Devil.

Marie Auguste interrupted the brooding silence. With a crafty little smile she said that before she forgot it, she must give her parting gift to her dear Magdalen Sibylle, her friend and trusted comrade, a gift which she hoped was well-chosen and out of the common. "*Cara mia!*" she said, "*Cara mia Maddalena Sibilla!*" She whispered mysteriously that it was something for her hour of travail, and she came closer to the large woman, with a caress. It had helped her. That she had had such an easy time and had kept her figure young and unimpaired was entirely due to what she was now going to bestow as a gift upon her dear friend. She herself, even although she did not exactly intend to enter a nunnery, was scarcely likely to be in further need of it. With a sweet, naughty, titillating gesture she produced the amulet, the box belonging to the Jew who now sat twisted in fetters in a damp and stinking cell: the strip of parchment with its rectangular red Hebrew characters, the names of the Angels Senoi, Sansenoi, and Semangelof, and the disquieting crooked figures scattered over it, the primitive birds, squatting comically and threateningly.

She told with a giggle how she had got the box from Süss, and she repeated the lascivious little story about Lilith, the first wife of Adam, who had not given her the carnal satisfaction which she sought. Magdalen Sibylle put out her hand to take the amulet, let it drop again, and finally grasped it uncertainly and with a slight shudder.

Then Marie Auguste quitted Stuttgart. She travelled with a large retinue, in her immediate train Father Florian and the soft librarian, who wore a fashionable travelling-suit. The enormous accumulations of her wardrobe had been already forwarded in an endless number of carriages.

The street was thronged with onlookers. Now that the Duchess was going away, they were full of goodwill towards her and cracked good-humoured jokes. Her almoners and treasurers had been lavish of money, and the cheers were really hearty.

Johann Jaakob Moser was also in the street, accompanied by his wife. He was moved. "There she goes," he said. "She thinks she will not be able to resist temptation much longer, and so she rather flees from the country. Almighty God, how I thank Thee that Thou hast made me strong and self-controlled and hast subdued my blood!" And he pressed his wife's hand warmly.

As her carriage was waiting for her the Duke-Regent, small, shabby and crooked, appeared punctually to bid her farewell. "I thought I would have to exorcise a devil," he was secretly congratulating himself, "and it's only a goose going cackling out of the house." But Marie Auguste thought with mocking superiority: "Like to like: asses and donkeys all." And her soft, pastel-tinted face under its spreading black hat nodded with amiable mockery at the old soldier, who shut the carriage door and saluted her with an unusually courteous smile

7

IN spite of all the tortures the Commission of Enquiry got nothing out of Süss but a general admission that he had slept with Christian women. So the footmen were brought up, and the chambermaids, and they were cross-examined on the smallest details. Some had peeped through keyholes, others had used their ears to good advantage. All that—the when, the where, the how long—was weighed, debated, digested, and incorporated among the documents. Sheets, chemises and chamberpots were brought into evidence and

discussed in protocols. So they gradually procured a long list of women, high-born and lowly, married and unmarried. These were all cross-examined by the eager judges without the omission of the most minute detail. The findings were then drawn up in triplicate in black and white, to be committed as State papers to the archives.

The Court ordered the ladies Götz also to appear before it. Once more the young Privy Councillor Götz found himself in the utmost embarrassment. He had considered it desirable to send his mother and sister for a while to his country estate near Heilbronn. They could evade the ducal jurisdiction simply by going into the Free Town of Heilbronn ; but then he too would have to resign his offices. Or they could present themselves before the Court ; then it would become necessary for him to glare so threateningly at everyone who looked askance at him that the sneers would stick in their throats. That would be troublesome, for he would have to glare at many people, yes, almost at everybody. But he was a stout fellow, and he decided to do it.

So the ladies appeared before the judges on a radiant summer day. The men relished the piquancy of examining first a mother and then her daughter. It was difficult for them to disguise behind the grave indifference of their judicial masks their eagerness and lascivious delight in the situation. The delicate-hued loveliness of Elisabeth Salomea's fair face, with its hunted grey-blue eyes, was enhanced by the black simplicity of her dress as she stood there trembling and dismayed. It was a strange thing, but she, against her brother's express command, and although she usually wore no jewels, had on her finger the ring with the Eye of Paradise, and the eyes of the gentlemen were glued to it. She winced at the remorseless coolness of the filthy, inquisitive questions put to her by the judges, who felt themselves

doubly justified by the sight of the priceless stone. Shivering in spite of the brilliant sun of early summer, she was crushed by the brutal directness of these questions, many of which she did not understand at all. She cowered, and turned her quivering face aside to avoid their shameless glances, and stretched and twisted convulsively her small, bony fingers. Her answers were low, uttered in a half-strangled voice, many of them inaudible; their tenor could not be determined, and she had to repeat them; the deaf State Councillor Jäger shouted: "What? What?" and insisted on having many things repeated three times. In this manner the enquiry arrived at her affair with the Duke. Privy Councillor Pflug was the most severe in his examination; he wanted to construe it as lese-majesty that the Jew had forestalled the Duke. Young, fair and lovely as she was, she was impaled on an invisible stake and no one spared her; they all pressed her hard. First the lean, arrogant and sharp Herr von Pflug, who, full of hate and disgusted as if by a foul smell, kept on asking her if she had not been nauseated by the stench of the circumcised Jew; then the State Councillors Faber, Renz, Jäger, and Dann, those ambitious, industrious and middle-aged civil servants, who, diverted by this new and exciting turn of their duties, kept on asking for fresh particulars, paraphrasing them first with relish, as if they were rolling them on their tongues, and then stating them with blunt unambiguity; next the secretaries, Bardili the assessor and Gabler the actuary, who with sickening gallantry and in disagreeable intonations, such as good-natured men like them were wont to use in speaking to a harlot, tried to submit extenuating circumstances; and finally the President, Privy Councillor Gaisberg, who blustered in a hectoring voice that she need not play the weeping prude, she had done the thing and enjoyed it, and now she

was not to pose there like a twelve-year-old virgin, but in the name of the three devils to open her mouth, loosen her tongue—she had been loose enough in other respects. With swooning limbs and throbbing temples she lay at last in a darkened room at home, half dead with shame and exhaustion; her brother stamped up and down declaiming with rage; his words tortured her although she did not comprehend them.

Although the Commissioners primmed up their faces mysteriously and gave out that they were as silent as the grave, yet many details from these cross-examinations trickled through into the town and the country. Once more the house in the Seegasse, the gorgeous bed, the painting of Leda with the swan, filled everybody's thoughts. The names of the women became known, and their possessors could not creep sufficiently into obscurity; they were outlaws; people shouted filthy words after them in the streets, spat on them, and cut off their hair. Other particulars too became public. A wave of lust from Süss's long-past nights swept over the Duchy. Men told lewd stories in the public-houses and the waitresses could hardly defend themselves from their rough advances; the prostitutes did good business. The women and young girls tittered and were shocked; many became dry, envious and bitter; others breathed more softly with relaxed limbs and faces. An English collector offered to buy the Jew's famous bed at an enormous price.

Naturally young Michael Koppenhöfer heard of the disgrace of Elisabeth Salomea Götz. The altered times had drawn the young man back to Stuttgart. During his exile he had grown more manly; he had suffered for his convictions and was considered a martyr; and many young people looked to him as their ideal and guide. Perhaps one or two of his comrades knew that he was attached to Mademoiselle

Götz, but they did not moderate on that account their strong expressions of contempt and scorn for the girl; they thought of branding her for all time with some vigorous emblem of their bitterness and their scorn. Nobody considered it possible that the affection of Michael Koppenhöfer, the steadfast, virtuous young democrat, could survive such an exposure. Michael Koppenhöfer, too, said nothing in her defence. But nothing in her despite either, as the others expected. He held his tongue. He was suffering. He was not disposed weakly to forgive her. But he saw her pure, bright face, her blond hair, and he suffered. He begged his uncle Harpprecht for the documents. For the latter a new day had dawned since the young man's return. His books, his law, democracy and the Fatherland, all he had lived for, came to life again and sat breathing beside him in the young man with his bold, brown cheeks and the deep, blue eyes. Since by this time the affair of Mademoiselle Götz was well known in the town, the old man looked with compunction at the boy's face; he knew that he was melancholy, and that his love for Elisabeth Salomea would not heal in a day. He saw the youth's face constrained to wear a look of indifference, and after some reflection gave him the documents. Michael began to read, but he could not continue; red anger flamed up in him against the Duke, the Jew, the judges, against all these men. It was more than clear from the protocol that Süss had not had to exert much force in overcoming the girl. But Michael wanted to see her as a victim, and he saw her as one. He saw her standing bright, gentle and lovely before the coarse, rough judges. He could not help it, it was probably sentimental, but his heart rose high when he thought of her; he could not tear her image out, and walk on with a firm and manly tread. He struggled terribly and evaded old Harpprecht's

gentle and significant questions. He raked together all the bold free-thinking statements he had ever heard about the worthlessness of chastity, but they remained pure theory, which did not come to life for him ; all his feelings fought against them. But he finally constrained himself. He determined to give up all practical politics and in spite of possible jeers at "the harlot's husband" to raise up and purify Elisabeth Salomea by marrying her, and to live as a quiet scholar, supported by her repentance and gratitude, secluded in the country with only his books and her.

Without telling old Harpprecht he took a journey to the Götz's estate near Heilbronn, whither the ladies had withdrawn after their trial. At first he was for a long time not admitted. Then he found Elisabeth Salomea in the middle of hasty and energetic preparations for departure. He did not manage to make his generous offer. The lady was surprisingly changed. She worked hastily among piles of toilet articles, bric-à-brac, books and underclothing, arranging, tying them up and packing them, and made frivolous conversation the while, bitter and scornful jests. She expressed shocking principles. That morality was altogether relative. That in Stuttgart a year ago it had been good form to be courtly and gallant, but that now the very opposite was demanded. In her opinion the Jew was the best man in Swabia and the only gentleman. For the rest, she was now going to leave the country, first for Dresden and Warsaw, and then for Naples and Paris. And so good-bye. She waved her hand to him with the Eye of Paradise blazing upon it in blinding radiance

Michael Koppenhöfer returned with compressed lips, his whole life torn up by the roots. Later he heard that Elisabeth Salomea was leading the life of a great and success-

ful adventuress in the Courts of Europe. In her train she had Otman, the dusky slave, as her confidential courier.

8

MASTER JAAKOB POLYKARP SCHOBER entered Süss's cell. It was dark and damp in the narrow square, the air was fusty and noisome. Süss squatted in a bent posture, he breathed with difficulty, he had grown fatter and flabby, his face was a waste of stubble.

The Master was shocked to the very marrow when after some hesitation he recognized in this wreck his former great and powerful chief. He himself was in a bad way. He suffered from the consciousness of having brought to this condition the Finance Director who had saved the evangelical faith in the Duchy; it crushed the Master to the ground that he had sworn silence to the Jew; he wanted to speak out, to proclaim the innocence of this persecuted man, to set him free. Süss shook his head as he listened to his helpless and confused clamours, entreaties, and assurances, and said at last: "You are a good fellow, Master. There are not many such." And after a while with an enigmatical smile: "If you absolutely wish it, you can speak out now." The Master kissed his hand and went away happy.

He flew to the members of Parliament, to whom, by Süss's command, he had betrayed the Catholic project, and gave them explanations and assurances. They listened with astonishment and without comprehension. They thought he wanted an additional reward for his betrayal of the plot and for his share in exposing it. With a shade of reserve they promised to do what they could for him, and hinted at a government position. But as he persisted eagerly in asserting that it was with Süss's approval, nay, by his authority that he had revealed the heretic's plans, they grew impatient,

and told him not to be silly ; they saw in this an attempt at blackmail, some manœuvre or other of the Jew's. Privy Councillor Pflug especially scented some infamous plot of Süss's for his own defence, and arranged that the Master should be put in prison, since he would not stop trying to illuminate the judges with his fairy tales. And since the Jew himself said nothing in his defence to corroborate Schober's statements, they finally concluded that the Master was simply off his head, a harmless lunatic, driven insane by his pietism and religious enthusiasm, and they set him free after a sharp admonition. Exhausted by his horror at the blindness and entanglements of the world the Master went back to Hirsau and devoted himself to virtue, to his old cat, and to poetry

Philip Weinrich Weissensee, too, soon followed him to Hirsau. Weissensee had had to resign his position as President of the Consistory. Perhaps the Weissensee of old times would have been able to stand fast, but now he was weary and at the end of his tether ; he was not cast off, he rather dropped off. Magdalen Sibylle had become very deeply estranged from her father. But now in his downfall she was drawn to him, and tried to be reconciled ; she found that he had been badly treated, and wrote verses to show that he had been superseded through no fault of his own, but through the chances of fate and the hatred of others. But the old Weissensee would have nothing to do with her ; he hardened himself against her ; her growing provincialism disgusted him and her pregnancy nauseated him. What had he to do with a grandchild born of her and Immanuel Rieger, that lean, insignificant, honest, pedantic, empty-faced man with a moustache ? Besides, he was ashamed of his daughter's clumsy poetry. His own life had been made up of tact and a feeling for the great world, for distinction

and the grand manner, and now he was affronted. Poor and threadbare he withdrew to Hirsau, and resumed his commentary on the Bible.

9

MEANWHILE the land flourished. It stretched itself, breathed deeply, no longer strangled by a constricting hand. Prices went down, sank below the level of Karl Alexander's first and good year of government. Six pounds of bread cost nine kreuzers, a pound of beef or pork five, a load of beechwood was ten gulden and a load of pinewood five. And even if the internal politics of the country looked a little threatening—"Duty!" said Karl Rudolf; "Justice! Authority!" and was not inclined to bate one jot or tittle of his sovereign rights in his dealing with Parliament—yet on the other hand Bilfinger, the clever, eloquent, circumspect Bilfinger, had been taken into the Cabinet, and the assurance of religious and municipal freedom together with the expansion of trade was quite enough to make everybody content. Old-fashioned pictures were fished out with Karl Rudolf at the head of troops in superannuated uniforms, fighting with Turks in baggy breeches and Saracens with curved scimitars; and many a cheer was raised whenever the small, shabby, crooked soldier appeared.

So with much wind and cloud a Spring had slipped by, a radiant early summer, a sultry and thundery mid-summer, and now a clear autumn was drawing to its close; the first frosts set in, and Süss was still pent between the close and dripping walls of his cell. He was now melancholy and dispirited. It was not difficult to endure torture, one might suppose it was also not difficult to die, but it became daily a heavier burden to breathe the foul air of the prison, to eat the vile bread of captivity. His back was bent, his limbs twisted, and his wrists and ankles scarred with fetters.

There was air outside, sun and wind, trees and fields, houses and clear voices; men were busy and important, children leaped, girls swung their skirts. Oh for one mouthful of free and windy air, for one walk of seven steps instead of the five and a half across the cell! He wrote letters. He wrote to the Duke-Regent. He was an old man and might listen to him. He wrote respectfully, objectively, and without servility. He pointed out briefly that according to the laws of the Duchy he was innocent. Even if he had here and there transgressed the code of the country he was protected by an absolution granted him by the late Duke Karl Alexander, according to which he could not be held responsible. Moreover he was prepared to make restitution of any losses sustained by anyone as the result of his actions. He had been already four and thirty weeks in prison, most of the time in fetters. He had become an old man in the fortress. He hoped therefore that the Duke-Regent, at whose feet he threw himself, would be merciful to him.

In a tension such as he had not felt for a long time he waited for an answer. Morning came and evening and it was another day, and still another, and a week, and yet another week. At last, in the daily interview from nine to ten, after Major Glaser had triumphantly brandished before him another pair of women's names which the Commission had unearthed, he asked directly if no answer had come from the Duke-Regent. The Major enquired with cold contempt if he seriously believed that they would molest the Duke with his Jewish impertinencies; his expectorations being those of an obstinate scoundrel and Jew had naturally been sent not to the Duke but only to his judges. In his daily report to Privy Councillor Pflug he stated that the Hebrew beast had shrunk into himself at this announcement.

But Süss had set in motion again all the wheels of his old persistence and ingenuity. He wanted air, he wanted to be in the light of day. Since the unfortunate attempts of Master Schober he had not been allowed to receive visitors, even his counsel for the defence, honest Mögling the licentiate, had not been admitted. But his old cunning reawoke in the sick and broken man. He asked in due form to be allowed to see a clergyman. They could not deny him that. He had the idea of using him as an intermediary between himself and the old Regent. His hopes, however, were quickly shattered; they sent him the Town Vicar Hoffmann, whom he recognized as an old supporter of the Constitutional Party and an avowed enemy.

The Vicar naturally believed that it would be easy to convert Süss in his present plight, and began to speak to his conscience with a mixture of scorn and unction. The Jew shrugged his shoulders as he saw his last hope disappear with this unfortunate selection, and admitted simply and clearly that he had only asked for a clergyman in order by his mediation to achieve an interview with the Duke-Regent. The spiritual adviser snorted that that was not his office. Süss replied by thanking him drily for his visit.

But the Town Vicar came again. He was a zealous man; he had remarked the physical weakness of the Jew and he argued that a humbled body meant a humbled soul. Süss smiled when he saw him again. He listened to him quietly and with attention. At the end of it, he shook his head and said: "To change his religion is a step for a free man, and ill befits a prisoner." But the Town Vicar did not acquiesce. He had made up his mind to convince this man, whose fame was widespread through the whole Empire, of the truth of the Augsburg Confession. He even brought an assistant with him, Prebendary Johann Konrad Rieger.

Both the clergymen wrought hard; Johann Konrad Rieger displayed all his silken rhetoric and the Town Vicar seconded him strongly; a whole brotherhood of missionaries could not have assembled a greater number of arguments or more radical ones. But Süss, like an obdurate Jew, persisted in the error of his ways.

The other prisoners, Scheffer, Hallwachs, Bühler and Mez, were treated with much more indulgence. They had family connections with several Parliamentarians, and their charges were leniently dealt with; the accusations were deflected, rewritten, and hushed up. The actions of these sworn State officials, their lese-majesty and high treason, were presented as mistakes of less and less importance; their prosecution became a mere matter of form. They were condemned to pay the costs of the law-suits, then released and banished from the country. Out of prudence they had sent abroad the most of the large sums of money which they had earned in Süss's service. They might as well not have done so, for even their possessions in the Duchy were not touched. They now removed themselves, together with other former colleagues of Süss, a mile and a half away to the Free Town of Esslingen, and lived in peace on their great wealth in that pleasant and friendly town, receiving daily visitors from Stuttgart, and following the case against Süss with benevolent interests as comfortable spectators; and there they waited for some change in the Government to summon them back, for the young Duke would not be a minor for ever, and Karl Rudolf was an old man.

Süss's wealth, or so much of it as could be seized in the Duchy, chief among this his palace, was confiscated for the present. The liquidation of the Finance Director's widely-spread and chaotic investments presented enormous diffi-

culties. Dom Bartelemi Pancorbo was reluctantly compelled to call in Nicklas Pfäffle. The pale, stout fellow complied, but in his calm way he laid down conditions. He would allow no strange hand to meddle with the things which had been his master's personal concern. As soon as the Portuguese tried to interfere with these Nicklas Pfäffle became at once refractory and tangled up the threads of the pending financial negotiations, putting up a passive resistance until Dom Bartelemi had to take his dry fingers again out of those things which the quiet secretary interdicted him.

In spite of good treatment the mare Assjadah pined at the absence of her master's hand. Major Röder wanted to have her, and the Portuguese agreed to that. But Nicklas Pfäffle prevented him. The Major's offer was suddenly outbid; and before the Major could counter it the noble animal was sold to the unknown foreign bidder, and Herr von Röder, whose song, "Halt, or you're a deader!" was still in everybody's mouth, had to show himself to the faithfully enthusiastic populace on his old chestnut. The beautiful Daughter of the Morning then appeared as the property of Mademoiselle Elisabeth Salomea Götz, and was attended to by the dusky slave. Later, when she was sorely pressed for money, the lady had to get rid of the mare. She sold her to a rich Moslem, and the mare Assjadah vanished again into the Orient from which she had come.

The parrot Akiba, too, who cried, "*Ma vie pour mon souverain!*" and "How did Your Highness condescend to sleep?" was abstracted from the hands of the greedy victor by Nicklas Pfäffle. He took the cage and the parrot himself to Isaac Landauer in Frankfurt, who had procured a purchaser of whom he approved. The great financier received the Secretary in the gloomy and badly-ventilated private office of his ugly, crooked and tortuous house in the Ghetto.

He sat awkwardly and uncomfortably in his greasy caftan before the pale, stout secretary, looked with dislike at the screaming bird, and said finally: "I said to him in good time 'What does a Jew want with a parrot?'" He combed his reddish faded goatee restlessly with his thin fingers, throwing furtive, hasty, suspicious glances around him. Nicklas Pfäffle said nothing. But after that they remained closeted for some hours and spoke of many things, monosyllabic and indifferent the one, quick, lamenting, threatening, complaining, emphatic and urgent the other.

As a result of the conversation Isaac Landauer and Nicklas Pfäffle made several journeys. From the beginning the Jews had tried to work on behalf of the disgraced Finance Director. Now these activities were organized. Among Ministers and influential men in the most widely separated European Courts there sat Jewish bankers talking about the Württemberg case. They did not attach importance to Süss himself, not even to the bad treatment he was subjected to; they rather emphasized the arbitrary and illegal way in which the case against him was being conducted, contrary to the laws of the Empire and of Germany, and of the Duchy itself. The sworn State officials were set at liberty and the private alien was prosecuted for treachery to the Constitution. A Ducal Edict existed which protected him by law from all indictments. This high and sacred document was ignored, and he was cited for lese-majesty. Was that justice? Could any one have guarantees of security in such a State? Could one negotiate with such a Government or enter into contracts with it? Süss had transgressed one single article of the code. He had slept with Christian women—oh, what a hardened criminal! On that account they had confiscated his property. Was

that law? Was that justice? Could one give credit to such a State?

This went on at all the Courts. People fleered at the Württemberg ambassadors, and ridiculed the profitable morality of a State which exploited a private individual's hours of dalliance to cover the national deficit. It was also everywhere averred that the judges were only protracting the case in order to grow fat on their salaries. They were said to nose round every sexual act of the Jew until they had each earned his thousand dollars.

Johann Daniel Harpprecht called on the Duke-Regent to report the progress of the Commission. He was frank and direct. If that kind of thing continued Swabian justice would lose all its prestige. They had already made themselves sufficiently ridiculous. It was necessary for him to insist that he considered the Jew to be a poisonous insect. But that was no excuse for subjecting a man to such physical torture in a modern State of the Empire. They could at least summarize the arguments and proceed to a conclusive verdict. It was a scandal to have let the other much worse scoundrels out of the net. He could understand the political necessity of such mildness; but in that case they should not expose themselves further by treating the Jew with unnecessary brutality. And in particular the whole affair about the women as conducted by the Commission was a sink of corruption in the country. The old lawyer spoke in strong terms until he was hot and red. If one were to insist on the bare letter of this obsolete law the women would have to be burned too. But nobody was thinking of doing that. What in the name of the three devils was the good of it? Every night a hundred thousand women in the Duchy slept with someone. In bed, sleeping with a woman, no Jew or heretic was endangering the safety of the State, or

of the Constitution, or of religion. It would have been a good thing if the Jew had done nothing else night and day. Moreover he thought that the Jew, in refusing to divulge names, played a much nobler part than his zealous judges. And they should make an end of sticking their fingers and noses into such a filthy mess. The old Regent listened gloomily. Harpprecht was only giving clean and vigorous expression to what he had been vaguely feeling himself. Duty! Justice! And he gave instructions to quash the proceedings about the women. He caused a few of them to be flogged, and to draw the customary load of dung through the streets.

He gave orders that Süss was to be treated with humanity but not with indulgence. Major Glaser followed these instructions with pedantic exactitude. Not with indulgence. The Jew's cell measured only five and a half paces in each direction, he was fettered every second day, was allowed meat only on Sundays, and had to wear only the coarsest clothes. With humanity. He was given water to wash in from day to day, he had a wooden floor in his cell and a bench to sleep on.

The Regent's orders had their effect on the Commissioners. They too were beginning to feel uneasy at the growing volume of cleverly stirred-up disparagement from abroad, although they talked big enough. It was really not so very simple to find an unobjectionable ground for a formal conviction. There was no doubt that Harpprecht and Schöpf would not subscribe to one; but there were others, especially the younger members, who were also wavering, afraid of bringing themselves into ridicule. The honourable advocate Mögling blossomed out. He revised his notes for the defence more relentlessly than ever, making his statements finer and smoother, so that he could comfortably say that he was earning his fees by the sweat of his brow.

Privy Councillor Pflug observed with bitterness and sorrow that Süss's condemnation and annihilation had been seriously endangered, if not made questionable, by Jewish intrigues. His arid fanaticism filled him with gnawing rage and gave him no rest. The prize had been too nearly within his grasp ; if it were to evade him now he would not be able to survive it. Lean, bitter, obsessed by his desire and inaccessible to argument, he visited all the members of Parliament whom he knew to be the most avowed opponents of Süss. He conferred unweariedly with Dom Bartelemi Pancorbo. He spared neither money nor labour. Broadsides appeared against the Jew ; the anger of the populace at the indulgence accorded to Mez, Bühler and Hallwachs was deflected in its full rancour against Süss. The rumour was started that Süss, too, was going to be released. Those judges who were suspected of any inclination to mercy, even the highly respected Harpprecht, were harried on all sides and finally even annoyed in the public-houses. It came to riots and demonstrations. "The Jew must hang !" was the formula issued by Herr von Pflug and Dom Bartelemi. "The Jew must hang !" was thundered in Parliament and in the pulpits. "The Jew must hang !" roared the mob, while the street urchins sang it in a catchy popular rhythm and the peasants in the most isolated farms affirmed it with obtuse conviction.

Through this kind of pressure Herr von Pflug achieved the resignation of one or two Commissioners. They were replaced by personal enemies of Süss, whose votes were bound to fall on the right side. The erstwhile ministers, Forstner and Negendank, whom Süss had ruined ; the cold and slippery devotee of ambition, Andreas Heinrich von Schütz, who had been hampered on all sides by Süss in Karl Alexander's time ; yes, Herr von Pflug even managed to

have young Privy Councillor von Götz co-opted, so that he might wreak his rage and revenge on the seducer of his mother and sister.

These were all now appointed as Süss's judges. They were consumed with hate rather than with a hunger for money; the populace pressed for a definite verdict, and they were quite ready to yield to that pressure. They speeded up the enquiry. The documents for the prosecution drawn up by State Councillor Philip Heinrich Jäger charged Süss with practically all the crimes which had been committed in Karl Alexander's reign, including many things which it was impossible for him to have known about. He was made responsible for the official acts of all the civil servants, from the members of the Cabinet down to the meanest clerk. The stout defence of the honest Mögling was hardly read. Blind with hate the judges ignored the plain facts, and barely mentioned in their summary the countless objections which were raised against their powers of jurisdiction and which ruled out the possibility of a legal conviction.

They found the Jew guilty of innumerable crimes; against the Duke in the first place; in the second place against his loyal Councillors and Ministers, and against the whole nation, whom he had denounced and brought into disfavour and under suspicion; thirdly and chiefly against Parliament and the Constitution—here many edicts of his were quoted, especially his ordinance about the chimney-sweeping; and fourthly against parishes and individual subjects. They found him guilty of lese-majesty, of breach of the peace, of false coinage, and of high treason.

On these grounds the special court appointed to enquire into his crimes condemned Josef Süss Oppenheimer, Jew and erstwhile Finance Director, to death by hanging. This mode of execution had been decided upon partly because it

was the usual penalty for many of the crimes attributed to the accused ; but partly as a compromise among the penalties of quartering usually reserved for lese-majesty, burning alive which was the ordained penalty for false coinage, and the more honourable penalty of execution on the block.

The gentlemen inflated their chests They had clothed their verdict in a form which was fairly passable. Pedantic lawyers could pick holes in it ; but they knew that the people and their sound instincts were on their side.

10

THE Darmstadt Financial Councillor and Cabinet Agent Baron Tauffenberger sat ill at ease and restless in his study crammed with papers. Opposite him sat his mother, Michaele Süss, helpless, lovely and foolish. For seven years, ever since he had renounced the name of Nathan Süss Oppenheimer and had been christened Baron Ludwig Philip Tauffenberger, she had not paid him a visit. The lovely old lady who filled her empty life with beauty-culture, correspondence, theatre-going, the patronage of young artists, travel and social life, had always anxiously avoided Darmstadt, the home of her elder son. She could have understood it if her younger son Josef had turned to his father's faith ; yes, she might even have been glad of it, for she sought in the son with tender remorse the traits of the father. But that Nathan, the son of Isaschar Süsskind the cantor, had been converted to Christianity seemed to her a great sacrilege which would one day draw down a bitter vengeance. She viewed with distrust his good fortune and his career. That pious and noble Josef, who had saved Jecheskel Seligmann Freudenthal, and in spite of inducements and incredible temptations had remained a Jew, that he should now be so cruelly fallen while the sacrilegious

renegade flourished wantonly, made her completely helpless and bewildered.

Michaele Süss had loved in her own way her husband, the cantor Isaschar. He had been a pleasant and obliging husband and a great singer and comedian, above all a mild, complaisant man who travelled a great deal and paid no attention to the malicious things which people told him about his wife, but was always tender to her and full of grateful admiration of her loveliness. She had loved many other men in her long, rich and gay life. But the months she had spent with the brilliant Georg Eberhardt Heydersdorff had been the crown of her days. When he was plunged into disgrace and misery it was the most genuine sorrow she had ever felt. She had then revived the father in the son, Josef; she had been breathless and weak with admiration as she watched his rise to fortune; she loved in her son all his youth and sweetness, his gaiety and brilliance, and she lived in a blissful ecstasy of unbounded faith in his genius, his star, his majesty. And now his father's reversal and downfall were repeated in him still more cruelly.

She had at first believed that her son's arrest was a trick, a disguise out of which he would emerge all the more brilliantly. But now she had to recognize that it was in deadly earnest. The sentence was not yet pronounced on him, but all through the Empire the rumour was becoming more definite and threatening that the people of Württemberg were going to string up their former Finance Director within the next few weeks. The popular catch "The Jew must hang!" was being whistled not only on the Neckar but all down the Rhine. She could not get the abominable jingle out of her ears, and became more and more bewildered and helpless. She made clumsy attempts to help her son, and wrote foolish pleading letters to everybody. If only

Rabbi Gabriel at least would send some news of himself! She wrote an urgent and helpless letter to him, but she did not know if it had reached him; for she had only guessed that he was in Holland, she did not know it for certain. She wrote to her married daughter in Vienna, and sent a whole series of letters in her rambling delicate handwriting to the Viennese Oppenheimers; then finally decided in her extremity to visit her eldest son, the renegade. There she now sat, her mouth half open with anxiety and expectation, and looked at him with scared and foolish eyes. "What are we to do?" she wailed.

Baron Tauffenberger shifted uneasily in his seat, fussed with his papers nervously and mechanically, and fidgeted. He was a rather stout man, almost too small, with a clear, well-cared-for skin and quick eyes which protruded too much; his bent fingers were thick, white and active, and in spite of his handsome and carefully-chosen clothes he was not elegant. His Christianity made him uneasy although he posed as a free-thinker. He liked to make fun of Jewish customs and Jewish habits, and associated with Professor Karl Anton of Helmstatt and Johann Friedrich Paulus, formerly Provost of Denkendorf, and now a preacher in Stuttgart, both converted Jews who were now fanatical apostles of Christian teaching. But he grudged it from the bottom of his soul to his younger brother that he had been able to rise so much higher than himself and yet remain a Jew. Besides, Josef had frankly and fully poured scorn and contempt on the renegade, and once when they met at the Palatinate Court had coldly turned his back upon him. If ever they crossed each other in business they went to law at once without any attempt at arbitration, and the Christian was cut to the quick that his brother felt such disgust and loathing for him that even in important matters he would

not condescend to meet him personally, but rather ran the risk of loss in employing agents. His brother's downfall and disgrace hit him hard, and exposed him to jeers and mockery; but all the same he could not suppress a slight feeling of triumph as his mother sat helpless before him begging his intervention for her more beloved and adored son. "There you are! There you are!" he said several times in his high, clear voice. "It is not possible to climb so high and remain a Jew. And it's not fitting either," he averred, gesticulating wildly, "it's not right; it is contrary to divine ordinance and human authority."

But Michaele ignored him. "What are we to do? What are we to do?" she wailed in a monotonous voice.

The stout man stood up and moved nervously about, shifting a bundle of papers from one side of his desk to the other. "There is only one way," he said at last. In answer to Michaele's eager and hopeful gaze he screwed up his courage and announced with a matter-of-fact air of indifference: "He must turn Christian."

Michaele reflected. Then she said dully: "He won't do it." And after a while: "Rabbi Gabriel won't permit it."

Her son echoed with scorn: "Won't permit it! He did not permit me either. If I had followed him I might now be in the same plight as Josef. Won't permit it! Won't permit it!" He worked himself up, railing in his clear voice and gesticulating with excitement. Then all at once he stood still, and said suddenly: "I don't know of any other way." His mother's dejection urged him to add: "I will gladly do what I can to save all that can be saved of his wealth. Although he had not deserved it of me. I will lay my hand on everything of his that can be rescued in Heidelberg, Frankfurt and Mannheim. Nor will I spare

money to do what I can in Stuttgart with the Government, the judges and the prison officers. But if he does not turn Christian," he concluded with a shrug, "it won't be of much use." Michaele's feet were heavier when she went than when she came.

Meanwhile in Stuttgart Nicklas Pfäffle worked coolly and continuously for his master. Large sums of money flowed into the pockets of Government officials and clerks of justice. Since the Duke-Regent had ordered a thorough investigation of Süss's possessions to decide what was clearly and legitimately his, and had forbidden that to be touched, the secretary had plenty of means at his command. Priceless vases, tapestries and jewels were conveyed from Süss's house as remembrances to influential members of Parliament and Court and Government officials, who had no direct connection with the affair, but were all the more powerful as intermediaries.

But through the whole Jewish world the message ran with gathering strength: "He saved Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal; he stretched out his hand and protected the Jews on the Neckar and the Rhine. Now Edom and all the unbelievers have gathered themselves together and fallen upon him. He was too great for them, he reflected too much glory upon the Jews. They have fallen upon him like Haman and are wishful to slay him. Help and rescue for Reb Josef Süss Oppenheimer, who was a good Jew and held his hand as a strong protection over all the Jews when he was in power!" There were prayers and fasts in all the synagogues, operations at all the Chancelleries and Cabinets; money was collected, much money, still more money, enormous sums of money, and all handed to Reb Isaac Landauer, court agent and good Jew, who was charged by the Rabbis and the communities to protect with all his

strength and cunning and capacity the fallen Reb Josef Süss Oppenheimer, Israel's saviour in time of need. Isaac Landauer had a plan, not a particularly cunning plan, but a bold and direct one, to be followed if they should really dare to condemn Süss to death. For this plan he needed money in fabulous quantities. And fabulous quantities of money flowed into his coffers, yellow gold, bills of exchange, mortgages ; small people gave small sums and great people gave greatly, from all countries and all communities, from the Jews of the whole world.

II

JOHANN DANIEL HARPPRECHT sat at work in his library. The Duke-Regent had not confirmed the verdict of the Commission, but had ordered it to be kept secret for the present, and had sent it to Harpprecht, together with the enormous accumulation of relevant papers, for his decision.

The old man was grim with rage. This was the fourth winter since he had pronounced judgment in the case of Jecheskel Seligmann, and had been compelled to save the dog of a Jew against his will. The gnawing worms had now left off and crawled away ; of those which had writhed to the top and grown fat, the Duke and the Jew, one was dead and the other lay helpless beneath his feet and he could crush it if he would. Aha ! they had eaten well since that time. He, Harpprecht, had been a steadfast man, and now he was prematurely old because of them, and lands and woods and fields and human bodies and souls had been evilly consumed and destroyed because of them, and young Michael had been blighted and the gentle and lovely Elisabeth Salomea Götz had become a harlot because of them. And even though the brood of worms was driven out and had crawled away, it would return as always it had returned

before, and the old building would collapse in ruin. And now there he sat and had to decide whether it was right to crush this gnawing and destructive worm.

Bilfinger appeared. He was now the real Regent of the country, a true and modest Regent who worked like a horse and achieved results. Work agreed with him, and the heavy full-blooded man looked ten years younger than Harpprecht, his contemporary.

"How does it stand, brother?" he enquired, glancing at the waste of papers. "Is it the same," he added, slowly and uneasily, "as it was that other time with the Jew Jecheskel?"

Outside there was a thick fall of soft snow. It was very still in the room. From the next room could be heard the step of young Michael Koppenhöfer. "Yes, brother," replied Harpprecht, "it is the same. Formally, according to the letter of the law, there is not sufficient proof."

Bilfinger picked up some of the papers, separated them, and shuffled them together again. "Is it not to be taken into consideration, brother," he said after a while, "that in the constitutional state of Württemberg he allowed himself so many departures from constitutional procedure that he must now submit with a good grace to being made the subject of a departure from judicial procedure?"

"That is to be taken into consideration," returned Harpprecht. "But not by me. By the Duke."

Meanwhile the prosecution of General Remchingen had also been carried through. This baron, Jesuit, and Austrian Commander was not so indulgently treated as the indigenous Hallwachs, Mez, Bühler, Lamprechts and Scheffer; he had no relations sitting in office; he had treated all civil servants as quill-drivers, and all who were not nobles, especially the members of Parliament, as mere *canaille*,

proletariat, rabble; and he was well hated. Evidence against him was therefore keenly sought out, and sufficient had been accumulated to condemn him at least to lifelong imprisonment if not to death.

But it happened at this time that the agreement between Karl Rudolf and the Duchess Dowager about the Regency had been completed on very favourable terms for the Duke; it was now awaiting the Emperor's approval and confirmation together with the general plan of government for the time of the Regent's administration. It seemed highly inopportune at such a moment to irritate the Viennese Court by severely punishing a Catholic Austrian. So they decided to postpone his sentence, and he was set free on parole. As they had expected, Remchingen broke his parole immediately and fled the country to enter the Venetian service with General Schulenburg. He was condemned by default, against which he protested bitterly to the Emperor and the Empire in various appeals. For years afterwards he emitted a stream of filthy, bitter and poisonous abuse of Württemberg.

The populace was incensed at Remchingen's flight. All the hounds had now escaped scot-free, and sat a mile and a half away in Esslingen, laughing their bellyful, or, like Remchingen, had plunged the country into a mess of difficulties. There was only the Jew left. But he at least should pay the penalty. Once more Privy Councillors Pflug and Pancorbo were to the fore, stirring up and arranging demonstrations. More wildly, emphatically, threateningly and urgently the cry ran through the country: "The Jew must hang!"

This was the state of things when Harpprecht delivered the verdict to the Duke-Regent. The just and sincere man had not let himself be swayed by hatred of the Jew,

nor by the clamouring people who bellowed for the Jew's death as if with one voice, nor by the favour or disfavour of Cabinet or Parliament. The Professor of Law gave as his decision : "The Councillors and Ministers, pledged to the Constitution and sworn into office, who signed the commands and ordinances to which objection is here taken, ought to be impeached and punished, but not the alien who took no oath and held no office. The former have committed capital crimes according to Roman and German law, but not the latter. With the exception of a single point, carnal intercourse with Christians—and the point for various reasons could not be seriously raised, nor has the Commission incorporated it in its findings." He concluded that the accused could not be sentenced to death on the basis of the existing laws of the Roman Empire and of the Duchy ; what he had unlawfully acquired should be confiscated, and he should be banished from the country.

Small, shabby, and crooked sat the iron-grey, weather-beaten Duke, and listened attentively to this weighty, sincere, and objective exposition. "You think then," he said finally, "that the Commission has sentenced the Jew rather than the scoundrel?" "Yes," said Harpprecht. Outside someone whistled the popular catch : "The Jew must hang!" The old Regent shut his lips firmly. "I would I could follow your advice," he said at last, and with that dismissed the lawyer.

On the next day he signed the death warrant. "Better to hang the Jew unjustly," he said, "than to spare his life justly and have more trouble brewing in the land." He said also : "It is an unusual thing for a Jew to pay the penalty for Christian scoundrels."

12

THROUGH the bleak and gloomy corridors of the fortress of Hohenasperg and down its winding steps fluttered Michaele Süss, led by a surly corporal with an unwieldy bunch of keys. The pampered old lady's heart palpitated ; there were so many walls and massive weapons, such concentrated and terrifying menace. The corporal walked ahead so quickly that she had difficulty in keeping up with him and was out of breath, but she did not dare to say anything. At last a sunken and hideous door grated open on creaking hinges. She looked panting into a bleak rectangle, and there on a bench sat an old man with bent back, flabby and unhealthily fat, with a dirty white neglected beard, humming to himself and dozing with an absent and foolish smile. She said timidly to the corporal : " This is not the right one, my good man ; I want to see Josef Süss." The corporal replied crossly : " Well, that's the Jew, lady."

Profound and shuddering horror filled Michaele Süss as she looked at the prisoner, who turned his face slowly towards her with brown, blinking, and slightly inflamed eyes. The corporal locked the door outside with a ceremonious clashing of keys. That her son ! That ugly, neglected man, older than herself, her brilliant son ! Oh, there was not a trace, not the slightest trace of Heydersdorff in him now ; much rather, as she remarked with dread and curiosity, did he resemble Rabbi Gabriel, in spite of his beard. She looked at him timidly, filled with horror, feeling nothing of her former devouring and painful compassion, feeling only, as it vanished and left her empty, that this was a stranger, a dirty, neglected man for whom one had to be sorry, of course, for he was a prisoner and in trouble, and, besides, he was a Jew. But she had already closed and

hardened her heart. She was embarrassed, like an elegant, strange lady standing before this unkempt man covered with filth.

When they spoke to each other she found that she could not be sincere. His words were gentle, full of an airy, superior, almost jesting tenderness, and he stroked her very white hands. She wept a little. But none of his words came home to her. She could only think : " This old man my son ! " and felt herself hardening. She was genuinely glad when her time was up and the ill-tempered corporal came to take her away. As she went through the door she turned to look once more with timid dread at the old man who was her son. And when she quitted the fortress it was she who quickened her step.

Soon afterwards a mild, still, sorrowful man appeared in the cell bowing with great courtesy. He had long, white hands, sad and wandering eyes and a fleshy face, bluish with shaving. He spoke softly, in an eloquent and melancholy voice. It was Johann Friedrich Paulus the convert, once Provost of Denkendorf, now a preacher in Stuttgart. Hoffmann the Town Vicar had sent him. The Town Vicar would have liked himself to win this contumacious man for the Church ; but he saw that there was little hope for that, and he would rather have the work accomplished by another than not accomplished at all. The erstwhile Jew could perhaps feel his way more deeply and insinuatingly into the hardened soul to soften it.

Still and courteous the convert sat against the wall, and in spite of his bulk he was strangely shadowy. His sad almond eyes roamed round the bleak cell. He spoke softly in a conversational tone. " It's all only a mask and a garment," he said. " Your palace, this cell, your Judaism, my Christianity ; masks and garments. The only thing is to feel the

stream of God within. The only thing is to be a light within the light, a word behind the word. I have watched you rise, Finance Director; I have seen you in your glory high in the heavens. I am a friend and pupil of Rabbi Jonathan Eybeschütz, who is again a friend of your uncle Rabbi Gabriel. I often wanted to speak with you. Not because you perhaps despised me for my conversion to Christianity, and I wanted you to change your mind. When I see you now," he concluded, and his caressing voice was still softer and was almost quivering, "I can see very plainly that I have come for both our sakes, for my own sake no less than for yours."

"And yet you have come," said Süss, "to convert me to Christianity? You have been sent by the Town Vicar Hoffmann? Is it not so, reverend sir? Or shall I call you Rabbi Our Teacher?" he smiled. The still man by the wall said: "It is not difficult, and it is reasonable, to be obstinate and a martyr. Many despise me because I became a Christian. But it does not hurt me to be slandered. I do not wince, nor do I wash the slander off. For I did not do it for food and clothing and titles, but only for my idea, for my commandment. You have your commandment, your idea. Is it not perhaps honester to live out that commandment, to keep that light burning, even if one has to put on the garment of Christianity instead of the garment of Judaism? To live in such a cell"—he cast a soft and roving glance over the bleak walls—"is surely hard. But who tells your Excellency that everything hard is meritorious?"

"Reverend sir," said Süss, "you have a very amiable way of wrapping your religion's doctrine of salvation in a comfortable blanket. A soft bed, a warm room, venison and old Madeira are indisputable, accessible and pleasant realities;

also what you say of being a light within the light and a word behind the word has a good and plausible ring about it. But, you see, I have exchanged my palace in the Seegasse for this cell. Now, I have been called in question for everything, but no one has ever questioned that I am a good man of business. Obviously, then," and he smiled craftily, "I must have had my own good reasons for such an exchange. Tell the Town Vicar," he concluded, gaily and politely, "and tell yourself, that you have said and done all that a man could possibly do. It is my own concern, it is really only my own concern."

When he was alone again he hummed, smiled, and shook his head. He thought of Michaele. The dear and foolish woman. He felt light and weak, and pleasantly weary. Like an invalid comfortably convalescent in bed. So he sat on the bench and dozed. Then quite unexpectedly his child came to him, and spoke to him. She had become much younger and smaller, she was as small as a doll, and she sat strangely enough on his shoulder and pulled his beard tenderly and said: "Silly father! Silly father!" She stayed for about half an hour. She spoke too, but about all sorts of trifles; she spoke with the important gravity of a child about the tulips, about the meaning of a passage in the Song of Solomon, about the lining of her new skirt. When she went away Süss was breathing like a man asleep, his mouth half open; he was filled with happiness. So, he had called her and she did not come; he had summoned her with wild, hot, foolish deeds, kindling a glaring and monstrous human sacrifice for her, and she had not come. What a fool he had been! She was so tiny, such a tiny, gentle, contented creature. What could she have had to do with his great, blazing, screaming deeds and sacrifices? But now, when he was quite tranquil and already resigned never to

see her again, now all at once she had come, and it was a great and satisfying gift. He walked up and down his cell, five and a half paces each way, and the cell was rich and overflowing, it was the whole world, and he stretched his arms out and laughed, a solitary, boyish, loud and happy laugh, so that the warden outside in the corridor started up and peered suspiciously into the cell.

13

MAJOR GLASER informed Süss that he must hold himself in readiness to go to Stuttgart early next morning. The Major knew that the Jew was going to Stuttgart to hear his sentence pronounced, but he had no orders to tell him so, and he did not think it necessary. Süss, still in the comfortable after glow of Naemi's visit, believed that he was going back to his house into freedom. He did not consider it as even remotely possible that they would hang him in despite of the clear letter of the law. With a light heart and in gay good-humour he remarked that he was delighted to have such good weather for his journey, and asked the commandant, who was greatly addicted to snuff, if he might send him a box of tobacco for remembrance. The Major refused the offer with formality; but, hardly troubling to suppress a grin on his hard visage, granted permission for Süss to wear court dress for the journey. Before the warden, too, Süss indulged in light and playful remarks about his return to freedom, and presented the astonished man, who did not know what to do, with a cheque for a considerable sum as a tip.

When he lay down at night upon his bench he felt completely relieved and happy. He would go somewhere abroad, to some tiny and still retreat by a lake or by the sea and there dream out his life in modest peace. One or two books, or none at all. And then he would sink quietly and softly

into silence, leaving nothing in the world but a loud and stupid echo of his life, unlike the original, with all its values changed beyond recognition, and presently even his name would lose its significance, and become merely a row of meaningless letters ; and finally these too would die away, and there would be a great and holy silence, save for a ripple and a soft radiance in the upper world.

On the next morning, a clear white, sunny, frosty day, Süss left early, in an open carriage in spite of the cold. He crouched weak and happy in the bottom, with a warden beside him and another opposite. A strong armed guard, too, on each side and in front and behind. At first he tried to speak to his companions, but they had strict orders not to reply. That did not worry him. He leaned back, and after so many gloomy months breathed, savoured, swallowed, saw and felt the pure, free, intoxicating air of heaven. A view unblocked by walls, how glorious ! Trees with soft, lovely, pure snow upon them. Broad white fields, tender and open to the sky. A wide world, a fine, beautiful, undefiled, wide world ! Air ! Free and pleasant air ! It was too much for him, he was unaccustomed to it after his imprisonment, and he leaned back weak, unmanned and exhausted ; but he was blissfully happy. He had opened his red, gold-embroidered, taffeta coat with the tufted velvet lining, had even unfastened his green, gold-bordered shirt. His legs in their brown trousers trembled, and were very tired. His velvet hat and his periwig, which sat ill upon his unkempt hair, he had taken off, and as they drove fast he felt the draughts of air blow comfortably through his white hair.

But by the gate in Stuttgart there stood a dense mob, waiting. They screamed and yelled when the coach arrived, and flung mud and stones at it. They rushed upon the

Jew, tore him out, pummelled him to and fro, and wrenched at his white beard. They lifted the children up: "Look at him! There he is, the scoundrel, the Judas, the murderer, the dog of a Jew!" Spat and stamped on him. Rent his fine red coat, and tramped his pleasant velvet hat in the mire. The topers from the Blue Boar said in rueful, sentimental remembrance: "Benz, the confectioner, God rest his soul, should have lived to see this day." Only with difficulty did the escort succeed in extricating the Jew. He sat again in the carriage with heaving breast, his grey face gashed, trickles of blood and spittle running over his torn beard, the soldiers around him menacing the mob with their hands or their weapons.

The screams and yells penetrated into the large room where Magdalen Sibylle lay bearing Immanuel Rieger's child. The Transport Councillor would have liked her to be confined in the country at their lovely estate of Würtigheim; but since she wanted for some inexplicable reason to remain in the town, at all costs, he had to submit. She lay now in travail, while a garrulous and officious midwife waddled about busily, and the Transport Councillor walked dejectedly up and down, pale and sweating, ready for anything. Although she looked broad and well-fitted for child-bearing, her confinement was not so easy as they had hoped. She lay screaming, straining and panting. The pains ceased for a moment, and she sank back, pale and clammy with sweat, palpitating and still shuddering. The howling of the mob burst in on the silence, and the words of the popular catch were clearly heard: "The Jew must hang!" The Transport Councillor rubbed his hands. "A good omen," he said, "that the child is being born under the star of justice!" But she cast a look full of hate upon the lean, insignificant man, and prayed inarticulately, without rhymes and graces,

strong and insistent: "Lord God in heaven! Let it not be like him! Lord God in Heaven! Thou hast denied me much. Grant me this at least, grant that my child shall not be like its father!"

Süss meanwhile was conveyed to the Town Hall. The great chamber was packed with spectators, and the board of judges was solemnly assembled in black robes. The Jew saw the genially brutal, massive face of Gaisberg, the fine hook-nosed contemptuous face of Schütz, the hard, cruel and haggard face of Pflug; and even young Götz's face, which was usually dull, vacant and rosy, seemed to be alive with hate and triumphant revenge. Then he realized that he was destined not for freedom, but for death. And at that moment the President, Privy Councillor Gaisberg, began to read out the sentence with a strong Swabian accent in his droning, untutored voice. Süss heard in monotonous succession the words, corruption of the country, robbery and plunder, high treason, lese-majesty, capital crime; and the conclusion that he should be hanged by the neck until dead. He saw the thickly-packed throng in the over-heated room, all the great men, ministers, members of Parliament and generals, sweating, steaming, and full of noble emotions. He saw these small and loathsome creatures falling on the greater one who had laid himself down in voluntary defencelessness, biting and holding on firmly, swarming busily over each other so that each might sink his teeth madly into the expiring mass. The earlier Süss came suddenly to life again. He drew himself up and began to speak, the old and broken man, covered with the blood and dirt of maltreatment; he lifted his head and replied to his judges. Icily cool and objective, with cutting words he stripped the veneer of pathos from the verdict. His first sentences were listened to in silence. But then, red with rage at such impudence,

the elegant gentlemen hurled themselves upon him exactly as the mob had done, howling and smiting him with the flat of their swords, and again the escort had difficulty in extricating the prisoner. While he was being led away Privy Councillor Pflug's hard and contemptuous voice rose behind him in the tumultuous room: "You said, Jew, that higher than the gallows we could not hang you. We'll show you!"

14

RABBI GABRIEL OPPENHEIMER VAN STRAATEN and Rabbi Jonathan Eybeschütz travelled from Hamburg in a post-chaise. Throughout the long journey the two men hardly spoke. They looked at the trotting legs of the horses (which were often changed), brown, black and white; they looked at the fleeting landscape, flat plains, mountains, forests, rivers, vine-clad hills. But they looked only with their eyes, not with their minds. Milestone after milestone appeared and vanished. They saw nothing but the face which they were striving to reach before it should be extinguished.

Rabbi Gabriel sat with his usual surly and massive expression, his thick-set body clothed in prosperous but somewhat old-fashioned citizen garb. Rabbi Jonathan, in a silken caftan, his shrewd but not aged face beaming softly above his flowing milky beard, had plunged again after weeks of worldly pleasures into meditation, into knowledge, into God. The last phase and transformation of Süss attracted him with a gruesome fascination. Not because it was a spectacular downfall. Although they had exchanged no words on the subject, both he and Rabbi Gabriel knew and felt the strange amalgamation of free-will and compulsion in this ending. The mysterious bond of correspondence, the outflow from one to the other, had now drawn in Rabbi Jonathan; he

rose and sank upon it. He lived in the other, one of his strangest roots would perish in the other. So the two men travelled to see Josef Süss die, their eyes fixed upon him, and like a heavy cloud the knowledge of their mutual bond brooded over them.

There were travellers too on other roads going to Stuttgart, towards Süss, for Süss's sake. With a great bodyguard there came Isaac Simon Landauer, Court Agent; although he was wont to travel simply he had with him this time three Jewish cashiers and several stout and trustworthy fellows besides his hired guard of police. There came Jaakob Joshua Falk, the small and faded Rabbi of Frankfurt, and the bulky, excitable Rabbi of Fürth. These three men met in the neighbourhood of Stuttgart; they had an appointment with the Duke-Regent, and care had been taken to ensure that they were admitted to the town without molestation.

Karl Rudolf received them in the presence of Bilfinger and Pancorbo. The Rabbi of Fürth said: "Your Grace is renowned throughout the world for your uprightness. Is it just that the robbers are allowed to sit around in Esslingen and laugh and devour their booty, while the Jew, who is less guilty in the eyes of the law, has to pay the penalty for them? Your Grace is just to high and low, to Swabians and Austrians, to Catholics and Protestants. Be just also to your Jews." The Rabbi of Frankfurt said: "Reb Josef Süss Oppenheimer stood out among Jews, and he was born of an old, respected Jewish family. What he has done, people will say, was done by the whole of Jewry. If he is hanged, and the Christians, his colleagues, are left free, people will say that the Jews are to blame for everything, and there will be a new outburst of hate and persecution and malice against all Jews. Your Grace is a merciful prince and ruler. Your

Grace knows that the Jew is no more and no less guilty than his Christian colleagues. There will be bitterness in the world, and new afflictions for the oppressed and down-trodden, if he is judged differently from the others. We entreat Your Grace with sorrowful and humble hearts to show mercy to him and to all Jews."

Isaac Landauer said: "What Reb Josef Süss Oppenheimer did has caused losses in money and property to this one and that and to the country of Württemberg. Monetary wrongs can be repaired by money. We have combined, all we Jews, and we have collected money, much money, an enormous sum of money. And so we have come and we beg Your Grace: let Reb Josef Süss Oppenheimer go free. We will make good what wrongs he may have done, we will make it good and more than good, so that the country of Württemberg can prosper and flourish. We offer you, if you let the Jew Josef Süss Oppenheimer go free, a voluntary recompense of five hundred thousand double ducats."

The Duke-Regent and the two ministers had listened to the Jews in silence. At the mention of Isaac Landauer's offer they started. The offer was a piece of impudence. But the sum offered was so enormous, so much bigger than the highest amount that had ever stood in the budget of the Duchy, that it was impossible to dismiss such an offer with simple words like shamelessness and arrogance. Five hundred thousand gold ducats! To attempt to buy off Josef Süss was a piece of impudence and stupidity. But to attempt to buy off Josef Süss with such an unheard-of sum was the bold project of a genius, which struck them dumb by its naïve grandeur. And Isaac Landauer had reckoned on that, he had based his plan on that. He had been convinced from the beginning that nothing could be achieved by stratagems, arguments, insistence on justice or

entreaties for mercy. Perhaps such a blunt and naïve directness would achieve something. Gold could buy everything in the world; land and cattle, mountains, rivers and forests, Pope and Emperor, Cabinets and Parliaments. Why should it not purchase from these Swabian Goim their thirst for vengeance and their silly twaddle about justice? His stupid and crooked justice was dear to the Duke. Good, it would be dearly paid for. Five hundred thousand gold ducats. That would at need buy a small Duchy; it was a good price for a bit of so-called justice.

Before the gentlemen could recover from their surprise Isaac Landauer continued: "We will not pay in bills of exchange, nor in bonds. We are ready to pay down gold, shining gold. Gold ducats, full and unclipped." He slipped to the door and summoned his men with a shake of his head and a superior smile which challenged their astonishment. In dumb and tense bewilderment the Regent and his ministers gaped at the men who came in. They were carrying sacks, small and very heavy sacks, which they emptied at a sign from the unkempt man. Out poured a stream of gold, minted gold of all currencies, red gold, Spanish, African, Turkish, from every quarter of the world. It piled up, towered high, and never stopped; it grew man-high and as broad as a full-grown oak, a mountain of gold. Dumbly gazed the small, crooked, shabby Duke and the bulky Bilfinger. Dom Bartelemi Pancorbo thrust his lean purple head out of his superannuated ruffle; his withered fingers crooked and stretched themselves, and could not resist the temptation to stroke the gold, the pleasant gold, to bathe in the endless river. Isaac Landauer stood beside it in his greasy caftan, his side-curls matted, in an awkward self-conscious posture, smiling disagreeably, one arm pressed

close to his body with the palm of the hand flung outwards, while with the other he combed his reddish, greying goat's-beard.

The offer of Isaac Landauer was refused. But the old men's words kept ringing in the Duke's ear. He was unjust! He was compelled to be unjust before he died. Not only to Süss, but to the rest of the Jews. Possessions left him cold; wealth did not move him. But these people clung to wealth. Gold, gold, was their life and their aspiration. And yet they had of their own free will levied and collected such an enormous sum to prevent him from being unjust. His duty was clear, he had first of all to be just to his Swabians, and therefore unjust to the Jews. But this mountain of gold oppressed him and chafed him raw.

In an urgent letter he begged Duke Karl Friedrich of Württemberg-Oels to pay him a visit. He wanted to resign the Regency to him. He had done his best to pull the land out of its terrible muddle, and he had succeeded. He had said: "Justice! Duty! Authority!" But it was not possible to administer a government on such principles in these times. He had had to look on passively while scoundrels worthy of death were set free, and now he would have to look on while the Jew was hanged unjustly. He was seventy-one and he was weary. He felt his physical and spiritual strength ebbing noticeably. It was a burden to him, he wrote to the Emperor and explained to the Privy Councillors, to administer adequately and to his own satisfaction the complicated details of a government as confused as it was important. The crooked, shabby, honourable soldier yearned for the country peace of his small, blossoming Neuenstadt, and for a quiet death.

15

AFTER the intractable insolence shown by Süss when his sentence was pronounced, he was fettered crosswise in the Chamber of Nobles, where he was to be confined until execution, and kept without food all day in a bleak and completely bare room. He had quieted down immediately after his outburst before the judges, and with a smile and a shake of the head regarded the blood and dirt with which he was smeared. He squatted, cramped by his fetters, on the floor by the wall of the brilliant and empty room. Haman, the Minister of Ahasuerus, came to visit him ; he had Herr von Pflug's hook-nose and hard, arrogant voice. Goliath came, and with Herr von Gaisberg's hand smote him bluntly, jovially and heavily on the shoulder, so that it hurt. Others came who were more friendly, speaking half in Swabian and half in Hebrew. Eliezer, the faithful Pfäffle, was there ; and Abraham in the guise of Johann Daniel Harpprecht disputed with God about justice. And the men came who had appeared to Naemi ; Isaiah the prophet grumbled and consoled him in the ill-tempered voice of his uncle ; and by his rich hair Absalom hung in the branches ; but the hair was white and the face under it was his own.

But a sudden yelping and baying and bellowing broke in upon him. Oh, that was Hoffmann again, the Town Vicar, extolling the blessings of the Augsburg Confession. Yes, the zealous saver of souls was once more on the spot ; he believed the fruit was now ripe enough to pluck. But Süss was not at all disposed to argue with him. That coarse voice overwhelmed the softer ones around him. Quietly and without sarcasm he asked him to refrain ; if he could only be left alone he would gladly leave ten thousand dollars

in his will to the Evangelical Church for its attentions. The clergyman gave up all hope and departed in chagrin.

Another unexpected visitor appeared. A fine, elderly gentleman with a head like a greyhound's and expanded nostrils, inconspicuously and very elegantly clad. The Duchess Dowager's father, the old Prince Thurn and Taxis. This affair had given him no rest, had driven him hither from the Netherlands. It would not do, one could not allow Süss to die like that. A man whom his daughter had visited, and with whom he himself had shaken hands. A man whose services the Catholic Church had accepted, not officially, but yet in such a way that all the Courts were aware of it. No, no, that did not accord with his notions of courtesy, he had been too well brought up to suffer such a thing to happen. A man with whom one had gone so far was a gentleman. Tact, decorum and good manners required one not to allow such a man to come in contact with the gallows. The old Prince came himself to Stuttgart, incognito, as Baron Neuhoff. He had never been able to stand the Jew; he had never forgotten how Süss had killed his yellow coat with the yellow salon at Monbijou, and his wine-red suit with the wine-red livery of his footmen. It would be in bad taste to feel gratified now at the man's misfortunes, but, still, he did not need to be afraid that the Jew's surroundings would throw him out of focus this time.

He came with a sound plan. He would help Süss to escape as he had helped Remchingen. In the Jew's case that would not be so simple; but he was determined to spare neither effort nor money. Perhaps after all the uncongenial old boor and booby of a Regent would be glad to get rid of the Jew in such a way. At any rate, he would manage He would lay down only one condition. It would not do to take so much trouble for a Jew. He would

have to stop being a Jew. Yes, the Jew would have to become a convert, and situated as he was he would be unlikely to make any fuss about it. It would be a gain, a triumph, for the Catholic Church to receive into its bosom such a wily financier and shrewd politician, one who was besides much more of a cavalier than most of the so-called gentlemen of Swabia.

The elegant Prince, after crossing the threshold with a smile, relishing the surprise he was to bring, recoiled in horror. What was this? It was a crooked old Jew from the Ghetto crouching there. Was this the Finance Director? Was this the great Celadon? An uneasy feeling crept over him as if he himself were dirty. Süss saw his visitor's face. "Yes," he said, with an imperceptible smile; "yes, your Highness, it is I."

A bench, a stool and a table had now been put into the room. The Prince sat down carefully and ill at ease. He absolutely could not reconcile the man crouching before him with the elegant gentleman he remembered. Was the Jew trying to bluff the world again? Was it all a trick? He had the same unpleasant feeling as he had had in the yellow salon and on being confronted with the wine-red liveries. Had the Jew achieved the impossible and beaten him again in these circumstances, in this cell? Well, others might be imposed on, but not he. He had no mind to be limed by the Jew. He, a prince and a gentlemen with his knowledge of the world and his scepticism, was not to be bluffed.

"There is no need to keep up pretences before me, your Excellency," he ventured smoothly and politely, as if he were in a drawing-room. "You cannot suppose that I believe in this mummery. It is a trick. Under the gallows you will suddenly whisk off your disfiguring

beard and appear again as the clever, well-bred and accomplished cavalier of old days. It is a manœuvre," he asserted triumphantly. "Of course it is a manœuvre. But, my dear erstwhile Director of Finance, it is a comedy which may delude the gentlemen from Parliament, but it does not delude me. You cannot take me in."

Süss said nothing. "Apparently you still have a trump in your hand," ventured the Prince again, "which you mean to produce at the last moment. I imagine that you are playing the suffering saint now so as to have a more glorious resurrection. But be careful! They are in a dangerous mood here. Perhaps they will not give you the chance. Perhaps they will hang you—excuse my mentioning it—with all your trumps still in your hand."

Since Süss was still silent he became impatient. "Your Excellency! Man! Show some understanding! Speak, at least! I have come to help you. It can scarcely have been predicted for you that a ruling German prince would give himself so much trouble on your account. Listen to me! Say something!" Paralysed by the other's attitude he explained boldly his plan and its condition. When he had finished, Süss made no movement, nor did he open his mouth. The fine Prince felt himself more completely routed than ever. He had made this journey, and now the Jew sat there without even a pathetic refusal, simply saying nothing. The Prince felt suddenly old and weary, he could not endure the silence any longer, and he said with forced sarcasm: "You have forgotten your good manners in captivity. When anyone takes so much trouble about you, you might at least say '*Mille merci!*'"

"*Mille merci!*" said Süss.

The Prince stood up. He felt it as a personal insult that this Jew would not let himself be rescued, but preferred to

hang on the gallows in broad daylight. "You are a large-sized fool, my dear fellow," he said, and his courteous voice became surprisingly sharp. "Your stoicism is completely out of date. One no longer dies to get a better showing in the school history books. Better a living dog than a dead lion, was very justly remarked by your King Solomon." He dusted his coat, and concluded, already at the door: "Have your beard shaved off, at least, and put on a good suit of clothes if you"—and he wrinkled up his nose—"*partout* insist on swinging. One may ask that much of a man whom one has received as a friend in one's circle. You have a numerous and prominent public. You have cut a good figure all your life. Don't undo your own reputation as a cavalier when you make your exit from this world-theatre."

And with that he went.

16

THE gallows on which Süss was to be hanged had been constructed a hundred and forty years previously. It was expensive, having cost three thousand South German gulden in those good old days of cheapness; it was altogether unusual, very different from the ordinary wooden gallows. It towered up for five and thirty feet. It was entirely made of iron, constructed from thirty-six hundredweight and eighteen pounds of iron procured by the alchemist Georg Honauer to make into gold for Duke Friedrich, a transaction in which the Duke was done out of two tons of gold. This gallows had been erected in honour of the same Georg Honauer, painted a pretty red ornamented with gold, and employed to hang him on.

Various alchemists accused of swindling Duke Friedrich had followed him in rapid succession. The first was an

Italian called Petrus Montanus. A year afterwards it was Hans Heinrich Neuscheler from Zürich, known as the Blind Goldmaker. Still a year later came another Hans Heinrich, whose name was Von Müllenfels. His luck had lasted for a longer time; he had often made merry over his three colleagues swinging in the air; but now he swung as they did. Then for a long time the gallows was unused, until a smith from the county of Oettingen had the idea of taking it down and stealing it piecemeal. He had already pried off three shafts and made away by night with more than seven hundredweight of iron, when he was caught and hoisted on the instrument of his crime.

For more than a century since then the iron gallows had stood empty. Now Herr von Pflug, who had undertaken the arrangements for the execution, designed to make the Jew the sixth to suffer death on this extraordinary contrivance. From the beginning of the prosecution the lean, hard man had been waiting to prepare the banquet of his hate. Now he intended to celebrate it in such a way that Europe would never forget it.

He planned the execution with every refinement of opprobrium. The Jew's lewdness and carnal sins, the circumcised dog's violation of Christian German women, had unfortunately and sore against his will found no place in the charge-sheet. But for the execution he had a free hand. He would show up the Jew's lust and shameless depravity. He would not have him hanged simply on the gallows, no, he would hang him in a bird-cage, as a vulgar pun on Süss's dissolute nightly activities.

The Commission spent a lot of money on the solemn fulfilment of its verdict. Comfortable boxes for the ladies and gentlemen were erected on the place of execution, the Tunzenhofer Hill, also called the Gallows Hill, on the road

to Prague. The soldiers who were to escort the delinquent and regulate the crowd rehearsed their parts. The iron gallows was thoroughly repaired, the tumbril was fitted with larger wheels, the malefactor's bell was given a new rope, and the hangmen put into new uniforms.

The greatest importance was attached to the proper execution of Herr von Pflug's witty idea. The Jew had jeered, saying that they could not hang him higher than the gallows. They would show him what they could do. They would simply hoist the iron bird-cage high up over the gallows.

The construction of the cage, all its complicated apparatus, was entrusted to the master-smiths Johann Christoph Faust and Veit Ludwig Rigler. The cage was detachable into two pieces ; it was eight feet high and four feet wide ; it had fourteen hoops round it and seventeen upright bars. Ingenious machinery enabled it to be swung easily above the gallows. Its construction was extraordinarily costly. In the end every smith in town had to ply his hammer on it. Two days before the execution the monstrous thing was dragged up the steep Tunzenhofer Hill by six horses. The school-children of the Capital ran alongside. Wine and beer were on sale in hastily-erected booths, and hawkers offered broadsides with satiric verses and the Jew's picture. In the cold weather people thronged noisily to the place of execution, watched with interest the construction of the boxes, and admired the polish on the gallows and the ingenuity of the cage.

The bird-cage had an even greater success with the populace than Herr von Pflug had anticipated. An enormous grin ran through the town and over the whole country. Countless verses about birds were made, and sung by the children in the streets. Only, people refused to believe

that Herr von Pflug had been the author of this excellent jest; they preferred to ascribe the ingenious idea of the bird-cage to their favourite, the widely popular Major von Röder. So that the verses about the birds were usually followed by the song containing the lines:

"Then shouted Herr von Röder,
'Halt, or you're a deader!'"

17

RABBI GABRIEL and Rabbi Jonathan Eybeschütz sat in Süss's cell. The grand pass of the Netherland States had opened the prison gates without further ceremony to Mynheer Gabriel Oppenheimer van Straaten. Now the three men sat together and shared a meal. Rabbi Gabriel had brought in fruit, dates, figs and oranges, as well as pastry and strong wine of the South. Süss wore his scarlet coloured coat with a skull-cap on his white hair, and his brow like those of the two Rabbis was cleft above the nose by three furrows making the letter Shin, the first letter in Shaddai, the name of God. He dipped figs into the wine. This was his last meal. Rabbi Gabriel divided an orange with his thick fingers. The three men sat and ate the fruits, silently and with great seriousness. But their thoughts flowed in a heavy tide from one to the other. Rabbi Gabriel and Süss were one, and for the first time Rabbi Gabriel felt his bond not as a compulsion and an evil fate, but as a privilege. The third man, however, Jonathan Eybeschütz, felt the same influence as they did, but was excluded from it; he stood on the shore, and the wave did not carry him away. He sat with them, he drank with them, like them he bore the mark of the Shin, like them he was an initiate and a seer; but the wave did not carry him away. Rabbi Gabriel carefully sprinkled the

orange sections with sugar and shared them out. He poured out the black Southern wine. The cell was full of the unspoken word, full of thought, of vision, of God. But Rabbi Jonathan was consumed with bitterness and envy. He carried it off with a sardonic jest; it was easy to be exalted when one was going to be hanged. But this cold comfort was of no avail, and he, the rich and learned man, felt himself poor and envious, and half a traitor. And as he intoned in his turn the grace after meat, fine in his silken caftan and his flowing milky beard, reverend, wise, and highly honoured, he was a poor, troubled, lost man.

While upstairs the sentence was being once more pronounced on Süss and the staff broken over his head in the lobby of the Town Hall, the mild and faded Rabbi of Frankfurt, the burly and sanguine Rabbi of Fürth, and Isaac Landauer, excited and shivering, all waited for him. Large melting flakes of snow were falling and a pale sun fitfully pierced the murky clouds. Outside before the doorway there was a countless swarm of curious sightseers, Herr von Röder on his old chestnut at the head of a military escort, and around the gallows-cart, which towered bleakly on its high wheels, the hangman and his assistants in their crude colours.

At last Süss was led down the steps. The Jews had received permission to speak to him here for the last time. He bent his head, and the small Rabbi Jaakob Joshua Falk laid his mild and withered hands on it, and said: "The Lord bless thee and keep thee. The Lord let the light of His face shine upon thee, and be gracious unto thee. The Lord lift up His countenance upon thee, and give thee peace." "Amen. Selah," responded the other two.

The Jew was formally placed in the high gallows-cart and bound. In spite of the frost and the damp the whole

market-place was thronged with people. All the windows of the Chamber of Nobles, the Town Hall, the chemist's shop and the Sun Inn were white with faces. Boys were clustered on the fountain and even on the wine merchant's crane and trestles. The people stared in silence. Herr von Röder in his rasping voice gave his riders the word of command. The escort moved forward, first the Town Riders, then two drummers, and then a company of grenadiers on foot. One of the hangmen's assistants swung himself on to the tumbril horse and clicked his tongue, and the beast started. The little Rabbi Jaakob Joshua Falk repeated with blenched lips: "And give thee peace." The headstrong Rabbi of Fürth could not restrain himself and flung wild curses after the cart against Edom and Amalek, enemies and unbelievers. But Isaac Landauer broke into loud and uncontrolled howling like an animal. It was strange to see the great financier beating his head against the door-posts of the Town Hall and howling unrestrainedly. And now the malefactor's bell began to toll. Thin, sharp and resonant, it mingled with the howls of the Jew, piercing to the marrow as it rang through the wet and snowy air.

It echoed into Magdalen Sibylle's chamber. She had born the birth well, but she was still confined to bed. She looked at her child, a normal child, neither big nor small, neither beautiful nor ugly. She heard the sharp tinkle of the bell and she crumpled up nervously; she looked at the child which was hers and Immanuel Rieger's, and she did not love it.

The bell echoed into the Castle, too, where the old Regent was sitting with Bilfinger and Harpprecht. The three men were silent. At last Harpprecht said: "That tolling is not pleasant to my ear." Karl Rudolf said: "I had to do it. I am ashamed of myself, gentlemen."

Meanwhile Süss was conducted through the town towards the Gallows Hill. He sat on the tumbril uplifted like a heathen image, in his scarlet coat, and with the solitaire gleaming on his finger; the Duke-Regent had forbidden him to be deprived of the ring. The streets were packed with people; snowflakes were falling; the procession's advance was strangely soundless, and strangely soundless was the mass of spectators. Once the delinquent was past, the thousands of onlookers fell in behind and around the escort on foot, on horseback and in carriages. In the pale and misty air, among the dirty melting snowflakes, everything moved twice as heavily and silently. Instead of taking the shortest way, they conducted the Jew slowly and formally by a circuitous route, for many spectators had come from afar, the whole country wanted to look on—there were even some from beyond the frontiers—and everybody had to see the show. Süss was throned aloft on the cart, bound and rigid, with snow falling on his clothes and on his white beard.

Mögling the advocate stood by the wayside. He was troubled and oppressed, because his defence had been of no avail. He could certainly assure himself that he had done all he could, and, besides, the *vox populi* was loud and unanimous against the condemned man. But still it was bitter and depressing to know that the accused, who had been entrusted to him, was to be hanged without sufficient legal warrant. He felt shivery and uncomfortable. He caused one of the assistant hangmen to reach a beaker of wine up to Süss. Süss did not take it, he did not even say: "Thank you," but remained completely motionless; still, the advocate felt warmer and more relieved.

Schartlin's wife, the Waldensian, also stood waiting by the roadside. She saw Süss pinioned and remarkably still,

as motionless as a holy image escorted in a procession through the town, with snow in his beard and on his coat. She alone of all the spectators had an inkling of the fact that this martyrdom was a voluntary one. She gazed greedily at the man, with scornful but despairing triumph, her small red lips half open, and her long eyes burning. A woman beside her muttered in broad Swabian : " He always wanted to be high up. Now he'll be high enough." " *Sale bête !* " said the Waldensian to the falling snowflakes.

At another turn of the road stood Johann Jaakob Moser, the publicist. When the procession came in sight he began to deliver a short, pithy and patriotic address. But his fiery words kindled nobody ; the snow blotted them out and the people were unmoved, so that he closed his mouth again before he had finished. Shortly before the procession reached its end it passed Nicklas Pfäffle, the pale, phlegmatic secretary. As his master went by for the last time, he saluted him profoundly. Süss saw him, and nodded twice. When the cart was past Nicklas Pfäffle did not follow it to the end, but turned aside and sobbed.

Snow and clouds had cleared away by the time the procession reached the gallows. The vineyards were clear and frosty under the pale bright sky. The Jew looked up to the terraces and saw the little watch-tower,—the baths. He turned round and looked at Stuttgart, at the cathedral of Saint Leonard's, at the old Castle and at the new palace for which he had promised the money. On his left the high wooden gallows raised its bleak head. But it was insignificant beside the daring, ingenious, gigantic iron structure designed for him. A double ladder with innumerable rings and many supports soared into the air, and there was an involved network of wheels, pulleys and chains to hoist up the cage. The wide space was filled with people. They

swarmed in eager expectation on every projection, on fence and tree. Those who were a long way off gazed through large round telescopes. The snow on Süss's coat was frozen and in the frosty brightness tiny crystals glittered on his cap and in his white beard.

On two grand-stands, each accommodating six hundred people, sat the ladies and gentlemen, the senior civil servants and officers, the foreign ambassadors, the members of the Commission and of Parliament. Privy Councillor von Pflug was well to the fore. He had been afraid up to the very last that the Hebrew beast would escape after all through some crafty Jewish trick. But now the hour had come, now the aim of his life had been achieved. Now, now this very minute, his hated enemy would swing aloft and be strangled. The Privy Councillor's hard eyes greedily spied out under the coat collar the Jew's neck, the place for the halter. It is glorious to look on at the death of an enemy, it is as balm to the eyes ; pleasant and lovely is the sound of the death-drums, and the clang of the bell. Among the ladies were many who had known Süss intimately and yet escaped the inquisition for some reason or other. They now gazed at the man with whom they had been involved, alienated and shuddering. For he had passed as very young, and he had possessed a young man's strength, as they knew, and he could not be more than forty at the very most ; but now he had white hair and looked like an old Rabbi. One should really feel ashamed of having been in bed with him. But it was remarkable that they did not feel ashamed. They gazed at this extraordinary man with eager fascination. In a minute he would be dead, in a minute he would be dumb for ever, and all danger would be over and they would be disentangled from him by a forcible and gruesome deed. They sat waiting for that, eager and trembling, yearning for

it, and shrinking from it in terror. Most of them would rather have lived all their lives in fear of discovery if he could have been kept alive.

Young Michael Koppenhöfer was also on the grand-stand. At last the millstone would be ground to powder which had for so long hung round the country's neck; at last the corrupter of the land would die a disgraceful death. But—this man had not been dismissed by Elisabeth Salomea, casually and hastily among bundles of books and underclothing, this man had taken her, without even having to exert himself particularly. The old and broken Jew, what was it he possessed? What was his secret? With bitter envy he stared at the man in the gallows-cart. But the young Privy Councillor Götz, sitting among the Commissioners, looked on with silent and gloomy satisfaction. Now his mother's and sister's disgrace would be wiped out. Let everybody dare to look askance at him after this! How he would blast them! How well he would know what to do!

Weissensee, old and worn, sat, elegant and feeble, on the tribune. Thou hast conquered, O Judæan! Thou hast conquered, O Judæan! Ah, the Jew had triumphed over him again. The Jew had tasted of every dish—had relished with his eyes, his sense and his brain all the daintiest pleasures of the world, had emptied to the dregs every cup of triumph and despair, had been filled with the tragic end of his child and then had prepared and accomplished a conspicuous, over-subtle, hellishly diabolical revenge; and now he died this death with the eyes of the whole world upon him, this romantic and apparently voluntary death, much more heroic than death on the field of battle. Surrounded by raucous hate and cherishing love, ambiguous and great. What would be left of himself, Weissensee? A couple of lament-

able verses by his poor bourgeoise daughter. But the other was sure of immortality. What he was, his life, his observations, his thoughts and his death, would be of perpetual interest to later ages ; his ideas, his life, his feelings and his death would be appreciatively re-enacted.

Süss was unbound from the gallows-cart. He stood blinking, his limbs numb. He saw the people in the boxes, the periwigs, the painted faces of the ladies. He saw the troops, who made a cordon round the gallows place. Aha, they had exerted themselves ! There were at least five companies round the gallows alone. Of course Major von Röder was in command, and conspicuously at his post. Yes, it needed a lot of strategy to get him completely out of the world. Süss saw the tens of thousands of faces, curious women, with their mouths ready to bawl, men ready to smack their lips and growl with satisfaction, children's faces, chubby and large-eyed, destined to become as empty and malicious as the ugly visages of their parents. He saw the breath of the mob, rising in a white vapour, very solid in the clear frost, the ravening eyes, the stretched necks, which had formerly bowed before him so devotedly. He saw the bird-cage, the complicated and dishonourable devices for his execution. And while he was looking at all this something lowed and bleated in his ear. It was the Town Vicar Hoffmann who had insisted on waiting for him by the gallows and was now speaking to him once more of heaven and earth, forgiveness of sin, of God, faith and atonement. Süss gazed around him while he listened to the other, and then slowly looked the Town Vicar up and down, and turned away and spat. Eyes opened wide, and a low hiss of indignation arose from the crowd and as quickly died away.

Now the assistant hangmen in their gaudy new uniforms seized him and opened his coat. At the touch of their

coarse, clumsy hands he recoiled with disgust, his numbness disappeared and he hit out desperately to defend himself. All necks were stretched still further. It was curious to see how the man in the white beard and the fine clothes, with the diamond blazing on his hand, fought and struggled with the assistants. The children laughed with glee and clapped their hands ; on one of the stands a rouged lady began to scream shrilly and continuously, and had to be removed. The Jew's cap fell on the damp ground and was trodden into the slush. The hangmen seized him firmly, tore off his coat, pushed him into the cage and put the halter round his neck.

There he stood. He heard a little breeze, the breathing of the mob, the clattering hoofs of horses, the curses of the clergymen. Were these the last things he was to hear on earth ? He thirsted to hear something else, he opened wide his heart and his ears, yearning to hear something else. But he heard nothing else, save his own breathing and the pulse of his own blood. The cage was already rocking and rising. And then, through the empty and cruel hubbub there soared another sound, the sound of loud and guttural voices crying : " One and Eternal is the God of Israel, Jehovah, Adonai, the Everlasting, the Infinite ! " It is the Jews, the small Jaakob Joshua Falk, the burly Rabbi of Fürth, the shabby Isaac Landauer They are standing wrapped in their praying-cloaks, they and seven others, making ten as is prescribed ; they pay no heed to the crowd, which turns its eyes away from the gallows towards them ; they sway their bodies wildly, and they stand crying, shrilling, wailing the prayer for the dying, clear over the broad square. " Hear, O Israel. One and Eternal is Jehovah Adonai ! " The words mount from their lips as white vapour in the strong frost, up to the ears of the man in the cage, and the son of

Marshal Heydersdorff opens his mouth and cries in answer : " One and Eternal is Jehovah Adonai."

Nimbly the gaudy hangmen swarm and clamber up the ladders. The cage rises, the halter tightens. Underneath, the Town Vicar execrates the dying man : " Depart into hell, accursed Jew and villain ! " But the shrill Adonai of the Jews is in the air and in the ears of everyone. It is returned from the cage, until the voice is strangled by the halter.

Right in front of the stand, Privy Councillor Dom Bartelemi Pancorbo has stood up, and propping his lean bony hands on the railing he stretches his fleshless, purple head out of his enormous ruff. His eyes behind their wrinkled lids greedily follow the cage as it sways aloft, and in it the man with the fine scarlet coat on whose finger the solitaire blazes like a rainbow in the clear wintry air.

After the cordon of troops was removed the mob thronged to a closer view of the gallows, and one or two boys climbed half-way up the ladders ; they examined the scaffolding and saw above on the bars of the cage black birds sitting in dense flocks.

The crowd wound slowly back to the town. The day was held as a holiday, there was good eating and drinking, carousing and dancing and brawling in the beer-houses. The young citizen Langefass had looted Süss's trodden cap out of the mire ; he was a jolly fellow and a famous wag ; he cocked the cap on his head, and set it on the heads of girls and waiting-maids, who screamed in affright at the touch of the cap of the hanged Jew. But all the same the right holiday mood did not come. One did not quite know why but the day did not come up to expectations ; it should have been freer and merrier. People sang : " The Jew must hang ! " and they sang : " Then shouted Herr von Röder, 'Halt, or you're a deader.' " But they could not get the Adonai

of the Jews out of their ears. The children played at hanging, and the game went like this : one child stood aloft and cried " Adonai," and the others stood below and cried and screamed and hallooed " Adonai."

18

DURING the night following the execution, at about three o'clock, a tall lean gentleman came up the Tunzenhofer Hill to the iron gallows. The road was a foul mixture of mud and melting snow, and the going was heavy. The lean gentleman, shivering with cold, was well wrapped up in a broad cloak of an ancient cut. He had two young fellows with him, the ne'er-do-well sons of respectable citizens, who were notorious in Stuttgart for being courageous enough to undertake any enterprise if they were only well paid. The two young lads promptly climbed up the ladder to the gallows. It was a difficult climb, for the rungs were frozen and slippery, and they swore beneath their breath as they climbed. Round them fluttered the birds who sat in dense flocks on the gallows both night and day. When they were at the top the young fellows stayed there for an unconscionably long time. The lean gentleman waiting below lifted his shoulders nervously, and shifted from one foot to the other, muttering to himself in a surly, suppressed voice. " Have you got it ! " he demanded in a low tone, when at last they descended. " It is not there ! " they stammered in confusion. " You have stolen it, you have stolen the stone ! " raged the Portuguese in hoarse and carefully muffled tones. " I'll have you prosecuted ; I'll have you broken on the wheel ! " But the frightened young fellows assured him : " The Jew isn't there at all. It's another man who is hanging in the cage. The devil must have carried him off." Dom Bartelemi was incredulous

for a long time, and finally caused the cage to be searched officially by hussars during the night. Yes, the corpse had been stolen, and another put in its place.

Very early in the morning the cheated and raging man visited the Duke-Regent. That was the result of His Grace's mildness! Now the Jews had stolen the solitaire! The solitaire? Karl Rudolf thought of the heap of gold, and did not believe it. The corpse, well, they might have stolen that. He reflected, and his face cleared with a smile. They were really devils, these Jews. Simply abstracted a corpse from the gallows in broad daylight; soldiers and Christians could not have done it better. He did not grudge them the solitaire in return, and he refused to prosecute them. Blue and red, raging sullenly, and venting horrible curses in his sepulchral voice, the lean Portuguese had to withdraw.

Meanwhile the corpse, hastily wrapped in wool, had been hidden beneath bales of hardware and merchandise, and taken to Fürth on a cart. Jewish pedlars accompanied it, and relieved each other in relays at every town they passed. The solitaire was still on the dead man's finger, and no one of his escort feared that his successor would steal it.

In Fürth the corpse was washed, wrapped in a long white shroud, and coffined. The index, middle, and ring fingers were arranged in the form of Shin, the first letter in the Divine Name, Shaddai; a small heap of earth was laid under the head, black and crumbling earth, earth from Zion. The authorities were informed that an unknown Jew from Frankfurt, who had died by the roadside, was being buried. No other information was given even to the members of the Jewish community. But the whisper flew from mouth to mouth.

There lay the unknown man, his black-and-blue strangled face strangely framed in its dirty white beard; the staring eyes, brown and clouded, bulged out and could not be closed;

but the three furrows of the letter Shin were deeply cleft in the forehead. Out of the simple white shroud flashed the solitaire, huge and bewildering. The ten most respected men in the community sat behind drawn curtains among great candles and kept watch.

Into the midst of them came a stranger, thick-set, with a beardless and massive face, troubled stony grey eyes, dressed in old Frankish style. He poured water behind him as he entered the death-chamber, and water at the dead man's head and feet. The others recognized the Cabbalist, and made way for him, whispering.

Rabbi Gabriel advanced to the corpse, and in his unpleasant voice rasped the benediction : " Praised be Thou, Jehovah, God, righteous Judge." With this thick fingers he carefully touched the dead man's eyelids, and the eyelids closed. Then he sat down on the floor and sank his head between his knees. The ten men had backed close up to the wall. Quite solitary in spite of their presence, a small and forlorn heap, Rabbi Gabriel crouched by the dead.

All the Jews in Fürth were at the cemetery when the unknown was buried. They lowered the coffin into the ground. The solitaire was on the dead man's finger, and under his head the small heap of earth from the land of Zion. In chorus they answered their leader. " Vain and deceitful and fleeting as wind is the world ; but One and Eternal is the God of Israel, the Everlasting, the Infinite, Jehovah." Then they plucked up grass and cast it behind them. And they said : " We are like the grass that withers." And they said : " We remember that we are dust." Then they washed their hands in flowing holy-water and left the cemetery.

The End

LION FEUCHTWANGER

El judío Süss

El protagonista de esta novela es el rico y prominente banquero judío Reb Josef Süss-Oppenheimer, personaje histórico que vivió en los primeros decenios del
siglo XVIII
, y fue consejero de finanzas y protegido del duque Karl-Alexander de Württemberg. Como se había ganado muchos enemigos con su política fiscal, a la muerte de su protector fue procesado por traición y condenado a morir en la horca.

En la obra, el duque es de temperamento alegre y valiente, libertino y violento, y es Süss quien dirige la vida económica del país, impone onerosos impuestos y viola sistemáticamente las leyes. Desde luego, defiende los intereses de su amo, pero tampoco olvida los propios.

Lion Feuchtwanger

El judío Süss

ePub r1.0
German25 6.12.14

Título original: *Jud Süss*
Lion Feuchtwanger, 1925
Traducción: Ana Tortajada

Editor digital: German25
ePub base r1.2

LIBRO PRIMERO

Los príncipes

Los caminos se extendían por el país formando una red de arterias, cruzándose, ramificándose, extinguiéndose. Estaban descuidados, llenos de piedras y agujeros; desaparecían, cubiertos por un lodazal sin fondo cuando llovía, por no hablar del entorpecimiento que suponían los árboles caídos por todas partes. En el sur, en las montañas, se estrechaban convirtiéndose en caminos de herradura y desaparecían. Toda la sangre del país fluía por esas arterias. Los caminos, accidentados, agrietados y polvorientos cuando hacía sol, convertidos en barrizales cuando llovía, eran la vida, el aliento y el latido del corazón de la actividad del país.

Transitaban por ellos coches de correo corrientes, carros descubiertos, cuyos asientos ni estaban tapizados ni tenían respaldo, dando tumbos, remendados con frecuencia; y las sillas de postas, carruajes más veloces, con cuatro asientos y cinco caballos, que podían recorrer hasta veinte millas en un día. Transitaban por ellos, montados en veloces caballos que se cambiaban con frecuencia, los correos urgentes de la corte y de los embajadores, llevando mensajes sellados; y los mensajeros más lentos del correo de Thurn y Taxis. Transitaban por ellos menestrales con sus morrales, algunos honrados, otros peligrosos; y estudiantes, macilentos y delicados los unos, fuertes y osados los otros, y monjes de mirada retraída, sudando dentro de sus hábitos. Transitaban por ellos los carros entoldados de los grandes comerciantes y los carritos de los buhoneros judíos. Transitaba por ellos, en seis coches sólidos y algo deslucidos, el rey de Prusia, que había visitado la corte del sur de Alemania y todo su séquito. Transitaban por ellos, en una interminable procesión de gentes, ganado y carruajes, los protestantes a los que el príncipe arzobispo de Salzburgo, furibundo, había expulsado de sus tierras. Transitaban por ellos pintorescos comediantes, y pietistas, sobrios en el vestir y ensimismados, y en una lujosa calesa, acompañado de un batidor y una gran escolta, el embajador veneciano en la corte sajona, enjuto y de mirada arrogante. Transitaban por el camino que conducía a Frankfurt, en desorden, amontonados a duras penas sobre carros, los judíos expulsados de una ciudad imperial de la Alemania central. Transitaban por ellos maestros y nobles, prostitutas envueltas en seda e informantes del tribunal de justicia en sus ropajes. Transitaba por ellos cómodamente, en muchos carruajes, el príncipe-obispo de Wurzburgo, gordo, astuto y de aspecto satisfecho, y transitaba por ellos, destrozado y a pie, un profesor de la universidad bávara de Landshut, que había sido expulsado a causa de sus ponencias rebeldes y heréticas. Transitaban por ellos, acompañados por los agentes de una sociedad naviera inglesa, emigrantes suabos que querían irse a Pensilvania, llevando con ellos a la mujer, al perro y a los hijos; transitaban por ellos peregrinos de la Baja Baviera, piadosos, violentos y gritones, de camino hacia Roma; transitaban por ellos con la mirada escrutadora, perspicaz y precavida puesta en todas partes, los compradores de plata, ganado y grano del intendente militar de Viena, y también los soldados licenciados del emperador procedentes de la guerra contra el turco, y saltimbanquis y alquimistas y mendigos y jóvenes señores con sus preceptores viajando de Flandes a Venecia.

Toda esa gente iba y venía, se cruzaba, formaba largas caravanas, se apresuraba, tropezaba, trotaba tranquilamente, maldecía el mal estado de los caminos, se reía ácidamente o con amable ironía de la lentitud del correo, se quejaba del maltrecho jamelgo, del ruinoso carruaje. Toda aquella multitud de gentes fluía, y refluía, charlaba, rezaba, se prostituía, blasfemaba, recelaba, lanzaba exclamaciones de júbilo, respiraba.

El duque mandó detener su fastuosa calesa, se apeó y ordenó que el tesorero, el secretario y los criados se adelantaran. Sólo con un gruñido de impaciencia se dignó contestar las miradas atónitas de los señores de su séquito. Allí donde la carretera iniciaba su ascenso por la pendiente de una colina de un verde suave,

hicieron alto los coches para esperarle. Los cortesanos y el secretario se refugiaron de nuevo en ellos, huyendo de la fina y persistente lluvia, mientras que los monteros, los criados y los húsares de la guardia charlaban en voz baja, bromeando y cambiando chanzas obscenas.

El duque Eberhard Ludwig, un hombre de cincuenta y cinco años, alto y corpulento, de rostro lleno y labios abultados, se quedó atrás solo. Llevando en la mano su sombrero de terciopelo, sin cuidarse de la fina lluvia tibia que mojaba su peluca, ni del barro que salpicaba sus botas resplandecientes y los largos faldones de su lujosa casaca bordada en plata, andaba despacio y pensativo, deteniéndose de trecho en trecho y lanzando por la nariz, acusada y carnosa, nerviosos resoplidos malhumorados.

Había ido a Wildbad para romper sus relaciones con la condesa. ¿Había quedado zanjado ese asunto? En realidad, no. No había dicho nada. Para sus medias palabras la condesa sólo había tenido vagas miradas y ninguna respuesta. Pero tenía que haberse dado cuenta, con lo lista que era, debía, tenía que haberse dado cuenta de lo que él pretendía.

En realidad, debía felicitarse por haber salido de un trance tan difícil sin gritos ni escenas tormentosas. Hacía casi treinta años que convivía con ella. ¡Reproches, gritos, súplicas, halagos, intrigas, qué no había puesto en juego la duquesa en tan largo intervalo para separarlo de aquella mujer! ¡Y qué no habían intentado sus ministros, los prelados, el emperador, la maldita canalla del Parlamento y los embajadores del Electorado de Kurbraunschweig y de Kassel! Durante casi treinta años aquella mujer había estado ligada a todo lo que él y su país habían vivido. Ella era él, ella era Württemberg. No se podía pensar en Württemberg sin pensar: «aquella mujer», o «aquella ramera» o «la condesa», o «la Maintenon de Suabia». Con frialdad o con odio, pero siempre con interés, cualquiera que pensara en el ducado pensaba en ella.

Sólo él —y el duque se sonrió— sólo él podía pensar en aquella mujer sin mezclarla con la política y los destinos del ducado. Sólo él podía pensar en su nombre: Christl, sin pensar al mismo tiempo en soldados, dinero, privilegios, disputas con el Parlamento o en las gravosas hipotecas sobre los castillos y señoríos del patrimonio ducal, sino simplemente en la mujer, en ella sola, sonriente, entregándosele.

Aquello había terminado ahora, y el duque iba a reconciliarse con la duquesa; el país se regocijaría y le ofrecería un magnífico presente; el emperador menearía satisfecho la cabeza, el rey de Prusia, rudo y descuidado en el vestir, le felicitaría, y las cortes europeas echarían de menos aquel escándalo que había dado pábulo a la murmuración de dos generaciones. Le haría otro hijo a la duquesa, dando al país un segundo heredero legítimo, y el cielo y la tierra ensalzarían su conducta.

Resopló violentamente por la nariz. Un sordo furor se apoderaba de él al pensar en la alegría con que el ducado y Alemania entera iban a festejar la caída de aquella mujer. Podía oír ya los suspiros de alivio del pueblo, veía a los odiosos burgueses de su Parlamento reír a carcajadas con aire de triunfo, golpeándose los muslos, e imaginaba el júbilo contenido, agrio y despectivo, de los parientes de la duquesa, siempre correctos, envarados y glaciales. Todos aquellos buitres se precipitarían sobre ella como sobre carroña. Toda su vida la había defendido de la canalla, y si ahora la abandonaba, llegado ya a los cincuenta y cinco años, todos lo interpretarían como una muestra de debilidad senil. Había promulgado incontables rescriptos penando severamente toda manifestación irrespetuosa contra la condesa, se había enemistado con el emperador por causa suya, había depuesto y desterrado a su primer ministro y amigo de juventud por haberse permitido hablar con ligereza de la condesa, se había peleado con sus consejeros, con el Parlamento y con el país entero creando nuevos impuestos, siempre nuevos impuestos, que le proporcionaran dinero, dinero y más dinero para aquella mujer. La había defendido frente al ducado, frente al Imperio y el mundo entero, la había defendido durante casi treinta años.

¡Menuda tormenta se desató en toda Europa cuando, ya desde el principio y sin mucha ceremonia, tomó a la condesa como segunda esposa además de la duquesa! Llovieron ruegos imperiales, súplicas, amenazas, los Estados ladraban como perros rabiosos, los parientes de la duquesa, los de Baden-Durlach, se pusieron verdes y azules de rabia y desprecio, se lanzaron improperios contra él desde los púlpitos, se le negó la comunión, todo el ducado hervía de indignación y echaba espumarajos de rabia. Pues bien, él se había rendido, había anulado sus esponsales con la condesa y se había reconciliado de nuevo con la duquesa. Por supuesto que en lo que se refería al afecto, y a la convivencia matrimonial que de éste se deriva —se sonrió al recordar la bonita frase con la que contentó al emperador, que el hermano de la condesa había elaborado para él—, el afecto pues, y la convivencia matrimonial que de éste se deriva, era una cosa que sólo dependía de Dios y de él mismo y a la que un príncipe del Imperio no podía ser obligado por nadie. Después, cumpliendo una orden enérgica y rigurosa del emperador, efectivamente, había mandado a Christl lejos, fuera del ducado, permitiendo que el Parlamento, agradecido, le pagara por ello mucho dinero, y todo el país se regocijó. Pero luego —se sonrió satisfecho, ésa había sido la mejor jugada de su vida— por medio de sus agentes en Viena hizo prosperar a un conde estúpido y dócil, casó a Christl con él y lo nombró gran

chambelán de sus bienes. Y así, convertida en su esposa, volvió aquella mujer, ante la ira del engañado Württemberg, mientras que el emperador, entretanto, impotente y desolado, se encogía de hombros: ¿Quién le iba a impedir a un príncipe imperial tener en su corte a la esposa de su primer ministro? Y ¡cómo se había reído Christl, cuando él, con el dinero que su Parlamento autorizó para la separación, le compró los señoríos de Höppfigheim y Gomaringen!

Al final, los ánimos se habían tranquilizado. Todavía aparecía aquí o allá algún pasquín contra la condesa, pero sus relaciones con ella habían llegado a ser, al cabo de los años, un hecho consumado de la política alemana y europea. Los Estados refunfuñaron, pero dieron su conformidad a la concesión de señoríos a la condesa. La duquesa, amargada y resignada, residía con sencillez en el castillo de Stuttgart, y sus parientes, los envarados margraves, se habían refugiado en un silencio agrio y altivo. Los hechos se seguían considerando escandalosos, pero al cabo de treinta años todo el mundo se había acostumbrado y se había rendido a la evidencia.

Y ahora, de hecho sin ningún motivo, debía librarse de los lazos que le unían a aquella mujer, debían romperse, desaparecer.

¿Iba realmente a suceder esto? Él no había dicho nada. Si no quería, todavía no había sucedido nada.

El duque permanecía de pie en el camino enlodado, solo y descubierto bajo la lluvia menuda.

¿O acaso sí había un motivo? ¿Lo había? El ruidoso rey de Prusia, le había hecho ciertas observaciones durante su estancia en Ludwigsburg. Debía reconciliarse con la duquesa y dar al ducado y a sí mismo un nuevo heredero, con el fin de no limitar las esperanzas de su dinastía a un solo y único hijo, teniendo en cuenta que los católicos estaban deseando ansiosos la desaparición de los príncipes protestantes suabos. Pero no era eso; no era ésa la verdadera razón. El prusiano podía volverse a sus arenales y a sus bosques de pinos, con su tímida moral insulsa y sus tediosos sermones en los que evocaba incesantemente la muerte. Él, Eberhard Ludwig, a sus cincuenta y cinco años, se sentía aún, gracias a Dios, lleno de savia y de vigor. Y le importaba poco quién hubiera de tomar sobre sus espaldas, después de su muerte, sus numerosas deudas y continuar peleando con la piojosa canalla del Parlamento. ¿Romper con su Christl sólo por eso? ¡Tendría que estar loco!

Apresuró el paso silbando desafinadamente una melodía del último ballet. ¿Qué más había argüido el prusiano? Que la condesa era para el ducado una calamidad mayor que las invasiones de los franceses y las más desastrosas guerras del Imperio. Ella era el origen y la causa de todos los sufrimientos, desgracias y desórdenes de Württemberg. Ella estrujaba y sangraba al país de una manera deplorable y todo el sudor del ducado iba a parar a sus bolsillos. Pero eso ya lo sabía él. ¡Qué demonios! Los Estados le venían todas las semanas con la misma historia y cien libelos le cantaban la misma canción. Si había sequía o caía el granizo ¿también tenía ella la culpa? Los picapleitos y los grandes comerciantes avaros y llorones deberían alegrarse de que sus monedas sin valor se hubieran convertido tan fastuosamente en lujo y esplendor. Ella necesitaba dinero, de acuerdo, mucho dinero, más del que había en todo el Sacro Imperio Romano, y para obtenerlo le halagaba, le suplicaba, le lloriqueaba, le amenazaba, se encolerizaba, se enfadaba, porfiaba, conseguía que se sintiera desolado y desesperado cuando no sabía de dónde sacar más y cada vez más. Pero ¿qué era mejor? ¿La vida mezquina y miserable de la duquesa, en cuya residencia no se gastaba un céntimo de más, o aquel lujo embriagador de la condesa, en el que se consumían como chispas de colores los castillos, los bosques y los ingresos de la Cámara?

No, con tales argumentos no iban a conseguir hacerle aborrecer a aquella mujer. También él le había dicho cuatro cosas al brandeburgués, y aún le habría replicado más al estilo suabo a aquel palurdo si hubiera podido disponer de un par de miles de soldados más, cosa que sus Estados nunca autorizarían. No, todo esto no le había causado la más mínima impresión, y si el tosco y tacaño prusiano le había puesto en camino de la ruptura, había sido con algo muy distinto, con una sola palabra a la que, seguramente, ni él mismo había dado importancia. Habían llegado, el rey y él, a la cima de una colina y mientras contemplaban el paisaje blandamente ondulado y las pendientes cubiertas de trigo y de árboles frutales, viñedos y bosques, el rey había dicho como para sí con un suspiro:

—¡Qué hermoso! ¡Qué hermosura! ¡Pensar que es una vieja la que reina sobre todo esto y lo devora como un parásito insaciable!

Eberhard Ludwig no le habría dado mayor importancia a lo de parásito insaciable. Pero ¡una vieja! Aquella palabra había herido directamente el corazón del duque. ¡Él, Eberhard Ludwig, prendado de una vieja! Todas las maldiciones, las amenazas y los insultos habían resbalado sobre él como gotas de agua sobre un cuerpo untado de aceite. Pero aquello, no. ¡Una vieja!

El duque recordaba aún ciertos sucesos pasados. A pesar de los más severos edictos nunca se había dejado de murmurar que aquella mujer le tenía embrujado con artes mágicas. De una de estas historias,

sobre todo, se acordaba aún con todo detalle. Una doncella de la condesa, incluso recordaba su nombre todavía, Lampert se llamaba, había ido a contar al capellán de la corte las prácticas impías y monstruosas por medio de las cuales conservaba su ama el amor del duque. El capellán, después de tomar juramento a la doncella, había puesto por escrito su declaración, se lo hizo firmar a la Lampert, lo lacró e hizo depositario de ella a su secretario. El duque se enteró, una comisión investigadora destituyó al capellán de su cargo, hizo azotar a la Lampert y la expulsó del ducado. Pero el conde estaba convencido de que no sólo el pueblo, sino también la comisión investigadora creía aquella obscenidad perversa y repugnante que se recogía en las actas. Por lo que en ellas podía leerse, en Ginebra la condesa había cortado una camisa de la duquesa en pequeños cuadrados, los había empapado en el más fino bismuto preparado con *brandy* y después de ello los había utilizado como trapos para la limpieza de un modo descarado y obsceno. En Urach se había hecho llevar un ternero recién nacido de una vaca negra, le había cortado la cabeza con sus propias manos, y lo mismo había hecho con tres palomas negras, aunque a un macho cabrío le había cortado los testículos, por no mencionar otras maniobras repugnantes e inmorales. Por semejantes medios, se decía, había conseguido que no pudiera soportar a su esposa, pero que tampoco pudiera vivir sin ella, siendo así que en cuanto se alejaba de su lado le acometían graves sofocos.

¡Qué imbéciles! ¡Cortos de luces y sin sustancia! ¡El delirio y la magia no podían distinguirlos de las maniobras hechiceras, cuando a cualquier hombre sano le estalla la sangre en el corazón y entre los muslos del modo más natural! El duque evocaba los días de Ginebra y volvía a ver a su Christl sonriéndole espléndida, tumbada en el amplio lecho del cuartito azul de la hostería «Cerf d'Or». ¡Bien sabía Dios que no había tenido necesidad de sacrificar terneros ni palomas para provocar su pasión! ¿Pero, ahora? ¿Una vieja?… Él tenía aún manos para acariciar y ojos para ver. Ciertamente la condesa había engordado un poco, y padecía asma, pero sus ojos grises miraban con la misma irresistible dulzura que veinte años atrás. ¿Seguía unido a ella a causa de acciones diabólicas y maquinaciones hechiceras e impías? Sus cabellos conservaban su color nogal, y en su voz repicaban aún todas las campanas del primer día. Cierto es que ahora ocultaba ya con polvos y afeites las pequeñas cicatrices que tanto le habían encantado un día y que la canalla murmuradora atribuía a una enfermedad vergonzosa. Pero no podía decirse que fuera una vieja. En su última entrevista con él se había mostrado melancólica y elegíaca. No se había burlado de él, ni le había hecho el menor reproche, ni siquiera le había pedido dinero. ¿Sospecharía algo? Pero aunque fuese tan mansa como un cordero, él nunca podría amar a una vieja. A él, a Eberhard Ludwig no le gustaban las viejas. Para eso más valía volver al lado de su agriada duquesa, darle al ducado un segundo heredero y vivir en paz con Dios, con el emperador, con el Imperio y con el Parlamento.

Por supuesto lo había llamado Lux, Eberhard Lux, y fue como un repicar de campanas en sus oídos, como el primer día. Luego se había burlado del Parlamento que quería hacerla expulsar de sus pueblos y señoríos, ¡de los de ella!, a los judíos, a sus judíos, cualquiera de los cuales tenía más seso en el dedo meñique en un día laborable que la población entera del ducado en la cabeza en un día festivo. Y comentando así la grosera y venenosa petición del Parlamento, la condesa se había mostrado de nuevo como la mujer más inteligente y divertida joven o vieja que jamás encontrara en su vida, desde Turquía hasta París y desde Suecia hasta Nápoles. Sí, había obrado acertadamente al no decirle nada definitivo.

Hizo una seña y su carruaje se detuvo ante él. Dio orden de continuar el camino en otra dirección. Ya no quería ir a Stuttgart, ni tampoco a Ludwigsburg, sino a Nesslach, a su pequeño pabellón de caza. Quería estar tranquilo, respirar aire puro. Envió un correo al consejero Schütz. Quería volver a discutir con él reposadamente el asunto.

¿Una vieja?…

De camino aún hacia Nesslach despachó un segundo correo. La nueva y joven bailarina húngara llegada ocho días antes a Ludwigsburg, debía acudir de inmediato al pabellón de caza. ¡Maldita sea! Necesitaba un baño de juventud para borrar toda huella de su visita al prusiano.

El agente de negocios de la corte ducal de Württemberg, Isaak Simon Landauer, había viajado a Rotterdam para solventar determinadas cuestiones de crédito pendientes entre el Palatinado y la Compañía de las Indias Orientales holandesas. En Rotterdam le alcanzó un correo de la condesa reclamando urgentemente su presencia en Wildbad. Por el camino había encontrado a su amigo Josef Süss Oppenheimer, intendente militar del Palatinado y administrador de los bienes del príncipe elector de Colonia. Josef Süss, que acababa de llevar a buen término una serie de importantes negocios, quería tomarse algún descanso en cualquier balneario, y se dejó persuadir fácilmente por Landauer, cuando éste le propuso que le acompañara a Wildbad.

Los dos hombres viajaban en el elegante carruaje de Süss.

—Un carruaje así supone por lo menos doscientos ducados de gasto al año —observó Isaak Landauer con benévolo reproche, ligeramente burlón. Detrás de ellos, pálido, grueso y flemático, iba sentado Nicklas Pfäffle, antiguo escribiente de notario, y actualmente secretario y hombre de confianza de Süss. Lo había conocido en Mannheim, trabajando en el despacho del abogado Lanz, y desde entonces, debido a la gran eficacia que demostraba, lo llevaba consigo en todos los viajes que emprendía, para su personal servicio.

Isaak Landauer vestía, a usanza judía, un amplio caftán, se tocaba con un gorro de paño oscuro y ostentaba largos rizos sobre las sienes y una rala barba de chivo, rojiza y descolorida. Llevaba incluso el distintivo de los judíos, introducido en el ducado un siglo antes, un cuerno de caza con una S en medio, aunque ninguna autoridad hubiera pensado en exigírselo a un hombre tan influyente y que gozaba de tan gran favor cerca del duque y de la condesa. Isaak era el financiero más hábil de Alemania occidental, relacionado con todos los hombres de negocios, desde los Oppenheimer de Viena, banqueros del emperador, hasta los capitalistas de la Provenza, y desde los ricos negociantes de Levante hasta los capitalistas judíos de Holanda y de las ciudades hanseáticas que financiaban los viajes a ultramar. Recostado sobre los almohadones en una postura desprovista de elegancia, aquel hombre insignificante y desaseado escondía, friolero, sus manos flacas y exangües en las mangas de su caftán. Ligeramente amodorrado por el muelle balanceo del coche y con los ojos entornados, observaba, sonriendo con benévola ironía, a su compañero Josef Süss, arrogante, cuidadosamente afeitado, vestido a la última moda y casi demasiado elegante, que contemplaba, erguido el cuerpo, con mirada despierta e infatigable, todos los detalles del paisaje a través de la fina cortina de lluvia.

Isaak Landauer examinaba con interés benévolo y divertido a su colega, deteniendo sus ojos en la casaca elegantemente cortada de finísimo paño oscuro bordado en plata, en la peluca irreprochablemente rizada y empolvada y en los puños de encaje que, por sí solos, debían de haber costado por lo menos cuarenta florines. Había tenido siempre una cierta debilidad por aquel Süss Oppenheimer, en cuyos grandes ojos redondos e infatigables se leía el espíritu emprendedor y un desenfrenado deseo de vivir. Tal era, pues, la nueva generación. Él, Isaak Landauer, lo había visto todo, las mezquinas guaridas de las juderías, y los fastuosos palacios de los grandes. La estrechez, la suciedad, las persecuciones, las hogueras, las matanzas y la opresión. Y el lujo, la opulencia, la arbitrariedad y la tiranía. Conocía como muy pocos, como sólo tres o cuatro individuos más en todo el Imperio, el mecanismo de la diplomacia, dominaba los menores detalles del aparato de la guerra, la paz y el gobierno. Los infinitos negocios que llenaban su vida le habían aguzado la vista, habituándola a descubrir las relaciones más ocultas, y conocía y consideraba con benévola ironía los lazos sutiles y a veces ridículos que ligaban a los grandes de la tierra y los encadenaban. Sabía que sólo existía una única realidad en este mundo: el dinero. La guerra y la paz, la vida y la muerte, la virtud de las mujeres, el poder del Papa de atar y desatar, la libertad de los Estados, la pureza de la confesión de Augsburgo, los navíos que surcaban los mares, la soberanía de los príncipes, el amor, la piedad, la cobardía, el orgullo, el vicio y la virtud, todo venía del dinero y volvía a él y todo podía expresarse en cifras. Él, Isaak Landauer, lo sabía, se encontraba junto al manantial que dejaba fluir aquel inmenso poder y podía contribuir a dirigir su curso, desecando o fecundando las tierras. Pero consideraba una locura hacer gala de su poder y lo conservaba secreto, y una breve sonrisa, extraña y divertida, era todo lo que delataba su saber y su poderío. Y una cosa más: los rabinos y los sabios de las juderías tenían quizá razón cuando hablaban con precisión de Dios y el Talmud, describiendo hasta el mínimo detalle el Jardín del Paraíso y el Valle de Lágrimas, como si se tratara de cosas reales. Él, por su parte, no tenía mucho tiempo para dedicarlo a semejantes discusiones y se inclinaba más bien a seguir la tendencia de ciertos franceses que trataban aquellas cuestiones con una elegante ironía. Tampoco en la práctica le inquietaban, y comía lo que le apetecía y consideraba el sábado como un día de trabajo. Pero en cuanto al aspecto exterior se aferraba tenazmente a la tradición y su caftán era para él como una segunda piel. Así vestido entraba en los despachos de los príncipes y en el del emperador. Ésta era otra muestra de su poder, más profunda y secreta. Desdeñaba los guantes y las pelucas. Le necesitaban, y ése era su triunfo, a pesar de su caftán y sus rizos.

Pero ahí estaba Josef Süss Oppenheimer, la nueva generación. Ahí lo tenía, sentado, arrogante y ostentoso, con sus hebillas brillantes en los zapatos y sus puños de encaje, pavoneándose. Esta nueva generación no entendía de sutilezas. No era capaz de comprender el delicado placer de mantener oculto el poder, de poseerlo sin mostrarlo, era incapaz de comprender el delicado placer de paladearlo en silencio. Los dijes costosos, los vestidos de terciopelo, un carruaje elegantísimo con criados en el pescante, y los pequeños signos exteriores de la fortuna significaban más para esta generación que una letra de cambio sobre la ciudad de Frankfurt o sobre los bienes patrimoniales del margrave de Baden, guardada en una buena caja de caudales. Era una generación que carecía de gusto y de refinamiento.

Pero a pesar de todo, Süss le gustaba. Allí sentado, tan ansioso de hacerse un hueco en la vida y extraer de ella el mayor beneficio posible. Había sido él, Isaak Landauer, quien había empujado hacia el agua la barca del joven cuando él mismo no lograba separarla de la orilla, a pesar de todos sus esfuerzos y de la pasión que ponía en ello. Ahora, la barca se mantenía a flote, navegaba ya en plena corriente e Isaak observaba con benévola curiosidad cómo y hasta dónde iría.

Otra silla de postas apareció en sentido contrario. La ocupaban un individuo de aspecto importante y una mujer gruesa, redonda y de expresión estúpida: probablemente se tratara de un matrimonio acomodado dirigiéndose a la celebración de una fiesta familiar. En un momento en que los dos carruajes se detuvieron al cruzarse, y mientras los cocheros se saludaban ruidosamente entre bromas y juramentos, el viajero desconocido se dispuso a entablar conversación con Süss. Pero al ver a Isaak Landauer con sus vestiduras judías se echó hacia atrás con marcado ademán de desprecio y escupió ostentosamente. También la mujer procuró dar a su rostro apacible y simple una expresión severa y despectiva.

—Es el consejero Etterlin de Ravensburg —dijo, con una risita gutural, Isaak Landauer, que conocía a todo el mundo—. Estos señores de Ravensburg no pueden sufrir a los judíos. Desde que se celebró el famoso proceso por infanticidio y se dedicaron a saquear, torturar y quemar a los judíos, nos odian más que todos los demás suabos juntos. De ello hace ya más de trescientos años. Hoy se ponen en práctica otros métodos más humanos y menos complicados para robar a los judíos su dinero. Pero cuando se ha cometido con alguien una injusticia semejante es comprensible que se le siga odiando incluso trescientos años después. ¡Ya se cansarán!

Süss odiaba en aquel momento al viejo. Odiaba sus rizos grasientos, su caftán raído y su risa gutural. Le comprometía con su aspecto de judío tradicional, tan pasado de moda. Por su parte, no comprendía aquella manía senil. Un hombre que tenía dinero a manos llenas, crédito ilimitado, relaciones con todas las cortes y la confianza de todos los príncipes, un hombre ante el cual Süss se sentía como una lagartija ante un cocodrilo, y que, sin embargo, vestía un caftán raído y mugriento, que atraía sobre él el desprecio y la burla, contentándose con acumular dinero y guardarlo en forma de escrituras en sus despachos. ¿Qué significaba el dinero, si no se convertía en prestigio, lujo, casas, caballos, vestidos magníficos y mujeres? ¿No sentía aquel viejo el deseo de escupir a los demás como a él le escupían y devolver los puntapiés? ¿Para qué conquistar el poder, si no se había de mostrar? ¡El proceso de Ravensburg! ¡En esas cosas pasadas de moda, enmohecidas y enterradas ya, pensaba aquel hombre! Hoy en día, cuando un judío sabía obrar con inteligencia, no tardaba en sentarse a la mesa de los grandes señores. Su primo, el banquero vienés, había podido así vanagloriarse ante el emperador mismo de que si los ejércitos imperiales habían derrotado a los turcos había sido, sobre todo, gracias a él, al judío Oppenheimer. Y la cancillería de guerra imperial y el mariscal de campo, el príncipe Eugen, lo habían confirmado de manera formal, dándole oficialmente las gracias con profusión de firmas y sellos. Bastaba con no dejarse llevar por el necio capricho de andar por el mundo envuelto en un mugriento caftán y ostentando rizos sobre las sienes. Si Isaak lo hubiese hecho así, el consejero Etterlin de Ravensburg lo habría cumplimentado con la más rendida cortesía.

Isaak Landauer seguía sentado en la misma incómoda postura desprovista de elegancia. Adivinaba seguramente los pensamientos de Süss, pero no dijo nada, entornó los escrutadores ojos, murmurando para sí.

Süss tenía realmente la intención de descansar algunos días en Wildbad. Acababa de llevar a buen término dos negocios arriesgados y apasionantes: en primer lugar, la introducción del papel sellado en el Palatinado. La administración le había hecho pagar un arriendo endiabladamente alto, y el pueblo se había defendido como un perro rabioso contra el nuevo impuesto. Pero Süss no se había dejado intimidar. Contra las injurias, las amenazas, las manifestaciones hostiles ante las puertas de sus oficinas, los libelos y los actos de violencia, poseía el sello y la firma del príncipe. No había disminuido en un punto sus exigencias, y había visto recompensada su tenacidad, pues había revendido su contrato con un beneficio de doce mil florines. Pero no por ello se había otorgado reposo, los doce mil florines tenían que seguir trabajando sin interrupción. Decidido, rápido y concentrado —sólo dos días le habían dado para reflexionar— se había lanzado a la emisión de moneda en Hesse-Darmstadt. Un negocio peligroso. Su hermano, el barón converso, que residía en Darmstadt y conocía muy bien el terreno, no se había atrevido a hacerlo, y el mismo Isaak Landauer había meneado dubitativamente la cabeza, sonriendo. Las oficinas de Hacienda de Baden-Durlach, Ansbach, Waldeck, Fulda, Hechingen y Montfort le hacían una competencia encarnizada y acuñaban cuanto podían. Para acuñar monedas peores aún, era preciso poseer una tremenda sangre fría y una desesperada y férrea audacia. Süss las había tenido. Y había sabido también desembarazarse de aquel negocio en el momento preciso y con grandes beneficios. Que se las compusiera ahora su sucesor con las dificultades. Él tenía las espaldas cubiertas por un decreto del landgrave; había sido despedido benévolamente de su

servicio con gran provecho. Ahora tenía una hermosa casa en Frankfurt y otra en Mannheim, ambas libres de toda carga, y, además, ciertas fincas rústicas, de las que nadie le sospechaba dueño, en las regiones occidentales del Imperio. Capital, relaciones, títulos y crédito. La reputación de poseer un ingenio sutil y mano afortunada. Dios era testigo de que podía, pues, permitirse una vida ociosa y regalona. Quería demostrar al mundo quién era el administrador e intendente militar del Palatinado. El lujo, incluso su ocio, repercutía positivamente en sus negocios, tenía el efecto de una recomendación ante los grandes señores.

De la misma manera que estaba firmemente decidido a disfrutar de su descanso en Wildbad, estaba firmemente convencido de que los principios de Isaak Landauer eran erróneos; su propio método de insinuarse en el trato con los príncipes y los grandes señores y apegarse a ellos era con seguridad el adecuado a los tiempos, el único acertado, pero habría sido una locura no sacar partido durante el viaje de aquel genio de la generación precedente, de aquel financiero tan buen conocedor de los hombres y de las cosas. Así pues, le preguntó directamente por la condesa, por sus posibilidades, sus esperanzas, sus dificultades y su solvencia desde el punto de vista comercial.

En cuanto se trató de negocios, Isaak Landauer sacudió su modorra y fijó en su compañero de viaje una mirada astuta, despierta y escrutadora. Observaba en los negocios el principio de atenerse en lo posible a la verdad. Precisamente gracias a su franqueza audaz y desconcertante había obtenido grandes beneficios. Sabiendo que Süss no podía soportar a la condesa, pues su sed de dinero le parecía vulgar e indigna de su clase, quiso irritar un poco a su colega, poniendo de relieve la seguridad y las buenas posibilidades del negocio. Hizo un análisis breve, claro y objetivo. La condesa era una mujer inteligente y poseía el sentido de la realidad. Se había hecho pagar cada aumento del amor del duque con tierras y privilegios, y si su amor disminuía, cuando volvía a ella debía pagar con dinero contante y sonante y valiosas joyas. ¿Y qué había puesto ella en el negocio? Una cara bonita, un título poco brillante y una virginidad un poco problemática. Cuando llegó a la corte ni siquiera tenía un guardarropa bien provisto. ¿Y qué había obtenido? Los condados de Würben y de Urach, un brillante matrimonio con Su Excelencia el gran chambelán, presidente del Consejo. La superintendencia de la caja ducal. Dieciocho mil florines de gastos de representación. El tesoro y las joyas de la dinastía. Todos los honores, emolumentos y privilegios de una princesa del Imperio. Un capital en dinero efectivo, y letras sobre Praga, Venecia, Ginebra y Hamburgo. El secretario Pfau le había dicho que tenía en sus arcas trescientos mil florines. Aunque sólo fueran doscientos mil, valía la pena. Los mayorazgos de Freudenthal y Boihingen, los pueblos de Stetten y Höppfigheim y los señoríos de Wilzheim, Brenz, Oggenhausen y Marschalkenzimmern. Una mujer inteligente y muy amable, una mujer que sabía muy bien lo que se hacía. Era digna de ser judía.

—Se dice que ha caído en desgracia —comentó Süss—. Se ha peleado con su hermano y por todas partes se murmura que éste ha aconsejado al duque la ruptura. También el rey de Prusia ha intentado persuadirle. Se ha hecho vieja, maniática e intratable. Y además ha engordado mucho. Al duque no le gustan las mujeres tan gruesas.

—Se defenderá —replicó Isaak Landauer—. Sabe muy bien que el Banco de Inglaterra es más seguro que los juramentos de amor de un duque lascivo. Está asegurada y su valor es superior al de muchos príncipes del Imperio; creedme, Reb Josef Süss.

Süss hizo una mueca. ¿Por qué lo llamaba Reb Josef Süss y no señor intendente, o querido colega? No era agradable tratar con aquel viejo. Le comprometía a uno. Luego prosiguió:

—Si el duque la abandona, poca cosa podrá salvar del naufragio. En el país se la considera peor que la peste y las plagas. Tiene en contra suya el odio de todo el ducado.

—¡El odio del país! —repuso Isaak Landauer divertido, con acento despectivo, meneando la cabeza y acariciándose sonriente la barba de chivo rojiza y descolorida. Y Süss se dio cuenta de que tenía razón—. Todo aquel que se destaca atrae sobre sí el odio del país. Aquel que es distinto a los demás es odiado por todo el país. Pero el odio de un país aumenta el crédito.

Süss, irritado por el tono sereno y superior del otro, repuso encogiéndose de hombros:

—No es más que una ramera ordinaria y avara, y, además, gorda y vieja.

—¡Murmuraciones, Reb Josef Süss! —contestó Isaak Landauer displicente—. ¡Ramera! ¡Sólo es una palabra que sirve de consuelo a las viejas solteronas nobles que envidian a la condesa! Tampoco la reina Esther podía saber al principio que no acabaría siendo sólo la concubina de Asuero. Os lo digo yo, Reb Josef Süss, y podéis creerme: esa mujer vale quinientos mil florines. Es muy hábil y sabe lo que quiere. ¿Acaso no ha admitido a los judíos en sus pueblos y en sus dominios? Y no por sentimentalismo, ciertamente, sino porque es muy astuta y ventea a los que, como ella, lo son, a aquéllos con quienes se puede hablar y negociar y naturalmente, siempre se obtiene algún provecho. ¿Quinientos mil florines he dicho? Vale por lo menos setecientos cincuenta mil.

A todo esto, la berlina llegaba a Wildbad y se detuvo a la puerta de la posada de la Estrella. El posadero acudió precipitadamente, descubriéndose, mas cuando vio el caftán de Isaak Landauer exclamó insolentemente:

—Mi casa no es una posada para judíos. —Y se dispuso a retirarse. Pero el pálido secretario se levantó de su asiento y, mientras ayudaba a bajar del coche a sus señores, le advirtió tranquilamente por encima del hombro:

—Son los señores intendentes Oppenheimer y Landauer.

Y el hostelero, después de una profunda reverencia, se apresuró a conducirlos a sus habitaciones.

Josef Süss logró apenas contener un gesto de cólera ante la grosería del hostelero, pero luego avanzó en silencio al lado de Isaak Landauer, el cual comentó sonriendo:

—Ni ante la casaca galoneada de un consejero habría hecho este bergante una reverencia más profunda.

Y sin dejar de sonreír, siguió adelante, peinando con sus dedos la barba rala y descolorida.

La condesa había acompañado al duque hasta su carroza, y en tanto que aquel hombre corpulento subía trabajosamente a ella, se mantuvo erguida junto a la portezuela, con el aplomo de la mujer habituada a la admiración, charlando afablemente, con atractiva ligereza, sonriendo y lanzando coquetas miradas. Mientras volvía a su gabinete azul, subiendo las escaleras, su modo de andar y su porte eran todavía flexibles y elásticos. Pero una vez a solas en él toda su gallardía se vino abajo, dejó caer los hombros, sus brazos y sus manos pendieron, inertes, entreabrió la boca y su rostro se crispó en una mueca temerosa.

¡Todo había terminado! Había maniobrado hábilmente y el duque no se había atrevido a hablar, pero era evidente que había venido con la intención de notificarle la ruptura, y si la palabra decisiva se había ahogado en su garganta, su azorada cortesía fue cien veces peor que sus ocasionales enfados, sus estallidos de cólera o su silencio ofendido.

Agotada y exhausta, se dejó caer en el diván. La violencia que se había impuesto para fingir una actitud afable, ligeramente elegíaca, en tanto que su corazón se agitaba tempestuoso y penetrado de ira, la había dejado extenuada. Sentada en su ancho y bajo lecho estaba aturdida y se sentía terriblemente agotada, paralizada hasta la última fibra. Los afeites que cubrían su rostro se agrietaron, la luminosidad de sus ojos se extinguió tristemente, el suntuoso vestido de terciopelo profusamente bordado pendía en muertos pliegues en torno a su cuerpo y bajo la artística diadema cuajada de rubíes, una moda impuesta por ella y seguida hasta en el mismo Versalles, sus hermosos cabellos color nogal habían perdido su brillo juvenil.

Así que todo había terminado. ¿Y por qué? El rey de Prusia había seguido insistiendo, el muy canalla, el sinvergüenza, con su palabrería insípida acerca de la obligación y otras memeces. Su hermano lo había incitado, intrigante, maldito, traidor, calculador. Ya no la necesitaba, su posición junto al duque era suficientemente sólida; era más astuto librarse de ella antes de que pudiera arrastrarlo en su caída. Ella era un estorbo para él, le costaba ciertas consideraciones políticas frente a la corte imperial, le costaba dinero, mucho dinero que, sin tener que pasar por ella, podría desviarse con facilidad y en mayor cantidad a sus propias arcas. ¡Cómo le adivinaba el juego! ¡Calculador! ¡Menuda perrería! Pero se lo haría pagar. Todavía estaba allí, todavía estaba viva, el duque no había dicho nada, todavía era ella, ella la que mandaba en el ducado. Pero éstos no podían haber sido los motivos del duque. Había superado muchas otras tormentas. Había tenido como enemigos al emperador, a todo el Imperio, al pueblo, al ducado y al consistorio y había luchado y vencido. ¡Su hermano! ¡El rey de Prusia! ¡Bah! Eso no eran motivos. Y vio cómo se arrastraba hasta ella el verdadero motivo, lo vio rodear baboso sus pensamientos, lo sabía y no lo sabía, se revolvió contra él como el gusano en el anzuelo para convertirlo, de una sensación oscura en un pensamiento consciente. Su mirada buscaba el espejo, y al mismo tiempo lo evitaba. Aquella mujer gruesa se hundió todavía más, indefensa, un montón de carnes fláccidas cubiertas de lujosas telas.

En tu frente vive
ensalzada Minerva,
en tus ojos Zeus,
en tu pelo Afrodita.

Así cantaba el poeta de la corte, treinta años atrás. No necesitaba ningún espejo. Sabía el motivo.

Con los ojos cerrados, apretadas las manos contra el corazón e inclinando la cabeza hacia adelante, gimió lastimera:

—¡Aire, aire! —El asma la asfixiaba. Luego, repuesta, se levantó bruscamente, recorrió la casa, dando órdenes contradictorias a diestro y siniestro, abofeteó a su doncella, gritó y envió correos en todas

direcciones.

Aún no se consideraba vencida, e iba a demostrarlo. El duque no había dicho nada definitivo. Afortunadamente, ella había sabido impedírselo. Había sabido controlarse. Se había dominado con esfuerzo sobrehumano, pero había logrado su fin. El duque no se había atrevido a pronunciar las palabras definitivas, y aquellos que esperaban la ruptura habrían de contener aún su maligno júbilo y esperar. No estaba vencida, e iba a demostrarlo.

Tenía cerca del duque gente de su absoluta confianza. Eberhard Ludwig estaba todavía en Nesslach, en su pabellón de caza. Eso estaba bien, muy bien. Recibía informes diarios. Todos los días un correo a caballo recorría la distancia entre Nesslach y Wildbad. Conocía hasta el más mínimo detalle de la vida del duque, lo que comía y bebía, y cuándo se acostaba, cazaba o paseaba. La única persona a la que admitía cerca de sí en su retiro era la bailarina húngara, y sólo durante media hora diaria. Por lo demás no daba audiencia a nadie, ni siquiera a sus ministros. Bien. Probablemente se avergonzaba de no haberse atrevido a pronunciar la palabra definitiva, y no quería hablar más del asunto. Los documentos oficiales se amontonaban sobre su mesa, esperando su firma; las espinosas negociaciones con Baden-Durlach sobre la edificación de la fortaleza de Kehl se hallaban próximas a una solución favorable y el encargado de negocios de la margravina apremiaba, pero el duque permanecía inaccesible. También el convenio con Heilbronn y Esslingen en cuanto a la cuestión del Neckar requería una solución urgente, pero el duque seguía invisible. Muy bien. En cambio, había hecho venir a los caballeros de su Orden de San Huberto y bebía con ellos ostentando a todas horas la insignia de la orden, una placa de oro y esmalte rojo con un águila, un cuerno de caza y la divisa: *Amicitiae virtutisque foedus*. También la bailarina húngara, estúpida jovenzuela de cuerpo perfecto, continuaba en Nesslach. Muy bien. El duque podía beber con sus compañeros de caza y gozar de aquella criatura insignificante. Lo importante era que no tuviese a su lado a ninguno de sus consejeros, a ninguno de sus ministros, a ningún intrigante.

Entretanto, la condesa no se concedía reposo. Sus administradores e intendentes recibieron órdenes rigurosas para exprimir de sus fincas y señoríos hasta el último céntimo. Creó veinte nuevas plazas de funcionarios totalmente superfluas y las hizo vender en veinticuatro horas, ingresando en sus arcas el precio de la venta y las fianzas correspondientes. La administración del ducado recibió una cuenta elevadísima de los gastos ocasionados a la condesa por la última visita de Eberhard Ludwig, a pesar de haber suministrado, como siempre en tales ocasiones, la leña, el vino y la fruta. Como un perro hambriento royendo un hueso, la condesa se apresuraba a roer todos los ingresos del ducado, y diariamente enviaba grandes sumas a sus banqueros de Ginebra, Hamburgo y Venecia.

Y el duque permanecía en Nesslach. Se había hecho traer de sus caballerizas sus tres grandes coches de caballos, tirado cada uno por ocho animales, y se complacía en mostrar su pericia en el arte de la equitación. La húngara lanzaba gritos alborozados y los caballeros de la Orden de San Huberto la aplaudían con entusiasmo y sincera admiración.

Por fin, deseado, maldecido y ardientemente esperado, llegó Isaak Landauer a Wildbad. Envuelto en su raído caftán se encontraba en el despacho de la condesa, fastuosamente decorado con frisos de lapislázuli, espejos y angelotes dorados. La condesa se sentó frente a él al otro lado de la mesa cubierta de documentos, cuentas y estadísticas. Él lo examinaba todo, lo comprobaba todo; la condesa le informaba sin ambages; él descubrió aún aquí y allá ciertas lagunas e indicó la manera de apretar mejor las clavijas para lograr mayores beneficios. La condesa, desnudos los brazos perfectos y los hombros deformados ya por el exceso de grasa, le oyó con profunda atención, oponiéndole de cuando en cuando algunas objeciones y tomando notas. Por último, le pidió un préstamo enorme ofreciendo como garantía tres de sus pueblos.

Isaak la miró fijamente, meneó la cabeza y exclamó con acento de profundo reproche:

—¿Acaso lo merezco, Excelencia?

—¿Merecer qué?

—Que me consideréis un perfecto estúpido.

—¿Qué quieres decir, judío? —replicó ella enfurecida—. ¿Adónde quieres llegar? Hace dos años me prestaste dinero. ¿Es que soy ahora menos solvente?

El judío contestó cauteloso.

—Veamos. ¿Para qué necesita Vuestra Excelencia el dinero? Para enviarlo al extranjero. ¿Y por qué queréis enviarlo al extranjero? Porque teméis alguna eventualidad adversa. Pues bien, cuando es de temer alguna eventualidad adversa los bienes raíces cesan de ser una garantía. Y no querréis que pierda mi dinero por complaceros.

La condesa desvió la mirada, indefensa; luego le miró a él y sus ojos le dijeron que se trataba de algo más importante que de su dinero, sus ojos le delataron sus angustias, sus esperanzas y sus dudas.

—Eres astuto, judío —dijo tras una breve pausa—. ¿Crees acaso que puedo permitirme aún —se interrumpió— arriesgarme a no hipotecar mis bienes?

Isaak hubiera querido decirle algo amable. Pero ella era una mujer fuerte e inteligente que no necesitaba, que no quería consuelos ni tapujos, e incluso hubiera sido poco honrado ofrecérselos. La miró de arriba abajo, sincerándose con él sin reservas, contempló su rostro distendido, su cuerpo grueso y su mirada interrogante, y no supo responderle más que guardando silencio y encogiéndose de hombros. Entonces, ella se derrumbó. Rompió a sollozar ruidosamente, sin contenerse, como un niño, y prorrumpió luego en groseras injurias contra los ministros, contra su hermano y su sobrino, contra todas aquellas gentes, obra suya, que la dejaban caer sin tenderle una mano, es más, que la empujaban en su caída. ¡Canalla inmunda! Le debían su posición, habían trepado aferrados a ella. Le debían hasta el último céntimo de su fortuna, y el último botón de sus uniformes. Pero, además, tenía con ellos un convenio, redactado y suscrito con toda formalidad, que ella guardaba allí en un cajón de su mesa, por el que se comprometían a auxiliarse mutuamente en toda circunstancia, favorable o adversa. ¡Vil canalla indignos incluso del infierno y del verdugo! ¡Si hasta los desgraciados, los demonios y los sinvergüenzas solían observar fielmente tales convenios con los de su calaña!

El judío contempló en silencio cómo se desahogaba frenética y ruidosamente su cólera hasta que le sobrevino un acceso de tos, se congestionó, jadeó y acabó llorando mansamente, con profundo desconsuelo.

—¡Ay, judío! —se lamentaba—, ¡ay, judío! —quebrantada y aniquilada, deshecho el peinado, corridos los afeites y arrugado y marchito el lujoso vestido.

Isaak Landauer se peinó con los dedos la rala barba, meneando tristemente la cabeza. Después cogió con delicadeza la mano cálida y grande de ella, murmurando para sí, acariciándola.

Los rumores sobre la próxima desgracia de la condesa, que nadie sabía de dónde procedían, se extendieron por todo el país, penetrando hasta sus últimos rincones. Nadie se atrevía a decirlo en voz alta, pero todos hablaban de ello en susurros. El pueblo exhaló disimuladamente un hondo suspiro de alivio, y en muchas localidades se hicieron repicar las campanas y se organizaron ceremonias religiosas en acción de gracias, aunque sin expresar el motivo; se reducía a un ambiguo: por una gracia divina.

Pero pasaba el tiempo y nada cambiaba, al contrario, la opresión se hacía cada vez más dura. Todos los funcionarios fueron depuestos para ser reemplazados por nuevos pretendientes, que ofrecían mayores sumas por sus cargos. La inspección general acosaba a los municipios y a los particulares con denuncias y acusaciones, de las cuales sólo era posible salvarse a fuerza de dinero; todas las instituciones económicas, incluso los bienes de la Iglesia y las cajas de viudas y huérfanos fueron obligadas a otorgar elevados préstamos, sin garantías ni intereses, a la caja particular de la condesa, cuyos agentes apremiaban con mayor encarnizamiento que nunca.

Y cuando apareció un nuevo decreto ducal penando con severos castigos toda manifestación irrespetuosa contra la condesa, todo el mundo perdió la esperanza de liberación por un momento acariciada.

El comité del Parlamento, el Consejo de los Once, celebraba sesiones cada tres días. Los grandes señores habían sido recibidos en audiencia por el rey de Prusia, sabían de la desavenencia entre la condesa y su hermano, intuían la caída ya cercana de la condesa y querían acelerarla. Deliberaban sobre la posibilidad de dirigir nuevas quejas al emperador y nuevas reclamaciones al duque contra las recientes depredaciones cometidas por la de Grävenitz. Se reunían los once señores: los ocho miembros del Comité, los dos consejeros, el presidente y el primer secretario. Eran muy distintos tomados de uno en uno, desde el grosero y voluminoso Johann Friedrich Jäger, alcalde de Brackenheim, al delicado, elegante y mundano consejero del Consistorio y prelado de Hirsau, Philipp Heinrich Weissensee; pero todos, como un solo hombre, insistiendo en los derechos y privilegios de la comisión. Se armaba un gran alboroto a causa de los libertinos hechizos de la condesa, había que expulsar violentamente del país a aquella desvergonzada, y Johann Friedrich Bellon, alcalde de Weinsberg, declaró, dando puñetazos en la mesa, que si las cosas continuaban así, saldría con sus hijos a la calle y les ordenaría que escupiesen al rostro picado de viruelas de aquella ramera, roída por la sífilis. Las deliberaciones del Consejo rezumaban arrogantes frases: ¿Qué otro país europeo gozaba de tantas libertades? Sólo Württemberg e Inglaterra habían conquistado tan amplias garantías parlamentarias. Y el ambiente del Parlamento se saturaba de orgullo burgués, sudor y democracia. Pero llegado el momento de decidir, sólo se adoptaban tímidas resoluciones, y como Eberhard Ludwig permanecía inaccesible y los consejeros sólo tenían respuestas cortésmente dilatorias, tampoco tales resoluciones llegaban a la práctica y al cabo de tres semanas no eran más que un montón de legajos amarillentos.

También hasta la duquesa Johanna Elisabetha, recluida en su desolado castillo de Stuttgart, llegó el

rumor de la próxima desgracia de la condesa. Los señores del Parlamento menudearon sus visitas, el emperador mandó una embajada extraordinaria y el rey de Prusia le hizo una visita particularmente pomposa. Esta ceremoniosa visita del deslucido monarca a la recluida duquesa provocó en los círculos afectos a la condesa todo género de malignas burlas. La duquesa escuchó atentamente a todos y siguió con minucioso cuidado las vacilaciones de Eberhard Ludwig, pero sin hacerse grandes ilusiones, de manera que no sufrió ningún gran desengaño cuando la tan ansiada ruptura pareció demorarse. Hacía treinta años que esperaba, residiendo triste, enmohecida, obstinada, amargada, en aquel desolado palacio en el que el duque apenas había dejado el mobiliario más indispensable. Los embajadores extranjeros acudían a presentarle sus respetos, pero ella sabía que sus visitas significaban tan sólo el cumplimiento de un tedioso deber y que sólo las hacían con gusto cuando se hallaban en malas relaciones con el duque y querían irritarle distinguiéndola. La verdadera vida se desarrollaba en Ludwigsburg, en la ciudad que Eberhard Ludwig había edificado para su rival cuando ella, la duquesa, se había obstinado en permanecer en Stuttgart, a pesar de las humillaciones y amenazas. La verdadera vida se desarrollaba en Ludwigsburg adonde el duque había trasladado su residencia, adonde había obligado a trasladarse a las instituciones oficiales —las Cámaras, los Ministerios, el Consistorio y el Consejo eclesiástico— contra la voluntad de las mismas. Allí había hecho edificar para la mecklemburguesa, para su querida, para aquella indeseable, un magnífico castillo, engalanándolo con los muebles más suntuosos y las más valiosas obras de arte del palacio de Stuttgart.

Johanna Elisabetha recordaba a la mecklemburguesa —ni siquiera en su pensamiento designaba jamás por su nombre a aquella maldita mujer a partir de su primera confrontación con ella. Desde su matrimonio con Eberhard Ludwig, le había amado y honrado, orgullosa de tener por marido a un heroico caudillo y a un hombre galante. Sabiéndose desprovista de belleza suficiente para acapararle, había tolerado sin quejas sus aventuras con las damas de la corte, y cuando tuvo un hijo y una hija y le dijeron que la débil constitución de ambas criaturas era consecuencia de la mala vida que había llevado el duque, tampoco se permitió hacerle el menor reproche. A la llegada de la mecklemburguesa, traída a la corte por su hermano, intrigante alcahuete que se proponía servirse de ella para hacer carrera, Johanna Elisabetha no había comprendido qué atractivo podía hallar Eberhard Ludwig en aquella mujer, pero si la deseaba bien podía ella cerrar los ojos ante aquel nuevo capricho de su marido como tantas otras veces. Además, al principio, el duque no había concedido gran importancia a la aventura, y sólo después de una función de aficionados en la que había actuado con la mecklemburguesa, pareció seriamente enamorado de ella. Johanna Elisabetha la veía ofreciendo a las miradas del duque sus senos desnudos, generosamente revelados por el desvergonzado escote de su coqueto disfraz de Filis. Desde entonces no había habido un solo día en que aquella mala pécora no hubiese tramado algo contra ella. Era indudable que se había apoderado del duque con algún hechizo. Y además, había intentado envenenarla, pues si aquella vez se había sentido tan gravemente enferma después de tomar una taza de chocolate, era porque la mecklemburguesa había hecho verter en ella un tósigo, y sólo debía la vida a la protección del cielo, que la había impulsado a dejar intacta la tarta. Todo el que tuviera ojos para ver había de reconocer que aquella maldita cortesana era una bruja, una envenenadora que recibía al demonio en su lecho. ¿Acaso no había abortado una vez un monstruo peludo, negro y deforme?

Pero ella, la duquesa, había resistido atentados, ofensas y hechizos sin ceder el menor de sus derechos. Su odio había perdido con el tiempo toda su savia, convirtiéndose en una árida espera, estéril, llena de envidia, pedante y enmohecida. En su vasto palacio de Stuttgart, Johanna Elisabetha, amargada, marchita y melancólica, esperaba la caída de su rival, y las noticias que le llegaban perdían en el acto su colorido y se tornaban inconsistentes y grises, como ella.

Por aquellos días fue visto aquí y allá, en distintos lugares de Suabia, el Judío Errante. Aseguraban unos, que había atravesado en coche la ciudad de Tubinga, y otros pretendían haberle visto a pie o en diligencia por la carretera. El funcionario encargado de cobrar el portazgo en la ciudad de Weinsberg, contaba de un extraño viajero, de raro nombre y aspecto singular. Al apremiarle él para que legitimase su personalidad, aquel personaje inquietante le había dirigido una mirada tan penetrante e infernal que el buen funcionario le había dejado pasar sin más formalidades, y todavía ahora sentía cómo aquella mirada le hendía las carnes. El rumor se extendió con rapidez por todo el país. Los padres advertían a sus hijos que se guardaran del ojo de aquel forastero y en Weil, la ciudad en cuyas inmediaciones había sido visto últimamente, se dieron severas instrucciones a los centinelas que custodiaban sus puertas.

Poco después apareció en las puertas de Hall y declaró, con toda tranquilidad, ser Ahavero, el Judío Errante. Las autoridades, a las que se informó de inmediato, ordenaron que permaneciera provisionalmente

en los suburbios, donde pronto se vio rodeado por una multitud temerosa y curiosa. Con su caftán y sus rizos sobre las sienes, parecía uno de tantos buhoneros judíos y se mostró muy comunicativo, hablando con voz gutural, y diciendo cosas, la mayoría de las veces, incomprensibles. A la vista de una cruz se prosternó, clamando y golpeándose el pecho. Por lo demás, vendía baratijas, amuletos y recuerdos que los que le rodeaban se apresuraron a comprar. Al fin, interrogado por las autoridades, resultó ser un impostor y fue condenado a la pena de azotes.

Pero aquellos que habían visto al verdadero declararon que no se parecía en nada a aquel buhonero. No había nada en su aspecto que llamara particularmente la atención; vestía, como otros muchos, una respetable casaca holandesa, de corte ligeramente anticuado, y su aspecto era el de un alto funcionario o el de un burgués acomodado. Sólo su rostro, la atmósfera que le rodeaba y, sobre todo, su mirada, hacían sentir en el acto que aquel hombre era el Judío Errante. Así lo contaban por todos los rincones del país individuos de las más distintas procedencias, coincidiendo en su descripción.

La condesa preguntó a Isaak Landauer cuál era su opinión acerca de aquellos rumores. Pero Isaak eludió la respuesta, alegando no ser ningún Leibniz para poder resolver tan arduas cuestiones. No le gustaba hablar de aquellas cosas, se trataba de un asunto poco claro, y se inclinaba a no darles credibilidad alguna, pero su escepticismo carecía de seguridad. Además, el que se ocupaba de tales historias se atraía fácilmente complicaciones con la policía y las autoridades eclesiásticas. En cambio, la condesa creía a pies juntillas en la magia y en el ocultismo. Siendo niña había tratado mucho, en Güstrow, a la vieja Johanne, una pastora que más tarde fue lapidada por la gente de la región por haber atraído el mal tiempo. Abiertamente muchas veces y a escondidas otras, cuando la vieja la echaba de su lado, había presenciado cómo preparaba brebajes y ungüentos, y en lo más íntimo de su ser estaba convencida de que su fortuna y su poderío los debía tan sólo a haberse frotado secretamente el ombligo, el bajo vientre y los muslos, tras la muerte de la vieja, con la sangre del último macho cabrío que ésta había tocado. Le gustaba conversar, llena de excitación, ávida y temerosa, con los alquimistas y los astrólogos, que acudían a la corte de Ludwigsburg, y mientras que en sociedad se las daba de tener un espíritu filosófico y liberal, preparaba en secreto, nerviosa y anhelante, filtros para conservar su juventud y su poder sobre los hombres. A su juicio, los judíos debían sus éxitos inauditos y sus geniales ideas en cuestiones financieras a medios mágicos, no era tan tonta como para no darse cuenta de ello. Habían heredado estos medios de Moisés y de los profetas, y habían crucificado a Jesús porque quería descubrir tales medios a todos los pueblos, despojándolos así de su valor. Y si ahora Isaak Landauer eludía, confuso, sus preguntas y la abandonaba en la necesidad, a ella que le había demostrado una confianza absoluta, era porque temía su competencia, lo cual suponía una falta de justicia para con ella.

Los rumores sobre el Judío Errante habían reforzado su propósito de reconquistar al duque por medio de la magia y apremió tercamente a Isaak Landauer para que la pusiera en relación con el Judío Errante. Y si no estaba dispuesto a hacerlo, y no hacía falta que buscara excusas, era evidente que podía hacerlo con un poco de buena voluntad, por lo menos debía procurarle otro cabalista acreditado en quien ella pudiese confiar.

Isaak Landauer se frotó, ligeramente estremecido, las manos exangües. Se sentía muy incómodo ante la vehemencia y la insistencia de la condesa. ¡Dios!, él era un honrado comerciante y procuraba todo lo que se le pedía: dinero, tierras, títulos nobiliarios, si era necesario un pequeño condado colindante con el Imperio, especias de Ultramar, negros, esclavas morenas y loros parlanchines. Pero ¿de dónde iba a sacar al Judío Errante o a un cabalista de confianza? Naturalmente, pensó por un momento en presentarle a la condesa un hábil charlatán, pero no le parecía correcto estafar a aquella buena cliente que se fiaba completamente de él. Había sido siempre un negociante honrado y, además, el asunto suponía demasiados riesgos. Los Estados le odiaban ya lo bastante como para tener un gran placer en entregarlo a la justicia y luego, lo que Dios no permitiese, a la hoguera. Así pues, se despidió, sin que la condesa lograse arrancarle más que una vaga promesa hecha a regañadientes, y se marchó malhumorado, cosa poco habitual en él.

Se dirigió a la residencia de Josef Süss Oppenheimer.

Éste había procurado verdaderamente permanecer ocioso, pero carecía del don de poder descansar de esta manera. No podía soportar permanecer inactivo; aquel hombre infatigable se sentía malhumorado y enfermo cuando no podía forjar planes, tratar con personajes importantes, poner en movimiento grandes negocios y vivir en incesante torbellino.

Desde pequeño se había sentido así, no había disfrutado del descanso. Ya de niño había conseguido no tener que quedarse en Frankfurt con su abuelo, el piadoso y silencioso Reb Salomón, recitador en la sinagoga. Sus padres —el padre era director de una compañía de teatro judía— tuvieron que llevárselo en sus *tournées*. Así, con sólo seis años, había llegado a la corte del duque de Wolfenbüttel y había conocido a

grandes señores. Al duque le gustaba el padre y mucho más la madre, la hermosa Michaele Süss. Y la condesa estaba loca por el muchacho, guapo, apasionado, precoz y coqueto. ¡Qué distinto era de los niños rubios y apáticos de la corte de Wolfenbüttel! De ahí procedía su ansioso deseo de relacionarse con los grandes señores. Necesitaba cambios, allá adonde fuera debía verse rodeado de multitud de rostros, tenía sed de gentes, un afán desenfrenado de introducir más y más caras en su vida, y no olvidaba ninguna. Consideraba el día perdido si no había visto por lo menos a cuatro nuevas personas, estaba orgulloso de conocer personalmente a un tercio de todos los grandes señores alemanes y a la mitad de las grandes damas.

Apenas se le podía retener en la escuela de Heidelberg. Tres veces en cuatro años se escapó siguiendo a los actores. Y cuando el padre murió, ni los ruegos, ni las lágrimas, ni las amenazas ni las imprecaciones de la madre pudieron doblegarle. Aquel hermoso joven, mimado por toda la ciudad, precoz, admirado como un niño prodigio en el arte del cálculo, orgulloso de su aspecto principesco, hizo las más magníficas locuras. Los vecinos judíos se llevaban las manos a la cabeza; los cristianos se reían divertidos y con satisfacción; su madre, a pesar de sus súplicas, lloros y regañinas, se sentía dividida entre el orgullo y la indignación. Tampoco en Tubinga, donde tenía que estudiar Leyes, podía permanecer en las salas de justicia. Las matemáticas y las lenguas eran para él un juego de niños, los sofismas de la jurisprudencia que los profesores relacionaban unos con otros en tediosas teorías, los conocía al dedillo. Para él era mucho más importante relacionarse con los estudiantes de la nobleza, y con sólo que le dejaran ser durante una hora un caballero y un compañero, se convertía gustoso durante el resto de la semana en su servidor y su bufón. Cada vez estaba más convencido de que ésa era su profesión: tratar con los grandes señores y frecuentar su compañía, trepar por ellos como la hiedra. Nadie como él sabía intuir los humores y deseos de los príncipes, permanecer callado en el momento adecuado, dejar caer en el momento oportuno la semilla de sus aspiraciones, como la araña de la fruta deja caer su simiente en la fruta que está madurando. ¿Y quién podía como él deslizarse en las habitaciones de las mujeres, y con mano segura y suave doblegar sus remilgos? Era como un fuego en su interior: más países, más gentes, más mujeres, más lujo, más dinero, más rostros. Movimiento, acción, torbellino. No pudo aguantar mucho tiempo en Viena, donde vivía su hermana, satisfactoriamente casada, deslumbrante y despilfarradora; ni en las oficinas de su primo Oppenheimer, el banquero del emperador y proveedor del ejército; ni en el despacho del abogado Lanz, en Mannheim; ni en el despacho de su hermano, intendente del gobierno de Darmstadt, que ahora, convertido al cristianismo, se llamaba barón Tauffenberger. Se sentía arrastrado, ambicionaba más. Nuevas mujeres, nuevos negocios, nuevos lujos, nuevas costumbres. Amsterdam, París, Venecia, Praga. Agitación, vida.

Pero en todo se sentía como flotando en aguas poco profundas, divididas, y no veía la manera de alcanzar de una vez un caudaloso río. Sólo con la ayuda de Isaak Landauer consiguió meterse en negocios importantes como el asunto del papel timbrado del Palatinado y el acuerdo monetario de Darmstadt; y fueron la pericia y el valor con que había emprendido estos arriesgados asuntos y había sabido librarse de ellos en el momento oportuno, los que le dieron renombre. Habría tenido buenos motivos para cruzarse de brazos ahora en Wildbad, y darse un respiro.

Pero no era capaz de ello; la ociosidad le desazonaba y sólo para dar rienda suelta a su energía emprendía cien pequeños amoríos, proyectos y negocios. Su secretario, Nicklas Pfäffle, al que había sacado del despacho de Lanz, un hombre grueso, tranquilo, impenetrable, diligente y pálido, no paraba un momento en todo el día, para procurarle noticias e informarle sobre las señas, las ocupaciones y la vida y milagros de los huéspedes del balneario.

Süss, por su aspecto, parecía más joven de lo que era y estaba orgulloso de que, por lo general, le atribuyeran tan sólo treinta años, casi diez menos de los que tenía. Necesitaba sentir a sus espaldas las miradas de las mujeres, cuando paseaba a caballo por las avenidas del balneario. Cuidaba con mil esencias la blancura mate de su cutis perfecto, heredado de su madre, y le gustaba que le dijeran que su nariz tenía un perfil griego. Hacía que un peluquero ondulase todos los días sus abundantes cabellos oscuros, para que la peluca no los ajase demasiado, y muchas veces prescindía de ella aunque esto no fuera propio de un caballero de su posición. Cuidaba de no deformar su boca, de labios carnosos y rojos, riendo demasiado, y escudriñaba con ansiedad en el espejo la serena tersura de su frente despejada, que era para él un signo de aristocracia. Sabía que llamaba la atención, necesitaba constantemente confirmar el efecto que producía en los demás, y a una mujer a la que había despedido después de una noche, la recordó siempre con cariño porque había dicho de sus ojos oscuros, llameantes y rápidos bajo las arqueadas cejas, que eran unos ojos que volaban.

De la misma manera que, siguiendo los imperativos de la moda y su propio placer, exigía nuevos manjares, nuevos vinos y nuevas vajillas y cristalerías para su mesa, requería nuevas mujeres para su lecho.

Su memoria, museo extraordinario que todo lo conservaba con absoluta fidelidad, retenía los rostros, los cuerpos, los perfumes y las actitudes, pero ninguna mujer dejaba en él huella más profunda. Sólo una había logrado penetrar más allá de sus sentidos. El año que había pasado con ella, aquel año en Holanda, destacaba solitario y singular en el curso de su existencia. Pero Süss había echado doble llave a aquel recuerdo y jamás lo evocaba. Su pensamiento eludía aquel año y aquel pasado, y sólo muy de tarde en tarde se detenía en él con escalofriante extrañeza.

Se había dejado convencer tan fácilmente por Isaak Landauer para ir a Wildbad, porque, desde hacía un par de años, seguir las curas en ese lugar se había convertido en una costumbre de todo aquel que quisiera ser considerado un caballero en la Alemania occidental. Incluso desde Francia llegaban huéspedes; aquí podían verse los vehículos más de moda, se escuchaban las más elegantes conversaciones, se podían limar, con el roce con Versalles, los cantos y las asperezas que la también moderna corte alemana no sabía evitar del todo. Aquí se reunía el gran mundo, aquí era donde podían percibirse con mayor claridad las ligeras oscilaciones que sufrían la estimación de los individuos y las clases enteras, quién ascendía y quién se deslizaba hacia abajo, el ejemplo viviente era cien veces más instructivo que el *Mercure galant*. Era el único lugar de Alemania donde podía comprobarse con seguridad qué articulación del pie había preferido el caballero *à la mode* al elegir a su dama, para no ser considerado anticuado.

Sin negocio alguno importante que atender, Süss se entregó de lleno a este juego, complaciéndose en mil naderías galantes y pasajeras. Desocupado y ansioso de acción, absorbía la vida de los demás. Conversaba con el hostelero y le daba consejos para aumentar sus beneficios; dormía con una de las camareras, joven y bonita; ganaba cuatrocientos florines procurando nuevas mesas de faraón, más elegantes, al propietario de la casa de juego; era el visitante mejor acogido en las recepciones matinales de la princesa de Kurland; arreglaba el comercio amoroso de la servidumbre del balneario; hacia traer de los invernaderos de Ludwigsburg, gracias a la habilidad de Nicklas Pfäffle, flores de azahar para la hija del embajador de los Estados Generales, y cuando ella tomaba los baños mientras conversaba con sus adoradores, lo autorizaba a sentarse en la tapa que cerraba la bañera y dejaba ver tan sólo su linda cabeza, no siendo ésta, según se murmuraba, la única libertad que le permitía. Contrató ventajosamente con un joyero de Amsterdam la talla de un lote de piedras preciosas y mostró tan sereno ingenio en una disputa con un cierto conde de Tratzberg, un bávaro tosco e insolente, poniéndolo en entredicho, que el noble señor tuvo que salir de Wildbad al día siguiente. Logró que la administración del balneario otorgase al jardinero un crédito para la ampliación del parque y ganó en el asunto ciento diez florines. En la mesa de juego, una noche que todos los señores alemanes se retiraron asustados, sólo él se atrevió a seguir jugando contra el joven lord Suffolk y perdió, sonriendo cortésmente, cuatro mil florines. Pero abofeteó a un comerciante que intentó sisarle veinte céntimos en la venta de unas ligas. Hacía diariamente antesala en la residencia del ministro de Sajonia —la corte sajona gestionaba un empréstito— y se inclinaba reverente cuando el ministro pasaba tieso y altanero, sin siquiera dignarse saludarle. Y mientras tanto, envidiaba ardientemente a Isaak Landauer, que entre las burlas de los chicos de la calle, las maldiciones del pueblo y el desprecio de los grandes, iba a casa de la condesa, hacía cuentas, manejaba dinero y tierras, redimía a unos y cargaba de cadenas a otros.

En tal estado de ánimo le halló Isaak Landauer, el cual inició la conversación hablando precavidamente de las extrañas fantasías que Dios, alabado sea por siempre su nombre, inspiraba, como castigo, a los cristianos. El anciano concejal de Heilbronn tenía que tener siempre a su alrededor a sus siete perritos, todos exactamente del mismo tamaño; la señorita von Zwanziger había hecho el voto de no pronunciar una sola palabra los viernes, y el señor von Hohenegg se enorgullecía de asistir de cerca a todos los entierros nobles, y para tal fin no eludía ninguna fatiga. Después, con sutil prudencia, encaminó el diálogo hacia los rumores relativos al Judío Errante y terminó por apuntar que la condesa tenía el singular capricho de trabar conocimiento con el propio Ahasverus o, por lo menos, con un mago o astrólogo, prefiriendo un cabalista en cuyo saber pudiera confiar. Luego calló y esperó.

Süss había advertido en el acto que el otro quería algo de él. Pero la alusión al Judío Errante le desorientó. Rozaba algo totalmente ajeno a los negocios y que no podía traducirse en cifras. Rozaba el misterio. También hasta él habían llegado aquellos rumores, pero su innata facultad para alejar de sí todo aquello que podía turbar su seguridad, le había permitido acallar fácilmente los presentimientos e inquietudes que habían hecho surgir en su ánimo. No había que tocar el misterio. Mas ahora que Isaak Landauer penetraba en la zona prohibida, aquella turbia inquietud invadió de nuevo a Süss, sin que pudiera defenderse de ella. Veía acercarse a él, como una ola lejana, la proposición de Isaak Landauer, la temía y deseaba que pasara de largo, y cuando Isaak Landauer calló, también él guardó silencio, atormentado por una ansiosa expectación.

Pero ya el otro continuaba. Tanteando prudentemente el terreno y disimulando con un tono indiferente su agudo interés, arriesgó:

—He pensado, Reb Süss, que acaso el Rabí Gabriel…

Ya estaba. Ahí era adonde quería llegar aquel hombre astuto y seguro de sí mismo sentado ante él meneando la cabeza, fríamente calculador, a aquello que Süss se había negado a sospechar siquiera, sacudiéndolo lejos de sí. Y ahora se veía obligado a enfrentarse a aquello.

—Quiero decir —arriesgó aún el otro, el tentador, el hombre envidiado— que ese Judío Errante, del que tanto se habla, no puede ser sino él.

Sí, claro, también Süss lo había sospechado al tener conocimiento de aquellos rumores. Pero era precisamente contra tal sospecha contra lo que había intentado defenderse, expulsándola de su pensamiento, para evitar que llegara a convertirse en certeza. El Rabí Gabriel, su tío, el desasosegador cabalista, envuelto para todos en extrañas e inquietantes nieblas, la única persona que le desconcertaba, que con su sola presencia decoloraba su imagen del mundo, alteraba su realidad y trastornaba sus cálculos, debía permanecer lejos de él. No, no era prudente mezclarle en los negocios. Rozaría el misterio y haría surgir la confusión y la perplejidad, y muchas cosas que escapaban a todo cálculo y a toda previsión. No, no, los negocios eran una cosa tangible y aquello otro quedaba más allá, aislado y distante, y así debía ser y seguir siendo.

—Naturalmente, no pretendo imponeros una molestia gratuita, Reb Josef Süss —prosiguió el otro cauteloso—. Os haría partícipe de los negocios con la condesa.

Josef Süss puso en movimiento todos sus engranajes de cálculo. Se sentía fuertemente tentado. Realizó en pocos momentos una intensa labor mental, rápida, enérgica y precisa. Analizó las ventajas de la proposición y las contó, las pesó y estimó su valor. La posibilidad de entrar en relación con la condesa significaba más que la seguridad de un elevado beneficio en dinero contante y sonante. Asociado a aquel negocio podría aproximarse al duque, y de él al príncipe Eugen no había ya más que un paso. Vio abiertas ante él cien posibilidades y, muy cerca ya, algo que segundos antes apenas vislumbraba.

Pero no era posible. Por un negocio podía hacerse todo: sacrificar amores, alegrías o incluso la vida. Pero no aquello. Mezclar al Rabí Gabriel en un trato, comerciar con su persona, no. Süss no creía en nada, no creía en el mal ni en el bien. Pero aquello suponía lanzarse a cosas que burlaban todo cálculo, precipitarse en un torbellino en el que el valor había de resultar tan sin sentido como inútil el arte de la natación.

Suspiró contrariado. En un vago ademán de defensa se encogió de hombros, escalofriado. De pronto le había parecido como si alguien estuviera mirándole fijamente por detrás, alguien con su mismo rostro, pero envuelto en una turbia penumbra nebulosa.

—No tendréis que pedirle nada, ni hacerle proposición alguna —siguió insinuando Isaak Landauer cautelosamente—. Todo lo que deseo es que le hagáis venir a Wildbad. Bastará con que enviéis en su busca a Pfäffle, vuestro secretario, que no tardará en dar con él. Os asociaría en buenas condiciones a mis negocios con la condesa.

Süss salió de su asombro y volvió a ser dueño de sí. Las cosas recobraron su color, sus contornos y su claridad y tornaron a hacerse tangibles. El rostro nebuloso que le espiaba a su espalda se desvaneció por completo. Realmente, sus escrúpulos eran absurdos. No era ya un adolescente impresionable e ingenuo. Tiempo atrás, cuando en la corte del Palatinado le habían propuesto recibir el bautismo, los motivos que le habían impulsado a rehusar eran perfectamente explicables. Como su hermano, hubiera podido lograr, de un modo tan sencillo, fortuna, posición social y un título de barón. Y no lo había hecho entonces ni lo haría ahora, ni nunca, por ningún negocio del mundo. Pero lo que de él solicitaba el astuto, sagaz y taimado Isaak Landauer no tenía, verdaderamente, importancia alguna. Nadie le exigía que traficase con la persona del Rabí Gabriel, inquietante, amenazadora y siniestra. Su galopante imaginación, desbocada, había turbado una vez más su inteligencia. Lo único que se le pedía era que invitara al anciano Rabí a acudir a Wildbad. Nada más. Y a cambio recibiría una asociación con la condesa, el duque y el príncipe Eugen. Sería un estúpido si no aprovechaba la ocasión, tan sólo porque la gestión que debía hacer le parecía un poco… tardó en encontrar la palabra justa… un poco embarazosa.

Vacilante aún, con frases entrecortadas, dijo que, después de todo, no veía inconveniente alguno en enviar a buscar al Rabí.

Isaak Landauer se apresuró a cogerle la palabra. Pero entonces Süss exigió en los negocios con la condesa una participación que el otro no podía aceptar. Minuciosamente, poniendo en juego toda su estrategia, discutieron los detalles de su convenio. Sólo paso a paso, en tenaz combate, fue Süss cediendo terreno.

Cuando al fin se pusieron de acuerdo, Süss no pensaba ya más que en aquel negocio y sólo para él vivía y alentaba. Volvió a relegar al olvido al Rabí Gabriel tan pronto como hubo enviado al criado.

Nicklas Pfäffle viajaba en carruaje. Aquel hombre pálido, grueso y silencioso no llamaba la atención en ningún lugar. Tranquilo, aburrido, de aspecto algo cansado, escondía su diligencia tras la melancólica flema de su cara carnosa y exangüe. Una vez que recibía un encargo, se dedicaba a él, impasible, con firme tenacidad.

El rastro del desconocido lo llevó por Suabia, de acá para allá, sin un objetivo reconocible, al azar. De pronto desaparecía y volvía a aparecer en Suiza. Perseverante y sin inmutarse, el criado pálido y grueso seguía escrupulosamente cada cambio en la dirección.

El desconocido había emprendido un extraño peregrinaje, muy distinto al común de los viajes. Raramente elegía el camino más directo; en general se adentraba por caminos secundarios, y cuanto más abruptos eran éstos, más de su agrado parecían ser. ¿Qué es lo que podía buscar en un desierto de piedra y hielo, castigado por la ira de Dios?

Los pocos campesinos, cazadores y leñadores de esos lugares estaban embrutecidos, eran parcos en palabras. Si el forastero trepaba más arriba de donde se encontraban sus pastos, le dirigían una mirada, pero lenta e indiferente, como la de su ganado, y dejaban de observarle también despacio y con indiferencia cuando se alejaba. El desconocido se conducía de un modo que no llamaba la atención, vestía pesadas ropas, de un color indefinido, bastante anticuadas, que podían haber estado de moda en Holanda veinte años atrás. No muy alto, ancho, algo grueso, la espalda ligeramente encorvada, andaba con paso cansado y trepaba. En estas montañas a las que nunca llegaba ningún forastero, le resultó muy fácil a Nicklas Pfäffle seguirle la pista. En las llanuras llenas de gente había sido más difícil seguir a aquel hombre que no llamaba la atención. Era algo extraño, difícilmente explicable lo que permitía seguir su rastro, a pesar de la falta de señas externas destacadas. La gente no encontraba las palabras adecuadas, no podían describirlo, y sin embargo, era único e inconfundible y siempre que se hablaba de aquel hombre era en el mismo tono temeroso. Los lugares por los que iba pasando quedaban marcados por el efecto que en las gentes producía; quien lo veía respiraba pesadamente, las risas se interrumpían en su presencia, que resultaba agobiante y sofocante como una rueda de molino.

Nicklas Pfäffle, pálido, grueso e impasible, no se preguntaba la causa. Le bastaba poder seguir aquel rastro.

A gran altura se alzaban tres granjas y una capillita de madera. Un poco más arriba pacía el ganado. Y en lo alto sólo había nieve y rocas.

El desconocido trepaba por el borde del barranco, en cuyo fondo corría, angosto y rumoroso, un arroyo. Se veía claramente su curso hasta el punto en el que nacía entre peñascos, al pie de un ventisquero. Al otro lado crecían desperdigados unos cuantos árboles, débiles, ahogados pronto por la roca. Cimas cubiertas de nieve, que al ser herida por el sol cegaba con su deslumbrante blancura, trazaban una caprichosa línea quebrada en el intenso azul del cielo cerrando con un rígido arco inmutable el alto valle. El desconocido trepaba con paso precavido y prudente, no muy ágil, pero firme y regular. Cruzaba los arroyos, las tierras heladas y resbaladizas. Finalmente se detuvo en un saliente, ante el cual se abría el amplio arco de murallas de hielo. A sus pies, un glaciar extendía su vasta superficie desnuda y agrietada, otro desembocaba en uno de sus lados y todo terminaba en la roca desolada y desprovista de vegetación. Aquí y allá se alzaban peñas enormes de perfiles quebrados y enigmáticos y sobre todo ello resplandecía, irónica, soleada e inaccesible, la noble curva suave de las cimas nevadas.

El desconocido se agachó. Apoyó sobre su mano el rostro carnoso, rasurado y pálido, dejando vagar la mirada. Por encima de su nariz pequeña y roma se abrían desmesurados, en el rostro achatado y lleno, sus ojos, gris oscuro, penetrados de una sombría tristeza angustiada y sin esperanza. La frente, ancha y no muy alta, descansaba sobre las pobladas cejas. Permanecía sentado en el suelo, con el codo apoyado en una pierna, y la mejilla en la mano, en cuclillas, mirando.

¿Era aquí donde encontraría lo que andaba buscando? Todas las cosas confluían, las del mundo superior en las del mundo inferior. Cada rostro humano debía tener su correspondencia en un pedazo de tierra. Buscó una parte del mundo desde la que lo contemplara un rostro humano, grande, sin secretos, lleno de significado, el rostro de aquel hombre al que se sentía estrechamente ligado. Buscó la corriente que los ligaba, a aquél y a sí mismo, con las estrellas, la palabra y la eternidad.

Se agachó más, recitó para sí con voz grave y quebrada, murmurando, casi cantando, versos de la misteriosa revelación. La piel, la carne, los huesos, las venas no son más que un vestido, un envoltorio, y no

el hombre mismo. Pero los secretos de la más elevada sabiduría se encuentran en el orden del cuerpo humano: la piel que se corresponde con el cielo, ambos se extienden por encima de todo y lo cubren como una vestidura; la carne que equivale a la sustancia de la tierra; los huesos y las venas son el trono de Dios al que canta el profeta, y son los órganos efectivos de Dios. Pero todo esto es sólo un vestido, y así como el hombre es verdaderamente en su interior, así también es el interior del hombre celestial, y todo, en el mundo inferior es como en el mundo superior. Y así como las estrellas y las constelaciones en el firmamento, que envuelve a la Tierra, nos manifiestan lo que está oculto y los más profundos secretos, de la misma manera en la piel de nuestro cuerpo se encuentran líneas y arrugas, signos y señales, que son las estrellas y las constelaciones de nuestro cuerpo, llenas de secretos. Y el sabio puede leerlas y comprenderlas.

¡Acércate y mira! El espíritu cincela el rostro y el sabio lo reconoce. Cuando los espíritus y las almas del mundo superior se constituyen, adquieren forma y una imagen firme, y después se reflejan en el rostro del hombre.

Guardó silencio. No debía pensar más en ello. Esas cosas no quieren ser objeto del pensamiento, sólo se consigue mancillarlas. Debían ser contempladas, o dejarlas en reposo.

¿Era éste el rostro que él buscaba? ¿La desolación, el hielo, los guijarros, el sarcástico brillo azul del otro lado, una pequeña acumulación de agua brotando de la roca trabajosamente? ¿Peñascos formando magníficas líneas oscuras sobre el resquebrajado hielo? ¿Era éste el rostro que él buscaba?

Se replegó todavía más en sí mismo. Reprimió cualquier emoción que lo apartara de aquél a quien buscaba. Tres surcos aparecieron en su frente, claros, profundos, cortos, casi perpendiculares a la nariz, formando la letra sagrada, la *schin*, la primera letra del nombre de Dios, *Schaddai*.

La sombra de una gran nube oscureció el ventisquero, los picos de las montañas que formaban una línea infinita con su nieve centelleante, brillaban inalcanzables, ligeramente burlones. Un buitre planeó en el brillante azul, formando suaves círculos sobre los pedregosos y caóticos picos del elevado valle.

El hombre, agachado en el saliente, insignificante en el inmenso paisaje, llevó las líneas a su interior: la de la roca, la de la desolación, la del hielo agrietado. El suave brillo burlón, las nubes, el vuelo del pájaro, la fantástica firmeza oscura de los peñascos, los seres humanos más abajo y el ganado pastando, más intuidos que vistos. Apenas respiraba, miraba conmovido, comprendiendo.

Por fin se levantó trabajosamente, entumecido después de haber pasado tanto tiempo inmóvil, agotado, presa de una tristeza profunda, pero ya serena, y bajó penosamente, medio paralizado aún, al valle.

Abajo, saliendo de la primera de las tres granjas, avanzó a su encuentro un hombre grueso y pálido, un desconocido, que le examinó con mirada escrutadora e impasible y se dispuso a hablarle tendiéndole una carta. Pero el Rabí Gabriel se le adelantó:

—De Josef Süss —dijo, con tan fría naturalidad como si le hubieran anunciado ya la llegada del mensajero y el contenido de su mensaje y se limitase a comprobarlo.

Nicklas, sin asombrarse de que el viajero le conociera, se inclinó en silencio.

—Iré —dijo el Rabí Gabriel.

La condesa, después de diez días de furiosa actividad, había caído en una silenciosa espera. Entumecida por la tristeza, se pasaba los días en su gabinete de oro y lapislázuli, gorda, relajadas las enérgicas facciones y caídos los brazos. Distraída y distante, ella que de ordinario lo dirigía todo y vigilaba los menores detalles, dejaba ahora, indiferente, que sus doncellas la masajearan, la arreglaran y vistieran con galas suntuosas. Por las noches hacía venir a Kaspara Becherin, de la que se decía era bruja y curandera; pero la mísera mujer, intimidada y deslumbrada por el lujo de aquellas estancias, no conseguía sino balbucear absurdas simplezas. Y el mago y cabalista prometido por Isaak Landauer no llegaba nunca.

Los mensajeros procedentes del pabellón de caza de Nesslach siguieron trayendo, aún durante algún tiempo, las mismas noticias. El duque cazaba, ofrecía banquetes a los caballeros de la Orden de San Huberto y gozaba de su húngara. Luego, de pronto, comenzaron a llegar los despachos que anunciaban un cambio sorprendente. El consejero, Schütz, complaciente e infatigable, había conseguido llegar hasta el duque. Al día siguiente se presentó en Nesslach, Weissensee, el elegante prelado, el mundano diplomático del Consejo de los Once. El duque había tenido con Schütz una conferencia de dos horas, después de la cual había mandado a la bailarina húngara de regreso a Ludwigsburg, y aquella misma tarde había recibido al prelado Osiander, enérgico y pendenciero, y el más ardiente partidario de la duquesa.

Ante esta última noticia, la condesa no pudo ya contener su ira. ¡Osiander al lado del duque! ¡Osiander! La cólera la ahogaba. Cuando había exigido que se la incluyera en las oraciones públicas de la Iglesia, aquel grosero bribón se había permitido decir que ya lo estaba: «¡Líbranos del mal!», y toda Alemania se había reído a carcajadas. El duque no se había atrevido a despedir al hombre más popular de Württemberg, pero

había dejado de admitirle a su presencia. Y ahora estaba en Nesslach y lanzaba contra ella sus groseras chanzas campesinas. No. ¡De ningún modo! Esperar más sería una locura. El tener que mantenerse pasivamente a la expectativa estaba acabando con ella. Ni siquiera tuvo paciencia para aguardar a que dispusieran su carroza. Dio órdenes apresuradas. El intendente, el secretario, las doncellas y los lacayos saldrían después en su seguimiento. Por su parte, sin haber comido siquiera, montó a caballo y voló hacia Nesslach acompañada sólo de un lacayo, galopando como un dragón de Satanás.

Encontró al duque entre los caballeros de San Huberto, ejercitándose ruidosamente, con gran pericia, en las artes de la equitación. Azorado y confuso entre los caballeros que habían enmudecido y riéndose disimuladamente se inclinaban reverentes ante la condesa, Eberhard Ludwig la condujo al castillo, sonrojado, agitando las manos con nerviosismo y resoplando por la carnosa nariz, mientras ordenaba que le prepararan un baño y un refresco a la condesa. ¡Aquella mujer era un demonio! ¡Qué manera de montar! ¡Qué mujer! ¡Un verdadero demonio!

Sin cambiarse de traje, cubierta de polvo y agitada aún por la dura cabalgada, la condesa le obligó a explicarse en el acto. Era preciso no dejarle escapar. Atarle corto. Debía dominar su corazón desbocado con las riendas de la astucia. Tenía que mantener los ojos bien abiertos, para poder romper todos los diques invisibles, debía mantenerse tranquila; el más mínimo error podía estropearlo todo. Tenía que atrapar de nuevo a aquel hombre atónito y perplejo que intentaba resistirse eludiendo la cuestión. Apoderarse de él ahora que estaba sorprendido, sin encontrar salida ni tener a su lado nadie que le ayudase inspirándole medios hábiles y audaces con los que ganar tiempo. ¡Calmaos, nervios míos desatados! ¡Y tú, corazón agitado, sosiégate!

Comenzó a hablar en tono ligero, bebiendo pequeños sorbos de limonada y bromeando sobre la vida sencilla que Eberhard Ludwig llevaba en Nesslach. Se contentaba con poco: los caballeros de San Huberto y una oscura bailarina, diversiones nada costosas. Luego llegaron los suaves reproches. No debería haber recibido a Osiander. Comprendía perfectamente que no quería sino divertirse un poco con las groseras chanzas de aquel viejo patán, pero la gente interpretaría mal su visita. Eberhard Ludwig, en el colmo de la confusión, no sabía cómo evitar el acerado resplandor de aquellos ojos grises y se volvía de un lado para otro, sudando bajo su pesada casaca. ¡Qué mujer, aquella Christl! ¡Vaya manera endiablada de cabalgar! Aparecía corriendo, de repente, obligándolo a salir de su situación indecisa. De pronto la condesa se decidió a preguntar. Aquella historia de su reconciliación con la duquesa, era un rumor absurdo, ¿o no? Y el duque, entre ruidosos carraspeos, afirmó que, naturalmente, se trataba de habladurías, sin fundamento alguno. Cenaron alegremente, bebieron juntos, solos, sin los caballeros de San Huberto. Ni Osiander ni Schütz se hallaban presentes. La condesa llenó la estancia con su alegría despreocupada y ruidosa, envolviendo en ella a Eberhard Ludwig, aliviado y contento. ¡Demonios! ¡Qué cabalgada! ¡Qué mujer! ¡Un verdadero diablo!

Aquella noche la condesa durmió larga y profundamente, sin sueños. Pero cuando despertó, el duque había desaparecido. Se había escabullido disimuladamente al rayar el alba. Frenética, abofeteó al mayordomo, que se encogió de hombros riendo malignamente para sí, montó de nuevo a caballo y se lanzó al galope en persecución del duque. En Ludwigsburg encontró vacío el palacio. El duque no estaba. Eberhard Ludwig había salido para Berlín con la intención de devolver su visita al rey de Prusia. El brillante séquito de rigor se le uniría más allá de la frontera.

Furiosa y desencajada, blandiendo la fusta, atravesó los salones vacíos entre filas de lacayos que se apretaban contra las paredes. Por fin, en la última habitación, ante la mesa de trabajo, entre los bustos de Augusto y Marco Aurelio y frente a su propio retrato, obra de un maestro italiano que la había retratado ostentando las insignias ducales, halló a un individuo tocado con la peluca de los altos dignatarios que se inclinó reverentemente ante ella, con infinita cortesía y una dulcísima sonrisa en los labios. Era Schütz, Andreas Heinrich Schütz, obra suya, al que ella había ennoblecido y hecho nombrar consejero. El diplomático, estrechamente enfundado en su uniforme a la última moda, los zapatos adornados con piedras finas, adorno que sólo hacía tres semanas que había hecho furor en París, inclinó una y otra vez su nariz ganchuda en reiteradas y profundas reverencias, y aseguró en un gangoso francés, sembrado de fórmulas floreadas y corteses, que un dios había hecho presentir a su Alteza Serenísima la llegada de Su Excelencia; pero que, desgraciadamente, su Alteza Serenísima no había podido esperarla y había confiado a su muy humilde servidor la gratísima misión de almorzar con Su Excelencia y transmitirle después un importante mensaje. La condesa, sofocada y furiosa, le cortó la palabra. Debía dejarse de bufonadas y decirle claramente y sin ambages lo que tuviera que decirle. Si no… Y blandió airada la fusta. Pero el consejero se acuarteló en una imperturbable cortesía. Sentía mucho no poder complacer a su protectora, pero tenía órdenes rigurosas y estrictas.

Por fin, a los postres, y entre mil cumplidos, le transmitió la orden del duque. Debía abandonar la residencia y retirarse a sus tierras. La condesa prorrumpió en sonoras risas.

—¡Siempre tan bromista este Schütz! ¡Qué bromista! —repitió sin dejar de reír. El viejo diplomático guardó silencio, respetuoso, siguiéndola con la mirada experta y despierta de los que han sabido encumbrarse. Admiraba secretamente la naturalidad de su risa y el arte con el que representaba su papel.

La condesa permaneció en el palacio. No pensaba abandonar Ludwigsburg. Tenía accesos de insensata cólera, maltrataba a la servidumbre y estrellaba contra el suelo valiosas porcelanas. Schütz, encogiéndose de hombros, repetía que su cometido se limitaba a transmitirle la orden de su Alteza Serenísima, y agregaba, con floridas frases, que por su parte se consideraba dichoso de que la condesa se dignase continuar otorgándole el honor de su presencia; pero debía advertirle que se exponía a la cólera del duque y a una terrible desgracia. Almorzaban y cenaban juntos. El viejo intrigante, que conseguía mantenerse a flote bajo cualquier régimen, sentía auténtica simpatía por la condesa por la audacia con que había sabido encumbrarse y admiraba las complicadas maniobras mediante las cuales los judíos de la condesa sacaban del país los tesoros que había acumulado. Aquel sombrío y astuto caballero no habría creído jamás que cortejaría con tanta sinceridad y aplicación a una mujer gorda que había dejado de ser joven. Mantenían durante las comidas amenas conversaciones, ingeniosas y llenas de alusiones, y esperaba, lleno de curiosidad, hasta dónde llevaría ella su rebelión contra las estrictas órdenes de Eberhard Ludwig.

El duque no permaneció mucho tiempo en Berlín. Schütz informó a la condesa de que la duquesa había sido invitada a acudir al palacio de Teinach, donde también estaban convocados varios miembros del Parlamento y los embajadores de Baden-Durlach, del Electorado de Brandeburgo y de Kassel. El duque deseaba reconciliarse con su esposa ante el pueblo y ante el Imperio. Sin decir palabra, la condesa miró largamente al consejero, que la observaba con atenta gravedad. Luego, lanzando un grito ahogado, quiso lanzarse sobre él, pero cayó desmayada. Schütz la recogió en sus brazos, la tendió en un diván y llamó a sus doncellas. Al anochecer fue a verla y le preguntó cuáles eran sus intenciones. La condesa, serena y altanera, declaró que iría a reunirse con su madre en su castillo de Freudenthal, donde la había instalado cinco años atrás. Schütz le ofreció una escolta temiendo la violencia del populacho. Pero ella, erguida la cabeza y desdeñosos los labios, rehusó secamente.

Al día siguiente abandonó Ludwigsburg en seis carrozas. El consejero la acompañó hasta la rampa de acceso al palacio y se inclinó en una última reverencia cuando el carruaje emprendió la marcha. Tras los altos ventanales del palacio, escondidos entre las cortinas, los lacayos de la casa ducal sonreían burlones. Los habitantes de Ludwigsburg presenciaron mudos el desfile, sin descubrirse al paso de la desterrada ni atreverse tampoco a manifestarse en contra suya. Pero las burlas ruidosas de la chiquillería acompañaron largo tiempo su coche.

Horas antes, habían salido camino de Freudenthal gran número de carros llevando muebles y objetos artísticos. El palacio quedó casi vacío. Hasta el valioso tintero del duque faltaba, y los bustos de Augusto y Marco Aurelio se alzaban solitarios ante el magnífico retrato en el que un maestro italiano había representado a la condesa ostentando las insignias ducales.

Schütz, sonriente, no se lo había impedido.

De las cuatro habitaciones que Süss ocupaba en la posada de la Estrella, en Wildbad, tuvo que ceder dos. El príncipe Karl Alexander de Württemberg, mariscal de campo imperial y gobernador de Belgrado, llegaba antes de lo que había anunciado y las necesitaba. El príncipe detestaba a la condesa. No tenía prejuicios. Solía decir:

—¡Una ramera honrada! ¡Traédmela para acá!, pero una ramera avara es el más abominable aborto del infierno. —Y para él la condesa no era más que una ramera avara. Por lo tanto, no quiso ir a Wildbad mientras supo que estaba allí, para evitar tener que verla, pero cuando se enteró de su inesperada partida decidió abreviar su estancia en Wurzburgo y partir al instante camino del balneario.

Los bañistas de Wildbad salieron a presenciar, curiosos, la llegada de la carroza del príncipe. Karl Alexander, el vencedor de Paterwardein, el brazo derecho del príncipe Eugen, mariscal de campo imperial, que gozaba del favor de Viena. Por toda Alemania, pero sobre todo en Suabia, podía verse su retrato, lanzándose al asalto de Belgrado bajo una lluvia de balas turcas que trepaban por la colina con setecientos zapadores. Una imagen impresionante. Era un héroe. Un gran general. ¡Bravo! ¡Viva! Por lo demás, desde el punto de vista político, totalmente irrelevante: un príncipe insignificante de una rama colateral, nada peligroso. Y como persona, galante caballero, camarada amable y hombre excelente. Gozaba de general simpatía. Sobre todo, las damas admiraban en él al vencedor de cien combates, y la hija del embajador de los Estados Generales arrojó a su carroza una ramita de laurel.

Su séquito carecía de toda magnificencia, pues llegó en una amplia berlina, sólida, pero maltratada ya por el mucho uso. El príncipe mismo sí resultaba muy elegante con su rostro franco y alegre, encuadrado por largos cabellos rubios y sedosos —prescindía de la peluca en los viajes—, y su figura arrogante y robusta, realzada por el rico uniforme. En cambio, su comitiva no podía ser más reducida, pues comprendía tan sólo al cochero, al ordenanza, a un paje y, como único detalle lujoso y singular, un criado de color, una especie de mameluco que el príncipe debía de haber hecho prisionero en alguna de sus campañas, y que ocupaba ahora, solemne, grave y taciturno, el pescante del carruaje.

Cuando el príncipe llegó, Süss e Isaak Landauer estaban delante de la posada entre la multitud de curiosos que aclamaban al héroe nacional. Süss contempló con envidia a aquel hombre gigantesco y distinguido. ¡*Mille tonnerres*! Éste sí que era un verdadero príncipe y un gran señor. Ningún personaje de entre los que podían encontrarse en Wildbad le llegaba a la suela del zapato. También el criado de color le impresionó. En cambio Isaak Landauer tasó desdeñoso y bondadosamente compasivo el carruaje y las libreas de los servidores.

—Es un pobre diablo el señor mariscal de campo. Os aseguro, Reb Josef Süss, que no vale siquiera dos mil escudos.

El príncipe estaba de excelente humor. Llevaba tres años lejos de aquellas regiones occidentales de Alemania y había vivido mucho tiempo entre los pueblos infieles y semisalvajes de Servia, de donde era gobernador, peleando contra la muerte y el diablo. Y ahora, en plena madurez, llegado a los cuarenta y cinco años, respiraba con fruición el ambiente natal.

Después del largo viaje tomó primero un baño, hizo que su ordenanza Neuffer le friccionara con esencias el pie enfermo —un recuerdo de la batalla de Cassano—, y envuelto en una bata, sentado junto a la ventana, charló alegremente con su ayuda de cámara, mientras el mameluco permanecía sentado en el suelo junto a la puerta.

Había tomado parte en valerosas acciones. Soldado desde los doce años, había luchado en Alemania, en Italia, en los Estados Generales, en Hungría y en Servia. Después del príncipe Eugen, al que veneraba de todo corazón, era el primer general del Imperio. Había hecho su aprendizaje de hombre de sociedad en Venecia y en Viena, y su arrogante apostura y su alegre humor, un tanto ruidoso, le atraían las simpatías de las mujeres y de sus compañeros de mesa y de caza. Había logrado todo lo que un pequeño príncipe alemán de una línea colateral podía alcanzar: era amigo íntimo del príncipe Eugen, consejero privado, mariscal de campo imperial, gobernador militar de Belgrado y del reino de Servia, propietario de dos regimientos imperiales y caballero del Toisón de Oro.

En Belgrado vivía en medio de un torbellino de oficiales y mujeres. Se complacía en aquella vida desordenada, en la que sólo intervenían para poner un mínimo de orden imprescindible su ordenanza Neuffer y el mameluco, y convertía el castillo de Belgrado en un campamento. Debía su título de gobernador de Serbia a su amigo, el príncipe Eugen. Allá abajo, había conseguido afianzarse militarmente de manera tan sólida, que sus métodos eran famosos y se enseñaban en todas las academias militares. Y en lo que se refería a la administración, ¡maldición!, ciertamente, con frecuencia, se dejaba llevar más por sus impulsos que por el entendimiento, pero en aquel lugar amenazado era el hombre adecuado, aunque a veces se equivocara, mucho más valioso que cualquier asno apergaminado del consejo de guerra de la corte de Viena.

Sólo una preocupación, siempre la misma, enturbiaba la alegría de aquel soldado lleno de vida: la escasez de dinero. Su soldada era pobre y las rentas de su patrimonio, ridículas. Y no podía llevar una vida miserable. Vivía como gobernador imperial entre riquísimos barones húngaros y bajaes del sultán cuyos tesoros igualaban a los de la reina de Saba. Por su parte, no era nada exigente, habría podido vivir perfectamente como el último de sus soldados, comiendo ranchos infectos, que habrían revuelto las tripas a cualquiera, y durmiendo en el barro helado; pero no podía ofrecer a sus camaradas una mesa vacía, vestir con harapos a sus mujeres y llenar sus caballerizas de jamelgos.

La corte de Viena hacía oídos sordos a sus quejas y reclamaciones. Después de todo, si el príncipe se hartaba, no faltaban en los dominios ricos señores que aspiraban al alto puesto de gobernador de Servia y que estaban dispuestos a sufragar de su bolsillo particular los gastos de representación. Los banqueros vieneses le habían proporcionado en ocasiones algunas pequeñas sumas, pero ahora se mostraban más difíciles, insolentes casi.

Sólo encontró un auténtico interés por su situación en Wurzburgo, en el príncipe-obispo. Conocía a aquel hombre grueso y divertido desde hacía mucho tiempo, desde sus años mozos en Venecia. Allí había trabado amistad con el que ahora era príncipe-obispo y con Johann Eusebius, ahora príncipe-abad de Einsiedeln, en Suiza. Los tres jóvenes caballeros, los tres representantes de pequeñas ramas colaterales de

grandes casas, estaban en Venecia para aprender lo que era la vida y la política. La vieja República, desde hacía tiempo en decadencia, como una ramera que no sabe retirarse, mantenía toda las actitudes de una gran potencia, tenía embajadores en todas las cortes, la *Signoria* extendía por Europa y por el Nuevo Mundo una red de intrigas, manteniendo penosamente la apariencia de una gran política activa. Precisamente porque todo aquel engranaje se movía sin contenido alguno, su funcionamiento era fantástico y todos los jóvenes nobles de Europa estudiaban en los círculos políticos de la República la rutina de la alta diplomacia.

Una admiración reflexiva por este mecanismo perfecto invadió a los dos jóvenes sacerdotes que se lanzaron a seguir la escuela de los jesuitas poniendo gran celo en sus estudios. Pero el príncipe suabo seguía perdido en la vorágine, riéndose y sin comprender nada; todo aquello que decidía se le escapaba de las manos, así que siguió llevando la vida deslumbrante y vertiginosa de las sociedades, las reuniones privadas, los clubs, los teatros, las salas de juego y los burdeles. Los jóvenes jesuitas se reían cariñosamente de su franqueza ingenua y marcial, lo trataban con sincero afecto, como a un perrazo bonachón y torpe y consideraron una cuestión de honor personal proteger a aquel hombre poco refinado y agradable, conduciéndolo a través de la vorágine de la vida veneciana salvaje y poco fiable. Con una sonrisa indulgente, los jóvenes diplomáticos de la Iglesia contemplaban asombrados tanta inocencia, aquel modo de andar a tontas y a locas, confiado, alegre e ingenuo. ¡O sea que aquello todavía existía! Había todavía gente que iba de un lado para otro haciendo visitas, bailando, jugando y amando en los círculos políticos, y todo ello sin perseguir ningún objetivo, evidentemente sin pensar en hacer carrera. Y sintieron por él un afecto franco aunque ligeramente interesado.

Así que sobre esa base se fundó la amistad del príncipe con los dos jesuitas. Habían llegado a ser prelados, eran temidos y se encontraban en los lugares cruciales de la gran política. Él, el príncipe, se encontraba en la frontera oriental del Imperio, era un valiente y famoso general, se contaba entre los caballeros que escribían la historia alemana y era acogido con una ligera sonrisa benevolente. Él no percibía estas sonrisas, seguía su camino, satisfecho, y siempre adelante, y lo único que le preocupaba era la falta de dinero.

En Wurzburgo, durante la comida, también se les había unido el príncipe-abad de Einsiedeln, habló abiertamente con sus dos amigos acerca de sus dificultades. La falta de dinero, ¡malditos acreedores!, era una eterna calamidad. Habían comido y bebido en abundancia. Los príncipes de la Iglesia se abanicaban, el príncipe se desabrochó el uniforme.

El obispo tenía por norma no dar nunca una respuesta de inmediato. Prometió pensar en su caso.

Los prelados, una vez que el príncipe se hubo retirado, se encontraban en el parque, y contemplaban desde sus asientos la ciudad y los viñedos. Naturalmente iban a ayudar al príncipe. No resultaría difícil. A lo mejor podían ayudarlo a él y al mismo tiempo servir a una buena causa. Se miraron riendo: ambos pensaban en lo mismo. Con frecuencia, en Venecia, en Viena y ahora en Wurzburgo, habían celebrado misas católicas delante del príncipe, gozándose de su ingenuo entusiasmo por el esplendor y el incienso. Era un príncipe poco importante de una línea colateral, había demasiadas cosas que se interponían entre él y el trono para poder considerarlo una oportunidad interesante, pero si se conseguía ganar para Roma a un miembro de una de las casas de Württemberg más pertinazmente protestantes, el general de la Orden tendría en cuenta su éxito, sin exagerarlo. Por supuesto que aquel trabajo no podía hacerse de cualquier manera sino con mucho tiento y manejando hilos finísimos. Todo tenía que surgir de un modo que pareciera espontáneo. Aquellos expertos señores se entendían sin necesidad de expresarse claramente. Sería muy fácil, el camino a seguir estaba perfectamente trazado. Primero había que recomendar a Karl Alexander que se dirigiera a los protestantes, tal vez a su sobrino el duque que estaba muy ocupado con la condesa, a los Estados, de corazón mezquino y miserable, en cualquier caso, también se podía influir para tener la certeza de que fuera rechazado. El príncipe-obispo tenía en su corte a un caballero, el consejero Fichtel, especialista en todas las cuestiones suabas, que con toda seguridad podía conseguirlo. Para cuando el príncipe se sintiera atrapado, pobre y lleno de una ingenua amargura causada por la avaricia evangélica, se podría hacer aparecer a una princesa católica, que podría ser la riquísima princesa de Thurn y Taxis de Ratisbona, y la Iglesia acogería al converso con oro, incienso y gloria.

Tranquilamente y gozándose en ello, los dos prelados esbozaron el proyecto con medias palabras, indiferentes. Sentados a la sombra en el parque, sorbiendo unos helados, contemplando la hermosa ciudad y los soleados viñedos.

Así que el príncipe-obispo ayudó a Karl Alexander con una pequeña suma, mientras que éste dirigía al Parlamento de Württemberg, con el objetivo de salir de la miseria durante dos o tres años, una solicitud para que se aumentaran sus rentas o que por lo menos se le entregara un fuerte adelanto sobre las mismas. El escrito había sido formulado por el consejero Fichtel con astucia y prolijidad, de manera que al príncipe

le pareció que el éxito estaba garantizado.

Así estaban las cosas cuando llegó a Wildbad con ciertas perspectivas de tener dinero y de excelente humor. Por las ventanas de su habitación podía contemplar la ondulada campiña cubierta de bosques. Gracias al baño y al masaje que había recibido en el pie enfermo se sentía completamente descansado, y después de la suciedad y el abandono de los pueblos servios y húngaros, aquel lugar le parecía doblemente agradable y limpio, y esperaba a que llegaran los buenos tiempos. Mientras sumido en estos agradables pensamientos miraba por la ventana y se hacía afeitar por Neuffer, llegó un paje de la princesa de Kurland con una cortés invitación para el baile de disfraces que daba al día siguiente. Karl Alexander no tenía disfraz. Neuffer preguntó dónde podría encontrar uno, y el hostelero le sugirió que acaso el intendente de la corte ducal e intendente militar, Josef Süss Oppenheimer, pudiera proporcionárselo. ¿Oppenheimer? El príncipe no abrigaba hostilidad alguna contra los judíos, aunque su ordenanza pusiera mala cara cada vez que recibía a alguno. Sin embargo, Oppenheimer era también el apellido de los banqueros vieneses que tan mal le habían tratado. Pero entretanto el hostelero se había apresurado a recurrir a Süss y regresaba con un traje de campesino húngaro que Neuffer podía adaptar sin dificultad a la talla de su señor. Karl Alexander envió a Süss, por medio de Neuffer, un ducado, que Süss dio al ordenanza como propina. Al enterarse, el príncipe no supo si debía hacer apalear al judío o echarse a reír. Estaba de buen humor y optó por reírse.

En la fiesta toda la curiosidad y la admiración fueron para él. La princesa, disfrazada de rústica tabernera, ofrecía un aspecto más lozano y atractivo de lo que él habría supuesto en una mujer madura y le brindaba su amabilidad y su afecto con mayor claridad de lo que el descaro de su disfraz permitía. Él todavía no había visto una taberna; estas mascaradas sólo hacía medio año que se habían puesto de moda en la corte de Dresde, los trajes campesinos, el esfuerzo que todo el mundo hacía por mostrarse tosco y pueblerino, el ambiente enrarecido de la velada resultaban de su agrado. El respeto de los hombres y la coquetería de las mujeres le envolvían en un grato ambiente perfumado. Se organizó un desfile por parejas, y un profesor de Tubinga, poeta a ratos, disfrazado de afilador ambulante, saludó a cada una de ellas con versos mordaces, cuya audacia provocó risas estrepitosas. Incluso el altanero ministro de Sajonia tuvo que aguantar, con forzada sonrisa, una franca insolencia, y sólo el joven lord Suffolk, que ostentaba un magnífico traje romano, pareció dispuesto a replicar airado; pero lograron calmarle. Al príncipe, que llevaba de pareja a la princesa de Kurland, el poeta le saludó con más seriedad, llamándole, entre el aplauso de los invitados, el Alejandro de Württemberg, el Skanderberg de Suabia y el Aquiles de Alemania.

Karl Alexander observó que se había dedicado un versito a todos los invitados salvo uno, un hombre joven y de buena presencia, que como muchos otros ocultaba su rostro detrás de un antifaz. Llevaba un disfraz de jardinero florentino, y seguramente había hecho su elección de acuerdo con la dama cuyo gigantesco sombrero de paja, engalanado de cintas, hacía juego con su traje, la hija del embajador de los Estados Generales. No parecía extrañado de haber sido excluido del desfile y asistía a él discretamente retirado junto a una ventana. El príncipe preguntó de quién se trataba, y le respondieron con aire despectivo que era un judío de Frankfurt llamado Josef Süss Oppenheimer.

Era, pues, su vecino de hospedaje, el que le había prestado su simpático disfraz, el hombre del ducado. El príncipe había bebido bastante y se encontraba bien dispuesto. ¿Por qué no decir dos palabras a aquel judío que tan discretamente permanecía solo en su rincón? Quizá fuera posible, además, divertirse un poco a su costa. Se dirigió hacia él, seguido por las miradas de la concurrencia.

—¿Sabes, judío, que he estado a punto de mandarte dar una paliza por haber dado al ordenanza mi ducado?

Süss se quitó el antifaz, se inclinó, miró de abajo arriba al príncipe, con cierta audacia aduladora y repuso:

—No me hubiera encontrado en mala compañía. Creo saber que también el gran visir de Padischah y un mariscal de Francia han recibido buenas palizas de Vuestra Alteza.

El príncipe rió ruidosamente.

—¡Oídle! Sabe manejar las palabras como si hubiera aprendido a hacerlo en el mismo Versalles.

La florentina se apresuró a intervenir:

—Y ha estado efectivamente en Versalles, Alteza.

Y Süss, con discreta vanagloria, agregó:

—Sí. Allí conocí al mariscal que recibió los golpes. Habla con gran respeto de Vuestra Alteza. También conozco a otros amigos de Vuestra Alteza, por ejemplo, al noble príncipe de Saboya.

—¡Ah! —exclamó el príncipe, interesado—. ¿Eres pariente de los Oppenheimer de Viena?

—Muy lejano —respondió el judío—. Y además me son poco simpáticos esos vieneses. No saben guardar a los grandes los respetos debidos. No piensan más que en sus números.

—¡Me agradas, judío! —terminó el príncipe, dando a Süss un golpecito en el hombro. Luego, le saludó con una leve inclinación de cabeza y se reintegró al círculo de invitados que le rodeaba y sobre cuyas cabezas destacaba erguida la suya.

Karl Alexander bebió, bailó y dirigió a las damas rudas galanterías. Luego se sentó a la mesa de juego comentando pérdidas y ganancias más ruidosamente de lo que se consideraba de buen tono. El joven lord Suffolk llevaba la banca, rígido, ceremonioso, silencioso y con sobrio ademán. Todo el mundo perdía y sólo el príncipe ganaba. Por último se quedó solo contra la banca, excitado y un tanto nublada la cabeza por la bebida. De pronto, en pocas jugadas, perdió cuanto dinero llevaba. Se echó a reír, embarazado y despejada ya la cabeza por la pérdida. Los circunstantes, que seguían interesados la partida, suponían que el inglés le ofrecería seguir jugando bajo su palabra. Pero lord Suffolk, siempre correcto, permanecía mudo frente al acalorado y confuso príncipe, esperando. De pronto, Süss, flexible y diestro, se acercó a Karl Alexander por detrás y le susurró al oído:

—Si Vuestra Alteza se dignara hacerme el honor…

El príncipe aceptó y ganó. Antes de retirarse comunicó al judío que había dado orden a Neuffer de que le admitiese en sus recepciones matinales.

Süss, reverentemente inclinado, henchido el corazón de alegría, besó la mano del príncipe.

Isaak Landauer trabajaba con Süss en los negocios de la condesa. Apreciaba con gran simpatía la energía de aquella mujer y la tenacidad que desplegaba en su lucha contra el duque, y se esforzaba en llevar las negociaciones a buen puerto, contribuyendo a ello con toda su astucia y su pericia. Por medio de una maniobra que despertó máxima admiración en Süss, supo reunir en un gigantesco empréstito a los más encarnizados adversarios de la condesa, logrando así que sus peores enemigos fueran los más interesados en que no se la despojara de sus propiedades. Pero, por mucho que Süss admirase el genio financiero de Landauer, espaciaba lo más posible sus entrevistas con él, pues sentía que el viejo negociante le comprometía a los ojos del príncipe, el cual se burlaba con grandes carcajadas de su mugriento caftán y de sus rizos, preguntando a Süss, de vez en cuando, si no haría bien en mandar a su amigo a Neuffer para que le peinara la peluca. Landauer, a su vez, meneaba perplejo la cabeza, sonriendo, y decía a su asociado:

—Sabiendo calcular tan bien, Reb Josef Süss, ¿por qué perdéis el tiempo y el dinero con un pobre diablo que no vale siquiera dos mil escudos?

Süss no habría sabido qué responder. Sin duda, veía en el príncipe el prototipo del gran señor. Su naturalidad y aplomo, su arrogancia, acompañada de una afable benevolencia y su noble apostura principesca pese a la escasez de sus medios económicos, le impresionaban. Aunque aquello no era razón suficiente. Había habido otros por los que había sentido cierta simpatía o que le habían impresionado, y no por eso había que arriesgar el dinero en un cliente de tan escasas garantías. Lo que le atraía del príncipe era algo distinto, más profundo. Süss no era jugador, pero creía que la suerte era una facultad. Si no se poseía aquella ciencia misteriosa, aquel don de saber en el acto, de un modo infalible e indiscutible, que una empresa determinada, un dado o un hombre traían suerte, era mejor no meterse en negocio alguno, y renunciar a tener éxito en la vida. Y era un presentimiento inequívoco el que le ataba a Karl Alexander. El príncipe era su navío. Un navío que de momento podía parecer en mal estado y poco seguro, haciendo que los financieros hábiles, como Isaak Landauer, torcieran el gesto a su vista. Pero él, Süss, sabía que aquél era su navío y aunque fuera tan poco vistoso, se entregaba confiado a él sin condiciones ni reservas, con todo lo que era y poseía.

Karl Alexander le trataba con mayor familiaridad que todos los grandes personajes conocidos hasta entonces, a pesar de hacerle objeto, según su humor, de brutales burlas. Süss no faltaba ningún día a la recepción matinal. Una vez que Neuffer le dejó pasar a la alcoba del príncipe sin anunciarle, una sorprendida muchacha se escondió rápidamente bajo las sábanas. Pero el mariscal, levantado ya, y a quien el mameluco vertía sobre el cuerpo grandes cubos de agua, dijo riendo que no había que avergonzarse ante aquel circunciso, y poco a poco fue surgiendo sobre la almohada la cabecita de aquella joven camarera con la que también Süss se había acostado.

Süss acogía con gratitud, como valiosos presentes, las muestras de confianza del mariscal y no tomaba en cuenta sus arrebatos. Si el príncipe, después de haberle invitado a almorzar, le hacía saber por Neuffer que aquel día no estaba de humor para aguantar la pestilencia que exhalaban los judíos, no por ello dejaba de visitarle al anochecer con la misma aplicada obsequiosidad sonriente. Nunca le había interesado nadie tanto como Karl Alexander. Estudiaba sus menores gestos con serena atención, sus muestras de confianza le hacían feliz y sus brutalidades le impresionaban. Todo lo que el príncipe hacía y decía ligaba más al judío a su persona.

Entretanto volvió Nicklas Pfäffle comunicándole que el Rabí Gabriel acudiría a su llamada.

La condesa había partido y Süss no necesitaba ya al cabalista para sus asuntos, pues Isaak Landauer lo había puesto en contacto con su cliente asociándolo a sus negocios con ella. Completamente dichoso por el momento, olvidó el motivo que le había impulsado a llamar al Rabí Gabriel, recordando únicamente que en su carta se refería tan sólo al deseo de verle y hablarle. Aquel gesto que le llevaba a acercarse espontáneamente al misterio le hizo sentirse noble y magnánimo y se obligó a sí mismo a olvidar que había hecho llamar a aquel hombre inquietante y siniestro por otros motivos muy distintos.

Pero cuando el Rabí Gabriel estuvo ante él, toda su elegante y firme seguridad desapareció de pronto, inexplicablemente. Todavía pensó: ¡Qué manera de vestirse tan anticuada!, pero automáticamente y sin convicción, invadido ya por aquella sensación temerosa e inquietante, aquella atmósfera sofocante que el Rabí Gabriel irradiaba infaliblemente en torno a él.

—¿Me has enviado a buscar a causa de la niña? —preguntó con voz estridente y malhumorada.

El otro quiso replicar vivamente y defenderse. Había preparado unas cuantas frases hábiles y bien redondeadas, pero la infinita tristeza desesperada que irradiaban aquellos ojos grises le apretaba la garganta como un nudo corredizo.

—¿O no ha sido a causa de tu hija?

Y aunque la voz sonaba ahora cansada y apagada, estaba llena de una cortante ironía, y Süss, con su elegante apostura y sus ricos vestidos, parecía singularmente empequeñecido e intimidado ante aquel hombre rechoncho e insignificante que tenía el aspecto de un alto funcionario o un buen burgués.

Y sin embargo, ¡con qué seguridad y con cuánta fuerza persuasiva sabía hablar en otras ocasiones! ¡Con qué facilidad brotaban las palabras de sus labios para lanzarse al asalto del adversario, arrojarse sobre él e insinuarse por todas las brechas y todos los puntos débiles! ¿Por qué sus frases eran ahora tan débiles, tan faltas de convicción que apenas lograba terminarlas? Reconoció haber prometido hacerse cargo de su hija. Pero ni para él ni para ella era aquél el momento oportuno. Mil asuntos acaparaban su atención obligándole a ir de un lado a otro sin reposo. Con el Rabí Gabriel, Naemi estaba mucho mejor protegida. Y aunque Süss también se interesara por su educación y su espíritu, el mundo de la política era mucho menos adecuado para la muchacha que aquellas cosas que su tío comprendía mejor que él.

Apresuradamente, sin convicción alguna, desarrolló sus pobres argumentos y calló luego. Veía ante sí los grises ojos sombríos del Rabí Gabriel, su nariz roma en su rostro lleno y exangüe y su frente poderosa, marcada encima de la nariz por tres surcos perpendiculares, profundos y breves, y veía que aquellas arrugas formaban la letra sagrada, la *schin*, la primera letra del nombre de Dios, *Schaddai*.

El Rabí Gabriel no se dignó responder a aquellas objeciones. Fijó lentamente en Süss sus tristes ojos graníticos, que sabían, y calló.

Y durante aquel silencio surgió de pronto, dolorosamente, el misterio oculto, aquel año vivido en una pequeña ciudad de Holanda, aquel período extraño e incomprensible de su vida, que Süss, con secreto orgullo, ocultaba cuidadosamente a sí mismo y al mundo entero, algo perturbador y absolutamente inconveniente. Volvió a ver el rostro pálido e impenetrable de aquella mujer, tan abnegada y al mismo tiempo tan indeciblemente distante, y su cuerpo lleno de conmovedor abandono; la vio muerta, extinguida apenas hubo transmitido su llama a un nuevo ser. Se vio a sí mismo, con su hija recién nacida, invadido por una extraña perplejidad, agobiado y dichoso a la vez. Y vio a su tío, inquietante y siniestro, apareciendo bruscamente, como cosa natural y convenida, y desapareciendo en el acto con la niña, para no dejarse ver ya sino con largos años de intervalo.

—La niña tiene ahora catorce años —dijo por fin el Rabí Gabriel—. Se imagina a su padre tal y como yo se lo he descrito. No es bueno que la realidad esté en desacuerdo con mis palabras. Soy como el profeta Balaam —continuó el cabalista, con sonrisa malhumorada—. Debería maldecirte cuando le hablo de ti y tengo que colmarte de bendiciones. La traeré, pues, para que te vea.

Süss se estremeció asustado. ¡Su hija! Aquel hombre, sentado allí ante él, le decía con fría indiferencia: «Voy a trastornar tu vida. En medio de tu existencia agitada, llena de esplendor y de mujeres, voy a instalar a una niña, a tu hija Naemi. Voy a desquiciar tu vida, a romper el sello que celaba el misterio, a trastornar tu corazón».

—Todavía estaré aquí algunos días —agregó el cabalista— para observarte de cerca. Más adelante te diré cuándo la traeré, dónde y cómo.

Cuando el Rabí Gabriel se retiró, Süss permaneció confuso y furioso. Nunca, ni siquiera de niño, se había dejado tratar de tal suerte. Ya encontraría la manera de responderle a aquel viejo hechicero, vestido con aquella casaca anticuada y gastada.

Pero en el fondo sabía que la próxima vez permanecería de nuevo mudo e intimidado ante él.

En el castillo de Freudenthal, la condesa se hallaba con su madre, enorme masa de carne que sólo se movía trabajosamente. Tenía un rostro terroso de campesina bajo los cabellos encanecidos, y con mirada dura y rapaz lo vigilaba todo, el castillo y las tierras, maltratando a la servidumbre y a los labriegos, acumulando el dinero con lenta avidez insaciable.

—¡Todo ha terminado, madre, se acabó! —gemía la condesa consumiéndose de ira—. ¡Me ha echado! ¡Me ha expulsado de la corte! Se dedica a besar a aquella estúpida vieja en Stuttgart, ante el mundo entero, y pretende hacerle otro hijo. ¡Me ha echado! ¡Me ha puesto en la calle al cabo de treinta años, como a una ramera que no sirve ya para la cama!

—¡Exprímele, hija mía! —gritaba la vieja apasionadamente con voz ronca—. ¡Házselo pagar caro! Si le costaron mucho dinero sus ardores, que ahora le cueste aún más su frialdad. Exprímele, sácale hasta el último céntimo.

—¡Y Friedrich se lo ha aconsejado! —exclamó la condesa, indignada. Friedrich Wilhelm era su hermano —. ¡Házselo pagar, madre! ¡Ponlo en evidencia! ¡Humíllale! ¡Húndele!

—Le haré venir, le escucharé y le daré su merecido —prometió la vieja, desbordante de grasa, colosal como un ídolo asiático, el rostro terroso y rollizo bajo el cabello encanecido—. Pero eso es lo de menos. Ya he visto que has enviado por delante carros llenos de cosas. Eso está bien, hija mía, pero ahora debes enviarlos, con otros muchos más, al extranjero. Lo que importa es amasar una fortuna, tener grandes posesiones. Tener dinero, tener cosas. Lo demás no significa nada.

La condesa esperaba, atormentándose. Isaak Landauer llegó, le informó del estado de las cosas, le trajo papeles. Todos los asuntos de dinero marchaban bien. La condesa le preguntó por el cabalista. Sí, iba ya camino de Wildbad. Era difícil manejarlo. Su Excelencia debía tener paciencia, dentro de dos o tres semanas lo tendría en Freudenthal.

Apenas se había retirado el anciano cuando llegó la noticia del encuentro de la pareja ducal en Teinach. La ceremonia había sido grandiosa y solemne como una boda. La marchita Elisabeth Charlotte y sus damas, singular colección de espantapájaros, según la condesa, ostentaron nuevos y lujosos vestidos. Se había convocado a los embajadores y a los ministros, y el mismo hermano de la condesa, aquel maldito intrigante de lengua viperina, había pronunciado un discurso en el banquete. También el Consejo del Parlamento había sido invitado. La orquesta de palacio tocó:

El enemigo ha sido expulsado.
¡Dad gracias a Dios, ahora
que la desgracia ha terminado!

Y su hermano, ¡su hermano!, se hallaba presente, la cabeza descubierta y en actitud piadosa, y Schütz inclinaba conmovido su nariz ganchuda. Por la noche se representó un ballet: *La vuelta de Ulises*. ¡Cómo se habrían reído los invitados cuando la perversa Circe se había arrojado al cráter del volcán, y con qué enternecimiento se habrían enjugado los ojos las viejas damas de la duquesa viendo a Penélope tejer su tela! Pero tendrían que esperar mucho para verla precipitarse a ella en un volcán. Después de la representación, la pareja ducal se había retirado a su alcoba y el cuarteto italiano había ejecutado tras de la puerta alegres músicas durante la cohabitación. ¡Que te aproveche Lux! ¿Te ha gustado? ¡Hace mucho que no has disfrutado de algo semejante! ¡Ten cuidado de no quedar ensartado en un hueso! Al día siguiente hubo fuegos artificiales, los chisporroteantes cohetes escribieron con fuego en el cielo las iniciales de la duquesa, y el pueblo, con la panza llena de salchichas ducales gratuitas y la vejiga llena de vino ducal gratuito (ahora que ella no estaba el encargado de la bodega debía de haber estafado unos ciento ochenta florines), se sorbió los mocos conmovido y rugió: ¡Viva la duquesa!

Cuando la condesa recibió estas noticias se encerró en su cuarto y escribió una carta que envió en el acto a Stuttgart por medio de un correo. Iba dirigida al ayuda de cámara del duque y contenía un giro de trescientos florines, más la promesa de otros ochocientos si le procuraba unas cuantas gotas de sangre de su señor.

Era una locura, había obrado precipitadamente y, apenas despachado el correo, la condesa lamentaba ya haberlo enviado. Nunca había cometido una imprudencia semejante, y por escrito. Por primera vez no había sabido contener su insensata cólera antes de actuar. La culpa la tenía también Isaak Landauer, y su maldito cabalista que no acababa de llegar.

Cuando el ayuda de cámara de Eberhard Ludwig recibió la carta, hizo detenidamente sus cálculos. Probablemente, antes de la fiesta de Teinach habría complacido la petición de la condesa, pero después de la ceremonia de Teinach ésta no tenía ya la menor posibilidad de recobrar su influencia. Sólo podría sacar

de ella los ochocientos florines, quizás algunos cientos más, pero después nada más. Sin embargo el duque quería librarse de la condesa; sin duda se mostraría agradecido de tener un motivo para expulsarla del país. Era evidente de dónde podría obtener más ventajas. El ayuda de cámara acudió con el cuento al presidente del Consejo quien en reconocimiento a su valor le pagó mil florines, y después entregó la carta al duque.

Eberhard Ludwig, grueso y abúlico, permaneció por un momento paralizado de estupor ante algo tan inconcebible. Luego, con un brusco ademán, despidió al criado, respiró ruidosamente, se atragantó y anduvo de un lado a otro, resoplando por la nariz, presa de intensa agitación. Cada gota de su sangre hervía en una ira sorda. Había vivido engañado. Él, el duque, había sido engañado durante treinta años por una vieja hechicera. Los otros, la canalla burguesa, los llorones comerciantes del Parlamento, los secos y sombríos predicadores del Consistorio, el roñoso rey de Prusia y su agriada duquesa Johanna Elisabetha, la eterna ofendida, tenían razón, habían tenido razón durante treinta años, ¡treinta años! ¡Habían tenido razón!, y él, el duque, había estado equivocado.

¡Muerte y condenación! Había tenido mujeres de todas clases, rubias, morenas, de color tostado. Se había enamorado de pechos pequeños y puntiagudos y de pechos generosos y oscilantes, de caderas poderosas y de caderas escurridas como las de un muchacho, de muslos suaves y largos, morenos y brillantes y de muslos blandos, sonrosados y gruesos. Había poseído a mujeres cansadas, lánguidas e indiferentes y también a mujeres desenfrenadas que agotaban su vigor hasta el último aliento. Innumerables mujeres se habían enamorado de él, maravillosas, voluptuosas, perfectas. ¡Por todos los diablos! Él todavía era el mismo, un tipo lleno de vida y de fuerza, rodeado por toda la gloria de este mundo. Le habían entregado su corazón, sus cuerpos y su sangre, habían suspirado felices cuando él las tomó. ¡Maldita sea!, muchas habían sido mejores que Christl. Pero él no se había entregado a ninguna. Las había poseído, se había divertido y ¡fuera! Si Christl lo había acaparado de tal suerte que se había sentido prisionero e incapaz de alejarse de ella, había tenido que ser por efecto de maniobras criminales e ilícitas. Y él no había advertido nada y había permanecido a su lado con el veneno de sus filtros infames en las venas. ¡Oh!, ¡aquella ramera, aquella maldita! Las palabras de aquellas actas volvían a su memoria, convirtiéndose en imágenes grotescas y repugnantes. La vaca negra con la cabeza cortada, el macho cabrío con los testículos cortados. Seguramente había hecho un muñeco a su imagen y semejanza, para hacer pasar mágicamente su corazón y su sangre a la figura, y sólo el demonio debía de saber a qué monstruosas y abominables prácticas se había entregado con el pobre hechizado.

Pero ahora había descubierto sus maquinaciones. Pondría fin de inmediato a su magia y a sus brujerías. Iba a demostrarle que había eliminado hasta la última gota de sus venenos infernales y de sus filtros satánicos.

Escribió un pliego, lo selló y dio secretas órdenes a consejeros y oficiales. Se puso en marcha una rápida, secreta e importante misión.

Al amanecer del día siguiente apareció en la aldea de Freudenthal un destacamento de húsares. Los soldados rodearon el castillo, cubriendo todas las salidas. Su jefe, el coronel Streithorst, seguido de su ayudante, penetró en el vestíbulo, echando a un lado al portero, que apenas podía tenerse en pie de miedo. El mayordomo salió a su encuentro en tanto que la servidumbre, excitada y curiosa, se agolpaba en todas las puertas. Su Excelencia estaba aún acostada, explicó el mayordomo, y no podía recibir a nadie.

—Esperaré unos minutos —respondió tranquilamente el oficial, y se sentó.

El mayordomo insistió:

—La señora condesa está enferma y siente mucho no poder recibir a nadie. Si el señor coronel trae órdenes de Su Alteza tenga la bondad de transmitirlas al secretario.

Pero el coronel, siempre correcto y frío, declaró que lo sentía mucho, pero que tenía orden de hablar personalmente con la condesa.

En ese momento apareció la madre de la condesa. Enorme, la anciana de tez terrosa permaneció de pie ante la puerta que conducía a las habitaciones de su hija. El coronel saludó y repitió, impasible y preciso, el objeto de su misión. La vieja, con su voz ronca y profunda, lo intimó imperiosamente a retirarse: tanto él como su señor sabían perfectamente que su hija era condesa del Imperio, sometida únicamente a la autoridad de la Sacra Romana Majestad. El coronel se encogió de hombros: no era jurista y obedecía fielmente las órdenes que le habían sido dadas. Por lo tanto, concedía a la condesa media hora para vestirse, y luego, haría echar abajo la puerta. Refunfuñando, gruesa, la vieja se plantó ante él: semejante violencia equivaldría a una violación de las prerrogativas de la nobleza, de la cual se quejarían ante la nobleza suaba del Imperio. Su señor pagaría caro su atrevimiento y él mismo sería degradado y expulsado del ejército.

—Quedan veintiséis minutos —respondió el enviado del duque.

Entretanto, la condesa revisaba sus papeles, con apresuramiento febril, quemando unos y guardando otros en paquetes que sellaba y entregaba a su secretario. Cuando el oficial entró violentamente en sus habitaciones estaba ya de nuevo en el lecho, llevando un fastuoso salto de cama. Se incorporó, imagen de la inocencia ultrajada, preguntando con voz extinta qué era lo que de ella querían. Streithorst se excusó: había recibido del duque mismo orden formal de hacer salir de Freudenthal, y bajo su custodia, a Su Excelencia. Las camareras pusieron el grito en el cielo, la vieja prorrumpió en roncas injurias y la condesa se desvaneció. Pero el oficial permaneció impasible. Cuando la condesa volvió en sí dijo con voz quebrada, como la de una niña pequeña, mientras la vieja insultaba al coronel llamándole asesino, que estaba en su poder y sabía muy bien que podía llevársela antes de que la nobleza del Imperio pudiera oponerle resistencia armada, pero que se hallaba seriamente enferma y este ataque sólo la hacía sentirse peor, y si persistía en llevársela en aquel estado, seguramente moriría. Habló con esfuerzo, le faltaba la respiración, mientras las doncellas se afanaban a su alrededor. Pasaron cuatro horas antes de que el coronel pudiera meterla en un coche, rodeada de hombres a caballo, y llevársela en medio de la lluvia. La acompañaban su madre y dos doncellas. Los labriegos de su feudo la vieron pasar estupefactos, en tanto que los judíos del pueblo, reunidos en su sinagoga y temerosos por su vida y sus bienes, rezaban por su protectora.

Conducida a Urach, la condesa fue tratada con los respetos debidos a su jerarquía, pero no le estaba permitido abandonar el castillo y el parque. Maltrataba altanera a los miembros de la servidumbre hasta hacerles sangrar o los asombraba con fantásticas propinas. Se negó a dar cualquier explicación a los enviados del duque, alegando que, siendo como era condesa del Imperio, sólo el emperador podía pedirle cuenta de sus actos.

Cuando la nobleza suaba intervino en el asunto, quejándose de la violación de sus privilegios que suponía la detención de la condesa en el señorío libre de Freudenthal, la condesa sonrió triunfante, y su abogado presentó en Viena su demanda en términos que jamás se habían empleado contra la casa ducal de Württemberg. Sus agentes sembraron por todo el Imperio inquietantes rumores: no había seguridad alguna legal en un país en el que ni siquiera se respetaban las libertades de la nobleza.

Isaak Landauer, por su parte, meneando despacio la cabeza, dijo al embajador de los Estados Generales que ante un hecho semejante sería peligroso dejar sus capitales en el ducado. Tales palabras llegaron a los despachos de los grandes financieros y hallaron en ellos peligrosa resonancia.

El consejero Schütz, del gobierno ducal, seguía con atención y admiración los movimientos de la condesa. Le permitió seguir con aquello durante un cierto tiempo, pero después, él y el hermano de la condesa, frenaron toda esa actividad de un modo inesperado y efectivo. Había que intervenir ante la nobleza. El duque, autocrático, odiaba este estamento, y continuamente estaba en conflicto con él. Se congestionaba con sólo oírlos nombrar, y ciego de ira había tachado con su propia mano los versos de la canción religiosa *Oh Espíritu Santo regresa a nosotros* que decían: «Permítenos recibir la fuerza de la consagración, haznos fuertes para que podamos ser tus nobles caballeros». Pero esta vez debía convencerse y ceder. Si los nobles caballeros eran el diablo, la condesa era su abuela. Así pues, aceptó las quejas que le presentaban, se disculpó amablemente y de la mejor forma, y les otorgó otros beneficios para darles satisfacción por el agravio que les había infligido; sobre todo, estaba dispuesto a ceder en una peliaguda cuestión referida a la liberación del caballero von Weinzoll. Puesto que si se mantenían firmes en su protesta sólo conseguirían honor, y por el contrario, cediendo podían ganar alrededor de setenta mil florines, la nobleza retiró sus quejas. De esta manera también se eliminó la demanda presentada en Viena.

Entretanto, la madre tuvo una entrevista con su hijo mayor, el altanero ministro, escurridizo como una anguila y frío como el hielo, que ante la indignada anciana se mostró humilde y sumiso, explicando que los caprichos y la ambición política de su hermana habrían provocado en breve plazo la desgracia de todos ellos, razón por la cual había creído conveniente intervenir. Pero ahora, ya separada de la política, haría lo posible por favorecerla y no pensaba, desde luego, tocar en lo más mínimo sus bienes.

El arreglo que se acabó proponiendo a la condesa fue, desde un principio, altamente favorable, lo cual puso de manifiesto la extraordinaria habilidad desarrollada por Isaak Landauer. Todo el mundo estaba interesado en salvar los bienes que la condesa poseía en Württemberg. El embajador imperial, su hermano, el procurador del patrimonio real, todos los que tenían que intervenir en el asunto eran de la misma opinión. Ciertamente tuvo que renunciar a sus feudos de Brenz, Gochsheim, Stetten y Freudenthal, avenirse a jurar solemnemente que jamás volvería a presentar exigencias ni reclamaciones a la casa ducal, y comprometerse a no volver a pisar el ducado; pero Isaak Landauer había obtenido para ella una última suma de dinero, tan elevada, que sus mismos judíos apenas se atrevían a mencionarla en susurros; y además el usufructo vitalicio de muchos bienes raíces. Cuando abandonó el ducado se contaba entre las damas más ricas del Sacro Imperio Romano.

Una nutrida escolta militar la condujo hasta la frontera. El pueblo, agolpado a lo largo del camino, le lanzaba insultos y barro. Delante y detrás de su carruaje avanzaba una fila interminable de carros colmados de muebles, vestidos y objetos de toda clase.

Sólo cuando el último de estos carros hubo salido del ducado, sola en su carruaje, terrosa, colosal e inmóvil, cruzó también la frontera la vieja madre de la condesa.

El prelado de Hirsau, Philipp Heinrich Weissensee, miembro del Consistorio y del Consejo del Parlamento, había recibido la visita del consejero Fichtel, de la corte del príncipe-obispo de Wurzburgo. El protestante, hombre de mundo, esbelto y refinado, y el oscuro diplomático de rostro menudo y astuto, eran viejos amigos. A ambos les apasionaba manejar los hilos que movían al mundo, y se complacían en revelarse mutuamente los secretos de su arte, en tanto que permanecían impenetrables para los demás. Como buenos conocedores se gozaban en el delicado manejo de los incontables hilos de la política parlamentaria protestante de Württemberg y de la diplomacia católica cortesana. El discípulo de los jesuitas, así como el prelado protestante amaban la política en sí, no era tan importante el objetivo que se perseguía como su ejecución magistral.

En el ducado, Weissensee estaba muy bien considerado, pero a muchos les resultaba desagradable. Su fría amabilidad y el aire de superioridad ligeramente escéptica que le daba su amplia y profunda cultura levantaban un muro invisible que lo hacía extraño e impenetrable para sus muchos conocidos que llenaban sus amplios y lujosos salones. Era un excelente matemático y mantenía estrecha amistad con los dos mejores teólogos de Alemania occidental: Johann Albrecht Bengel, apacible, grave y sinceramente piadoso, y Georg Bernhard Bilfinger, directo y firme. Su crítica del Nuevo Testamento, de la que por supuesto sólo se había publicado una pequeña parte, era famosa más allá de las fronteras del ducado, y su palabra decidía en el Consejo del Parlamento.

Pero todo lo que hacía carecía de calor. Llevaba a buen fin, con aplicación e inteligencia, cualquier cosa que emprendiera, pero ya se tratase del Nuevo Testamento, de una ponencia para el Consejo o del cultivo de una nueva fruta en su huerto, en todo mostraba igual frialdad. No había nada que penetrase hasta su corazón.

Por las amplias estancias de su residencia adornadas con hermosos cortinajes blancos andaba, alta y modesta, su hija Magdalen Sibylle, una muchacha de diecinueve años, de rostro moreno, varonil y resuelto, y grandes y expresivos ojos azules, singulares y turbadores bajo sus cabellos oscuros. Su madre había muerto muchos años atrás, y ella no había conseguido traspasar jamás la tibia y uniforme amabilidad de su padre. Sus relaciones con Beata Sturmin, hija del abogado de los Estados procedente de Stuttgart, y la lectura de Swedenborg, habían llevado a aquella joven solitaria al pietismo.

Pues a pesar de todas las prohibiciones y castigos, los conventículos y los círculos bíblicos abundaban en el país y como consecuencia de los tiempos de penuria que corrían aparecían por todas partes creyentes e iluminados. No había en la pequeña villa de Hirsau una santa comparable a la amiga de Magdalen Sibylle, la ciega Beata Sturmin, de Stuttgart, que luchaba con Dios en sus oraciones, lo halagaba con promesas a las que Él tenía que prestar oídos y le arrancaba oráculos abriendo la Biblia al azar. Pero también vivía en aquel tranquilo lugar un cierto Magister, Jaakob Polykarp Schober, hombre bueno y sencillo, que había leído las obras de De Poiret Böhmes, Bourignon, Ledae y Arnold, y también los libros prohibidos del Evangelio Eterno y de la Sociedad Filadélfica, entregado a su actividad, y que hallaba un gran placer en dar largos paseos mientras meditaba. Dirigía en Hirsau un Colegio Bíblico al que asistía también Magdalen Sibylle, la hija del prelado. Con los grandes ojos azules, bajo el oscuro cabello, perdidos soñadores en la lejanía, alta y hermosa con aquel rostro moreno, varonil y resuelto, se sentaba entre los fieles piadosos y pobres de espíritu, abatidos, pálidos y agotados del *Collegium Philobiblicum*. Buscaba un oráculo abriendo las Escrituras al azar, luchaba con Dios en la oración para que derramara sobre su padre la Gracia y la Luz.

Magdalen Sibylle sentía una profunda aversión por el consejero de Wurzburgo y la desolaba ver a su padre en compañía de aquel pagano mundano. El católico había traído consigo una pequeña cantidad de aquella nueva sustancia, tan de moda, descubierta por los salvajes, llamada café, y se hacía preparar con ella una infusión negra e intensamente aromática. Y Magdalen Sibylle veía, temerosa y hostil, cómo su padre bebía con él aquella diabólica poción, y rogaba fervorosamente a Dios que no permitiera que muriese envenenado por ella.

Mientras tomaban aquel aromático brebaje o bebían vino, los dos hombres tenían interminables conversaciones acerca de infinidad de cosas relativas al Imperio, sobre la locura de la Iglesia, impía Babilonia, la política, el dinero, los títulos, el ejército y casos jurídicos, en lugar de hablar del rostro de Dios y de su gloria, como correspondía a siervos de Cristo.

Naturalmente, el consejero pasó a hablar del príncipe Karl Alexander, que acababa de ser recibido por el príncipe-obispo. Weissensee también conocía al príncipe. Era un hombre encantador, famoso desde el Danubio al Neckar, una noble rama del cedro de Württemberg. El consejero hizo alusión a las dificultades financieras del príncipe quien, por lo que sabía, había dirigido una solicitud al Parlamento para que aumentase sus rentas. Sí, Weissensee la había leído y había creído reconocer el estilo. Desde luego, no había sido redactada en la cancillería del príncipe, y ahora, pensándolo bien, creía descubrir en ella la mano de su distinguido amigo el señor consejero, concluyó sonriente.

Los dos señores conversaban tranquilamente, gozando de la tibia calma del atardecer, bebiendo vino. Pero cuando llegaron a tratar de este asunto, espaciaron reflexivos sus réplicas, y bajo su expresión indiferente vibraba, tenso, el interés. En la situación actual, sugirió Weissensee con circunspección, podía pensarse en conceder al príncipe, hombre de grandes merecimientos, la pequeña suma demandada.

—El obispo lo vería con gran satisfacción desde el punto de vista puramente humano —respondió lentamente Fichtel, en cuyo rostro menudo y astuto podía verse con cuánta prudencia escogía sus palabras para decirlo todo sin decir nada— pues es muy amigo del príncipe. Pero la sede episcopal como tal, y espero apreciado amigo que no me malinterpretéis, no tiene el menor interés en que el Parlamento otorgue o rehúse el auxilio pedido. Las arcas del obispado están llenas, el hecho de que Su Eminencia haya dado la preferencia a los señores de Württemberg para ayudar al príncipe en su necesidad, es simplemente un gesto de cortesía y nada más. —El consejero guardó silencio, y tomó un sorbo de café.

Weissensee miró atentamente a su interlocutor y dijo, en tono apacible:

—Si he entendido bien, mi querido amigo, al obispo le importa realmente muy poco que concedamos o no ese dinero.

Hubo una pausa, durante la cual cambiaron ambos una mirada reservada y amistosa.

—Si yo tuviera voz en vuestro Consejo —dijo el católico— votaría en contra. Ahora, sobre todo después de la caída de la condesa, no debe hacerse concesión alguna a la casa reinante.

Y los dos diplomáticos se sonrieron cortésmente, con sutil sonrisa de inteligencia, con sincero afecto el uno por el otro.

Cuando la solicitud del príncipe fue sometida a discusión en el Consejo del Parlamento, tenía ya a su favor la opinión general. La desgracia de la condesa había puesto a los Once de excelente humor y se sentían generosos. Expuso la ponencia el tosco y ruidoso burgomaestre de Brackenheim, Johann Friedrich Jäger. Comenzó diciendo que el príncipe Karl Alexander era un gran señor y un gran mariscal de campo, había llevado el honor de Württemberg por todo el mundo y conseguido que se respetara el valor suabo humillando a moros, turcos y demás infieles. También había que tener en cuenta que el duque se había librado de aquella puerca picada de viruelas, de manera que podían mostrarse generosos y conceder aquellos pocos miles de florines. Los demás eran poco más o menos de la misma opinión. Pero entonces se levantó Weissensee, y con su voz apacible y cortés declaró, como incidentalmente, que la generosidad y la nobleza de corazón de sus dignos colegas le parecía muy loable, y que a él también le gustaría otorgar aquel dinero a un héroe tan merecedor de estima. Pero convenía meditar si era aquél el momento más oportuno para testimoniar tan amplia complacencia a la casa ducal. El duque había terminado con la condesa. Bien. Pero después de todo no había hecho con ello más que cumplir con su maldita obligación y reconocer su propia culpa, y agradecérselo ahora con un favor particular era darle a un acto ineludible el carácter de una gracia, sancionando así la obstinación que el duque había demostrado durante treinta años. Por lo tanto, debían rechazar la solicitud de Karl Alexander, sin que esto significara en absoluto una demostración de hostilidad contra un príncipe tan simpático.

Los miembros del Consejo asintieron con sus pesadas cabezas, vacilaron, se dejaron convencer. Weissensee había tocado su punto más sensible. ¡Cierto! Era preciso demostrar al duque que el Parlamento no retrocedería jamás un solo paso y que sus privilegios no existían únicamente sobre el papel, sino que harían uso de los mismos, como iban a demostrarle de inmediato.

De este modo la solicitud de Su Alteza el príncipe Karl Alexander, mariscal de campo del Imperio, fue rechazada.

El Rabí Gabriel llevaba en Wildbad una vida tranquila y retirada. Al anochecer daba largos paseos por los alrededores. Se sucedían los días lluviosos. En el ambiente húmedo y tibio del crepúsculo caminaba con su paso pesado, ligeramente encorvada la espalda y erguida la cabeza, sin mirar a nadie. Pero a pesar de su aspecto insignificante, por donde quiera que pasaba la gente callaba, intrigada e inquieta, se murmuraba a sus espaldas y de nuevo el tema del Judío Errante cobró actualidad. Por tres veces las autoridades examinaron los papeles de aquel caballero impasible y malhumorado, encontrándolos perfectamente en

regla. Estaba legitimado por los Estados Generales como *Mynheer* Gabriel Oppenheimer van Straaten, y poseía el gran salvoconducto que le daba derecho a la protección de todos los funcionarios.

Naturalmente, también el príncipe Karl Alexander oyó hablar del extraño huésped del balneario, y supo que frecuentaba a su favorito, el judío Süss. El príncipe comenzaba a impacientarse, el tiempo que transcurría a la espera del dinero que había de concederle el Parlamento se le hacía interminable, y además empezaba a aburrirse. Como tantos otros grandes señores, se había interesado a veces, en Venecia y en otros lugares, por la astrología y la magia. También su amigo de juventud, el príncipe-abad de Einsiedeln, era muy aficionado a tales cosas. Precisamente en su última entrevista con él, en Wurzburgo, le había hablado de un mago al que mantenía ahora en su corte y que le inspiraba gran confianza. Pidió pues a Süss que trajese al cabalista a su presencia. Süss empezó a buscar pretextos y a contestar con evasivas intentando excusarse. Sabía que el Rabí Gabriel jamás se prestaría a semejante charada. Finalmente encontró una solución intermedia: cuando el Rabí estuviese en su casa mandaría avisar al príncipe, y si éste acudía entonces a visitarle se encontraría forzosamente con el Rabí. Riendo, Karl Alexander se mostró de acuerdo.

El cabalista dijo a Süss:

—Voy a traerte la niña a Suabia. He encontrado cerca de Hirsau una casita completamente aislada. Cómprala. Está en medio del bosque, lejos de la gente, y nada malo podrá pasarle allí a Naemi.

Süss asintió sin decir nada.

—Sería bueno —continuó el Rabí Gabriel con su áspera voz— que abandonaras la vida que llevas aquí y tus negocios. Si estuvieras en un lugar tranquilo, viendo las cosas desde fuera, te darías cuenta de que tus afanes y tu actividad no son más que un torbellino vacío. Pero es una estupidez tratar de convencerte —concluyó bruscamente. Contemplaba el rostro de Süss y veía carne y huesos y sangre, pero ninguna luz, y se enfurecía al sentir el lazo misterioso y profundo que le ligaba precisamente a aquel hombre y lo arrastraba de derrota en derrota. ¡Qué extrañas corrientes deberían confluir para que brotara la vida en aquella piedra!

Iba a retirarse cuando se abrió la puerta y entró el príncipe, ruidosamente, cojeando ligeramente y sin mirar a los criados que habían adoptado una posición de firmes.

—¡Ah! ¿Tienes visita, Süss? —exclamó dejándose caer en un sillón.

El Rabí Gabriel se inclinó ligeramente, sin apresuramiento, y examinó al príncipe con atención, impasible, en tanto que Süss hacia una profunda reverencia. Bajo la mirada serena de aquellos ojos grises, el príncipe perdió su ruidoso aplomo, y por un momento reinó un silencio embarazoso entre los tres, hasta que Süss lo rompió diciendo:

—Tío, Su Alteza, el príncipe de Württemberg, mi venerado protector.

Viendo que el Rabí Gabriel seguía sin despegar los labios, el príncipe le interpeló con risa forzada:

—¿Sin duda eres ese misterioso extranjero del que todo el mundo habla, verdad? Un alquimista ¿no? ¿Sabes hacer oro?

—No —dijo el Rabí Gabriel, impasible. No sé hacer oro.

El príncipe se había quitado un guante y se daba golpecitos en el muslo con él. Los grandes ojos grises del Rabí Gabriel, demasiado grandes en aquella cara maciza, completamente afeitada y la pequeña nariz achatada, fijaban en él una inquietante mirada tristísima.

El mariscal se había imaginado al mago muy distinto, recordando con qué divertido estremecimiento había asistido a ciertas sesiones de magia, pero esta vez se sentía deprimido como si el aire fuese enrareciéndose en la habitación.

—Me interesan mucho los experimentos de alquimia —continuó, al cabo de un momento—, si queréis venir a Belgrado conmigo —había dejado de tutearlo—, aunque no soy rico, como vuestro sobrino sabe muy bien, podría aseguraros un sueldo decoroso.

—No soy un fabricante de oro —repitió el cabalista.

De nuevo reinó un silencio embarazoso que llenaba la habitación, que envolvía a los tres hombres, barriendo a un lado su seguridad, su falta de escrúpulos. De pronto, con brusco ademán, como si quisiera romper una cadena invisible, el príncipe alzó su mano izquierda hasta los ojos del cabalista.

—Pero esto no podéis rehusármelo, mago —exclamó ruidosamente con risa forzada—. Decidme qué es lo que leéis aquí.

Y le aproximó al rostro la palma de su mano. Era una mano singular, de dorso estrecho, largo, huesudo y velludo, y palma, en cambio, carnosa, gruesa y corta. El Rabí Gabriel no había podido evitar la vista de aquella mano. Reprimiendo apenas un estremecimiento de horror, retrocedió un paso. Una atmósfera cada vez más sombría y deprimente iba llenando la habitación como una nube.

—¡Habla! —insistió el príncipe.

—¡Os ruego que no me obliguéis a ello! —replicó el cabalista, que apenas lograba aún dominar su

espanto.

—¿Creéis que voy a tener un ataque de nervios como una niña anémica si me predecís algo malo? He tomado parte en cien combates y he estado cien veces a dos dedos de la muerte —intentó reírse—. ¿Creéis que no puedo oír a un viejo judío anunciarme una desgracia? —Y como el otro siguiera callando, le gritó—: ¡No os refugiéis en vuestra testarudez como una tortuga en su caparazón! ¡Soltadlo de una vez! ¡Mi Calcante! ¡Mi Daniel!

—¡Os ruego que no me obliguéis a ello! —repitió el cabalista sin alzar la voz. Pero sus ojos, como lagos helados, posaban en el príncipe una mirada tal, que por un momento le dejó sin habla. Claramente delimitadas, profundas y breves, las tres arrugas marcaban en la frente del Rabí una letra desconocida y misteriosa. Mas entonces, el príncipe vio a Süss que había retrocedido, asustado, hasta un rincón, y se rebeló contra la extraña sensación que le oprimía: no iba a mostrarse ridículo y pusilánime ante aquel viejo. Volvió, pues, a ponerle su mano ante los ojos y le gritó imperiosamente:

—¡Habla!

El Rabí Gabriel habló y su habitual acento, malhumorado y áspero, hizo sobre la exaltación del príncipe más efecto del que hubieran podido hacer en él los amplios ademanes y todo un aparato de magia.

—Veo dos cosas. La primera no la diré. La segunda es una corona.

Atónito, el príncipe rió con risa gangosa.

—¡*Mille tonnerres*! No os andáis con chiquitas, señor mago. ¡Oro y púrpura! No predecís vagamente, como los quirománticos y los astrólogos ordinarios, grandes éxitos y brillante gloria, sino clara y precisamente una corona. ¡Qué demonios! ¡Cuánto va a alegrarse mi primo si se entera!

Sin responder, el Rabí Gabriel se volvió hacia Süss.

—Me marcho esta misma noche. Ya sabes en lo que hemos quedado.

Y saludando al príncipe salió.

—No es muy cortés que digamos, tu señor tío —dijo Karl Alexander a Süss, intentando disimular con risas su confusión.

—Debéis perdonarle, Alteza —se apresuró a responder el judío, tratando de dominar su emoción—: Es un misántropo y un extravagante. Pero aunque sus maneras no sean irreprochables —prosiguió ya del todo recuperado— lo que ha dicho resultaba bastante agradable.

—Sí —dijo el príncipe, pensativo, trazando líneas sobre el entarimado con su espada—. Pero ¿y lo que se ha negado a decir?

—Tiene sus excentricidades. Lo que él considera importante y cree una gran desgracia, generalmente es algo de lo que nosotros, los que vemos la vida tal y como es, nos reímos. Una corona es algo tangible y concreto. Y la desgracia de la que no ha querido decir nada es seguramente una quimera suya.

—¡Una corona! —prosiguió Karl Alexander, riendo—. Tu tío ve muy lejos. La muerte tendría que hacer una buena limpieza antes de que me tocara a mí. Por lo pronto, mi primo y su hijo viven aún, y ninguno de los dos piensa dejar este mundo. Al contrario, acaba de hacer las paces con su mujer para que le dé más hijos vivos. —El príncipe se levantó y se desperezó—. ¡A ver, judío!, ¿me harías un préstamo sobre el trono de Württemberg? —Y le golpeó familiarmente el hombro, riendo con estruendo.

Süss le miró reverente.

—Estoy a la disposición de Vuestra Alteza con todo lo que poseo… Con todo lo que poseo —repitió.

El príncipe dejó de reír y miró al financiero, que se mantenía ante él en una actitud aún más grave y respetuosa que de costumbre.

—Basta de bromas —dijo luego bruscamente, encogiéndose de hombros, como para desembarazarse de una pesada carga, y recuperando su modo de hablar de siempre añadió—: La pequeña Kosel me ha pedido unas sandalias turcas con piedrecitas azules. Procúrame las mejores que encuentres, judío.

Y mientras abandonaba la estancia, cojeando ligeramente, riéndose a carcajadas, le advirtió:

—¡Pero no me sises más de tres ducados!

El Rabí Gabriel salió de Wildbad en la diligencia pública. Con su anticuada casaca, de buena calidad, tal y como se llevaban en Holanda veinte años atrás, y su figura rechoncha, ligeramente cargada de espaldas, parecía un burgués malhumorado o un funcionario taciturno. Antes de su llegada, los viajeros charlaban alegremente, pero su presencia los hizo callar, desconcertados e inquietos, y el que ocupaba el asiento contiguo se echó imperceptiblemente a un lado, para evitar su contacto.

A poca distancia de la ciudad se cruzaron con una magnífica comitiva. Era el príncipe Franz Anselm von Thurn y Taxis, de Ratisbona, que se dirigía con gran pompa y numeroso séquito al palacete del Ermitage, que había alquilado en uno de los bosques próximos al balneario. El príncipe, distinguido anciano de

alargada cabeza aristocrática, que hacía pensar en la de un galgo, era viudo y viajaba en compañía de su hija única, Marie Auguste. La princesa, célebre en toda Alemania y más allá de sus fronteras por su extraordinaria belleza, difundida en innumerables retratos, iba sentada al lado de su padre con la indiferencia propia de las mujeres hermosas que saben que todos los ojos están pendientes de sus menores movimientos. Con curiosidad indolente, echó una mirada a la diligencia abarrotada de viajeros, y su leve sonrisa un tanto burlona y altanera no se borró bajo la mirada del cabalista. Su padre le había dado a entender, cauteloso, que en Wildbad habría de tomar una decisión importante y, según él esperaba, agradable. Viajaba, pues, en su fastuosa carroza, más dispuesta a dar un sí que un no a cualquier aventura, joven, indolente y, a pesar de ello, ansiosa. Bajo una brillante cabellera negra, su rostro menudo y delicado de lagartija mostraba el color mate de un noble mármol antiguo, barbilla puntiaguda, ojos rasgados, frente despejada y suave, nariz finamente dibujada y boca pequeña, carnosa y burlona.

Las damas de Wildbad mostraron cierta acritud a su llegada. La princesa de Kurland y la hija del embajador de los Estados Generales, desplazadas por la recién llegada, fruncieron los labios altivamente y la encontraron coqueta y provocativa. Pero Marie Auguste, erguida la cabeza, menuda y delicada, y con una sonrisa indolente y enigmática en los labios, seguía su camino orlado de admiradores.

La primera noche en que la princesa Marie Auguste se mostró en sociedad, resultó provechosa para Josef Süss. En ningún momento, y distinguiéndose por ello ostentosamente de los demás caballeros, mostró el menor interés en hacerse presentar a los príncipes de Ratisbona. Mientras que el joven lord Suffolk se ponía en ridículo por su actitud de suprema adoración, Süss dedicó su atención a las damas, ahora abandonadas, a las que había cortejado hasta el momento y de las que aquella noche ganó doblemente el favor. Sólo con grandes intervalos, y cuando las otras no podían observarle, sus grandes ojos oscuros se posaban en la princesa, y su claro rostro expresaba una admiración tan rendida como desenfrenada, de modo que Marie Auguste acabó por mirar con desembarazada curiosidad a aquel apuesto y elegante caballero. Por lo demás, conservó durante toda la noche, arropada por la admiración general, su sonrisa enigmática, excitante y un poco burlona.

Aquel que de ordinario era el centro de tales fiestas y objeto de todas las atenciones, Karl Alexander, príncipe de Württemberg, mariscal de campo imperial, héroe de Belgrado, de Paterwardein y de otras muchas batallas, no asistió a la fiesta. Permaneció encerrado y furioso en su habitación de la posada de la Estrella, a la luz de una sola vela colocada encima de la mesa. En bata y envuelto en paños el pie herido y gotoso, que aquella noche le dolía particularmente, estaba sentado ante una fila de botellas y garrafones. Neuffer, su ordenanza, emergía de vez en cuando de la oscuridad para llenarle el vaso, y el criado negro dormía acurrucado en un rincón. El príncipe bebía, maldecía y juraba. Lanzaba contra el Parlamento maldiciones en todas las lenguas y todas las obscenidades de los campamentos. Al anochecer, el correo ordinario le había traído una carta del Consejo del Parlamento, en la que se le comunicaba simple y llanamente que el crédito que había solicitado le había sido denegado.

Karl Alexander ardía en cólera. Se sabía popular en el ducado, su retrato ocupaba el puesto de honor en la mayor parte de las casas y el pueblo le aclamaba. Pero aquellos canallas del Parlamento, aquella chusma engreída, se atrevían a lanzarle al rostro tan grosera negativa.

Permanecía sentado, bebiendo y maldiciendo. Frenético de ira, arrancó las vendas que Neuffer le había puesto en el pie, y atravesó la habitación dando golpes. ¡Una corona! Aquel viejo judío le había profetizado una corona. ¡Maldito charlatán! ¡Bonita corona le ofrecían! No era más que un vagabundo, un mendigo errante a quien aquella partida de bandidos se atrevía a mandar una mierda de carta como aquélla. Gritó y blasfemó tan insensatamente, que Süss, al volver de la fiesta, ya muy entrada la noche, preguntó alarmado al ordenanza qué era lo que pasaba. Pero Neuffer, que no podía sufrir al judío, respondió evasivamente.

A la mañana siguiente, hacia mediodía y después de dos tentativas inútiles, Süss consiguió ser admitido a la presencia del príncipe, y entró con precaución en su cuarto, calzando unas medias de un modelo nuevo que deseaba enseñarle, pues el príncipe se interesaba siempre por los caprichos de la moda. Además, quería contarle los detalles de la fiesta. Pero jamás le había visto tan fuera de sí. Desnudo su cuerpo, robusto y macizo, se hacía duchar y friccionar por Neuffer y el negro. Le arrojó la carta del Consejo, y mientras Süss la leía rápidamente, gritó, chorreando agua y estornudando:

—¡Vaya un mago, tu señor tío! Bien me has engañado con él. ¡Menuda corona!

Süss, sinceramente indignado por la grosera negativa del Parlamento, se disponía a expresar en términos escogidos su desprecio y su cólera ante tal insolencia y a reiterar su devota abnegación, dispuesta a todo. Pero el príncipe, furioso contra todo el mundo, e irritado al verle tan peripuesto y elegante, ordenó de pronto:

—¡Neuffer! ¡Otmann! Bautizadme a este judío. Enseñadle a nadar.

Y el ordenanza y el negro lanzaron sobre Süss sendos cubos de agua en tanto que el perro del príncipe se arrojaba sobre él, ladrando. El judío se retiró a toda prisa, asustado, calados los pantalones y las medias nuevas y estropeados los zapatos, mientras que detrás de él resonaban las carcajadas del príncipe y de sus servidores.

Pero no lo tomó a mal. Los grandes tenían derecho a tales exabruptos, y había que tolerárselos. Y mientras se cambiaba de traje resolvió presentarse la próxima vez tan cortésmente como siempre, o mejor, manifestando una actitud más devota todavía, y probablemente sería mejor recibido.

Aquel mismo día llegó de Wurzburgo el consejero Fichtel. Aquella misma tarde, aquel hombre insignificante, de rostro menudo y astuto, visitó al príncipe. Sí, en la corte de Wurzburgo se sabía ya la extraordinaria e imprevista insolencia del Parlamento. Monseñor el príncipe-obispo estaba profundamente indignado por aquella miserable mezquindad con la que aquella gentuza se había atrevido a ofender a un héroe tan destacado. Pero su señor, en su sabiduría, había ideado otra solución que, al tiempo que sacaría al príncipe de apuros, daría una buena lección a los insolentes parlamentarios, además de causarles gran disgusto.

Antes de continuar explicándose solicitó permiso para hacerse preparar la infusión de café a la que se había habituado, y luego, doblemente insignificante al lado del corpulento príncipe y ante la taza humeante de su bebida favorita, expuso clara y precisamente el proyecto de matrimonio con la princesa de Thurn y Taxis, la mujer más hermosa del Imperio, dueña, además, de inmensas riquezas. Si el príncipe se convertía al catolicismo, aquel Parlamento insolente y rebelde enfermaría de despecho. Desde luego, monseñor estaba dispuesto a ayudar al príncipe, aunque rehusase aquella unión, pero veía en ella la solución más conveniente y le sería grato procurar así a Su Alteza una inmensa fortuna y una mujer encantadora, y al mismo tiempo poner a los parlamentarios amarillos de rabia. Y el consejero tomaba su café a pequeños sorbos, complacido.

Una vez solo, Karl Alexander se puso a recorrer el cuarto de un lado a otro, pesada aún la cabeza por su nocturna borrachera solitaria, y pasándose la mano por entre sus espesos cabellos rubios. ¡Qué zorros! ¡Los muy zorros querían hacerlo católico! ¡Aquel Schönborn, Friedrich Karl, aquel buen tipo, divertido y amistoso! ¡Vaya un zorro!

Se echó a reír. ¡Menuda broma! ¡Qué demonios! En realidad no dejaba de ser una burla excelente. La inmensa mayoría de los militares de alta graduación eran católicos, y católicos también los mejores soldados. Por su parte, desde su estancia en Venecia, tenía ideas muy amplias en materia de religión, y la misa católica le había gustado siempre. Para un soldado, nada más propio que el catolicismo con su incienso, sus imágenes y sus escapularios. Y si así complacía además a sus amigos de Wurzburgo y de Viena, tanto mejor. Él, por su parte, no se perjudicaba en nada. Una princesa guapa y rica. Se acabarían sus constantes quejas y la ineficaz búsqueda de dinero. Y además jugaba una maravillosa y excelente mala pasada al Parlamento rebelde. ¡Maldita sea! En cualquier caso, por lo pronto iría a ver de cerca a la hermosa princesa de Ratisbona.

Cuando Süss llegó al día siguiente le interpeló con buen humor.

—¿Ya te has secado, judío? ¿Qué tal te ha sentado el bautismo?

—Muy bien —respondió Süss— si ha divertido a Vuestra Alteza.

—¿Y si ahora te pidiera treinta mil ducados? ¿Me los darías?

—Estoy a vuestras órdenes.

—Sí, y luego me agobiarías hasta hacerme sudar sangre. Pero tengo alguien que me los dará sin pedirme un céntimo de interés.

—¿Habéis elegido a otra persona para que os financie? —preguntó inquieto el judío.

—No —dijo el príncipe, riendo satisfecho—. Por el momento, te necesito más que nunca. Me propongo permanecer aquí por lo menos otras dos semanas, pero quisiera salir de este agujero. Alquílame la villa Monbijou, amuéblala y llénala de criados de manera que ni en Versalles mismo puedan ponerle reparo alguno. Te nombro mi intendente y administrador de mi caja privada.

Süss besó la mano del príncipe y le dio las gracias efusivamente.

Karl Alexander envió a su criado negro al palacete del Ermitage, preguntando cuándo podría presentar sus respetos a los príncipes, y luego, aunque el camino era corto, hizo el recorrido en su gran carruaje, que a pesar de haber sido barnizado de nuevo, seguía resultando anticuado. Pero Süss había procurado ya a Neuffer y al cochero libreas nuevas.

En el Ermitage, el mariscal de campo fue recibido con grandes atenciones. Además del príncipe y de su hija Marie Auguste, se hallaban presentes el primer intendente de Thurn y Taxis y el consejero Fichtel. Franz Anselm von Thurn y Taxis era un anciano experimentado y escéptico. Benévolo, alegre, curioso y de

excelentes maneras, hallaba gran placer en la vida en sociedad y en la murmuración, y no creía en nada ni en nadie. Tenían infinidad de conocidos comunes en la corte de Viena, en Wurzburgo, en el ejército, entre la nobleza internacional. El príncipe hizo pequeñas observaciones maliciosas sobre ellos y el mariscal habló mucho y vivamente, asintiendo en unas ocasiones y tomando en otras la defensa de alguien.

El príncipe le escuchaba atentamente, inclinando cortésmente la distinguida y alargada cabeza de galgo. Karl Alexander le fue grato. Era, desde luego, un poco rudo, se excitaba con facilidad, cosa que debía evitarse siempre, y carecía de criterios propios. Pero, al fin y al cabo, era un mariscal, un héroe, y lo que se le pedía eran victorias y no entendimiento.

Marie Auguste habló poco al principio, y permaneció sentada y quieta, en actitud muy principesca, vestida de terciopelo gris tórtola, cogiendo con sus manitas carnosas y cuidadas los pliegues de su enorme falda, gentil y afectada, como era costumbre. Los brazos blanquísimos, desnudos hasta el codo, aparecían por entre los encajes venecianos. El pecho, los hombros y el largo cuello resplandecían con el brillo mate de un noble mármol antiguo entre los encajes. Su rostro, en delicados tonos pastel, menudo como la de una lagartija, resaltaba bajo sus brillantes cabellos negros. Llena de franca curiosidad, complacida, con mirada vivaz, rápida y apremiante, contemplaba al príncipe, cuya figura resultaba aún más corpulenta y viril al lado de la delicada esbeltez del príncipe, su padre.

El consejero Fichtel habló de una de las grandes acciones, llenas de valor, de Karl Alexander. Marie Auguste, mirando fijamente al príncipe, habló de una de las óperas que había visto en Viena, *El héroe Aquiles*, en la que Aquiles, después de haber arrastrado el cadáver, había cantado unos fragmentos maravillosos.

—Sí —observó el príncipe—, en la Antigüedad, lo más destacable era la nobleza.

Karl Alexander repuso que él actuaba siempre guiado por la intuición en cada momento, y que no creía tener muchas ocasiones de mostrar grandeza de espíritu. A ello respondió la princesa con los ojos clavados en él, que se sonrojó violentamente, que tampoco se estaban refiriendo a él, y todo el mundo rió divertido.

Los criados sirvieron helados, y café para el menudo consejero de Wurzburgo.

Al rubio príncipe de Württemberg le gustó extraordinariamente la princesa de negros cabellos. ¡*Mille tonnerres*! Cuando presidiera un baile en el palacio de Belgrado, los turcos, los húngaros y todo aquel pueblo salvaje iban a quedarse pasmados de asombro. Era una gobernadora que podría presentarse en Viena y en todas partes. Y tanto más cuanto que llevaba ducados suficientes para alhajar y restaurar el viejo palacio de Belgrado. Era un astuto zorro aquel Schönborn, y también un amigo, ¡maldición!, sí, un buen amigo que le había procurado tan buen negocio. Y no era solamente una mujer para exhibirla, sino también una pícara, él era un experto para darse cuenta de esas cosas. ¡Aquellos ojos, aquella boca! Un buen bocado para la cama. El rostro del mariscal irradiaba complacencia, y tuvo que contenerse para no chascar la lengua con delectación. Era una princesa desde el elegante prendedor que adornaba sus cabellos negros —¡qué demonios!, los de Ratisbona ya han tenido bastante— a la punta de su zapato de raso, que de vez en cuando asomaba por debajo de la pesada falda de terciopelo gris tórtola; una princesa y al mismo tiempo, una real hembra. Algo muy distinto de la agriada duquesa, la mujer de su primo. En su caso, no sería necesario que el emperador y el Imperio entero se pusieran en movimiento para obligarle a engendrar en ella numerosa descendencia. ¡Y con qué agudeza conversaba! ¡Cómo le daba a la lengua la muy pícara tomándole el pelo, lanzándole rápidas miradas! Harían buena pareja. Eberhard Ludwig se moriría de envidia. Él, Karl Alexander, no tendría necesidad de mantener una querida que le arruinase, pues su mujer legítima sería más deliciosa y más sabrosa entre las sábanas que la querida francesa más cara y, además, le llenaría la bolsa en vez de vaciársela.

Y los parlamentarios, aquella canalla burguesa —y al pensarlo, el mariscal sentía dilatarse su pecho de satisfacción—, reventarían de rabia. Sólo por eso ya valía la pena hacerse católico.

Miró a Marie Auguste. Aprovechando que el príncipe hablaba en aquel momento con los otros dos señores, el mariscal fijó en Marie Auguste la mirada apreciadora, violenta y brutal del soldado acostumbrado a tumbar a una mujer en la cama sin grandes consideraciones, y la princesa sostuvo aquella mirada con su sonrisa enigmática y sutil.

Al marcharse, Karl Alexander estaba firmemente decidido a hacerse católico.

Josef Süss había decorado suntuosamente la villa de Monbijou y estaba, particularmente orgulloso de la pequeña galería y del salón amarillo en el que ésta desembocaba. Por supuesto, el trabajo fuerte había corrido a cargo de Nicklas Pfäffle, que, grueso y flemático, había reunido a un amplio círculo de comerciantes y artesanos.

De esta manera se consiguió que la nueva residencia del mariscal de campo destacara por su

magnificencia, y el príncipe, golpeando a Süss afectuosamente en el hombro, le dijo:

—Eres un mago, Süss. Pero ¿cuánto me vas a sisar en todo esto?

El negro hacía muy buen papel en aquel cuadro, el príncipe rebosaba satisfacción, y el mismo Neuffer, que no podía sufrir al judío, y que por medio de constantes y ridículas intrigas intentaba sacar de quicio al impasible Nicklas Pfäffle, hubo de reconocer que ni él mismo lo habría hecho mejor.

Tampoco el consejero Fichtel ahorró sus elogios cuando Karl Alexander le mostró la villa, antes de empezar a dar fiestas en ella, pero en realidad le pareció que en general la decoración resultaba un tanto recargada, de nuevo rico, y sugirió al príncipe que hiciera quitar alguna que otra cosa. A su señor el príncipe-obispo le escribió que el mariscal había hecho decorar su villa por un hebreo, no siendo así de extrañar que apareciese instalado un tanto a la oriental y que su palacete de Wildbad estuviese más cerca de Jerusalén que de Versalles.

El viejo príncipe Franz Anselm tuvo una impresión parecida cuando asistió a la fiesta que dio Karl Alexander. Además estaba furioso porque había elegido para asistir a la misma una casaca de color amarillo pálido que no resaltaba nada en el salón principal de Monbijou de aquel mismo color. Karl Alexander había invitado a sus huéspedes a presenciar una ópera cómica, *La venganza de Zerbinette*, sabiendo que Marie Auguste hallaba gran placer en la comedia, la música y el ballet. Süss, por mediación de su madre, que vivía en Frankfurt y que continuaba relacionada con la gente del teatro, tuvo que hacer venir a toda prisa una compañía de actores de Heidelberg.

La concurrencia era limitada, pero muy elegante. El príncipe hubiera querido excluir de ella a Süss, pero no había podido resistirse a las miradas ansiosas y devotas de su intendente, y éste, con gran indignación de Neuffer, circulaba entre los invitados, galano y dichoso, vestido con una elegantísima casaca de color cervino, bordada en plata, como si aquella fiesta se celebrara sólo en su honor, pensaba Neuffer furioso.

Marie Auguste resplandecía vestida de terciopelo y brocado color burdeos. La banda de la Orden de Thurn y Taxis cruzaba su pecho, y en su manga brillaba la estrella de diamantes que el emperador le había concedido por su actuación en una institución benéfica. Habló poco. Pero la princesa de Kurland y la hija del enviado de los Estados Generales, que la habían saludado con más devota amabilidad que las más ancianas, creían oír por todas partes su voz indolente e infantil, y se juraron no volver a presentarse en fiesta alguna a la que ella asistiera y salir lo antes posible de Wildbad. Tomaron esta resolución por separado, y Süss manifestó su desconsuelo, también por separado a cada una de ellas y en términos idénticos.

Todas las conversaciones giraban en torno a la última noticia llegada de Stuttgart: la duquesa creía hallarse de nuevo encinta. Los doctores y las comadronas confirmaban su creencia, el Consistorio ordenó rogativas y una multitud de curiosos acudían a Einsiedeln a contemplar el espino plantado por Eberhard el Barbudo a su retorno de Palestina y que ahora echaba nuevos brotes, interpretándolo como un feliz augurio.

El consejero Fichtel se permitió algunas bromas crueles sobre el pobre Eberhard Ludwig y sus amargos placeres conyugales impuestos por el emperador. La amistad entre Brandeburgo y Württemberg siempre había sido una amarga relación, y el rey de Prusia había sido el padrino de aquellas bodas. Siguieron comparaciones físicas entre la duquesa y la condesa despedida. Los señores que rodeaban al consejero prorrumpieron en grandes risas, y el rostro del príncipe se pobló de lascivas arrugas. Las señoras quisieron saber el motivo de tal regocijo, y Süss se lo explicó, provocando sus risas. Luego, le embromaron, burlonas, con motivo de los retoños del espino traído de Palestina, y hasta la enigmática sonrisa de Marie Auguste se trocó en una sonora carcajada.

Karl Alexander se unió a sus burlas:

—Bonito mago, tu señor tío. El príncipe heredero está felizmente casado y el viejo duque ha conseguido poner en marcha otro heredero. Bien me has engañado con tu pariente el hechicero.

Marie Auguste, que no había visto jamás de cerca un judío en carne y hueso, preguntó, con temerosa curiosidad:

—¿Acostumbra degollar niños cristianos?

—Sólo de vez en cuando —la tranquilizó el consejero Fichtel—. Por lo general prefiere a los grandes personajes.

La princesa se preguntaba, con una seria expresión en el rostro, si los judíos que crucificaron a Cristo tenían aquel mismo aspecto, a lo que el consejero le respondió que aquel judío no había estado presente entre ellos con toda seguridad.

Süss, con hábil estrategia, evitaba en lo posible acercarse a ella, y se contentaba con admirarla desde una respetuosa distancia con miradas devotas y ardientes. Después de la ópera se hizo presentar a ella. Su actitud de franca admiración la complació.

—Parece un hombre como los demás —dijo, maravillada, a su padre.

Y Karl Alexander ganó en su opinión por tener aquel cortesano judío tan agradable y galante. Aún en medio de la excitación de su primer beso, y mientras que él sentía aún en sus labios el ardor de su boquita voluptuosa, Marie Auguste sonrió, y arreglándose el vestido, le dijo:

—¡Qué judío tan divertido tiene Vuestra Merced! —Después de lo cual abandonaron el pequeño gabinete y regresaron al salón. El príncipe, sin saber a ciencia cierta por qué, experimentaba la vaga sensación de que aquel beso ardiente y experto no era el primero que la princesa daba.

Los miembros del Consejo de los Once estaban de mal humor. El embarazo de la duquesa había resultado una ilusión, y ahora les llegaba además la noticia del próximo matrimonio de Karl Alexander con una princesa católica, y su conversión —los jesuitas lo llamaban insolentemente su regreso— a la Iglesia católica. Honradamente, los Once habían de reconocerse un tanto culpables de aquella desagradable conversión del hombre más popular del ducado.

El prelado Weissensee, en el mismo momento en que llegaron hasta él las primeras noticias de las relaciones del príncipe con los de Ratisbona, reconoció en aquellas maniobras la mano de la corte de Wurzburgo y la de su amigo Fichtel, de Württemberg. Se llenó de una divertida admiración ante tan sutil estrategia, pero de acuerdo con el interés caprichoso y desapasionado con el que llevaba a cabo su política, la caída del príncipe no le impresionó demasiado. Por supuesto preveía ya que la Comisión de los Once iba a mirarle con malos ojos, considerándole culpable de todo por haber sido él quien propusiera denegar el crédito. Pero también sabía que, aunque de mala gana, se dejarían convencer por sus argumentos, y había preparado una efectiva defensa. Estaba absolutamente convencido de que la conversión del príncipe, desde el punto de vista práctico, era completamente irrelevante. Aunque la esperanza puesta en el embarazo de la duquesa se hubiera visto truncada, era mucho lo que se interponía todavía entre el príncipe y el trono. Se preguntaba seriamente si unas perspectivas tan difusas valían realmente el esfuerzo que habían puesto los jesuitas en la conversión del príncipe. El ducado y el Parlamento tenían que ocuparse de hechos reales, su política debía hacerse a corto plazo. Por el contrario, la Iglesia católica, suspiró lleno de envidia, era una vieja, pétrea y eterna institución; los jesuitas tenían la suerte de poder hacer una política secular, a largo plazo, para las generaciones venideras.

Al principio, en la Comisión de los Once no se hizo más que vituperar profusa y rudamente al príncipe, de una manera estúpida. Pero finalmente, el presidente y primer secretario, Johann Heinrich Sturm, un hombre serio, reflexivo y sereno, puso término a aquellas injurias inútiles y poco pertinentes, y solicitó que se hicieran proposiciones prácticas. El rudo burgomaestre de Brackenheim declaró sin ambages que el culpable de todo aquello era Weissensee, y que su maldita obligación consistía en deshacer aquel entuerto.

Weissensee afirmó, sonriente y tranquilo, que la cosa no era tan grave. Desde el momento en que el príncipe había podido convertirse así, de la noche a la mañana, la verdadera fe no sufría realmente una gran pérdida. La conversión, sólo tenía para los católicos un valor propagandístico; se podía felicitar al mariscal de campo, puesto que se había librado para siempre de sus dificultades económicas y no necesitaría seguir importunando al Parlamento. En cuanto a otras consecuencias prácticas, ninguno de los miembros de la honorable Comisión, pensaba seriamente en ellas.

Pero el violento burgomaestre de Brackenheim insistió: a pesar de que la pareja ducal, gracias a Dios, gozaba de plena salud, y no se había perdido la esperanza de que dieran nuevos herederos al ducado; a pesar de que ya tenían al príncipe heredero, también rebosante de salud, puesto que la política de Roma preveía contingencias tan lejanas, no estaba de más oponerle a tiempo contraminas.

—¿Por qué no? —respondió serenamente Weissensee. Podían ponerse en relaciones, secretamente y sin comprometerse, con Friedrich Heinrich, hermano del príncipe. Por lo que pudiera suceder y de un modo única y exclusivamente teórico. Las libertades evangélicas y las del Parlamento no podían temer nada de aquel noble señor, piadoso y apacible.

Los Once callaron reflexionando con cierta angustia. ¿No había en aquella propuesta un ligero matiz de alta traición? Se trataba de algo puramente teórico, para prevenir lejanas contingencias, y que, en realidad, no los comprometía a nada. Pero de todos modos…

El presidente y primer secretario, Sturm, aquel hombre directo y honrado, profundamente ligado a su patria, odiaba estos métodos propios de los jesuitas, pero era dolorosamente consciente de que sin ellos no podía llegarse a ninguna solución. Pero sólo en el caso de que fuera estrictamente necesario. Sólo en ese caso, sólo entonces.

Veit Ludwig Neuffer, abogado del Estado y asesor del tribunal de justicia no quiso ni oír hablar de aquellos planes. Aquel hombre, todavía joven, de rostro huesudo y huraño y pelo negro y mugriento, cuyo

nacimiento se adentraba en su frente, había odiado encarnizadamente a los príncipes y había sido un desapasionado defensor de todas las libertades democráticas. Su primo, que se encontraba al servicio del príncipe Karl Alexander como ayuda de cámara, le había negado su amistad ultrajándole y burlándose de él, a pesar de que se habían criado juntos en la misma casa, con los mismos juegos y la misma educación. Pero ahora había visto ya demasiado, se había resignado a regañadientes, el mal era necesario; casi ansiaba, con un deseo de confirmación enconado y destructor, ver ratificada su amarga teoría. Con ocasión de su estancia en Wildbad, había vuelto a ver a su primo, el ayuda de cámara y, para ser sinceros, había ido directamente a visitarle y se había reconciliado con él de una manera extraña, burlona y mordaz. Probablemente tenía razón. Evidentemente aquello era así por ley natural, tenía que ser así: unos cuantos estaban arriba, y todos los demás eran serviles perros, que se arrastraban para lamerles las botas. ¿Un católico en el trono de Württemberg? ¡Y qué! Ése era precisamente el derecho de los príncipes, la divina Providencia, y el pueblo, ¡qué demonio!, debía someterse.

El insinuante Weissensee, sereno siempre y apacible, daba fin a sus explicaciones. Belgrado estaba muy lejos y no se trataba más que de una medida teórica, de una precaución contra eventualidades más que problemáticas. Desde luego, no habría de salir de sus manos documento alguno escrito. Y el *Corpus Evangelicorum* estaba de su parte.

Los Once rumiaban profundamente con las miradas fijas y llenos de intensa inquietud. La más lejana posibilidad de un duque católico les parecía inconcebible, intolerable, y los ponía enfermos. No podían imaginarse a un príncipe católico más que como un déspota, un tirano. Y precisamente aquél, relacionado íntimamente con la corte de Viena, enemiga encarnizada de toda libertad religiosa y de toda independencia parlamentaria. ¡Sus hermosas libertades! Ellos, los Once que allí deliberaban reunidos, las representaban, y de este modo, era a ellos personalmente a quienes amenazaba la posibilidad de un príncipe católico.

Decidieron que Weissensee iniciase las negociaciones con el hermano del mariscal, el príncipe protestante Friedrich Heinrich, pacífico e inofensivo. Pero privadamente, sin compromiso alguno y en el más estricto secreto.

En la catedral de Ratisbona se celebraban las bodas de Karl Alexander entre un sonoro repicar de campanas y humaredas de incienso y ante una brillantísima asamblea. El emperador había enviado una embajada especial, y el Papa se había hecho representar por un legado, el nuncio Passionei, al que había entregado una carta de su puño y letra. Asistían también el príncipe-obispo de Wurzburgo y una selecta representación de los ejércitos imperiales, en la que figuraba el más íntimo amigo de Karl Alexander, el general Franz Josef Remchingen, alumno de los jesuitas, de rostro rubicundo, abotargado y violento, que resplandecía achispado bajo la blanca peluca.

No había pareja más hermosa en todo el Sacro Imperio. El príncipe, elevándose como un cedro, ostentando el bastón de mando de mariscal de campo y la Orden del Toisón de Oro. Marie Auguste, la cabeza menuda y elegante deslumbrante con el brillo de un noble mármol antiguo destacando entre el terciopelo y los brocados blancos, la banda de la Orden de la casa de Thurn y Taxis cruzándole el pecho, en la manga, la estrella de oro pálido del emperador, en el escote la cruz de la Orden papal. Con paso ligero y elástico entró en la catedral, adornado el rostro por su sonrisa joven y enigmática bajo la corona de novia, una maravillosa obra de orfebrería, para la confección de la cual, Süss había reunido las distintas piezas escogiéndolas por toda Europa.

No se sentía en absoluto intimidada, sino más bien inclinada a buscar siempre, en medio de la solemnidad y la gravedad, el lado cómico de las cosas. Con indolente curiosidad, dejó vagar su mirada sobre los invitados, y mientras el obispo la ensalzaba por haber ganado de nuevo para la fe católica a aquel gran vencedor en las guerras contra los turcos, al león de las batallas, ella pensaba que el consejero Fichtel con toda seguridad lo que más disfrutaría del banquete sería su taza de café, y lo raro que resultaba ver al judío, vestido de gala, en la catedral. Era una persona realmente agradable y muy divertido, y en absoluto un ogro como ella había imaginado siempre a los judíos. De hecho, los gemelos que él llevaba eran más *à la mode* que los de su marido. Resultaba extraño, o sea que ahora tenía un marido. Seguro que en aquellos momentos el judío estaba mirando fijamente sus hombros cubiertos por el velo de novia, con sus grandes y rápidos ojos destacándose en su blanca tez.

Las velas ardían temblorosas y festivas, el órgano sonaba estruendoso, el humo del incienso formaba densas nubes, sonaban las bienaventuradas voces del coro de niños elevándose hasta el cielo.

Al día siguiente, mientras las trompetas de plata llamaban a los invitados al banquete, los recién casados subían a la lujosa embarcación, regalo del viejo príncipe, que había de conducirlos río abajo por el Danubio. Viajaban con una numerosa corte, monteros, criados, pajes y doncellas. El negro Otmann, se había instalado

a proa con las piernas cruzadas, clavados los ojos de mirada animal y profunda en el río.

En la orilla, estaban el príncipe, el obispo de Wurzburgo, el consejero Fichtel y, un poco retirado, entre ellos y la servidumbre, Josef Süss. Soplaba una ligera brisa, el ambiente era puro y tónico y todo el mundo estaba alegre. Del barco a la orilla iban y venían chanzas y bromas, en tanto que la embarcación levaba anclas. Luego, cuando Marie Auguste, que vestía un alegre traje de viaje, de color claro, lanzó su última mirada al muelle, ya lejano, el príncipe y el consejero se habían retirado, y lo último que vio fue el rostro astuto y satisfecho del jesuita y la esbelta figura del judío, en actitud aún de profundo respeto.

—No hubiera creído jamás —dijo a Karl Alexander, sonriendo— que se pudiera ser al mismo tiempo tan elegante y tan humilde como tu buen judío.

—¡Mi buen judío! —exclamó el príncipe, entre risas—. Con lo que nos roba podrían comprarse pueblos y ciudades enteras. Pero advirtiendo la sorpresa de su esposa, explicó:

—Está en su derecho. Para eso es judío. Pero, además, me es muy útil —añadió, con agradecimiento—. Puede conseguir todo aquello que se le pide: joyas, muebles, pueblos y hombres, y hasta la alquimia y la magia negra.

Luego, sin dejar de reír, le contó la historia del Rabí Gabriel.

—¡Ahí sí que me ha engañado tu buen judío! ¡Una corona! Hay todavía dos personas entre ella y yo. El príncipe heredero está sano como una manzana. Se encontraba de caza cuando me escribió su carta de felicitación. Y el duque, aunque la duquesa esté completamente rancia, si el diablo lo permite, todavía puede tener un montón de hijos, como los conejos.

Y prorrumpió en estruendosas risas, acariciando la mano de su esposa, en tanto que la embarcación avanzaba sobre las aguas azul verdosas entre las tranquilas orillas.

En el extremo de la proa seguía sentado imperturbable el negro, mirando fijamente hacia el este. Los ojos de la princesa estaban llenos todavía de las últimas imágenes de su patria, la imagen astuta y satisfecha del jesuita y la imagen servil y elegante del judío.

Antes de llegar a la frontera servia los alcanzó un correo especial enviado por Süss.

—Algo muy importante tiene que decirte tu judío —observó, sonriendo, Marie Auguste—. ¿Qué es lo que tiene tanta prisa por venderte?

Karl Alexander abrió el mensaje y lo leyó. El príncipe heredero había muerto de repente durante un baile en la corte de Stuttgart.

Tendió el papel a la princesa. La sangre se le agolpó en la cabeza, oyó una voz áspera y malhumorada y vio los ojos tristes y graníticos, y sobre ellos las tres arrugas profundas y breves, amenazadoras e inquietantes, como una letra de una escritura desconocida e indescifrable.

LIBRO SEGUNDO

El pueblo

El ducado de Württemberg contaba con setenta y dos ciudades y cuatrocientos pueblos. En aquellas tierras se cultivaba grano, frutas y vino. El ducado era considerado como un hermoso y noble vergel en el Sacro Imperio. Tanto los ciudadanos como los campesinos eran gente alegre, comunicativa, voluntariosa y despierta. Aceptaban pacientemente el gobierno de sus príncipes. Si tenían un buen príncipe pagaban gustosos; si el príncipe era malo, lo tomaban como una disposición del cielo, como un castigo del Señor. Cada habitante de Württemberg, hombre, mujer o niño, pagaba una contribución de diez ducados de oro a las rentas ducales.

A veces el duque era bueno, a veces el duque era malo. El sol brillaba, llegaban las lluvias, el trigo crecía, el vino crecía, la tierra había sido bendecida.

Pero desde todas partes iban tendiéndose los hilos, las manos se alargaban para coger, los ojos miraban llenos de ambición, desde todas partes se tejía una red sobre todo el país.

En París reinaba
Luis XV
y sus ministros. Una parte de Württemberg, el condado de Mömpelgard, se hallaba completamente rodeado por sus territorios y esperaba sólo la ocasión de devorarlo. En Berlín se había instalado la condesa, intrigando todavía con la nobleza del Imperio, buscando aquí y allá la oportunidad de conseguir todavía algo más; en Frankfurt y Heidelberg, Isaak Landauer y Josef Süss esperaban la ocasión de apretar las clavijas al ducado; el secretario de Estado del Papa tejía sus hilos que desde Roma se enlazaban con Wurzburgo, con príncipe-obispo, para que el país se sometiera a la autoridad de su mitra; en Viena, los consejeros imperiales rumiaban nuevos acuerdos con el príncipe heredero, el católico, creaban lazos entre Stuttgart y Viena; en Ratisbona, el anciano príncipe de Thurn y Taxis les mandaba señales; y en Belgrado, el mariscal de campo, Karl Alexander, y Remchingen, su amigo y general, trazaban grandes planes.

Todos se mantenían tranquilos a la espera, se observaban con desconfianza, proyectando sus grandes sombras silenciosas sobre el país.

El sol brillaba, llegaban las lluvias. Creció el trigo, la fruta y el vino. La tierra había sido bendecida.

En los primeros días de noviembre, tan precipitadamente como había reinado y vivido, murió Eberhard Ludwig, duque de Württemberg y de Teck, por la gracia de Dios, mariscal del Sacro Imperio Romano y de la ilustre provincia de Suabia y coronel de tres regimientos de Infantería y Caballería.

Yacía ahora sobre un enorme catafalco, el rostro amarillo azulado a causa del ahogo, amortajado con su uniforme de gala constelado de condecoraciones, entre las que destacaban la del Elefante de Dinamarca y el Águila negra de Prusia, rodeado de innumerables cirios y con cuatro oficiales montando guardia a su cabeza y a sus pies. En el vasto y silencioso salón, ajada y amargada le velaba su esposa, la duquesa Johanna Elisabetha. Su triunfo había sido bien corto, y si su marido, al que había recuperado después de tan obstinada espera, por el que había sudado sangre, yacía allí, después de tan pocos meses, muerto, azulado, asfixiado, era también por culpa de la otra, de la mecklemburguesa, de aquella bruja, que le había hecho víctima de su último maleficio. Pero era ella y no la otra la que estaba sentada allí, sola. Le era indiferente quien fuera a reinar ahora en Württemberg. Probablemente el católico junto con su arrogante, frívola y emperifollada esposa. Pero ella se sentía tan hundida que todo aquello no le interesaba nada. Sólo tenía ya un objetivo en su vida: la venganza. Los parientes de aquella mujer todavía abrevaban en el ducado, aquella mujer todavía brillaba cargada de riquezas y esplendor, todavía hacía fluir hasta ella la savia del país, a través de cientos de pequeños canales, por medio de los administradores de sus bienes, gracias a sus

malditos judíos. Ahora que Eberhard Ludwig había muerto, se había quedado desprotegida, ya no había que seguir teniendo consideraciones con aquella mujer. Ella, la duquesa, iniciaría un nuevo proceso ante el nuevo duque, ante el emperador y ante el Imperio. Aquella mujer había atentado contra su vida, por medio de brujerías había causado la muerte al príncipe heredero y al duque. Ahora, ella, la duquesa no iba a ceder al primer embate, no iba a cesar en su empeño. No iba a hacerlo a gritos, pero su afligida voz no dejaría de oírse hasta que la otra acabara sin nada, cubierta de harapos y de oprobio. Sumida en estos pensamientos permanecía sentada ante el lujoso catafalco, gris y afligida, dándole vueltas al triste pedazo de vida que le quedaba. Las olorosas flores de invernáculo llenaban el ambiente con su perfume, los grandes cirios oscilaban, y oficiales, con los sables desenfundados, velaban al difunto.

Cuando los heraldos anunciaron la muerte del duque, sus súbditos se descubrieron emocionados. Ahora que había dejado de existir, veían tan sólo su magnificencia, su afabilidad, sus méritos de soldado, su lujo y su elegancia, y se inclinaban a atribuir todas las miserias de su reinado a la condesa y a sus hechizos. No sólo la acusaban de todo el dinero que había extraído del ducado, sino que le echaban la culpa de toda desgracia y pestilencia, porque por su culpa, la sólida imagen de la casa ducal en Alemania se había tambaleado, y se habían perdido ventajosas oportunidades de conseguir nuevos derechos y ventajas, porque, para no encolerizar a la corte imperial, había sido preciso actuar en todas partes con precaución y cautela, y siempre, cuando más necesario habría sido el dinero, había habido un déficit monetario. Y cada vez, la imagen de la duquesa se hundía más en el fango, y la del duque se alzaba con mayor esplendor. Las mujeres se secaban los ojos: ¡había sido un hombre magnífico!, ¡charlaba amistosamente con cualquiera!, ¡un señor tan bueno!, ¡un señor tan atractivo!

Y los correos circularon a pie, a caballo o en coche. Uno, a Frankfurt, donde Isaak Landauer meneó la cabeza, se frotó las manos exangües y exclamó, sonriendo:

—Reb Josef Süss va a convertirse en un gran personaje y a hacer grandes negocios.

Otro a Wurzburgo, donde el grueso y jovial príncipe-obispo sonrió y mandó llamar a Fichtel, su consejero privado, y otro a Belgrado, donde Karl Alexander, duque ya, respiró profundamente. Era duque. Se veía llevando la guerra al corazón de Francia y manejando las palancas del mundo. Pero a través de todo aquello veía también unos ojos grises y oía una voz áspera y malhumorada que le decía: «Veo dos cosas: la primera no la diré». Y contemplaba pensativamente su mano, una mano singular, de palma carnosa, gruesa y pequeña, y dorso estrecho, largo, huesudo y cubierto de vello.

Marie Auguste se encontraba frente al espejo, lo hacía con frecuencia, y se erguía, desnuda y sonriente, ante él. Con sus ojos rasgados bajo su frente despejada y tersa, examinaba su cuerpo suave y esbelto que tenía el color de un noble mármol antiguo. Se estiraba voluptuosamente y su carita de lagartija, de labios demasiado rojos, resplandecía a la luz de su sonrisa. Iba a ser delicioso ir ahora a Stuttgart por entre una multitud respetuosa en la dorada carroza ducal. También aquí en Belgrado había sido encantador reinar sobre aquel pueblo bárbaro, de violentos deseos. Pero ¡qué satisfacción iba a ser ver elevarse hacia ella los homenajes como nubes de incienso en la corte imperial y en las demás cortes alemanas! Llevaría la corona ducal sin peluca. No era ésa la moda, pero ella la impondría y la corona, pequeña y alta, brillaría orgullosa sobre sus sedeños cabellos negros. Con ademán a medias hierático y a medias obsceno, levantó los brazos por encima de su cabeza, de manera que se hizo visible el rizado vello de sus axilas, y con la respiración agitada, sonriendo, se paseó cimbreándose, casi bailando, por la habitación. ¡Cuántos caballeros acudirían a su corte, alemanes, italianos y franceses, y no semisalvajes como aquí! Sería casi como Versalles. Y todos aquellos que ahora seguían a la princesa con una mirada medio impertinente y medio admiradora, ¡con qué devoción contemplarían a la duquesa! También el cortesano judío, aquel galán al que nada detenía, volvería a hallarse en la periferia de su círculo. Y al pensarlo hizo Marie Auguste un mohín divertido. Sí, era maravilloso ser hermosa, era maravilloso ser rica, era maravilloso ser duquesa. Era delicioso que hubiese galantes caballeros, hermosos trajes, coronas, luces y fiestas. El mundo era bello y era maravilloso vivir.

En el castillo de Winnenthal, a cuatro horas de Stuttgart, el hermano de Karl Alexander, el apacible príncipe Heinrich Friedrich, se sintió profundamente turbado al recibir la noticia de la muerte de su primo. Vivía tranquilo en su castillo, leyendo y dedicado a la música. Hacía pocos años que tenía consigo una querida joven, rubia y apacible, de ademanes suaves, bonita, de ojos serenos e inteligencia un tanto lenta, hija de un oscuro noble campesino. Cuando Weissensee había venido a proponerle sustituir a su hermano el mariscal católico en la sucesión al trono, aquel soñador había acogido con entusiasmo la idea. Pero el astuto prelado había reconocido en el acto que aquel príncipe de espíritu quimérico sólo veía fantasías en la política y se perdía en vagas imaginaciones. No, no se podía intentar nada con aquel pretendiente contra Karl Alexander, enérgico y emprendedor. Tras la muerte del príncipe heredero, cuando la sucesión pasó del dominio de la especulación al de la realidad, llegó de Belgrado —sólo Dios sabía cómo el mariscal había

tenido noticia de las negociaciones— una carta perentoria en la que Karl Alexander conminaba secamente a su hermano para que se mantuviera lejos de toda intriga. Asustado, el débil príncipe renunció a la empresa e incluso procuró evitar toda relación con Weissensee. Ahora, tras enterarse de la muerte del duque todo aquello volvía a aparecer ante sus ojos como un fantástico y brillante sueño. Sudando y temblando, terriblemente excitado, aquel hombre débil iba de un lado para otro de madrugada, imaginando todo lo que podría haber conseguido con un poco de iniciativa; se imaginaba tomando posesión del poder, escribiendo al emperador, nombrando ministros, despojándolos de sus cargos, firmando tratados con Francia, dirigiendo ardientes discursos al pueblo. Finalmente, lanzando un profundo suspiro regresó al dormitorio, no quiso despertar enseguida a su querida amante, se desnudó con cuidado, sin hacer ruido, preocupado por su debilidad de carácter, se tendió a su lado, abrazándose a ella y palpando sus senos grandes y calientes, hasta que la joven abrió sus hermosos y estúpidos ojos, se consoló en la dulce juventud de ella y finalmente se durmió de nuevo suspirando, pensativo y satisfecho.

Al recibir la noticia de la muerte del duque, el prelado Weissensee recorrió, agitado, los amplios salones de su residencia adornados de blancos cortinajes. ¡Cuántos problemas, complicaciones y conflictos! Un príncipe católico en el país de origen del protestantismo. Una constelación nueva e inesperada, sin precedentes en Alemania occidental. Personalmente había sabido tomar a tiempo buenas posiciones y cualquiera que fuese la solución no habría de perder su puesto y su influencia. No se había expuesto innecesariamente, no había dejado cabos sueltos. Y andando de un lado para otro, a través de los amplios salones de su residencia, hacía planes y los rechazaba, gozando de su excitación y de la dicha de proyectar intrigas y hacer proyectos.

Pero Magdalen Sibylle, su hija, permanecía quieta. Sus ojos azules en su rostro moreno y resuelto reflejaban sus pensamientos y cambiaban de tonalidad, haciéndose más claros o más oscuros. ¡Un católico, un hereje, en el trono! Ahora reinaría la confusión y la desgracia en todo el país. ¡Haz Señor, *Sabaoth*!, que el país se mantenga firme y resista las tentaciones con las que los idólatras intentarán atraerlo, que se resista a las amenazas mediante las cuales querrán hacernos abandonar la verdadera fe. Este príncipe impío lleva una vida de gloria y esplendor, ha ganado grandes batallas, tiene el favor del emperador, su esposa se comporta de un modo altanero y frívolo. ¡Haz Señor, *Sabaoth*!, que el pueblo permanezca firme frente a la desgracia y venza la tentación. Y su padre, su padre estaba en la primera línea de batalla, estaba en sus manos ser un defensor del amenazado evangelio. Ella no quería pecar contra el cuarto mandamiento, pero temía que él no tuviera la misma firmeza para las cosas de Dios que tenía para las de los hombres. Como siempre que se sentía apurada, buscó refugio en Dios, abrió la Biblia al azar suplicando una revelación. Pero sólo halló el fragmento: «Podéis comer de todos aquellos pájaros puros. Pero de entre ellos, éstos son los que no debéis comer: el águila y el avestruz, el gavilán y el pelícano». Meditó largamente sobre ello; pero a pesar de toda su destreza en descifrar oráculos, no pudo hallar relación alguna entre la desgracia que había caído sobre el país, su preocupación por la fe auténtica y firme de su padre y el avestruz y el pelícano que a los israelitas no les estaba permitido comer. Decidió presentar el oráculo a su amiga Beata Sturmin, la iluminada, la santa ciega del Colegio Bíblico de Stuttgart. Pero antes, reflejándose en su rostro, varonil y resuelto, toda su preocupación y sus sombríos pensamientos, contempló a su padre, que no se sentía en absoluto apesadumbrado, sino por el contrario, muy animado, mientras su rostro delgado y expresivo reflejaba una gran concentración, completamente tenso, mientras iba de un lado para otro.

Media hora antes de la señalada para el inicio de la sesión, los once miembros del Consejo estaban ya reunidos en el Parlamento. En el orden del día figuraban asuntos sin importancia, pero no tenían nada claro, andaban a ciegas, querían por lo menos tantear a sus vecinos, obtener una respuesta en aquella oscuridad.

¡Ojalá no le hubieran negado el crédito al príncipe en su momento! ¡Ojalá no se hubieran puesto en contacto con su hermano menor! Ahora se encontraban en apuros y con el agua al cuello. El príncipe tendría que ser un santo para no aprovechar su poder para hacérselo pagar. Y lo era todo menos santo, era un soldado, un mariscal de campo acostumbrado a que se le obedeciera ciegamente y sin replicar. Se decía que en Belgrado no procedía precisamente con indulgencia, sino que con frecuencia y de forma reiterada, acababa peleando salvaje y violentamente con sus agregados, que maldecía de una manera brutal y violenta, que no consentía que se le llevara la contraria, y que lanzaba piezas de vajilla y de porcelana a las cabezas de sus consejeros. Para decirlo brevemente, que era un déspota, sólo comparable a aquel antiguo e impío césar. Iban a tener terribles dificultades con aquel Leviatán.

Porque no estaban en absoluto dispuestos a ceder un ápice en sus derechos y libertades. ¡Ah, cuán dulce era el poder! Ellos, los Once, saboreaban la miel virgen de la Constitución. El resto del Parlamento sólo

existía para confirmar lo que ellos decidían. Pero ellos, los Once, reinaban sobre el país, se reunían a puerta cerrada como la *Signoria* veneciana, ellos llevaban las riendas, negociaban y pactaban entre sí, y tenían al duque y a sus ministros con las manos atadas. Era muy agradable y dulce sentirse tan importante y en la cima del poder. No podían permitir que nadie viniera a introducir cambios. Iban a afianzarse sólidamente y a proteger la tierra de la tiranía y del avasallamiento católico. No en vano estaban firmemente protegidos y custodiados. La ley era clara, y estaba tan bien elaborada que el duque debía jurar proteger sus derechos y los de la Iglesia protestante. De esta ley, Roma, con toda su astucia y su pericia a la hora de interpretar, no podía quitar nada. A Riegel no le ganaba ni el más astuto jesuita. Aquel hereje, aquel tirano iracundo ya podía hacer rechinar los dientes cuanto quisiera, este hueso era demasiado duro para que lo royeran sus dientes. ¡Bendita claridad de la ley! ¡Alabadas las benditas garantías de la religión! ¡Bendita la magnífica y sólida Constitución y el tratado de Tubinga! ¡Alabada la sabia y precavida prudencia anticuada y ensalzada, con la que se ponía un bozal a los duques mordaces!

Puntualmente a las diez, Johann Heinrich Sturm, el presidente, abrió la sesión. Pero antes de que se pudiera empezar a hablar de los temas previstos en el orden del día, se personó ante los sorprendidos caballeros, el consejero político Filipp Jaakob Neuffer, hermano del abogado. Presentó papeles, según los cuales, Karl Alexander recibía el trono de Württemberg como legítimo heredero, y que hasta su llegada al ducado, los consejeros von Forstner y Neuffer quedaban encargados, en calidad de ministros oficiales, de la dirección de los asuntos de Estado.

Sonriendo y con toda amabilidad, el consejero comunicó a los sorprendidos caballeros que el duque sabía de la inquietud que reinaba en el Parlamento en lo que se refería a la religión y a las libertades de los nobles. Se felicitaba de poder transmitir a los señores, en nombre de Su Excelencia, que desde aquel mismo momento, éstas se veían ratificadas y garantizadas. El duque había tenido ocasión de tener algunos cambios de impresiones con algunos miembros de la comisión acerca del entonces hipotético caso, que ahora se había hecho realidad, y los caballeros habían manifestado entonces como muy deseables las garantías que ahora se les concedían, para crear un clima de confianza, tan necesaria, entre el duque y el Parlamento.

Nueve de los once escucharon este discurso en silencio y absolutamente desconcertados. Incluso el presidente Sturm, un hombre tranquilo y de una gran sangre fría, tuvo que hacer un tremendo esfuerzo para obligarse a decir algunas frases, con las que reconocía el poder absoluto del consejero —ahora por tanto ministro—, agradeció los documentos que se le habían entregado y declaró que los estudiarían con atención.

Una vez se hubo retirado el ministro, los caballeros siguieron sentados sin moverse de sus sitios, anonadados, desorientados, desconfiados y profundamente enojados. Había pues entre ellos hombres que negociaban por su cuenta. Los que estaban sentados junto a Weissensee y a Neuffer se apartaron de ellos, de un modo casi imperceptible.

Mientras tanto, el otro Neuffer, ahora ministro, solicitó del comisionado de guerra, utilizando el poder que le había otorgado el nuevo duque, un destacamento de soldados, que obtuvo tras una consulta formal al Parlamento. El anterior duque no había sido enterrado todavía, cuando irrumpió por la fuerza en el Consejo deteniendo en nombre de Karl Alexander a los cabecillas del partido de la condesa y los hizo conducir a la fortaleza de Hohenwiel, haciendo caso omiso de sus protestas y amenazas. Quedaron así prisioneros el gran mariscal de la corte y presidente del Consejo, Friedrich Wilhelm, aquel hermano de la condesa que la había hecho expulsar fríamente para consolidar su posición, sus dos hijos, caballerizo mayor uno y ministro el otro, y todos sus partidarios y protegidos, el consejero eclesiástico Pfeil, el consejero privado Pfau, los consejeros políticos Vollmann y Scheid e infinidad de empleados subalternos. ¡Cómo habían reinado hasta entonces! ¡Con qué despectiva altivez! Apenas se dignaban contestar a los saludos y ahora se pudrían en el fondo de un calabozo sombrío, sin que nadie se ocupase de ellos.

A continuación, el plenipotenciario fue a presentar sus respetos a la duquesa y le dio cuenta de lo que había pasado, proporcionándole el triunfo después de tantos años de aflicción, e hizo proclamar, con pregones y anuncios, que Karl Alexander había asumido el mando y llegaría pronto de Belgrado, habiendo decretado ya sanciones contra aquellos funcionarios desleales que oprimían al pueblo en provecho propio, al mismo tiempo que se comprometía, por adelantado, bajo su palabra de príncipe, a respetar y garantizar sinceramente todas las libertades y especialmente las religiosas.

Tales declaraciones provocaron un ardiente entusiasmo en el pueblo. ¡Aquello sí que era un príncipe! Hacía justicia sin tener en cuenta la posición de los culpables e intervenía con rapidez y osadía como en aquel cuadro que mostraba el asalto de Belgrado. Era un jefe y un héroe. Todo iría bien con él.

Cerca de Hirsau, partía de la carretera principal un camino de carro y de éste un sendero, que se

internaba en el bosque y terminaba ante una sólida y alta empalizada, detrás de la cual grandes árboles frondosos tapaban por completo la vista. Sólo dos individuos de la región, un jardinero y un anciano jornalero que hacía los recados, tenían acceso a la finca, y eran hombres taciturnos, poco inclinados a satisfacer la curiosidad preguntona. Se sabía tan sólo que la finca había sido comprada a los herederos de su antiguo propietario por un holandés, el cual se había presentado a las autoridades con el nombre de *Mynheer* Gabriel Oppenheimer van Straaten, que poseía el gran salvoconducto de los Estados Generales. La compra se llevó a cabo con todas las formalidades, cumpliéndose escrupulosamente todas las exigencias policiales y catastrales. El holandés vivía allí con una joven, una criada y un criado. Se contaba una historia singular sobre un vagabundo que había intentado penetrar en la casita aislada. Sorprendido y domeñado por el holandés, éste se había contentado con tenerle encerrado toda la noche en una habitación llena de libros, y el vagabundo, tembloroso y trastornado, había partido al día siguiente a través del bosque y no se le había vuelto a ver por aquellos lugares.

Durante algún tiempo corrió el rumor de que aquel holandés era el judío Errante, pero no tardó en extinguirse, pues el individuo en cuestión se mantenía lejos del lugar, daba paseos solitarios, generalmente por el bosque, y se dejaba ver muy pocas veces, de modo que la gente acabó por acostumbrarse a él. En definitiva, sólo se trataba de una empalizada y de unos árboles enormes, y detrás de ellos vivía el holandés, y si se dedicaba a hacer cosas prohibidas, por lo menos lo hacía sin que nadie lo supiera y sin molestar a nadie.

Pero también vivía en Hirsau, aquel Magister Jaakob Polykarp Schober, que dirigía el Colegio Bíblico, del que formaba parte Magdalen Sibylle. Era un hombre joven, algo grueso y mofletudo, que gustaba de dar largos paseos mientras meditaba. En el curso de uno de ellos, siguiendo maquinalmente a un pájaro que revoloteaba delante de él de rama en rama, llegó a la empalizada de madera, trepó sin esfuerzo por ella sin darse demasiada cuenta de lo que hacía, avanzó por entre los árboles, se encontró de repente ante un espacio despejado y vio, en medio de macizos de tulipanes y otras flores desconocidas, cuidadosamente cultivadas, la casa del holandés, que relucía bajo el sol como un dado de resplandeciente blancura. Ante la casa se alzaba una especie de toldo y bajó él, tendida y sumida en un vago ensueño, había una joven de rostro mate y cabellera intensamente negra, vestida a usanza extranjera. El Magister la contempló en silencio humildemente, con ojos asombrados y se retiró de puntillas. Pero desde entonces, la imagen de la joven tendida bajo el toldo, ante la casa blanquísima rodeada de tulipanes, se mezcló en sus visiones de la Jerusalén celestial.

El Rabí Gabriel dejaba en plena libertad a la joven y Naemi florecía apaciblemente, sin grandes deseos. Tenía a su servicio a un anciano criado, devoto y silencioso, y a su doncella holandesa Jantje, una mujer bondadosa, afectuosa y parlanchina que la cuidaba desde muchos años atrás. A veces sentía deseos de ver a otras personas, pero puesto que su tío la mantenía alejada, era mejor así. Las personas con las que soñaba, las personas acerca de las que leía eran mejores que las personas reales.

Naemi se sumía con delicia en los libros que su tío leía con ella. Eran, sobre todo, libros hebreos y entre ellos la Cábala, de interpretaciones múltiples y variadas. Más que pensarlos los veía. El árbol cabalístico y el Hombre divino eran para ella cosas reales y tangibles. Las letras-números del nombre de Dios bailaban ante sus ojos una danza sagrada, las figuras de la Ciencia divina agitaban sus múltiples miembros, los triángulos ascendían, los rectángulos descendían y la estrella de cinco puntas saltaba de una cima a otra. Pero los heptágonos y eneágonos alargaban sus múltiples miembros, amenazantes, querían atrapar su presa estrechándose a su alrededor suavemente. Y todo se fundía en una danza armoniosa de complicados giros.

El Rabí la instruía:

—Cada frase, cada palabra, cada letra de la Escritura tiene un sentido oculto que se manifiesta cuando comparas las palabras con otros puntos de la Escritura, cuando conviertes el calor numérico de las letras en otras formaciones. Mira, aquí sólo ves un papel manchado de negro, pero está más vivo que un hombre vivo, es la boca que habla para la Eternidad. ¿No es éste acaso el milagro de los milagros? Hace muchos miles de años alguien pensó, sintió esta frase. La boca que la pronunció por primera vez está muerta, el cerebro que la pensó por primera vez está muerto, pero su mano la escribió, y puesto que fue escrita, Dios se derramó en las letras y tú puedes pensarla y sentirla hoy, después de tantos miles de años. En la palabra escrita está Dios. Las letras viven, se entretejen, las letras se convierten en números, los números en sonidos, en Eternidad. Lo que alguien escribe se desprende de él, sigue viviendo su propia existencia y habla a otro. Pero quien se consagra a ello encuentra a Dios en todo lo escrito.

Éstas eran las enseñanzas del Rabí Gabriel. Naemi escuchaba y se esforzaba en comprender, pero las historias sagradas sólo se conformaban unos momentos según las deducciones difíciles y místicas que les

arrancaba su tío. Después volvían a la normalidad y recuperaban el color y el cuerpo, y en la sangre de la niña se convertían en hermosas y coloridas fábulas, en heroicas aventuras.

Leía el *Cantar de los Cantares*: «Mi amado ha tomado la palabra y dice: ¡Levántate ya, amada mía, hermosa mía, y ven! Que ya se ha pasado el invierno y han cesado las lluvias. Ya se muestran en la tierra los brotes floridos, y ha llegado el tiempo de la poda, y se deja oír en nuestra tierra el arrullo de la tórtola… Paloma mía que anidas en las hendiduras de las rocas escarpadas, dame a ver tu rostro, hazme oír tu voz. Que tu voz es dulce, y encantador tu rostro».

Sensitiva y atenta deslizaba sus serenos ojos sobre las gruesas y macizas letras hebreas. El rostro, blanquísimo como el de su padre, se inclinaba lleno de atención desde su largo y erguido cuello, sus ojos estaban llenos de sueños antiquísimos, apoyaba la cabeza en las manos, los brazos se redondeaban suavemente en las articulaciones.

El Rabí Gabriel le explicaba que lo que acababa de leer significaba la creación del mundo, las flores eran los patriarcas, y la voz de los adolescentes que estudiaban los secretos de la Escritura hacía que el mundo se conservara y se manifestasen los patriarcas; y desarrollaba sus interpretaciones con gran profundidad y sutileza hasta ensimismarse y perderse en el silencio. Naemi le escuchaba piadosamente, pero apenas callaba, las flores volvían a ser flores y resonaba en sus oídos la suave y sencilla melodía: «Que ya ha pasado el invierno y han cesado las lluvias, ya se muestran en la tierra los brotes floridos, y ha llegado el tiempo de la poda, y se deja oír en nuestra tierra el arrullo de la tórtola». Cerraba los ojos y prestaba oído a la voz seductora, acechando más allá de los árboles y conteniendo la respiración. Pronto, dentro de un instante iba a surgir el pastor que pronunciaba tan bellas palabras de argentino son… Pero nunca llegaba nadie.

También los héroes y los santos de la Biblia significaban ciertamente lo que el Rabí Gabriel le explicaba; pero en su ausencia, Naemi los contemplaba con sus propios ojos. Era Tamar, amada de Amnon; era Raquel, que huía con Jacob, y Rebeca junto al pozo. Era también Mirjam, que bailó la danza de la victoria ante los cuerpos de los egipcios ahogados por el Señor. Pero no era Jael, que clavó un clavo en la sien de Sisera, ni tampoco Débora, que juzgaba en Israel. Atribuía a los personajes de la Biblia los rasgos de las escasas personas que conocía. Agar tenía el rostro de Jantje, la criada charlatana, y los profetas mostraban los ojos grises y tristes de su tío y su nariz roma, y hablaban con su voz áspera y malhumorada.

Pero los héroes tenían la apostura de su padre, su rostro, sus grandes ojos inquietos y su voz sonora, flexible y elocuente. ¡Su padre! ¿Por qué venía a verla tan pocas veces? Colgarse de su cuello era vivir y todo lo demás tan sólo una impaciente espera de su regreso. Todos los héroes de las Escrituras tenían su aspecto: Sansón, que venció a los filisteos, llevaba su casaca verde aceituna y avanzaba resplandeciente y temible con sus botas de montar. David, cuando venció a Goliat, vestía la elegantísima casaca roja que su padre vestía en su última visita, y al levantar el brazo para blandir la onda hacía revolar los encajes de sus puños. Pero también veía con secreto horror que los cabellos por los cuales Absalón quedaba colgado del árbol, eran los rizos castaños de su padre, y cuando David gemía: «¡Absalón, hijo mío!», se lamentaba con la áspera voz de su tío, y eran los ojos llenos de fuego de aquel padre tan amado, los que cerraba con sus manos exangües.

El nuevo duque remontaba el Danubio en la lujosa embarcación que su suegro le había regalado. Inmóvil en la proa permanecía el negro en cuclillas con la mirada inescrutable. Junto a la duquesa se sentaba el corpulento general Remchingen, arrebatado el rostro bajo la peluca blanca, resoplando, y siguiendo la moda hacía la corte a su bella señora en su alemán cantarín de austríaco. El buen soldado estaba radiante de júbilo y cien proyectos temerarios florecían en su imaginación. Uno de los primeros actos del duque había sido nombrar a su antiguo amigo ministro de la Guerra y general en jefe del ejército de Württemberg.

En Viena fueron brillantemente recibidos. Sus Majestades se mostraron condescendientes y hubo misa mayor, banquete en palacio y función de gala en la Ópera. El viejo príncipe de Thurn y Taxis había salido hasta allí al encuentro de su yerno y también sus dos amigos eclesiásticos habían querido ser los primeros en felicitarle. Cuando la embarcación se detuvo junto al muelle, esperaban en él el príncipe-obispo de Wurzburgo, con sus consejeros Raab y Fichtel, y el príncipe-abad de Einsiedeln. Todos ellos abrazaron al duque con alegría cordial y besaron respetuosamente la mano de Marie Auguste.

Después de la Ópera y cuando Sus Majestades y la duquesa se retiraron a sus habitaciones, Karl Alexander, el príncipe de Thurn y Taxis y los dos prelados permanecieron reunidos. Se sirvió el viejo y dorado vino de Tokay, brillante y untuoso, al que el duque se había habituado en Belgrado. Lo bebía a grandes tragos mientras los jesuitas lo tomaban en pequeños sorbos. Reinaba en la habitación un denso

ambiente, saturado por el humo de las bujías y los vapores del vino.

Karl Alexander abrió su corazón a tan probados amigos. No estaba dispuesto a enmohecerse en su ducado como un pequeño príncipe adocenado. Su ambición no se limitaba a velar porque sus súbditos cultivasen bien sus viñas, hilasen su lino y mantuvieran limpios la nariz y los faldones de sus hijos. Dejaría gobernar a sus ministros, pero reinaría él. No en vano había pasado tanto tiempo en los campamentos. Era un duque soldado, y si hasta entonces había sabido combatir y vencer por cuenta de otro, aunque se tratara de un soberano amigo y aliado, mejor sabría luchar y triunfar en su propio provecho.

Luis XIV

había hecho grandes conquistas; la diminuta Venecia había absorbido gran parte del territorio de Grecia; partiendo de Suecia,

Carlos XII

había paseado sus banderas a través de media Europa y en Potsdam se preparaba para nuevas campañas. Sentíase hombre capaz de agrandar su pequeño territorio y hacer de él, con la ayuda de Dios, un poderoso Estado. En todo caso no dejaría su país tal y como era actualmente, que apenas podía uno revolverse en él. Conocía lo bastante el arte de la guerra como para saber que su pequeño dominio constituía, por su situación, el núcleo de uno mayor. Además, el momento era muy favorable. Estaban en guerra con Francia. Sólo tenía que avanzar derechamente hacia los dominios de Württemberg, al otro lado del Rin, hacia el condado de Mömpelgard, enclavado en territorio francés, y seguir luego adelante desde allí. Para un estratega era una excelente base. Y después todas aquellas menudencias en el interior y junto a las fronteras del ducado, las ciudades libres de Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmund, Weil der Stadt; no comprendía cómo sus antepasados las habían dejado crecer y florecer tan exuberantemente. Ya se encargaría él de que no cayeran como piedras en el estómago del ducado, sino como un delicioso banquete.

—Sois muy atrevido, querido amigo —observó el viejo Thurn y Taxis, sonriendo y aspirando el perfume de su tokay, con su fina nariz de galgo. Oía con gusto los proyectos de su impetuoso yerno. Los consideraba utópicos y no creía que llegasen jamás a convertirse en realidades, pero ¡por Dios!, el duque era un soldado y no había que exigirle gran perspicacia política. Resultaba simpático, estimulante y divertido que se tomara el asunto de una manera tan marcial. Dos meses en su residencia ducal extinguirían aquellos ardores.

Los dos príncipes de la Iglesia escuchaban atentamente los atrevidos proyectos de Karl Alexander. Habían actuado con celo en su conversión, en primer lugar en cumplimiento de su deber de atraer al buen camino a las almas extraviadas, en segundo lugar porque la conquista del príncipe de Württemberg había de ser una excelente propaganda, pero sobre todo, había sido un juego para ellos. No habían hecho grandes planes políticos basados en su conversión. Mas ya que Dios había arreglado tan felizmente las cosas, dando tan gran relieve a aquella nueva conquista, podían recibir complacidos las innumerables felicitaciones que merecería su sabia previsión. Ante todo, era preciso aprovechar aquella suerte inesperada. Un fuego como el que devoraba al duque era siempre útil. Podía servir para cocinar sabrosos platos.

El grueso príncipe-obispo de Wurzburgo habló cautelosamente: el duque, su amado hermano en el Señor, tenía grandes proyectos, que todo príncipe católico debía ver con entusiasmo. Pero olvidaba que Dios le había escogido para gobernar una Babilonia rebelde y endurecida. Aquellos malditos evangélicos habían roído, como hambrientas ratas, los derechos que los príncipes alemanes habían recibido de Dios, dejando tan sólo unos cuantos harapos.

—Los habitantes de Württemberg —replicó el duque— no son malos de condición, sino súbditos fieles a sus príncipes.

Pero estaba aquella maldita chusma de Parlamento, aquellos asnos, aquellos tenderos mezquinos que le habían rehusado el aumento solicitado, un grupo de traidores que había intrigado con su hermano. Pero él se había mantenido alerta y no se había dejado robar el trono, y ahora, llegado al Poder, les haría pagar caras sus traiciones, los haría sudar sangre. Por eso no quería ser un príncipe sino un soldado, para poder darles una buena patada en sus insolentes traseros.

El abad sonrió. No era tan sencillo. En primer lugar, su hermano en el Señor, el duque, había prometido de antemano, dando toda clase de garantías, que se respetaría la religión.

—Eso no significa nada; simples pedazos de papel —gritó brutalmente el duque, con la voz ronca por el vino. A lo que el jesuita respondió sosegadamente:

—Desde luego. Pero de momento tenéis las manos atadas. Tampoco la Biblia es, después de todo, más que papel y, sin embargo, Roma y el mundo entero reposan sobre ella.

El príncipe de Wurzburgo intervino, conciliador: La fuerza y la prudencia de Karl Alexander, la ayuda y la astucia de sus amigos, sus soldados y la justicia de su causa acabarían por rasgar aquellos papeles. El

retorno del ducado al catolicismo, fundamento y piedra angular de todos aquellos proyectos, sería difícil, pero no era imposible. Bastaba recordar la diestra y dichosa conversión del Palatinado de Neuburg. Para empezar se dispuso que el Ejército entero, oficiales y soldados, se reclutasen tan sólo entre los católicos, medida a la que ningún Parlamento podía oponerse. Luego, todos los cargos de la corte fueron confiados gradualmente a los católicos y para terminar también todos los empleos oficiales. Los protestantes fueron despedidos, todos sin excepción. ¡Cuántas almas abrazaron por entonces en el Palatinado la verdadera fe! Primero los funcionarios cargados de familia y temerosos de perder el sustento. ¡Con qué premura abjuraron de la herejía protestante y cómo se apresuraron aquellas buenas almas a buscar refugio en el seno de la Iglesia!

Siguieron riendo y bebiendo. Nuevas perspectivas se abrían constantemente ante sus ojos. El príncipe-obispo prometió trazar, con ayuda de su consejero Fichtel, un plan político especialmente apropiado a Württemberg. Luego se separaron llenos de entusiasmo y esperanza.

Al día siguiente visitaron al duque tres consejeros del Imperio, para deliberar sobre la guerra con Francia, a la cual se había lanzado el emperador un tanto a la ligera. Karl Alexander, que hasta entonces sólo había sido ante los consejeros imperiales un general a sueldo, pedigüeño y molesto, harto difícil de tratar, se pavoneaba ahora, vanidoso, al verse solicitado. Con arrogante abandono y grandes ademanes, arrojó a los ministros los doce mil hombres de refuerzo que le pedían temerosos. A cambio, envuelto en infinitas cláusulas diplomáticas y con alusiones veladas, el tratado secreto le prometía protección y apoyo contra cualquier posible ataque de su Parlamento.

Cuando el duque salió de Viena, su Sacra Romana Majestad le besó en las dos mejillas ante la corte y el pueblo.

Cuando Josef Süss se enteró de la muerte de Eberhard Ludwig, permaneció un momento con la respiración cortada, la boca entreabierta, alzada la mano izquierda como en un ademán de defensa y agolpada toda su sangre en el corazón. Había llegado a la meta. Bruscamente se encontraba en la cima. ¡Lo había deseado tan ardientemente! Lleno de esperanza había actuado ante sí mismo y ante los demás como si estuviera ya en la cima, pero en su interior se había sentido siempre corroído y sacudido por las dudas. Y ahora, de repente, le había sucedido, había tenido suerte y escogido, entre cien mil, el número premiado; había tenido la inspiración acertada y ahora, orgulloso y genial, dejaba muy atrás al astuto Isaak Landauer, que se había sonreído burlón, meneando la cabeza y frotándose las manos exangües, al verle confiar en aquel príncipe insignificante.

¡Ah! Ahora sí que iba a sentirse orgulloso y poderoso. Cien salones brillantes se abrían ante él. De un solo golpe había sido lanzado hacia arriba. Ahora sería tratado de igual a igual, se sentaría a la mesa fastuosa de los grandes. Los que hasta ahora levantaban su pie con desprecio para echarlo a patadas acabarían inclinándose ante él. Los que le hacían esperar en las antecámaras tendrían que esperar ante su puerta hasta que él quisiera recibirlos. Y las mujeres, finas, deslumbrantes y elegantes que le permitían indulgentes gozar con ellas, ahora le suplicarían que tomara sus orgullosos cuerpos. Devolvería con creces las patadas que había tenido que soportar. Entronizado en lo alto se regocijaría en su *dignité*, demostraría a los grandes señores que un judío podía llevar la frente diez veces más alta que ellos.

Vendió sus casas de Frankfurt y de Mannheim e hizo saber, por medio de un arrogante aviso, que todo aquel que tuviese en el Palatinado crédito contra él podían presentarlo en el acto. Entretanto compró secretamente, utilizando un intermediario en Stuttgart, en la Seegasse, el palacio de una noble familia arruinada, lo hizo restaurar magníficamente y amplió su servidumbre, su vestuario y sus caballerizas. Hizo prolijos preparativos para salir al encuentro del duque de un modo principesco y festivo.

En medio de estos preparativos le sorprendió Isaak Landauer. Oscuro y mugriento, el gran financiero, sentado en postura angulosa y descuidada en un amplio sillón, calentaba sus manos descarnadas y exangües, irritando profundamente a Süss con sus rizos y su caftán, con su aspecto de judío miserable. Pero Süss, no sin desencanto, tuvo que constatar que no inspiraba a Isaak ni admiración ni envidia.

—Habéis tenido suerte, Reb Josef Süss —dijo, meneando la cabeza con expresión de buen humor un tanto burlón—. Pero la cosa hubiera podido salir mal y entonces habríais perdido todo vuestro dinero con ese pobre diablo.

—En todo caso —respondió el otro con acritud—, no es ya ciertamente un pobre diablo.

—Eso es precisamente lo que yo quería decir —asintió Isaak. Y luego, en tono confidencial y autoritario, prosiguió—: Pero ¿a qué viene tanto fausto y tanta ostentación? Dejaos aconsejar por un viejo hombre de negocios, permitid que os diga que no es práctico y sólo puede perjudicaros. ¿Para qué situaros a plena luz? Para un judío no es bueno colocarse donde todos puedan verlo. Creed en el consejo de un hombre

experimentado: un judío está mejor actuando en la sombra.

Luego, con una risita gutural, concluyó:

—Una buena letra en la caja de caudales vale más que un bordado en el vestido hecho con hilo de oro.

Y con benévola ironía pasó su mano por los bordados de la manga de Süss, que casi asqueado retiró el brazo.

«Así son estos jóvenes —pensaba Isaak Landauer, después de su visita a Süss—. Se rebajan y rebajan hasta ponerse a la altura de un *goyim*. Necesitan a su alrededor ruido y esplendor, y casacas bordadas. Necesitan sentirse apreciados por los demás. En su superficialidad, no pueden ni imaginar la maravilla del triunfo sutil y secreto que se esconde en el caftán y los rizos».

Y Süss, entretanto, pensaba para sí, despectivo:

«¡Qué cobarde! ¡Siempre escondiéndose! ¿De qué sirve el poder si no se hace gala de él? ¡Cuánto prejuicio estúpido, temeroso y anticuado! ¡Sobre todo, no llamar la atención de los cristianos! ¡Refugiarse siempre en las sombras! Yo, en cambio, me pondré a plena luz y miraré a los ojos a la gente».

Salió para Frankfurt en un magnífico carruaje y fue a ver a su madre, para mostrarse ante ella con todo su esplendor. La anciana y hermosa dama —de ella había heredado Süss su tez blanquísima y sus ojos rasgados— llevaba una vida cómoda y vacía. ¡Cuán llenos de acontecimientos habían estado antes sus días! Michaele, la actriz, había recorrido Alemania al galope de sus caballos y para ella todos los caminos habían estado llenos de adoradores, de aventuras, deseos, triunfos, penas y agitación. Ahora su existencia sólo recibía del exterior el débil reflejo de los sucesos, tenía que dar importancia a cualquier nadería, para mantener la apariencia de su propia importancia, para mantener una apariencia de actividad, llenaba sus horas cuidando los restos de su belleza, manteniendo una amplia y tumultuosa correspondencia y deslizándose en la vida de sus innumerables relaciones. Süss se pavoneaba ante ella, que se embriagaba con su lujo y escuchaba atenta, abiertos y ardientes los grandes ojos rasgados, sus ruidosas jactancias. Y él, ante aquella oyente que le escuchaba tan gustosa y con tanta admiración se sentía cada vez más importante.

En medio de su diálogo multicolor y vano apareció el Rabí Gabriel. Süss acababa de hablar con voluptuosidad triunfante de las mujeres que se agolpaban a la puerta de su alcoba y Michaele le oía con ávido interés. El rostro granítico, ancho y malhumorado del viejo vino a aplastar como un enorme bloque de piedra aquellos rostros ligeros y llenos de color. Sí, sabía que el nuevo duque había salido de Viena y haría pronto su entrada en el ducado. Süss iba, naturalmente, a su encuentro, ¿no? Hablaba con una ironía tan glacial y tan fatigada, que todo lo que Süss había obtenido parecía miserable y vano. Luego preguntó, incidentalmente, si pensaba ir por fin a Hirsau, pues su hija necesitaba verle, y cuando Süss respondió con evasivas, excusándose, no insistió, pero los tres surcos de su frente se hicieron más profundos. Paseó su mirada de la madre al hijo y del hijo a la madre, y se retiró en seguida.

Durante todo el tiempo que él estuvo presente, Michaele se mostró inquieta, temblorosa, temerosa y confusa, como un pájaro sin cerebro. Süss no había visto nunca a su madre estando el Rabí presente. Su sola presencia había destrozado el orgullo y el esplendor de Süss hasta tal punto, que a éste le fue difícil reconstruirlo. Lentamente y un poco desconcertado aún, recobró su expresión altanera y dedicó leves ironías al anciano Rabí. Pero su madre no le hizo coro y su partida no fue tan brillante y satisfactoria como su llegada.

Hizo rápidamente el camino hasta Ratisbona, donde el duque le recibió ruidosamente y de muy buen humor. Arrebatado el rostro bajo su peluca blanca, Remchingen le lanzó sus más rudas bromas. No podía sufrir a los judíos, y aquél, con sus maneras demasiado corteses e insinuantes, le era doblemente antipático. También el viejo príncipe de Thurn y Taxis se mostró reservado. No olvidaba aquella fiesta en el palacio de Monbijou, en la que el judío había destruido el efecto de su traje amarillo pálido con su salón del mismo color.

La duquesa, sin embargo, le sonrió divertida, con amabilidad. Su fino talle y la burlona cabeza surgían delicadamente del extravagante traje de terciopelo azul oscuro, entre cuyos pliegues casi desaparecía el diminuto perrito. Graciosamente le dio a besar al judío su mano, pequeña, cuidada y carnosa, mientras que con la otra sostenía, de una manera graciosa y afectada, como era costumbre, los pliegues superiores de su falda. ¡Cuántos pensamientos perversos y tenebrosos no habría dejado aquel judío en su mano al besarla! Seguía teniendo aquellos ojos llenos de una elocuente e ilimitada devoción. ¡Y qué elegantemente vestía, siempre a la última moda! Era divertido tener cerca de sí un judío como aquél, que parecía un galante caballero de Versalles y escondía bajo su elegante casaca su perverso corazón, lleno, seguramente, de toda clase de malicias y de venenosos reptiles.

Más tarde, a solas con él, el duque le pidió informes sobre el ambiente que se respiraba en el país. Preguntó algo superficial y sin importancia, pero Süss se dio cuenta de inmediato, secretamente divertido

por los métodos tan primitivos con los que manifestaba su inseguridad, de cuánta importancia se daba a su opinión y al instante volvió a ser el hombre de negocios, objetivo, concentrado y en guardia. Tensos los nervios, el hábil financiero desempeñó su labor con gran aplomo. Puso en marcha todo el mecanismo de su espíritu calculador, diseccionando con rapidez y precisión todos los argumentos importantes en favor y en contra, exponiéndolos con toda claridad, contando, sopesando, calculando. Obtuvo más información del duque que éste de él.

Había tres cosas, según pudo darse cuenta, que el duque quería oír: que el pueblo, descontento, esperaba de él la liberación de todas sus desgracias; que él era el mayor general alemán, a quien el país debía, como algo natural, los medios para obtener un ejército estatal; que el Parlamento estaba compuesto por una banda de sinvergüenzas avaros, testarudos y rebeldes. Astutamente, Süss orientó sus respuestas de manera que todas acabaran siendo una confirmación de aquellos tres principios.

De pronto el duque le dio un golpecito en el hombro y exclamó:

—He de confesar que no me engañaste con tu mago, judío.

Süss se estremeció y su respuesta fue menos clara y segura que de costumbre: aquellas predicciones cabalísticas le habían costado muy caras. No tenía, pues, nada de extraño que se realizaran. El duque, sin dejar de observarle y también con acento un tanto forzado, recordó que el Rabí había profetizado un mal fin. Si sus profecías eran tan seguras, ¿por qué Süss ligaba su fortuna a la de su señor? Süss respondió, después de un silencio:

—Lo que el Rabí considera bueno o malo no pertenece a este mundo, y dos hombres tan poco soñadores como Vuestra Alteza y yo, no necesitamos rompemos la cabeza tratando de comprender tan sutil metafísica.

Pero de pronto enmudeció, cortada la respiración, e inclinó hacia un lado la cabeza. Le parecía que por encima de su hombro le miraba fijamente alguien, un hombre que tenía su mismo rostro, pero que era tan sólo una vaga sombra. También el duque guardó silencio. Los objetos perdieron su color en torno a él, el judío mismo se borró de su vista y Karl Alexander se vio avanzar en una extraña danza irreal, en la que el mago Gabriel cogía una de sus manos y Süss la otra.

Pero el judío le arrancó de su visión y le condujo hacia otras cuestiones. El duque había hablado con acritud y desprecio de su hermano el príncipe Heinrich Friedrich y de sus intrigas con los parlamentarios. Süss se agarró a aquel tema, burlándose discretamente del apacible y desmañado conspirador y habló de su querida, la rubia mansa y tonta. El duque le escuchaba con expresión maliciosa y divertida. Sí, la pobre muchacha no debía divertirse mucho con el infeliz Heinrich. Riendo a carcajadas pidió al judío que se la describiese; el brillo de sus ojos delataba que estaba maquinando algo. Por supuesto, el judío conocía a la muchacha. Cauteloso, diestro y minucioso, Süss describió, como hombre entendido, a la hija del pequeño aristócrata campesino, rubia, carnosa, blanda y pesada, de tibia y melancólica juventud. El duque le escuchó con maligna avidez, lleno de satisfacción. Tenía un plan.

—¡Eres un experto, judío! Bien se ve que conoces la carne de cristiana —exclamó, riendo.

Una vez solo, Süss sonrió triunfante y estudió el camino que debía seguir. Era claro y preciso: adular al duque, sin vacilar ni retroceder ante la exageración. Proporcionarle dinero y con el dinero mujeres, soldados y gloria. Más, siempre más. No guardar demasiado para sí, pero procurárselo en tan gran medida que bastaran las migajas para hacerle rico. No tener en cuenta al Parlamento para nada, ponerse abiertamente contra él y tratar a sus miembros como a la peor canalla. Perseguir un único fin: dinero para la caja ducal.

Había sabido agradar a Karl Alexander. Y había hecho bien en comprar un palacio en Stuttgart. Cuando salió de Ratisbona, precediendo al duque, era ya consejero de Hacienda del ducado de Württemberg. Con su nombramiento recibió un decreto de la duquesa, designándole administrador de su caja particular.

Los habitantes de Stuttgart prepararon al nuevo príncipe un recibimiento entusiasta y alzaron tres arcos de triunfo, con soberbias inscripciones latinas, numerosas figuras alegóricas, banderas y guirnaldas. Llenaron las calles, enrojecido el rostro y alegremente tonificados por el aire frío de un claro día de diciembre. Se oían por doquier los gritos de los vendedores ofreciendo el retrato del duque, el famoso retrato en el cual tomaba por asalto la fortaleza de Belgrado, a la cabeza de setecientos zapadores y bajo una lluvia de balas. Süss había hecho imprimir a millares el grabado, para satisfacción del príncipe y de su pueblo y beneficio suyo, y todos, burgueses y campesinos, se disputaban tan barato y patriótico ornamento para sus paredes. En toda la ciudad sólo se oía la música, las aclamaciones y las salvas de artillería. Por último, extendiéndose a lo largo de dos millas, apareció el cortejo: funcionarios, oficiales, soldados a pie y a caballo, mensajeros, pajes y la carroza de gala del duque, tirada por dieciséis caballos. La pareja ducal desfiló así por las calles resplandecientes de nieve, bajo el cielo azul pálido de diciembre, y mil banderas

multicolores ondearon alegres a su paso.

Abiertas las bocas y los corazones, los habitantes de Stuttgart contemplaban encantados a su imponente soberano, que avanzaba en su carroza, abierto el manto de pieles por encima de su amplio pecho cubierto de condecoraciones, y erguida la cabeza leonina de ojos dominadores, y, quizás más que a él, contemplaban a su encantadora duquesa, que los miraba con abandonada curiosidad, sonriente, envuelta en blancas pieles y coronada su singular cabecita de lagartija por una diadema. ¡Cómo se burlaba en su interior de aquellos suabos que la aclamaban! y ¡qué ridículo le parecía el orador de la Universidad de Tubinga, profesor obeso, sudoroso e intimidado, declamando trabajosamente y con marcado acento suabo una enfática salutación en verso! Pero le escuchó con grave atención cuando habló de los pueblos que el duque estaba llamado a gobernar y proclamó con emoción patética que el nombre de Karl Alexander reunía en uno todo lo que se recordaba de Carlomagno y del Alejandro griego, lo que el pueblo de Dios alababa en Sansón y las cualidades que habían hecho famoso a Hércules, terminando por compararle con el César romano. Ni siquiera dejó ver su ironía cuando el orador alabó al duque por haber sabido elegir, como el inmortal príncipe de Ítaca, un prudente mentor. Pero se preguntó quién era realmente aquel mentor, si el consejero Fichtel, pequeño e insignificante, con su pasión por el café, o el judío elegante y astuto.

Este último se mantenía modesto y respetuoso en último término, perdido entre el grupo de dignatarios. Le había parecido hábil entrar silenciosamente y sin ninguna ostentación en Stuttgart. Había tomado posesión de su magnífica residencia y no había atraído hasta entonces la atención de las gentes. De su secretario, el silencioso y flemático Nicklas Pfäffle, resultaba imposible obtener información alguna, de manera que lo único que se sabía era que su señor era un gran dignatario de la corte del nuevo duque. Pero poco a poco se fue averiguando que el consejero de Hacienda, aunque se comportaba como un gran señor cualquiera y tenía la apariencia de tal, no era más que un vulgar judío no bautizado. Ahora bien, las leyes prohibían a los judíos avecindarse en el ducado. Los señores del Parlamento también pusieron mala cara y habrían preferido expulsar al judío del país, pero nadie quería enfrentarse al duque desde un principio por cuestiones tan poco relevantes. El pueblo miraba asombrado al judío, con curiosidad y desconfianza, pero se decían que dada la situación embarullada del Tesoro y la astucia de los judíos que administraban la hacienda de la condesa, se podía tolerar que el duque tuviera cerca de sí un consejero de esa misma raza. Se reconoció, además, que el nuevo judío se conducía con discreción y modestia, pues durante la ceremonia, a pesar de su título y de su resplandeciente uniforme, se mantenía humildemente en último término.

Pero tres días después, en la recepción ofrecida a los miembros del Parlamento, su actitud fue muy distinta. Altivo, frío y distante, se erguía entre los ministros, contemplando con aire despectivo y hostil al grupo de parlamentarios. El pequeño grupo de ministros, en el cual figuraba el judío, todos luciendo vistosos uniformes, se mantenía arrogantemente a distancia del denso grupo de parlamentarios vestidos de oscuro. La Cámara se componía de catorce prelados y setenta representantes de las ciudades y los municipios. Sólo algunos de ellos, el sutil y discreto Weissensee y el abogado Veit Ludwig Neuffer, agotado por el trabajo, estaban a la altura de la situación. Los demás mostraban rostros preocupados y confusos, y permanecían azorados y hostiles ante las miradas heladas y despectivas de los ministros. Entre estos últimos se distinguían el presidente del Consejo, Forstner y el ambiguo e insinuante Neuffer, que ya en vida del viejo duque habían sido los mentores de Karl Alexander y se habían opuesto a los planes que el Parlamento había trazado contando con el príncipe Heinrich Friedrich. También se contaba entre ellos Andreas Heinrich von Schütz, con su enorme nariz ganchuda, que debía su primer encumbramiento a la condesa, pero que lograba mantenerse en todos los Gobiernos. Los parlamentarios no esperaban nada bueno de aquellos tres, ni tampoco del judío, cuya presencia en aquel solemne acto constituía ya una provocación. ¡Había que ver la actitud tan llena de orgullo y petulancia de aquel tipo! ¡Bien sabía Dios que aquello era una provocación para el Parlamento! Pero ya vería, encontrarían el modo de enseñarle cómo comportarse.

Únicamente confiaban en uno de los ministros, y el hecho de que el duque le hubiera designado para formar parte de su Gabinete compensaba la presencia de Neuffer y del judío. Se trataba de Georg Bernhard Bilfinger, filósofo y físico. Karl Alexander conocía a aquel hombre rechoncho, de rostro abierto, carnoso y enérgico, porque había colaborado con él en determinados cálculos y proyectos de fortificación, y aunque toda filosofía le inspiraba gran desconfianza, no había podido resistir al deseo de hacer entrar en su Gabinete a aquel reputado matemático e ingeniero en lugar de un jurista.

Los dos grupos, pequeño el de los ministros, denso y nutrido el de los parlamentarios, se mantenían el uno frente al otro, como animales enemigos: grande, torpe, negro e inerme, el uno; y pequeño, brillante, multicolor, ágil y peligroso, el otro. Pero a pesar de la marcada diferencia exterior, se entretejían los hilos entre los dos grupos: entre el parlamentario Neuffer y su hermano, el ministro; entre el severo, leal y patriótico presidente del Parlamento Sturm y el severo, leal y patriótico consejero Bilfinger; e incluso entre

el nervioso, elegante y curioso Weissensee y el nuevo consejero de finanzas, singular, ambiguo, insinuante y elegante, el judío, Su Excelencia el hebreo.

Llevaban esperando mucho tiempo, más de una hora. Y no acababa de oírse el himno nacional ni la orden a la guardia que ocupaba la antecámara de presentar armas. Las puertas que comunicaban con las habitaciones privadas del duque permanecían cerradas. Sudorosos en el denso ambiente del salón, sombríos e impacientes, los representantes del pueblo se apoyaban alternativamente sobre una y otra pierna y hasta los ministros comenzaron a agitarse. No esperaban que el duque tratase tan despectivamente al Parlamento desde un principio. ¿Era intención deliberada, capricho, azar u olvido?

Sólo uno lo sabía. El judío, sonriente, saboreaba con gozo y expresión de complicidad el extraordinario triunfo que Karl Alexander se ofrecía a sí mismo y se asociaba de todo corazón a él. Puesto que los Estados habían intrigado con su hermano, que esperaran ahora hasta que se les doblaran las piernas en tanto que él gozaba a la querida de Heinrich Friedrich, la mansa y apacible criatura de dorados cabellos.

El consejero Andreas Heinrich von Schütz leyó la Constitución, a la cual debía el duque jurar fidelidad. Se habían añadido también las garantías y seguridades que Karl Alexander les había prometido cuando aún era príncipe y que Neuffer, inmediatamente después de la muerte de Eberhard Ludwig, había transmitido a los señores del Parlamento. Todo se había fijado detallada y cuidadosamente, con gran prolijidad. Todo estaba previsto en ella. Con voz no muy alta, cadenciosa y ejercitada, gangueando un poco a la francesa a través de su enorme nariz, el señor von Schütz dio lectura al interminable documento en la sala de ambiente cargado, que una mosca llenaba con su zumbido, y en la que se elevaba, de aquella masa de hombres con pesados ropajes de ceremonia, el vapor de las respiraciones y el vaho del sudor. Karl Alexander contemplaba malhumorado aquellos rostros vulgares y sombríos, que se esforzaban en parecer conmovidos, y escuchaba la lectura de aquellos documentos rígidos y solemnes, cada una de cuyas palabras suponía para él una atadura, una imposición insolente, arrogante y rebelde. Y el gangueo continuaba sin término. Tenía que esforzarse para no interrumpirlo o bostezar ruidosamente de pronto. Acababa de tener a una mujer entre sus brazos y sentía en todo su cuerpo la piel suave y tibia de la hermosa rubia, oía aún su llanto convulso, cuyo continuo manar le había mojado el rostro, los brazos y el pecho, y se hallaba invadido por un muelle bienestar. Los miembros del Parlamento encontraron intolerable la forma en que repitió la fórmula solemne del juramento, con voz ronca y pastosa, como consecuencia del placer que acababa de gozar, su indiferencia ofensiva y su actitud ausente:

—Lo confirmo y lo juro bajo mi leal palabra de príncipe, después de madura reflexión y con plena libertad de decisión.

Su acento era el que hubiera usado para decir a su ayuda de cámara que el agua para afeitarse no estaba bastante caliente.

Los miembros del Parlamento se retiraron abatidos y gravemente preocupados. Si los hubiera injuriado como el príncipe anterior, Eberhard Ludwig, lanzándoles los más groseros insultos, habrían podido reaccionar más fácilmente que contra aquellas maneras descorteses y despectivas. ¡Los había hecho esperar como si fueran molestos mendigos harapientos! ¡Había pronunciado su juramento con indiferencia, con manifiesto aburrimiento! ¡Oh, hermosa libertad! Iban a tener que luchar con firmeza para conservarla. ¡Oh, dulce poder de las familias reinantes! Iban a tener muchos problemas y disgustos para protegerlo.

Cuando se fueron, Karl Alexander se desperezó, se dejó caer en un sillón y se sintió a gusto. Le habían pagado su traición. Había sido muy divertido verlos alejarse con el rabo entre piernas, como perros apaleados. Estaba contento de sí mismo. Había sido un buen principio y un buen día. Primero un golpe bien colocado al manso Heinrich Friedrich, aquel hipócrita que había querido suplantarle, y luego otro no menos excelente a la canalla insolente y asquerosa, que volvía a sus casas bien apaleada y ahogándose de cólera impotente.

Despidió a sus ministros, y mientras se retiraban susurró al oído de Süss:

—Ahora tengo alguien a quien consolar: la rubia llorona. Tiene gusto mi buen hermano, más gusto del que yo le suponía.

Y con su risa estruendosa dejó caer una de sus manos en el hombro de Süss, que recibió muy halagado aquella muestra de confianza.

—Quiero gobernar por mí mismo —dijo a una diputación de los habitantes de Stuttgart—. Quiero escuchar directamente a mi pueblo y ayudarle.

Una avalancha de peticiones llegó hasta él, que las atendió personalmente.

—Quiero ayudarte a ti y ayudarme a mí mismo —dijo a uno de los solicitantes. Hizo saber por todo el

país que ni el trabajo ni las dificultades le harían retroceder, si con ellos podía asegurar el bienestar y la prosperidad del ducado, y que cuidaría de que en todas partes se obrase con la honradez y la rectitud tradicionales en Württemberg, sin falsedades, intrigas, ni engaños. Quienquiera que tuviese que presentar una queja contra algún funcionario o una solicitud, podría redactarla detalladamente por escrito y ponerla en manos del duque.

Este decreto del nuevo soberano fue leído tres domingos seguidos desde los púlpitos de todas las iglesias, impreso y expuesto en los Ayuntamientos de todos los municipios. El pueblo comentaba gozoso:

—Es un verdadero príncipe. No abandona el gobierno en manos de sus cancilleres, sino que gobierna personalmente.

Los partidarios de la condesa desaparecieron, como la nieve en primavera. Unos huyeron, otros fueron desterrados, otros encarcelados. «Hostiga a nuestros hostigadores», murmuraban los campesinos. Su caída reanimó a la duquesa viuda. El retrato de Karl Alexander tomando por asalto Belgrado, a la cabeza de sus zapadores, se difundió por todo el territorio, y cuando un rescripto hubo prohibido que los solicitantes se arrodillaran ante el duque, pues semejantes señales de respeto no eran debidas sino a Dios, Süss tuvo que encargar una nueva tirada mayor que la anterior y no hubo en todo el ducado casa burguesa o campesina en la que aquel grabado no ocupase el puesto de honor. Y los señores del Parlamento ponían cada vez peor cara.

El duque hizo uso de toda su influencia para precipitar la marcha del proceso contra el antiguo mariscal de la corte y su hermana la condesa, pero no consiguió gran cosa. Ciertamente, el entonces todopoderoso, se hallaba encerrado en la fortaleza de Hohenwiel, pero si no quería que se le reprochara haber actuado con precipitación e injusticia, había que actuar con calma y prudencia. Por lo que se refería a la condesa, ésta se encontraba fuera del país y las cortes protestantes le prestaban su apoyo para demostrar su oposición al duque católico. Además, la mano oculta de Isaak Landauer soltaba todos los cabos con los que los torpes consejeros de Württemberg intentaban tejer una red para atraparla. Se nombró un tribunal especial para juzgar a la condesa. El primer jurista del ducado, el profesor Moritz David Harpprecht, respetado en toda Alemania por su estricta imparcialidad, presentó contra ella acusaciones capitales por bigamia, adulterio repetido y prolongado durante muchos años, tres tentativas de asesinato contra la esposa de Eberhard Ludwig, por crimen de lesa majestad, aborto, falsificación, estafas y malversaciones, y el tribunal pronunció contra ella sentencia de muerte. Un agente especial de Württemberg, el barón de Zech, fue enviado a Viena para obtener la ejecución de aquella sentencia y no gastó menos de ciento cuarenta y tres mil florines en ganar para su causa a los consejeros imperiales. Pero ya fuera porque Isaak Landauer gastase más o porque sencillamente se mostrara más hábil, el asunto se estancó y derivó finalmente en una transacción pecuniaria harto complicada.

Esta cuestión, como todas las del Gobierno, aburrió pronto al duque. Había publicado bellos manifiestos y conquistado el amor de su pueblo. Sus consejeros, el impetuoso general Remchingen, el hábil diplomático Schütz y el astuto financiero Süss, le confirmaban constantemente que todos los abusos habían desaparecido y que la edad de oro volvía para Württemberg. ¿Dónde encontrar en Alemania otro príncipe tan consciente de sus deberes? Orgulloso ante Dios, ante los hombres y ante sí mismo, convencido en lo más profundo de haber merecido el título que le había otorgado la Universidad de Tubinga de «verdadero pastor y bienhechor del género humano», dejó a sus consejeros el cuidado de cumplir sus promesas, y gozoso de reemprender su vida de soldado, volvió, ávido de nueva gloria, al Ejército.

Süss conferenciaba con el consejero Bilfinger y el profesor Harpprecht, sobre el proceso abierto a los dos Grävenitz. Se hallaban reunidos en el lujoso despacho de Süss. Esbelto y elegante el judío y corpulentos y pesados sus dos interlocutores. El asunto iba mal. Viena había sugerido poner en libertad al antiguo mariscal de la corte y aceptar su propuesta de conciliación; renunciar a sus posesiones en Württemberg a cambio de una módica suma. Viena tampoco se mostraba dispuesta a ratificar la sentencia contra la condesa y sugería una transacción financiera, que los de Württemberg juzgaban poco ventajosa e inaceptable para la dignidad ducal. Süss estimaba, por el contrario, que el éxito más palpable era la obtención de una gran cantidad de dinero y solicitaba que dejasen a su cuidado el arreglo financiero, comprometiéndose a concluirlo a completa satisfacción del duque. Los dos personajes, graves y equitativos, encontraron poco seria y demasiado judía aquella manera de ver las cosas; además, sabían que Süss tenía negocios con la condesa y no confiaban del todo en él. Pero, a fin de cuentas, el agente de Württemberg había vuelto de Viena sin haber obtenido nada y no había más salida que aquella transacción. El judío entendía aquellos asuntos mejor que ningún otro, y el duque tenía una confianza ilimitada en su buena fortuna y en su habilidad. En consecuencia, consintieron, aunque de mala gana, en que fuera Süss quien prosiguiera con las

negociaciones.

Resuelta esta cuestión, Süss pidió aún al jurista su opinión sobre ciertos derechos del Parlamento que estaban en litigio. Éste era un asunto que tocaba el punto más sensible del corazón de los dos honrados ciudadanos de Württemberg. Harpprecht, el jurista, pausado, reflexivo y circunspecto, acostumbrado a estudiar los problemas desde todos los ángulos posibles y a examinar todas sus facetas, y Bilfinger, amigo íntimo del famoso filósofo Wolf, inclinado a considerar las cosas desde un punto de vista muy elevado y con extrema seriedad, ambos sinceros patriotas, inteligencias serenas y prácticas, reconocían que algunas familias burguesas dominantes consideraban la Constitución como una propiedad hereditaria suya y se repartían los puestos de representantes del pueblo; sabían, también, que algunos abusaban de la bandera de la libertad y la utilizaban en su beneficio personal. Mas, a pesar de todo, estaban profundamente convencidos de que los estatutos del Parlamento eran los pilares del Estado e interpretaban todas las controversias que podían surgir entre los príncipes y su pueblo con aquella gravedad liberal y consciente de sus responsabilidades que había inspirado la Constitución al primer duque de Württemberg, el cual había sido verdaderamente un gran soberano en un pequeño territorio. Su máxima principal había sido la seguridad de las libertades, su lema: ¡*Attempto*! ¡Me atrevo! Y el hecho de que el poder del príncipe se viera limitado a veces, incluso para llevar a cabo algo útil, por la Constitución, le parecía un mal necesario insignificante si lo comparaba con el gran bien que suponía la Constitución y las limitaciones que ésta le imponía, impidiéndole así que cometiera grandes y graves errores.

Se trataba de ciertas tasas y monopolios propuestos por Süss y que, desde luego, iban contra el espíritu de la Constitución, pero el texto de la misma ofrecía brechas, por las cuales un espíritu sutil y sin escrúpulos podía introducirse. Harpprecht, secundado por Bilfinger, se acaloraba hablando y Süss le escuchaba con atención cortés. Pero, de pronto, el jurista advirtió la mirada del financiero, aquella mirada de animal de presa ávido, acechante y sin conciencia. Había visto aquella mirada muchas veces, pero fue entonces cuando la reconoció claramente. ¿Qué significaban para una mirada así los conceptos de libertad, Constitución, lealtad y pueblo? Simplemente un medio para la especulación, para subir más arriba de lo que estaba, para sacudir bien el árbol en el que se había posado, su árbol, el duque. Aquel hombre instruido se dio cuenta de que el judío no veía en la Constitución y en sus representantes más que competidores, que los odiaba con el odio irreflexivo de la competencia. Ante aquella mirada del judío, inteligente, ávida, acechante y codiciosa, que ningún ideal purificaba, todos aquellos grandes conceptos perdían su color para no ser sino estúpidos sueños de juventud. Consideró, pues, inútil seguir hablando a aquel comerciante del espíritu de las leyes y de su bello y noble significado, ya que no habría de retener de sus palabras sino lo que pudiera serle útil para sus sucios proyectos interesados. Y así, los dos honrados ciudadanos de Württemberg se retiraron poco después, fríos y descontentos, respetuosamente acompañados hasta la puerta por la impasible cortesía de Süss.

Al salir se cruzaron con lsaak Landauer, que ostentaba como siempre su caftán mugriento y sus rizos. Süss le había rogado que viniera para arreglar con él los asuntos de la condesa. Los dos judíos se comprendían, sin necesidad de explicarse cuáles eran sus fines. Se trataba de establecer un balance que en apariencia fuera favorable al duque, pero en el que en realidad saliera ganando la condesa.

Regateando encarnizadamente, pusieron en juego todas sus fuerzas uno contra el otro. Cada uno tenía su interés particular, pues también tenía cada uno sus créditos tanto sobre el duque como sobre la condesa. Por último, Süss acreditó al duque una ganancia aparente de trescientos veintitrés mil florines, pero en realidad, el duque tenía que pagar a la condesa ciento cincuenta y ocho mil. Al entregar esta suma, Süss retuvo a la condesa treinta mil florines por pretendidos préstamos y adelantos e inscribió en el débito del duque, por sus servicios, cinco mil florines más.

De este modo, los amores de la condesa, que durante tantos años habían agitado y trastornado el ducado, terminaron con una considerable ganancia para el consejero de Hacienda, Josef Süss Oppenheimer. La condesa llevó en Berlín, a partir de ese día, una existencia brillante y agitada. La salud de la agriada duquesa viuda, que toda su vida había tenido una naturaleza enfermiza, empeoró, y los médicos admiraban la tenacidad con que luchaba contra la muerte, logrando vencerla una y otra vez. Pero ella, llena de un odio desolado, ceniciento y enmohecido, mantenía fija la mirada en su enemiga y sólo consintió en morir tres semanas después de ella.

Karl Alexander visitaba las fortalezas y los campamentos, cabalgaba, inspeccionaba, daba órdenes y desplegaba una gran actividad. Celebró cordialmente su nuevo encuentro con el general en jefe, el príncipe Eugen, tan hábil estratega como rígido y severo soldado. Ante las fuerzas superiores de los franceses, se retiró prudentemente, atrincherándose cerca de Heilbronn. El enemigo había invadido de nuevo el ducado,

requisando por doquier y exigiendo tributos. Pero los refuerzos al Ejército imperial, aportados principalmente por Karl Alexander, obligaron a los franceses a retirarse más allá del Rin. Poseído de ardiente celo, el duque aseguraba ahora la defensa militar de las fronteras. Ampliaba las fortalezas añadiendo nuevos reductos y no cesaba de conferenciar con Bilfinger. Estudiaron seriamente un plan estratégico, verdaderamente genial y de gran alcance. Desde Rottweil hasta Rottenburg se escarparían las montañas en determinados puntos, levantando fortificaciones aquí y allá, de manera que resultara imposible cruzar esa frontera. Se trazarían líneas de defensa cruzando la Selva Negra, desde Schiltach hasta Oberndorf, hasta llegar al Neckar, asegurando el Heuberg por medio de estacadas. Para la guarnición de estas fortalezas bastarían cinco batallones y de diez a doce escuadrones. Y organizaron, con fuerzas relativamente reducidas, unas Termópilas suabas contra las cuales habría de estrellarse el ímpetu de cualquier Jerjes francés.

Al principio, el Parlamento no opuso dificultad alguna a los planes de Karl Alexander. El ducado había sufrido demasiado durante el reinado de Eberhard Ludwig, bajo las invasiones, incendios, saqueos, robos y asesinatos de los franceses, para no estimar ahora sinceramente la robusta y experta protección militar de su actual soberano. Pero una vez rechazados los franceses allende el Rin y desvanecido el peligro inmediato, el Parlamento se mostró más reacio, exasperando al duque con sus objeciones incesantes y mezquinas. A cada momento aparecía ante él una Comisión presentando reclamaciones contra sus medidas militares, el reclutamiento y los gastos de armamento, irritándole con la visión de sus rostros vulgares y obstinados y con su ruda y tenaz insistencia. Por todas partes surgían dificultades. Los refuerzos llegaban lentamente, gota a gota; los caballos, los víveres y el material de guerra eran proporcionados sin entusiasmo y nunca en la cantidad necesaria; las contribuciones de guerra se cobraban trabajosamente y el Tesoro estaba agotado. El duque, desconfiado por naturaleza, comenzó a sospechar que sus consejeros se entendían clandestinamente con el Parlamento y reclamó la presencia del judío en el campamento.

Süss había estudiado ya en sus menores detalles la política de Württemberg y hacía mucho tiempo que esperaba ávidamente aquel instante. Con su habitual mente ágil, clara y despejada, había definido los objetivos y calculado minuciosamente los pasos a seguir, veía ante él cada pulgada del camino y las dificultades del terreno como en un plano trazado con precisión matemática.

Partió pues, soberbio y resuelto, al encuentro de Karl Alexander, que le recibió sin demora. Era de noche, ardían las antorchas y el criado negro se mantenía acurrucado en un rincón. El duque examinaba con Bilfinger mapas y tablas geométricas y en un súbito acceso de cólera, desahogó todo su malhumor y su exasperación, pues no tenía por qué contenerse ante aquellos dos. Sus sospechas contra sus ministros, sobre todo contra Neuffer y Forstner se habían intensificado de día en día. Eran ellos los que, cuando aún era sólo un príncipe, le habían animado a conceder al Parlamento aquellas garantías y aquellos solemnes documentos, para eliminar antes de su subida al trono, todas las intrigas en favor del príncipe Heinrich Friedrich. Ahora estaba convencido de que la firma de aquellos documentos había sido absolutamente innecesaria, y que además sus dos consejeros le habían engañado con ellos. Era indudable que estaban de acuerdo con la chusma rebelde del Parlamento. Se había olvidado o eliminado un pliego del original, que era muy distinto de aquello que le habían presentado. Bilfinger escuchaba con desagrado e inquietud aquella explosión carente de sentido y de fundamento y se esforzaba en calmar al duque con serenas consideraciones objetivas, intentando convencerle de que lo que había firmado no era más que lo que la Constitución exigía de él, y que era exactamente lo mismo que sus predecesores habían jurado desde el tratado de Tubinga, y que, por lo tanto, aquella firma no era más que un hermoso gesto, absolutamente necesario si se tiene en cuenta cuán exaltados estaban los ánimos en el país. Karl Alexander guardó silencio ante sus palabras, pero no quedó convencido. Süss, por su parte, se limitaba a escuchar atento y su rostro, en el que se dibujaba una significativa sonrisa, contrastaba, sereno y pálido a la luz de las velas, con las caras congestionadas y excitadas del príncipe y de su ingeniero. Bruscamente, Karl Alexander se volvió hacia él.

—Y tú, judío, ¿qué piensas?

Süss, encogiéndose de hombros, declaró que resultaba harto singular ver hasta qué punto se ejecutaban mal o incompletamente las órdenes tan claras y prudentes de Su Alteza. Era muy posible que los consejeros mantuviesen relaciones secretas con los parlamentarios descontentos; pero, verdad o no, era preciso que fueran muy incompetentes y mezquinos para que los resultados fuesen tan poco satisfactorios. El duque le preguntó entonces qué propondría él, y Süss replicó que a su juicio, y según la experiencia por él adquirida en la Intendencia militar de Austria, era necesario castigar con fuertes multas toda resistencia pasiva. Las penas pecuniarias eran el medio más seguro. Tanto el burgués como el campesino tenían gran apego a sus bienes y sacrificaban más gustosos su vida que su dinero. El duque manifestó que reflexionaría sobre el

caso, y ordenó a Süss que redactase detalladamente su proposición. El judío lo había hecho ya y depositó sobre la mesa una carpeta que contenía proyectos y cálculos. Bilfinger expuso de nuevo todos sus argumentos contra las sospechas del duque y aconsejó medidas más benignas y menos brutales. Pero Karl Alexander, con mirada irritada, le interrumpió y comenzó a hablar de nuevo de las tablas geométricas que tenían ante ellos.

Y al día siguiente dio a Remchingen la orden de aplicar con todo rigor la proposición de Süss. Los dos hombres trabajaron, pues, de concierto, siendo el general el brazo ejecutivo y el judío el cerebro. Remchingen se burlaba de Süss, gastándole bromas toscas y obscenas. Süss a su vez le odiaba y le despreciaba, pero toleraba sin irritación las chanzas y obscenidades del soldado, recibiéndolas con una sonrisa insensible y cortés, y gracias a su infinita pericia y habilidad, a sus siempre nuevas astucias y trucos obtenía la involuntaria admiración, burlona y gruñona, del general. Coincidían en el deseo de servir al duque a toda costa, procurándole soldados y dinero, e igualmente en la profunda convicción de que el pueblo pertenecía al soberano tan por completo como sus caballos y sus perros. Consideraban que era una insolencia, un delito, atreverse siquiera a decir algo contra él.

Como por arte de magia empezó a llegar en el acto todo aquello que ni la fuerza ni la persuasión habían conseguido procurar hasta entonces. Si los tambores de las compañías de reclutamiento sólo habían podido reunir antes, con todos sus redobles, unos cuantos millares de voluntarios, y entre ellos gran cantidad de individuos nada apropiados para el oficio de soldado, ahora rebosaban los cuarteles de robustos reclutas. Los caballos se acumulaban en las remontas, los almacenes rebosaban uniformes, las arcas, dinero y letras, y en los graneros y depósitos no había ya sitio para el trigo y las provisiones que a ellos llegaban. Tras el mísero período de marea baja, las aguas crecían, espumosas, brotando, formando corrientes, llenas de vida. Por todas partes se acumulaban reservas y refuerzos. Karl Alexander, orgulloso y triunfante, alababa por doquier el genio y la habilidad de su consejero de Hacienda.

Pero todo ello pesaba como plomo sobre el pueblo, de una manera asfixiante. Ya había existido antes una especie de reclutamiento forzoso, pero sólo para los vagabundos y los holgazanes que vivían a cargo de los municipios. Y ahora el reclutamiento se extendía a todos los hombres solteros del país. Para librarse había que pagar sumas exorbitantes. Los casados estaban exentos del servicio, pero todo aquel que pretendía casarse antes de los veinticinco años tenía que ceder al Tesoro la quinta parte de su patrimonio. Los caballos eran objeto de minucioso examen y todos los que podían ser útiles eran requisados; el Gobierno sólo pagaba en letras a largo vencimiento. El comercio y la industria se desangraban víctimas de elevados impuestos de guerra que eran implacablemente recaudados.

Los retratos del duque dejaron de ser adornados con lazos y guirnaldas. Los jóvenes vestían el uniforme entre maldiciones y juramentos. Las madres, las mujeres y las novias lloraban y caían en la miseria y en la abyección en ausencia de los hombres. La prohibición del matrimonio multiplicó los hijos ilegítimos, los abortos y los infanticidios. La tierra no podía cultivarse como era debido por falta de brazos y los mejores caballos les habían sido arrebatados por la fuerza. Los precios subieron y los víveres y las mercancías desaparecieron del mercado. Las maldiciones y las expresiones ofensivas se hicieron cada vez más audibles. Severos decretos prohibieron, bajo penas gravísimas, toda manifestación irrespetuosa contra las órdenes del duque y toda rebeldía. Algunos descontentos fueron detenidos y perseguidos. Los clamores se apaciguaron, pero las imprecaciones continuaron en voz baja en aquellos lugares en los que la gente se sentía al abrigo de los espías. Embrutecidas, las mujeres miraban fijamente hacia el oeste, en la dirección en la que habían desaparecido los hijos, los seres queridos, atrapados, rechinando los dientes, embutidos en los malditos y absurdos uniformes. En sus campos desolados los campesinos murmuraban: «¡Lástima de caballos, hermosos, gordos y suaves! Ahora se convertirán en rocines arrastrando esos estúpidos cañones».

Este estado de opinión no inquietó lo más mínimo a Süss. En el Palatinado, donde había introducido el impuesto del Timbre, se había habituado a las manifestaciones hostiles ante las puertas de su casa, a los ultrajes y a los libelos, y todo aquello resbalaba sobre él como el agua sobre una tela encerada. ¿Quién podía alcanzarle? Tenía el poder en sus manos, era el consejero más íntimo del soberano, nadie sabía manejarle como él ni tampoco soportar con expresión humilde y sumisa los accesos de cólera atronadores de aquel soldado, y, después de haber sido despedido violentamente, presentarse de nuevo al cabo de una hora como si nada hubiese pasado. Los funcionarios tenían la consigna de acatar, en todos los asuntos de dinero, sus decisiones inapelables, y ninguna cuestión financiera se decidía sin su conocimiento y su expresa voluntad. ¿Y qué había que no estuviera relacionado con el dinero? Aquel que manejaba las finanzas, manejaba el país.

Süss respiraba a pleno pulmón, saboreaba con voluptuosidad los vientos del poder que le envolvían. A partir de sus afortunadas medidas para reforzar el ejército, era el verdadero soberano del ducado. Estaba

muy alto, casi en la cima, y un escalofrío agradable le recorría la espalda cuando contemplaba, muy por debajo de él, a la multitud que intentaba trepar a las alturas. Muchas veces, cuando su antecámara estaba llena de solicitantes ansiosos, paseaba solo de un lado a otro de su despacho, sonrientes sus labios rojos en su rostro pálido, escuchando los murmullos apenas perceptibles que llegaban a través de la puerta, henchía el pecho, respiraba profundamente, sonreía y despedía a todo el mundo. Sí, era dulce, dulce y magnífico tener poder entre los hombres. No sin un cosquilleo estremecedor, percibía el odio reprimido e impotente de los que le saludaban servilmente, y luego escupían a sus espaldas. El odio del pueblo era bueno, había dicho Isaak Landauer, el odio significa poder, el odio significa crédito.

Alguien le denunció una frase que circulaba entre el pueblo. Su autor era el pastelero Benz, un tipo bajo, gordo, de ojos porcinos, que la había pronunciado hablando de política con otros pequeños burgueses en la posada del «Carnero Azul».

—Bajo el duque anterior reinaba una prostituta, y bajo éste reina un judío.

Süss hizo traer al pastelero a su presencia, y aquel hombre bajo y gordo, sudoroso de terror y hurtando los ojos a la mirada penetrante del judío, lo negó todo. Süss reunió a su servidumbre, y ante los lacayos que reían dándose codazos —todos ellos sabían que el pastelero había pronunciado realmente aquella frase—, aquel hombre de cuello corto, jadeante, tuvo que afirmar por su honor y su conciencia, poniendo a Dios por testigo, que no sabía nada de aquella historia ni se había permitido jamás palabra alguna irrespetuosa contra Su Excelencia. Sólo entonces, después de haber besado la mano del sonriente Süss, pudo retirarse andando de espaldas. Pero Süss informó al duque de cómo sus fieles servicios le habían atraído la hostilidad del pueblo.

Mantenía en su casa un lujo principesco. La había hecho decorar por Ubaldo Raineri, un maestro siciliano famoso por sus trabajos en las residencias de la más alta nobleza francesa. Sus salones estaban adornados con magníficas alfombras, gobelinos, muebles de rica talla, estucados, frisos de lapislázuli y de oro, jarrones y bustos. Al lado de Homero, Solón y Aristóteles, el decorador, sin mala intención o como burla, había situado los bustos de Salomón y Moisés. Un fresco que representaba el triunfo de Mercurio decoraba el techo del comedor, y en el de la alcoba Leda se entregaba, con ojos húmedos y entornados, a las caricias del cisne. En las tabernas, los burgueses hablaban entre grandes risas del lujoso y atrevido lecho, inmenso y rodeado de espejos que era ornamento principal de aquella alcoba, de la que también hablaban en secreto y con disimulada excitación las muchachas. Süss estaba orgulloso de haber introducido en Alemania la moda de las porcelanas chinas, venidas de París, y entre Moisés y Solón, entre Homero, Salomón y Aristóteles, se erguían figuritas chinas y pequeñas pagodas tintineantes. Pero el asombro y la diversión de las señoras era el papagayo Akiba que, encerrado en su jaula dorada, decía: «*Bon jour, madame*», «¿Cómo ha dormido Su Alteza?» y «*Ma vie pour mon souverain*». Su mesa era la más refinada del país. Sólo comía lo mejor de lo mejor. Sus invitados se preguntaban con asombro dónde se procuraba tanto manjar exótico, carnes, mariscos y frutas que hasta el momento no habían podido verse nunca en Suabia y de las que cada mes llegaban nuevas especies a su mesa. El pastelero Benz miraba con envidia las obras maestras de helado con frutas que el cocinero francés del judío preparaba bajo formas encantadoras y constantemente renovadas.

La librea morada con botones de plata de la servidumbre del judío fue conocida pronto por doquier. Tenía un secretario, un bibliotecario, mensajeros, pajes, cocinero y bodeguero, y entre todos aquellos servidores circulaba pálido y grueso, flemático e indiferente, Nicklas Pfäffle supervisándolo todo, ordenando, dando a todo un toque de perfección. El ayuda de cámara de Süss tenía un trabajo ímprobo. Debía saberse de memoria el *Mercure Galant*, pues el consejero de Hacienda gustaba de pasar por el hombre más elegante del ducado y su vestuario se renovaba cada dos o tres semanas. Tenía pasión por las joyas. El solitario que llevaba en su dedo era famoso y las hebillas de sus zapatos y sus guantes estaban adornados con piedras preciosas que cambiaban con la moda. En su tocador y en su alcoba tenía vitrinas de joyas preciosas —siempre distintas gracias a sus contactos con los joyeros de Amsterdam y con determinados joyeros italianos— que regalaba a sus visitantes, tanto a las damas de la nobleza como a las hijas del pueblo. La gente se burlaba de él por tener que recurrir a tales medios, pero Süss sonreía sabiendo que ninguna mujer se resiste a semejantes procedimientos y que la mujer así obsequiada quedaba de esta manera estrechamente ligada a él. En cambio, y ése era su negocio favorito, regateaba con habilidad y dureza con los hombres vendiéndoles las joyas con gran beneficio. Le satisfacía cambiar una piedra, insignificante por su tamaño, por un montón de oro, percibiendo el extraordinario poder que encerraba en su interior una piedra tan pequeña.

Sus caballerizas no encerraban gran número de caballos, pero sí muy selectos. Gustaba de comerciar en ellos con los grandes señores, comprando, vendiendo, intercambiando. Los tres hermosos caballos árabes de

la duquesa se los había proporcionado él. También para su uso personal tenía una yegua árabe blanca llamada Assjadah, que traducido significa «la oriental». Provenía de las cuadras del califa y le había sido vendida por el levantino Daniel Foa. No profesaba verdadero cariño a aquella yegua, pero cuidaba muy bien de ella, pues sabía que montado en aquel animal no de gran alzada, pero nervioso y fino, ofrecía un aspecto principesco. Hasta el mismo Remchingen, hostil y gruñón, se había visto forzado a reconocerlo diciendo: «A caballo se lo tomaría por uno de nosotros».

Era más difícil llegar hasta Süss que hasta el duque. Hacían falta muchas cartas de recomendación, muchas gestiones y gran insistencia para llegar a su despacho y muchas veces, después de conceder la audiencia, despedía al solicitante sin recibirle. Era el banquero del duque y tenía el título de consejero de Hacienda. Pero nada más. Su nombre no figuraba jamás al pie de ningún documento político. La Constitución prohibía terminantemente que ningún judío ocupase cargos estatales, y Süss era lo bastante inteligente como para satisfacerse provisionalmente con el poder sin el título. No era el duque, casi siempre entre sus soldados, ni ninguno de los ministros quien gobernaba el ducado: era él, Süss, y lo sabía. Era a él a quien visitaban los extranjeros en los pequeños círculos que se reunían a su alrededor. Astutamente evitaba de momento ofrecer grandes fiestas; todos tenían más interés en participar en sus reuniones que en las asambleas de los ministros. Se iba constituyendo un partido abiertamente afecto a su persona, le acompañaban cuando salía a caballo, alababan ante todo el mundo su genio y su habilidad, comentaban sus méritos ante el duque y ante el pueblo y le rodeaban como una corte. Johann Theodor von Scheffer, jurista de Tubinga y consejero de Estado, muy versado en Derecho constitucional, fue uno de los primeros en ponerse francamente a su lado; lo siguieron luego los consejeros Bühler y Mez, de la Cámara ducal, a los que siguieron el intendente Hallwachs, el fiscal Knab y los Consejeros Crantz, Thill, von Grunweiler y von Lamprecht, que le envió a sus dos hijos para que aprendieran a su servicio, como pajes, las buenas maneras y los hábitos de la corte. Los burlones llamaban a aquella corte «la guardia hebrea», nombre con el que la había bautizado el director de la Cámara, Georgii, cosa que Süss no le perdonó nunca, y hacían correr fáciles bromas sobre los judaizantes. Pero no tardó en demostrarse que aquellos judaizantes habían orientado acertadamente su rumbo, pues la casa de la Seegasse se convertía de día en día en la verdadera sede del Gobierno. También asomaba ahora en los salones de Süss la nariz ganchuda del consejero von Schütz; el abogado del Estado, Neuffer, huraño y ardiente, se introdujo también en los círculos del judío, como una inaudita confirmación de la bajeza humana; y también empezó a frecuentarlos, ligero, elegante y diplomático, el astuto y curioso Weissensee.

Las mujeres que pasaban delante de aquel palacio arrojaban curiosas y excitadas miradas al vestíbulo, donde se pavoneaba un portero corpulento embutido en su librea morada con botones de oro. Cuando Süss pasaba a caballo montado en su yegua árabe por las calles, le seguían las miradas espantadas de las mujeres llenas de deseo. Se susurraban historias escabrosas y lascivas sobre Süss, según las cuales devastaba con furia la carne femenina, hacía arder la sangre de sus amantes por medio de operaciones de magia negra y las entregaba al demonio. El duque confiaba más en el gusto de su judío que en el de ningún otro de sus íntimos, y Süss debía proporcionar constantemente nuevas mujeres a su ardor insaciable. Cuando Remchingen se burlaba de las orgías del circunciso y manifestaba con envidia que ninguna cristiana que se respetase podía entrar en el lecho de aquel hebreo, quien en consecuencia debía recurrir a abominables prácticas de magia negra, el duque alegaba que un rostro atractivo y unos muslos vigorosos eran la mejor de las magias. También confiaba a Süss la elección de las artistas de la Ópera, y afirmaba frecuentemente, entre risas, que el judío era un *gourmet* que probaba antes que él los mejores platos. También por la alcoba de los espejos, bajo el techo donde Leda sonreía voluptuosa, desfilaba una interminable procesión de mujeres, jóvenes y maduras, rubias y morenas, suabas y francesas, tibias y ardientes. Pero el judío, que tanto se vanagloriaba de otras cosas, no decía jamás una sola palabra de sus éxitos en este terreno, ni de los difíciles, de los cuales estaba orgulloso, ni de los más fáciles, que eran innumerables. Entre todos aquellos caballeros ruidosos y fanfarrones era el único que guardaba silencio acerca de estas cuestiones, y ni la jovial insistencia de Karl Alexander, ni la curiosidad aduladora y amable de Weissensee, y todavía menos las insinuaciones groseras y burlonas de Remchingen conseguían sonsacar a su amabilidad evasiva la más pequeña insinuación. Si a pesar de esto, en las cantinas de los soldados se comentaban sonriendo con fruición, haciendo burla de ello, muchos detalles jugosos y poco habituales, con toda certeza auténticos, procedentes de la cama del judío, las culpables eran ellas, que orgullosas de haber estado con aquel hombre peligroso, tan distinto a los demás, perseguido por la curiosidad de las mujeres, contaban sus más secretas intimidades a una amiga, entre risas, susurros y lágrimas, después de hacerle jurar mil veces que guardaría el secreto.

Cuando el judío hubo terminado la instalación de su palacio, la duquesa se dignó aceptar su invitación

respetuosa y apremiante y fue a visitarle, acompañada por Remchingen. Con remilgada actitud paseó su cabeza menuda y delicada, del color del mármol antiguo y noble, por los salones resplandecientes, inspeccionó con sus ojos rasgados y vivos las porcelanas chinas, dio golpecitos con sus pequeños dedos torneados en las pagodas en miniatura, se dejó ofrecer por Süss una sortija de poco valor intrínseco, pero maravillosamente trabajada, se deslizó con paso breve ante los lacayos morados reverentemente inclinados hasta el suelo y fue a las caballerizas, donde dio a la noble yegua Assjadah un terrón de azúcar. Durante todo el tiempo gozó, llena de satisfacción, de la ilimitada sumisión de Süss. Otros tenían pequeños moros, o un negro, o incluso un chino, pero un judío así, con aquella casa y aquel papagayo y aquella yegua blanca tan elegante, no lo tenían ni en Versalles.

Pero una vez en su carroza, rodeada de curiosos que la contemplaban descubiertos y con la boca abierta, dijo con su provocativa voz, por encima de la cabeza del financiero, profundamente inclinado sobre su mano:

—Todo es muy bonito, judío, y muy lujoso. Pero no me has enseñado la habitación donde degüellas a los niños cristianos.

Y se alejó con su risa divertida, sutil y campanillera.

Süss permaneció descubierto ante su casa, blanco de las curiosas miradas de la multitud, de la que hizo caso omiso, y siguió con sus ojos rasgados y expresivos la carroza de la duquesa, los rojos labios entreabiertos contrastando con la blancura de su rostro.

Al iniciarse la primavera, el Rabí Gabriel, de repente, tal era su modo de hacer las cosas, abandonó la casita blanca rodeada de terrazas llenas de flores. Salió de viaje discretamente y sin servidumbre, y paseó de aquí para allá su inquietante figura. No mostraba prisa alguna ni tenía ningún asunto que atender en ningún lado, pero tampoco se detenía en ningún lugar, viajando sin tregua y aunque su ruta trazaba caprichosas curvas, parecía obedecer a un plan predeterminado.

Llegó a las montañas y permaneció dos días en una casita de labriegos situada al lado de un puentecillo tendido sobre un torrente, contemplando los troncos que la corriente arrastraba, y que chocaban, se estancaban, se entrecruzaban y volvían a seguir su rumbo sobre las aguas espumeantes. Durante noches enteras oyó el tintineo interminable de las esquilas del ganado que los pastores conducían a los prados cimeros. Recorrió la sinuosa pendiente del desfiladero que conducía al sur. Soplaba un vientecillo tibio de mediodía, había llovido, el ambiente era húmedo y pesado y las montañas se alzaban en masas azul oscuro. El Rabí Gabriel descendió del carruaje y echó a andar adelantándose. Por el camino mojado y reluciente bajo el sol, arrastraba su concha un caracol, y el caminante desvió su pie para no pisarlo. Pero un cuarto de hora después lo aplastaba la rueda de su coche.

Hundiéndose profundamente en la nieve, llegó a la cima del desfiladero. Ante él se extendía una tierra bendita en la que todo estaba en flor. Llegado a la orilla de un vasto lago se detuvo y permaneció largo tiempo sentado en el suelo, inmóvil y macizo como un bloque de piedra al sol. En torno a él los naranjos lucían su espeso follaje y más abajo los olivos, ligeros y plateados, trepaban por la pendiente.

Entretanto, Süss se dirigía hacia Hirsau. Desde que su tío había traído a la niña, desde su admonición muda y despectiva, no había podido volver a encerrar dentro de sí su secreto del mismo modo hermético de antes. Un hálito del mismo reptaba por encima de sus papeles cuando efectuaba sus cálculos, se deslizaba en sus noches y le acariciaba la espalda cuando cabalgaba brillante y odiado por las calles montado en su yegua blanca, hasta al punto de que su noble cabalgadura, advirtiéndolo también, se encabritaba y relinchaba, excitada. A veces, aquel hombre calculador y positivo, que veía las cosas claras, precisas y desnudas, con sus contornos reales y las designaba por sus nombres, se estremecía sobresaltado en pleno día y jadeaba alzando los hombros como para esquivar un golpe: un rostro le miraba fijamente por encima de su hombro, un rostro vago y borroso, que era el suyo propio.

Hacía ya tiempo que sentía el impulso de viajar hasta Hirsau, hasta la casita blanca rodeada de terrazas llenas de flores acogedoras, pero siempre le retenía, sin que él mismo se lo confesara, la presencia del Rabí Gabriel, la obsesión penosa y sofocante de sus ojos grises, cansados, inevitables e interrogantes.

Tampoco ahora quería confesar que era la ausencia del anciano lo que le había decidido tan bruscamente a emprender el viaje. Iba hacia Naemi acompañado sólo de Nicklas Pfäffle y se sentía más ligero y libre que nunca. Iba al encuentro de su hija y se sentía ya a su lado, y todos sus números, su política, su poder y su vanidad quedaban atrás, inertes y enmohecidos. Contemplando los campos en flor aspiraba su aroma y no calculaba cuánto producirían ni qué impuestos podrían establecerse sobre el precio de la cosecha, viendo tan sólo los suaves colores de las espigas tiernas y aspirando la brisa que las hacía moverse. Gozaba con la contemplación de los altos y frondosos árboles del bosque, sin calcular el balance

forestal, le gustaba contemplar el musgo y las ardillas, de las que todavía no se conocía método alguno de extraerles provecho. Y cuando se cruzó con un muchacho campesino que rodeaba con su brazo las caderas de su novia le saludó con una ligera inclinación de cabeza y sólo por un instante pensó en lo refinado del gravoso impuesto a los matrimonios jóvenes. Iba a ver a su hija y su corazón estaba ya junto a ella. ¿Cuándo descubriría por fin la casita blanca rodeada de terrazas llenas de flores que albergaba a Naemi? Llegó al lugar donde el camino forestal se separaba de la carretera y luego al lugar donde se iniciaba el sendero. Bajó del coche y echó a andar con paso cada vez más presuroso, franqueó la empalizada por una puertecita disimulada, atravesó por entre los árboles frondosos y las terrazas llenas de flores y halló, por fin, a su hija, que se colgó de su cuello, desfalleciente de alegría.

Sin hablar, sin decir una sola palabra permaneció así durante largo tiempo, llorando de alegría, devorándole con sus grandes y expresivos ojos inundados de gozo. Allí está Süss, y todas sus tensiones, previsiones y asechanzas desaparecen. Relajado, se deja llevar por la tibia y agradable corriente de aquella hora.

¡Qué hermosa era su hija! Era perfecta. No había en ella un solo rasgo, un solo movimiento, ni un cabello, ni una inflexión de voz, que él hubiese querido diferentes. Era hermosa su hija entre todas las mujeres, delicada y pura, luminosa como un suave resplandor que a él mismo le purificase. Rió con ella de las simplezas de la vieja criada holandesa, la buena Jantje, de abnegado corazón, y habiendo sido siempre para él los animales y las plantas objetos fríos e insensibles, aprendió con ella a comprender a las flores como si le hablasen. Su hija llenaba con su hálito apacible todas las cosas y él sentía en ellas su vida.

Si el Rabí se encontraba presente, sentía casi vergüenza ante la niña, se interponía entre ellos como un muro de piedra. Ahora se atrevió a hacer en torno a ella planes y proyectos que hasta el momento se habían mantenido silenciosos como perros apaleados. ¿Por qué escondía a la niña de las miradas de la gente? Debía convertirse en una reina de Saba, en una reina Esther. Debía deslumbrar al mundo entero, los príncipes debían disputársela, debían suplicarle que les concediera su mano, debían acudir príncipes procedentes de reinos fantásticos y poner a sus pies de niña oro y especias y todos los tesoros de Edom.

Entró con Naemi en la biblioteca llena de cuadros con figuras mágicas y mapas astrológicos y tuvo de pronto la impresión de que los ojos del anciano vivían ocultos en algún lugar de la estancia y le miraban grises, turbios y tristísimos. Y los sueños dorados con los que acababa de guarnecer a la niña le parecieron de pronto sucios e inmundos.

Pero entonces habló Naemi. Con su vocecita infantil habló del árbol de la Cábala, del Hombre celestial, de las letras-números santos del nombre de Dios. Sus expresivos ojos destacaban, grandes y llenos de seriedad, en su pálido rostro y aquel ambiente pesado y sofocante se disipó en el acto. Süss no opuso a los signos de la Cábala las cifras absolutamente reales de sus libros de cuentas como hacía en su despacho, burlándose divertido ni tampoco se defendió con torpe y confusa obstinación como cuando se encontraba en la presencia asfixiante del Rabí Gabriel.

Ella se puso a hablar con viveza de los personajes de la Historia Sagrada. Sus ojos llenos de inmensa ternura no se apartaban de su padre. Y he aquí que David entraba con paso arrogante en la estancia blandiendo su honda; luchaba Sansón con los filisteos, y Judas Macabeo, ardiendo en santa cólera, expulsaba a los paganos del templo. Y todos eran para ella su padre, se fundían en él y tomaban de él su fuerza y su belleza, su ardor y su impulso. Pero de pronto guardó silencio y se oscureció su mirada. Veía a Absalón colgado por su abundante cabellera de las ramas de un árbol. Con los ojos muy abiertos y los hombros estremecidos cogió la mano de su padre, cálida y viva, y la mantuvo entre las suyas estrechándola con fuerza. Él respondió a su apretón, sin imaginar en absoluto qué era lo que la había conmovido.

Durante tres días vivió así, libre de sus preocupaciones cotidianas. Pero al tercero, hallándose a solas en su cuarto con Nicklas Pfäffle, contemplando aquella cara gruesa e impasible, el mundo exterior y todo lo que detrás de sí había dejado volvió a apoderarse bruscamente de él. Vio la multitud de documentos que esperaban su firma y el mundo que continuaba sin él su vertiginoso torbellino. Funcionarios y hombres de negocios se lanzaban sobre él tratando de escalar su puesto, de suplantarlo, y él no estaba allí para defenderse y perdía aquí su tiempo en vagas naderías. Era inconcebible que en todos aquellos días no hubiera pensado ni un solo instante en sus asuntos. Las flores volvieron a enmudecer, dejó de sentir el hálito y la vida de las cosas y los símbolos y las figuras de la ciencia sagrada no fueron ya más que simplezas. Ante él se alzaban de nuevo sus cálculos, los decretos del duque, las intrigas del Parlamento, los negocios apasionadamente complicados, la vida y el poder. Sólo una mitad de su alma contemplaba ya a su hija, que le estrechaba sollozando entre sus brazos. Se arrancó de su lado y en un segundo la casita blanca y las alegres terrazas cubiertas de flores quedaron inertes e irreales a su espalda. El velo volvió a caer sobre el misterio.

Al atravesar rápidamente el bosque con su secretario en dirección al coche que esperaba en el camino, Süss vio de pronto en un claro, al pie de un árbol, a una joven de rostro moreno y decidido y grandes ojos intensamente azules, singulares bajo sus negros cabellos, que tendida en el suelo y con las manos cruzadas bajo la nuca, miraba fijamente hacia arriba a través de las ramas. Pero su actitud no era reposada, sino contraída y tensa. Süss se acercó directamente a ella. Era muy linda y muy distinta de las demás muchachas de aquellos contornos y parecía absorta en pensamientos muy diferentes de los de una joven suaba. No se dio cuenta de la presencia de Süss hasta que éste se hallaba ya muy cerca. En cuanto le vio, se levantó apresuradamente y con ojos dilatados por el espanto, exclamó:

—¡El demonio! ¡El demonio anda por el bosque! —y salió corriendo.

Impasible, Nicklas Pfäffle, que lo sabía todo, explicó a su estupefacto señor:

—Es Magdalen Sibylle Weissensee, la hija del prelado, una pietista.

Ya en el carruaje, Süss decidió que no estaría de más, ya que le venía de paso, solucionar personalmente ciertos negocios que tenía pendientes con sus financieros. Pero se trataba de un pretexto con el que intentaba engañarse a sí mismo. Lo que necesitaba urgentemente no era comentar personalmente aquellos asuntos de Frankfurt, lo que necesitaba era la confirmación de sí mismo, de su poder, de sus éxitos, oír su propio eco, recuperar la seguridad después de su extraña estancia en la casa con las terrazas llenas de flores, después de las extrañas dudas que le habían acometido allí. Mandó llamar a su secretario, a los criados. Entró en Frankfurt con toda pompa y esplendor.

Los judíos de Frankfurt, sorprendidos y excitados, meneaban sus cabezas, chasqueaban la lengua asombrados, admirados alzaban los brazos con gestos exagerados y elocuentes. ¡Vaya con Josef Süss Oppenheimer! ¡Intendente de la corte de Württemberg y consejero de finanzas privado! ¡Qué lejos había llegado! Su padre había sido actor; su madre, la cantante, era hermosa y elegante, pero no dejaba de ser una mujer muy frívola, nadie de quien la comunidad judía pudiera sentirse orgullosa; su abuelo, Reb Selmele, por cuyo descanso eterno rogaban al Señor, había sido un hombre bueno, un cantor, un hombre serio y respetado, pero de todas formas un pobre hombre insignificante. Y allí estaba Josef Süss, tan alto, tan brillante, tan poderoso… Había llegado mucho más lejos que su hermano, el de Darmstadt, el converso, que se había dejado bautizar para poder ser barón. ¡Cómo había encumbrado Dios a Josef Süss! A pesar de ser judío, los *goyim* se descubrían ante él y le hacían reverencias y con un silbido hacía que los consejeros y ministros acudieran a toda prisa, como si fuera el mismísimo duque.

Süss paladeaba encantado tanta admiración. Dio un donativo, una suma elevadísima, para las necesidades de la sinagoga, para los pobres. El encargado de la comunidad y el rabino, el Rabí Jaakob Josua Falk, un hombre de baja estatura, grave y reflexivo, de piel apergaminada y gruesas venas, y de ojos hundidos, se presentaron ante él para darle las gracias, y el rabino le dio la bendición de viaje.

También visitó a su madre, aquella anciana hermosa y tonta, que desplegó su fútil admiración a sus pies como si se tratara de una suave alfombra. Se sumergió en aquella confirmación de sus logros, cálida y desenfrenada, que caía sobre él en oleadas; desde cien bruñidos espejos le llegaba el reflejo embriagador de cuanto había alcanzado; sacaba sus sueños más íntimos de los más escondidos rincones ante una oyente tan atenta, que con sonrisa llena de felicidad, le daba palmaditas en la mano. Regresó a Stuttgart lleno de astutos proyectos nuevos, firmemente decidido a no dejarse turbar por ningún recuerdo de la casita blanca.

Terminada la guerra, Karl Alexander regresó malhumorado a su capital. Había alcanzado el objetivo primordial protegiendo al país del ataque y del saqueo. Todas las operaciones militares se habían llevado a cabo con estrategia, metódicamente; todas las cuestiones tácticas se habían resuelto a la perfección; había demostrado, desde luego, que era preciso contar con él, no sólo como militar, sino también como dueño de un ejército considerable. Pero en definitiva, el resultado era insignificante y quedaba muy lejos de la gloria soñada. Irritado y descontento hacía el camino en su berlina. El pie herido le hacía sufrir más que nunca, y el asma lo ahogaba.

Una diligencia que venía en sentido contrario se apartó respetuosamente y se detuvo para dar paso al carruaje del príncipe. Entre los rostros humildes y respetuosos, Karl Alexander reconoció uno que le saludó con expresión impasible y sombría, un rostro ancho y pálido, de nariz roma bajo una frente poderosa y grises ojos tristísimos. Se estremeció ligeramente y creyó oír la voz áspera que le decía: «Lo primero no os lo diré». Una opresión inexplicable le invadió bruscamente y se vio de pronto arrastrado en una danza muda y espectral en la que el Rabí le precedía asiendo su mano derecha y le seguía Süss cogido a su mano izquierda. ¿Y acaso no era el grueso y jovial Friedrich Karl Schönborn, obispo de Wurzburgo, aquel que avanzaba delante unido a él por una larga cadena de manos? ¡Qué siniestra comicidad presentaba su aspecto! Y todo ello era turbio, nebuloso e incoloro. El duque continuó su camino más deprimido aún por aquella visión.

Llegado a Stuttgart todo fueron disgustos. La duquesa le acogió con alegría, mas por la noche, entre sus brazos, le preguntó con su voz leve y ligeramente burlona qué rico botín le había traído de Versalles, pues cuando se había casado con él había soñado que un día arrancaría al rey Luis su peluca y se la traería como trofeo. Desde luego, aquello no era, por parte de la duquesa, más que una ingenua broma, pero Karl Alexander se irritó sobremanera.

Luego llegó el Consejo del Parlamento, exasperándole con sus tenaces reclamaciones. En una segunda audiencia reclamaron insistentemente el licenciamiento del ejército, puesto que la guerra había terminado. El duque, congestionado, estuvo a punto de ahogarse de ira. Le costó gran esfuerzo escuchar a los parlamentarios en lugar de arrojarse sobre ellos con los puños apretados o hacerlos detener y encarcelar. Por fin, no pudiendo ya contenerse, medio ahogado por la tos y vomitando una ola de maldiciones e injurias, los expulsó de su despacho e hizo llamar a Süss.

Éste, como siempre, trajo ya preparado en su bolsillo un proyecto. Karl Alexander le recibió en bata después del baño, mientras Neuffer le friccionaba el pie gotoso y el negro andaba de un lado para otro llevando toallas, peines y cepillos. Con su habitual cortesía, sonriendo, Süss expuso un elaborado plan de venenosa malignidad. En tan graves circunstancias, Su Alteza no debía limitarse a tratar con el Consejo de los Once, el cual debía ser reforzado con otros miembros del Parlamento.

—¿Y qué salgo ganando con ello? —preguntó el duque, fijos sus ojos coléricos en los labios tersos, sonrientes y ágiles del judío.

—Evidentemente —continuó Süss con ligereza y fluidez— al ampliar el Consejo sólo se añadirían a él miembros cuya adhesión a Vuestra Alteza estuviera fuera de toda duda.

Karl Alexander miró atentamente los labios del judío, sopesó cuidadosamente sus palabras, les dio vueltas y más vueltas en su cabeza y no tardó en comprender que de aquel modo quedaba suprimida la oposición parlamentaria y transformado el Parlamento en una colección de polichinelas sin la menor iniciativa. Se levantó de un salto haciendo caer al suelo a Neuffer que le friccionaba el pie gotoso, y exclamó, radiante de júbilo, recorriendo de un lado a otro la habitación:

—Eres un genio, Süss.

El negro, que se había retirado de nuevo a su rincón, seguía con sus ojos redondos, de mirada lenta, los movimientos de su señor. De pronto, Karl Alexander se detuvo dubitativo, y preguntó meditabundo cómo podía saber que los miembros que eligiera eran realmente de fiar. Pero Süss, sonriendo humildemente, y a la vez orgulloso, le rogó al duque que le permitiera encargarse de ello y que si entre los nuevos diputados se encontraba un solo rebelde, le expulsara del ducado para su oprobio y vergüenza.

Aquella misma tarde Süss celebró una conferencia con Weissensee. Le expuso que el duque creía necesario reforzar el Consejo para tratar asunto de tan vital importancia como el licenciamiento del Ejército, y le preguntó cuáles eran, a su juicio, los representantes capaces de comprender realmente los grandes problemas de gobierno y la situación de Karl Alexander en la política europea, para ser escogidos como miembros suplementarios, todo ello en beneficio tanto del príncipe como de su pueblo. Weissensee, después de muchos circunloquios, pronunció vacilante dos o tres nombres y en seguida, dejando el tema de lado, habló de cosas insignificantes. Süss no insistió y siguió hablando cortésmente con él de banalidades, pero comentó incidentalmente, como de pasada, que el presidente del Consejo eclesiástico estaba ya, a juicio del duque, muy anciano y agotado por el trabajo. ¿Acaso Weissensee pensaba permanecer toda su vida en Hirsau? Un consejero de su talento diplomático, su experiencia y su erudición era necesario en Stuttgart. Seducido y lleno de ambición, el prelado olfateó la carnada y mordió el anzuelo, sonriendo, turbado ante su propia debilidad y su traición, y cuando Süss volvió a la cuestión del Consejo designó los nombres deseados, traicionando, por los que silenciaba, la Constitución y a sus defensores. Ciertamente no era éste el mejor de los mundos posibles, tal y como pretendían ciertos filósofos *à la mode*, ¡éste era un mundo mal dispuesto, adverso! Sólo el simple podía mantenerse puro; el inteligente y complicado, el que no quería quedar completamente al margen del torbellino de la vida, tenía que ensuciarse las manos y llegar a la traición.

Se publicó un decreto convocando al Parlamento. Todos los miembros pertenecientes a la oposición según la lista de Weissensee quedaron excluidos sin que de nada les valieran sus protestas. Comisarios del duque recorrieron con nutridas escoltas militares las ciudades y los municipios y redactaron mandatos imperativos impuestos a los diputados por los electores.

Bajo tales auspicios se reunió el Parlamento que debía pronunciarse sobre la cuestión más importante surgida en Suabia en los últimos decenios: el mantenimiento de un numeroso ejército permanente. Este Parlamento incompleto no se reunió en su palacio de Stuttgart, sino en Ludwigsburg, pues el duque lo quiso así, pretextando el deseo de permanecer en constante comunicación con él durante las sesiones. La pequeña

ciudad estaba inundada de soldados, y los diputados celebraron sus sesiones bajo la vigilancia de imponentes fuerzas militares y expuestos sin cesar a ser detenidos al menor signo de oposición. El duque, tras pronunciar con negligencia el discurso de apertura, no volvió a presentarse. Pasó revista a las tropas y llevó a cabo ejercicios militares en los alrededores, mientras sus ministros se dignaban responder altivamente con vaguedades a las tímidas preguntas de los diputados.

De este modo quedaron aprobadas las enormes exigencias militares del duque, se duplicó el impuesto anual y se estableció uno nuevo de tres décimas sobre todas las cosechas. Tal sistema impositivo debía ser mantenido en tanto que duraran los tiempos críticos y el país pudiera soportarlo. Bajo la amenaza de los mosquetes los diputados no se atrevieron a exigir una definición más precisa, y cuando en una reunión no oficial, se atrevieron a preguntar quién podía definir el momento en que la situación hubiera dejado de ser crítica, Süss y Remchingen se mostraron tan groseros, tan arrogantes y amenazadores, que humillados y asustados dejaron de insistir en que se fijara esta importante cuestión de un modo más explícito. Nunca, desde que la Constitución estaba en vigor, había obtenido un duque de Württemberg concesiones tales como lo hicieron en esta ocasión Karl Alexander y su judío.

Dos semanas después, el prelado de Hirsau, Philipp Heinrich Weissensee era nombrado en Stuttgart presidente del Consejo eclesiástico.

A poco de esta victoria de Süss sobre el Parlamento, el hermano del duque, el príncipe Heinrich Friedrich, moría en su castillo de Winnenthal. Desde que Karl Alexander, riendo a carcajadas y lleno de arrogancia, había tomado a su amante para devolvérsela después llorosa y descompuesta, aquel hombre débil se había perdido en desvaríos y locas fantasías rumiando su venganza. Cautelosamente inició nuevos contactos sin objetivos precisos con el Parlamento, pero los grandes señores no lo consideraron el hombre apropiado y se mantuvieron reservados. Contemplaba con frecuencia, con miradas atormentadas y asfixiantes, a aquella criatura dulce y rubia cuya existencia era ahora una única y triste súplica de perdón. Una vez, puso sus manos débiles y sudorosas alrededor de su hermoso y sano cuello, tan bien torneado, apretando poco a poco, estrangulándola, para soltarla horrorizado y acariciarla a continuación:

—¡Tú no tienes la culpa! ¡Tú no tienes la culpa!

Imaginaba salvajes y fantásticas escenas de venganza: Apuñalaba a la amante y colocando su cadáver atravesado sobre su caballo, galopaba por todo el país sublevando al pueblo. O atrapaba a su hermano y le obligaba a besar los pies de la amante, después los mataba a los dos y a ella la hacía enterrar como a una emperatriz y al hermano como a un perro. Después él, un teatral dios de la venganza, reinaba sobre todos. Pero de todo aquello no era capaz de hacer nada, sólo podía atormentarse con aquellos pensamientos y morir.

Cuando Karl Alexander tuvo noticia de la muerte de su hermano envió a su ministro Forstner y al consejero militar Dilldey al castillo de Winnenthal con la misión de sellar los bienes del fallecido príncipe y apoderarse de su correspondencia. Durante la reunión del Parlamento incompleto había oído hablar de nuevas maquinaciones de su hermano con los Estados y deseaba lograr pruebas escritas contra ciertos miembros de la oposición. Se apoderaría de ellos, haciéndoles pagar cara su traición, y aplastaría la cabeza de la hidra.

Sus enviados encontraron en el castillo silencioso unos cuantos criados entristecidos, y junto al cadáver, fijos y velados los ojos, a la rubia criatura que le había dedicado su juventud. Sólo escritos sin importancia alguna trajeron al duque.

Éste se puso furioso. Estaba seguro de que la comisión parlamentaria, los Once, se habían confabulado con el muerto y habían hecho sus cálculos para arrebatarle el gobierno del país. Furioso contra sus enviados, que no le habían proporcionado las pruebas tan ansiadas, los acusó de haber quemado las cartas comprometedoras, destruyendo así la soberbia ocasión que se le ofrecía de descubrir el centro de donde partían las maquinaciones contra su persona.

Süss atizó el fuego. No volvería a ofrecérsele tan buena ocasión de dar en tierra con sus más detestados adversarios. Alentaba las viejas y disparatadas sospechas del duque. ¿No eran aquéllos los mismos hombres que en su momento habían arrancado a Karl Alexander aquellas desdichadas garantías religiosas, que en Stuttgart, en el documento redactado resultaron ser distintas a las recogidas en el borrador que habían presentado en Belgrado? ¿No eran aquéllos los que habiendo tomado los pliegos habían introducido una nueva hoja en el documento definitivo? Süss hizo renacer la vieja sospecha en el duque, que en lo que se refería a cuestiones diplomáticas no era más que un cándido soldado. Aquellos caballeros tenían ya cierta práctica en el arte de hacer desaparecer documentos. ¿Acaso la búsqueda infructuosa de aquellos documentos, cuya existencia no había ni que poner en duda, que probaban el delito de alta traición, no era

prueba suficiente y confirmación de sus anteriores manejos? ¿No eran la prueba de su secreto acuerdo con aquel Parlamento sedicioso?

¿No estaba ya cansado Karl Alexander de gobernar con aquel Gabinete hipócrita, compuesto en el mejor de los casos, si no de traidores, por lo menos de hombres dedicados a embrollar las cosas, de pedantes, cobardes, siempre dispuestos a llegar a compromisos, siempre actuando a escondidas? Süss consiguió lo que deseaba, y los ministros Negendank, Forstner, Neuffer y Hardenberg fueron depuestos. Sólo Bilfinger continuó en su cargo. El astuto Süss no se atrevió a tocar a aquel hombre íntegro e instruido que gozaba de fama allende las fronteras del ducado, además no suponía ningún estorbo, ya que se dedicaba a sus estudios, y en las cuestiones políticas se mantenía en la sombra, aunque siempre resultaba una amenaza y había que tenerle en cuenta. Además, Karl Alexander estimaba demasiado el auxilio de un ministro tan experto en ingeniería militar para sacrificarlo también a su judío.

Pero con toda aquella limpieza, cayó también el director de la Cámara, Georgii, al que se le había ocurrido aquello de la «guardia hebrea». Demasiado tarde había lamentado aquel desdichado chiste aquel hombre preocupado por su pan y su cargo; demasiado tarde había intentado congraciarse con Süss. El judío saboreó su triunfo cuando percibió aquellos torpes intentos de aproximación. Jugó con aquel caballero cerril y simple. A veces lo trataba con particular amabilidad, de manera que el otro respiraba aliviado creyendo ya que no habían llegado a oídos de Süss aquellas burlonas palabras o que las había olvidado. De pronto lo asustaba de nuevo con una alusión, con una amenaza casi imperceptible. Hasta que finalmente, él mismo le hizo saber al director de la Cámara que estaba acabado. Lo había invitado a comer. Se sentaban también a la mesa un número reducido de personas. Bajo los frescos del techo que representaban el triunfo de Mercurio habían comido en platos y fuentes de oro y plata, refinados y aromáticos manjares, habían bebido fuertes y exóticos vinos en copas preciosas. Todos sentían cierta pesadez y reposaban, mientras hacían la digestión. Fue entonces cuando el judío, dirigiéndose al director de la Cámara le dijo, sin darle importancia alguna, y como de pasada, que lamentaba mucho tener que decirle que su Alteza Serenísima ya no se sentía satisfecho de sus experimentados servicios; que el duque no podía soportar en absoluto a la vieja guardia, que no podía ni olerla. Y que el director de la Cámara no se encontraba entre los componentes de la nueva guardia. Aquel hombre lento le miró desconcertado, balbuceó algo, su mirada quedó fija y perdida, meneó la cabeza desolado y se marchó tambaleándose. Era pobre, era un hombre recto y poco inteligente, reducido a la estrechez y a los convencionalismos, tenía siete hijos y, ningún dinero. Ahora había caído en desgracia y había sido expulsado groseramente de su cargo. Fue a su casa y se colgó.

Hubo un gran trasiego de funcionarios. Hasta entonces, los altos puestos habían sido ocupados por honrados suabos lentos, concienzudos y poco brillantes. Ahora quedaron sustituidos por individuos flexibles y ágiles, extranjeros en su mayoría, diestros en el manejo de las palabras y expertos en complicados negocios, todos ellos obra de Süss, tales como Scheffer, Thill, Lautz, Buhler, Mez y Hallwachs, que ocuparon las posiciones estratégicas cortando todos los caminos de acceso al príncipe. Süss, por su parte, siguió negándose a desempeñar cargo alguno. Se contentaba con ser el consejero de Hacienda y administrador de la caja particular de Su Alteza la duquesa. Pero todas las cortes sabían que era el verdadero regente del país y que, sin necesidad de tener confiado el sello ducal, tenía en sus manos el ducado entero.

Terminada la guerra, el país respiraba aliviado y lleno de una gozosa expectación. Ahora volverían los hijos, los esposos, los seres queridos. La vida iba a seguir ya su curso serenamente, sin sacudidas, y no como hasta entonces, entre dificultades constantes. Los hombres jóvenes y vigorosos volverían a prestar sus brazos al trabajo que tanto había decaído en su ausencia, y tornarían a ocupar sus puestos en lechos y hogares. El trabajo podría repartirse de nuevo y los negocios no se abandonarían a la casualidad. Recuperarían los caballos, sus caballos buenos y fuertes, que probablemente estarían derrengados, pero ya los cuidarían para que volvieran a ser los de antes. Volverían a cultivar todos los campos y a cuidar las viñas y no dejarían que las casas se desmoronasen ruinosas. Los habitantes de las ciudades podrían vivir sin apuros, como antes de la guerra, y no carecerían ya de mercancías para su comercio ni tampoco de víveres y de vino. Ya no tendrían que volver a oír cómo les decían desde los carros cargados de cosas buenas, que todo era para los soldados. De nuevo, cada cual tendría aquello por lo que trabajara. Todas las miradas se volvían hacia el oeste, de donde iban a volver las tropas, los hombres, los caballos, las tiendas, los carros, los bagajes, las provisiones, todo lo que les hacía falta, la ansiada y escasa savia y sangre del país. Todas las miradas se volvían hacia el oeste, como en tiempos de sequía se dirigían hacia las nubes.

Así pues, el pueblo sintió un cruel desencanto cuando se supo que el Parlamento había cedido miserablemente y que el ejército no iba a ser licenciado. Los retratos del duque asaltando Belgrado a la cabeza de sus setecientos zapadores fueron a parar al fuego o a la basura. Surgió la desesperación y

encontró cabecillas que hicieron oír amenazas más rudas aún que al principio de la guerra, pero también con mayor rudeza se los hizo callar. A falta de cuarteles, se distribuyó a los soldados en las casas particulares, y cada dos familias, burguesas o campesinas, tuvieron a su cargo un soldado. Pululaban los espías, y a todo aquel que murmuraba o se hacía sospechoso se le imponía doble carga. Con la misma rapidez con la que los poderosos señores del Parlamento se habían sometido a las tropas del duque, las gentes del pueblo se horrorizaron doblemente ante la brutalidad de las guarniciones de oficiales extranjeros y católicos.

En derredor del ducado, los demás territorios y las ciudades libres prosperaban con la paz que para Württemberg resultaba peor que la guerra, pues durante las hostilidades Karl Alexander sólo había necesitado dinero para su ejército y ahora lo necesitaba para él mismo y para su corte, cada día más brillante.

Süss, cuyo arte llegaba al prodigio, encontraba siempre el dinero preciso. Como si poseyera una varita mágica, lo descubría en todos los escondrijos y lo hacía salir de ellos. Durante la guerra había instalado y engrasado cuidadosamente la prensa y ahora la apretaba poco a poco con serena destreza. Encorvado bajo el peso abrumador del Ejército, el país oprimido no gritaba ya, tan sólo gemía torturado, viendo correr su sangre y su savia y a punto de morir. Se imponían cada vez nuevos impuestos, todo debía llevar el sello oficial, hasta los zapatos y las botas. Se hacían chistes amargos sobre ello: pronto serían las personas las que también tendrían que llevar el sello, grabado a fuego en la palma de la mano o en la planta de los pies, ¡un par por una perra gorda!

También en los tiempos de Eberhard Ludwig y de la condesa se había traficado con los empleos y los cargos, pero Süss perfeccionó el sistema y creó una oficina especial para vender al mejor postor toda plaza vacante y crear con el mismo objeto nuevos cargos y nuevos títulos. Todos los cargos debían comprarse, desde el de consejero hasta el de corregidor o el de alcalde, incluso los de los encargados de los baños y los desolladores. Ni la tradición más antigua ni la más probada capacidad daban a los naturales del país derecho a un empleo. El que no tenía dinero debía arreglárselas como pudiera o expatriarse. Christoph Matthäus Heidegger, de Stuttgart, hizo rápida carrera en Prusia; en Württemberg no le había servido de nada que sus antepasados hubieran sido los jueces de la ciudad durante un siglo. Friedrich Christoph Koppenhöfer, sin más medios que su inteligencia, no pudo obtener, a pesar del caluroso apoyo de Bilfinger, una cátedra en la Universidad de Tubinga, y se vio obligado a expatriarse, logrando renombre, cargos y dignidades en San Petersburgo, entre los hiperbóreos. En cambio, hábiles negociantes venidos de todos los rincones del mundo ocupaban los cargos del ducado. ¡Cómo podían encontrarse especialistas, una administración progresiva entre funcionarios que habían pagado mucho dinero por sus cargos y a los que no había nada, a excepción de este pago, que los legitimara; que no conocían más objetivo que el de obtener altos intereses del capital invertido!

Pero el negocio más productivo, un molino que no cesaba de moler, era la Justicia. Süss puso en práctica un método de genial sencillez: explotar la Justicia conforme a principios comerciales. Aquel que tuviera dinero podía comprarla y, si era su deseo, podía también legitimarla por escrito con sellos y certificados. A quien no tenía dinero, no le servía para nada ni el más claro de los derechos.

Süss utilizó con gran habilidad el rescripto con el que Karl Alexander había iniciado su gobierno. En él se obligaba a los funcionarios de la condesa a presentarse a la justicia, se habían creado comisiones regionales para castigar el soborno y el fraude. El pueblo había acogido jubiloso estas medidas, en ellas se reflejaba el rostro de Temis, como cantó el poeta de la corte. Süss, con unas pocas pinceladas maestras convirtió este rostro en otro, de mejillas abotargadas, de mirada desvergonzada: el de Mammon, el dios del Oro. Se organizó una oficina fiscal y numerosos agentes recorrían el país en busca de familias ricas carentes de protección en la corte y en el Parlamento. Una vez descubiertas, se las complicaba en un proceso, acusándolas de haber adquirido su fortuna por medios ilegales, y luego, con auxilio de amenazas, presiones y falsos testimonios, se reducía incluso a las más honradas a tal estado de depresión, que para escapar de las garras de la justicia acababan por pagar la cantidad exigida. Incluso se abrieron procesos contra personas fallecidas hacía tiempo, si habían dejado algún patrimonio.

Causó sensación, incluso más allá de las fronteras, el caso del consejero de la Cámara y recaudador aduanero Wolff. Se abrió sin fundamento alguno un proceso contra él, que era un hombre hosco y porfiado. El consejero de expedición Hallwachs, obra de Süss, le propuso un arreglo. Wolff no se avino a ello, insistiendo en sus derechos. El proceso siguió su curso y se le expropió su molino. Cuando se le comunicó el embargo de sus viñedos, aquel hombre temperamental saltó al cuello del funcionario del duque que le había transmitido el mandamiento. Se le retiró a su hijo el permiso para casarse que acababa de serle concedido y se le obligó a entrar en el ejército. Fuera de sí, aquel hombre decidido consiguió llegar hasta el duque,

durante la reunión del Consejo pronunció una furiosa acusación contra el ministerio fiscal, y fue sacado de allí, no sin dificultades, por la guardia. Karl Alexander, muy impresionado, exigió que se le presentaran las actas, pero se dejó convencer por Scheffer, el canciller de la corte, de que todo estaba en orden y de que Wolff era un alborotador y un pleitista. El proceso criminal contra él se recrudeció. Huyó al extranjero, donde murió. Sus bienes pasaron a ser propiedad del ministerio fiscal.

Este tribunal consiguió ingresar en un año seis toneladas y media de oro en las cajas ducales. Una tonelada y un cuarto la cobró el cajero de Süss en calidad de gastos y comisiones. Además de esto, Süss retuvo media tonelada más como liquidación por bienes ya entregados.

En Stuttgart, aunque Süss no ocupaba posición alguna oficial, se sabía desde mucho tiempo atrás que no se gobernaba desde palacio, ni tampoco desde la residencia de Ludwigsburg, ni desde el edificio del Parlamento. Todos aquellos malditos y astutos rescriptos que tenían una apariencia tan inocente, incluso tan bienintencionada, y que después colgaban de los cuellos de la gente como asfixiantes piedras de molino, salían de la casa de la Seegasse. Ahora los puños se crispaban contra aquella residencia, se murmuraban maldiciones frente a ella, se escupía al pasar y un atrevido pegó en su fachada un pasquín. Pero todo ello sucedía de noche y en el mayor secreto, pues Süss tenía por todas partes confidentes y espías, y quienquiera que se alzase contra él podía estar seguro de pasarse el resto de la vida encerrado en un tenebroso calabozo del castillo de Neuffen o de las casamatas de Hohenasperg.

En la posada «El Carnero Azul» los ciudadanos conspiraban y murmuraban, distinguiéndose entre ellos el pastelero Benz, aunque se guardaba muy bien de incurrir nuevamente en punibles indiscreciones. Pero la cosa era ya más sencilla, bastaba decir: «Bajo el último duque gobernaba una prostituta», para que los demás concluyesen para sí: «Ahora gobierna un judío». Y la murmuración se extendía, los rostros rezumaban veneno y desesperación, y el pastelero Benz permanecía sentado, brillantes sus ojillos porcinos sobre las gruesas y sudorosas mejillas.

El país gemía y se debatía contra aquella opresión que lo ahogaba. El trigo y la vid crecían y la industria luchaba y producía. El duque vivía a su costa con su corte y sus soldados, y el país lo soportaba. Doscientas ciudades y mil doscientos pueblos gemían y se desangraban. El duque absorbía su savia por mediación del judío, y el país los soportaba a ambos, al judío y a él.

Los infelices oprimidos se reunían en las hermandades, conventículos y colegios bíblicos de los pietistas. Se arrastraban hasta Dios como perros maltratados y le lamían los pies. Iniciados e iluminados, surgían por doquier en el ducado, a pesar de las prohibiciones y penas más severas. El predicador Ludwig Bronnquell, de Bietigheim, un discípulo de Swedenborg y de Beata Sturmin, que ya mientras fue asistente en Gross-Bottwar había recibido una amonestación por parte del consistorio a causa de sus ideas sobre el Reino milenario y la conversión de los judíos, veía en Süss un flagelo bienhechor.

—Pegad sin cesar a un perro —acostumbraba decir—, y acabará por escaparse y buscar otro amo. Las gentes humildes son hoy como ese perro. El duque los maltrata, los soldados los apalean y los funcionarios y los oficiales los muelen a golpes, pero el látigo más cruel es el judío Süss, y no pudiendo ya soportarlo, escapan en busca de otro señor: de Nuestro Señor Jesucristo.

El predicador fue despedido y vagó por Alemania hundido en la miseria. Pero sus enseñanzas permanecieron, y cuando se reunían, los pietistas daban gracias a Dios por haberles enviado al judío, por su látigo que los aproximaba a Él.

Magdalen Sibylle Weissensee permaneció en Hirsau cuando su padre se trasladó a Stuttgart. Desde el día en que había visto al diablo en el bosque le obsesionaba su rostro. Se sentía llamada a luchar contra él y rendirlo a Dios. El deseo de volver a verlo, un deseo en el que se mezclaba el horror y una secreta voluptuosidad, la llevaba de continuo al bosque. Pero no volvió a encontrar en él al diablo.

No le fue posible hablar de aquel encuentro a sus hermanos y hermanas del Colegio Bíblico y ni siquiera reveló su visión a su guía espiritual, a Beata Sturmin, la iluminada, la ciega santa. Aquella tarea, aquella vocación de lucha contra el diablo, le estaba exclusivamente reservada. En sus recuerdos, los ojos de éste se hicieron cada vez más devoradores, más saltones y ardientes, su boca todavía más roja, lasciva y peligrosa en su pálido rostro. Lucifer era bello, y en su belleza residía su principal fuerza y su seducción. Tomarle de la mano y no soltarle hasta conducirle a los pies de Dios había de ser un triunfo capaz de hacerla morir de felicidad. Cerraba los ojos llena de bienaventuranza cuando imaginaba tan gran victoria.

Mientras tanto, los pobres hermanos y hermanas del Colegio Bíblico hablaban del pequeño enviado de Belcebú, del duque y del judío. Magdalen Sibylle los escuchaba y sentía casi compasión por ellos. ¡Un judío y un duque católico! ¡No eran más que pequeños diablos inofensivos y sin importancia en comparación con el auténtico y verdadero Satán que ella había visto, y a quien iba a vencer!

También el Magister Jaakob Polykarp Schober tenía su secreto. Hasta los mismos hermanos y hermanas del Colegio Bíblico, almas sencillas, ensimismadas y poco observadoras, advirtieron la santa luminosidad que emanaba del rostro apacible y mofletudo del joven cuando la comunidad entonaba los piadosos cánticos de la Jerusalén celestial. Jaakob Polykarp veía entonces la casita blanca rodeada de terrazas llenas de flores y a la joven desconocida tendida bajo un toldo, absorta en sus ensueños y con aquél rostro blanquísimo bajo la cabellera negro azulada. Varias veces, temeroso y con el corazón agitado, había saltado la verja. La había visto por segunda vez, pero fue en un triste y desapacible día de otoño. Ella iba vestida de oscuro y su imagen le pareció descolorida comparándola con aquella primera, mucho más singular, llena de sol. Más adelante, la comunidad de Stuttgart le había incitado a solicitar la plaza de bibliotecario del duque, pero no había podido obtenerla por carecer de la suma exigida en pago, y en el fondo se alegraba, pues así podía continuar en Hirsau y pasear su ensoñación por el bosque en derredor de la casita blanca.

Pero entre él y Magdalen Sibylle se estableció en el Colegio Bíblico una singular afinidad. En tanto que los hermanos y las hermanas suspiraban humildemente, aceptando como una prueba los duros tiempos que el Señor infligía al ducado, Jaakob Polykarp veía a la bella desconocida y Magdalen Sibylle veía a Lucifer, y sus sueños se cernían por encima de los demás y resonaban en sus ingenuos himnos llenando la estancia desnuda, sobria y baja de techo.

La yegua blanca Assjadah, que traducido significa «la oriental», se acostumbró con suma rapidez al suave clima de Suabia. Pero los suabos no le gustaban. No le gustaban sus manos, su estrechez, sus rarezas, su cortedad ni su manera de ser tan retorcida. Había nacido en Yemen y había llegado a los Estados del califa formando parte de pago de un tributo. Uno de los tesoreros la vendió al levantino Daniele Foa, quien a su vez la vendió a su cliente Süss. Süss cuidaba al animal porque era de su propiedad y porque sabía que ofrecía un soberbio aspecto cuando la montaba. Pero no sentía ningún cariño por ella. Por aquel entonces, todavía no sabía que en todo lo que vive había algo de sí mismo. Lo intuía, de un modo incómodo y desagradable, cuando el Rabí Gabriel hablaba con él, y lo sentía latir en su sangre agradablemente cuando se encontraba junto a Naemi. Pero en cuanto estas breves horas pasaban, lo olvidaba y dejaba de ser consciente de ello.

Pero la yegua blanca Assjadah sí lo sabía. Conocía los pasos de su señor, el contacto de su mano y de sus muslos, y su olor. Mientras él la montaba y ella se movía con ligereza y elegancia, pensaba: «No me quiere, pero es hermoso ser montada por él. No se siente su peso, es como si formara parte de mí misma. Sube y baja siguiendo el ritmo de mi respiración y de mis músculos. Cuando todos me miran, se aprieta a mí y no pertenezco a nadie más. Forma parte de mí misma. Él mira a lo lejos, su mirada es profunda, y cuando me mira quisiera galopar y volar. Cuando acaricia con su mano mi piel, me siento segura, tranquila y llena de fuerza. Le pertenezco y me siento en mi propia patria cuando estoy con él». La yegua levantaba la cabeza bien alta y relinchaba alegre, triunfante, dirigiéndose a los sorprendidos ciudadanos:

—¡Atención! ¡Él viene! ¡Él!

Porque ahora Süss hacía ya ostentación pública de su poder y lo mostraba claramente, de la misma manera que mostraba de forma coqueta y jactanciosa su dominio de las artes corteses y de sociedad. Sólo había uno de los placeres de los caballeros que le resultaba odioso: la nueva forma de cazar que se había puesto de moda. Le parecía absolutamente estúpido y repugnante hacer que los animales se amontonaran para matar entonces a tiros a aquellas criaturas indefensas y asustadas. Si veía las pilas de cadáveres se le revolvía el estómago y a pesar de lo mucho que temía las rudas burlas de la corte, no podía obligarse a comer de la carne de los animales abatidos. La ejecución de bueyes, terneras, corderos o cerdos se dejaba en manos de los matarifes, se trataba de un honroso y útil oficio, en todo caso no era algo que se hiciera por placer, y a aquellos que los ejercían no se los consideraba caballeros. El judío no podía comprender que la ejecución de un ternero fuera un oficio propio de un pequeñoburgués y que en cambio la de los corzos acorralados fuera un placer propio de caballeros.

Aparte de esto, ponía gran empeño en ser el centro de los acontecimientos cortesanos. No había extranjero en los Estados que llegara a Stuttgart y no presentara sus respetos al todopoderoso favorito. Amplió su servidumbre de manera que sus lacayos, vestidos con aquellas casacas color burdeos, casi formaban una pequeña compañía. Los ministros y los altos funcionarios tenían ante él un respeto servil. Le temían casi más que al duque. A un silbido suyo, acudían todos presurosos. Ante la más mínima resistencia los amenazaba con hacerlos encerrar o azotar o enterrarlos bajo la horca.

Süss vivía en medio de un torbellino y a su alrededor había un constante ajetreo, negocios, política, una vida social digna de un príncipe, y mujeres. Daba órdenes y nadie se atrevía a oponérsele. Si quería, podía ser de una amabilidad tal que todas las barreras se derrumbaban.

Por supuesto, Süss también tenía en su poder al duque. Karl Alexander se sentía secretamente ligado a aquel hombre que había sido el primero en creer en su prosperidad y que sobre una base tan endeble había puesto a su disposición su vida entera de una manera tan confiada; a aquel hombre que, como por arte de magia, quitaba de su camino todas las trabas e impedimentos con los que él y sus consejeros luchaban en vano. Lleno de auténtica admiración, mezclada con un ligero horror, veía cómo aquel judío sacaba de la nada todo cuanto se le pedía: dinero, mujeres, soldados. De manera que seguía ciegamente cualquier consejo de su director de finanzas.

Ya desde los años de su juventud, Süss tenía una confianza ilimitada en sí mismo. Y a pesar de ello, ahora había algunos momentos en los que se sentía paralizado de asombro al ver los cometidos que asumía y la facilidad con que los cumplía. Por supuesto que los grandes financieros de su raza siempre habían tomado importantes decisiones y habían tenido el poder plenamente en sus manos. Pero se habían mantenido en las sombras o, como su hermano, se habían hecho cristianos. Pero él, el judío, se encontraba frente a toda Europa, solo en la peligrosa cima del poder y sonreía, elegante y seguro de sí mismo, y ni la más astuta mirada podía descubrir en él el más ligero temor.

Para poder mantener su casa de una manera tan principesca y para mantener al duque siempre en sus manos necesitaba dinero, dinero en cantidades fantásticas, siempre en movimiento y a su disposición. Entre los Oppenheimer de Viena —los banqueros imperiales, sus parientes—, había aprendido a operar con grandes cifras, pero ahora pasaba por sus manos la administración de todo el ducado, y podía disponer del patrimonio de doscientas ciudades y mil doscientos pueblos para efectuar sus transacciones. En medio de una febril actividad, lo invertía aquí o allá, lo hacía circular con gran rapidez. Tenía relaciones con todos los financieros de Europa y por medio de sus innumerables agentes, la mayoría judíos, el dinero suabo fluía por los más complicados canales, regando plantaciones en las Indias holandesas, comprando caballos entre los bereberes, cazando elefantes y esclavos negros en la costa africana. La máxima que seguía, el objetivo al que dedicaba todos sus esfuerzos, eran los negocios rápidos y vertiginosos. No se trataba de obtener un gran beneficio en cada uno de ellos, sino un beneficio gigantesco gracias a que de todos ellos se reservaba una mínima parte para sí. De ahí su afán por estar metido en todos los asuntos de Alemania en los que hubiera dinero de por medio. Controlaba la industria y el comercio en todos los rincones y esquinas de Europa, y una importante parte de la totalidad del patrimonio alemán pasaba por sus arcones.

Sus ingresos privados eran elevadísimos. Quien quería obtener algo en la corte de Württemberg tenía que pujar por ello con *douceurs* y presentes. Cuando Remchingen llamó la atención del duque sobre aquel hecho, éste se rió y dijo:

—Deja que se aproveche el muy sinvergüenza; por cada beneficio que él obtiene, consigue para mí el doble.

Su tráfico con caballos de raza se extendió, pero sobre todo creció su comercio con piedras preciosas. Desde siempre había amado fanáticamente las joyas, pero hasta entonces, cada vez que tenía un gran negocio en perspectiva, se le adelantaba un portugués, un tal Dom Bartelemi Pancorbo, un hombre alto, taciturno e inquietante, que allá donde hubiera joyas realmente de calidad, como si se enterara por medios mágicos, aparecía de improviso, con su descarnada cara de muerto, vestido siempre con el antiguo traje de la corte portuguesa, que ya no se llevaba, y que además le quedaba demasiado holgado y le sentaba muy mal. En la corte del Palatinado poseía grandes títulos y dignidades, a través de sus relaciones diplomáticas dominaba el mercado de Amsterdam, y desde allí todo el comercio alemán en joyas. Ahora Süss utilizó su influencia política para dejar fuera de juego a aquel odiado competidor. El judío luchó salvaje y apasionadamente. Frío, tenaz y siempre al acecho hizo retroceder al otro, al enjuto e inquietante portugués, paso a paso. No se le podía eliminar del todo, su sombra caía siempre sobre los negocios de Süss, pero las cosas habían cambiado, de manera que las mejores piedras y las más raras, se ofrecían ahora primero al judío, y las piedras de mayor valor y de calidad superior sólo podían obtenerse por su mediación.

Éste era un negocio azaroso que tanto podía proporcionar grandes beneficios como cuantiosas pérdidas, pero Süss mantenía otras muchas fuentes que le garantizaran unos ingresos seguros. Sabía arreglar las cosas de manera que con constante periodicidad, cuando las arcas ducales tenían que afrontar grandes pagos como los sueldos de los funcionarios, o de las tropas, no disponían de dinero en efectivo. Entonces adelantaba de su propio bolsillo el dinero que faltaba reteniendo como pago la fracción mínima de cada florín. Tanto los ciudadanos como los campesinos veían en esta clara operación financiera la fuente de sus desgracias, y ni la escasez ni la pobreza les dolían tanto como aquella moneda casi sin valor, escamoteada por el judío.

También intervino en la fabricación de la moneda, pero desdeñaba obtener beneficios acuñando dinero con deficiencia de peso. Había tenido que echar mano de maniobras tan toscas y bajas cuando intervino en

el acuerdo monetario de Darmstadt porque todavía era un desconocido y un personaje sin importancia y no tenía otros medios. Ahora tenía objetivos más altos y prefería sacar provecho de los grandes movimientos del dinero de calidad, así que la moneda que él acuñaba era la mejor entre las muchas monedas fraccionarias alemanas, la que más circulaba y la más buscada. De todo aquello, lo que más le interesaba era ante todo poder tapar la boca de sus enemigos mediante la solidez de su gestión financiera en lo que se refería a la moneda. Sabía que sus enemigos insistirían primero en aquél tema, donde más fácilmente podría tropezar si cometía el más pequeño error, pero si se probaba su honradez en aquel punto, su crédito crecería enormemente. Tenso, esperaba una denuncia e intentaba acelerarla. El tosco Remchingen, confirmado por otros en su primitiva visión financiera, no podía explicarse la creciente riqueza de Süss más que con la clásica suposición de que el judío cometía fraude al acuñar moneda. Importunó al duque hasta que éste finalmente ordenó una investigación. Süss, sonriendo humildemente y al mismo tiempo orgulloso, gozándose en su inviolabilidad, le presentó las cartas de los agentes en las que declaraban que sus monedas pesaban demasiado, y que procuraban muy poco beneficio.

Participaba también en muchos otros acuerdos y contratos de todo tipo. En todas partes tenía almacenes de mercancías y puntos de venta, y poseía un certificado del príncipe que le eximía de impuestos aduaneros y arbitrios. También los funcionarios ducales, los corregidores de la ciudad y oficiales obligaban a los súbditos a prestaciones personales y transportes particulares en beneficio de Süss. Organizó loterías y por medio de los bombos de la suerte y de los casinos de juego hacía salir el dinero de los bolsillos.

De esta manera creó una red de negocios muy variada y muy ramificada por todo el país. Llegaba cada vez más lejos y se regodeaba en el poder. Pero a veces tenía la sensación que no era de él de quien brotaba todo aquel torbellino brillante. En aquellas ocasiones, se encogía de hombros, estremecido, como queriendo esquivar un golpe. Se sentía atado por inquietantes lazos, las cosas a su alrededor perdían color, se veía a sí mismo avanzando en medio de una silenciosa y sombría cuadrilla: el Rabí Gabriel sostenía su mano derecha, el duque la izquierda. Avanzaban serpenteando, daban unos pasos, se inclinaban… Más adelante en la cadena, unido a él por medio de otras muchas manos, ¿no estaba también Isaak Landauer? ¡Qué aspecto tan horrendo y a la vez tan cómico tenía con su caftán y sus rizos, dando sus pasos en círculo, inclinándose y serpenteando tan serio y tan callado!

Pero aquella imagen turbia e imprecisa sólo le atormentaba por breves momentos. Después se desintegraba ante la luz del día, se difuminaba en la nada, desaparecía hacia poniente. Pero el oro, que puede pesarse y contarse, la carne de las mujeres que puede palparse y acariciarse, agarrarse y poseerse, permanecían. Todo aquello estaba allí y permanecía: el esplendor, el poder, el ajetreo, la vida.

En Urach tenía su sede una compañía de tejidos que pertenecía a la familia Schertlin. Los Schertlin habían empezado su negocio durante el reinado de duque Eberhard Ludwig y se habían extendido por todo el país. Su negocio florecía, tenían una filial en Maulbronn y en Stuttgart regentaban una sedería. Cuando la fábrica todavía era pequeña e insignificante, el jefe de la familia, Christoph Adam Schertlin, acertada y diestramente, la había convertido en una sociedad anónima, en contra de la opinión general, cediendo una parte a la condesa de Grävenitz, muy por debajo de su valor. De esta manera tan simple, despertó el interés de la poderosa favorita por el negocio, que consiguió para la sociedad privilegios y pedidos. Más tarde, cuando la condesa cayó en desgracia y tuvo que liquidar los bienes que tenía que dejar en Württemberg, Christoph Adam Schertlin pudo recuperar sus acciones a muy buen precio gracias a ciertos acuerdos con Isaak Landauer. Ahora se hallaba retirado de los negocios y había abandonado el territorio ducal. Compró una casa patricia en la ciudad libre de Esslingen y la hizo renovar. Vivía allí espléndidamente, era rico y un concejal muy bien considerado.

Los negocios de las fábricas de Stuttgart, Urach y Maulbronn los llevaba ahora Johann Ulrich Schertlin, un hombre íntegro, práctico y oportunista que se contaba entre los más importantes industriales suabos. Se había casado con una francesa procedente de la colonia de emigrantes Pinache, de la intendencia superior de Maulbronn, donde se habían instalado a finales del siglo anterior los franceses expulsados. La francesa era una mujer hermosa y extraña, tenía la boca pequeña y muy roja destacando en la palidez del rostro, ojos rasgados, altaneros, y el cabello brillante, de un rubio rojizo. Los amigos, los parientes, nadie podía mantener una buena relación con ella. Nadie podía negar que era una mujer magnífica, pero era terriblemente orgullosa, respondía con brevedad y era muy lacónica. La mayoría de las veces callaba aburrida, y además, cuando hablaba, aunque había nacido en Alemania, casi siempre hablaba francés y sólo chapurreaba la lengua del país. Pero Johann Ulrich Schertlin podía permitirse algo así, era rico y gozaba de gran prestigio, tenía una casa en Stuttgart y otra en Urach además de las fábricas. Si le hubiera venido en gana habría podido contratar a su servicio al mismísimo diablo. Se paseaba orgulloso con la mujer que

amaba y su casa y su trabajo prosperaban.

Pero Süss tenía un agente en Venecia, un tal Daniele Foa, que le proporcionaba capital, caballos, joyas, telas y vinos desde Levante. También le había proporcionado la yegua blanca Assjadah. Este Daniele Foa había conocido a Süss en el Palatinado donde su ayuda en la lucha con Dom Bartelemi Pancorbo había sido de gran utilidad. El levantino, un hombre de negocios ambicioso e infatigable, había puesto en marcha a lo largo del Rin un amplio negocio de textiles y utilizó la influencia de Süss para introducirse en Suabia. Consiguió toda clase de libertades y derechos, pero chocó con la competencia de las fábricas de Schertlin, que se hallaba perfectamente introducido en aquella zona. Süss, que tenía interés en quedar bien con el levantino, puso manos a la obra con su habitual y fría perspicacia, para destruir sin contemplaciones aquella competencia. Empezaron a ponerse trabas a las fábricas de Schertlin, sus privilegios fueron anulados y se revocaron sus contratos con el gremio. Los arbitrios municipales y los impuestos le fueron aumentados en tal medida que no pudo seguir compitiendo por el mercado. Al mismo tiempo, el director de finanzas, actuando como hombre de paja de Daniele Foa abrió una fábrica a su nombre y las autoridades aduaneras no se atrevieron a cobrar al todopoderoso los elevadísimos impuestos establecidos, y por sus envíos pagaba muy poca contribución o ninguna.

También se empezó a presionar a los Schertlin personalmente. El ministerio fiscal inició un proceso contra uno de ellos utilizando un pretexto absolutamente banal, del que no pudo librarse. Dos jóvenes Schertlin, a pesar de haber ofrecido una importante suma para quedar exonerados, tuvieron que ingresar en el ejército. Al viejo Christoph Adam, que vivía en la ciudad libre de Esslingen, no pudieron hacerle nada, y tampoco se atrevieron a hacer nada a Johann Ulrich de momento, pero la mano del judío había caído con más fuerza sobre aquella familia que sobre las otras y Johann Ulrich se consumía de preocupación a causa del hundimiento de su negocio; por la vergüenza de tener que ver cómo eran obligados dos jóvenes Schertlin a ingresar en el ejército; por la aflicción que le causaba no poder ofrecerle a su hermosa esposa el lujo principesco que había soñado para ella.

Finalmente, Süss encontró la manera de atrapar a Johann Ulrich. Uno de los jóvenes Schertlin, el soldado, había obtenido permiso para visitar a su abuelo en Esslingen y no regresó. Hacía tiempo que se habían iniciado conversaciones entre el duque y la ciudad para la entrega de desertores, pero no se había llegado todavía a ningún acuerdo. Instigadas por el anciano concejal, las autoridades de la ciudad se negaban a entregar al joven. Fue entonces cuando los húsares de Süss interceptaron una carta de Johann Ulrich en la que animaba al viejo a persistir en su actitud de negarse a entregar al desertor a los comisarios ducales. Aquello era delito de guerra, alta traición.

Süss, con todos los triunfos en la mano, procedió con calma y prudencia. Primero se requirió a Johann Ulrich para que se presentara ante el tribunal de guerra ducal. Puesto que aquel hombre orgulloso no se presentó, fue detenido y llevado, rechinando los dientes, a Hohenwiel. Se murmuraba que un tribunal militar le condenaría a trabajos forzados para toda su vida.

En la desierta casa quedaba sola y pálida la francesa. La compasión curiosa de parientes y conocidos la aceptó en silencio, apretados los rojos y finos labios. Cuando se hartaron de consolar a aquella orgullosa que ni siquiera les daba el gusto de quejarse, apareció ante ella el consejero Bühler del ministerio fiscal, un pariente político muy lejano de los Schertlin. Éstos siempre habían escupido a su paso por ser un títere de Süss. Se presentó ante ella dándose importancia, rebosando autocomplacencia, representando el papel de un hombre lleno de una ostentosa compasión. Encontró a la francesa sumida en su preocupación, muy distante, orgullosa y rígida. Le aconsejó visitar a Süss, afirmando que se le calumniaba mucho, que era muy duro en los negocios, lo cual era lógico, pero no era en absoluto vengativo.

Nadie sabía, ni siquiera ella misma, si la francesa quería a su marido o no, pero al aproximarse la fecha del juicio fue a ver a Süss.

Procedía de una buena casa, en su familia se vivía la tradicional vida cortesana francesa, con esplendor y un modo de comportarse muy señorial. Contempló los salones del judío, los lacayos vestidos de color burdeos y los pajes; las alfombras, las estatuas, los objetos chinos. Aquello era muy distinto a la sólida comodidad de los Schertlin. Esto era la plenitud, la abundancia y el derroche que convertían la vida, de una obligación difícil de soportar, en algo ligero y maravilloso, digno de amarse y de contemplarse. Süss estaba de buen humor y la mujer le gustó. La trató como a una gran señora y en cuanto se dio cuenta de que ella lo prefería, habló sólo en francés; la halagó con mundanos cumplidos y no pronunció una sola palabra acerca de sus dificultades. Éste era su ambiente. Si no hubiera llegado a él como una suplicante, se habría lanzado espontáneamente en sus brazos. Pero cuando de repente, él con cínica galantería intentó crear un puente entre su demanda y su deseo, ella permaneció inmóvil unos momentos, mortalmente pálida, para replicarle enseguida que se avergonzaba por no haber recordado a tiempo que tenía que habérselas con un

judío. A lo que él, sin inmutarse y sin cambiar en lo más mínimo la expresión de su cara, sonriendo e inclinándose profundamente le contestó:

—Así pues, no. —La acompañó amablemente hasta la puerta, y al despedirla le besó la mano.

Ordenó que se dejara en libertad a Johann Ulrich, se ocupó personalmente de arreglar el asunto a través del ministerio fiscal. Johann Ulrich sólo fue castigado a pagar una multa, aunque tan elevada que su negocio acabó de hundirse para siempre.

La francesa, por su parte, no podía olvidar su encuentro con Süss. Hasta aquel momento no había sabido si amaba o no a su marido. Ahora sabía que lo despreciaba. Su obligación había sido triunfar. No la merecía si no triunfaba. Le despreciaba porque no podía extender ante ella, como el otro, el esplendor y el derroche, los lacayos con sus libreas color burdeos y las porcelanas chinas. Porque se había dejado vencer por el otro. Porque ella, por su culpa, se había presentado ante el otro tan quejosa. Le despreciaba porque ella, por su culpa, había rechazado la galantería de Süss. Él era el mundo al que ella pertenecía, Johann Ulrich sólo era un pueblerino burgués. De todo esto, no dijo nada a Johann Ulrich, ni siquiera le habló de su visita al judío. Él maldecía a Süss, gritaba, alardeaba trazando truculentos planes para vengarse del judío. Pero todo aquel escándalo no tenía contenido alguno. Ella le contemplaba con sus rasgados ojos, llenos de una indiferencia fría y altanera, y él sabía tan bien como ella que estaba acabado y sin fuerzas, y que nunca volvería a hacer algo de provecho.

Se fue hundiendo poco a poco. La fábrica de Urach fue subastada, y también lo fueron las filiales de Stuttgart y Maulbronn. Las adquirió el levantino. Con cínica caridad le ofrecieron un cargo administrativo en las que habían sido sus fábricas. Quizás habría aceptado si su mujer, que veía la mano de Süss detrás de aquella oferta, no lo hubiera obligado a rechazarla con decisión y sin dar lugar a discusiones. La caída también arrastró a los otros Schertlin. Fueron vendidas las casas de Urach y de Stuttgart, fueron vendidos los viñedos y los campos. Sólo el viejo Christoph Adam conservaba su posición en Esslingen. Todavía llevó más alta su cabeza grande y apergaminada, golpeó con más fuerza el suelo con su bastón, agarrando con fuerza la empuñadura de oro con su mano descarnada pero todavía firme.

Johann Ulrich, como muchos otros que durante el gobierno de Süss perdieron casa y fortuna, empezó los preparativos para unirse a un grupo de emigrantes que quería irse a Pensilvania. La francesa se opuso. Hubo una breve y fuerte discusión; él le pegó, pero permaneció en el país. Abrió un comercio en Urach y se fue hundiendo cada vez más, se pasaba las horas en las tabernas emborrachándose, maldecía y blasfemaba contra el judío y la infernal economía hebrea. Pero así como, por lo general, cualquier expresión o manifestación de este tipo se castigaba severamente, a él se le dejaba en paz. También su tienda fue respaldada en todos los sentidos desde los organismos oficiales. Los funcionarios debían haber recibido instrucciones desde un lugar muy influyente.

La francesa seguía yendo de un lado para otro con su pobre vestido, pero con el mismo orgullo de siempre. Lanzaba altaneras miradas con sus ojos alargados; si un cliente quería enzarzarse en una larga conversación, sus respuestas eran lacónicas y breves. La mayoría de las veces permanecía callada, aburrida. Y aunque había nacido en Alemania, casi siempre hablaba francés y sólo chapurreaba la lengua del país.

A través de los suntuosos salones de Süss, Isaak Landauer paseaba su caftán marcado ostensiblemente en la manga con la insignia de los judíos de Württemberg, la S con un cuerno de caza, aunque nadie se hubiera atrevido a exigírselo. Los espejos reflejaban, en medio de la fastuosa decoración de oro y lapislázuli, su figura y su rostro descarnado y astuto, con sus rizos en las sienes y su descolorida barba rojiza de chivo. El director de finanzas le enseñaba su casa. El hombre del caftán contempló las vasijas, los gobelinos, las pagodas tintineantes, miró hacia arriba, con una sonrisa divertida e irónica, hacia el Triunfo de Mercurio; con su mano fría y seca dio unos golpecitos a la yegua blanca Assjahda; pasó entre los dos pajes, los dos hijos del presidente Lamprecht, que hacían guardia en la entrada del despacho. Examinó con los dedos la exquisitez de los muebles y mencionó su precio, acertando, como un experto. Se detuvo, sacudiendo la cabeza, ante los bustos de Moisés, Homero, Salomón y Aristóteles y dijo:

—Moisés nuestro maestro no tenía este aspecto.

Pero ya desde la pajarera graznaba Akiba, el papagayo:

—¿Cómo ha dormido Vuestra Excelencia?

Süss había esperado durante mucho tiempo a su colega y había preparado cuidadosamente su palacio para aquella visita, como si se tratara de la de un príncipe. Ahora espiaba en su rostro un gesto de sorpresa o de admiración. Le obsesionaba el ardiente deseo de impresionar al hombre del caftán, a aquel hombre entre todos los demás. Pero Isaak Landauer se limitó a menear la cabeza, sonriendo, a frotarse las manos exangües y decir:

—¿Para qué todo esto, Reb Josef Süss?

Por el gabinete pasó, curiosa, Sophie Fischer, la hija de un alto empleado de Hacienda, que desde hacía quince días vivía en la casa como amante oficial del consejero. Era una mujer alta y robusta, de rubia cabellera con reflejos cobrizos, muy linda, pero un tanto vulgar. Como Süss le reprochara haber venido a interrumpirlos, Sophie murmuró una excusa cualquiera, examinó con una mueca despectiva a Isaak Landauer y se retiró.

—¿Para qué todo esto, Reb Josef Süss? —repitió Isaak Landauer—. ¿Para qué treinta criados? ¿Acaso coméis y dormís mejor que si no tuvierais más que tres? Comprendo que tengáis una querida, comprendo que tengáis un hermoso comedor y una buena cama, bien ancha. Pero ¿para qué queréis un loro? ¿Para qué necesita un judío un loro?

Süss se sentía embargado de furiosa cólera y no respondió. Aquello no era ya ingenuidad, era ironía, era una burla franca y evidente. Aquel hombre sucio y miserablemente vestido se reía tranquilamente de él, como ningún ministro se hubiera permitido… Y Süss no podía nada contra él y tenía que tolerar sus burlas, porque le necesitaba. Seguramente iba a repetir sus historias anticuadas, carentes ya de todo sentido y alcance, tales como la del infanticidio ritual de Ravensburg y otras necedades. Y él habría de escucharlo. Le era imposible prescindir de él en sus negocios. ¡Qué alegría sería poder desembarazarse de aquel hombre tan comprometedor! Pero, por el momento, debía considerarse afortunado de que le permitiera aproximarse a él y no había medio alguno de prescindir de su persona.

Hablaron de los asuntos que tenían entre manos, acechándose mutuamente y regateando con obstinación. A decir verdad, Süss era ahora el que tenía en sus manos el timón, pero, no obstante sus ademanes altivos, se sentía a la defensiva. Ningún disimulo, por hábil que fuese, engañaba la mirada de Isaak Landauer, que no tardaba en desenmascararlo, destruyendo toda simulación. Meneando la cabeza con expresión incrédula, iba separando la brillante envoltura accesoria y tomaba entre sus manos heladas el corazón mismo de los negocios de Süss, las cifras desnudas y exactas. Y cuanto más se pavoneaba Süss, más amargamente invadido se sentía por la cólera y el malestar. No se lo confesaba, pero el otro le manejaba y le hacía moverse tirando de sus hilos.

Una vez terminados y firmados los asuntos pendientes, Landauer no empezó a hablar del infanticidio de Ravensburg, sino de otra historia sobre judíos, que tenía por escenario Württemberg. Se trataba del asunto del gran artista judío Abraham Calorno, de Italia, de aquello hacía más de un siglo, durante el reinado del duque
Friedrich I
y el cónsul general Maggino Gabrieli. El duque había convencido con grandes promesas a este famoso judío para que fuera a su país. El duque estaba como hechizado por la gracia, la sabiduría, la pericia técnico financiera de aquel gran artista judío y tenía una confianza ilimitada en él. Rechazaba, brusco y despiadado, cualquier queja de los clérigos o del Parlamento; expulsó del Imperio, por causa del judío, al abad Osiander, y Abraham Calorno y los suyos eran los dueños de Stuttgart. Pero de todas maneras, la historia termina con horrores y crueldades, algunos fueron atormentados y ejecutados, el resto fueron expulsados del ducado, desnudos y despojados de todos sus bienes. Durante mucho tiempo estuvo prohibido a los judíos entrar en el ducado.

—Nos insultaban llamándonos gusanos roedores —añadió Isaak Landauer—. ¿Acaso no roen ellos también? Todo aquello que está vivo, roe. Uno roe a otro. Ahora os toca a vos, Reb Josef Süss. Roed, roed, mientras os lo permitan. —Y mientras decía esto se reía con su risita gutural.

Cuando el hombre del caftán se despidió por fin de Süss, dejándole malhumorado, atravesó la antesala entre los murmullos burlones y hostiles de los solicitantes que esperaban su turno. En la puerta se cruzó con otra visita: Weissensee, presidente del Consejo eclesiástico, y su hija. Cuando Magdalen Sibylle vio a Isaak Landauer, le tomó por Süss, pues era así como ella se había figurado al odioso emisario de Belcebú, pequeño y descarnado, envuelto en un mugriento caftán y con rizos en las sienes.

Cuando el prelado había acudido a darle las gracias por su nombramiento, Süss le había dicho, incidentalmente y con extrema cortesía, que había oído decir que tenía una hija encantadora y no era deseable que la flor de las doncellas de Suabia, floreciera lejos de la corte. Ludwigsburg y Stuttgart no eran ricas en bellezas como para prescindir, sin grave perjuicio, de una joven tan linda como le habían dicho que era la hija del señor presidente. El prelado manifestó que le halagaba en extremo el interés que Su Excelencia se dignaba consagrar a su hija, y luego le fue menos difícil de lo que creía decidirla a acompañarle a Stuttgart, para hacer una visita a Süss, pues Magdalen Sibylle creyó escuchar en el ruego de su padre una llamada del destino. ¿Dónde mejor podría llevar a cabo su misión y dónde habría de tener más probabilidades de encontrar al diablo, que en casa de su emisario y en la corte del duque y de su judío? En

consecuencia, se trasladó a Stuttgart con su padre, dispuesta y alerta.

Cuando supo que Isaak Landauer no era el judío, experimentó un ligero desencanto, que hizo más intensa su expectación. Fueron recibidos inmediatamente y antes que nadie. Cuando los lacayos abrieron reverentemente la puerta y Magdalen Sibylle entró, precediendo a su padre, en el despacho del judío, vaciló y se desvaneció al ver a Süss y reconocer en él al diablo. Cuando recobró el sentido, una voz cariñosa decía cerca de su oído:

—Siento mucho que vuestra hija sufra un accidente en el momento en que entra en mi casa por primera vez. —A lo que su padre respondió algo indistinto mientras le acercaba un frasco de sales a la nariz. Magdalen Sibylle no quería abrir los ojos para no verse obligada a hablarle y mirarle frente a frente, pero cuando al fin tuvo que volver a la vida, vio los ojos de Belcebú, ágiles y ardientes, resbalar sobre su pecho y sus caderas, y con secreta voluptuosidad ardiente se sintió abrumada de vergüenza.

Süss había contemplado a su placer a la joven mientras yacía sin conocimiento y había visto que era una doncella intacta, bellísima y llena de savia. Su desvanecimiento y la impresión extraordinaria que su presencia había hecho en ella, fueron para él un bálsamo y un consuelo después de su desagradable conversación con Isaak Landauer. ¡Qué hermosa resultaba así yaciente! ¡Cuán moreno su rostro, a pesar de su palidez, qué firmes sus rasgos casi masculinos y qué fascinante la curva de sus cejas arqueadas! En tanto que los lacayos corrían en busca de un médico, Süss se preguntó si se arriesgaría a desceñirle el corpiño. No tenía por qué retener sus deseos ante Weissensee, viejo cortesano servil.

Pero en aquel momento abría ya Magdalen Sibylle los ojos, aquellos ojos azul oscuro que contrastaban violentamente con su oscura cabellera. Süss la incorporó y sus miradas, su voz y sus manos acariciadoras la rodearon de una devoción humilde y galante, en la que el judío puso todo el arte de su larga experiencia. Contestando a los balbuceos de la joven, cuyos ojos turbados en su rostro pálido fijaban en él una mirada a medias amenazadora y a medias seducida, dirigió hábilmente la conversación. Puso a su disposición una silla de manos, un carruaje y un médico, y sin decir una sola palabra para retener al presidente, que se despedía, escoltó en persona a Magdalen Sibylle a través de la antesala, donde todos saludaron respetuosamente a su paso, hasta el carruaje que esperaba a la puerta. Sophie Fischer se cruzó en su camino con paso perezoso y dirigió una mirada curiosa, atravesada e irritada, a Magdalen Sibylle.

Una multitud se agrupaba ante la casa de la Seegasse, aunque la lluvia helada y el viento nocturno traspasaban sus vestidos. Obstinados y tenaces, los curiosos se agolpaban para ver pasar las carrozas que, iluminadas y ruidosas, traían a los invitados de Süss a la fiesta.

En el vestíbulo llameaban grandes antorchas y todas las ventanas resplandecían. En el portal abierto, se pavoneaba el portero, con su resplandeciente librea morada y su pértiga, y tres criados esperaban para abrir las portezuelas de los carruajes.

Éstos llegaban en rápida sucesión. No se trataba de uno de aquellos bailes públicos de los que Süss extraía grandes beneficios controlando por medio de listas qué individuos de la corte, qué funcionarios y qué burgueses faltaban y teniéndolo bien en cuenta. Si con aquellas fiestas públicas había forzado a la villa y corte de Stuttgart a celebrar un carnaval más brillante que nunca, obligando a las gentes a gastar para asistir a ellas más dinero del que gastaban en muchas semanas, este baile de máscaras más íntimo debía servir exclusivamente para ostentar su magnificencia y su fausto. Sólo los más grandes señores y las más bellas damas de la corte del duque habían sido invitados a aquella fiesta.

Detrás del cordón formado por los lacayos de Süss y los agentes de la policía, la multitud alargaba el cuello para vislumbrar bajo los abrigos los trajes de los invitados. Llegaban ministros, generales y cortesanos. Delgado y más acusada que nunca su nariz aquilina, por encima de su golilla a la española, apareció el consejero Schütz. Congestionado y corpulento, Remchingen sudaba ya en su carroza, bajo las espesas pieles de su traje de boyardo. Estaba de peor humor que nunca, porque al bajar del coche había topado en el portal con De Riolles, uno de tantos caballeros errantes que recorrían las cortes llevando a través de toda Europa los chismes y murmuraciones de la alta aristocracia internacional. Dos mujeres estallaron en carcajadas, y hasta los policías se rieron disimuladamente al ver a aquel hombre bajito, delgado y vacilante, que se había vestido de chino sin renunciar a su peluca europea. Todavía resultaba más gracioso caminando a pasitos cortos junto al corpulento Remchingen, parecía un enano a su lado con su carita infantil viciosa y envejecida. El general avanzaba con gran estrépito, grande e imponente al lado del francés, menudo y anguloso, pero tenía la certeza de que aquella noche, como siempre en los últimos días, la condesa, ya fuera para variar, ya fuera para ponerle furioso, preferiría de nuevo la compañía del francés.

A pie y cruzando por entre la multitud llegó Neuffer, el abogado del Parlamento, vistiendo un traje indescriptible, negro y escarlata, y dejando tras de sí un rastro de injuriosos murmullos. Él y Weissensee

eran los únicos parlamentarios invitados. Antes de que llegara al portal, le adelantó la carroza estudiadamente elegante y discreta del anciano príncipe de Thurn y Taxis, llegado la víspera de Ratisbona. Su fina cabeza de galgo se erguía sobre un traje morado de noble genovés, del que se sentía muy satisfecho porque le hacía parecer más delgado. Pero evidentemente tenía mala suerte con aquel maldito judío: antes, en el palacete de Monbijou, el salón amarillo pálido había matado el efecto de su traje de igual color, y hoy aquel estúpido israelita había vestido a toda su servidumbre con libreas moradas; de manera que en el peor de los casos iban a tomarle a él, al príncipe de Thurn y Taxis, por un lacayo, y de todos modos quedaría completamente fracasado el efecto de su disfraz. Al lado del furioso príncipe, entró, rechoncho e insignificante, el consejero Fichtel, que iba a estar dos días en Stuttgart y traía cartas del obispo de Wurzburgo. Vestido de turco, con pantalones bombachos y una túnica corta, parecía una pelota, y su rostro sutil y astuto se mostraba radiante de alegría bajo el fez, en tanto que su manita carnosa hacía alegres señas a la multitud estacionada en la calle, que murmuraba contra los católicos.

Luego llegó un carruaje bamboleante y deslucido, con un solo lacayo en el pescante. Un individuo altísimo y de rostro inexpresivo, rojo azulado y descarnado, se apeó de él y se deslizó al interior del portal, ante la multitud silenciosa. Era Dom Bartelemi Pancorbo, consejero del Palatinado. El duque había obligado a Süss, contra su voluntad, a invitar a aquel comerciante en joyas, que al parecer había fijado sus reales en Stuttgart. Dom Bartelemi vestía, como de costumbre, un traje de ceremonia a la usanza portuguesa, anticuado, raído y demasiado holgado. No necesitaba otro disfraz.

A la hora fijada se presentó, puntualmente, la carroza ducal. Karl Alexander se apeó de ella, enorme e imponente, disimulando en lo posible su cojera en atención a las circunstancias, pues se había disfrazado de héroe de la Antigüedad. Marie Auguste, cuyo busto torneado surgía de una inmensa falda con miriñaque azul claro, representaba la diosa Minerva. Llevaba sobre la peluca un precioso casco de oro y su corpiño simulaba una coraza del mismo metal. Dos pajes la seguían, llevando uno el escudo y el otro la lechuza, símbolo de la diosa.

La música se disponía a saludar con sus sones la entrada de la pareja ducal y Süss esperaba en la puerta del salón mientras los invitados se colocaban en dos filas dentro del mismo, pero el duque se demoraba en el vestíbulo. Había advertido, al lado del presidente del Consejo eclesiástico, a una joven arrogante y bella, vestida de jardinera florentina, y que al quitarse el abrigo se había despojado por un momento del antifaz para arreglar su enorme sombrero de paja adornado de cintas, dejando ver su rostro de rasgos firmes, casi masculinos, morenas mejillas y ojos azul oscuro, que contrastaban violentamente con las cejas negras. El duque se sintió impresionado como no le sucedía desde hacía muchos años a la vista de una mujer. Vacilaron sus piernas y sufrió una especie de vértigo. Con una leve sonrisa la duquesa paseó sus ojos de Karl Alexander a la joven, que había vuelto a cubrirse el rostro con el antifaz y dijo a su marido:

—Creo que deberíamos entrar. Nos están esperando. —Además, ya Süss venía a buscarlos, esbelto y elegante, con su disfraz de sarraceno.

—¿Quién es esa dama? —le preguntó Karl Alexander, en voz baja.

—La hija de Weissensee, supongo —respondió el judío, en el mismo tono—. *Demoiselle* Magdalen Sibylle Weissensee.

Sus Altezas entraron en el salón de fiestas. Los invitados se inclinaron profundamente y los músicos empezaron a tocar.

Como a la duquesa le gustaba apasionadamente el teatro, Süss comenzó la fiesta con la representación de una opereta italiana: *El libertino a su pesar*, en la cual cantó, por primera vez, la nueva soprano italiana Graziella Vitali, napolitana pequeña y torneada, de piel dorada, muy linda, con un rostro lleno y unos ojos brillantes. Süss se había prometido muchas cosas de la impresión que causara al duque, pues era aquél el tipo de mujer que habitualmente le inspiraba un capricho, y había hecho brillar a los ojos de la cantante magníficas perspectivas. Por lo tanto, cuando fue presentada a Su Alteza después de la representación, no fue nada parca en tiernas insinuaciones y coqueterías, esperando tan sólo una señal del duque para retirarse con él a un gabinete discreto. Pero Karl Alexander sólo le prestó una atención distraída, murmurando indistintamente algo así como:

—Más tarde, más tarde. —Era evidente que de momento tenía otra cosa en la cabeza. La napolitana tuvo que esforzarse en mantener su aspecto relajado y alegre, y cuando consiguió hablar a solas con Süss, estaba hecha una furia.

Durante la representación, Magdalen Sibylle conservó puesto el antifaz, disimulando detrás de él y bajo su enorme sombrero de paja su rostro nervioso y tenso. Había cedido sin oponer resistencia a la invitación de su padre para que le acompañara a la fiesta, pero ahora lo sentía. No tenía fuerza suficiente para vencer al diablo. ¡Ojalá no hubiera entrado nunca en aquella sala! Se sentía desgarrada y abrumada por su misión.

¡Ojalá se hubiera quedado en Hirsau! ¡Ojalá no se hubiera encontrado con el diablo! Ahora se había metido en aquello y no podía librarse de él, se sentía enferma. Había sido una presunción haber creído que podría conducirle a Dios con sus débiles manos. Desde que hubo de reconocer al demonio en el judío, sentía en su pecho una comezón que la devoraba. Dios había permanecido mudo a sus súplicas y los libros de meditación eran ya para ella letra muerta. Con la vista fija intentaba sumergirse en Dios, pero el aire sigue vacío, no aparece ningún rostro, no es culpa suya, todo se relaja, se empobrece, todo es absurdo, no tiene vida. Swedenborg decía tan sólo palabras sin sentido y en una visita que hizo a Beata Sturmin, la santa ciega, sus palabras la dejaron fría y vio que la santa no era más que una pobre criatura enferma, una solterona vieja que vivía en un ambiente acre y miserable.

No había vuelto a ver al judío desde entonces. Él se había informado con frecuencia acerca de su salud, le había mandado flores, incluso visitó a su padre, pero ella le evitó. Sólo le vio una vez en la explanada del castillo, montado en su yegua blanca Assjahda, deslumbrante. Las maldiciones, el odio, la envidia, se estrellan contra la delgada espalda del caballero, pero a él no lo afectan, Lucifer no miraba a su alrededor. Ella le siguió con la vista, más impotente que el pueblo que no hace más que lanzar maldiciones. Por lo menos ellos tienen palabras, corazones y hombros encogidos, lenguas además de su impotencia.

Había dudado mucho antes de decidirse a acudir a la fiesta. Y ahora ésta constituía para ella un desencanto que la trastornaba. Süss no se ocupaba de ella y apenas la había saludado con una frase fríamente cortés. Magdalen Sibylle no podía saber que tal conducta era, por parte del judío, una diestra estrategia y veía solamente que Lucifer no tenía ojos para ella. Se quitó el antifaz, pero Lucifer no dirigió ni una sola mirada a su hermoso rostro moreno, atormentado por la emoción, y aquella indiferencia la deprimió más que una derrota.

Pero había otro que contemplaba por segunda vez aquel rostro moreno y angustiado, lo examinaba largamente con mirada experta y estudiaba aquellos ojos profundos azul oscuro y su vibrante contraste con el oscuro cabello. ¡*Mille tonnerres*! ¡Era guapa de veras aquella Weissensee! Y era una suaba, uno de sus súbditos, pero una suaba muy especial. Karl Alexander no había imaginado jamás que aquel zorro de Weissensee tuviera en su casa tan bella flor. Había venido a la fiesta ansiando vagamente encontrar algo nuevo, sin saber exactamente qué. Había trabajado mucho, había descansado y se sentía en plena forma. Aquello era otra cosa. La fiesta tenía ya para él un objetivo. La cantante italiana, cuyas alabanzas había entonado Süss por adelantado, no hacía más que aumentar los deseos que le inspiraba aquella singular suaba.

Después de la representación se sirvió una cena magnífica. Despojados ya de los antifaces los animados rostros, resultaban a la vez extraños y familiares sobre aquellos trajes y entrañaban aún mayor atractivo. Hubo viandas especiadas, fuertes vinos extranjeros y brindis entusiásticos. Del interior de un maravilloso pastel surgieron cuatro niños, Paris y las tres diosas, pero Paris no entregó la manzana a ninguna de ellas, sino a la duquesa. El consejero Fichtel, gordo y esférico metido dentro de su disfraz de turco, pronunció un brindis, compuesto de agudos alejandrinos, lleno de finas y malignas pullas contra el Parlamento, y los oficiales católicos lanzaron ruidosos vítores en honor del duque.

Al terminar la cena entraron, bailando, unos cuantos enanos, que saquearon las vitrinas y ofrecieron a las damas las joyas en ellas contenidas y que Süss tenía asignada a cada una de ellas. Dom Bartelemi observó atentamente aquella distribución de piedras preciosas, cadenas y broches. Aquel hombre, tremendamente alto, con el hombro derecho anormalmente elevado, la descarnada cabeza rojo azulada sostenida por aquel cuello seco, emergiendo del anticuado traje portugués lo examinaba todo con sus ojos pequeños y fijos, por entre sus párpados marchitos. Sus ojos se hundían en las cuencas, espiando desde aquella cabeza de muerto. El consejero del Palatinado y director general de Comercio y de la fábrica de tabaco contempló los regalos que las damas le mostraban, tasándolos con infalible pericia. Süss escuchaba con profundo malestar aquella voz hueca, lenta y fría, que tantas veces estorbó sus transacciones reduciéndole a un papel secundario, y observó con repugnancia la ardiente pasión con que el consejero del Palatinado manejaba entre sus largos dedos descarnados las piedras resplandecientes. Los dos competidores se miraron, desafiándose, como dos aves de presa, viejo el uno, calvo y experimentado, y el otro, no tan alto, más joven y más peligroso, bajo su aspecto elegante.

—Magníficas piedras, magníficas —decía Dom Bartelemi—, pero no valen nada comparadas con vuestro solitario. Dejádmelo ver —pidió a Süss. Y manejando tiernamente el diamante entre sus dedos de araña, preguntó con su voz cavernosa, ante los atentos invitados—: ¿Qué pedís por esta piedra, señor director de finanzas?

—No la vendo —respondió Süss.

—Os ofrezco a cambio el monopolio del tabaco del Palatinado —insistió el portugués.

—No la vendo —repitió con fuerza el judío.

Dom Bartelemi devolvió de mala gana la joya y la duquesa comentó:

—Mirad cómo mi judío se ciñe al dedo el monopolio del tabaco.

Pero en aquel momento, el confitero francés hacía entrar el postre. Se trataba de una maravillosa obra de arte, y si el pastelero Benz la hubiera visto, la envidia no le habría dejado dormir durante una semana. Hechas de bizcocho y helado allí estaban todas las fortalezas que Karl Alexander había conquistado. Otra de las partes más dignas de verse era el Triunfo de Mercurio, copiado del fresco del techo.

Después de la cena y en tanto comenzaba el baile, la pareja ducal se retiró con algunos de los invitados al invernadero. Marie Auguste se dedicaba a criticar con el señor De Riolles, que vestido con aquel ancho quimono y su rostro lampiño, gesticulante y lascivo, en medio de las plantas parecía un mono. Dom Bartelemi palpaba y manoseaba los muebles, el mármol, el lapislázuli, se detenía ante las vitrinas de joyas. El consejero Fichtel, mientras tomaba su taza de café mantenía una enigmática conversación diplomática, dando muchos rodeos, con su amigo Weissensee. Y Remchingen desahogaba su malhumor, causado por la duquesa, con Süss, dedicando a su amable y relajado anfitrión una sarta de bromas burdas y obscenas.

El duque se hallaba sentado aparte con Magdalen Sibylle. Había bebido copiosamente, e inmediatamente después de la cena había pedido a Süss que dejara a su disposición su alcoba y su tocador y condujera a él a la joven, utilizando un pretexto cualquiera. Süss, al oír esta orden, sintió que el corazón le daba un vuelco. Volvió a ver a Magdalen Sibylle aquel día que huyó de él en el bosque y luego en su despacho, desvanecida y yacente, tan morena y pálida, llena de juvenil encanto. Magdalen Sibylle le pertenecía por entero. No era preciso ser muy perspicaz para advertir que la muchacha se sentía irresistiblemente atraída por él, y mientras Karl Alexander le hablaba de ella, Süss la deseaba. Pero estaba acostumbrado a anteponer los negocios y el servicio del duque a las mujeres, el placer y los sentimientos, y con su acostumbrada actitud sumisa y servil declaró, en el acto, que se sentía dichoso de poder proporcionar aquel placer a Su Alteza. Se permitiría tan sólo advertirle respetuosamente que Magdalen Sibylle era, según sus noticias, una exaltada pietista, difícil de manejar por lo tanto y propensa a ataques de nervios. Además, creía que nadie había bebido aún de aquella copa.

—¿Acaso lo has intentado tú? —repuso el duque, riendo a carcajadas—. ¿Lo has intentado?

Aquello era precisamente lo que le atraía, y el hecho de que se tratase de una pietista no haría sino sazonar aún más la aventura. Y advirtiendo a Weissensee, que charlaba cerca de allí con Fichtel y Schütz, le saludó con un ademán de cabeza, afable y jovial.

Sentado, pues, en el invernadero al lado de la joven, empezó a bromear sobre su pietismo. Claro está que él era católico y, por lo tanto, un hereje para ella, pero su Consejo eclesiástico, que debía de ser competente en aquellas materias, y el mismo padre de Magdalen, que lo presidía, no aprobaban tampoco semejante fanatismo. Sin ir más lejos, el día anterior había firmado un decreto prohibiendo, bajo las más severas penas, a una cierta señora de Molk, celebrar reuniones de sectarios. Cuando vio a Beata Sturmin, que se hallaba a la cabeza de todo aquel movimiento, pensó que el trato con los ángeles no daba grandes atractivos a una mujer, pero ahora que veía a Magdalen Sibylle creía ya que las relaciones con Dios y con sus ángeles tenían realmente algo bueno. Quizás querría ella adoctrinarlo. Magdalen Sibylle sufría escuchando aquellas groseras chanzas. Karl Alexander, con su rostro congestionado y sus ojos voraces, le daba miedo. Sus bromas no la divertían y se sentía abandonada por Dios, sin lo cual aquellas blasfemias la hubieran hecho saltar y no habría vacilado en arrojar su indignado desprecio al rostro de aquel Nabucodonosor furioso. Pero sólo experimentaba repugnancia. Se sentía fatigada y triste y Dios se mantenía oculto en la sombra. Dios no se dignaba responderle. Dios la rechazaba.

Volvió a oír la potente y estrepitosa voz de Karl Alexander. No debía pensar que él no comprendía sus cosas. En Venecia había tenido mucho trato con videntes, y aunque reconocía no haber leído a Swedenborg, conocía también en Alemania a un mago que podía leer el futuro y tenía una asombrosa relación con Dios. Por supuesto se trataba de un viejo judío, él prefería sin dudarlo a Magdalen Sibylle, y esperaba que en lo sucesivo, cuando necesitara cualquier información del buen Dios, podría dirigirse a ella. Mientras decía esto le quitó el antifaz, devorándola con ojos ávidos y violentos.

Hacía un calor terrible en aquel invernadero, los árboles y las plantas exóticas se balanceaban, como seres dotados de vida, a la luz de las bujías; la música llegaba en oleadas excitantes, y Magdalen Sibylle sufría un insoportable dolor de cabeza. Las miradas y las palabras del duque que brotaban de sus gruesos labios lúbricos la herían como acerados puñales. Se sentía a punto de hacer algo violento e insensato, cuando quedó liberada por la llegada de uno de los pajes de la duquesa, la cual la reclamaba a su lado.

Marie Auguste se hallaba en el centro de un amplio círculo. En torno de ella estaban Süss, el señor De Riolles, el consejero Schütz y el joven actuario Götz, vestido de pastor, rubio, joven y simple, de excelente

familia por lo demás, con su madre, esposa del consejero Götz, y su hermana Elisabeth Salomea. La madre y la hija se parecían de un modo extraordinario, se hubiera dicho que eran hermanas, ambas de tez pálida, dulces y esbeltas, muy hermosas, con abundantes cabellos rubios, grandes ojos soñadores un poco alocados y voces ingenuas. Las dos, rubias y encantadoras, llevaban unos disfraces de pastoras, no muy originales y pasados de moda, y ponían por las nubes a la duquesa, con sus voces claras e infantiles y sus ojos adorables e ingenuos. Arrogante e indolente, Sophie Fischer, la hermosa y voluptuosa querida de Süss, acababa de separarse del grupo para ir al invernadero y Marie Auguste no pudo resistir la tentación de burlarse un poco de su judío favorito, por su arrogante querida. Süss, en efecto, acababa de hacer nombrar a su padre, que era ya tesorero del Fisco, director de la Tesorería, en compensación, sin duda, por los favores de la hija. Arrogantemente viril, con su elegante disfraz de sarraceno, el judío mantenía un sereno aplomo ante las señoras y respondió a sus bromas con otra: la joven Sophie había sido, desde luego, para él una deliciosa ama de gobierno, pero ahora que Su Alteza se había dignado elevar a su padre a un puesto tan visible, no le parecía correcto seguir teniéndola a su servicio. Y sonriendo, manifestó con descarada indiferencia, que la despediría al día siguiente. El grupo quedó sorprendido del cinismo con el cual terminaba el judío sus aventuras. La duquesa reía divertida y aquellas maneras de hombre de mundo encantaban también a Schütz. En cambio, el joven Götz, inexperto y simple, no sabía qué hacer, pues concedía extrema importancia al buen tono y dudaba entre aprobar la conducta del judío o atacarla. Por último, se decidió por adoptar un aire marcial, sin decir palabra. En cambio, su madre y su hermana contemplaban con tierno interés a aquel hombre, que sabía poner punto final a un *amour* con tan superior elegancia.

A este grupo llegó Magdalen Sibylle. La duquesa había advertido hasta qué punto Karl Alexander se ocupaba de ella. Le gustaba también aquella joven de rostro moreno, tan decidido y emotivo, y tenía curiosidad por ver de cerca lo que tuviera de atractivo. Con ademán benévolo le tendió su mano a besar y la examinó atentamente. La joven posó en Süss una mirada tímida y furtiva. El judío se había inclinado profundamente a su llegada y se había erguido luego, grave y ceremonioso. Magdalen Sibylle se sentía aliviada de no verse ya forzada a escuchar al duque y agradecía la benevolencia que la duquesa le testimoniaba, pero la envarada indiferencia de Süss renovó su turbación. Permaneció muda en tanto que los otros continuaban charlando y bromeando, y bruscamente, su miedo, la tensión de sus nervios, su desencanto, su furor y su expectación hicieron explosión en un sollozo, que no supo reprimir. Los invitados sonrieron con aire confuso y Marie Auguste acarició con su manita delicada la mano helada de la joven. Süss, por su parte, aprovechó hábilmente la ocasión para decir que iba a procurar que se calmase y se llevó a la infeliz, toda temblorosa e intimidada. El chino De Riolles hizo una mueca. Schütz, el español, sonrió, y Götz, el pastor de fantasía, no encontró tampoco esta vez nada mejor que hacer que adoptar una actitud guerrera. La duquesa, mientras seguía charlando con naturalidad, buscó a su marido con los ojos y le vio hacer una señal disimulada a Süss, cuando éste pasó por su lado conduciendo a la joven.

La habitación en la que Süss hizo entrar a Magdalen Sibylle ofrecía un ambiente fresco y puro en contraste con el de los salones saturados por las emanaciones de las bujías, el vino y la gente. Era la estancia que precedía a la alcoba y por entre una cortina se veía el inmenso lecho, con sus amorcillos dorados. Aquella noche aparecía llena de toda clase de objetos, trasladados de los otros salones, que hubieran estorbado el baile: frágiles porcelanas, figuritas chinas y la jaula de Akiba, el loro. Los ruidos de la fiesta sólo llegaban hasta allí muy amortiguados y después de los salones llenos de gente, aquella habitación, con su ambiente más fresco y su serena calma, tenía un efecto relajante.

Magdalen Sibylle se sentó en un diván y respiró aliviada. Estaba soberbiamente hermosa, ardiente y arrebatada a causa de tantas emociones, y Süss en pie ante ella, servicial y cortés, la deseaba con ardor. ¡Lástima tener que dejar su puesto al otro, que probablemente no sabría apreciar aquella belleza!

Con sus grandes ojos inundados de lágrimas, la joven le contempló lentamente. Süss creyó que lo mejor era responder a aquella mirada con su aire habitual de sumisión sin límites y añadir a él, en este caso particular, un matiz de sentimiento paternal.

«¡Pobre Lucifer —se decía Magdalen Sibylle—, cuán turbado está y qué infeliz se siente! No tendría sentido alguno encolerizarse con él y lanzarle terribles exorcismos. Voy a cogerle tiernamente de la mano y a persuadirle de retornar a Dios, con bondadosas palabras. ¿Cómo he podido dudar de mis fuerzas para llevar a cabo tal misión? Espera sólo que venga alguien para reconciliarle con Dios».

—Me desconsuela, *demoiselle*, —decía entretanto el judío con su voz acariciadora y velada—, ver que siempre os sucede algún accidente en mi presencia. La primera vez que os vi, en el bosque de Hirsau, entre los árboles, huisteis de mí. Cuando me hicisteis el honor de visitarme con vuestro padre, no os encontrasteis bien en mi casa. Y hoy, cuando yo creí haber hecho cuanto estaba en mi mano para que mis invitados estuvieran de buen humor, compruebo dolorosamente que he fracasado de nuevo con vos. ¿Es realmente

tan abominable y repulsivo mi rostro? ¿O sólo es una fatal casualidad? —Y se inclinó hacia la muchacha, que enrojeció vivamente.

—No disimuléis más, señor consejero —dijo ella de repente, en un arranque de valor, mirándole con aire convencido y apremiante—. Sé muy bien que sois Lucifer, hijo de Belial, y vos sabéis que he sido enviada para luchar contra vos y someteros a Dios.

Süss tenía una gran experiencia con las mujeres, no perdía jamás su serenidad ni permanecía nunca confuso. Pero aquellas palabras eran tan inesperadas, que por primera vez en su vida no encontró respuesta. Afortunadamente para él, Magdalen Sibylle no la esperó y después de una breve pausa continuó hablando. Comprendía perfectamente que él pensara que Dios, su adversario, le repudiaba. Verdaderamente era una decisión terrible renunciar a una obstinación que duraba ya miles de años, pero en cuanto abandonara su obcecación y su malvada porfía, su alma se sentiría como liberada de una horrenda costra, y se sumergiría en Dios como en un baño agradable y tibio de aguas transparentes. Siguió hablándole así, poseída de ardiente celo, y le tendió la mano.

Con su habitual prontitud Süss se había adaptado al vocabulario pietista y, tomando la mano que se le tendía, inició una respuesta ágilmente preparada. Se hallaban así, en muy buen camino, cuando el duque apareció de repente en la habitación. Con las pupilas dilatadas, horrorizada e implorando auxilio, Magdalen Sibylle fijó su mirada en Süss y se oyó su respiración jadeante. Pero el judío declaró cortésmente que estaba obligado a volver junto a sus invitados y, de pronto, la muchacha se encontró a solas con el duque, mientras el papagayo graznaba *Ma vie pour mon souverain* y en la habitación contigua se vislumbraba, claramente iluminada, la lujosa y desvergonzada cama. Karl Alexander dijo algo gracioso, insustancial, con voz ronca y en un tono forzado. Ella contempló su rostro congestionado, ligeramente sudado, contempló sus ojos y encontró su mirada oscura y salvaje, sintió su olor a vino y a sudor. Con pasos temerosos se acercó a la puerta, tartamudeando una disculpa, quería seguir a Süss, reunirse con los demás invitados. Pero la puerta estaba cerrada con llave. Karl Alexander rió, se quitó ceremoniosamente la lujosa y antigua coraza en silencio, tan sólo podía oírse su jadeante respiración. Con una amabilidad cruel se acercó a ella y con su extraña mano, estrecha, larga, huesuda y cubierta de vello en el dorso y de palma carnosa, gruesa y corta, la tomó de la mano. Ella retrocedió, él la cogió con más fuerza, sudando, jadeando excitado. Ella recuperó las fuerzas, se resistió salvajemente, pero sin esperanza, contra aquel hombre pesado, fuerte y excitado. Retazos de música lejanos llegaban hasta ellos. Ella gritó, el papagayo aleteó con fuerza, graznando alborotado.

Fuera, en el baile de máscaras se iban perdiendo las formas, dando paso al desenfreno. Desde todas las esquinas en sombras se oían chillidos, voces, risas y gritos ahogados. El señor De Riolles comentó al señor von Schütz, aprobatorio, que ni en la corte polaca llegaba a haber un ambiente tan alegre.

Al salir del gabinete, Süss se precipitó con furiosa exaltación en el torbellino del baile. Evitó a la duquesa, que con una ligera sonrisa lasciva y divertida, le pidió noticias de Magdalen Sibylle, y se dedicó a galantear a las señoras de Götz, madre e hija, por las cuales se interesaba también el duque, haciéndolo con tanta insistencia que el joven actuario, al ver que no se prestaba la menor atención a sus gestos amenazadores, se refugió en un rincón, silencioso y perplejo, en tanto que las dos mujeres escuchaban encantadas las cínicas galanterías del judío. La cantante napolitana, de tez dorada y cuerpo torneado, atacaba ahora al príncipe de Thurn y Taxis, fingiendo ignorar quién era y sentirse atraída sólo por su elegancia y su distinción. El anciano galán, viendo que a pesar de su disfraz semejante a la librea de los lacayos de Süss, producía efecto en las mujeres, se sintió renacer y olvidó su cólera. También Remchingen trataba de aproximarse a la cantante, pero ésta supo rechazar cortésmente y con sutil destreza, en favor del viejo príncipe, tan rico y distinguido, al rudo general, borracho ya, que la devoraba con sus ojos vidriosos. En cambio, advirtiendo que el actuario Götz la contemplaba desde el rincón donde se había refugiado, con ojos velados más por la pasión que por la embriaguez, encontró, mientras mantenía a distancia al general e inflamaba al viejo príncipe, un instante libre para lanzarle una mirada única, pero elocuente, que encadenó para siempre al joven pastor rubio y simple.

Weissensee se hallaba sentado a una mesa de faraón con Neuffer, el consejero Fichtel de Wurzburgo, Schütz y el señor De Riolles. El de Wurzburgo tomaba su café, Weissensee y Neuffer paladeaban el denso y oscuro vino espumoso que en toda Alemania sólo podía encontrarse en casa de Süss, y hablaban de política. Neuffer, vehemente y perentorio, con aquel aspecto tan raro que le daba su disfraz escarlata, sacó a relucir, burlón, las teorías absolutistas, que el jesuita desarrollaba con elegante y experta naturalidad.

Pero Weissensee no dedicaba al asunto toda la atención como era su costumbre. Su rostro enjuto y malicioso se volvía sin cesar a todos lados y preguntaba a unos y a otros si habían visto a su hija, pero nadie sabía darle noticia de ella. Sus largas manos delgadas se cubrieron de frío sudor y sus ojos escépticos

inquirían angustiados a derecha e izquierda.

De pronto, viendo a Süss, se excusó ante los otros dos caballeros y se lanzó hacia él con inusitada premura, para pedirle noticias de su hija. Le dolía la cabeza, respondió negligentemente Süss, y se había retirado a una habitación más fresca y más tranquila. El presidente, desconcertado, quiso ir en su busca, pero Süss afirmó que valía más dejarla descansar, tanto más cuanto que ya Su Alteza se ocupaba personalmente de ella. Y al decir esto miró a su interlocutor, con una sonrisa descarada y amable. Weissensee se echó a temblar y tuvo que sentarse. Después de un breve silencio, Süss añadió por su cuenta y siempre sonriente, que el duque se había expresado en términos particularmente halagadores sobre el nuevo presidente del Consejo eclesiástico, el cual no tardaría seguramente en obtener ascensos y condecoraciones. Weissensee meneó dos o tres veces la cabeza de un modo extraño y senil, contempló con sonrisa cortés, pero un poco demudada, el tumulto de la fiesta, y de pronto, hurtando sus ojos a la mirada de Süss, empezó a hablar, con voz insegura y pastosa, de su residencia de Hirsau y describió la espléndida finca, con sus viñas, sus cosechas y su granja bien provista, en medio de la paz de los campos. Allí había trabajado él serenamente en sus comentarios al Nuevo Testamento, lejos de la agitación del mundo, que sólo de tarde en tarde lanzaba hasta él sus espumarajos, y en compañía de su hija, una muchacha sencilla y sosegada, con un gran sentido práctico y una profunda vida interior.

En medio de aquella ensoñación —hablaba más para sí mismo que para Süss— calló tan bruscamente como había empezado a hablar. Parecía aniquilado y su lujosa capa veneciana pendía inerte en torno a él, como las alas replegadas de un murciélago. El judío, erguido ante aquel hombre que se abandonaba desesperado a su angustia, le miraba de arriba abajo, y con un acento ligero, penetrante y burlón, exclamó rompiendo el silencio:

—No hubiera creído nunca que fueseis tan sentimental.

—¡No, no! —replicó vivamente Weissensee, recobrándose—. No soy un desertor de la vida, Excelencia, y jamás me he sustraído a ninguna tentación. La curiosidad es el principio sobre cuya base he organizado mi existencia.

Intentaba recobrar su sonrisa habitual.

—He debido nacer bajo una estrella en constante movimiento que no me ha permitido nunca permanecer en reposo, me ha impulsado a través de muchos mares y muchos países y me ha obligado a penetrar en las almas de todas las criaturas de Dios y del demonio. ¡Ah, mis *souvenirs*! Pero mientras se esforzaba en evocar aquellos *souvenirs*, el rostro pálido y sonriente del judío erguido ante él, con sus ojos oscuros y sus labios carnosos, se borró bruscamente de su vista. Adivinó, de pronto con claridad cruel, que a pocos pasos de allí, detrás de una puerta cerrada, su hija se debatía y luchaba, desfalleciente y sin esperanza. La vio, vio desaparecer el color de sus firmes mejillas morenas y vio vidriarse sus ojos profundamente azules bajo sus cabellos negros. Y en medio de aquella visión oyó la voz precisa de Süss, aquella rotunda voz de hombre de negocios, que le decía:

—Tal como están las cosas, esta noche no vacilo en prometeros ascensos y honores.

Lo asombroso era que no odiaba a aquel hombre que se inclinaba hacia él, con su sonrisa afable e insolente. Se limitaba a representárselo sentado allí, tan desconcertado y quebrantado como él, mientras que él mismo se erguía a su lado, alerta y sonriente. Luego se condujo exactamente como de costumbre, salvo que todo lo que hacía o decía le parecía irreal, como si lo estuviera soñando. Se inclinó cortés y afablemente al responder a una broma de la duquesa, conversó con precisión y diplomacia con el consejero Fichtel, y a una chanza sutilmente obscena del señor De Riolles, respondió con una obscenidad más refinada aún. Pero todas aquellas voces sonaban singularmente mecánicas y apagadas en sus oídos, los invitados se movían como autómatas y todo parecía hecho de cera. El mismo Karl Alexander, que había reaparecido en los salones, corpulento y pesado, blandos y fatigados los miembros y cojeando más que antes, le hacía el efecto de una figura de cera detrás de una nube de humo.

Sin embargo, a la vista del duque consiguió reanimar en su interior una vaga esperanza. Espantó sus visiones e impuso silencio a lo que sabía y no quería creer que fuese verdad. Con rápido movimiento recogió su capa veneciana y fue a apostarse al paso del duque. Toda su persona era tan sólo una interrogación suplicante. Pero el duque no le vio, o no quiso verle, y pasó rígido a su lado, fija la vista ante sí.

Entonces Weissensee se sintió de pronto terriblemente viejo y fatigado. Buscó un rincón tranquilo y se dirigió a la mesa junto a la cual bebía en solitario el actuario Götz. Halagado por la compañía del presidente del Consejo eclesiástico, el joven se levantó ceremoniosamente, aunque ya un tanto mareado, y se deshizo en reverencias. Los dos permanecieron allí contemplando en silencio y sin dejar de beber, el tumulto de la fiesta; elegante, triste y desgarrado el viejo; torpe y apático en su desvalimiento y su

romanticismo, decepcionado y hablando a borbotones el joven.

Karl Alexander se movía entretanto por los salones, empachado, orgulloso y satisfecho de sí mismo. De cuando en cuando sonreía con forzada arrogancia como un niño que ha hecho una tontería y se pavonea para superar su vergüenza. Pero precisamente con ello daba a todo el mundo la impresión de que venía de los brazos de una mujer, y a la duquesa, que posó en él una mirada interrogante, le contestó con un amplio ademán que podía interpretarse como una orgullosa confesión. Se detuvo ante las mesas de faraón, haciendo levantarse a los jugadores, secretamente furiosos al verse interrumpidos, y les comunicó que aquella noche se estaba divirtiendo de un modo verdaderamente extraordinario. Bebió con avidez dos grandes vasos de vino de Tokay y acabó así de emborracharse por completo. Fue al encuentro de su suegro, completamente absorbido en aquel momento por la napolitana, cosa de la que Karl Alexander tomó buena nota con admiración y envidia y, abrazando enternecido al viejo príncipe, le dijo cariñosamente:

—¡Cuánto me alegra ver que Vuestra Alteza se siente tan joven!

Luego, con jactancia sentimental, habló largo rato de su juventud en Italia, de su campaña de Lombardía y de sus aventuras venecianas. La victoria de Cassano le costó el pie, pero no había sido un precio demasiado elevado. ¡Ah! ¡Venecia, Venecia! Vagabundear con el rostro escondido tras la máscara, mujeres, duelos, política de altos vuelos, alquimistas y videntes, la laguna y los palacios, y por encima de todo la mano secreta de los Diez. Graziella Vitali le hacía recordar todo aquello en un instante, ella que era un agradable perfume, fugaz y cambiante. Y sus ojos examinaron, escrutadores y expertos, a la napolitana.

—Estáis de suerte Alteza —balbuceó—, y yo tampoco puedo quejarme. ¡*Suum cuique, Suum cuique*!. En este mundo, Dios Nuestro Señor nos ha situado a ambos en un lugar soleado donde se está bien y caliente.

Y diciendo esto acariciaba el brazo desnudo, dorado y suave de la cantante y felicitaba al viejo príncipe por la linda gallina que se disponía a desplumar.

Süss evitó al duque. Se sentía celoso y amargado. Sabía que Karl Alexander querría describirle crudamente su aventura con Magdalen Sibylle y no estaba de humor para dejarse contar placeres cuyas primicias habrían debido pertenecerle. Para evitar tener que pensar en ello se entregó al turbulento remolino de su fiesta. Era en celebración de su cumpleaños, de su llegada al mundo, por lo que lucían aquellas luces, por lo que se habían engalanado la mesa y aquellas fastuosas habitaciones, por lo que aquellas hermosas damas y aquellos grandes señores habían venido. Había llegado muy alto. Ningún otro judío había ocupado jamás en Alemania posición tan elevada y brillante. Y aún se elevaría más. Ya iba camino de la corte imperial de Viena la solicitud de un título nobiliario para él. Lo tendría. Karl Alexander, que cada día le debía más, habría de obtenérselo. No se mostraba envuelto en un caftán raído y con rizos sobre las sienes, pero no quería tampoco procurarse títulos y honores por el sencillo medio de la conversión, como había hecho su hermano. Sólo merced a su genio, a su genio y a su buena suerte, llegaría a la cima. Había apostado en el momento oportuno por el duque, cuando éste todavía era un príncipe sin importancia. No iba a dejar de dar los pocos pasos que le faltaban para llegar a la cima. Seguiría siendo judío, y a pesar de ello —precisamente ahí residía su triunfo— sería noble y gran intendente de la corte y formalmente, ocuparía en el ducado, y ante la faz del mundo, el puesto que le correspondía.

Los invitados bailaban y Süss saturaba su corazón, sus ojos y sus oídos de todos aquellos ruidos que eran un homenaje para él. Sus sueños trepaban por las escalas de los violines, los timbales proclamaban su poder y la belleza de las mujeres y los disfraces de los hombres le festejaban. Pensando en su rápida carrera de cortesano, contempló su fiesta con una sonrisa de éxtasis en su pálido rostro. Pero, bruscamente, algo invisible borró su expresión de gozo. Las alegres pompas multicolores se disiparon y se apagó en sus oídos el alboroto de la fiesta. Los músicos seguían moviéndose, pero Süss no oía ya sus acordes. Se veía arrastrado en una danza espectral, gesticulante y siniestra. Ante él, llevándole de la mano, avanzaba su tío el Rabí Gabriel, y detrás, asido a su otra mano, cojeaba el duque. Y allá lejos, unido a él por una larga cadena de manos, Isaak Landauer, meneando la cabeza y envuelto en su ridículo caftán que flotaba en torno a él, agitaba sus piernas descarnadas siguiendo el compás.

Cuando se arrancó a esta visión halló ante él a Dom Bartelemi Pancorbo, con su traje portugués completamente anticuado, que le espiaba con sus ojos hundidos, y la voz cavernosa y macabra de su competidor penetró lentamente en sus oídos.

—Os ofrezco, además del monopolio del tabaco, el producto de un mes del impuesto sobre el alcohol si consentís en cederme vuestro solitario.

La fiesta continuaba. Para la segunda parte de la velada, Nicklas Pfäffle, que impasible, sin perder su aspecto adormilado regulaba con precisión el complicado mecanismo del baile, había imaginado una sorpresa. El techo decorado con el Triunfo de Mercurio se entreabrió dando paso a Cupido, que montado en una máquina voladora pasó por encima de los invitados y les arrojó rosas, saludó en elegantes alejandrinos

a la pareja ducal y felicitó a Süss por su cumpleaños. El niño encargado del papel de Cupido era muy lindo y declamó muy bien sus versos.

—Cupido tiene acento suabo —observó en voz alta Remchingen— pero siempre sería peor que tuviera acento judío.

Justo cuando iba a iniciarse de nuevo el baile sucedió un pequeño percance. De pronto apareció en la sala un hombre de aspecto sospechoso y descuidado y pronunció un discurso. Todos se reunieron riendo a su alrededor, creyendo que se trataba de una broma de carnaval, de hecho así había conseguido entrar. Pero pronto se puso de manifiesto que las violentas y obscenas palabras que pronunciaba contra la justicia hebrea y toda la asquerosa economía hebrea basada en el robo y el asesinato, las decía muy en serio.

Aquel hombre descuidado y maldiciente era Johann Ulrich Schertlin. Había venido a Stuttgart por un pequeño negocio, tras lo cual se había metido en la taberna «El Carnero Azul», donde se había emborrachado junto con otros burgueses que tampoco paraban de despotricar, mientras que el pastelero Benz escuchaba en silencio, malicioso y satisfecho, y sólo una vez dijo:

—Bajo el otro duque reinaba una ramera —lo que provocó un gruñido general y risas irónicas.

Entre aquellas gentes, pues, se sentaba Johann Ulrich Schertlin y se encontraba a gusto, tan a gusto como bacía tiempo que no se sentía, porque allí no tenía que soportar constantemente la mirada llena de reproches y de desprecio de la francesa. Bebió mucho y al final se fue a casa del judío para decirle lo que pensaba. Algunos de sus compañeros de mesa le acompañaron y esperaban fuera, en medio de la nieve, iluminados por la luz de las velas que a través de las ventanas iluminaban la calle; los cocheros de los carruajes de los señores, que esperaban para llevarlos de vuelta a sus casas, se les unieron, y allí esperaban, más curiosos que asustados, a que Johann Ulrich fuera arrastrado por la guardia, cargado de cadenas. Pero seguía allí, en medio de los invitados envueltos en sedas, sucio, apestoso, empapado en vino barato, maldiciendo desmesurada y obscenamente. Ya iban a entregarlo a la policía cuando Süss, oyendo que se trataba de Schertlin, ordenó que simplemente lo encerraran el resto de la noche en la casa de locos y que al día siguiente se lo mandaran a su mujer en Urach.

La fiesta continuó. Karl Alexander, completamente borracho, no se había dado cuenta del episodio que había protagonizado Johann Ulrich. Consiguió por fin apoderarse de Süss y se sentó con él aparte, deseoso de hablar a un buen catador del placer que acababa de gozar. Entre resoplidos y jadeos, pues había bebido realmente más de la cuenta, desceñido su disfraz de héroe antiguo, acalorado, congestionado y oliendo a vino, reía, balbuceaba y daba golpecitos en el muslo de Süss, que le escuchaba respetuoso y sumiso.

—Un buen bocado —dijo, chascando la lengua y relamiéndose—. Has hecho bien en invitarla para que yo la viera. Pero descuida, sabré recompensarte. Un príncipe alemán no hace jamás las cosas a medias. ¡Un buen bocado!

Y describió a Magdalen Sibylle, dibujando con sus manos carnosas y enrojecidas, tan singulares, con el dorso estrecho y las palmas cortas y gruesas, las particularidades de su cuerpo, la forma de sus senos y de sus caderas.

—Una potranca indómita. Se encabrita, muerde y salta, y luego, cuando se ve perdida, se convierte en un bloque de hielo.

Después, señalando a la napolitana, menuda, rubia y ágil, que sin dejar de ocuparse del viejo príncipe encontraba medio de lanzarle ardientes ojeadas sacando la punta de la lengua por la comisura de los labios como una niña traviesa, continuó:

—Eso es una ligera brisa, una gota de mercurio, una ola de perfume. Mucho me alegrará que Su Alteza, mi querido suegro, goce con ella.

Ahogó una risita desdeñosa.

—Pero la otra, la señora de mis pensamientos, ¡demonios!, la otra es algo más consistente y más bello. Ni se doblega, ni se desmorona en los brazos. —Se retrepó en su sillón, soñador y sentimental—. La mía es un lago en el bosque —dijo, esbozando un vago ademán de remero—. Un lago en el bosque —balbuceó por segunda vez, inclinada la cabeza y cerrados los ojos.

Süss, convulso de ira, trató de retirarse, pero Karl Alexander volvió a sus descripciones agitando las manos y dándose importancia:

—¡Qué ojos tiene la muy pícara! ¡Qué ojos! ¿Sabes en qué me han hecho pensar? No lo adivinarás. No lo adivinarás nunca.

Rió con calma primero y luego violentamente, y jadeando prosiguió:

—Me han hecho pensar en tu mago, en tu tío el charlatán… ¡Qué ojos tiene! El mago… Lo primero no os lo diré…

De repente se apoderó de él una violenta cólera.

—¡Y no me lo ha dicho ese perro judío, ese maldito hipócrita! Pues bien, que se lo guarde y reviente. ¡Maldito brujo! ¡Maldito judío!

Süss, aterrado y pálido, había retrocedido alzando la mano en un ademán de súplica. Pero Karl Alexander, borracho y furioso, se enderezó penosamente, se esforzó en adoptar una soberbia actitud de conquistador, como en la estampa que le representaba en el asalto de Belgrado, y gritó con voz entrecortada por el hipo:

—Pueden predecirme todo lo que quieran. No tengo miedo. ¡*Attempto*! ¡Me atrevo! Soy Karl Alexander, duque de Württemberg y de Teck por la gracia de Dios. ¡Estoy por encima del Destino! Soy el Aquiles alemán por la gracia de Dios.

Así erguido, parecía su propia estatua. Pero en seguida se desplomó de nuevo en su sillón, sonriendo inesperadamente.

—Como un lago en el bosque —balbuceó todavía, jadeó, roncó, se movió ruidosamente, resolló y se quedó dormido.

Y la fiesta continuó. Desenfrenada como un potro que galopa por el campo sin nadie que lo monte y sin riendas. El ruido llegaba hasta la calle, donde Johann Ulrich, desengañado, cansado y pálido, era conducido lejos, rodeado de sus compinches que no hacían más que cuchichear. El ruido de la fiesta se extendía más allá de la ciudad, por todo el país, que dormía, gemía, se daba la vuelta, se agitaba de un lado a otro, despertando por un momento, murmurando y refunfuñando. Y de nuevo volvía a dormirse y a soportarlo todo.

LIBRO TERCERO

Los judíos

En las ciudades a orillas del Mediterráneo y del océano Atlántico, los judíos eran grandes y poderosos. Eran los intermediarios en el intercambio entre Oriente y Occidente. Llegaban más allá del mar. Financiaron los primeros barcos que viajaron a las Indias Occidentales. Organizaron el comercio con América del Sur y América Central. Colonizaron Brasil. Fundaron la industria azucarera de la mitad del mundo occidental. Pusieron los fundamentos para el posterior desarrollo de Nueva York.

Pero en Alemania eran poco importantes y estaban llenos de preocupaciones. En el siglo XIV, más de trescientas cincuenta comunidades murieron a golpes, ahogadas, quemadas, sometidas al suplicio de la rueda, estranguladas o enterradas vivas. La mayoría de los sobrevivientes emigraron a Polonia. Desde entonces había muy pocos de ellos en el Sacro Imperio Romano. Por cada seiscientos alemanes había un judío. Debido a las refinadas vejaciones del pueblo y de los funcionarios vivían en la estrechez, angustiados, ocultos y a merced de cualquiera. Les estaba prohibido ejercer un oficio o ser artesanos, las prescripciones oficiales los habían empujado al intrincado y complicado negocio de la usura y el prestamismo. Les limitaron la compra de alimentos, les prohibieron afeitarse la barba y los obligaban a vestirse con unas ropas ridículas y humillantes. Tenían que vivir hacinados en pequeñas habitaciones, se atrancaban los portones del *gueto*, y noche tras noche, la guardia custodiaba la entrada y la salida. Se hacinaban, se multiplicaban, pero nadie les proporcionaba un lugar más amplio. Ya que no podían extenderse a lo ancho, se amontonaban hacia arriba, piso a piso. Las callejuelas se volvían cada vez más estrechas, sombrías y angulosas. No había sitio para los árboles, la hierba o las flores. No tenían sol, no tenían aire, vivían unos pegados a otros en medio de la suciedad que favorecía cualquier epidemia. Los rodeaba estrangulándolos, la tierra fértil, el cielo y la vegetación. El viento ululaba y se perdía por las grises y apestosas callejuelas, las altas e intrincadas casas impedían la vista de las nubes que se deslizaban por el cielo azul. Los hombres se arrastraban encorvados, sus hermosas mujeres envejecían pronto, de diez hijos que parían, morían siete. Eran aguas estancadas y salobres, aislados de la ajetreada vida del exterior, separadas por un dique de la lengua, el arte y el espíritu de los demás. Densamente amontonados, en una desagradable intimidad, todo el mundo conocía los secretos de cada uno, ansiosos de murmuración, desconfiados, estaban en continuo roce, paralizados y en continuo movimiento, rozándose unos con otros hasta producirse heridas, enemigos unos de otros, aferrados unos a otros. Porque el más pequeño error o torpeza individual podía convertirse en la desgracia de todos.

Pero con la certera intuición que les permitía reconocer lo nuevo, lo futuro, percibían la extraordinaria subversión del mundo, que permitía que el dinero supliera la cuna y la dignidad. Lo habían experimentado: para la inseguridad, la injusticia y el peligro había una única salvación; en medio de los inestables principios, tambaleantes y fracasados, había una sola cosa sólida: el dinero. A los judíos con dinero, los guardias no los detenían a las puertas del *gueto*; el judío que tenía dinero dejaba de oler mal y ningún funcionario se reía de él poniéndole sobre la cabeza un ridículo sombrero puntiagudo. Al judío que tenía dinero, los príncipes y los grandes señores lo necesitaban, no podían dirigir la guerra ni los regimientos sin él. La Grävenitz y los duques suabos permitían crecer y prosperar a Isaak Landauer y a Josef Süss; a la sombra de los príncipes de Brandeburgo, florecían Lipmann Gomperz y Salomon Elías; en la corte del emperador, los Oppenheimer.

Pero la gran masa de los oprimidos y desvalidos, y los pocos poderosos, los orgullosos judíos de Levante y de las grandes ciudades marítimas que dominaban las rutas comerciales de Europa y del Nuevo Mundo,

que decidían en sus despachos sobre la guerra y la paz; los judíos del *gueto* alemán, sucios, consumidos, humillados y ridículos y los médicos de cabecera judíos y ministros del Califa, del *sha* de Persia, del sultán de Marruecos, que vivían en la abundancia y con gran esplendor; la población piojosa de las ciudades judías polacas, los banqueros del emperador y de los príncipes, adulados y odiados en sus despachos; los buhoneros judíos que andaban por los caminos perseguidos por los perros y humillados de un modo perverso y repugnante por la chiquillería y por la policía; todos tenían en común una sabiduría cierta y secreta. Muchos no eran conscientes de ello, sólo algunos habrían sabido expresarlo con palabras, otros se habrían negado a reconocerlo, pero estaba en la sangre de todos, lo sentían en su interior: la conciencia profunda, secreta y llena de certeza de la falta de sentido, de la inconstancia, de la falta de valor del poder. Durante mucho tiempo habían estado sometidos, insignificantes y humildes, a los pueblos de la tierra, ridículamente dispersos en átomos, aplastados. Sabían que ejercer el poder o sufrir bajo el poder no es la realidad, no es lo importante. ¿Acaso no se desmoronaban uno tras otro los colosos de la violencia? Pero ellos, los pacíficos, habían configurado el rostro del mundo.

Y este conocimiento de la futilidad e insignificancia del poder la conocían, entre los judíos, tanto los grandes como los pequeños, los libres como los oprimidos, los más alejados como los más cercanos. No lo expresaban con palabras, ni había un concepto acuñado para ello, pero estaba en su sangre y en sus sentidos. Esta sabiduría secreta era la que de repente ponía una sonrisa en sus labios, enigmática, suave y reflexiva que enervaba doblemente a sus enemigos, porque la interpretaban como una insolencia desmoralizadora, ante la cual fracasaba cualquier crueldad o tortura. Esta sabiduría secreta era lo único que unía a los judíos y los fundía entre sí. Esta sabiduría secreta era el sentido del libro.

Del libro, sí, de su libro. No tenían ningún Estado que los mantuviera unidos, ningún país, ninguna tierra, ningún rey, ninguna forma de vida común. Si a pesar de ello formaban una unidad, una unidad superior a la de cualquier otro pueblo del mundo, era porque el libro los unía. Judíos de piel oscura, blancos, negros, amarillos, grandes y pequeños, suntuosos y harapientos, impíos y piadosos, los que dejaban pasar su vida tranquilamente sentados y sumidos en sus sueños, o los que pasaban arrasando la tierra a su paso, magníficos, envueltos en torbellinos dorados y llenos de color: profundamente enclavada en todos ellos estaba la enseñanza del libro. «El mundo es mudable, pero vano y voluble; pero Uno y Único es el Dios de Israel, el que es, el verdadero Yahvé». A veces, la vida les hacía olvidar estas palabras pero estaban en el interior de cada uno, y cuando llegaba la hora en la que no eran más que ellos mismos, cuando llegaban a la cumbre de su vida, las palabras estaban allí; cuando morían, estaban allí; y lo que fluía de unos a otros eran estas palabras. Las llevaban atadas alrededor de su corazón y de su frente en las filacterias, las fijaban en sus puertas, empezaban el día con ellas y lo terminaban también con ellas; lo primero que aprendían los bebés era la palabra, y el moribundo fallecía pronunciando la palabra. De la palabra sacaban la fuerza para superar el tormento acumulado en su camino. Pálidos y enigmáticos sonreían ante el poder de Edom, ante su frenesí y lo absurdo de su existencia y de su actividad. Todo pasaba, sólo la palabra permanecía.

Habían llevado el libro consigo durante dos siglos. Era su pueblo, su Estado, su patria, su herencia y su posesión. Lo habían transmitido a todos los pueblos y todos los pueblos lo reconocieron, pero el único poseedor, conocedor y administrador por derecho propio eran sólo ellos.

El libro tenía seiscientas cuarenta y siete mil trescientas diecinueve letras. Cada letra había sido contada, sopesada, examinada y reconocida. Cada letra se había pagado con vida. Miles se habían dejado martirizar y matar por cada letra, así que ahora el libro era de su absoluta propiedad, y en sus sinagogas, en los grandes días festivos lo gritaban con el mismo convencimiento tanto los orgullosos, los que avanzaban llenos de magnificencia, como los insignificantes, pisoteados y oprimidos, confesándose: «¡Nada tenemos, sólo el libro!».

Karl Alexander envió a Magdalen Sibylle magníficos presentes, tapicerías de Flandes y de Venecia, esencia de rosas de Persia en frascos de oro, un caballo de silla árabe y un collar de perlas. No era mezquino y además consideraba a Magdalen Sibylle su amante oficial. Todos los días, Neuffer, el ordenanza del duque, iba oficialmente de su parte a preguntar por el estado de salud de la joven.

Magdalen Sibylle aceptaba todo aquello fríamente y sin decir palabra. Iba y venía muda como una muerta, impasible su bello rostro enérgico, apretados los labios y extrañamente rígidos los brazos. No salía nunca de casa, lo único que decía era «buenos días» o «buenas noches», comía sola y dejó de ocuparse del gobierno de la casa. No había revelado a nadie, ni siquiera a su padre, al que pasaba días enteros sin ver, lo ocurrido entre ella y el duque.

Weissensee no se atrevía a intentar sacarla de su ensimismamiento. Había sido honrado con un título nobiliario y elevado a la categoría de ministro del Gabinete. Se sentía confuso y miserable, advirtiendo la

desconfianza de sus colegas del Consejo de los Once y hubiera querido explicarse con Harpprecht, el jurista, y con Bilfinger, hombre recto y honrado, que le profesaban sincera amistad. Pero no se atrevía.

Magdalen Sibylle permanecía horas enteras inmóvil y con la vista fija ante sí. Quebrantada, desgarrada y aniquilada, no podía creer que siguiera siendo la misma. ¿Eran aquellos sus brazos? Y aquella sangre que brotaba cuando se pinchaba, ¿era la suya? Lo más singular era que no sentía ningún odio contra el duque. Agotada y nerviosa intentaba recordar lo ocurrido. Olía en sus recuerdos el olor a vino y a sudor que despedía Karl Alexander. A veces, cuando pensaba en ello, sentía crecer dentro de sí un ligero y desagradable sentimiento de asco. Sólo sabía que no odiaba al duque. Era como un gran animal vigoroso, un caballo o un toro, ardiente y robusto, confinado en sí mismo. A veces se leía en los ojos de tales animales hasta qué punto le eran a uno ajenos e inaccesibles, y, en cambio, otras, se sentía uno muy cerca de ellos. Esto era precisamente lo más terrible de su caso y lo que había reducido su mundo y la había reducido a ella misma a un absurdo y ridículo montón de escombros: el otro era un animal al que no era posible odiar. Y ella misma era también, sin duda, un animal, más delicado quizá, menos arrebatado, de rugidos y olor acaso menos penetrantes, pero un animal, de todos modos. Y sus sueños anteriores de beatitud al lado de Dios, anegada en él, en una celestial bienaventuranza, no eran más que simplezas, niñerías y necedades sin sentido. Sí, era también un animal y no una flor.

Fue a ver a Beata Sturmin. Escuchó las palabras piadosas, apacibles y llenas de fe de aquella solterona santa y ciega, y tuvo que hacer un esfuerzo para no echarse a reír con risa seca y desvergonzada. ¿Qué sabía aquella mujer? No veía, y todo lo que predicaba era una necedad sin sentido. Has vivido casta y devota, llena de santo celo y sin un solo pensamiento impuro. Y un día llega un furioso animal congestionado, jadeante y oliendo a vino y te pisotea, te cubre de fango y no puedes odiarle. ¡Explica esto! ¡Interprétalo!

El duque rogó a Weissensee y a su hija que fueran a verle a palacio. Weissensee habló tímidamente de ello a Magdalen Sibylle. Ella, ni siquiera contestó. No fue. El duque insistió por segunda vez. Magdalen Sibylle hizo oídos sordos. El duque hizo saber al presidente del Consistorio, a través de Neuffer, su impaciencia y su indignación. Weissensee no se atrevió a decírselo a su hija. Lo intentó por medio de Beata Sturmin, habló con la muchacha santa utilizando alusiones e insinuaciones que ella, en su ingenuidad, no comprendió. De todos modos rogó a Magdalen Sibylle que la visitara y habló con ella, le dijo que, por lo que le había contado su padre, era evidente que había hallado gracia a los ojos el duque, que ella debería ir a verle e intentar convencerle de su obcecación. Quizás Dios la había elegido, como Esther a Ahasverus. Magdalen Sibylle estalló en irónicas carcajadas. La ciega dirigió sus apagados ojos hacia ella, con dulzura y sin comprender nada.

Pero a pesar de todo, fue. Accedió a ver a aquel animal, llena de una especie de curiosidad inerte. Todo era grotesco y ridículo. Todo el mundo corría de un lado para otro, dándose importancia e inventando pretextos para agitarse, pero su agitación no tenía mayor sentido ni razón de ser que el pataleo de los saltamontes encerrados en una caja por un niño.

Sentada al lado de Karl Alexander, dijo: «Buenos días, Alteza», y se llevó a los labios la taza de chocolate. El duque le habló cariñosamente, con alegre benevolencia, como a una niña. Magdalen Sibylle le respondió maquinalmente frases triviales. Lo que hacía y decía era artificial y no formaba parte de ella misma. El duque duplicó sus atenciones. «Es más bien un pesado percherón que un toro», pensó la joven, y esperó con una curiosidad serena y asqueada. ¿Iría a tomarla de nuevo? Al cabo de algún tiempo, como no lograse sacar nada de ella, el duque se irritó. Reconocía que una virgen violada debía hacerse la ofendida, era lo habitual, pero después de todo también significaba algo ser la elegida del duque de Württemberg. Ninguna otra se había permitido mostrarse tan seca con él y nunca había encontrado criatura tan glacial. Acabó por encolerizarse. Ella le miró con altivez y sin expresión de reproche, pero había en ella un desprecio tan profundo y tan corrosivo, que Karl Alexander se sintió azorado como un tenientillo que ha cometido una falta y ha sido reprendido. Volvió a su acento primero, amable y cariñoso, pero Magdalen Sibylle permaneció muda. Por último, la tomó en sus brazos y la joven le dejó hacer fríamente, sin defenderse, pero también sin proporcionarle placer alguno. Cuando la acompañó hasta el coche, la sonrisa desapareció de los rostros de los lacayos, pues su aspecto era el de una muerta o de una loca.

Desde entonces, Magdalen Sibylle no hizo nada para oponerse a que el duque la considerase como su querida oficial. Iba a verle siempre que se lo ordenaba y se mostraba en público a su lado. El pueblo se regocijaba de que su príncipe tuviera una querida tan distinguida, tan bella y tan modesta, que estaba, además, en olor de santidad y era su compatriota. El hecho de que Karl Alexander tuviera, además de su bella duquesa, una querida suaba tan bella y tan reservada, no los reconciliaba con su judío, pero compensaba muchas cosas que perjudicaban su popularidad. Los ciudadanos de Stuttgart se descubrían al paso de Magdalen Sibylle, y más de uno la vitoreaba.

Esta situación resultó también favorable a Weissensee, cuyo prestigio creció incluso en el Parlamento. Y si en el Consejo de los Once hubo aún alguna protesta, todos sus colegas, salvo dos o tres, hubieran querido estar en su lugar, y envidiaban sinceramente su suerte. Neuffer le trataba con sombría deferencia, considerándole como el suegro morganático del duque.

Lentamente, al cabo de varias semanas, Magdalen Sibylle recobró sus facultades. Como un ser que ha estado helado sufre cuando su sangre vuelve a circular, sintió nacer en ella dolorosos estremecimientos e invadirla, cada vez más violentos, el odio y la concupiscencia. Karl Alexander continuaba siendo el animal indiferente, singular y un poco repugnante al que ella soportaba, pero su pensamiento y sus aspiraciones se orientaban hacia otro y giraban en torno a él. ¡El duque! ¡Bab! ¡Él qué sabía! ¡Qué iba a comprender él! Era su desgracia. Pero no se le podía odiar más que a la piel de manzana que nos hace resbalar en la calle. El otro sí era responsable, pues veía más claramente que nadie, pesaba y contaba con exactitud y merecía su odio, siendo verdaderamente el diablo y el origen de todo mal. El pavor que la había hecho huir a su vista en el bosque de Hirsau había sido una impresión certera y una advertencia milagrosa. Aquel diablo imprudente, dulzón, hábil, perverso y frío, sabía tan bien como ella que una sola palabra honrada y calurosa la habría hecho caer dichosa en sus brazos y que todos sus sueños infantiles, misteriosos y vagos, sobre Dios y sobre el diablo, se habrían fundido en una ardiente emoción humana con sólo que hubiera tenido la fuerza de defender sus sentimientos y no venderla al duque por una sonrisa, unas cuantas monedas o un título. Porque la amaba. Ningún hombre miraba ni hablaba de aquel modo si sus sentimientos no eran auténticos. Un hombre que obedecía tan sólo a sus instintos más bajos y arrastrado por ellos imponía el servicio militar a los jóvenes, arruinaba a sus súbditos y violaba mujeres, podía quizá no ser responsable del mal que hacía, pero aquel otro que traficaba con sus más puros sentimientos, ése sí que era verdaderamente diabólico y judío.

Magdalen Sibylle no sabía cuán complejo y mezclado con mil otros era el sentimiento que inspiraba a Süss. Por un instante le había consagrado quizá un amor sincero y exclusivo. Pero estaba demasiado dividido, demasiado solicitado por mil intereses diversos, era demasiado el hombre del momento, para consagrarse por entero a un amor, aunque tal hubiera sido su voluntad. Y sólo la idea de jugarse por una mujer sus relaciones con el duque, que eran el fundamento de su existencia, le hubiera ya parecido absurda.

Le vio una vez después de lo sucedido y su corazón latió con fuerza. ¿Qué iba a hacer? ¿Se atrevería a hablarle? Pero el judío no le dijo nada, limitándose a saludarla respetuosamente con una mirada serena y grave. Tal conducta hizo que Magdalen Sibylle le detestara doblemente.

Desde el primer momento, la duquesa se había sentido interesada por Magdalen Sibylle. Aquella arrogante joven, de rostro enérgico, casi masculino, la atraía poderosamente y quiso aproximarse a ella. Se dio cuenta enseguida de que el duque le era indiferente y que se limitaba a soportarle con resignada frialdad. Pero no comprendía su actitud e intentó penetrar en el secreto de la joven, cuyos ojos azules contrastaban tan singularmente con su negra cabellera. Magdalen Sibylle adivinaba la simpatía de Marie Auguste y la aceptaba con abandono. La duquesa se mostraba cada día más cariñosa con ella, tratándola como a una hermana mayor, paseaba con ella cogida de su brazo y contra su costumbre de no respetar en sus murmuraciones a ninguna mujer, manifestaba abiertamente su amistad por la bella querida de su marido.

Se mostraba humilde con ella, la ceñía tiernamente por la cintura y tomaba a su lado una actitud infantil. ¡Era tan niña y tan ingenua, y Magdalen Sibylle tenía tantas cosas que explicarle! Pues su amiga era muy inteligente y se había ocupado de cuestiones profundas, de Dios, del reino milenario y de la sociedad de los filadelfos. Era maravilloso poder tener una amiga tan inteligente. Ella, Marie Auguste, iba piadosamente a la iglesia a confesarse, pero de Dios sólo sabía lo que ponía el catecismo y sólo conocía bien las cuestiones sociales y de moda. Por cierto que Magdalen Sibylle debería llevar las mangas más cortas y ahuecadas, para resaltar sus hermosos brazos morenos. Y tampoco le acababa de gustar el modo en que iba peinada.

Ponía su mano pequeña y carnosa sobre la mano grande y cálida de Magdalen Sibylle y se reía divertida, con pícara expresión:

—¿Os disteis cuenta, querida, ayer cuando se le abrió la pechera a lord Suffolk, de lo peludo que tiene el pecho? Tiene tanto pelo como el duque.

Marie Auguste estaba en aquella época más bonita que nunca. Sus cabellos brillaban como la seda negra y su rostro mate resplandecía con aquellos ojos rasgados bajo la frente despejada. Su andar era una ondulación armoniosa y rítmica. Sus días fluían colmados y apacibles y su único deseo era vivir siempre así. Remchingen, tan rudo y viril, estaba por completo a sus pies, y ella se divertía encolerizándole, aunque la asustaba un poco. Y tenía también a sus pies al joven lord Suffolk, demasiado taciturno quizá, pero que a

pesar de las obligaciones que le reclamaban en su patria, se pasaba la vida contemplándola, grave e inconmovible. Quizá le escuchara un día. ¿Por qué no había de mostrarse misericordiosa con un joven que daba pruebas tan serias de su amor? O quizás le rechazaría bruscamente, de modo que, desesperado, se pegara un tiro; esto resultaría todavía más interesante. Tenía también, entre sus adoradores, al señor De Riolles, tan deliciosamente feo, y que lanzaba con voz apacible y sutil envenenadas burlas, sobre todo contra las mujeres gordas. Y, por último, tenía también a su judío, del que estaba muy orgullosa, y que sabía prodigarle, con el mayor respeto, los más insolentes cumplidos.

Marie Auguste aguijoneaba a todos aquellos hombres. Cazaba, daba fiestas, asistía al teatro o representaba ella misma en funciones de aficionados, iba a los balnearios, a Ratisbona y a Viena, y era, en suma, feliz.

Magdalen Sibylle la dejaba hacer como se deja hacer a un gatito juguetón. ¡Ojalá pudiera ella saltar también por encima de todo, no sentir nada profundamente y vivir risueña y ligera, sin penas ni preocupaciones!

A medida que el trigo crecía en los campos y la hierba en las praderas, iban brotando de la tierra del ducado misteriosos letreros. Era una conspiración secreta. En los alrededores de las ciudades y por doquiera en el país, en sus campos, sus prados y sus jardines, los campesinos habían sembrado con simiente de nomeolvides, amapolas y trébol, pero también con la de otras flores más nobles, ciertos letreros que ahora surgían del suelo oscuro y subían hacia la luz en caracteres toscos o elegantemente dibujados, y las amapolas en rojo, en azul las nomeolvides, en amarillo el diente de león y en blanco las azucenas, proclamaban: «Süss, cerdo judío», o bien: «Josef Süss, cerdo judío y corruptor».

Aquí y allá las autoridades impusieron algún castigo, pero blandamente y sin rigor en contra de su costumbre. La gente sonreía complacida y el duque reía a carcajadas. Marie Auguste salió en su carruaje para ir a ver uno de aquellos letreros, particularmente artístico, que la divirtió mucho, e hizo después su descripción detallada a Magdalen Sibylle, la cual había hallado un pretexto para no acompañarla.

También en el bosque de Hirsau, en la pradera cercana a la empalizada que rodeaba la casa de las terrazas llenas de flores, un campesino había sembrado la inscripción. Era un joven perteneciente a la hermandad dirigida por el Magister Jaakob Polykarp Schober. En el Colegio Bíblico todo se había tornado opaco y lánguido desde la partida de Magdalen Sibylle. Los individuos que allí se reunían eran, desde luego, gente humilde y modesta. Pero les había enorgullecido tener entre ellos a la hija del prelado y se mostraban tristes y deprimidos desde su partida. De la corte ducal habían llegado, además, extraños rumores sobre Magdalen Sibylle, y aunque aquellas almas piadosas estaban muy lejos de creer nada malo de su antigua hermana, tales rumores habían incrementado su odio contra el duque, aquel Herodes, y contra su judío, que era seguramente Satanás en persona. Inspirado por su fervor cristiano, el joven campesino había escrito concienzudamente, con flores en la pradera: «Josef Süss, cerdo judío y Satanás».

También para Jaakob Polykarp Schober había desaparecido con Magdalen Sibylle un consuelo y se había extinguido un manantial de luz. Con toda humildad y modestia, había sentido entre él y Magdalen Sibylle una sabiduría secreta y común, que los elevaba por encima de los demás. Con toda seguridad, ella intuía su gran secreto dichoso, y aquel hombre grueso, silencioso y mofletudo, avanzaba junto a ella, apacible y extasiado. ¡Había sido tan hermoso tener cerca a alguien con aquella intuición! Estaba seguro de que no caía en un orgullo pecaminoso por sentirse, gracias a ello, reconocido en cierta manera. Gustaba de la soledad en Dios, pero echaba mucho de menos a Magdalen Sibylle y lamentaba ahora que su solicitud para el puesto de bibliotecario del duque hubiera sido rechazada a causa de las exigencias del Fisco. En consecuencia, sentía desde hacía algún tiempo, además de la abominación general contra Süss, un violento odio personal, muy poco cristiano, que muchas veces se reprochaba contritamente. Pero no podía liberarse de él y cuando paseaba por el bosque se detenía en el claro, ante la inscripción, cuyos caracteres descifraba satisfecho: «Josef Süss, cerdo judío y Satanás».

Un día que había ido de nuevo hasta allí, su corazón latió violentamente al advertir la presencia de otra persona, de la joven de tez blanquísima y cabellos negro azulados, la princesa de la Jerusalén celestial, que yacía postrada en tierra, en tanto que una gruesa mujer de aspecto bondadoso trataba de reanimarla, perpleja y angustiada.

Al buen Magister, hombre de tierno corazón, se le revolvieron las entrañas de compasión. No había duda: debía intervenir, era una obligación ineludible que le imponía el amor cristiano al prójimo. Sin embargo necesitó cierto tiempo para vencer su timidez ante aquella aparición con la que había topado, y en su interior temía que la princesa se recuperara de su postración antes de que él hubiera encontrado el valor necesario para hablar con ella.

Cuando finalmente se decidió, avanzó, tropezando en una raíz, tirando de su sombrero y haciendo múltiples reverencias dijo:

—¡*Demoiselle, Demoiselle*!

La criada que la acompañaba se volvió espantada y la princesa posó en él sus ojos, sin verle. No era muy sutil, pero comprendió que la turbación de la doncella había sido provocada por el insultante letrero y, encantado por aquel descubrimiento, dijo galantemente y en el tono más devoto del mundo:

—¿También vos habéis sido víctima de las maquinaciones de ese infame judío? Sí, es un corruptor y un infecto demonio.

Pero aquellas palabras tan bien intencionadas produjeron un efecto terrible en la encantadora joven, que se irguió fulminándole con la mirada y gritó con una energía insospechada en ella:

—¡Calumniador! ¡Calumniador infame!

El Magister, sorprendido, dio con torpeza un salto hacia atrás, pero la damita siguió hablando con su voz dulce, llena de reproches, mientras lloraba desesperadamente:

—¡Cómo se pueden utilizar flores, flores inocentes para cometer semejante bajeza ponzoñosa!

El Magister Jaakob Polykarp Schober, viendo llorar amargas lágrimas a la princesa de la Jerusalén celestial, quedó desconcertado y balbuceó torpemente:

—No he tenido intención alguna de ofender a nadie, *demoiselle*. Pero las acciones de ese judío prueban mis palabras. Todo el mundo lo sabe.

Y de nuevo se confundió en reverencias, en tanto que la dulce beldad continuaba llorando y su acompañante trataba de llevársela. Sosteniéndola y consolándola acabó por alejarla de aquellas malditas flores.

Pero el Magister no podía dejar pesar sobre él la acusación de ser un calumniador venenoso y echó a andar al lado de la joven, defendiéndose y repitiendo que todo el mundo sabía quién era el judío y tenía sobre él idéntica opinión. Pero la joven, abriendo mucho los ojos, resplandecientes en su rostro blanquísimo, exclamó apasionadamente:

—¡Satanás él! «Él es fresco y colorado, se distingue entre millares. Su cabeza es oro puro, sus rizos son racimos de dátiles, negros como el cuervo. Sus mejillas son jardín de balsameras, beso de plantas aromáticas, sus labios son dos lirios, que destilan exquisita mirra. Sus manos son anillos de oro, guarnecidos de piedras de Tarsis. Su vientre es una masa de marfil cuajada de zafiros» —y mientras así hablaba llena de convencimiento, místicamente absorta, sus labios sonreían y su despejada frente relucía.

Oyendo aquellos versículos de la Biblia, Jaakob Polykarp Schober se sintió en el acto aliviado y más seguro de sí y pudo dominar su asombro. Seguramente se trataba de una de aquéllas a las que el judío había seducido con su magia y su hechicería. ¡Había tantos bebedizos y malignas artes de magia negra que podían trastornar el más puro sentido y entregarlo al demonio! A la raíz de la mandrágora ni el corazón más puro podía oponer defensa alguna: él mismo no la hubiera podido resistir. El judío sabía toda clase de maleficios contra las mujeres, y aunque no fuera verdad lo que se contaba de Magdalen Sibylle —que el judío había intentado seducirla con sus artes mágicas—, se sabía que podía hacerlo. Y ésta, la princesa de la Jerusalén celestial, era seguramente una de sus víctimas. El hecho de que ahora en su profunda abyección citara todavía la Biblia, probaba hasta qué punto había permanecido pura. Las palabras sagradas brotaban dulces y amables de sus labios. Seguramente Belcebú había adoptado un disfraz angélico para seducirla.

En tanto se hacía estas reflexiones, el buen Magister se sentía llevado por alas celestiales. Desde la partida de Magdalen Sibylle, su vida se había tornado melancólica y árida. Y ahora, la gracia del Señor le enviaba la tarea bienaventurada de salvar a aquella tierna princesa de las garras de Satanás, goloso y voraz. Prolijo y precavido, empezó a hablar del gozo con que el cielo recibe al pecador arrepentido, pasó de aquí a la Magdalena penitente y concluyó refiriéndose a la serpiente sutil y astuta, contra la cual nada pueden los más puros. Pues el enemigo, Satanás, el seductor… Pero en este punto la joven le interrumpió con más violencia todavía:

—¡Mi padre no es ni un demonio ni un seductor! —Ardía en cólera y su acompañante intentaba desesperadamente contenerla—. Esto no es más que una calumnia perversa, baja y repugnante.

El rostro mofletudo del bien intencionado Magister palideció. ¡El judío era su padre! El suelo cubierto de musgo tembló bajo sus pies y los árboles cayeron en derredor suyo, hiriéndole y enterrándole. ¡El judío era su padre! Todo su universo, Dios, el diablo y la revelación, todo lo habían trastornado aquellas palabras.

Cuando poco a poco recuperó la calma y el entendimiento, se dijo que si el judío tenía una hija así, mucho de lo que se decía debían ser fabulaciones y habladurías maliciosas. El mundo es desagradable, las lenguas eran puñales envenenados, se hacía creer que alguien era un Herodes y un Barrabás y los malvados eran aquellos que lo proclamaban. Pero de hecho, a él, que era una persona piadosa y humilde, le habían

denegado el cargo de bibliotecario, sólo porque no tenía dinero. Y aquello era obra del judío. Y aunque aquella joven fuera pura e inocente, muchas otras acciones del judío eran infames y terribles y debían tenerse igualmente en cuenta junto con aquella imagen blanca y angelical.

La joven observó la perturbación del Magister.

—¡Ah! —exclamó—. Ahora sentís miedo al saber que es mi padre. No temáis nada, es demasiado grande para levantar la mano contra sus miserables calumniadores.

Jaakob Polykarp Schober no podía consentir aquello. Era humilde y pobre, respondió, pero ignoraba el temor de los hombres. Y aun cuando aquel señor judío, padre de la joven, fuera un furioso Nabucodonosor que pudiera arrojarle a la hoguera, no por ello dejaría de honrar a Dios, proclamando la verdad.

A todo esto llegaron a la empalizada y la gruesa criada le advirtió que debía retirarse. Lo llevó aparte y con acento extranjero, utilizando toscas palabras y con dificultad, le rogó que no creyera una palabra de lo que la niña decía. Por supuesto que no era la hija del director de finanzas, no eran más que imaginaciones suyas. Y por el amor de Dios le suplicaba que no hablara de aquello con nadie.

El Magister, de comprensión lenta y trastornado además por aquel encuentro, sintió que toda su felicidad iba a desaparecer para siempre y tomó bruscamente una resolución que no tenía nada de humilde. Su honor de cristiano, dijo, le exigía que demostrase no ser un calumniador ni un infame. Era pues absolutamente necesario que pudiese explicárselo con claridad a la *demoiselle*. Por tal motivo, debían volver a verse para hablar a fondo sobre aquel tema. Sólo si se le concedía esa oportunidad se comprometería a guardar silencio. La criada, para salir del paso, le respondió que ya encontraría oportunidad otro día y desapareció con la princesa, que gimió, al alejarse:

—¡Malvados! ¡Envenenar así las flores! ¡Las pobres flores inocentes!

A partir de aquel día, Jaakob Polykarp Schober se sintió todavía más importante y lleno de dignidad. Dios le había proporcionado los medios para provocar grandes acontecimientos. Porque estaba claro que la princesa sí era la hija de Su Excelencia, el hebreo, y lo que la criada le había dicho era un cuento. Él era astuto, no era tan fácil engañarle. A él correspondía ahora salvar el alma de aquella joven y quién sabe si por aquel camino no lograría también llegar hasta el judío y hablar a su conciencia. Pues no estaba demostrado que un judío no tuviese conciencia, y si el señor *Sabaoth* daba poder a sus palabras, quizá gracias a él quedase liberado el ducado de su desastrosa opresión.

Agitado por tales perspectivas, el mofletudo Magister iba y venía convencido de su importancia. Ni siquiera perdió su confianza cuando supo que el puesto de bibliotecario había sido confiado a un individuo totalmente incapaz, cuyo único título era su dinero. Visiblemente la gracia estaba en él. Su palabra afluía persuasiva y tomaba a veces forma poética. Así que tras recibir la noticia de quién había ocupado el cargo de bibliotecario, compuso un canto que tituló *La necesidad y la confianza en Dios* y que empezaba con los versos:

Mientras quede una corneja,
mientras quede un gorrión,
mientras vea otros animales,
no me acongojaré.
Si Dios vela por su sustento,
también lo hará por mí.

Y otro, titulado «*Jesús, el mejor aritmético*», decía:

Mi Jesús puede sumar,
y puede multiplicar,
también cuando sólo hay ceros.

El Colegio Bíblico acogió con deferente admiración sus pequeños poemas. Los hermanos y las hermanas se los aprendían de memoria y los cantaban en todas las circunstancias, en la desgracia y en la prosperidad, al morir o al dar a luz. Jaakob Polykarp Schober, sin perder su mansa humildad, se sentía halagado y aquella admiración le consolaba de la ausencia de Magdalen Sibylle.

Jantje, la gorda criada, contó al Rabí Gabriel, llena de sentimientos de culpa, aquel desafortunado encuentro. El Rabí la hizo salir con un gesto y guardó silencio. Una vez se hubo retirado la criada, su rostro

pétreo y malhumorado adoptó una expresión todavía más ceñuda, los tres surcos perpendiculares a la nariz se marcaron aún más profundos. Debía evitar las preguntas. La niña no debía preguntarle nada. Que el cielo y todos los santos ángeles le protegieran y evitaran que la niña preguntara. No podría mentirle. Tendría que destruir la imagen del padre, tan brillante; habría tenido que hacerlo, pero habría perdido algo de vital importancia. Antes habría convertido sus terrazas llenas de flores en zanjas de estiércol que tener que hacer aquello. Y los serafines y querubines protegieron a aquel hombre triste y malhumorado. Naemi no preguntó nada, aunque él vio cómo abría la boca para hablar, como se ensombrecían sus ojos y callaba.

El hecho de preguntar ¿no habría sido lo mismo que dudar? No, su padre era maravilloso y estaba lleno de esplendor, y las calumnias de los impíos y los filisteos no podrían mancharlo. Las macizas letras de la escritura hebrea componían los sillares de su gloria. Era Sansón que venció a los filisteos; era Salomón que fue el más sabio entre todos los hombres; era, y aquella imagen era cada vez más frecuente en sus sueños, José, dulce y sabio, a quien el faraón ensalzó por encima de todos y que protegió al pueblo del hambre que se avecinaba, aunque el pueblo era estúpido y no comprendía su sabiduría. ¡Oh! ¡Cuándo volvería! ¡Cuándo podría abrazarse a su cuello! ¡Cuándo llegaría el momento en que el fuego de sus ojos convertiría en cenizas las habladurías de aquel hombre joven y grueso!

El Rabí Gabriel, mientras tanto, leía los escritos del maestro Isaak Luria Aschkinasi, el cabalista: «Puede suceder que en un cuerpo humano no sea sólo un alma la que soporte la existencia terrenal sino que dos almas al mismo tiempo, e incluso varias, se unan en ese cuerpo para formar un nuevo éxodo. La finalidad de una unión de este estilo, es su mutuo apoyo en la expiación de las culpas, a causa de las cuales tiene que sufrir ese nuevo éxodo».

Con la mejilla apoyada en la mano, permaneció sentado reflexionando, esforzándose en recordar las imágenes que había examinado profundamente en sus peregrinajes. Veía las líneas del paisaje montañoso inmensurable, los peñascos, la desolación de los hielos resquebrajados. En lo alto, el brillo burlón y suave de la clara cumbre, las nubes que arrojaban sus sombras sobre la tierra, el vuelo de los pájaros, la fantástica y sombría arbitrariedad de los bloques esparcidos sobre el hielo, los hombres y los animales que pastaban más abajo, que más que verse se intuían. Buscaba la correspondencia con aquel rostro al que estaba ligado. La habitación se llenó de neblinas a su alrededor y los libros ante él también se difuminaron, tan profundamente concentrado en aquel rostro se encontraba comprobando rasgo tras rasgo. Vio los ojos sobresalientes, los breves y altaneros labios y el abundante cabello color castaño, piel, carne y pelo, pero nada más. Se encogió de hombros, siguió sentado medio adormilado, cansado, se sentía pesado y respiraba con dificultad, gruñendo como un animal que, cargado con exceso, no puede seguir subiendo la cuesta.

Cerca de Heilbronn, agradablemente emplazado entre los viñedos se encontraba el castillo de Stettenfels. El conde Johann Albrecht Fugger era su dueño. Era discípulo de los jesuitas, un católico ferviente y amigo del príncipe-obispo de Wurzburgo. Su castillo había sido incorporado a la nobleza imperial suaba, e igualmente el señorío de Gruppenbach, y poseía el pueblo desperdigado a los pies del castillo, como un feudo württemburgués. Ya en vida de Eberhard Ludwig, aquel diligente caballero había solicitado repetidamente, y siempre en vano, la autorización para poder celebrar en privado las ceremonias de culto católicas. Ahora, siendo el duque católico, sin más preliminares hizo venir hermanos capuchinos al castillo y empezó a construir en la ladera de la montaña un convento y una iglesia. El príncipe-obispo de Wurzburgo le respaldaba. En las cortes católicas se hicieron colectas para él, se le respetaba mucho y se le consideraba como un valiente soldado de la Iglesia en aquellos lugares de vanguardia.

Ésta era una clara infracción de la ley. Se armó un gran revuelo en el Parlamento y se presentaron amenazadoras exigencias al gobierno, para que se pusiera fin a aquella insolencia. El duque estaba enojado, tenía las manos atadas. En aquellas concesiones a la religión había renunciado explícitamente a inmiscuirse en cualquier cuestión de este tipo. Había traspasado al ministerio el regimiento de la Iglesia, renunciando formalmente a sus derechos episcopales sobre los evangélicos, y por lo tanto a intervenir personalmente en las cuestiones consistoriales. Había afirmado festivamente que no iba a permitirse en ningún lugar la construcción de iglesias católicas, y que la misa católica debía limitarse a una devoción particular.

El caso estaba claro. Harpprecht, el jurista, había hecho su exposición en la reunión del Parlamento, y también Bilfinger. Ambos, honrados y directos, se alegraban en lo más íntimo de que este asunto quedara fuera de las competencias del duque. Veían con profundo desagrado cómo el país se hundía cada vez más y cómo todos los cargos se desmoronaban y corrompían. Si ellos permanecían en sus puestos era sólo porque no querían ver en su lugar a marionetas de Süss. Por fin se presentaba un caso en el que ni el duque ni el judío podían intervenir. Ahora podría demostrarse a los hermanos evangélicos que el país, por muy desmoronado que pudiera parecer desde afuera, en temas de conciencia y en cuestiones de religión, se

mantenía firme, íntegro y sin la menor mancha. A pesar de Schütz y Scheffer, dubitativos y temerosos, Harpprecht y Bilfinger consiguieron imponerse y se decidió que se constituyera una comisión de investigación, que fue enviada al conde a Gruppenbach. A la cabeza de ésta iba el consejero político Johann Jaakob Moser, el publicista, que recientemente había demostrado de nuevo con palabras, acciones y escritos, ser un protestante incorruptible. Se le dieron poderes absolutos.

El conde mantuvo ante él una actitud irónica y obstinada, dejando claro que no estaba dispuesto en absoluto a someterse. Dejó que la comisión gubernamental esperara fuera del castillo en medio de la ventisca y la tormenta, saludándolos desagradable y altanero. Mientras los señores de la comisión empezaron a hablar de la construcción del convento y de la iglesia, en la que ya se estaba trabajando en el campanario, y preguntaron cómo se había atrevido a construir edificios católicos, habiendo una ley que lo prohibía expresamente y haciendo caso omiso de las advertencias oficiales, aquel caballero enjuto, ágil, de pequeña estatura, los observaba con fijeza, furioso, autoritario y altanero, y les contestó displicente y provocador, que lo que se estaba construyendo eran los nuevos edificios que necesitaba para la explotación de sus tierras. Les prohibió acercarse más. Mientras tanto aparecieron hermanos capuchinos, de dos en dos. El conde, desde su baja estatura, les explicó con la misma ironía que eran las nuevas libreas de sus lacayos, deseaba que aquella moda se extendiera pronto por todo el país. La comisión regresó a Heilbronn sin haber conseguido nada. Finalmente, utilizando la violencia, pudieron visitar las construcciones. Por medio de un empleado de la justicia, en un grosero escrito, se ordenó al conde iniciar las operaciones de derribo del convento y de la iglesia en un plazo máximo de tres días. El conde empujó personalmente al mensajero por la rampa de acceso al castillo y lo hizo perseguir por los perros monte abajo. Después de aquello, se presentó Moser, aquel hombre elegante, importante y teatral, acompañado por un destacamento de soldados. Hizo demoler la iglesia y el convento y sólo se retiró cuando el conde, ronco de dar gritos, hubo pagado hasta el último céntimo aquellos trabajos, así como a los militares. En la piedra fundamental del convento fue hallado un escrito, según el cual, aquel convento debía ser consagrado como la vanguardia de la propagación de la fe de la Santa Iglesia Católica y de la conversión del hereje país de Württemberg. Hubo gran regocijo en todo el país y en el Parlamento. El tosco y grueso alcalde Johann Friedrich von Brackenheim manifestó ruidosamente en la Comisión:

—Aún somos alguien. Si de verdad se desea, todavía se puede obligar a los perros heréticos a comer sus propias inmundicias. El sombrío Neuffer sentenció:

—Hay muchos impedimentos en el camino de los príncipes, pero éstos se convierten en estímulos. Superarlos supone sazonar doblemente el sabor del poder.

El pueblo estalló en ruidosas manifestaciones de alegría. En «El Carnero Azul» el pastelero Benz se dejó servir un vaso de vino y rió sarcástico:

—Todavía hay cosas en las que no pueden intervenir ni una ramera, ni un judío. Harpprecht y Bilfinger sentían una profunda alegría. En el Colegio Bíblico de los pietistas reinaba un humilde y silencioso agradecimiento al Señor. Beata Sturmin, la santa ciega, lo había predicho. Abriendo la Biblia al azar había encontrado el siguiente pasaje: «No te harás imagen de escultura, ni figura alguna. No las adorarás ni les darás culto». En el Colegio Bíblico de Hirsau, el coro cantó tres veces seguidas el canto del Magister Jaakob Polykarp Schober: *Jesús, el mejor aritmético*.

Pero también más allá de las fronteras suabas, en todo el Imperio alemán, este acontecimiento despertó gran interés. El príncipe-obispo de Wurzburgo se quejó oficialmente ante el duque a través de sus consejeros Fichtel y Raab. El duque, creyendo que se le había querido hacer sospechoso a propósito ante sus hermanos de religión, estaba muy encolerizado. No obstante, el astuto obispo de Wurzburgo no siguió aguijoneándole. Sabía que iban a necesitar a Karl Alexander para otros asuntos, y se ahorró una acción enérgica, reservándose para el futuro.

Karl Alexander estaba realmente muy ocupado en muchos e insignificantes asuntos fastidiosos. Süss pensaba seriamente en hacerse otorgar un título nobiliario. Consolidada ya su situación, deseaba añadir a la posesión del poder, títulos y dignidades, y acariciaba el proyecto de tomar oficialmente posesión del cargo de gran intendente. Si hubiera consentido en hacerse bautizar, la cosa habría sido sencillísima. Pero ponía su ambición y su orgullo en ocupar tan alta posición a los ojos del emperador y del Imperio entero, precisamente a pesar de ser judío. Después de aquella noche en que Süss le había entregado a Magdalen Sibylle, el duque había apoyado, por mediación de su embajador en Viena, la petición de su consejero de Hacienda, solicitando para él un título nobiliario, por el que ofreció mil ducados. Pero tanto el Parlamento como los mismos ministros, colegas de Süss, intrigaron en la corte de Viena y las negociaciones se estancaron. Süss, para aguijonear al duque y hacerse al mismo tiempo indispensable, refrenó su actividad y bajo pretexto de ocuparse de asuntos personales urgentes, pidió una licencia y partió para el extranjero. En

el acto, se entorpeció el reclutamiento, dejaron de recaudarse los fondos destinados al mantenimiento del Ejército, se hicieron menos fáciles las mujeres y mil pequeñas dificultades, que la habilidad de su consejero de Hacienda sabía siempre allanar, mostraron ahora al duque su rostro desagradable. Se le hizo imposible cubrir sus formidables gastos personales, hábilmente exagerados por Süss, y surgieron complicaciones en los aprovisionamientos militares. Karl Alexander estaba además exasperado por la fría resistencia inmutable de Magdalen Sibylle, y las dos señoras Götz, manejadas desde lejos y con discreta habilidad por el judío, se mostraron también insospechadamente ariscas. Remchingen resultaba aburrido, no quería estar con Bilfinger porque le enfurecía la postura que había adoptado en el asunto Stettenfel, el francés De Riolles le recordaba demasiado a un mono, demasiado listo y demasiado astuto. Echaba de menos a su judío. Si él hubiera estado allí, seguro que el asunto Stettenfel habría acabado de una manera muy distinta. Era una vergüenza que sus ministros, sin la ayuda del judío fueran incapaces de solucionar sin tantas dificultades las cuestiones cristianas.

Así pues, Süss fue recibido con los brazos abiertos, a su regreso. Había estado en Holanda y en Inglaterra, se había dejado festejar en Frankfurt y se había burlado en Darmstadt de su hermano, el barón converso, mostrándole cómo se podía alcanzar lo mismo que él por medios menos despreciables. Además, había conocido en Holanda a una dama portuguesa, *madame* de Castro, mujer joven aún, arrogante, rubia, distinguida, noble y de aspecto altanero, viuda de un embajador portugués en los Estados Generales y muy rica. Quería casarse con ella y ella consentía, pero a condición de que antes obtuviese los deseados títulos nobiliarios. Entretanto prometió ir a visitarlo a Stuttgart, en fecha próxima. Marie Auguste, al oír aquel proyecto matrimonial, se desternilló de risa. En cambio, al duque le desagradó y gruñó que ya le permitía tener cuantas queridas se le antojaban e incluso sustituirle cerca de alguna de las suyas. Pero sin perder su sonrisa devota y deferente, Süss insistió en sus proyectos y arrancó a su señor, a pesar de su resistencia, una nueva solicitud a Viena. Karl Alexander la escribió de su puño y letra e insistió en ella con todo apremio. Hizo hincapié en el hecho de que sólo con su judío había llegado más lejos que con todos sus demás consejeros y empleados; puso de relieve lo útil y necesario que le eran su genio y su pericia en cualquier circunstancia, asegurando que él, el duque, sólo podía demostrarle su agradecimiento con algo digno de su dignidad ducal, con un título nobiliario. Después de semejante carta, Süss pensó que todo iría bien.

Volvió a dejarse ver por las calles, montando su yegua Assjadah. Parecía diez años más joven de lo que realmente era, y demostraba ser el primer jinete de Suabia. Cabalgaba con ágil flexibilidad, entreabiertos ligeramente los labios rojos, que resaltaban en su rostro blanquísimo, y asomando sus cabellos castaños bajo el amplio sombrero. Su fusta brillaba, incrustada de piedras preciosas, y bajo su frente serena miraban ardientes sus ojos acariciadores. Las mujeres volvían la cabeza para mirarle. Había vuelto. Las dos señoras Götz salieron a la ventana y contestaron radiantes a su respetuoso saludo. El pueblo gruñía: «Ha vuelto», pero le agradaba su presencia. Y Dom Bartelemi Pancorbo veía en la mano que respondía a su saludo el enorme solitario resplandeciente. «Ha vuelto», se dijo también, sonriendo con sus labios delgados, y por encima de la rizada golilla de su anticuado traje de cortesano portugués, sus ojos pequeños, penetrantes y astutos, siguieron con envidia al jinete que se alejaba.

Pero la yegua Assjadah alzaba la cabeza y lanzaba un relincho sonoro y triunfante a los burgueses admirados, a los caballeros irónicos y celosos y a las mujeres excitadas: «¡Ha vuelto!».

La estancia en Ludwigsburg de la pareja ducal terminó con una representación teatral. La duquesa actuaba también, así como el joven Götz, que ya era consejero de expedición, y el consejero de finanzas, Süss. Los fragmentos más difíciles y de menos lucimiento los representaban los cantantes y actores de la compañía ducal.

Théâtre paré. Los hombres debían llevar pelucas largas y las mujeres los hombres al descubierto. Ya desde la cuarta fila, sólo podía verse parte del escenario, entre el bosque de elevadas pelucas y por encima de los hombros desnudos de las damas.

La duquesa estaba en el escenario. ¡Qué hermosa vestida de española! La peineta dorada acentuaba el brillo de su pelo negro sobre su perfil, que resplandecía con el color de un noble mármol antiguo. Remchingen cuando la vio lanzó una especie de extraño rugido, como un animal; el duque sólo pudo reprimirse con esfuerzo para no chascar la lengua, y el joven lord Suffolk palideció cuando la vio.

Representaban una pieza de un antiguo gran maestro español. La obra había pasado por muchas manos, una compañía de comediantes italianos la había llevado a todas partes, introduciendo cambios, arias y ballet. Para esta ocasión, el poeta de la corte de Tubinga trabajó para ponerlo todo en exactos y aseados versos alejandrinos, pero la menuda y rubia napolitana, a la que naturalmente se le había encomendado el papel más importante y más difícil, había insistido en representar y cantar las escenas más significativas en

italiano, por lo que el poeta suabo se retiró enojado. Süss, con su eficacia, había conseguido a toda prisa en los círculos de su madre, otro poeta y director, y ahora, algunas escenas se representaban en alemán y otras en italiano, lo que aseguraba desde un principio distracción, y evitaba que nadie se aburriera.

Era una comedia extraordinariamente interesante y excitante. Arriba, en el escenario, se encontraba un héroe, un caballero y apasionado amante. Su oficio era la guerra y el amor, sólo que tenía la peculiaridad de aborrecer a las mujeres tan pronto como había gozado de ellas.

La belleza que nos atrae
es una bendición y un dulce milagro;
la belleza saboreada
una baratija, un trasto viejo.

Así declamaba, y las largas pelucas de los oyentes asentían pensativas, dándole la razón. El héroe, en el escenario, se comportaba, pues, según su máxima, tenía una relación cada vez más desolada con las mujeres. En cada escena secuestraba, atravesaba con su espada a los amantes, dejaba abandonadas a las mujeres. Sólo la duquesa, muy noble, no le concedía sus favores, sino que ponía cada vez más impedimentos, cada vez más trabas, como corresponde a una dama de alcurnia. Marie Auguste lo hacía muy bien, pero el señor De Riolles, que entre los espectadores era el que tenía más perspicacia, se dio cuenta de que ella se reía secretamente de la frialdad rebuscada y chispeante que representaba. Apenas se hubo retirado de la escena le dio un golpecito en el costado, riéndose, al consejero de expedición Götz:

—¿Qué os parece la forma en que lo he desairado?

El consejero de expedición se inclinó, lleno de respeto, repetida y profundamente. De hecho ya estaba muerto hacía rato, porque representaba a uno de los rivales del héroe que, ya al comienzo de la obra, había muerto atravesado. Había puesto su muerte muy difícil a los comediantes, porque tal y como corresponde a un joven señor suabo de una buena familia, no quiso caer muerto sin más ni más. Mostró su dominio de la esgrima, por un pelo no hirió gravemente al actor y finalmente, porque de otro modo la obra no habría terminado nunca, lo sacaron, casi a la fuerza, del escenario.

Y la comedia continuaba. El héroe no tenía suerte con la duquesa. Quiso secuestrarla. Pero gracias a un enredo, particularmente ingenioso, creado por el poeta, volvía a secuestrar en su lugar a la menuda napolitana rubia, a la que había dejado abandonada en una inhóspita montaña, donde había caído en manos de una banda de moros, de los que había conseguido finalmente escapar. De nuevo la lleva a las montañas y allí se da cuenta de su error. Furioso, decide vender a la desgraciada a los moros. Pero la menuda napolitana rubia se arroja llorosa y suplicante a sus pies. Ésta era la escena más bonita de la obra, en la que el gran maestro español había derrochado talento, e incluso a pesar de las impurezas que el texto había ido acumulando y el decoloramiento que había sufrido en su largo ir y venir, se podían seguir apreciando restos de su belleza. Así pues, la napolitana arrodillada ante el maquillado actor, arrogante y aburrido, entre lámparas de aceite y tres elementos de decoración marrones, primitivamente elaborados, que representaban las montañas, declamó:

—¡Me juraste ser mi esposo! Pero si esto te contraría, te devuelvo tu palabra. ¡Enciérrame para siempre en un convento! ¡Conviérteme en tu esclava, en tu sirvienta! ¡No quiero más que poder hacerte feliz! Cuando estés en la guerra, cocinaré en tu tienda y lavaré tu ropa. O entrégame a tu amada como criada. Cuando la peine, y tú estés presente no me quejaré; no tiraré de su pelo cuando tú le hables con tiernas y dulces palabras y le pongas nombres cariñosos como hacías antes conmigo, y me morderé los labios soportando este terrible destino de mujer: ser su esclava, ser la esclava de aquélla a quien ama el amado. ¡Pero no me vendas! ¡No me vendas a los moros!

Había dejado de ser la menuda y rubia napolitana, gordita y viciosa, mientras decía aquellas palabras, se sentía arrastrada por los versos y en aquellos momentos era una pobre criatura abandonada, maltratada y llorosa. Se hizo el silencio en la sala, podía oírse el goteo de las lámparas de aceite sobre el escenario y el crepitar de las velas en los candelabros de las paredes.

Las señoras Götz, rubias, dulces y elegantes estaban muy conmovidas. La hija sollozaba pero sin derramar ni una lágrima, porque sabía que entonces su nariz enrojecería y estaría fea. *Madame* de Castro, la portuguesa con la que Süss quería casarse, y que cumpliendo su propósito había viajado hasta Stuttgart, era una dama práctica, que siempre trataba de sacar provecho de todo cuanto veía, oía y vivía, y con su práctica mente, reflexionaba: «Efectivamente, así son los hombres. Lo prometen todo antes de conseguirnos, y después de la primera noche se vuelven brutales. En todo caso, si me caso con él, aseguraré mi patrimonio y todo lo que él pueda ofrecerme, de modo que pase lo que pase, todo sea mío. De todos modos, volveré a

pensar despacio en las ventajas e inconvenientes».

«Hay que sujetar bien a las mujeres, con las riendas tirantes —se decía el duque—, pero ese de allá arriba se está excediendo. Lo haría azotar. La extranjera es fantástica. Me gustó desde el principio. Me extraña no haberle ordenado todavía que viniera a mi cama. La culpa la tiene Magdalen Sibylle. Soy un estúpido dejando que una mujer me ciegue de tal manera que no me fije en las demás, pero esta misma noche recuperaré el tiempo perdido».

Remchingen devoraba con sus ojos de toro a la actriz. Ya la había poseído, pero como no la había recompensado suficientemente, porque era muy tacaño, ella se mantenía distante. «Tendré que soltar un par de ducados más —se decía suspirando—. Ya me resarciré con el judío. Tiene que dejarme participar en el nuevo negocio de zapatos. Este maldito judío es el que en realidad tiene la culpa de todo. Te acostumbra a las mujeres, ofreciéndote no una, sino dos, y ellas exigen mucho por algo que no les cuesta nada».

Pero atrás de todo, en una esquina, estaba también el negro, de pie, mirando por encima de las pelucas, y hasta se ponía de puntillas para no perderse nada. Con sus grandes ojos de animal, devoraba a la llorosa mujer desfallecida, y no pudo reprimir un oscuro y ronco grito gutural cuando la actriz terminó:

—¡Mi dulce señor! ¡Mi fortuna! ¡Mi cielo! ¡Vuelve en ti! ¡Sé tú mismo otra vez! ¡Todavía puedes arrepentirte y no cometer un crimen! ¡No lo hagas! ¡Mira! El cielo, la luna y las estrellas, los hombres y los animales, las montañas, los bosques y los árboles, hasta los mismos elementos se negarán a servirte, se levantarán contra ti si cometes un crimen así. ¡Mírame! ¡Señor Gómez Arias, contempla mi desdicha! ¡No me vendas a los moros de Benamejí! —Estas últimas palabras las pronunció en voz baja, tranquila y emotiva. Remchingen y los otros relacionaron vagamente aquella emoción, con ellos mismos; nadie podía imaginarse que la actriz, mientras hablaba, pensaba en el desmañado y rubio consejero de expedición Götz.

Entonces apareció Süss en escena. Era el jeque árabe al que el malvado español vendía a la napolitana.

—Naturalmente —dijo Remchingen a su vecino—. Allí donde haya algo que comprar, tiene que estar el judío.

Pero Süss se comportó de una manera muy noble y caballerosa. A pesar de que él la amaba apasionadamente, no tocó a la mujer que había comprado como esclava, diciendo:

De poco me sirve el amor
que no procede del interior;
que no se consigue por la fuerza
aquello que tanto se anhela.

Tenía un aspecto imponente mientras declamaba, cubierto de piedras preciosas, vestido con sus pantalones árabes de seda, adornados con encajes de Flandes. El negro se alegró de que el musulmán del escenario tuviera tan noble aspecto. El duque se rió:

—En la realidad, mi judío no haría tantos aspavientos.

Dom Bartelemi Pancorbo, pensaba: «Allí está declamando y propagando con acento judío todo lo que sería capaz de dar por la mujer. Si yo fuera ella le pediría el solitario, y entonces veríamos su aflicción». Y alargó su seco cuello, su cabeza descarnada rojo azulada, fijando la mirada desde las hundidas cuencas sobre la piedra.

En la antigua fábrica de Schertlin, en Urach, trabajaba un cierto Kaspar Dieterle, hombre de unos cuarenta años, de rostro abotargado, ojos claros, rojizos bigotes de foca y cabeza aplastada por detrás. Cuando la manufactura pasó a ser propiedad de la sociedad Foa-Oppenheimer, conservó su puesto de maestro tejedor. Se mostraba humilde y sumiso, pero a espaldas de los directores lanzaba las más groseras injurias contra aquellos cochinos judíos. Fomentaba las revueltas y mientras que él se mostraba humilde y servil, incitaba a los demás a la rebelión. Con sus subordinados era tiránico y grosero. Pero acabó por descubrirse su juego y quedó despedido.

No pudiendo decidirse a buscar trabajo fuera del país, se hundió cada vez más y cayó en la miseria, subsistiendo apenas con lo que le producía un desangelado carro de buhonero y del ocasional contrabando de productos prohibidos y sin sello oficial. Fue encarcelado varias veces, y azotado.

Llevaba con él a una muchachita huérfana, prima lejana suya, que tiraba con un perro del carrito en que llevaba sus mercancías y le prestaba otros diversos servicios. Esta muchacha tenía quince años y era sucia, bajita, regordeta, descarada, taciturna, taimada y ladrona, pero, con todo ello, de una coquetería primitiva. Kaspar la maltrataba, golpeándola con tanta brutalidad, que a veces la dejaba sangrando y sin sentido. Pero cuando intervinieron las autoridades y quisieron separarla de él, la muchacha se resistió salvajemente,

negando los malos tratos y rehusando abandonarle. El hecho es que Kaspar Dieterle consideraba a aquella criatura, abandonada y maliciosa, como su verdadera mujer, y ella le quería, en cierto modo, viendo en su rudeza y en su bigote de foca signos de virilidad. Le amaba tanto cuando se mostraba cariñoso con ella como cuando la tundía a golpes. Poco a poco fue haciéndosele cada vez más indispensable. Kaspar se aficionó a ir de feria en feria y de mercado en mercado, bebiendo y charlando con pretendidos clientes, que jamás le compraban nada, hasta que llegó un momento en que la muchacha era quien se ocupaba de lograr lo necesario para la subsistencia de ambos.

Cuando la huérfana vio hasta qué punto le era necesaria y se dio cuenta de su poder, se hizo ya intratable; se burlaba de él y se complacía en jugarle toda clase de malas pasadas, sobre todo cuando estaba borracho. Por su parte, Kaspar la golpeaba ahora con más frecuencia, hasta dejarla tendida sin conocimiento. Dos o tres veces huyó ella de su lado, pero siempre volvía a él. Al fin y al cabo, era el único ser sobre el cual poseía una cierta influencia y que dependía de ella.

La extraña pareja iba así por los caminos, robando o vendiendo trastos viejos, en una miseria lastimosa. Kaspar Dieterle poseía el más terrible repertorio de injurias de todo el país, cosa que impresionaba a la pequeña, la cual veía en ello un signo extraordinario de virilidad y de energía. Pero donde sobresalía verdaderamente era en sus invectivas contra los judíos. Inmundas y venenosas palabras salían entonces de su boca. Bajo su bigote rojizo, su rostro lívido se hinchaba y su compañera le escuchaba encantada. A veces, cuando estaba de buen humor y quería divertirla, imitaba a un judío, andaba encorvado, hablaba el dialecto judío y, con gran regocijo de la pequeña, intentaba estirar sus largos bigotes hasta las orejas, simulando los rizos rituales. Pero lo mejor de todo era cuando en los mercados o en las ferias tropezaba con algún judío. Dentro del ducado la policía protegía a los judíos, cumpliendo de mala gana las órdenes de Süss. Pero en las ciudades libres, Kaspar podía hacer lo que quisiera y se dedicaba a atormentar cruelmente a los indefensos desdichados, haciéndolos objeto de todas las burlas que le sugería su miserable imaginación.

Había puesto grandes esperanzas en la feria de Pascua de Esslingen. Pero apareció en ella un competidor, un judío llamado Jecheskel Seligmann, antiguo protegido de la condesa y tolerado ahora silenciosamente en Freudenthal, uno de los antiguos feudos de la Grävenitz. Comerciaba con productos de la fábrica
Süss-Foa
y como ofrecía una gran variedad de ellos, hacía una competencia ruinosa a las mercancías primitivas de Kaspar. Jecheskel Seligmann era un viejo enjuto, encorvado y feo, y Kaspar encontraba mil medios de ponerle en ridículo. Untaba de grasa el banco de su puesto, para que manchara el caftán, azuzaba contra él a los chiquillos o le hacía saltar a la fuerza, y siempre tenía al público de su lado. El judío, horroroso, descarnado y agotado, no ofrecía resistencia alguna y cuando por fin recobraba el aliento, sonreía con una pobre sonrisa descompuesta. La gente se divertía con las burlas de que Kaspar le hacía objeto y reía con él, pero no por ello dejaba de comprar en el puestecito del judío, pues a pesar de los impuestos especiales, sus mercancías eran más baratas y más variadas que las del otro. Kaspar abrigaba contra Jecheskel Seligmann un insensato rencor y resolvió apalearle aquella noche hasta dejarle medio muerto, pero no tenía dinero para dormir en el albergue de los judíos y de los buhoneros, donde el otro se hospedaba, y tuvo que salir de la ciudad antes de que se cerraran las puertas.

La pareja pasó la noche al aire libre, en un bosquecillo. Ambos estaban furiosos y de muy mal humor. Tenían frío y hambre y, para colmo, empezó a llover. Kaspar había prometido a la pequeña comprarle en la feria un collar de coral y ella, por su parte, había ahorrado algunas monedas con tal fin, pero su acompañante se las había quitado violentamente para comprar aguardiente. Ahora, aterida de frío, le pidió que por lo menos la dejase beber con él, pero Kaspar se burló de ella y la insultó: ella, la piojosa ramera tenía la culpa de todo por no haber ganado un solo céntimo aquel día. La pequeña replicó que le denunciaría, pues la había violado y robado luego. Seguramente le ahorcarían. Kaspar la golpeó y la muchacha gritó, le colmó de insultos y le mordió salvajemente. Redobló él sus golpes, pero como no consiguiera obligarla a soltarle, le rompió en la cabeza la botella de aguardiente. La muchacha cayó al suelo y quedó inmóvil. Aquello había sucedido ya tantas veces, que Kaspar la dejó tendida, suspiró, eructó, se bebió el aguardiente que quedaba en el fondo de la botella, se envolvió en sus harapos y se durmió pesadamente. Pero la lluvia que le calaba le despertó al poco tiempo. Se incorporó y dijo a la muchacha que se acercara a él y le diera otra manta para calentarse. No obtuvo respuesta, y le asestó un puntapié, profiriendo una terrible maldición, pero la muchacha no se movió. Entonces Kaspar se levantó, aterido de frío, y la empujó con el pie. Luego, entre suspiros, encendió con trabajo la linterna, iluminando el cuerpo inmóvil. Yacía con la boca abierta, los ojos muy abiertos, mojada y rígida.

Permaneció largo rato de pie bajo la lluvia en medio del bosquecillo, temblando de frío, embrutecido,

solo con la muerta y el perro, que gruñía tristemente. El viento había apagado la linterna y todo en derredor suyo eran tinieblas glaciales. El árbol contra el cual se apoyaba goteaba sobre él y el agua le corría por los brazos y el cuello y empapaba su bigote. Mucho tiempo permaneció así sin comprender por qué Babett, el único ser por quien se interesaba, había muerto. Acabó por exhalar un lúgubre aullido al que se asoció el perro. Levantó el pie para golpearlo, pero no lo hizo.

Al cabo de un rato se arrodilló al lado del cuerpo inerte de la muchacha, la desnudó trabajosamente y le hizo múltiples incisiones en la piel con lenta e insensible aplicación, sirviéndose para ello de los vidrios de la botella, aunque le hubiera sido más fácil hacerlo con su cuchillo. Luego cargó el cuerpo desnudo y mutilado en su carrito y lo cubrió con telas y objetos de toda clase; ató al perro y volvió a tomar el camino de la ciudad, a la que llegó al amanecer en el momento en que se abrían las puertas. Al pasar ante el guardián, le dijo que todavía tenía que arreglar unos negocios con el judío Seligmann. Lo dejaron pasar.

Como impulsado por una extraña seguridad imperturbable que le daba el fin que perseguía, condujo su carrito a la posada donde se hospedaba el judío Jecheskel Seligmann Freudenthal, y lo dejó en el patio. Luego vendió por un pedazo de pan todo lo que le quedaba, se emborrachó yendo y viniendo de la taberna al patio de la posada, hasta el momento en que pudo enterrar apresuradamente el cadáver entre el estiércol, siendo los cerdos los únicos testigos. Seguía lloviendo. Volvió a la taberna y siguió bebiendo. Retiró del carrito los vestidos de la pequeña y se puso a contar una historia, confusa y fragmentada, con voz balbuciente. Todo el mundo sabía que Babett y él habían disputado una vez más con el judío Jecheskel Seligmann. El judío había prometido a la muchacha un collar de corales y Babett había querido ir a verle por la noche, pero Kaspar se lo había impedido, le había dado una buena paliza. Más tarde, a lo mejor se lo había sugerido el judío, ella se había escapado, aprovechando el sueño de Kaspar. Y ahora acababa de encontrar, entre las cosas del judío, los vestidos de la muchacha. Por lo visto, andaba por ahí desnuda, con el collar de corales por todo vestido. Y precisamente cuando los judíos celebraban la Pascua.

Kaspar Dieterle contaba todo esto mientras se bebía el producto de sus últimas mercancías, repitiéndolo una y otra vez, ante un auditorio cada vez más numeroso que contemplaba vivamente intrigado la boca de aquel hombre, de la que brotaba, lamentosa y maligna, bajo el bigote rojizo empapado en alcohol y a través de los dientes negros y podridos, la terrible historia.

Poco después se descubrió, en el montón de estiércol, el cuerpo mutilado que los cerdos empezaban ya a devorar. Con alas de murciélago y adornada con fantásticos horrores, la noticia dio la vuelta a la ciudad. Sus habitantes se reunieron en las casas y en las calles, abandonando el trabajo, se cerraron las puertas de la ciudad y el Consejo municipal fue convocado a toda prisa. ¡Crimen nefando! Una inocente muchacha cristiana asesinada por los judíos, que se habían servido de su sangre para amasar los panes de Pascua y habían arrojado luego a los cerdos su cuerpo mutilado. La política judaizante del duque de Württemberg traía tales consecuencias: en una ciudad libre del Imperio, en Esslingen, podía cometerse un crimen tan abominable para vergüenza e infamia de todo el país suabo.

La ciudad entera se agitó tumultuosa. Desde hacía cuarenta años, o más exactamente, cuarenta y tres, no se había visto en todo el Sacro Imperio Romano un crimen tan espantoso. Estas cosas sólo pasaban ya en los libros. Nada semejante había sucedido en la región, desde el infanticidio ritual de Ravensburg. ¡Cuánta razón habían tenido sus padres al expulsar del territorio de Esslingen a los judíos! Desde los tiempos del médico Salomón, de Hechingen, no se había permitido que ninguno de ellos contaminara con su infecto aliento el limpio ambiente de la ciudad, y cuando el emperador reclamaba el impuesto por los judíos, el Consejo podía afirmar, con orgullosa seguridad, que desde dos siglos atrás la ciudad no había albergado entre sus muros ni a uno solo. Y ahora el duque, aquel hereje, aquel Herodes maléfico, había vuelto a abrir las puertas del territorio a aquellos asesinos que acechaban a los niños cristianos para beber su sangre. Asustadas, las madres advertían a sus pequeños. De hora en hora se comentaban detalles cada vez más monstruosos. Lo que aquel día había sucedido a una niña forastera, podía suceder cualquier otro a uno de sus hijos. Durante mucho tiempo los niños huirían, aterrorizados, de todo rostro desconocido y por la noche soñarían, horrorizados, terribles pesadillas de sangre, afilados cuchillos y barbas desgreñadas.

Entretanto, el judío Jecheskel Seligmann recorría las calles ofreciendo su mercancía. Fue detenido en el momento en que intentaba cobrar a un deudor recalcitrante. No tenía la menor idea de por qué le detenían y protestaba sin descanso. No había reñido la víspera con Kaspar Dieterle ni con nadie; ni siquiera había abierto la boca. Pues uno de los procedimientos habitualmente empleados contra los competidores judíos, era provocarlos con actos y palabras hasta incitarlos a responder, haciéndolos encarcelar entonces bajo la acusación de haber difamado a los cristianos, ultrajando su fe. Pero el alguacil le golpeó en la boca, y agarrándolo con fuerza le ató. El infeliz, tembloroso y atónito, fue acogido fuera por una enorme multitud, vio cien bocas clamorosas y cien brazos amenazadores que le arrojaban barro y piedras. Le tiraron al suelo,

le patearon, le escupieron, tirándole de la barba y los cabellos. En vano intentó dar explicaciones a los que se agolpaban en torno a él. Magullado, sangrando y babeando por la comisura de los labios, afirmaba no haber injuriado ni haber disputado con nadie. Pero los gritos de una mujer que le hundía cruelmente en las carnes un largo alfiler, le revelaron cuál era la acusación que sobre él pesaba. Entonces perdió el conocimiento y así, desvanecido, fue llevado a la prisión.

Los consejeros municipales acogieron la nueva con intensa alegría, furiosa e irónica. Eran los protegidos del duque, los judíos, los únicos culpables de aquel abominable crimen. Ahora iban a pagarlas todas juntas. ¡Por fin iban a poder vengarse del duque y de sus judíos, que constantemente les infligían duras humillaciones! Mientras que los ciervos y los jabalíes del duque y toda la caza de sus bosques devastaban sus campos, el desvergonzado hereje se quejaba de que los habitantes de Esslingen cazaban furtivamente en sus cotos. ¿De qué otra manera podían defender sus cosechas? ¿Y no se querellaba sin cesar contra ellos porque los caminos de Esslingen eran malos y no se ajustaban a las normas reglamentarias? Distinguidos señores, ¿qué significaba un bache en un camino, comparado con un asesinato tan repugnante? Tampoco había forma de ponerse de acuerdo en lo que se refería a la reglamentación sobre el Neckar. Además, ¿no había acaso embargado también los ingresos del hospital de Esslingen? Y luego estaba su judío, aquel malhechor desvergonzado y perverso. Por pura formalidad, y tan sólo para lograr determinadas exenciones, la ciudad había denunciado su «tratado de protección» con el duque, y aquel cochino judío, fingiendo tomar en serio el asunto, había hecho tratar a los habitantes de Esslingen como extranjeros cualesquiera, como si realmente no existiera el tratado de protección. Todo ello únicamente para anular su comercio y su industria. No había ni un consejero a quien el judío no hubiera hecho perder varios miles de ducados. Pero ahora iban a vengarse de él. Iban a vengarse de él en su hermano de raza, iban a calzarle las botas de tormento, a exprimirle la sangre de debajo de las uñas y a atenazarle con tenazas incandescentes. Los consejeros que vivían en la plaza del Mercado, se regocijaban ya del próximo espectáculo, pues en aquella plaza sería donde el judío habría de expiar sus crímenes en la hoguera, y prometían un puesto en sus ventanas a sus parientes y amigos. ¡Lástima que tuvieran que contentarse con una sola ejecución! Lo bueno sería que pudieran a la vez ahorcarle y torturarle, descuartizarle y quemarle.

El decano de los consejeros municipales era Christoph Adam Schertlin, el fundador de las fábricas de tejidos de Urach, que se había retirado luego a Esslingen donde vivía de sus rentas y desde donde había visto cómo se hundía el negocio que había levantado y cómo pasaba a manos de los judíos, en tanto que su hijo y sucesor caía en la miseria y en la abyección. Tenía más de setenta años y aquel suceso constituyó para él una última e intensa alegría, antes de la hora de su muerte. Desde lo más íntimo de su ser lanzó aplastantes acusaciones contra la maldad judía y en pleno Consejo escupió al rostro del miserable, desgraciadamente ausente. Recorría las calles con la cabeza, grande y apergaminada, bien alta, con paso firme, golpeando con fuerza el suelo con su bastón, como si lo hundiera en el corazón de su enemigo, agarrando la empuñadura de oro con su mano huesuda, pero en absoluto temblorosa.

Entretanto, Kaspar Dieterle seguía en la taberna. No necesitaba ya vender nada para comprar aguardiente, pues tenía sin cesar en torno a él un círculo de oyentes, excitados y fascinados. Expulsado hasta entonces de todas partes, como un vagabundo sospechoso, se había convertido ahora en un hombre importante y respetado. Contaba detalles cada vez más precisos y él mismo llegó a creer que aquellos malvados judíos le habían privado criminalmente de su último sostén. Como prueba principal aducía el hecho de que la muchacha hubiera nacido en Nochebuena, y todos permanecían suspensos de sus labios cuando decía aquello, con los ojos muy abiertos y llenos de misterio. Pues estaba demostrado y podía leerse en muchos libros, que particularmente las personas nacidas en Nochebuena corrían mayor peligro de ser asesinadas por los judíos.

Sobre todo las mujeres se compadecían grandemente de aquel pobre hombre. ¿Acaso su desgracia no les había advertido de que protegieran más cuidadosamente que nunca a sus pobres niños? Le atiborraban de carnes asadas, tocino y albondiguillas de cerda. Los carrillos descoloridos de Kaspar se coloreaban, su bigote rojizo de foca se erguía enhiesto, y sólo sus dientes seguían negros y podridos. La viuda de un panadero pensó seriamente en casarse con aquel pobre hombre abandonado, tan cruelmente maltratado por los judíos.

El médico de cabecera, el doctor Wendelin Breyer, reconocía al duque. Largo, enjuto, mostrando un celo extraordinario, temeroso y amable y con grades ademanes de excusa, extraía del fondo de su pecho una voz hueca e inquieta. Sonreía con deferencia, se disculpaba constantemente e intentaba amenizar su diagnóstico con chanzas tímidas y vanas. El duque era un enfermo difícil que había golpeado violentamente con la hoja de la espada a su colega, el doctor Georg Burkhard Seeger y solía lanzar los frascos de medicamentos a la

cabeza de los médicos.

—Bueno, ¿qué tengo? —preguntó imperiosamente el duque.

El doctor Wendelin Breyer procuró ponerse disimuladamente fuera del alcance de Karl Alexander.

—Gota militar —gimió después, con voz forzada y balbuciente—. Nada, un pequeño e insignificante ataque de gota militar.

Y como el duque guardara sombrío silencio, se apresuró a añadir:

—No tiene Vuestra Alteza por qué preocuparse. Su indisposición no tiene nada que ver con el mal venéreo o mal francés. Pues mientras esta última enfermedad procede de un veneno preexistente en la vagina femenina, que el diablo pone en ella, la indisposición de Vuestra Alteza es puramente pasajera, como si dijéramos un ligero catarro de la vejiga, que, Dios mediante, se curará en dos o tres meses. Me permitiré además hacer saber a Vuestra Alteza que esta pequeña indisposición ha sido padecida por casi todos los grandes generales de la cristiandad. Y según las crónicas, también los famosos conquistadores de la Antigüedad, Alejandro y Julio César, la padecieron.

El duque despidió al doctor con brusco ademán y el médico se retiró con reiteradas reverencias y disculpas.

Karl Alexander, en cuanto el médico se hubo retirado, resopló colérico y rompió, con su bastón de mariscal, una figurita de porcelana. En su juventud había padecido ya dos veces aquella enfermedad vergonzosa, sin saber quién se la había contagiado. Pero esta vez sí lo sabía. ¡Valiente puerca! ¡Tan encantadora, tan seductora, de ojos tan vivos y cuerpo tan apetitoso! Una brisa aromática, una ola de perfume. Pero llevaba en su cuerpo veneno y basura. ¡Maldita puerca! La haría azotar y expulsar a palos del ducado.

Pero se contentó con obligarla a acarrear a través de la ciudad una carretilla de estiércol, como era costumbre imponerlo a las mujeres convictas de prostitución. Vestida con un sayo de burda tela, la menuda napolitana rubia y algo gordita fue conducida por las calles, empujando penosamente su carga de estiércol y llevando colgado del cuello un cartelón, en el que se leía: «Zorra». Los que la veían pasar chascaban la lengua, lamentando no haberlo sabido antes, pues aunque el vino estuviera agriado, su apariencia era agradable y les hubiera gustado probarla. Pero sus mujeres escupían al paso de la napolitana y le arrojaban barro y desperdicios. Enferma y sin un céntimo, fue así expulsada de la ciudad.

También el general Remchingen y el criado negro del duque padecían la misma enfermedad que su señor.

Remchingen y Karl Alexander renegaban a dúo de las mujeres, y el duque perseguía a Süss con encarnizadas bromas, pues también él había gozado a la napolitana y había salido indemne por obra del demonio, aliado fiel de los judíos.

Pero el joven Götz, de cabellos de lino, se hallaba sumido en el desconcierto. Era el único que conocía todos los detalles de aquel asunto. Había contraído la enfermedad con una criada de la posada del «Carnero Azul» y se la había contagiado a la italiana, de la que ingenuamente se creía único dueño. En cualquier otra circunstancia hubiera considerado un deber repararlo todo y habría llegado quizá, a casarse con ella; pero ahora que toda la corte murmuraba, con respetuosa sonrisa, sobre la pequeña indisposición galante de Su Alteza, fue dándose cuenta poco a poco de que había sido él, el más humilde y respetuoso de los súbditos, quien había transmitido a su soberano aquella enfermedad penosa y sucia. El mundo se derrumbó en torno a él y le confundía haber podido infligir, no obstante su lealtad, semejante humillación a su príncipe y estar complicado inocentemente en tan grave responsabilidad. Resolvió suicidarse. Pero reflexionó y acabó por convencerse de que la responsable de todo era la napolitana. Se consideró pues, limpio de toda culpa y contempló con feroz satisfacción cómo la cantante recorría las calles empujando su carretilla de estiércol.

Pero la napolitana amaba de verdad a aquel hombre torpe y rubio. A pesar de que tal vez con ello habría podido salvarse no le traicionó. Mientras recorría la ciudad soportando su desgracia y los insultos, sólo pensaba en él. El pueblo creyó que rezaba porque movía los labios, pero ella recitaba para sí, sin ruido, absurdamente, aquellos versos que había cantado en la comedia: «¡Mi dulce señor! ¡Mi fortuna! ¡Mi cielo! ¡Contempla mi desdicha! ¡No me entregues a los moros de Benamejí!». Le venían a la cabeza viejos cuentos de hadas en los que el príncipe convierte a la pordiosera en su princesa. «Ahora aparecerá, ahora mismo se detendrá ante mí y todo este horror habrá sido tan sólo una pesadilla, un sueño desagradable». Sólo se derrumbó cuando fue obligada a cruzar la frontera sin que él hubiera hecho nada por impedirlo.

El rumor de la enfermedad del duque fue extendiéndose poco a poco. En los Colegios Bíblicos se murmuraba que era un castigo del Señor y se recordaba a Nabucodonosor, que al final de su vida se había visto reducido a pacer como un buey. Pero entre los cortesanos, aquella enfermedad galante incrementaba su respeto hacia el duque. El poeta de Tubinga le dedicó un poema, en el que afirmaba que en el reino del

amor a veces era preciso pagar las victorias con pequeñas heridas, no menos honrosas que las recibidas en el campo de batalla, pues el amor lanzaba a veces flechas envenenadas. Y como además no había olvidado que la napolitana no había querido recitar sus versos alejandrinos en la comedia, no desperdició la ocasión de compararla con todo tipo de sabandijas y reptiles, y de insinuar que siempre había esperado cualquier cosa de aquella mujer que despreciaba las musas alemanas.

La duquesa vio en la enfermedad de su marido una señal, la mano del destino. El joven lord Suffolk continuaba a sus pies, con su rostro rubicundo, ingenuo y loco de pasión. Su prolongada ausencia le había malquistado con su propia corte y continuaba suspirando por Marie Auguste, obstinado, mudo y desesperado, y era cuestión de días que pusiera fin a su vida. ¿Acaso no era una señal el hecho de que su marido no pudiese mantener relaciones con ella durante algún tiempo? Y Marie Auguste, divertida y risueña, tuvo piedad de su infeliz enamorado, tan consecuente y fiel.

Pero al parecer, el joven inglés tenía mala estrella. Karl Alexander no era habitualmente celoso, ni siquiera se le ocurría pensar que alguien pudiera engañarle a él. Pero su enfermedad le había hecho desconfiar, o quizá alguien le había advertido, y apareció de repente en la habitación de la duquesa, de manera que el joven lord sólo tuvo tiempo de escapar a medio vestir. El duque hizo a su mujer una terrible escena, rompiendo espejos y frascos de perfume y desgarrando, con su espada, las valiosas ropas de cama. Insultó a Marie Auguste e incluso golpeó su rostro del color de un noble mármol antiguo. La duquesa, indignada y llorosa, se lo contó todo a Magdalen Sibylle, con teatrales protestas de inocencia; pero en medio de su indignación surgió pronto una sonrisa divertida y comenzó a imitar, con infantil malicia, la ruidosa cólera del duque, riéndose de sus injurias groseras e intentando traducirlas al francés y al italiano. Y para terminar, comentó entre risas la mala suerte del inglés. Si el elegido hubiera sido De Riolles o Remchingen, no se habrían dejado sorprender, por muchas veces que lo hicieran. Pero naturalmente, aquel jovenzuelo desmañado había sido sorprendido a la primera, casi al final y sin saber muy bien cómo tenía que ponerse.

No era posible que el soberano se batiese en duelo con el lord pero, fuese éste o no culpable, Remchingen debía provocarle en duelo. El general gruñó entre dientes que le sobraban razones personales para hacerlo, pero cuando el asunto fue en serio no demostró tener mucha prisa. Por último, el inglés partió para su tierra, y no precisamente en secreto, sino con gran pompa y tranquilamente, vacilante su fe en Dios, rota la imagen simple, sencilla y clara que se había hecho del mundo y dudando de los demás y de sí mismo. Su breve gozo le había conmovido tan profundamente, que no se acordaba ya de nada y la única cosa que permanecía impresa en su memoria era una liga de la duquesa, un poco deshilachada, por la cual quizá no valía realmente la pena haber arriesgado su vida, su reputación y su posición en Inglaterra.

Karl Alexander tenía una multitud de indicios, pero ninguna prueba definitiva de la infidelidad de Marie Auguste. En otras circunstancias se hubiera calmado pronto, pero la exasperación que le causaba su enfermedad le hacía susceptible y rencoroso. Marie Auguste, cansada pronto de sus sospechas y de la vigilancia a la que de continuo la sometía, desempeñó primero el papel de Genoveva, pero después, sin dejarse amedrentar, opuso a las groserías de su esposo una calma irritante y una ironía mordaz, acabando por amenazarle con refugiarse al lado de su padre. A lo cual Karl Alexander respondió que aquel día haría repicar las campanas, disparar salvas y distribuir vino y vituallas a todos sus súbditos.

El viejo príncipe de Thurn y Taxis, tan distinguido, no encontró nada correcta aquella riña. ¿Que su hija se había divertido con un señor inglés? ¿Y por qué no? Los ingleses no eran conversadores brillantes y parecían de madera, pero en cuanto al vigor juvenil, a la salud y sobre todo a la discreción, sobrepasaban en mucho a los latinos. Si él hubiera sido mujer habría escogido también un inglés, y no comprendía por qué razón había que armar tanto escándalo en torno a aquel asunto. Pero claro, su yerno era un soldado y, como tal, estaba acostumbrado a obrar siempre con violencia y estruendo. Además, había que tener en cuenta que lo que se exigía a un estratega eran victorias y no maneras distinguidas. Suspirando escribió a su amigo, el príncipe-obispo de Wurzburgo, rogándole que interviniera rápidamente poniendo fin a aquel comportamiento tan infantil.

Este requerimiento le vino muy bien a aquel hombre gordo, astuto e inteligente. No había olvidado el asunto de Stettenfel y aquella derrota de la Iglesia le escocía mucho; había recibido en su corte al conde Fugger y sólo esperaba un motivo para trasladarse discretamente a Stuttgart y encauzar personalmente por una vía rápida y libre de obstáculos un proyecto que ganara para Roma a aquel país. Así que Su Eminencia no se hizo de rogar sino que muy pronto hizo su entrada en Stuttgart plácida, alegre y cómodamente en una comitiva formada por muchos carruajes elegantes, acompañado de los consejeros Fichtel y Raab.

Preguntó al duque, con un guiño de complicidad, por su salud, escuchó con satisfacción que estaba prácticamente curado y le aconsejó amistosamente y sin darle importancia que se dedicara más al café de su

consejero Fichtel que al vino de Tokay. Familiarmente dio unas palmaditas sobre la mano pequeña, blanca y carnosa de la duquesa, que tenía en su carita una expresión de niña enfurruñada. Manejó a los esposos de manera que al cabo de poco rato estaban sinceramente entusiasmados con la idea de dar al país, a sí mismos y a la Iglesia un heredero en cuanto el duque se hubiera restablecido por completo.

El príncipe-obispo insistió para que le dejaran ver de cerca al famoso consejero privado de finanzas y judío de la corte. Esto no le gustó nada a Karl Alexander. Temía que alguien pudiera arrebatarle a su indispensable judío, pero de hecho no podía negarle a su amigo durante mucho tiempo, aquel deseo inocente. Süss se presentó ante el príncipe-obispo, besó su anillo con su sumisa actitud, ilimitadamente humilde, en la que era un experto, le hizo acertados cumplidos, llamándolo oráculo del mundo, emperador en la sombra, corazón y guía de la política. Pero Su Eminencia de Wurzburgo no se dejaba atrapar con tanta facilidad. Los dos zorros se olfatearon, reconociéndose, pero ninguno confiaba en el otro. Insinuante, inofensivo, alegre y con naturalidad aquel hombre astuto y gordo charlaba con el otro, astuto y delgado, y ninguno permitía un acercamiento.

Trabajando incansablemente, el príncipe-obispo y sus dos consejeros exigían que se llevara a cabo su proyecto. Acosaban sin pausa al duque y a Remchingen, se reunieron abierta y secretamente con Weissensee, con los clérigos de las distintas órdenes que, contraviniendo la Constitución, maldiciendo entre dientes, se habían introducido en todo el ducado. Cuando el príncipe-obispo abandonó satisfecho el territorio ducal, había vengado con creces a Stettenfel, había conseguido mucho en lo que se refería a sus planes y había puesto los fundamentos para cosas más grandes. La capilla del castillo de Ludwigsburg fue remodelada para celebrar en ella ceremonias de culto católico, todo el clero católico de la corte se organizó de un modo más amplio y se invitó oficialmente a venir al país a las distintas órdenes. Los sacerdotes castrenses católicos celebraban misas públicamente y bautizaban niños. Se elaboró hasta el último detalle un reglamento militar católico. Se preparó una interpretación jurídica extraordinariamente sutil, elegante y difícil de las concesiones religiosas, que hacía ilusorias las libertades parlamentarias. Finalmente, también se había preparado la equiparación formal de la religión católica con la luterana. Treinta años atrás, esta equiparación había llevado en el Palatinado a la supresión del protestantismo.

En un latín perfecto y elegante, el consejero Fichtel, con alegre solemnidad, informó al hermano de Remchingen, tesorero en la corte papal de Roma, de todo lo que se había conseguido con la visita del príncipe-obispo a Stuttgart. Después comentó el motivo que había originado este viaje, la enfermedad del duque, y concluyó:

—Ya veis, estimado señor y hermano en la fe, que la Providencia divina utiliza con frecuencia medios extraños para ensalzar a la Santa Iglesia Católica y propagar la verdadera fe.

Süss estaba preocupado. La gestión de sus títulos nobiliarios resultaba más lenta y difícil de lo que había esperado. El emperador debía grandes sumas de dinero a los Oppenheimer de Viena. Immanuel Oppenheimer lo presionaba, pero el emperador no podía pagar. No era de extrañar, por lo tanto, que la cancillería buscara toda clase de pretextos antes de otorgar un título nobiliario a un Oppenheimer, a lo que los apremiaba el agente del Parlamento de Württemberg. *Madame* de Castro permanecía inconmovible, y Süss no pudo conseguir que aquella mujer astuta y calculadora se decidiera.

También los proyectos del obispo de Wurzburgo, que esperaba la ocasión de conquistar definitivamente para Roma el ducado, le tenían de mal humor. Había observado que no lograba conquistar la confianza de Su Eminencia y que no le permitirían participar en el grandioso proyecto, considerado como la piedra angular de la política suaba del siglo venidero. Ciertamente le permitían ver algún que otro bosquejo y algunas de las reuniones se celebraban en su casa, pero Remchingen rechazaba riéndose cualquier propuesta de Süss, y parecía claro que los caballeros católicos tenían la intención de elegir a Weissensee como su hombre de confianza. Además, Süss no se sentía en aquel terreno tan competente y firme como en los demás. No le gustaba mezclarse en los asuntos eclesiásticos, y las cuestiones de este orden, a las que tanta importancia se daba en torno a él, le parecían insignificantes e indignas de personas serias. Su entendimiento claro y positivo reconocía que detrás de ellas se ocultaban cosas muy reales: la anulación de la Constitución y del Parlamento y la autocracia militar del duque. Pero no comprendía por qué aquellos hombres, políticos tan experimentados, se empeñaban en limitarse a tomar medidas difusas, ridículas e ineficaces. Sus maneras y sus medios eran infinitamente más directos, rápidos e inmediatos y le disgustaban los métodos lentos y aburridos de los jesuitas. Veía con estupor que, incluso en las reuniones más íntimas, aquellos hombres evitaban cuidadosamente llamar a las cosas por sus nombres, y que incluso cuando estaba a solas con alguno de ellos, había que hablar dando todo tipo de rodeos, utilizando circunloquios morales, y que en cuanto él o Remchingen designaban con precisión una cosa por medio de la palabra exacta, se

miraban unos a otros con visible contrariedad.

De modo que el judío se sentía un tanto desconcertado y necesitaba algo que le devolviera su seguridad.

Se las arregló para que Karl Alexander le encargara entregar personalmente a Magdalen Sibylle, en su nombre, un presente de gran valor. Se hizo anunciar la víspera y se presentó fastuosamente, con batidores y pajes. Hubiera sido un ultraje al duque cerrar la puerta a un embajador tan magnífico y le recibió.

Magdalen Sibylle vivía ahora a las afueras de la ciudad, en un palacete. Amorcillos dorados dejaban caer cintas desde el techo, en ricos gobelinos galopaban elegantes cazadores, brillantes espejos hacían que los suntuosos aposentos, repletos de adornos propios de una dama, parecieran más grandes. Tenía a su disposición dos carrozas, un trineo, una silla de manos, caballos de montar. En el vestíbulo podía contemplarse un pavo real de oro y plata, cubierto de piedras preciosas, símbolo del reino. Una servidumbre demasiado numerosa bostezaba disimuladamente en las antesalas. Karl Alexander se mostraba generoso con su querida. Ni el mismo rey de Polonia hubiera podido rodear a la suya de mayor lujo y esplendor.

En medio de todo aquel fausto, Magdalen Sibylle conservaba una calma glacial. Salía, recibía visitas, se reía, conversaba, pero con rigidez, como si todo fuera una mascarada. Todo aquel esplendor permanecía inerte y sin vida en torno a ella, y el magnífico palacete era como el catafalco suntuoso de una muerta.

Acogió a Süss con rígida cortesía, vistiendo un amplio traje de brocado oscuro, con largas mangas ceñidas y apenas escotado. Sus ojos azules mostraban una forzada expresión de afable reserva, como si tuviera ante ella al embajador de Baden-Durlach, con la corte del cual no estaba el duque en buenas relaciones, y escondía ceremoniosamente su negra cabellera bajo una peluca. Süss intentó primero combatir su frialdad con animada afabilidad y franca galantería, pero Magdalen Sibylle sólo tuvo respuestas breves y desdeñosas, y no había forma de sacarla de su acorazada frialdad. Entonces cambió de estrategia, y para provocarla a responder le expresó, con burlona exageración, su agradecimiento por haberse dignado recibirle. Magdalen Sibylle respondió que no había hecho más que obedecer las órdenes de Su Alteza, y luego, después de un silencio, no pudo resistirse a añadir que después de haber soportado tantas cosas, bien podía resignarse a soportar ésta.

Süss llegó así a su terreno. ¡Soportar! ¡Resignarse! ¡Ser la querida del duque de Württemberg, qué desdicha! Todas las muchachas de la nobleza suaba no aspiraban a otra cosa. Un palacete delicioso, cien lacayos, cacerías y recepciones… ¡Verdaderamente era un destino lamentable!

Magdalen Sibylle dejó caer la máscara. Así pues, el judío quería guerra. Creía por lo visto, que ella lo había olvidado todo y que podía volver a tomar las cosas allí donde las había dejado antes de venderla al duque, su señor. Se irguió bruscamente, dejando caer al suelo el perrito pequinés que Karl Alexander le había regalado y que lanzó un aullido sorprendido, y fulminó a Süss con su mirada. No debía disimular, sabía muy bien de lo que estaba hablando y lo que había hecho con ella.

—¡Vos tenéis la culpa de todo! —gritó, y la sangre afluyó a sus mejillas morenas, haciendo estremecerse el finísimo vello que las cubría.

Süss vio agitarse su pecho firme y terso. La había llevado adonde quería. No debía estimarse en tan poco, insinuó con voz halagadora, acariciadora y persuasiva. Era su belleza la que había inflamado al duque, sin que él hubiera tenido que intervenir para nada. Pero aun admitiendo que fuese él el causante de todo, añadió mirándola de pies a cabeza, con una fría sonrisa de complicidad, ¿qué mal le había hecho? No iban a hablar entre ellos el lenguaje de la moral burguesa, sino el de las personas inteligentes y experimentadas. Así pues, ¿qué mal le había hecho?

Magdalen Sibylle respiró profundamente e hizo movimientos más bruscos de lo que su vestido de ceremonia le permitía y en los que revelaba su natural vehemencia. ¿Qué le había hecho? ¡Judío hipócrita! Había falseado todo lo que ella hacía y decía. Había ahogado en ella el hálito vivo del Señor. Si las palabras de la Escritura, si las palabras santas habían perdido todo su color y habían dejado de tener sentido para ella, la culpa era sólo de él, él las había convertido en algo muerto y marchito.

Mas no era aquello lo que Magdalen Sibylle quería decirle. ¿Por qué mentía? ¿Por qué no le arrojaba al rostro, en toda su cruda verdad, su tráfico vergonzoso y su lamentable ignominia? En nombre de Dios, ¿por qué mentía?

Süss comprendía perfectamente lo que sus palabras no decían. No debía hablar así, le dijo, con él no tenía que hablar de aquella manera. No eran más que subterfugios para engañarse a sí misma. El Colegio Bíblico de Hirsau y el hálito divino, las visiones y los sueños, no eran más que subterfugios y niñerías para los débiles, para seres sin energía ni ardor, hombres inválidos y vírgenes sin atractivo. Y Süss volvió a mirarla de arriba abajo, con mirada atrevida y penetrante de hombre experimentado.

—Una mujer como vos, una mujer que posee vuestros ojos y vuestros cabellos, que hoy ocultáis en vano,

no necesita para nada a Dios. Sed sincera y no os engañéis a vos misma: vuestra santidad era tan sólo un pretexto, mientras esperabais otra cosa.

Ella replicó, defendiéndose:

—Habéis podido robarme lo que poseía, pero vuestras artes diabólicas no conseguirán, además, manchar mi alma. Podéis seguir hablando y acumulando ideas perversas y frívolas: no conseguiréis rebajar a mi Dios, reducirlo al sueño de una extraviada poseída por la concupiscencia.

Y evocó aquellas horas de plenitud en las que leía a Swedenborg, la sencilla y piadosa luminosidad que alumbraba a los pietistas; recobró su color, se sintió de nuevo rodeada por la atmósfera de fe que rodeaba a Beata Sturmin, la santa ciega; por un instante se sintió como antiguamente, llena de certidumbre, y vio a su Dios vivo ante ella.

—No importa que me haya abandonado —gritó, sorprendiendo a Süss con la ardiente convicción de su voz—. ¡Dios existe! ¡Dios existe! —repitió, y verdaderamente, lo sintió de nuevo en ella.

Pero fue sólo un momento. El judío disfrutó en silencio su ardor y su celo. Luego, con un solo gesto apacible, los barrió por entero.

—Si es así —dijo ligeramente—, ¿por qué huisteis de mí en el bosque de Hirsau? ¿Y por qué vuestro Dios no os socorrió contra el duque? No son muchas las cosas en que creo, pero hay una de la que estoy seguro, y es de que ningún poder se tiene sobre una mujer que está entregada por entero a su Dios.

Y en tanto que la luz se extinguía en el rostro de Magdalen Sibylle, que veía desvanecerse a su Dios, Süss se aproximó a ella y le dijo lo que ella más temía. Se lo dijo con dulzura, con su voz acariciadora:

—Voy a deciros por qué huisteis de mí en el bosque: porque me amabais. Y todo lo que después habéis hecho o sentido, odio y duda, deseo de venganza, entumecimiento y tristeza, todo ello no tenía otra causa. Y os diré todavía algo más: tampoco para mí ha pasado desde entonces un solo día en que no haya evocado vuestro rostro y pensado en vos.

Magdalen Sibylle había imaginado que moriría al oírle decir las palabras temidas. Ahora la desnudaba y daba a aquel santo celo que ella había sentido por conducir a Satanás hasta los pies de Dios, su verdadero nombre, su pequeño nombre ridículo. Era bien sencillo reducirlo todo a su fórmula más trivial: ella no era más que una estúpida muchacha suaba, que se había enamorado del primer hombre guapo que se había cruzado en su camino, y su despertar, su amor a Dios, no había sido más que una lasciva y vulgar concupiscencia. Pero contrariamente a lo que había creído, no murió cuando Süss le arrojó todo aquello a la cara, sino que se irguió altanera ante él. Sintiéndose ya capaz de hablar claramente, le contestó furiosa y sin fingimiento alguno: Sí, ella había quizá disfrazado y enmascarado sus sentimientos, pero él había cometido la acción más baja, más repugnante y más judía que pudiera cometerse, pues había traficado con su amor.

Süss paladeaba tan sólo la miel de la que su vanidad se sentía ávida y sólo veía, con orgullo satisfecho, hasta qué punto se hallaba llena de él Magdalen Sibylle. Hubiera querido hallarla aún crédula, para pavonearse más brillantemente ante ella. Con hábiles sofismas, durante largo tiempo preparados, inició en el acto el argumento que debía entregarle definitivamente a aquella mujer y lo expuso halagándola con destreza: Sí, sabía que había podido disponer por entonces de su corazón y ella se lo habría entregado gustosa. Pero no era hombre a quien gustase lo fácil. Impresionar con su poder y su fausto a una muchacha suaba le había parecido demasiado sencillo. Ahora, Magdalen Sibylle había gustado ya del poder, era su igual y él podía combatir con armas leales. Y se felicitaba de la forma sutil y brillante en que había conseguido decidir el combate a su favor.

Magdalen Sibylle sabía, en el fondo, que todo aquello eran tan sólo una serie de frases galantes. Pero escuchaba sus palabras con gran placer. Había combatido durante tanto tiempo, que ahora le era grato dejarse engañar. Mientras tanto, Süss se embriagaba con su propia elocuencia. No veía, o no quería ver, el desacuerdo existente entre la mujer campesina, recta, natural y sencilla, y el aparato cortesano, ceremonioso y demasiado rico que la envolvía. No veía que al ocultar sus negros cabellos bajo una peluca había perdido algo esencial, que su rico traje de brocado morado hacía de aquella muchacha, llena de vida, una muñeca, y que la reserva que ahora imponía al movimiento de sus miembros y al fuego inocente e indomable de sus ojos la rebajaba a ser tan sólo una mujer vulgar entre otras muchas. Quería verla tal y como él necesitaba que fuera, para vanagloriarse ante ella y que le sirviera de pedestal para su propia estatua.

—Una mujer tan hermosa como vos, que sabe enfrentarse a las cosas como vos, no ha nacido para cantar canciones piadosas en honor de Dios en el Colegio Bíblico.

En pie detrás de su sillón, apoyados los codos en el respaldo, se inclinó hacia ella, hablándole sin alzar la voz, con su voz apremiante y profunda, con los ojos fijos en ella.

—¿No habéis sentido ahora lo que significa el poder? Intentad volver a vuestro Colegio Bíblico.

¡Dedicaos a secar peras en vuestro tiempo libre, a zurcir calcetines! ¡Intentadlo! No podríais —concluyó triunfalmente—. Habéis probado ya lo que es vuestro destino.

Magdalen Sibylle se había erguido, jadeante, alzando las manos en un ademán defensivo. El perrito se había escondido, asustado, en una esquina. Incrédula y, sin embargo, deseosa de que siguiera hablando, ahora que Süss callaba, Magdalen Sibylle se mantenía frente a él en el ángulo opuesto del tocadorcito poblado de porcelanas y figuritas, del cual una gran parte quedaba escondido por su amplio vestido de ceremonia. Esbelto e insinuante, el judío se acercó a ella, deslizándose sin ruido por encima de la gruesa alfombra.

—Renunciad, pues, a vuestros sueños ingenuos, Magdalen Sibylle, sólo válidos en el bosque de Hirsau. Hoy la realidad, vuestra realidad, es el palacio de Ludwigsburg. Contempladla frente a frente y apoderaos de ella. Es una hermosa realidad y yo estoy orgulloso de habérosla mostrado.

Se había acercado tanto que ella se aplastó contra la esquina, como si quisiera huir.

—¡Magdalen Sibylle! —y casi creía lo que estaba diciendo y veía cómo ella desde el principio se sentía inclinada a dejarse convencer, que era tierra abonada para su semilla—. ¡Magdalen Sibylle! Bien sabe Dios que no os entregué al duque para tener una piedra más en mis arcones, lo hice por vos, para mostraros el camino. Vos y yo, Magdalen Sibylle, tenemos un solo y mismo camino: el poder.

Y en tanto que su última desconfianza se refugiaba, temerosa, en lo más profundo de su ser, Magdalen Sibylle le contempló con ansiosa admiración y el judío llamó en su auxilio toda su destreza. Impresionar a su madre, que siempre había creído en él, era cosa fácil. Pero dominar a esta mujer, desconfiada y resistente, seducirla, era un triunfo fascinante, el triunfo deseado, la prueba que necesitaba de su poder. Como un gran actor que ante un público frío e incomprensivo se entrega por completo a su papel, para despertar el entusiasmo de los espectadores mal dispuestos, Süss se elevaba cada vez más, cerniéndose por encima de sí mismo y revelando, sin reserva, sus más secretos deseos. Subía y bajaba, embriagado por sus propias palabras, regalándose en la imagen de él que se reflejaba brillante en los espejos, un orgulloso espectador de sí mismo.

Silenciosa y conmovida, Magdalen Sibylle le escuchaba.

—Ahora, Magdalen Sibylle, somos iguales. Ambos tenemos en la mano las palancas del mundo y el duque no tiene sobre vos el menor derecho. ¿Quién es, realmente, ese duque?

En su excitación comenzó a rebajar a su soberano en términos que jamás se había permitido, y que, una vez pasada su embriaguez, temió que llegaran a saberse.

—¡El duque! Se figura que puede gobernar un país con las normas de la teoría militar. No sospecha que todas las cosas dependen unas de otras. No tiene puntos de vista propios, ni un cerebro, apenas si tiene un corazón propio. Mide el placer por el número de mujeres que goza y el de botellas que vacía, y toma los mugidos incultos de su Remchingen por la suprema expresión de la voluptuosidad dionisíaca. Sólo por puro azar os ha encontrado, por pura suerte. No ve nada de vuestro encanto ni lo comprende. Soy el único que puede pretender haceros suya. Os he visto desde el primer día tal y como sois. He llegado a la cima sin ayuda de nadie.

Judío, despreciado y sin apoyo, he trepado escalón por escalón, paso a paso, hasta alzarme hoy ante estos estúpidos suabos como mi yegua Assjadah ante sus vulgares caballos de carga. Y os he puesto por encima de todas las demás muchachas suabas, vulgares mujeres de su casa. Ahora estoy aquí, ante vos, como ante una igual y os declaro mi pretensión de haceros mía. Si hubierais sido mía inmediatamente después de nuestro encuentro en el bosque de Hirsau, la victoria, demasiado fácil, me hubiera hecho el efecto de una traición. Ahora, sabiendo ya quién soy yo y quién sois vos, vais a decidir libremente y vais a decirme: «Te pertenezco. Heme aquí».

Magdalen Sibylle, profundamente conmovida, callaba. Pero él, hábilmente, deseoso de no debilitar la impresión producida, volvió bruscamente de su exaltación a un acento apacible y sereno. Y antes de que Magdalen Sibylle se hubiese recobrado por completo, Süss se había ya inclinado profundamente besando su mano, y había salido de la estancia, dejándola sola, desgarrada y confusa.

Satisfecho y sereno, retornó con su cortejo a la ciudad. Había confirmado su poder tal y como lo necesitaba y se sentía seguro contra aquellos que le amenazaban. Ya podían intentar competir con él el rudo Remchingen o el grueso príncipe-obispo. Tenían en su favor su noble cuna, pero él había conquistado a la mujer antes que ellos y lo demás era más fácil de conquistar. Era el más fuerte.

Y ahora, en el camino de regreso, la yegua Assjadah lo sentía más ligero, más alegre sobre su lomo que al venir. Era un placer llevarle y relinchó alegremente su fama por la ciudad.

El infanticidio de Esslingen levantó por todo el Imperio gran escándalo y agitación. Se contaban cada vez más detalles espeluznantes sobre el modo en que el judío había atormentado a la muchacha extrayéndole la sangre con la que había cocido su pan de Pascua para conseguir poder sobre todos los cristianos con los que se relacionaba. Todas las viejas historias cobraron nueva vida, y se recordaron las leyendas del santo Simón, mártir de Tréveris, el niño al que los judíos habían asesinado en la misma forma, y la del muchacho Ludwig Etterlin de Ravensburg. Cada vez se rodeaba de mayor esplendor la figura de la muchacha, la pequeña doncella, dulce y angelical. En las tabernas los músicos ambulantes cantaban aquella desgracia, los periódicos y los pasquines la contaban en verso y en truculentos grabados de madera.

El pueblo empezó a vengarse diariamente de los judíos. Se reunía a las puertas del *gueto*, y todo aquel que se atreviera a mostrarse era recibido con una lluvia de piedras, inmundicias y obscenos insultos. El comercio se detuvo, el deudor cristiano se presentaba burlón ante el judío, le tiraba de la barba, le escupía. Los tribunales alargaban el proceso. En Baviera, cerca de Rosenheim, junto a la importante ruta comercial entre Viena y Occidente, un acaparador de trigo había impedido hacer negocios a los judíos; además, junto con un escribano evadido había organizado una banda que espiaba a los comerciantes judíos y saqueaba sus transportes. El gobierno del Palatinado contemplaba todo aquello con satisfacción y sin intervenir. Sólo se puso fin a aquel horror a raíz de las enérgicas reclamaciones suabas y de las representaciones de la cancillería de Viena.

También se seguía con gran interés el caso de Esslingen en las cortes y gabinetes. Era evidente cuán débiles e incompletas eran las pruebas que se habían presentado, se murmuraba acerca del modo tan primitivo con el que la ciudad libre quería vengarse del duque de Württemberg y de su director de finanzas, aunque por otro lado, llenos de satisfacción, consideraban esta ingenuidad muy acertada. La única prueba de peso de la acusación se basaba en la feliz idea presentada al pueblo, tan crédulo, que aquellos que nacen en Nochebuena están particularmente amenazados por los judíos, y que precisamente la niña asesinada había nacido en aquella noche santa.

Pero espesas nubes, asfixiantes y oscuras se cernían sobre los judíos. Escondidos en sus rincones, se arrastraban asustados ante lo desconocido que se les echaba encima. ¡Ay! ¡Ay! Cada vez que uno de ellos era detenido en base a acusaciones tan absurdas y pérfidas, miles eran sacrificados, miles eran quemados y ahorcados, decenas de miles eran perseguidos por toda la tierra. Horrorizados, permanecían ocultos por los rincones, a su alrededor reinaba un silencio terrible, preñado de muerte, inevitable, imposible de definir, impalpable, como si el aire se retirara de sus calles y ellos intentaran respirar en vano. Lo más terrible fue la primera semana. Aquella espera horrible, aquella espera paralizante, el no saber quién, dónde, cómo. Los más respetados acudieron a las autoridades. Cuando se los necesitaba eran adulados, pero ahora no los recibieron. El encogimiento de hombros en las antecámaras, aquel regocijo en los ojos y en los corazones que provocaba su miedo, la burla disimulada, aquella manera de abandonarlos a su suerte, de retirar la protección a los desamparados. ¡Ay! Aquellos funcionarios que les hacían pagar grandes sumas de dinero a cambio de sus salvoconductos, que no tenían tiempo para el peligro y la gran desgracia que se cernía sobre sus judíos. ¡Ay! ¿Cómo iban a protegerlos aquellos dos pobres y negligentes soldados que hacían guardia ante las puertas del *gueto* frente a aquella horda de miles de bandidos y asesinos? ¡Ay! ¡Era evidente que las autoridades y los señores del Consejo cerraban los ojos y los oídos y se cruzarían de brazos, de modo que la canalla podría caer sobre los desamparados, sin encontrar ninguna clase de impedimento! ¡Ay, qué terrible desgracia! ¡Que Dios todopoderoso los ayudara! ¡Alabado sea su nombre! ¡Ay de ti, pobre Israel! ¡Ay de ti, desamparada y desgarrada tienda de Jacob!

La noticia voló con alas negras y el pico de un ave de presa, paralizando los corazones, hasta todas las comunidades judías, de Polonia a Alsacia, de Mantua a Amsterdam. En la malvada ciudad suaba de Esslingen, foco de la maldad y de la infamia, tienen prisionero a uno de los nuestros. Los *goyim* dicen que han matado a uno de sus niños. Edom se prepara para la batalla, caerá sobre nosotros hoy, mañana, o quién sabe cuándo. ¡Escucha, Israel!

Los hombres palidecieron y sus rostros se volvieron grises, olvidaron sus negocios, horrorizados contemplaban con ojos desesperados y enloquecidos a sus hermosas y engalanadas mujeres, que los contemplaban a su vez confiadas, dispuestas a obedecer ciegamente lo que ellos dispusieran. Toda la comunidad judía del Sacro Imperio Romano contenía la respiración, y también las comunidades de más allá de las fronteras. Se reunían en las sinagogas golpeándose el pecho, confesaban sus pecados, ayunaban el lunes, el jueves y otra vez el lunes siguiente, de un atardecer a otro. No comían, no bebían, no tocaban a sus mujeres. Permanecían de pie apretujados en las rebosantes sinagogas, envueltos en sus mantos para la oración y en sus vestiduras fúnebres, balanceando sus cuerpos y arrojándose al suelo fanáticamente. Gritaban llamando a Dios, gritaban llamando a *Adonai Elohim*, gritaban con voces estridentes y

desesperadas que recordaban el sonido estridente y desentonado de los cuernos de carnero que soplaban en la fiesta de año nuevo. Enumeraban sus pecados, gritando:

—¡Apiádate de nosotros, Señor, no por nosotros ni por nuestros méritos sino por los méritos de los patriarcas!

Enumeraban las inacabables listas de nombres de sus antepasados, muertos por el santo nombre de Dios, los mártires de Siria, los torturados de Roma, los asesinados, los degollados, los desterrados por los cristianos, los mártires de las comunidades polacas, de Tréveris, Speyer, Worms. Envueltos en sus blancas vestiduras fúnebres, la cabeza cubierta de cenizas, permanecían de pie todo el día, todos los miembros transportados, sacudidos hasta el agotamiento, regateaban con Dios y clamaban al cielo cuando amanecía el día. Y cuando el día se oscurecía y declinaba, todavía permanecían en pie, gritando con voz horrible y ronca:

—¡Acuérdate de tu Alianza con Abraham y de la ofrenda de Isaac!

Pero dando cientos de rodeos, todas las oraciones desembocaban una y otra vez en un coro estridente y salvaje del reconocimiento:

—¡Uno y Único es *Adonai Elohim*! ¡Uno y Único es el Dios de Israel, el que es, el único y verdadero Yahvé!

Separadas de los hombres por una reja estaban las mujeres. Asustadas, temerosas, con aquellos grandes ojos, permanecían sentadas, como pájaros en fila, posados sobre un palo dentro de la jaula, parloteaban sin cesar, en voz baja, piadosas y desquiciadas leyendo sus libros de oraciones en los que, en caracteres rabínicos, en una mezcla de alemán y hebreo se relataban las historias bíblicas y otras leyendas piadosas.

En todos los templos y sinagogas, desde Mantua a Amsterdam, desde Polonia a Alsacia, los hombres permanecían así en pie, ayunando, rezando. A la misma hora, cuando llegaba el día y cuando terminaba, todos los miembros de la comunidad judía, con el rostro dirigido a Oriente, hacia Sión, las filacterias rodeando las cabezas y los corazones, envueltos en sus vestiduras funerarias, permanecían en pie y confesaban su fe:

—¡Nada nos queda sino el Libro!

Permanecían en pie y gritaban:

—¡Uno y Único es el Dios de Israel, el que es, el único y verdadero Yahvé!

Pero cuando pasaron los primeros días de espanto se vio que la ciudad libre de Esslingen estaba alargando el proceso contra el judío Jecheskel Seligmann Freudenthal. Ya fuera por motivos políticos, a lo mejor querían utilizar el proceso en un caso concreto, cuando lo consideraran oportuno, contra la política del duque; ya fuera por el puro placer de alargar aquel tormento; ya fuera, y ésa era su esperanza, porque todavía no se tenían pruebas concluyentes. Pasaron los meses y el judío seguía encerrado en la torre. Su caso no había trascendido más allá de las gestiones preliminares y el primer grado de tortura.

Sin embargo, los judíos, acostumbrados durante siglos a todo tipo de persecución, recuperados del primer miedo paralizante, corrían, se apresuraban, cavaban escondrijos en cada esquina donde poder refugiarse cuando empezara el horror. Hicieron sellar y confirmar sus salvoconductos, cogieron a su servicio criados armados para que los defendieran, por todos los caminos volaban sus correos, para organizar una defensa común, sus agentes trabajaban en todas las cortes, en todas las salas de Consejo, con el fin de animar a los bienintencionados a tomar medidas; la mayor parte de sus capitales se puso a buen recaudo mandándolo al extranjero por medio de letras de cambio y cartas de crédito.

Pero por encima de todo lo que hacían y pensaban pesaba aquella nube del color del barro. El horror que se aproximaba interrumpía su sueño, convertía sus comidas en algo mustio, sin sabor, agriaba su vino, robaba a sus especias el aroma, detenía sus ágiles y fuertes discusiones sobre el Talmud, llenas de celo y de amor, de manera que se interrumpían en medio de una frase y guardaban silencio, mirando fijamente ante sí, husmeando el peligro. Pero aquella nube del color del barro se había introducido incluso hasta en su triunfante y orgulloso *Sabbat*, que hasta el más pobre de sus mendigos celebraba principescamente, soñando con el esplendor del reino perdido y del Mesías venidero.

Se habían tomado todas las medidas de seguridad posibles, pero eran como paja, como el tejado de ramas de pino o de hojas de palmera de las cabañas de la Fiesta de los Tabernáculos. Allí estaba la nube y no había nada que sirviera realmente para protegerse de ella. Y a pesar de que seguían llevando la vida de siempre y celebrando sus fiestas, en todos los rincones acechaba el miedo atenazante.

El rabino de Frankfurt, el Rabí Jaakob Josua Falk, se inclinaba sobre las Escrituras. Y a pesar de que no era aquello lo que quería, sus dedos delgados y arrugados desenrollaron aquel capítulo del libro quinto de Moisés, en donde se encontraba la más cruel maldición que nadie haya podido imaginar. Aquella maldición que todo judío teme y evita leer; que el recitador, en la lectura anual de la Escritura lee de prisa y con

temor y a media voz, para no atraerla sobre sí. Pero los ojos del viejo rabino permanecían clavados en las gruesas letras amenazadoras y leyó:

«Y *Adonai* mandará contra ti la maldición, la turbación y la amenaza en todo cuanto emprendas. Tomarás una mujer y otro la gozará; construirás una casa y no la habitarás tú. *Adonai* hará que seas derrotado por tus enemigos; marcharás contra ellos por un camino y huirás por siete delante de ellos. Él vendrá a ser cabeza y tú, cola. Te asediará en todas tus ciudades. Comerás el fruto de tus entrañas, la carne de tus hijos y de tus hijas, que *Adonai*, tu Dios, te habrá dado; tanta será la angustia y el hambre a que te reducirá tu enemigo. La mujer entre vosotros más delicada, demasiado blanda y delicada para probar a poner sobre el suelo la planta de su pie, mirará con malos ojos al marido que en su seno reposa, a su hijo y a su hija, a secundinas que salen de entre sus pies y al hijo que acabará de dar a luz; porque faltos de todo, llegaréis hasta a comer todo eso en secreto; tanta será la angustia y el hambre a que te reducirá el enemigo dentro de tus ciudades. Y te dispersará *Adonai* por entre todos los pueblos. Tampoco en medio de estos pueblos tendrás tranquilidad ni hallarás punto donde posar tranquilamente la planta de tus pies; por el contrario, te dará *Adonai* un corazón pávido, unos ojos decaídos y un alma angustiada, y tendrás día y noche la vida pendiente como de un hilo ante ti; día y noche estarás temeroso y no tendrás seguridad; a la mañana dirás: ¡Oh si fuese de noche! Y a la noche dirás: ¡Oh si fuese de día!, por el miedo que se apoderará de tu corazón y por lo que tus ojos verán».

Esto leía el anciano, y su corazón se llenó de temor, se cubrió la cabeza con el manto para la oración para no tener que seguir viendo aquellas letras grandes y amenazadoras y lloró y gimió. Su mujer, que no se atrevía a molestarle cuando se encontraba en su estudio, estaba fuera, tras la puerta y oyendo cómo gemía empezó a temblar, y sintió que el corazón le latía en la garganta a causa del miedo, pero no se atrevió a interrumpirle.

El Rabí Jaakob Josua Falk lloraba con la mirada baja y los ojos cansados y viejos, y su manto para la oración estaba empapado de lágrimas.

El presidente del Consistorio, Philipp Heinrich von Weissensee, a quien recientemente se habían otorgado títulos de nobleza, había cambiado mucho desde aquella noche en que Magdalen Sibylle había caído en las manos del duque. Sin duda, y como siempre, no había en todo el Imperio ni en los círculos suabos un asunto político en que él no interviniese. Pero su actividad tenía ahora algo inconstante y extrañamente mecánico e inerte. A veces, aquel hombre tan flexible, que tan bien conocía el mundo y el arte de la conversación, parecía distraerse en medio de un diálogo interesante y se ponía a hablar de cosas triviales. O a media frase se detenía, sacudiendo la cabeza rezongaba y acababa por callarse del todo. Otras veces aparecía vestido a la última moda, como era su costumbre, pero habiendo olvidado las ligas o alguna otra parte indispensable de su tocado. También era muy sorprendente su actitud ante las mujeres. Hablaba y se conducía con ellas con extremada cortesía, pero a veces mezclaba en su conversación, con el acento más respetuoso, obscenidades tales que el mismo Remchingen quedaba atónito. Se pretendía incluso que el austero prelado, que jamás había dado nada que decir en aquella cuestión, tenía ahora galantes relaciones, prefiriendo extrañamente aquellas mujeres que habían pasado antes por la alcoba de Süss.

También resultaba chocante la adhesión que mostraba al judío. Pues en el círculo más inmediato al duque se sabía que el judío no se hallaba tan absolutamente en la cima del poder, como meses atrás. Además, el puesto de confianza que Weissensee ocupaba como jefe y director del proyecto católico le dispensaba de mostrarse tan rendido al director de finanzas. Y, sin embargo, no dejaba escapar ocasión alguna de hablarle y aproximarse a él y se mostraba tan adicto y familiar, que el judío, sospechando que intentaba sonsacarle algo y prepararle alguna trampa, le oponía extrema reserva. Inesperadamente sucedió que el director del Consejo eclesiástico hizo referencia lleno de desprecio al origen judío de Süss, cosa que hasta el momento había evitado cuidadosamente. Le preguntó acerca del significado de ciertas palabras hebreas, diciendo que había olvidado el poco hebreo que sabía, y repitió esta pregunta varias veces delante de una nutrida concurrencia.

Una tarde el presidente del Consejo eclesiástico rogó inesperadamente a sus dos antiguos amigos, Bilfinger y Harpprecht, que fueran a verle con urgencia. Llegaron en el acto y le preguntaron con afable solicitud qué sucedía. Pero Weissensee les contestó con un pretexto cualquiera. Los dos amigos se miraron perplejos, reconocieron la angustia que poseía a Weissensee y permanecieron a su lado altamente intrigados. Los tres viejos camaradas, inteligentes y laboriosos, muy bien considerados y muy al tanto de su época, permanecieron toda la tarde juntos, bebiendo, y en tanto que sus dos invitados sólo hablaban con monosílabos, el esbelto y elegante Weissensee no cesaba de charlar, sin decir nada importante, pero preocupado a ojos vistas de que no decayese la conversación. Bilfinger le preguntó a quemarropa cómo iba

su comentario sobre la Biblia. Los libros que hasta el momento existían sobre aquella materia, como los de Andreas Adam Hochstetter, Christian Eberhard Weissmann o Johann Reinhard Hedinger sólo eran, en el mejor de los casos, medianías bienintencionadas, y la gente esperaba con impaciencia la que Weissensee anunciaba. Con una vaga sonrisa forzada, el interpelado declaró que quizá hubiera sido mejor para él no salir jamás de Hirsau y consagrar toda su vida a aquella labor.

—Sí —dijo Harpprecht, sin responderle directamente—. Vivimos en una época repugnante en la que no hay ningún camino limpio y es terriblemente difícil no ensuciarse.

La situación política de Weissensee era cada vez más ambigua. Reunía en él cosas inconciliables. Era miembro del Consejo de los Once, en el cual formulaba y redactaba las querellas de los demócratas contra la política del duque, y era, al mismo tiempo, su suegro morganático y su hombre de confianza. Negociaba con Süss, con los jesuitas y los generales, y escribía elocuentes apologías de la Constitución y de las libertades evangélicas. Así pues, en todas partes intervenía, llevando a cabo los actos más dispares. El Weissensee de antes hubiera estado encantado de ser el eje de tantas conspiraciones, intrigas, conciliábulos y maquinaciones. Pero el de ahora, aunque siguiera atendiendo a todos sus asuntos, se apartaba de pronto de sus múltiples negociaciones y, pretextando necesidad de reposo, se retiraba a su desierta residencia de Hirsau, sumiéndose en sus comentarios a la Biblia.

Su labor no avanzaba. Consultaba de mal humor los volúmenes de Weissmann, Hedinger y Hochstetter, que habían cultivado honradamente el mismo terreno. Pero los estudiantes se verían reducidos aún, durante mucho tiempo, a consultar aquellos textos oscuros y complicados, pues todavía habían de pasar años enteros antes de que él pudiese dar vida y corazón a aquella obra gigantesca.

No, no avanzaba en ella. Su lámpara ardía hasta altas horas de la noche, pero sus ojos no veían las letras, fueran éstas los complicados caracteres griegos, los sólidos caracteres alemanes o los macizos caracteres hebreos. Veía lo que no estaba en sus libros: unas mejillas morenas y unos ojos azules de mirada firme que contrastaban singularmente con una negra cabellera. Veía, encerrado en el círculo luminoso de su lámpara, el rostro serio e infantil de su hija. Durante el día erraba a través de las estancias de su casa, ¡tan grandes y vacías!, andaba en zapatillas y sin peluca, desaseado, hurgando en todos los rincones y acariciando tiernamente con su mano distinguida y seca una mesa o el respaldo de un canapé, ausente la mirada y contraídos los labios en una melancólica sonrisa.

Hizo venir entonces al Magister Jaakob Polykarp Schober, que acudió temeroso, suponiendo que el presidente iba a echarle un sermón sobre sus creencias, reprochándole ser un sectario, que lo arrastraría ante los tribunales, lo haría encarcelar y expulsar del ducado, reduciéndolo a la triste condición de vagabundo sin casa ni hogar. Ahora que su hija no formaba ya parte del Colegio Bíblico, no tenía por qué tener consideración alguna con sus miembros. Un frío sudor corría por su rostro mofletudo, y sus ojos de niño devoto se abrían ansiosos y aterrados. Impresionado, jadeante, iba de un lado para otro con pasos cortos. Pero no tardó en dominar su miedo. Si Dios le había destinado al martirio, aceptaría con agradecimiento su santa voluntad. Se presentó ante el prelado, pues, cubierto de sudor, pero con la cabeza erguida, y comenzó a hablar en tono agresivo de los tres jóvenes que fueron arrojados al fuego. Weissensee, sorprendido al principio, le interrumpió de pronto, explicándole cortésmente que no le había rogado que viniese en calidad de funcionario, sino sencillamente para ver una vez más al mejor amigo de su hija y charlar un rato con él. El Magister, tranquilizado, habló sencillamente y con respetuosa cortesía de Magdalen Sibylle y manifestó cuánto echaba de menos el Colegio Bíblico la presencia de aquella hermana tan piadosa, noble e instruida. Weissensee le escuchaba ávidamente, reprochándose en su interior el haber podido considerar a aquel amable caballero un hombre cruel, un Holofernes, y sintiéndose cada vez más benevolente. Aquel diálogo sencillo y bienhechor le apaciguaba visiblemente. Menudeó sus entrevistas con el Magister e incluso dio con él largos paseos por el bosque. Schober, confiado ya, le habló de sus versos, recitó su poema *La necesidad, la confianza en Dios* y aquel otro de *Jesús, el mejor matemático*. Weissensee escuchó amablemente, y cuando le dijo algo así como que le había impresionado, aquella amabilidad, procedente de tan gran señor acabó de conquistar al joven, y como hacía ya tiempo que su corazón estaba a punto de estallar, le confió su secreto de la princesita de la Jerusalén celestial y de su padre el perverso judío.

En este punto, Weissensee aguzó el oído, y su fatiga y su indiferencia desaparecieron. Pasó tardes enteras errando por el bosque con el Magister, encantado de mostrarse en tan honrosa compañía, y, parándose ante la empalizada, se hizo repetir una y otra vez los menores detalles de la historia. Pidió informes sobre *Mynheer* Gabriel Oppenheimer van Straaten, y aunque no consiguió ver a Naemi, reconstruyó por lo menos, con bastante exactitud, la verdad.

Las ventanas de su residencia seguían iluminadas hasta muy entrada la noche, pero el prelado no

circulaba ya por la casa con paso inseguro de anciano. Ágil y rejuvenecido, recorría los amplios salones, que sus animados sueños llenaban de rostros humanos y de acontecimientos próximos. En sus labios sutiles se pintaba una sonrisa gozosa y profunda, y a veces, actor de su propio sueño, hablaba en voz alta:

—¡*Voyons donc*, señor consejero privado de finanzas!, o ¡Vaya, vaya! ¡Quién lo hubiera dicho, Excelencia!

¿Quién, en efecto, habría sospechado semejante cosa? Él era un viejo zorro que había hurgado en todos los rincones de la vida y analizado todas las pasiones; se había figurado comprender los rostros de los demás, y de pronto se veía obligado a reconocer que en este gran teatro del mundo había todavía más disfraces de lo que el escéptico más endurecido podía suponer. ¿Quién lo hubiera creído? Weissensee evocó, en su habitación tranquila y solitaria, el rostro del judío, y cerrando los ojos examinó sucesivamente todos sus rasgos: la boca voluptuosa y encendida, las mejillas blancas, frías y de elegante curva, la barbilla voluntariosa e implacable, los ojos vivos, acechantes e inquietos, y la frente despejada y positiva, con las protuberancias del cálculo por encima de las cejas. ¿Quién al ver a aquel hombre de negocios, seco, dominador y frío como el hielo, hubiera sospechado aquel idilio sentimental del bosque de Hirsau? ¡Vaya con el señor director de finanzas! ¡Qué expresión vigilante, mundana y maliciosa adoptasteis ante mí aquella terrible noche en vuestro palacio! Mi señor hebreo, debería haberme contenido un poco. Estaba un poco pálido y charlatán, y no me comporté aquella noche demasiado *à la mode*. Me quedé sentado en mi silla, sufriendo desconcertado, mientras vos permanecíais de pie ante mí, erguido, delgado y gallardo, y yo me hallaba conmovido hasta los huesos. Siento curiosidad por saber cómo se sentiría Vuestra Excelencia en un caso semejante.

El presidente del Consejo eclesiástico detuvo su andar a través de la estancia. La lámpara difundía suavemente su luz por el amplio despacho, una mariposa nocturna zumbaba sordamente, los libros que tapizaban las paredes en torno a él le contemplaban silenciosos, y por la ventana abierta penetraba el intenso aroma del bosque. ¿Era acaso un plan de venganza lo que en aquellos momentos complacía su imaginación? No, no eran tan burgueses sus sentimientos. Sentía tan sólo una intensa curiosidad por ver cómo se comportaría el judío en tal circunstancia y si se sentiría de repente tan viejo, agotado e impotente como él se había sentido. Sí, era algo que valía la pena ver, y mucho más interesante que todo aquello que se encontraba en las novelas o en las obras teatrales.

—¡*Voyons donc*, Excelencia! ¡*Eh voilà*, señor consejero! —se decía el sutil y elegante prelado con una risita burlona.

Luego volvió a sentarse ante sus comentarios sobre la Biblia, dispuesto a trabajar. Sus ojos resbalaron con irónico desdén por encima de los honrados trabajos de Hochstetter, Weissmann y Hedinger, aquellos hombres piadosos, prolijos e instruidos, y reemprendió con presteza y alegría su obra.

Entretanto, los emisarios del obispo de Wurzburgo habían trabajado intensa y silenciosamente en Stuttgart. Comenzaban ya a destacarse claramente hombres nuevos, militares en su mayoría, que no se preocupaban gran cosa de Süss, y que a pesar de su aparente cortesía no ocultaban su desprecio hacia el judío. Entre ellos estaban el burgrave general von Röder, un hombre tosco, el comandante de la fortaleza de Asperg teniente coronel von Bouwighausen, y una tropa de oficiales ruidosos y vestidos con alegres colores que rodeaban al duque como una empalizada, los coroneles Tornacka y Laubsky, y el capitán de caballería Buckow. Otro oficial que sentía una particular aversión por Süss era el mayor von Röder, primo del burgrave, comandante de la guardia montada de la ciudad de Stuttgart y del cuerpo de caballería, un hombre de voz áspera, frente estrecha, boca de expresión dura, manos rudas como zarpas, que tenían un aspecto doblemente deforme cuando usaba guantes. Pero quien más violentamente le odiaba seguía siendo Dom Bartelemi Pancorbo, consejero del Palatinado, director de la manufactura del tabaco y director general de comercio, el comerciante en joyas, que volvía a surgir ahora en primer término con su figura desgarbada, su enorme golilla al uso portugués, su rostro enrojecido y descarnado, su nariz aquilina, sus bigotes teñidos y sus ojos que espiaban a Süss semiocultos entre sus pesados párpados.

Todos ellos, sin contar los antiguos enemigos del judío, tales como Remchingen y Neuffer, participaban de lleno en la conspiración católica. Süss, que veía claramente la intriga, más claramente que aquellos imbéciles y arrogantes militares, advertía que le mantenían cada día más alejado. No le daban cuenta de las cosas más importantes, y sólo cuando necesitaban un consejo de orden financiero acudían a él, enterándole veladamente y a disgusto de algún que otro detalle. Un día que intentó obtener informes más precisos, el duque le intimó rudamente a renunciar de una vez para siempre a tan molesto espionaje. Cuando llegara el momento de dar el golpe ya le prevendrían si lo consideraban conveniente.

Karl Alexander, curado antes y más completamente de lo que había esperado, se mostraba muy activo y

de excelente humor. Resultó de ello que la reconciliación con Marie Auguste tuvo la consecuencia deseada por el obispo de Wurzburgo: la duquesa quedó encinta. El país recibió la noticia sin ningún entusiasmo. Si el duque moría sin heredero, la rama protestante volvería al poder. De esta manera se veían entregados a perpetuidad a Roma y a los jesuitas. Las rogativas que la duquesa hizo celebrar se vieron muy poco concurridas, pues sólo asistieron a ellas los que no podían excusarse.

En cambio, el duque daba rienda suelta a su gozo. Hablaba a todo el mundo del esperado heredero, radiante su rostro carnoso y sanguíneo, lanzaba groseras chanzas y agobiaba a su esposa con torpes atenciones. Por su parte, Marie Auguste no se hallaba contenta con su embarazo. Temía afearse, temía también todos los impedimentos que supondría el niño, el parto le inspiraba repugnancia e inquietud; pero además la maternidad por sí misma le parecía algo vulgar y plebeyo, nada propio de una princesa. Hubo un momento en que pensó librarse de su embarazo, e incluso hizo alguna alusión en tal sentido al doctor Wendelin Breyer; pero el médico no la comprendió o no quiso comprenderla, y con grandes ademanes de disculpa le habló de la dicha de la maternidad, citando a la madre de los Gracos y a aquella otra madre heroica que prefería volver a ver a su hijo sobre el escudo que sin él. Con un suspiro, y pensando también que por algún tiempo no tendría ya que someterse a las caricias del duque, Marie Auguste se resignó.

En cambio, escuchó atentamente y con placer a Süss, que le contó un día la historia de Lilith, reina de los demonios. Lilith, la primera mujer de Adán, criatura alada y de espléndida cabellera, riñó con su esposo porque en sus relaciones carnales no se mostraba tal y como ella hubiera deseado. Entonces, recurriendo a la magia negra, llamó a Dios por su nombre prohibido y huyó a Egipto, el país de los placeres culpables. Desde entonces, rebosando odio contra Eva y contra todo matrimonio legítimo, lanzaba contra la mujer embarazada maldiciones y dolencias crueles. Pero en Egipto la descubrieron los tres ángeles Senoi, Sansenoi y Semangelof, que Dios había enviado en su persecución. Quisieron primero arrojarla al agua para que se ahogara, pero la dejaron libre cuando juró, con el juramento de los demonios, que no haría mal a ninguna mujer embarazada ni a ningún recién nacido que se hallaran defendidos por los nombres de los tres ángeles. Y he aquí por qué las judías protegían su lecho con un amuleto que llevaba escritos aquellos tres nombres.

Estremecida por un temor cosquilleante, la duquesa pidió confidencialmente al judío que le procurase uno de aquellos amuletos, prometiéndoselo él con devoto celo. Más tarde, la duquesa contó aquello incidentalmente a su confesor, el padre Florian, el cual la sermoneó enérgicamente, aunque sin lograr que renunciara al amuleto. No podía causarle ningún mal, y siempre estaría a tiempo de hacerse absolver de su desobediencia.

Marie Auguste acabó por tomar su embarazo, como todas las cosas, con una cierta ligera ironía. Parecía una mujer que, habiendo sido sorprendida al aire libre por una tormenta, ha tenido que cambiar sus elegantes vestiduras veraniegas por un traje campesino y se chancea condescendientemente de su disfraz.

En la velada de Nochebuena, Marie Auguste, delicada y frágil, vestida completamente de blanco y adornada con gran profusión de finísimos encajes, de los que emergía dulcemente y con picardía su cabeza de lagartija del color del mármol antiguo y noble, coronada por su brillante pelo negro, tenía en torno a ella a sus íntimos, invitados a aquella fiesta. El duque había querido excluir a Süss, pero desde que la duquesa le había oído la historia del amuleto tenía con el divertido y galante caballero judío una inteligencia secreta y no quiso prescindir de él aquella noche. Süss consideró la invitación como una compensación al aislamiento en que había sido mantenido durante los últimos tiempos, y en respetuoso testimonio de gratitud ofreció como presente a la duquesa un ágata en la que había grabado un recién nacido, y un delicioso sonajero chino de marfil y porcelana: unos hombrecillos con trenzas, tallados con extraordinaria precisión y con cabezas móviles, se encaramaban por el mango, y unas pagodas pequeñísimas, tintineaban y campanilleaban. En tercer lugar le entregó, con una sonrisa misteriosa y llena de respeto, una cajita de oro que contenía el amuleto.

Pero los demás, descontentos de ver siempre a Süss en tan alta privanza, le acogieron como a un intruso y lanzaron sobre él toda clase de chanzas malignas. El duque, tomando pie de unas palabras de Remchingen, recomendó a Marie Auguste que no mirase al judío, so pena de dar a Württemberg un heredero de nariz ganchuda. La duquesa se limitó a sonreír y acarició a escondidas el estuche de oro que Süss le había entregado, sacó el amuleto y lo examinó. Era un pergamino que mostraba grabados en rojo los gruesos caracteres hebreos y entre ellos signos tortuosos e inquietantes y aves primitivamente dibujadas, raras y amenazadoras.

Entretanto, Süss soportaba con su atenta y relajada cortesía de siempre las maliciosas burlas y los rudos ataques de los invitados. Luego se dirigió al duque y a Weissensee. Había sabido que Su Alteza y el presidente del Consejo eclesiástico habían discutido incidentalmente sobre el texto del Evangelio de Navidad, tratando de determinar cuál de las dos versiones era la verdadera, si la evangélica: «Paz y buena

voluntad a los hombres», o la católica: «Paz a los hombres de buena voluntad». Por su parte, se sentía dichoso de poder aportar como regalo de Navidad su contribución para la solución de aquel problema. Karl Alexander y Weissensee le miraron ligeramente sorprendidos, y los invitados callaron y escucharon escépticos y burlones a Süss, que prosiguió hablando con su imperturbable cortesía. Desde la época del profesor Baruch d'Espinosa, a quien el príncipe elector del Palatinado había querido llamar a su Universidad de Heidelberg, sus correligionarios se habían consagrado también al estudio científico del Nuevo Testamento. Había, pues, escrito, a propósito de aquel texto, a uno de sus amigos judíos de Amsterdam, y había recibido de él la explicación siguiente: el texto griego decía *eudokias*, término que la Vulgata y los católicos habían traducido acertadamente con las palabras «de buena voluntad». Pero Erasmo había impreso su Biblia según un manuscrito que decía *eudokia*, sin s; y guiándose por él, Lutero había traducido tan sólo «buena voluntad». Erasmo habría corregido desde luego aquella errata si no hubiera tenido tanta prisa, pero quería anticiparse con su edición de la Biblia a la del cardenal Jiménez. Así pues, con el debido respeto a la erudición del señor director del Consejo eclesiástico, el evangelio de Navidad luterano no era correcto en este punto, y el texto por el que se inclinaba Su Excelencia, el católico, era pues, el verdadero.

Süss desarrolló su explicación modestamente, pero con suma precisión y tan claramente que hasta entre los oficiales hubo dos o tres que la entendieron, y Marie Auguste quedó encantada de la inteligencia de su judío. Pero los demás estaban furiosos, por el hecho de que el judío, en Nochebuena, manejara los evangelios con tanta pericia. Remchingen gruñó que los judíos no vendían ya sólo monedas y joyas, sino también la palabra de Dios. Weissensee se extendió entonces sobre la situación de la mujer en el Antiguo y en el Nuevo Testamento, cuestión que le obsesionaba desde su desgracia, y que también trataba en sus comentarios sobre la Biblia. En el Nuevo Testamento, la *Madonna*; en el Antiguo, las mil mujeres de Salomón. Aunque habló del tema con su serena elegancia de siempre, se adivinaba tanta hostilidad en su acento que Magdalen Sibylle palideció y se helaron sus manos.

Magdalen Sibylle, hermosa y arrogante, estaba sentada al lado de Marie Auguste, caprichosa y linda. La condesa la tenía cogida de la mano y la acariciaba. Le gustaba acariciar con su mano pequeña, cuidada y carnosa, la mano grande de la joven. Magdalen Sibylle sufría de nuevo apasionadamente a causa de Süss. No se daba cuenta exacta de la situación política, pero luchaba más apasionadamente que nunca por Süss, al que veía abandonado y rodeado de enemigos como una pantera esbelta y ágil entre grandes osos peludos, y adivinaba también la extraña intriga que se desarrollaba entre él, Karl Alexander y su padre.

Süss, tomando de nuevo la palabra, declaró que ni las mujeres del Antiguo Testamento ni las del Nuevo eran de su gusto, las unas por demasiado heroicas y las otras por demasiado sentimentales, y sus miradas aduladoras iban de la duquesa, cuyo afecto curioso y voluptuoso le hacía sentir un agradable estremecimiento, a Magdalen Sibylle, que era para él un agradable y sólido motivo de seguridad; de la pomposa *madame* de Castro, de pelo rubio rojizo, astuta y calculadora, que con notable frialdad, todavía no había renunciado del todo a la boda, a las dulces señoras Götz, que, siguiendo la hija el ejemplo de la madre, insistían en negar sus favores al duque.

Remchingen insistía en el tema de las mujeres del Antiguo Testamento. Con el lloriqueante acento vienés que él, nacido en Augsburgo, había adoptado porque lo consideraba aristocrático, dijo que, según su opinión, el texto original de las Sagradas Escrituras, leído con aquel acento judío que tenía que escuchar tanto en aquellos días, debía sonar como un irritante y repugnante cacareo lleno de gargarismos.

—¿Creéis Excelencia —preguntó amablemente Süss—, que Adán en el Paraíso habría hablado con vos en el dialecto vienés o en hebreo?

La duquesa se rió, satisfecha de la fina insolencia con que su judío había respondido al desaire de Remchingen, acarició furtivamente el estuche que contenía el amuleto, e hizo sonar suave y dulcemente las campanillas del sonajero en medio del silencio que se había creado. Pero el burgrave Röder juzgó necesario secundar a Remchingen. Se dirigió a la condesa y se congratuló de que el embarazo de Su Alteza no se hallase más avanzado. Los niños que naciesen aquella noche corrían graves peligros. Con esto se llegó por fin al tema que hacía tanto tiempo se intentaba suscitar, y en tanto que Süss guardaba obstinadamente silencio, los invitados hablaron con grandes detalles y rostros severos del asesinato de Esslingen. Lo que sobre todo había convencido a los jueces era el argumento de que la muchacha asesinada había nacido en Nochebuena. Sólo el señor De Riolles, ateo y librepensador, observó que si realmente los judíos amenazaban particularmente a los que nacían aquella noche, Jesús de Nazaret habría debido escoger otra para su nacimiento y así se habría ahorrado la cruz y el mundo entero el Cristianismo.

Entretanto, Dom Bartelemi Pancorbo había solicitado de la duquesa autorización para ver más de cerca los regalos de Süss. Con sus dedos descarnados, lívidos y gotosos, se los acercó a su nariz de buitre y a sus ojos hundidos en las órbitas, y luego, con acento experto y concienzudo, estimó en poco el valor material de

la piedra y del sonajero, declarando que en el comercio de joyería era costumbre regalar a los compradores semejantes bagatelas. En cambio insistió pérfidamente una vez más en el valor extraordinario del solitario que Süss ostentaba en su anillo, y sus ojos pequeños brillaron de codicia por entre sus párpados arrugados. Marie Auguste defendió a su judío. No era aquello todo lo que Süss le había ofrecido, dijo con su voz dulce, indolente y burlona, y enseñando el amuleto contó la historia de Lilith. Los circunstantes la escucharon confusos y contemplaron los pájaros primitivos y amenazadores y los caracteres misteriosos del pergamino. Por fin, Karl Alexander disipó el malestar general con una carcajada un tanto forzada y pretendió jocosamente que su esposa iba a hacerse judía, pudiendo felicitarse, en todo caso, de no tener que hacerse circuncidar.

Después de la cena se llevó aparte a Süss, le dio golpecitos en el hombro y se mostró muy amable. Su explicación sobre los textos católico y protestante había sido extraordinariamente clara y precisa, y muy divertida, era una constante caja de sorpresas. No había dos hombres como él. Luego, bruscamente, le habló al halagado Süss del mago. ¿No podría verle otra vez? Era a propósito de aquello que el anciano no había querido revelarle. Süss, asustado y confuso, intentó eludir la cuestión. Sin insistir, Karl Alexander reconoció que el mago era realmente un hombre difícil de manejar y un pariente nada cariñoso. Pero necesitaba que Süss le proporcionase una cosa: un horóscopo sobre la siguiente cuestión: lo que podía esperar de las mujeres en el porvenir, ¿era bueno o malo? Después de su aventura con la napolitana, de los altibajos en sus relaciones con la duquesa y de las absurdas vacilaciones de las señoras de Götz, quería saber a qué atenerse. Puesto que Süss había procurado el amuleto a la duquesa, podía muy bien prestarle a él aquel servicio. No era cosa tan complicada como su explicación de la Biblia. Süss no podía rehusar y cedió, después de alguna vacilación.

La reunión se deshizo poco después, pues los católicos querían asistir a la misa del gallo en la capilla del palacio. Weissensee pidió a Süss permiso para acompañarle.

Haciéndose preceder por sus carruajes, emprendieron a pie el camino. La noche no era fría y soplaba un aire tónico y vivificante. Weissensee volvió a su tema favorito, la forma singular en que las leyendas orientales se habían difundido por todo el mundo, y con este motivo habló de los bosques germánicos. Nada más extraño que encontrar de pronto en uno de ellos una construcción de estilo asiático. Cerca de su residencia campestre, en el bosque de Hirsau, un holandés había tenido aquel extraño capricho. Charlando así llegaron ante la casa del judío en la Seegasse, y el prelado se despidió con una cortesía particularmente ceremoniosa. Una vez terminado su comentario sobre la Biblia, en el que daría un puesto de honor a la explicación de Süss, tendría mucho gusto en dedicar al director de finanzas uno de los primeros ejemplares.

Süss atravesó el vestíbulo débilmente iluminado. En sus oídos resonaba el villancico: *O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit*. Su ayuda de cámara le preguntó si necesitaba sus servicios, pero Süss le despidió con un ademán. No podría conciliar el sueño: aquel aire del sur le había enervado. Y además, lo que el viejo zorro de Weissensee acababa de decirle sobre Hirsau le intranquilizaba, había parecido un comentario muy inocente, y en definitiva, la casa de su tío no era precisamente de estilo oriental, pero ¿no le habría tendido Weissensee una trampa con sus palabras?

Se sentó ante su mesa del despacho. Pero los números habían perdido aquella noche su fría objetividad habitual. Las frondosas enredaderas de la casita blanca con sus flores trepaban por las columnas de cifras. Süss arrojó la pluma y paseó de arriba abajo por la estancia, sumido en turbias reflexiones, mientras resonaban en torno a él las campanas de las iglesias.

Isaak Landauer estaba sentado en postura incómoda y desgarbada en uno de los suntuosos sillones de Süss. Habían terminado de hablar de sus negocios, y Süss, irritado por el aspecto miserable del otro, esperaba nervioso su partida. Pero Isaak no se movía y acariciando su barba de chivo descolorida, dijo:

—Dentro de cuatro semanas tendrá lugar el juicio contra Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal. Mal asunto para vos, Reb Josef Süss, muy mal asunto. Tenéis vuestros lacayos, vuestras porcelanas chinas, vuestras casacas bordadas y vuestro loro. Pero las gentes de Esslingen escupen sobre todo ello y matarán a Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal.

Y como el otro permaneciese mudo, prosiguió:

—Una vez, cuando os hablé del infanticidio de Ravensburg, me escuchasteis con gesto avinagrado y arrogante, como el de un *goyim*, y me dijisteis que se trataba de una historia anticuada y estúpida. Ya veis cómo todo se repite y cómo la misma historia os pone ahora en un aprieto.

Pero Josef Süss callaba obstinadamente. Cuando supo las primeras noticias de las medidas tomadas en Esslingen comprendió en el acto que iban dirigidas contra él. Pensó en presentarse inmediatamente en aquella ciudad, pero se obligó a reprimir su ira y dejar pasar una noche para reflexionar tranquilamente

sobre las ventajas e inconvenientes de una intervención suya. Tomar partido a favor de Jecheskel Seligmann era comprometer su título nobiliario, su matrimonio con la portuguesa, atraerse mil dificultades con el Parlamento y renunciar a las múltiples ventajas que la ciudad de Esslingen le procuraba. No había, pues, más que un camino. No conocía al judío Jecheskel Seligmann, y si los habitantes de Esslingen querían poner en entredicho a la justicia pronunciando una sentencia errónea, dictada tan sólo para contrariarle, podían hacerlo. Era asunto de ellos y no tenía por qué mezclarse en aquello. Decidió, pues, permanecer resueltamente neutral y guardar un silencio impenetrable.

Y así lo hizo. Se limitó a adoptar medidas de protección efectivas para amparar a aquellos judíos a quienes había autorizado a permanecer en el ducado y sus dudosos derechos, y fuera de ello, ni los ataques ni las burlas consiguieron arrancarle de su pasividad.

De este modo, y aunque las palabras de Isaak Landauer le irritaron violentamente, no respondió a ellas. Pero el otro insistió con obstinación:

—He comprado todas las obligaciones de la ciudad de Esslingen. Si insisten en seguir adelante con el proceso me presentaré allí ocho días antes con mis papeles, y si ceden, me retiraré; pero si aprietan las clavijas, también yo las apretaré. Pero con estos *goyim*, tan maliciosos como estúpidos, no se sabe nunca lo que va a pasar. Cuando se trata de un judío prefieren la sangre al dinero —concluyó preocupado frotándose las manos.

Luego, viendo que no podía sacar una sola palabra de su interlocutor, le preguntó directamente:

—Y vos, Reb Josef Süss, ¿qué vais a hacer?

Süss, que había preparado ya su defensa, respondió evasivamente:

—No conozco al judío Seligmann. En mi territorio ya sabré defenderme.

Pero Isaak Landauer se acaloró:

—¿Que no lo conocéis? ¿Que sabréis defenderos en vuestro territorio? ¿Qué significa eso? Estáis aquí con vuestros lacayos, vuestra casaca dorada, vuestras porcelanas chinas, y decís que no conocéis al otro, ¡sabréis defenderos! Permitid que un viejo hombre de negocios os pregunte ¿de qué va a serviros en adelante todo ello y a quién vais a deslumbrar si se sabe que no habéis sido capaz de proteger a Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal?

Y fuera de sí, blandía las manos, colérico, ante el rostro del otro, y su caftán se agitaba, tempestuoso.

—Papagayos, tapices y bustos de piedra. ¿Para qué sirven estos bustos? —se burló amargamente—. El profeta Moisés y el rey Salomón no fueron así, ni mucho menos. No mantenían siempre cerrados los ojos, pues de otro modo no hubieran realizado tan grandes cosas.

Y exasperado por el silencio impasible de Süss, le lanzaba miradas fulminantes.

—En adelante, todo buen judío se guardará muy bien de hacer negocios con vos —afirmó de pronto, con mirada acechante y maligna, jugándose su última carta.

Süss se limitó a encogerse de hombros.

—No permitiré que nadie me presione —replicó, y le volvió la espalda con gesto altanero. A Isaak Landauer no le quedó más remedio que retirarse refunfuñando, pasándose con fuerza los dedos por su rala barba.

Unas semanas más tarde, cuando el proceso de Esslingen iba ya a comenzar, se presentaron en el despacho de Süss diez judíos, al frente de los cuales se encontraba Jaakob Josua Falk, el menudo y marchito rabino de Frankfurt, de ojos caídos. Le acompañaban un protector de la comunidad, los tres hombres más respetados del Consejo, y una delegación de los judíos de Fürther, igualmente escogidos. Se habían reunido en Freudenthal, donde existía una pequeña comunidad judía desde los días de la Grävenitz y habían buscado a la mujer de Jecheskel Seligmann, hallándola enloquecida por el dolor y sin que ninguna palabra de consuelo pudiera penetrar hasta ella. Entonces habían partido hacia Stuttgart entre los insultos del pueblo y se habían albergado en la miserable posada de los judíos. Habían orado por la mañana, a mediodía y por la tarde, ya que diez hombres constituían una comunidad y podían cumplirse todas las complicadas ceremonias rituales. Permanecieron solemnemente en pie ante el rollo de las Sagradas Escrituras que llevaban consigo, lo habían besado con emoción y recogimiento, cubiertos con sus mantos para la oración, las filacterias ceñidas a la cabeza y en torno al corazón, el rostro vuelto hacia Oriente, hacia Sión. Y así, en su desamparo trémulo y gigantesco, habían rezado, llenos de devoción, con las manos, los labios y todo su cuerpo. Y ahora estaban allí, en la antesala de Süss, en medio de bustos, tapices, oro y lapislázuli, abatidos y exaltados, envueltos en sus pesados caftanes con la insignia en la manga, y tocados con el gorro puntiagudo. Tenían calor y sólo de tarde en tarde pronunciaban, con voz gutural, algunas palabras. Un reloj dio la hora con campanadas argentinas, y los judíos esperaron a que el consejero de Hacienda se dignara recibirlos.

Aquél día, todos los judíos de Alemania mayores de trece años ayunaron. Eran ochenta mil.

Süss hubiera preferido no recibirlos. Eran absurdos. Deberían haber pensado que si hubiera querido intervenir lo habría hecho espontáneamente y, sin embargo, venían a comprometerle. El Parlamento invocaba más enérgicamente que nunca las leyes inobservadas desde mucho tiempo atrás, pero siempre en vigor, que prohibían la presencia de los judíos en el ducado, tolerándola tan sólo en casos excepcionales y con muchas restricciones. Del duque sólo había podido obtener la declaración de que no permitiría que nadie le dijera qué tenía que hacer con su consejero de Hacienda y los judíos a sus órdenes, pero que en lo que se refería a los demás se atendría a las viejas leyes del ducado. El Parlamento, aprovechando el incidente de Esslingen, había publicado de nuevo, insistiendo en ellas, aquellas leyes antiguas tan rigurosas y, lo que resultaba más chocante, era Weissensee quien dirigía tal campaña. ¿Querían acaso disimular sus intrigas católicas detrás de su lucha contra los judíos?

En tales condiciones, la gestión de aquella comisión judía era inútil cuando no perjudicial. Por otro lado se trataba de los representantes más eminentes de la comunidad judía alemana y no podía negarse a recibirlos. Si hubiera podido acoger su demanda le habría halagado complacerlos como un noble protector. Los recibió, pues, de mala gana, firmemente decidido a despedirlos con una respuesta evasiva.

Los diez judíos entraron arrastrando los pies y tosiendo, confusos y ceremoniosos, llenando el pequeño despacho del consejero. Esbelto, elegante y digno, Süss se mantenía en pie ante aquellos hombres pesados, tímidos y vacilantes.

Jaakob Josua Falk, el rabino de Frankfurt, tomó la palabra.

—Reunida la comunidad judía, hemos hecho cuanto estaba en nuestras manos con dinero y presentes. Pero todo ha sido inútil, pues el pueblo está muy excitado y los consejeros de Esslingen quieren torturar a su judío con la intención de combatiros a causa de vuestra gran influencia sobre el duque. La iniquidad del impío es grande y la malicia de Edom se desencadena poderosa contra Israel. Devoran nuestro dinero, pero no cede su cólera.

Como Süss no respondió y siguiera aguardando en silencio, el rabino de Fürth, corpulento, preocupado y peludo, tomó la palabra a su vez:

—Sois nuestra última esperanza, Reb Josef Süss, pues Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal es súbdito de Württemberg. Os suplicamos que exijáis que sea entregado al duque y que su causa se juzgue conforme al derecho de Württemberg. No hay otro recurso —dijo para finalizar, con voz gutural, y un tono apremiante en su solicitud, acercándose mucho a Süss.

Éste se apoyó en su mesa de despacho, cortés, elegante e impasible.

—El judío Jecheskel Seligmann —replicó con acento sereno— no tiene autorización de residencia ni figura en mis listas, ni tampoco está demostrado que sea súbdito del ducado. La ciudad de Esslingen recurrirá ante Su Majestad imperial en Viena y el Parlamento se mezclará en el asunto. No es oportuno que yo me arriesgue a reclamar su entrega.

—¡Que no es oportuno! —exclamó el rabino de Fürth.

Pero el rabino de Frankfurt, bajito, apergaminado y apacible, le interrumpió:

—Habéis hecho mucho por nosotros y esperábamos que también esta vez nos ayudaríais para evitar que se derrame sangre inocente.

Pero el grueso y violento rabino de Fürth no se dejó apaciguar.

—¡No es oportuno —repitió con violencia— salvar una vida humana, salvar a un judío que no ha cometido otro delito que el de serlo!

—Insistís en ver el asunto desde un solo lado, Rabí, maestro —replicó Süss, dándole su título y siempre con serena cortesía—. En cambio, yo debo ver más allá, prever las consecuencias. Admitamos que yo pueda salvar a Reb Jecheskel Seligmann, pero si le salvo habré de pagar su vida con grandes concesiones a la ciudad de Esslingen y al emperador. Y no puedo permitirme en esta ocasión ser compasivo. Vosotros os atenéis a un principio claro y preciso: es un judío y no debe perecer. Pero yo no puedo permitirme obrar tan sencillamente, y es necesario que cuente y que sopese muchas cosas. Vosotros tenéis únicamente vuestras preocupaciones de judíos. Yo tengo muchas más.

Jaakob Josua Falk respondió con su voz apacible y temblorosa:

—Muchos en Israel daríamos todos nuestros bienes y más aún para evitar que se vertiese sangre inocente, y a vos os bastaría un plumazo para impedirlo. ¡No cerréis vuestro corazón, Reb Josef Süss!

Y el corpulento rabino de Fürth añadió:

—¿Vais a abandonar a toda la raza judía por miedo a unos cuantos comentarios triviales que puedan hacer en el Parlamento?

Apoyado en su mesa de despacho, Süss, delgado, cortés y elegante, oponía como un dique su serenidad a

la exasperación de sus interlocutores, que llenaban el pequeño despacho jadeando y gesticulando. Sus ojos oscuros lanzaron una mirada viva y altanera al insolente rabino, tan lleno de celo, pero se dominó en seguida y respondió tranquilamente:

—He hecho ya lo bastante por los judíos alemanes para que ninguno de ellos pueda dudar de mi buena voluntad. Si me hubiese convertido al cristianismo, abandonando a los míos, sería hoy la primera persona del Imperio después del emperador. Pero no he sido cobarde y me he puesto a la cabeza de la comunidad judía, no lo he proclamado a los cuatro vientos, pero nunca he negado ser judío.

—Entonces, demostradlo ahora. Es el momento —repuso impetuosamente el rabino de Fürth, adelantando su pesada cabeza con insistente obstinación.

Pero Süss prosiguió, con mayor calma todavía:

—Habitualmente, sabéis medir y pesar. Pesad, pues, y medid ahora. Mirad más allá del instante actual. Me pedís que reclame a Reb Jecheskel Seligmann. Pongo en mi mano derecha su muerte y en mi mano izquierda las dificultades, los ultrajes, los peligros y las complicaciones que habré de afrontar si le salvo. — Se detuvo, contempló serenamente los diez rostros, atentos, nerviosos y tensos, que le miraban fijamente, y concluyó en tono ligero:

—No decidiré hoy, pero hay muy pocas probabilidades de que después de reflexionar me arriesgue a una temible tempestad por una bagatela.

Estas palabras provocaron un gran escándalo entre aquellos hombres. Llenos de indignación agitaban las manos en el aire, abrían la boca, lanzando breves gritos: ¡Ay! ¡Ay! Pronunciando irritadas frases, atropelladas, entrecortadas. Sus voces sonaron guturales, amenazadoras. Por encima de ellas, sonó, más amenazadora todavía, la voz profética, inflexible y rebelde del rabino de Fürth:

—¡Una bagatela! Un hombre como vos, un judío hermano vuestro, va a ser torturado y sumido en la vergüenza, siendo totalmente inocente. Mi corazón cesa de latir cuando pienso que habré de asistir a semejante infamia sin poder hacer nada para impedirla. Y vos os encogéis de hombros y decís que es una bagatela.

Fuera de sí, el rabino avanzó hacia Süss, jadeante, gordo y furioso. Pero el pequeño rabino de Frankfurt dijo con su voz gastada y apacible:

—No queremos forzaros, Reb Josef Süss, sino tan sólo presentaros nuestra súplica. Dios os ha elevado más que a ningún otro judío en Alemania y ha hecho del corazón de vuestro príncipe un trozo de blanda cera entre vuestras manos. No endurezcáis el vuestro ante la miseria de vuestro hermano.

Los otros se habían apaciguado por completo al oír aquellas palabras pronunciadas sin elevar la voz, e incluso el rabino de Fürth callaba. Süss, después de un silencio, repuso con acento menos seguro que hasta entonces no se había negado a intervenir, pero si después de madura reflexión le era imposible hacerlo, les rogaba que no vieran en ello mala voluntad y comprendieran sus razones. La comisión se retiró y Süss la acompañó a través del vestíbulo.

Una vez solo se sintió descontento de sí mismo. Había cedido más de lo que tenía previsto y les había revelado gran parte de sus verdaderos motivos. ¿Por qué y con qué objeto? Debía haber permanecido más frío y más cortés, tal y como había hecho cientos de veces en las entrevistas difíciles. Y en aquel caso, incluso había planeado cada una de las palabras que debía decir. Debería haberles prometido más, comprometiéndose menos. Aquella gente no podía comprender argumentos un poco sutiles y mantenían obstinadamente fijos sus ojos en un solo y único punto: querían salvar a su miserable Jecheskel Seligmann.

Cada vez más contrariado, iba de un lado para otro por su despacho. ¡Que no fueran capaces de comprender! ¿Acaso no les había hecho llegar a Frankfurt elevados donativos? ¿No hacía cuanto podía por favorecer sus negocios? ¿No conseguía para ellos toda clase de facilidades? Si en aquellos momentos había varios cientos de judíos instalados en el ducado, a pesar de las leyes vigentes, era sólo gracias a él. ¡Cómo le habían cortejado y aplaudido entonces en Frankfurt! Y ahora no querían tenerlo en cuenta, no querían ver las ventajas que había obtenido para ellos, sólo porque en aquel caso concreto no podía hacer lo que ellos querían. ¡Desagradecidos! No entendían nada y nunca entenderían los sacrificios que le costaba ser uno de ellos. Realmente, ¡bien sabía Dios!, ¡bien sabía Dios!, que para demostrárselo, tendría que hacerse bautizar.

De todos modos, había sido una sensación muy agradable poderles demostrar, también esta vez, todo su poder. Lástima que no pudiera arrancarles de las manos a los de Esslingen su judío sin que ello trajera consecuencias. Seguramente, ya no volvería a ser tan respetado entre los judíos. Esto le dolía.

Decidió enérgicamente dejar de pensar en todo aquello, aturdiéndose con el trabajo. Se sumió en un desenfrenado torbellino de nuevas mujeres, pero sus noches eran poco apacibles. Soñaba que ante él desfilaba, despacio y alegremente, la comitiva organizada para la ejecución del judío Jecheskel Seligmann Freudenthal. Él, Süss, galopaba montado en su yegua Assjadah detrás de ella, pero a pesar de lo despacio

que avanzaba la comitiva, directamente ante él, y de lo que espoleaba a su veloz yegua, no podía alcanzarla. Gritaba, agitando en el aire el acta de reclamación, pero soplaba un fuerte viento y la comitiva avanzaba y avanzaba. De pronto aparecía Dom Bartelemi Pancorbo. Estaba ante él, con su cabeza descarnada, un hombro más alto que el otro, y su gran golilla anticuada, diciéndole que si le entregaba el solitario detendría la comitiva. Süss, sudoroso y angustiado, se mostraba de acuerdo. Pero cuando quiso quitarse el solitario, parecía que éste estuviera clavado en su dedo, y Dom Bartelemi decía que habría que cortarle la mano.

En ese momento Süss despertaba, desasosegado y con dolor de cabeza. Y aunque estuviera muy cansado temía dormirse, porque Reb Jecheskel Seligmann Freudenthal, al que conseguía evitar durante sus días, en el frenesí del trabajo y las mujeres, se deslizaba en sus noches breves y desagradables.

Ante un Süss intimidado, recogido en sí mismo y lleno de espanto, el Rabí Gabriel, malhumorado y seco, se hallaba acurrucado, más que sentado, en un amplio sillón, y en su rostro lleno y contraído se hundían más que nunca los tres surcos verticales del entrecejo. En términos concisos, expresivos y amenazadores, explicó la razón de su visita.

Hasta la niña habían llegado perversos rumores contra Süss. Naemi no había dicho nada, pero se la veía preocupada e inquieta. Süss, asustado y temeroso, preguntó qué podía hacer, y el Rabí, sombrío y descontento, afirmó que en esta ocasión no servían de nada las palabras ni las evasivas. Era preciso que se presentase ante su hija y que ésta pudiera leer en su rostro. Quizá, añadió irónicamente, vería Naemi algo más que él mismo y encontraría algo más que carne, piel y huesos.

Una vez solo, Süss pasó de la exaltación al abatimiento. Sin embargo, había tomado desde el principio una resolución, pues aquella demanda amenazadora y despectiva del Rabí le llegaba como una señal y una luz mucho tiempo deseada.

Presentarse ante su hija, permitir que ella leyera en su rostro, sin esconder nada. Él era un descreído y de ordinario sólo tenía en cuenta aquello que podía ver y tocar, pero el hecho de que aquella invitación tuviera lugar precisamente en aquel momento, habría sido para el más escéptico, una señal, un auspicio. Él no era un canalla y podía dejarse ver en cualquier momento y por cualquiera, y si realmente existía un Dios que juzgaba, llevaba un libro y pasaba cuentas, podía estar tranquilo y no tenía nada que temer del saldo que éstas arrojaran, ni de su libranza. De todos modos, si ahora se presentaba ante la niña —la niña tenía unos ojos extraordinarios que en toda su vida sólo habían visto flores y la luz del cielo y no tenía ni idea de las complicaciones mundanas—, tal vez podría ver taras y suciedad aunque sus manos y su corazón pudieran parecer limpios de toda culpa. Y si habían llegado rumores hasta ella, si de entrada se mostraba temerosa y temblorosa, lo más aconsejable era que antes de presentarse ante ella se purificara de nuevo a fondo.

Süss anduvo de un lado a otro por su despacho con la cabeza baja, apretados los labios y caídos los brazos. No era hombre que gustase de sacrificarse. Distribuía en torno a él dádivas y presentes, porque era un gran señor y un generoso hombre de mundo. ¿Pero sacrificios? Jamás nadie los había hecho por él y la vida era una continua lucha en la cual el hombre vacilante y compasivo caía siempre vencido y debía resignarse a que los demás le escupieran. Nadie le haría temblar, ni el populacho irritado, ni la nobleza insolente, ni el Parlamento, ni siquiera Dios si lo había. Pero, de todos modos, sacrificarse en aquel caso le causaría un dolor voluptuoso, pues podría luego presentarse puro y limpio ante su hija, e incluso su mirada, habituada tan sólo a la pura visión de las flores y los cielos, no encontraría en él la más mínima impureza.

¡Pero cuántas cosas no perdería para siempre con aquel sacrificio! Desde el punto de vista político, era insensato salvar a Jecheskel Seligmann tan sólo para expulsar de la imaginación de su hija unas cuantas ideas ingratas. Su matrimonio con la portuguesa se iría a pique, su título nobiliario también se iría a pique, una gran parte del terreno sólido sobre el cual se mantenía, desaparecería sin remedio. No, no. Aun cuando fuera realmente una señal y una llamada, no podía retroceder tan largo trecho en su camino y arrojar al fuego, por un capricho pueril, tantos bienes conquistados en duro combate.

Sin embargo, allá en el fondo de sí mismo, sabía que lo haría. Lo había sabido en el mismo instante en que había visto al Rabí Gabriel. Mientras se quejaba, lamentando sentimentalmente el sacrificio que se le pedía, en el fondo de su corazón se sentía aliviado. Y le costaba mucho trabajo impedir que ciertas imaginaciones nebulosas que sin cesar le asaltaban tomaran forma demasiado concreta: en adelante sería el más respetado por toda la comunidad judía, que le alabaría y le exaltaría en toda Europa como al primer judío del Sacro Imperio Romano, por haber arrancado a toda una ciudad de cristianos la vida de un desgraciado.

Y mientras este pensamiento se abría paso en su imaginación, fatuo y tempestuoso, tenía que esforzarse

en fingir ante sí mismo la grandeza del sacrificio que suponía aquella decisión.

Al día siguiente fue a ver al duque. Se mostró menos ceremonioso, menos servil que de costumbre y habló con acento decidido y apremiante. Afirmó que era incompatible con la dignidad del duque dejar así a uno de sus judíos a merced de la ciudad de Esslingen, sin la menor protesta. También su propia autoridad padecía bajo las burlas y los alfilerazos incesantes de aquella población insolente. Karl Alexander replicó bruscamente que le dejase tranquilo con sus absurdas historias de judíos, los cuales le causaban ya bastantes molestias y hacían que en todo el Imperio se le acusara de judaizante. Pero Süss, contra su costumbre, se mantuvo firme y a pesar de los gritos del duque continuó acumulando argumentos. Reclamó que se oyese, por lo menos, la opinión de Johann Daniel Harpprecht, el primer jurista del ducado, sobre la competencia de los tribunales de Esslingen, a no ser que se tuviera interés en que él renunciase a seguir desempeñando su ardua y peligrosa labor cerca del duque. Pues si su autoridad había de continuar siendo injuriada como ahora por las gentes de Esslingen, tendría que solicitar respetuosamente ser relevado de sus funciones. Congestionado y jadeante, Karl Alexander gruñó que se podía ir al diablo.

Süss se retiró encantado y risueño. Sabía que aquello no era más que una frase y que al día siguiente el duque haría como si nada hubiese pasado. Karl Alexander no podía prescindir de él y acogería su demanda. En consecuencia, al día siguiente comunicó al Rabí Gabriel que podía considerarse obtenida la extradición de Jecheskel Seligmann, y se pavoneó, vanidoso, haciendo valer el terrible peso que con ello echaba sobre sus espaldas. Mientras desarrollaba con soberbia locuacidad todo esto al cabalista, impasible y silencioso, el duque, de retorno de la parada y vestido con su lujoso uniforme cuajado de condecoraciones, hizo irrupción en el despacho, acaso por azar o porque sabía que el mago estaba en casa de su judío y quería renovar la escena de Wildbad. En cualquier caso, allí estaba, llenando el despacho de ruido, lujo y estrépito. Karl Alexander saludó con fingido alborozo la presencia del Rabí Gabriel. Le necesitaba. A menos que se negara resueltamente a hacer el horóscopo de un incircunciso. Süss intervino, conciliador. Se trataba del horóscopo a propósito de las mujeres, sobre el cual había escrito ya varias veces y con apremio a su tío. En realidad, se había limitado a aludir incidentalmente al mismo en una sola carta. Sin embargo, el Rabí Gabriel sabía de qué se trataba. Pero no abrió la boca y fijó sus ojos en el rostro impaciente de Karl Alexander, que adquirió una lóbrega expresión. Se dominó con esfuerzo y preguntó de nuevo, con el mismo forzado tono jocoso, si sus aventuras con las mujeres tenían alguna relación con el desenlace fatal que el mago le había profetizado, mejor dicho, se había negado a profetizarle en su primera entrevista. No esperaba respuesta a aquella pregunta, ni Süss tampoco. Pero el Rabí Gabriel, sin apartar del duque sus ojos graníticos, pronunció un «sí» sombrío, estridente y categórico. Karl Alexander, que no esperaba tan precisa respuesta, sintió estremecerse su corazón y un silencio pesado y embarazoso reinó en la estancia. Por fin, intentando bromear aún, dijo:

—Está bien. Por lo menos, ya sé a qué atenerme.

Y cambió de conversación, diciendo a Süss:

—He venido a decirte que he encargado a Harpprecht un informe sobre ese maldito judío de Esslingen. ¡Cuándo demonios acabará de darnos disgustos!

Pidió su coche y salió de mal humor, después de hacer un chiste malo y ofensivo acerca del busto de Moisés.

Süss saboreó ruidosamente su triunfo. Había arrancado al judío Jecheskel Seligmann de las manos de Edom, logrando así lo que nadie había podido conseguir jamás en el Sacro Imperio Romano. Encarándose con su tío, le preguntó si seguía considerando su vida como una agitación inútil y vana.

Contra su voluntad, el Rabí contestó a aquel engreído que la vida de Süss no era vida. Que ante sí mismo y ante los demás, no era más que un torbellino vacío y fugaz.

Primero, mortificado y casi enojado como un niño, Süss guardó silencio. Después, evitando la mirada del Rabí Gabriel, yendo y viniendo de un lado para otro, ante el otro que permanecía callado, fue reuniendo también en silencio montones de argumentos. ¿No acababa de tomar una noble decisión y la había llevado a cabo con gran sacrificio? Su vida, tan rica y fructífera, ¿era sólo un torbellino vacío? A la vista de lo que acababa de hacer ¿tenía que escuchar aquello? El acto que acababa de llevar a cabo ¿no bastaba para honrar una vida entera? ¿Y si aquel acto, aquel éxito, fuera sólo una de las perlas de un collar? ¿Y si su vida, considerada desde aquel punto de vista, no fuera más que una constante entrega, fruto de una idea piadosa, orientada al más allá?

Deteniendo su ir y venir por la estancia, se agarró de inmediato a esta idea firmemente. Le gustó considerar su vida desde aquella perspectiva sentimental, el hombre del momento, interpretando para sí el papel que se acababa de asignar. Le atraía enormemente explicar sus ajetreados y vacíos días como si se tratara de la edificante vida de un hombre piadoso. ¿Iba a permitir que alguien descalificara con un vago

movimiento de mano su vida, por considerarla vacía de sentido e incluso despreciable? Aquello ofendía su vanidad. Con un gran esfuerzo de voluntad se arrancó del círculo paralizante en el que le sumía la presencia del Rabí Gabriel. Se obligó a creer en un sentido de su vida profundo y piadoso, marcado por el destino, a ver en su prosperidad una enseñanza y una parábola. Lleno de pasión, fue de un lado para otro, habló luego con voz susurrante, misteriosa y ejercitada a su silencioso oyente. Desplegando toda su elocuencia de sofista y todo el celo que hubiera puesto en defender un grave negocio de Estado, hizo arder ante él los brillantes fuegos artificiales de su vanidad satisfecha.

Si sólo había pretendido hacer carrera, ¿por qué había seguido siendo judío?, ¿por qué no se había hecho bautizar como su hermano? No, su tío cometía una gran injusticia con él juzgando su vida tan baja y despreciable. No era sólo por el amor al oro o al poder por lo que se mantenía en un cargo tan alto y peligroso, rodeado de envidias.

Se aferró a aquella idea que lo halagaba, sugestionándose, para poder insinuarla al otro. Se la declaró en susurros al cabalista, como si se tratara de un gran secreto, actuando más para sí mismo que para el otro, hablándole del destino, el convencimiento, la misión. Quizás había sido elegido para vengar a Israel ante Edom. No podía ser una simple casualidad que él estuviera donde estaba, como José, que había sido ensalzado por el faraón. El hecho de que él hubiera llegado tan alto y estuviera rodeado de esplendor, y que aquellos que solían escupir y pisotear a Israel y que se lavaban las manos cuando tenían algún contacto con un judío tuvieran que inclinarse ante él y tragar el polvo que levantaba a su paso ¿no era acaso una venganza? Él, el judío, reinaba sobre el país y lo exprimía, sangrándolo y devorándolo, y cuando uno de los suyos era maltratado, extendía su mano protectora sobre él y Edom huía de inmediato, con el rabo entre las piernas como un perro apaleado. ¿No era esto el centro, el sentido, la espina dorsal de una vida?

Pero el Rabí Gabriel guardó silencio y contemplando a aquel hombre silencioso, sus aladas palabras fueron perdiendo agilidad hasta arrastrarse por el suelo. Enmudeció y se sintió como un colegial que ha aprendido mal su lección y no puede recitarla hasta el final, y sus palabras fueron como un apestoso maquillaje de mala calidad, reseco y resquebrajado.

El cabalista no respondió al largo discurso exaltado y soberbio de Süss. Se levantó y dijo sencillamente:

—Antes de presentarte a tu hija, ve a ver a tu madre a Frankfurt.

Luego partió, dejando a Süss lleno de sorda cólera. Había hecho su sacrificio, había puesto el alma en el empeño. ¿Qué más quería el viejo de él? ¿Qué más tenía que hacer? ¿Por qué no hablaba de su hazaña, ofreciéndole tan sólo su silencio humillante y despreciativo? ¿Y qué significaba aquello de Frankfurt? ¡Claro que iría a Frankfurt a visitar a su madre! Los de Frankfurt comprenderían mejor lo que acababa de hacer. Su madre le escucharía devotamente. Dejaría que los judíos de Frankfurt, el Rabí Jaakob Josua Falk, sabio y bajito, el protector, y todos le halagaran con sus cuchicheos, sus bendiciones, sus alabanzas y su admiración. Aunque el Rabí Gabriel callara, otros miles de bocas hablarían dando testimonio de él y de su acción.

En su severa biblioteca, el profesor Johann Daniel Harpprecht, inclinado sobre sus textos y sus documentos, sonreía a su amigo el consejero Bilfinger, con expresión comprensiva y benévola. En su amplia estancia, cómodamente amueblada, entraba oblicuamente un rayo de sol en el que bailaban miríadas de motas de polvo.

Los dos importantes personajes habían pasado gravemente revista a los negocios del ducado y en particular, al deseo del Parlamento, expuesto con toda energía y minuciosidad por Weissensee, de no intervenir bajo ningún pretexto, en el asunto del judío de Esslingen.

—También a mí —dijo Harpprecht, posando su mano en el hombro robusto de su amigo— me sería agradable dejar en el apuro al judío Jecheskel y dar un buen golpe a Süss, y ciertamente, no me dolería el triunfo de Weissensee. Ya os podéis suponer cuánta es mi amargura cuando pienso en las compensaciones que habremos de otorgar para que nos entreguen a ese maldito judío y en el dinero que habremos de arrojar a esos voraces tenderos de Esslingen sin poder esperar otra cosa que ser acusados y ridiculizados en todo el Imperio como judaizantes. Pero el duque me ha pedido un informe jurídico y no político, y aunque me desagrade y sienta deseos de arrojar leyes y comentarios al rostro de ese insolente judío, el otro, ese maldito Jecheskel, es súbdito nuestro y si han de prevalecer el Derecho y la Ley, todas las sutilezas que la casuística pudiera imaginar *in contrarium* deben ser apartadas. Como jurista he de dictaminar que ese Jecheskel debe ser entregado a los tribunales del ducado.

Bilfinger hundió la cabeza entre los hombros. Lo había sabido de antemano, todos lo habían sabido; seguramente también el duque lo había sabido, y en el momento de encargarle a Harpprecht el informe, el caso ya estaba decidido. Pero habría sido maravilloso que Harpprecht hubiera emitido un juicio distinto.

Probablemente, el duque habría solicitado igualmente la extradición, pero para el judío habría sido un duro golpe.

—De esta manera —gruñó— solidifica su poder y puede reírse cuanto quiera viendo cómo nos afanamos en cumplir su voluntad.

Pero no insistió. Sabía que el jurista se dejaría cortar los dedos antes de cambiar una sola palabra de su veredicto, de torcer el Derecho en lo más mínimo. Se despidió de su amigo con un fuerte y sincero apretón de manos, aunque desolado y perdida toda esperanza.

Solo de nuevo, Harpprecht no se sintió en disposición de reemprender inmediatamente su trabajo. Volvió a llenar su vaso, contemplando el oblicuo rayo de sol en el que bailaban miríadas de motas de polvo. Pensaba. Estaba acostumbrado a mirar las cosas desde una elevada perspectiva. Consideró el caso mirando más allá de las fronteras del ducado y vio el asunto de aquel insignificante buhonero judío como una ola en el océano de los acontecimientos europeos.

Pues el humilde buhonero judío, atormentado y arbitrariamente acusado de asesinato, y Süss, el envidiado y omnipotente consejero de finanzas, un importante factor de cálculo de las cortes europeas, se balanceaban sobre una misma ola. ¡Cuán singularmente se enlazaban sus destinos! Si Süss no ocupase tan alta situación, los habitantes de Esslingen no se hubieran encarnizado contra aquel pobre diablo. ¿Qué era lo que unía al financiero y al buhonero? ¿La misma sangre? Era absurdo. ¿Su fe común? Tampoco. Sólo una cosa los relacionaba: el odio que ardía contra el judío poderoso, lo mismo que contra el miserable.

Pensativo, Harpprecht hojeó las crónicas y los documentos históricos del Gabelkhover, Magnus Hessenthaler, Johann Ulrich Pregizer, de entre el montón de decretos, rescriptos y decisiones parlamentarias que tenía sobre la mesa. En ellos se recogía el trato que hasta el momento se había dado a los judíos en el ducado, aquélla era la legislación de los ducados y estados suabos en lo que se refería a los judíos, era la historia y el derecho de los judíos suabos.

Estaban allí desde tiempos inmemoriales. Repetidamente habían sido acusados de asesinato, envenenamiento de las fuentes, profanación de hostias y sobre todo por su usura insoportable y corruptora. Repetidamente habían sido golpeados basta la muerte y sus reclamaciones declaradas nulas o inválidas en Calw, en Weil der Stadt, en Bulach, Tubinga, Kirchheim, Horb, Nagold, Öhringen, Cannstatt y Stuttgart. Pero repetidamente también se los había llamado. En los documentos imperiales podía leerse que, dentro de las fronteras del Imperio, por todas partes, había que quitarles sus bienes, y además la vida, matándolos hasta que quedara sólo un pequeño número de ellos, para mantener su memoria. En un dictamen del Consistorio se declaraba que, después del diablo, el mayor enemigo de los cristianos eran los judíos. En un contrato entre el rey alemán y el conde Ulrich el Amado, se establecían medidas, a raíz de las muchas quejas presentadas contra la comunidad judía, la cual, con su acostumbrada dureza, oprimía a los súbditos, clérigos y laicos del Imperio con su usura, insolente e insoportable, y que por otro lado, se comportaba de un modo tan grosero y desordenado, que por su causa surgían la falta de unidad, la guerra y la discordia. Y en el testamento del conde Eberhard, de Bart, los judíos eran declarados, en nombre de Dios Todopoderoso, enemigos de la naturaleza y del orden cristiano, rechazados y repudiados, como gusanos corrosivos, insoportables al hombre sencillo y corriente y corruptores de los súbditos, y para honrar a Dios Todopoderoso, y en beneficio de todos, fueron expulsados enérgica y rigurosamente del país.

Pero, si se los tenía en tal concepto, ¿por qué se los dejaba volver, o se los hacía llamar de vuelta al ducado? ¿Por qué los protegieron Eberhard el Lloroso y el conde Ulrich? ¿Por qué si Eberhard de Bart y los duques Ulrich, Christoph y Ludwig los expulsaron,
Friedrich I
y Eberhard Ludwig los llamaron de regreso? Era absurdo decir de ellos que eran un pueblo maldito y repudiado por Dios. ¿Por qué no se podía mantener ante ellos una actitud indiferente como frente a cualquier extranjero, como por ejemplo frente a los emigrantes franceses? ¿Por qué se los rechazaba o se los reclamaba, o por qué eran repugnantes y atractivos a la vez?

Johann Daniel Harpprecht apartó la vista de los papeles. En las danzantes motitas de polvo del oblicuo rayo de sol trató de componer la imagen del duque y la del judío, una en la otra, confluyendo entre sí enigmáticamente. Ambos eran una sola desgracia. Contra el duque existía un bastión: la Constitución, pero era ambigua e inútil. Contra el judío había leyes, rescriptos, pero no servían para nada. Los gusanos corrosivos, se decía en los documentos, estaban prohibidos. El país se arruinaba, crecía la pobreza, la angustia, la amargura, la desmoralización, la desesperación. Los corrosivos gusanos se habían instalado en el país, devorando la médula de sus huesos. Royendo, engordaban. Arriba de todo, enroscándose uno sobre el otro, el duque y el judío, pavoneándose en su desvergonzada y cebada desnudez, reluciendo, opulentos.

Las ideas se agolpaban en el cerebro de aquel hombre recto, directo y positivo. Era difícil hallar terreno

firme. Todo lo que se relacionaba con los judíos era, como ellos mismos, inquietante y enigmático. No servía de nada expulsarlos, siempre se los hacía volver; ni siquiera aquel medio primitivo, de matarlos a golpes, era una solución. El enigma permanecía, torturante, y de pronto, aparecían de nuevo por donde menos se los esperaba.

Veis pasar un buhonero judío, vacilante, repulsivo, sucio, acechante, humilde, astuto, de cuerpo y alma tortuosos; os inspira un sentimiento de repugnancia y evitáis el contacto de su caftán grasiento. Pero de pronto, un mundo más sabio e inmemorial se transparenta en su rostro y os lanza una mirada apacible e inquietante, y aquel piojoso judío, tan repugnante que ni siquiera os dignaríais pisotearle en el barro con vuestras botas, se eleva como una nube y se cierne por encima de vosotros, muy alto, inaccesible y sonriente.

Era odioso e inquietante pensar que aquel vagabundo grasiento procedía de la simiente de Abraham; era penoso y desagradable que un sabio de renombre mundial como Benediktus d'Espinosa perteneciera a la raza maldita. Parecía como si la Naturaleza hubiera querido mostrar, con este ejemplo, cómo un hombre puede elevarse hasta las estrellas y a qué profundidad puede hundirse en el fango.

Gusanos corrosivos. Roedores y dañinos. Entonces, el profesor Harpprecht volvió a sumirse con esfuerzo en sus textos. Pero, de pronto, aquel hombre sereno y razonable se vio acometido por una alucinación, como un fanático. Las letras se convirtieron ante sus ojos en gusanos que se retorcían inmundos, húmedos y viscosos, con las cabezas del duque y de Süss. Gusanos corrosivos, gusanos roedores. Frunció los labios y escupió.

Orientó sus pensamientos hacia el dominio en que aquellas visiones podían ser más fácilmente desvanecidas, a su dominio predilecto, el de la economía política. Lo que hacía vivir a los judíos era la necesidad económica. El mundo se transformaba. Aquello que antes determinaba el valor de un hombre eran su clase y su cuna. Ahora, el dinero. Al entregar a aquella raza despreciada y odiada el monopolio del dinero, se les había arrojado la cuerda que les había permitido trepar a las alturas. Ahora, el manejo del dinero era la vida y sangre de los Estados y de la sociedad, y los judíos eran la pieza esencial de aquella máquina, el eje y la palanca principal de aquel complicado mecanismo. Si se los suprimía, la sociedad y los Estados se derrumbarían. El duque, emblema y símbolo del antiguo orden de la clase y el nacimiento, y el judío, emblema y símbolo del orden nuevo del dinero, se tendían las manos. Estaban unidos el uno al otro, pesaban juntos sobre el pueblo y absorbían su sangre el uno para el otro.

Gusanos corrosivos, gusanos roedores. Harpprecht exhaló un profundo suspiro y volvió a su labor. Bajo su firme voluntad, los repugnantes gusanos se transformaron de nuevo en letras claras y precisas, y redactó su dictamen con pericia, cuidadosamente, a conciencia y con todo detalle.

Después de un largo regateo, en el que acabaron por obtener grandes compensaciones, los habitantes de Esslingen entregaron al judío Jecheskel Seligmann a la justicia ducal, fingiendo disgusto, pero encantados en el fondo. Los tribunales de Württemberg le pusieron en libertad a los pocos días. Quebrantado, atónito, medio enloquecido por el horror de la muerte y de la tortura, Jecheskel volvió a Freudenthal, miserable resto de un naufragio, conmocionado hasta lo más profundo de su ser por su aventura. Con frecuencia sufría espasmos nerviosos, que le sacudían los hombros; los brazos se agitaban de un lado a otro de forma ridícula y su cara se contraía; con frecuencia también, gemía, lloraba sin estridencias, como un animal, a escondidas. Otros judíos se ocuparon de él, lo sacaron del país y lo enviaron a Amsterdam.

Antes de salir de Alemania escribió a Süss, pidiéndole audiencia para expresarle su gratitud. Süss reflexionó. Hubiera sido un triunfo presentar a las gentes de Stuttgart la presa que había arrancado a los de Esslingen. Mas, por otro lado, aquella presa tenía tan miserable aspecto, que los habitantes de Stuttgart, aunque no se hubieran atrevido a insultarlo en voz alta, sí hubieran lanzado sobre ambos malignas burlas. Y además, no se atrevía a irritar más al duque, al que todo aquel asunto había contrariado vivamente. Renunció pues, con magnanimidad, al placer de recibir al libertado y oír de sus labios su agradecimiento. Pero manteniendo la actitud que había adoptado en los últimos tiempos, no se confesó los verdaderos motivos de su conducta y se enorgulleció de probar así que no había obrado para que se lo agradeciesen, sino obedeciendo a móviles elevados y puros.

Su vanidad creció sin límites en Frankfurt ante la multitud de judíos agolpada en las calles de la judería, para verle, invocar sobre él todas las bendiciones del Señor y alzar en sus brazos a sus hijos para que sus singulares ojos, hermosos y alargados, pudieran contemplar su bienaventurada y bienhechora imagen, Avanzó entre la rendida admiración y los buenos deseos de todos, como sobre una alfombra. ¡Qué gran salvador y qué gran hombre piadoso les había mandado el Señor!, ¡alabado sea su nombre!, para librarlos de la desgracia. Cuando entró en la sinagoga, el rabino le cedió el puesto de honor y le hizo leer aquel día

la Escritura, y en tanto que el zumbido que habitualmente llenaba los ámbitos de la sinagoga, colmada de fieles, era sustituido por un silencio impresionante, el rabino, con su voz temblorosa, derramó sobre él las más bellas bendiciones tradicionales, como una copa de agua tibia y perfumada.

Una única persona no le manifestó su admiración con tanta ternura y solicitud como Süss había esperado. Su madre, habitualmente su admiradora más humilde y devota, parecía esta vez inquieta y taciturna. Le colmó, desde luego, de alabanzas, diciéndole cuán grande era, noble y esbelto, rico y generoso, elegante y hábil, profundo, generoso y dotado de todos los bienes de la tierra: dinero, corazón, belleza física, sentimientos elevados y la admiración de las mujeres, pero no se entregó tan completamente a él como otras veces. Sus grandes ojos, un poco alocados, huían de él de repente, con expresión de profundo terror, y sus manos, que gustaban de acariciar a aquel hijo, tan maravillosamente dotado, se apartaban de él sin razón. La hermosa anciana, animada y parlanchina, mostraba, contra su costumbre, una distracción nerviosa angustiada y forzada.

En un momento en que reinaba entre ambos esta tensión embarazosa, llegó el Rabí Gabriel. Michaele se estremeció, lanzó un grito ahogado y alzó las manos como para alejar, suplicante, alguna desgracia.

—¿Le has dado los papeles? —preguntó el cabalista.

Michaele, pálida y con los ojos muy abiertos, retrocedió un paso.

—Muéstraselos ahora —continuó el Rabí, sin alzar la voz, pero en un tono que no admitía réplica. Michaele, con paso desfallecido y ahogando un gemido, salió de la habitación.

—¿Qué significa esto? —preguntó Süss, desconcertado e inquieto—. ¿Por qué la atormentáis? ¿Qué queréis de ella?

—Me has dicho —replicó el Rabí— que tienes la intención de presentarte a la niña para justificarte. Yo tomo en mi mano tu justificación y te la muestro tal como verdaderamente es.

Con paso vacilante y como obligada por una fuerza misteriosa entró Michaele, llevando en la mano unos papeles, cartas al parecer, y los dejó sobre la mesa ante su sorprendido hijo.

—¿Debo quedarme? —preguntó, con acento intimidado y suplicante.

—No, vete —dijo, casi bondadosamente, el Rabí.

Cuando se hubo retirado, Süss cogió los papeles, los tuvo un momento en la mano, vacilando, y por fin se puso a leerlos. Eran cartas de amor, en un estilo un poco anticuado. Asombrado y sin comprender aún, se preguntó qué podía significar aquello. Pero luego relacionó unas cosas con otras, reflexionó, y herido por una brusca y violenta luz, levantó los ojos de los papeles, buscando al Rabí. Pero el Rabí había desaparecido y Süss estaba solo.

Se levantó y paseó de un lado a otro por la estancia. Ante sus ojos se sucedieron rápidamente luces y tinieblas, densos nubarrones, claridad solar y de nuevo la noche. Con ademanes incoherentes y paso vacilante, como el de un hombre embriagado, paseaba por la estancia pronunciando palabras sin sentido, y luego, con un esfuerzo de todo su ser, una frase precisa. Pero en seguida volvía a caer en la incoherencia y en la noche. Aquel hombre que poseía el autocontrol de un actor, que se había aprendido el papel que tenía que llevarlo más alto que las estrellas, se hundía en el abismo. Hasta que se dejó caer sobre una silla como un saco, con la cara y los miembros inmóviles, pero la mente presa de una febril actividad. Permaneció así durante largo tiempo, durante una eternidad, como muerto.

Así, todo se enlazaba al fin y los más oscuros rincones de su alma se iluminaban de una sola vez. Aquel maldito hechicero y su madre le habían engañado vilmente, de una manera infame y humillante ocultándole aquello durante tanto tiempo… Era una broma intolerable, una mala pasada bien judía y una diestra bribonada haberle encadenado durante tanto tiempo a aquella comunidad miserable, inferior, ridícula y despreciada. Cierto era que gracias a sus dotes y a su sangre noble no se había dejado dominar. Su genio había florecido, a pesar de todas las humillaciones y ataduras. Pero ¡a costa de cuántas humillaciones desagradables y ponzoñosas, cuántos caminos tortuosos y cuántos degradantes rodeos habría podido ahorrarse, cuántas aristas y ángulos tremendos e insensatos habrían sido suaves y lisos si no le hubieran mantenido criminalmente en aquella situación de ignorancia y en aquella falsa y vulgar creencia!

Pero ante todo ¡calma! ¡No debía dejarse llevar por las emociones! Había que sopesarlo y considerarlo todo con serenidad. El camino que se abría ahora ante él, ¿era realmente llano y luminoso?

Su padre no era pues, el humilde cantor y actor Isaschar Süss. Aquellas cartas probaban de un modo irrefutable que Georg Eberhard von Heydersdorff, barón del Imperio y mariscal de campo, era su padre. Por lo tanto de buena raza, y su aspecto, sus maneras y su temperamento no habían sido adquiridos artificialmente ni arbitrariamente aprendidos. Sus gustos de gran señor, su rápida carrera y sus maneras aristocráticas eran cosa natural y se habían impuesto, a pesar de todos los obstáculos, pues eran algo innato en él, cristiano y gentilhombre por su nacimiento.

¿Un bastardo? Y qué. Aquellos que eran engendrados con pasión inmoderada en un lecho ilícito, que las consideraciones prácticas no podían enfriar ni desilusionar, ni interponerse entre la flor y el fruto, eran siempre los mejores hombres, los más capacitados. Si no en los tronos, por lo menos muy cerca de ellos, había bastardos en toda Europa. Honraba a su padre no haber querido engendrar un hijo en una agriada solterona aristocrática y sí en una magnífica hembra judía.

Heydersdorff su padre, Georg Eberhard von Heydersdorff. Bonito nombre. Un nombre salvaje. Un nombre sangriento, desgarrado y trágico. Conocía retratos de él. Con valiente impudor, su madre tenía uno en su alcoba aun en aquellos días en que aquel hombre era difamado, hostigado y reducido a la peor miseria. ¡Cuántas veces había admirado de niño la imagen del brillante general! Su madre le había enseñado a hablar haciéndole pronunciar su nombre, con todas sus letras, aquel nombre, Georg Eberhard von Heydersdorff, y aquel nombre había sido uno de los primeros que pronunció sin equivocarse. Su madre, la primera vez que lo consiguió, le puso un azucarillo en la boca. De él había heredado pues, sus cabellos castaños y su aventajada estatura, y era su brillante uniforme rojo lo que flotaba delante de él, atrayéndole por el camino que tan arriba le había conducido.

Georg Eberhard von Heydersdorff: un destino que trepaba por la escarpada pendiente hasta el triunfo, para ser bruscamente precipitado luego al abismo. Mariscal de campo, grandes méritos en las guerras contra el turco, comendador de la Orden de los Caballeros Teutónicos en Heilbronn y defensor de Heidelberg en la guerra contra Francia. La envidia y los celos lo arrastraron, después de la rendición de la fortaleza, ante un Consejo de guerra acusado de haberla rendido cobardemente cuando aún podía resistir en ella y esperar la llegada de Ludwig von Baden. Condenado a muerte, fue indultado por el emperador. ¡Pero cómo! De niño, Süss había visto grabados que representaban la escena, y los recordaba todavía en sus menores detalles. El margrave envidioso, rígido sobre su esbelto caballo, había dispuesto sus tropas a lo largo de la orilla del Neckar. Y era su padre aquel hombre al que se hacía desfilar ante todo el ejército imperial, formado en línea inacabable. Los soldados se extendían por toda la hoja formando nuevas líneas. Y era su padre el que, después de haber sido expulsado de la Orden de los Caballeros Teutónicos y privado de todos sus honores, iba en la carreta del reo, conducido por el verdugo de Heilbronn y sus ayudantes.

Süss había visto otros tapices y otros grabados, pero no guardaba de ellos tan claros recuerdos. Recordaba con toda claridad que en uno de ellos alguien rompía una espada. Era, evidentemente, el momento en que ante el regimiento que llevaba su nombre se leía al mariscal la sentencia de muerte, conmutada por la de destierro a perpetuidad. El ejecutor le arrancaba la espada, le golpeaba con ella tres veces el rostro y la rompía después. Y el desterrado, víctima de terrible angustia, era luego conducido en una barca a la otra orilla del Neckar.

Del resto de su vida sólo se conocían rumores. Se dijo que se había refugiado en un convento de capuchinos, más allá de Neckarsulm, y que había muerto siendo capuchino en Hildesheim. Quizá su madre supiera algo más. En todo caso, su nombre no había perdido nada de su brillo, pues se sabía que la sentencia se había fundado únicamente en la envidia y la injusticia, y para el pueblo, Heydersdorff, el soldado, había sido un héroe y Heydersdorff, el monje, un mártir.

Tal era pues su padre. Nombre trágico y trágico su destino. El cabalista podría prever fácilmente su suerte después de la estrella tormentosa de su padre. ¿Acaso no había entre ellos, hasta en lo más mínimo, secretas relaciones? Su padre capuchino, y él involucrado en el proyecto católico de Karl Alexander. Su padre soldado, ¿qué prodigio, qué magia secreta le ligaba al duque, al soldado?

¡Pero basta de ensueños! Aquello era el pasado. ¿Y ahora? ¿Qué iba a pasar? ¿Qué iba a hacer?

Iría al encuentro del duque con aquellos papeles y reclamaría el reconocimiento legal de su origen cristiano. Quizá fuese personalmente a Viena. Obtendría sin dificultad su título nobiliario y luego se haría nombrar, con toda legalidad, mayordomo mayor de la corte y llegaría incluso a presidente del Consejo. A eso llegaría. ¿Y después?

¿Sería entonces distinto? Desde luego, le sería más fácil intervenir en el proyecto católico. El príncipe-obispo de Wurzburgo no se mostraría ya tan reservado con él y de los rostros de los oficiales desaparecería la mueca despectiva. A la posesión efectiva del poder uniría el título y el esplendor. ¿Y después?

¿Sería acaso más que hoy? Sería menos. Sólo sería uno de los muchos diplomáticos del Imperio. Desaparecería aquello que de extraordinario, único y singular había en él. Hoy era el ministro judío. Algo inaudito. La gente reía y se burlaba, pero sus risas disimulaban asombro y admiración. ¿Qué suponía para un noble llegar a ser ministro? Pero un judío que se había elevado por sí solo a tanta altura, era superior a toda una multitud de aristócratas. ¿Debía renunciar a su singularidad? ¿Por qué y con qué fin? Lo mismo habría dado entonces hacerse bautizar mucho tiempo antes. Quizá hubiera obtenido así más ventajas que declarándose ahora cristiano de nacimiento. Ser cristiano significaba no ser más que uno entre muchos, y en

cambio, por cada seiscientos cristianos sólo había un judío. Ser judío significaba ser despreciado, perseguido y humillado; pero también significaba ser único y conocido en todas partes y tener todos los ojos fijos en él, estar obligado a mantenerse siempre en tensión, atento, con todos los sentidos alerta, siempre al acecho.

¿Por qué el Rabí le mostraba ahora aquellos documentos, tan inopinadamente, cuando hacía ya mucho tiempo que estaba en la segunda mitad de su vida? ¿Le disputaba acaso el triunfo que acababa de lograr en el asunto de Jecheskel Seligmann? ¿Quería despojarle pérfidamente de la mejor parte de su herencia? ¿Quería arrebatarle astuta y mezquinamente su más valiosa pertenencia?

El gran hombre de negocios se veía complicado en un asunto del cual no podía salir con la ayuda de números y cálculos, y en el que su habilidad para adivinar los pensamientos ocultos de los hombres fracasaba totalmente. ¿Qué diablos se proponía el Rabí entregándole aquellos papeles? ¿Cuál era su intención? ¿En qué podía beneficiarle al Rabí que hiciera valer su nacimiento cristiano? Süss no podía renunciar a sus principios, según los cuales, en toda transacción había alguien que quería obtener un beneficio y engañar a su adversario.

Los judíos polacos, cuando se hacían bautizar, ganaban con ello, por miserables e inmundos que fueran, honores y consideraciones. Entonces ¿por qué aquellos individuos astutos despreciaban tan fácil beneficio? ¿Por qué se dejaban degollar antes de aceptarlo? ¿Por piedad? ¿Por fe? ¿Por convicción? ¿Acaso aquellas palabras tenían algún significado? ¿Podía siquiera pensarse que un sucio judío polaco poseyera aquello que se escondía tras aquel eco profundo y resonante? ¿No era inconcebible que uno de aquellos miserables fuese más sabio en sus bajos y primitivos sentimientos, y se hallase mejor preparado que él, con toda su complicada destreza, para un oscuro más allá? Se sentía como un niño abandonado e indeciso, desprovisto de consejo y de apoyo.

En aquellos momentos era el primero entre los judíos alemanes. Levantaban en alto a sus hijos cuando pasaba, fervorosos, excitados; invocaban la bendición del cielo sobre él, con grandes ademanes. Süss evocaba aquel momento en la sinagoga, cuando en medio del mortal silencio de una multitud habitualmente ruidosa y agitada, había recibido las tiernas y temblorosas bendiciones del rabino y experimentó de nuevo una sensación de tibia y perfumada dulzura. Era preciso realizar un gran esfuerzo para renunciar a todo aquello. Cuando obtenía un triunfo le complacía ostentarlo ante sus adversarios burlones, arrojándoselo al rostro, y le era muy grato adornarse con él ante los ojos de las mujeres, pavonearse ante Magdalen Sibylle; pero su triunfo más completo era hacerlo brillar en la judería ante los ojos de Isaak Landauer o de su madre. Allí podía saborearlo basta el fin tranquilamente y sin temor a palabras o miradas pérfidas, con la seguridad de que los otros compartían su alegría. Allí estaba en su casa, podía relajarse, dejar que sus palabras, gestos y ademanes fueran naturales. Allí gozaba de paz y de cariño.

Su madre había cometido un desliz. Pero ello no la hacía desmerecer en absoluto a sus ojos. Pensaba que a partir de aquel momento debería despreciar al hombre que había creído su padre, aquel cantor y actor dulce, cortés, diligente, amable y afable. Pero tampoco lograba sentir hacia él más que un tierno cariño. ¡Había tenido que amar mucho a su madre para no haberle reprochado jamás su bastardo! Süss no había oído salir de su boca una palabra hostil contra ella. ¡Y cuán afectuoso, comprensivo y paternal había sido aquel hombre para con él durante toda su vida! En su pensamiento continuaba dándole el nombre de padre y nunca lograría darle otro.

Y sus nobles deseos en el asunto de Jecheskel Seligmann, su sacrificio, ¿había sido sólo autoengaño, una patraña? ¿Se lo había imaginado todo? Todo su ser se rebeló. La exaltación que había sentido entonces, cuando llevó a cabo su acción, aquel sentimiento de bienaventuranza, como si flotara, como si se fundiera, aquella alegría interior desbordante, ¿todo aquello había sido mentira y presunción? Y lo que había dicho sobre Edom, la venganza contra Edom, ¿eran sólo palabras vacías, hermosa oratoria para burlarse del Rabí? Pero aquel asunto lo había ensalzado, lo había elevado por encima de sus propios límites. Él había creído en aquello, había sabido que era verdad. ¿Y su hija? Si no le hubieran mostrado los papeles, se habría presentado ante ella con su mentira, creyendo en su mentira e induciendo a la niña a creerla también. No, no, aquello no era posible. Él era lo que había sentido que era: el representante de los judíos frente a Edom, protector y vengador; aquello era auténtico, no fingía. Aquello era ya lo que daba sentido a su vida, el eje en torno al cual giraba su vida. Era hijo de su madre, no de su padre.

¡Pero ¿no era triste que sólo pudiera sentirse espléndido y poderoso en su casa?! Así tenía que ser, venía marcado por su sangre y su herencia. El que el oro, el lujo y el poder resultaran tan naturales en él y le sentaran como un traje hecho a medida, lo debía a la herencia que su padre le había transmitido. Por eso el duque lo tenía consigo y dejaba confiado su corazón en sus manos. Era el hijo de su padre. Tenía el derecho y la obligación de destacarse de entre las filas de los mediocres y los despreciables, de actuar a plena luz y

echar mano de su nombre, su herencia y su posición.

Sus pensamientos se confundían. ¿Qué debía hacer? ¿Por qué se inclinaría? Con un hilo de oro tiraba de él el poder, pero estar entre los despreciados le tentaba también, de una manera dulce y apacible. Resultaba muy atrayente deponer las armas, pero también suponía una enorme tentación y un indescriptible placer ostentar una coraza dorada.

Nuevamente tuvo aquella visión en la que se veía arrastrado a una danza espectral en la que el duque cogía una de sus manos y el Rabí la otra. ¿No era acaso su padre, el mariscal de campo, aquel que avanzaba por delante de él con las hombreras del uniforme arrancadas, llevando el compás con su espada rota y mostrándole los documentos que testimoniaban su origen? Y aquel monje detrás de él, con hábito de capuchino, ¿no era también su padre? No se podía distinguir lo que pendía de su cintura, si un trozo de espada o un rosario. Y el que se inclinaba ante él saltando ridículamente, envuelto en su caftán y con su barba rala era Isaak Landauer. No, no era Isaak Landauer, era el judío Jecheskel Seligmann. Venía a darle las gracias y le saludaba torpemente, besando los faldones de su casaca, y era a la vez cómico y doloroso verle sonreír con el rostro contraído por el tormento e inclinarse de nuevo tan profundamente que su caftán barría el suelo.

Süss hizo un esfuerzo por salir de su embotamiento y aislamiento. Ahora quería ver a su madre. Todavía no quería decidirse, en aquel lugar le era imposible reflexionar fríamente. Aquellas ideas le agobiaban. No quería verse perturbado por aquellos sueños absurdos y necesitaba volver a ver el rostro de su madre.

Pero en el umbral de la habitación tropezó con el Rabí Gabriel, cuyo rostro parecía menos duro que de costumbre. Los tres surcos del entrecejo eran menos profundos y hasta su humor parecía menos sombrío y más humano.

—¿Vas a denunciarme? —le preguntó irónicamente—. Te ayudaría mucho en tu carrera entregarme ahora a un tribunal eclesiástico por haber retenido tanto tiempo a un cristiano de nacimiento en una fe herética.

Y como Süss avanzase impetuosamente un paso, continuó:

—¿O vas a pedir cuentas a tu madre y a reprocharle haberte silenciado durante tantos años la verdad? ¿O a darle las gracias por haberte dado un padre tan noble?

Un salvaje e insensato furor se apoderó de Süss. ¿Cómo se atrevía aquel hombre a dar por supuesto sin más ni más que él iba a entregarse cómodamente al cristianismo? Se alzaba allí ante él, irónico y burlón, mirándole de arriba abajo con sus ojos graníticos, como un preceptor que sorprende en falta a un alumno y escucha sus estúpidos subterfugios. ¿Iba acaso a negarle su origen judío y su sacrificio y reducir su noble esfuerzo a una mentira, despojándole así de lo mejor de su herencia?

Su ira contra el Rabí, aunque sorda, era plenamente sincera. Por primera vez sentía que sin tener que utilizar pomposas palabras, la razón estaba de su parte, por primera vez se burlaba de él sin motivo. La timidez paralizante que hasta entonces le agobiaba en presencia del cabalista desapareció de repente y surgió en él la resolución que durante tanto tiempo se había ocultado borrosa en las sombras, apareció ahora a plena luz, clara, precisa, evidente e inquebrantable.

Con voz libre, enérgica y cortante dijo:

—Voy a Hirsau a ver a Naemi.

Sorprendido, el Rabí se acercó a Süss. Con rostro claro ya y acento casi gozoso, aunque todavía un tanto incrédulo, le preguntó:

—¿Como vengador de Edom?

Pero Süss permaneció sereno. Sin irritación y con helada firmeza, contestó:

—Quiere verme y voy a presentarme ante ella.

El Rabí Gabriel le tomó la mano y examinó su rostro, y vio en él impureza, falsedad y corrupción, pero también algo distinto. Por primera vez la luz brillaba bajo la piel, la carne y los huesos.

—¡Sea! —dijo, y su voz había recobrado de nuevo su tono sombrío—. Ven conmigo a ver a tu hija.

LIBRO CUARTO

El duque

Junto al mar de Tiberíades el Rabí Isaak Luria, maestro de la cábala, paseaba con su discípulo más querido, Chajjim Vital Calabrese. Los dos hombres bebieron de la fuente de Mirjam y luego subieron a una barca. El maestro recitaba sus enseñanzas. Los espíritus flotaban sobre las aguas, la embarcación se mantenía quieta. Era un milagro que no se hundiera, porque el Rabí y su palabra llevaban el peso de la vida de millones de seres.

Regresaron a la fuente de Mirjam y bebieron de nuevo. De pronto, la fuente cambió su recorrido. Formó un arco en el aire, dos chorros verticales y uno horizontal sobre ellos. El Rabí se colocó detrás del arco, como si fuera un tercer chorro vertical, y de esta manera él y la fuente formaron la letra *shin*, la primera letra del santo nombre de Dios, *Schaddai*. Y la letra creció y creció, extendiéndose por encima del mar y de la tierra. Cuando el discípulo Chajjim Vital se recuperó de su desconcierto, la fuente volvía a manar como antes, pero el Rabí Isaak Luria ya no estaba allí.

Pero aquel componente central de la letra más sagrada era lo único que había escrito de todas sus enseñanzas. Porque las palabras de sus enseñanzas brotaban de sus labios como la nieve, blanca, brillante y refrescante, pero que no se puede retener. De la misma manera, las enseñanzas brotaban de sus labios pero no podían ser retenidas. El Rabí no las escribía ni permitía que otro lo hiciera, porque lo que se escribe cambia, y la escritura es la muerte de la palabra hablada. De la misma manera, la Escritura no es la palabra de Dios, sino una máscara, una caricatura, como la madera lo es del árbol. Sólo en la boca del sabio resucita y vive.

Solo, después que el Rabí desapareciera, su discípulo no pudo resistirse a poner sobre el papel las enseñanzas oídas, utilizando los signos parlanchines y embusteros de la escritura. Y escribió el libro del árbol de la vida; y escribió el libro de la transmutación de las almas.

¡Oh! Cuán sabio había sido el maestro que no había contaminado su sabiduría por medio de la escritura, que no había desfigurado sus enseñanzas con la repugnante magia de las letras. Ante su rostro había aparecido Elías, el profeta, y durante la noche se le aparecía Simon ben Jochai. Conocía el lenguaje de los pájaros, de los árboles, de las llamas, de las piedras. Podía ver las almas de aquellos que habían sido enterrados, y las almas de los vivos cuando flotaban en el paraíso en las noches del *Sabbat*. También podía reconocer el alma en la frente de las personas, atraerlas a sí, hablar con ellas, para devolverlas después a sus dueños. La cábala se había manifestado ante él, podía ver a través de los cuerpos de las cosas, y veía en cada cuerpo, el espíritu y el alma. El aire, el agua y la tierra estaban llenos de voces y de rostros, percibía la existencia de Dios en el mundo, y los ángeles venían a conversar con él. Sabía que en todas partes se escondía el secreto, pero sus ojos se abrían ante el misterio, que se arrimaba a él como un perro manso. Los milagros florecían a su paso. El árbol de la cábala pasaba a través de él, sus raíces se hundían en el interior de la tierra, su copa, en el cielo, abanicaba el rostro de Dios.

¡Ay! Pero cómo se desfiguró esta sabiduría recogida en los libros del discípulo. Con brutal impudicia surgieron de ella sandeces y errores. Brotaron de las letras falsos profetas y mesías, y a partir de ellas se derramaron por el mundo la magia y la confusión, el endiosamiento y los milagros, la prostitución y el afán de poder y la corrupción de la idea de Dios. El arrugado rostro de Simon ben Jochai estaba reflejado en aquellas letras, y en la maleza de su barba plateada, seguros y extasiados, se refugiaban millares de hombres piadosos y santos; y entre los trazos de las letras sobresalían, desnudos e insolentes, los pechos de Lilith, y a sus pezones se agarraban vacilantes y balbuceantes, perdido el sentido, los hijos del placer y del poder.

Y éstas son algunas frases de la enseñanza secreta del Rabí Isaak Luria Aschkinasi: «Puede suceder que en un cuerpo humano no haya sólo un alma que sufra el éxodo, sino que haya al mismo tiempo dos o más almas en ese cuerpo que le ayuden a soportar su peregrinaje en la tierra. Puede ser que una de ellas sea un bálsamo, y la otra un veneno; puede ser que una sea la de un animal, y la otra la de un sacerdote y un estudioso. Pero estarán ligadas entre sí formando una unidad, perteneciendo a un solo cuerpo como la mano derecha y la izquierda. Penetran una en la otra, se aferran una a la otra, fecundándose mutuamente, fluyendo una en la otra como el agua. Pero sea como fuere, aniquilándose o edificándose, una unión así siempre supone una ayuda entre las almas para poder soportar el nuevo éxodo para la expiación de las culpas».

Éstas son algunas frases de la enseñanza secreta del Rabí Isaak Luria, el águila de los cabalistas, nacido en Jerusalén, que hizo penitencia durante siete años solo, a orillas del Nilo; que llevó su sabiduría a Galilea e hizo milagros entre los hombres; que nunca profanó sus enseñanzas poniéndolas por escrito en un papel y que desapareció misteriosamente en el mar de Tiberíades, cuando contaba treinta y ocho años.

El príncipe-obispo de Wurzburgo viajaba cómodamente a través de la fértil comarca. Recostado en los blandos almohadones de su calesa provista de eficaces amortiguadores, el grueso prelado aspiraba con voluptuosidad el perfume de los primeros árboles frutales en flor. El sol primaveral inundaba los campos con su gozosa luminosidad y un verdor nuevo y aterciopelado cubría el suelo, los árboles y los matorrales. El obispo iba a Stuttgart a bautizar al príncipe heredero y se sentía de excelente humor. ¡Hermoso país aquél, rico y bendito, asegurado ya para siempre a Roma y a la Iglesia!

Friedrich Karl von Schönborn, príncipe-obispo de Wurzburgo y Bamberg, el más grande diplomático de la corte, al que los católicos llamaban el oráculo del mundo, el Ulises alemán; al que los protestantes consideraban una pérfida víbora, soportándolo a duras penas como a un Haman o un Herodes, era un hombre jovial y corpulento. Hombre de mundo, se sentía como en su casa en la corte papal y en la corte de Viena; viajero incansable y muy activo, sentía cierto desdén benevolente por la humanidad, y creía firmemente que la salvación del mundo estaba en el absolutismo paternalista y en un catolicismo festivo. Las masas eran apáticas, estúpidas y tenebrosas, aquélla había sido la voluntad divina, Dios así lo había querido. Poseer el don de la astucia exigía además saberlo aprovechar. Era lamentable que en el mundo hubiera tantas necesidades; desde luego, no se podía permanecer impasible. Pero de momento bastaba con lanzar profundos suspiros; dedicarse a hablar de ello con tristeza o con amargura, o pretender introducir cambios en el orden establecido era propio de mentecatos e ilusos. Él, Schönborn, había pasado los mejores años de su vida en Italia, había aprendido el arte de la diplomacia en Venecia, y amaba el ambiente luminoso del sur que había reencontrado en Wurzburgo. Llevaba el catolicismo metido en la sangre y en todo momento, hiciera lo que hiciese, se sentía católico. Veía a la Iglesia como la había conocido en Venecia, embebiéndose en ella. Las reuniones en el Vaticano eran una parte de ella, la diplomacia veneciana era parte de ella, hasta la cordillera de Albania era parte de ella. Todo lo que de hermoso había en el mundo, ¡y gracias a Dios, era mucho!, era romano y católico: las misas y las iglesias; el vino, las obras de arte y la riqueza de los Estados; un buen sermón y una hermosa mujer, todo lo que era hermoso y alegre. Por el contrario, todo lo que era turbio, abotargado y poco claro, del color de las telas de araña, era protestante, sajón, brandeburgués. No odiaba el protestantismo, porque no odiaba nada en el mundo, pero le resultaba profundamente repulsivo. Aquella liturgia gris e insípida, aquella teología descolorida, intrincada y sudorosa, eran aire viciado, sabiduría popular, disparates estériles. Los mismos apóstoles, si volvieran ahora, no entenderían nada de todos aquellos temas que discutían los supuestos teólogos. En aquel mundo turbio y gris no se podía ni respirar. Pero, *¡gloria in excelsis!*, ahora la niebla se disipaba sobre el suelo suabo, y él, Friedrich Karl, había contribuido generosamente a proporcionar al país un aire puro y católico, que le sentaba mucho mejor. Ahora había emprendido viaje para bautizar a un nuevo duque en la verdadera fe. ¡Ah, qué bien organizado estaba el mundo! ¡Ah, vivir era maravilloso! Aspiró profundamente el aire perfumado, bromeó con sus astutos consejeros, regaló monedas a la chiquillería que el carruaje encontraba a su paso y contempló encantado a la camarera de la fonda. Su cuerpo pesado se balanceaba satisfecho, y su rostro transmitía alegría a su alrededor.

Pero el país lo veía como una luna llena roja de sangre, anuncio de desgracias. La victoria alcanzada en el caso Stettenfel, había sido tan sólo una breve esperanza. Ahora resultaba evidente que el país estaba cercado, que la red estaba bien atada por todos lados. ¡De nada servían todas las cláusulas y concesiones frente a la endiabladamente astuta interpretación de los consejeros de Wurzburgo! Y aunque se intentara replicar a ello, estableciéndolo todo de nuevo punto por punto, era inútil, porque los militares respaldaban a los de Wurzburgo, los respaldaban las bayonetas del ejército del duque. Si no bastaba con que el judío

hubiera devorado sus cuerpos y su dinero, ahora venía el católico y quería devorar también sus almas. El catolicismo significaba la renuncia a uno mismo, la renuncia a todas las libertades humanas y políticas. Significaba el absolutismo militar, significaba el relajamiento de todas las virtudes burguesas y el desmoronamiento de la burguesía, significaba que se convertirían en una ingente masa de siervos aplastados por un pequeño grupito de desvergonzados cortesanos. El catolicismo significaba el reinado de Belcebú, significaba petulancia, desvergüenza, tiranía, prostitución, lujuria, como una oruga, el país se retorcía sobre sí mismo. El judío había preparado muy bien el terreno, de modo que el católico lo tenía fácil. Los ciudadanos se sentaban en las tabernas, resignados y abúlicos, amedrentados por la despótica actitud de los funcionarios y las patadas de los oficiales católicos. Ante la próxima llegada del de Wurzburgo sólo reaccionaron con una carcajada desesperada y amarga:

—¡Ahí lo tenemos! ¡Ya lo estáis viendo!

Pero su ira no iba más allá y seguían sentados, como el pastelero Benz, de ojos porcinos, llenos de veneno y abatidos.

Los consejeros Harpprecht y Bilfinger se oponían con todas sus fuerzas, sin desfallecer, a las intenciones del duque. Pero aun cuando conseguían algo en el terreno administrativo, esto no tenía mucha importancia, ya que veían con toda claridad que el peligro acechaba por otro lado, el peligro residía en el ejército católico y a éste no podían detenerlo. Los caballeros de Wurzburgo, los consejeros Fichtel y Raab, contemplaban también los esfuerzos de los de Württemberg, con toda tranquilidad, satisfechos y con mirada experta. Cortésmente y con benevolente ironía, incluso les dejaban tomar alguna ventaja. Era divertido contemplar cómo aquellos dos severos y graves protestantes se esforzaban infructuosamente mientras ellos dejaban que sus planes maduraran sencillamente con el paso del tiempo. De la misma manera que mayo seguía a abril, sus proyectos llegarían a su cumplimiento.

Los católicos sólo sufrieron un contratiempo serio. La Comisión de los Once, aprovechando una ligera indisposición de Weissensee, colocaron en el lugar de aquel hombre ambiguo, a un protestante y demócrata de confianza, el consejero político Moser, el publicista, que en el caso Stettenfel se había destacado por su actuación. Los Once se reunían, furiosos, gritaban y maldecían. El presidente Sturm habló de la situación del país con energía y seriedad; el burgomaestre de Brackenheim y Weinsberg lo hizo iracundo y maldiciendo obscenamente; Moser, con mucho énfasis y patetismo; Neuffer lo hizo sombríamente, los labios fruncidos en una expresión de desprecio. Neuffer ya no se sentaba a los pies del trono, se había dado cuenta de que el poder no se alcanzaba estrepitosamente, aplastándolo todo a su paso, acompañado de rayos y truenos y rodeado de una gran pompa, como él había imaginado, sino que se componía de multitud de pequeñas intrigas, que luchaba utilizando multitud de despreciables tretas y medios mezquinos; resumiendo, que a su alrededor había tanta corrupción como alrededor del concepto de libertad. En un caso como en el otro, apestaba. Tanto un concepto como el otro no eran más que burdos remiendos, el poder o la libertad, el absolutismo o la democracia, sólo eran un lujoso manto, bajo el que se escondían pasiones y rencillas repugnantes, mezquinas e insensatas. Para eso era mejor quedarse en el bando al que se pertenecía por nacimiento. Sombrío y lleno de desprecio por la humanidad, dio la espalda a la causa de la corte y puso de nuevo su fanatismo, rebuscado y solemne, al servicio del pueblo, del Parlamento y del protestantismo.

Pero daba igual que la oposición se manifestara con seriedad, gravedad y conocimiento como lo hacía Sturm; o con sombrío celo como Neuffer; o maldiciendo rudamente como los burgomaestres Jäger y Bellon: era completamente inútil. Las múltiples y detalladas reclamaciones, quejas y peticiones del Parlamento, sus más sumisas sugerencias, recibían, cuando la había, una altanera y breve respuesta de la cancillería ducal. Por otro lado, se comentaban las amenazadoras y violentas palabras del duque, que quería enviar un batallón de granaderos al Parlamento y darles una lección a aquellos canallas, como ya había hecho con anterioridad otro duque de Württemberg. Más de una vez se le oyó decir que pronto pisaría la cabeza de aquella hidra pérfida e insurrecta. Una de las reclamaciones presentada por la comisión parlamentaria se había elaborado utilizando palabras bastante fuertes y poco diestras. Karl Alexander se hizo asesorar por el consejero Fichtel, considerado como la persona más experta en lo que a la Constitución se refería. Ningún Parlamento podía permitirse presentar reclamaciones o contrapropuestas en las que se manifestara tan claramente la falta de respeto por los príncipes. El autor de aquel escrito merecía que su cabeza fuera colocada a sus pies. La delegación parlamentaria que fue recibida en audiencia por el duque no tuvo más éxito. El comportamiento grosero del burgomaestre de Brackenheim enfureció a Karl Alexander de tal manera que se abalanzó sobre él para enseñarle, con la hoja de la espada, sus deberes de súbdito. El jadeante diputado se libró por muy poco y con esfuerzo.

Así estaban las cosas cuando Johann Jaakob Moser fue llamado para ocupar el lugar de Weissensee. Era el miembro más joven de la comisión, pero a pesar de sus treinta años, era un hombre experimentado.

Impetuoso, presuntuoso, con una pasión aventurera por los cambios, amante de las palabras grandilocuentes e impulsivas y los gestos patéticos, muy diestro con la pluma y un publicista apasionado, desde su juventud, aquel hombre incansable se había dedicado a acumular todo el saber que pudo. A los diecisiete años había publicado discursos; a los diecinueve, osado y lleno de confianza en sí mismo, había conseguido llegar hasta el duque Eberhard Ludwig y había sido nombrado catedrático extraordinario de la Universidad de Tubinga. A los veinte años, ansioso de cambios, se trasladó a la corte de Viena, fue consejero político, rondando siempre al emperador. Para asegurarse contra cualquier eventualidad, fue llamado de regreso a Württemberg, pero no había forma de manejar a aquel hombre rígido y arrogante. Se fue a Prusia y llegó a ser rector de la distante y poco importante Universidad de Frankfurt junto al Oder, pero pronto abandonó aquel desagradecido cargo y volvió a Stuttgart cuando ya Karl Alexander se hallaba en el trono. Durante aquellos años pronunció innumerables discursos y fue muy prolífico escribiendo. No había nada, de la vida cotidiana o de la eternidad, que no hubiera sido tema de sus discursos y de sus escritos. A pesar de lo cual, estaba convencido —primero había sido un escéptico, pero más adelante se había convertido en deísta— de que todavía tenía que despertar y ocupar un lugar junto a Lutero, Arndt, Spener y Francke.

Su rápida y decidida intervención en el caso Stettenfel había despertado gran admiración, y ahora se sentía llamado a ser el salvador de Württemberg. Decidió, confiando en su retórica, presentarse sencillamente ante el duque como Nathan, el profeta, ante David, y hablar de hombre a hombre con el príncipe, llegando hasta su conciencia. Convencido del poder y la fuerza de su personalidad, solicitó pues audiencia y se presentó ante el duque con una magnífica disposición, publicista, legalista, profético, en plena forma, henchido de orgullo y muy animado, como un actor que se alegra de poder representar por fin el papel que ha ensayado a la perfección. Pero la audiencia se desarrolló de un modo muy distinto al imaginado. Karl Alexander le recibió en presencia de Süss. Habló con erudición y profundidad, lleno de convicción. Presentó argumentos morales y teológicos, poniendo ejemplos del Antiguo y del Nuevo Testamento; mezcló el Derecho público con lo práctico y lo razonable; hizo comparaciones extraídas de la naturaleza; en una palabra: se sintió maravilloso. El duque y el judío le escucharon con atención e incluso en un momento dado, cuando el orador, en su ir y venir, estuvo a punto de tropezar con un sillón, el mismo duque lo apartó de su camino, para que no estorbara a Moser. Pero cuando el publicista acabó de hablar, después de veinte minutos, con los brazos levantados formando un elegante arco, el duque le dio una palmada en el hombro, admirado y le dijo:

—Si el bebé que espera la condesa es un niño tenéis que enseñarle el arte de la Retórica.

Süss, por su parte, le hizo algunas observaciones sobre la diferencia entre el arte de la declamación alemana y la francesa. Y cuando el sudoroso y estupefacto publicista fue despedido por el sonriente Karl Alexander, reconoció desolado:

—¡Pobre país! ¡Pobre patria! ¡Ni siquiera yo puedo ayudarte!

El obispo tenía grandes razones para estar de excelente humor al entrar en Stuttgart. El bautizo del heredero del ducado, bajo tan favorables auspicios, era para la causa católica un triunfo que obtendría gran resonancia más allá de las fronteras. Por lo tanto, lo celebraron con lucidas fiestas y gran afluencia de príncipes y señores católicos. El Papa envió a la duquesa, por medio de un embajador especial, la cruz de la Orden de Malta, que sólo otras dos mujeres poseían: la reina de España y la princesa Ucella, de Roma.

Marie Auguste yacía encantadora, pálido su lindo rostro, en su inmenso lecho de ceremonia. Bajo su almohada, y desobedeciendo la prohibición de su confesor, ocultaba el amuleto de Süss, con sus aves primitivas y amenazadoras y los caracteres hebreos tortuosos e inquietantes. Sonreía con infantil malicia pensando en el enfado de su director espiritual si llegaba a saberlo. Por su parte, estaba convencida que debía la vida a aquel amuleto, pues el parto había sido largo y doloroso. Ahora que ya había pasado temía guardar en su cuerpo alguna señal y los médicos, el doctor Wendelin Breyer y el doctor Georg Burkhard Seeger, se veían obligados a repetirle una y otra vez que ninguna cicatriz ni arruga afearía el cuerpo de Su Alteza. Pero más que los médicos la tranquilizaban las afirmaciones de la vieja Barbara Holzin, mujer terriblemente experimentada y autoritaria. Por lo demás, Marie Auguste encontraba la situación extraordinariamente cómica. Contemplaba, curiosa y divertida, al pequeño ser que acababa de dar al mundo y se miraba luego con asombro, en su espejo de ancho marco dorado. Había dado un heredero al ducado y podía llamarse ya, en el verdadero sentido de la palabra, la madre de su pueblo. Era realmente curioso. Karl Alexander no sabía muy bien qué decir. La cubrió de regalos que demostraban más buena voluntad que tacto. Luego, cuando ya pudo recibir visitas, deslizó su mirada sobre Remchingen y De Riolles, regocijándose en el desconcierto de aquellos caballeros, que no entendían nada acerca de niños, y que se obligaban a pronunciar con esfuerzo frases de admiración sobre el recién nacido.

El príncipe-obispo de Wurzburgo bautizó, pues, al príncipe heredero de Württemberg y de Teck, conde heredero de Mömpelgard, conde heredero de Urach, señor de Heidentreim y de Forbach, etcétera, con el nombre de Karl Eugen.

Tronaron los cañones, repicaron las campanas y hubo banquete de gala y fuegos artificiales. El pueblo fue obsequiado con una distribución de carne y vino a cambio de los votos favorables al recién nacido. Y aunque maldecía violentamente al príncipe heredero, a primera hora de la tarde no quedaba ya una sola hilacha de carne ni una gota de vino en los innumerables y gigantescos toneles.

Süss se mantuvo discretamente en las sombras durante las fiestas. Tiempo atrás había intentado, por todos los medios, conquistarse el favor del príncipe-obispo y de los dignatarios de Wurzburgo, pero ahora casi parecía evitar su contacto a propósito. El proyecto católico, centro exclusivo en adelante de la política suaba, se hallaba por entero en manos de los diplomáticos de Wurzburgo y de los militares. Aquellos señores que antes habían puesto tanto empeño en alejar al consejero de finanzas a fuerza de pretextos y sutilezas, sin conseguirlo apenas, veían ahora con asombro cómo Süss eludía cuidadosamente todo lo que a tal cuestión se refería. No comprendían aquel cambio de actitud, sospechaban algún truco, suponían que el judío intrigaba directamente ante el duque. Pero Süss sólo se presentaba ante el duque cuando éste lo hacía llamar. El duque no podía olvidar que, por causa del judío, su intervención en el caso de Esslingen le había granjeado las burlas de todo el Imperio, y en todo momento mostraba al judío un rostro malhumorado, reservado y enojado. Pero el judío, contrariamente a lo que en él era habitual, se mantuvo apartado, sin hacer nada por recuperar la confianza del príncipe.

Se limitaba estrictamente a la administración de las finanzas. Antes, dado que en definitiva todo iba ligado de alguna manera con el dinero, Süss controlaba, en su calidad de consejero de finanzas, las más pequeñas ruedecillas de la máquina gubernamental; pero ahora rehusaba ocuparse de casi todo lo que se sometía a su opinión, alegando que no era de su competencia. Los hombres del gobierno le miraban desconfiados, sospechándole secretos y terribles motivos; se sentían inquietos, creyendo que aquella aparente pasividad debía ocultar la preparación de alguna importante maniobra.

Si el duque no veía reflejarse el retraimiento del judío en una disminución de sus ingresos, como ya había sucedido en otra ocasión, lo debía tan sólo al consejero del Palatinado, Dom Bartelemi Pancorbo, al que ahora tenía constantemente a su lado. El descarnado personaje, de rostro enrojecido y ávida mirada, se abalanzaba sobre todo lo que Süss abandonaba, acaparando con aire amenazador y como para la eternidad todos los puestos que el otro dejaba libres y todos los bocados que aquél desdeñaba. Llevaba prácticamente solo la difícil, complicada y embrollada financiación del proyecto católico, y la dirección suprema de los negocios de Estado caía poco a poco entre sus manos. Intentaba también apoderarse de los bienes y posesiones de Süss, lo que consiguió con el monopolio del tabaco. Por encargo de Süss, una sociedad judía de Ludwigsburg había fundado una fábrica de tabaco, tras múltiples intentos. La sociedad trabajaba con muchos medios y tenía grandes perspectivas, abrió filiales en Stuttgart, Tubinga, Göppingen, Brackenheim, hasta más allá de las fronteras del ducado. Dom Bartelemi Pancorbo, propietario del monopolio del tabaco del Palatinado y experto en estas cuestiones, aduló al duque, diciendo que los impuestos que pagaba el judío eran bajísimos, y que él ofrecía más. Süss se retiró sin luchar tras la primera puja, indemnizó con grandes pérdidas a la sociedad judía y dejó que el sorprendido portugués, sonriendo irónicamente, se hiciera con la fábrica, perfectamente equipada.

Süss parecía retirado también de la vida mundana que antes giraba tan vertiginosamente en torno a él. Algunas veces, iniciaba un galanteo y lo abandonaba, fatigado y aburrido, antes de haber alcanzado el fin. De las innumerables mujeres que había poseído y abandonado, olvidando a muchas de ellas, algunas se sumaban a las burlas que se le dedicaban y a todos los ataques contra él emprendidos; otras conservaban el recuerdo de su aventura como algo que aún las excitaba, como un sabroso fruto prohibido o una joya con la cual no se atrevían a adornarse más que en la intimidad de sus alcobas, y cuando se hablaba de él guardaban silencio; otras, por último, se detenían aún cuando pasaba a caballo, sonreían, abriendo mucho los ojos, hasta que le perdían de vista, y no le guardaban rencor por haberlas abandonado tan pronto, agradeciéndole todavía aquellas horas de amor, demasiado breves, y conservando como su más preciado tesoro las palabras que él les había dicho, como a tantas otras mujeres, olvidándolas en seguida.

Por aquel entonces, Josef Süss empezó a fijarse en su criado y secretario Nicklas Pfäffle. Había tratado siempre bien a aquel hombre obeso, ecuánime y lento, pero infatigable, como era natural tratándose de un servidor tan útil y tan digno de confianza. Mas ahora Süss se tomaba por primera vez el trabajo de advertir que además de tales cualidades podía tener otras y abrigar sentimientos y correr aventuras que no tuvieran ninguna relación con su señor. Sin embargo, no por ello cambió su manera de ser con Nicklas Pfäffle. Le

parecía imposible decir a aquel hombre grueso y pálido una sola palabra que no fuese indispensable y precisa, pero el tono que empleaba al hablar con él y la forma de mirarle cambiaron y su actitud se convirtió en la de un hombre ante un semejante suyo.

También la yegua Assjadah sintió que había algo distinto en el modo en que su señor la montaba. Quizás era porque ya no galopaba en medio de tanta pompa como antes; a lo mejor el pueblo a su alrededor se daba cuenta de que su mano ya no era la única que llevaba las riendas del gobierno, pero la yegua Assjadah percibía que ella significaba algo más para que él que los ropajes, las joyas y los muebles, que la miraba a los ojos y se daba cuenta de que la vida fluía en él y en ella.

Poco después del asunto de la fábrica de tabaco, mientras que en Stuttgart y en Ludwigsburg se trabajaba febrilmente en el desarrollo del proyecto católico, cerrando alianzas con las demás cortes católicas, firmando convenios militares, intentando indisponer al Parlamento con el emperador y el Imperio y apaciguar a las naciones evangélicas; mientras Pancorbo, acechando nuevas fuentes de dinero, se insinuaba cada vez más en los dominios del judío, aquel hombre desconcertante se retiró completamente de los negocios, pidió una licencia, confió el cuidado de las cosas más importantes a Nicklas Pfäffle y salió de la capital sin acompañamiento y con destino desconocido.

Fue a Hirsau. Durante aquel viaje solitario se creyó extraordinariamente noble y sublime. ¡Pensar que con una sola palabra, con una única revelación, podía conquistar completamente al duque, situarse en el centro del proyecto católico y enviar al diablo a sus malévolos rivales triunfantes y burlones! ¡Pensar que había abierto las manos sencillamente, dejando caer como un objeto sin valor, la conquista penosamente lograda, única suprema y deseada! ¡Cuán noble era y cuán desinteresado sacrificándose así! Adoptó una expresión seria, espiritual, ampulosa, como la de un clérigo, obligó a su elástico y elegante cuerpo a moverse maravillosamente despacio, e intentó que su mirada, inquieta y rápida, rebosara seriedad y juicio.

Habitualmente escogía para sus visitas aquellos momentos en que creía ausente al cabalista, pero esta vez deseaba su presencia. El apasionado amor de su hija le parecía natural y una compensación que el destino le debía. Naemi, aunque el rostro, la voz y la actitud de su padre habían desvanecido ya en su primera visita el efecto de las palabras del Magister, quedó un tanto turbada ante su fisonomía. Veía en él a Sansón, vencedor de los filisteos, y a David que había derribado a Goliat. Su nuevo rostro no concordaba ya muy bien con aquella imagen, pero aunque con menos frecuencia, seguía viendo aquel rostro suspendido de las ramas del árbol por la frondosa cabellera de Absalón, y sus rasgos eran los rasgos de su padre.

Süss se sentía mortificado porque el cabalista no mostraba ante él, el respeto y la consideración a la que ahora, evidentemente, tenía derecho. Una vez, el Rabí Gabriel le dijo:

—Has reconocido que tienes que buscar el camino; eso ya es algo, pero todavía no lo has encontrado.

En el silencio de la casita blanca, rodeada de terrazas llenas de flores, Süss reflexionó sobre el destino de su verdadero padre, contemplándolo desde todas las perspectivas posibles. Durante aquel largo rato volvieron a asaltarle las antiguas tentaciones. Si hoy hacía reconocer su origen paterno, ¿quién se atrevería a criticarle? Había probado ya que sabía ser humilde, ¿no había así adquirida pleno derecho a renunciar a aquella humillación, trocándola por el esplendor que legítimamente le correspondía? ¿Y si cortara de una vez la cuerda que le arrastraba hacia abajo, hacia los despreciados, apenas había conseguido subir un peldaño? ¿Podría quitarse de encima la suciedad y el asco y el desprecio de las masas que se pegaban a él como a un judío? ¿Qué pasaría si cogiendo de la mano a su hermosa hija, sacándola de su escondrijo, como un sultán, se presentara con todo esplendor, en medio de sus enemigos, de tal forma que las sonrisas irónicas murieran en sus bocas, no sólo superior a ellos por su genio, sino también cristiano y de noble cuna?

Los tulipanes se erguían orgullosos y la casita era un dado blanco y soleado. Detrás de sus reflexiones contemplaba vagamente las formas extrañas de los símbolos mágicos y los macizos caracteres de la escritura hebrea; se alzaba la silueta del Hombre celestial y florecía el árbol cabalístico.

Su padre. Había vivido tumultuosamente, se había hundido en el fango y había muerto en un claustro. Sí, la fortuna le había abandonado, la vida le había rechazado y no había logrado el éxito. ¿Qué podía hacer ya, sino salvar su alma? Aquel que no alcanza el éxito, tiene que arrastrarse y recogerse en sí mismo. Pero en su caso, en el de Süss, las cosas eran muy distintas. Había tenido éxito, la vida se le había sometido, le acariciaba, se agarraba a él, entregada y mansa.

Alzó los ojos y encontró a su tío ante él. ¿Había querido sorprenderle? Infatigable espía, al acecho siempre de sus pensamientos, para volverlos con ironía contra él. Nunca podría volver a vivir con el corazón tan ligero como antes. Si utilizaba su derecho y se reconocía cristiano, sentiría siempre en su nuca el desprecio glacial de aquel hombre ridículo y mal vestido. ¡Ojalá pudiera volver a vivir con la tranquilidad de antes y aceptar el día como viniera! Era absurdo y sin sentido seguir dándole vueltas a aquel asunto.

¡Ojalá pudiera arrancar de su sangre aquella inclinación que sentía, de envenenada dulzura, que lo arrastraba al más allá, a la humildad y a la renuncia!

Llegó Naemi y Süss volvió a refugiarse detrás de su máscara de serena calma.

Mientras se debatía entre aquella humildad paralizante y jactanciosa y su sed exacerbada de acción y de gloria, le sorprendió la llegada de Nicklas Pfäffle, el cual venía a notificarle que una comisión nombrada por el duque se había apoderado de la casa y de los libros de Süss para revisarlos. Se sospechaba que el consejero de finanzas había cometido fraudes formidables en sus negocios personales y en los del Estado y se había abierto una investigación judicial.

Los enemigos de Süss habían aprovechado su ausencia para lanzarse al asalto. No tenía ya amigos con quienes pudiera verdaderamente contar. El canciller Scheffer y el consejero Pfau se habían pasado abiertamente al partido militar y le atacaban sin pudor. El consejero Lamprecht había retirado a sus hijos del servicio de Süss, pretextando que ya tenían demasiada edad para continuar siendo pajes. Remchingen, los dos Röder, el general y el comandante, los coroneles Laubsky y Tornacka y el chambelán Neuffer no cesaban de susurrar al duque sus sospechas sobre el judío. De todos los que rodeaban a Karl Alexander, sólo Bilfinger y Harpprecht no participaban en el asalto porque los enviados de los jesuitas todavía les resultaban más repugnantes que el judío.

Hacía tiempo que Dom Bartelemi Pancorbo vigilaba cuidadosamente el comercio de joyas de Süss. Hizo saber a Karl Alexander que el judío compraba todas las joyas en nombre de Su Alteza. Ahora bien, los precios eran extremadamente variables y muchas veces Süss, al cabo de un año, si los precios bajaban, declaraba que las piedras compradas a un precio excesivo eran propiedad del duque, guardándolas en cambio para sí cuando su valor subía. De este modo, todo el riesgo era para el duque y los beneficios para Süss. Mas, con gran descontento del portugués, tales alegaciones no produjeron la menor impresión al duque, el cual se limitó a contestar que para eso era Süss un judío. Por lo demás, procuraría en adelante vigilar mejor sus transacciones. Pero no pareció dispuesto a tomar ninguna otra medida.

Curiosamente, fue una medida insignificante de Süss la que permitió a sus adversarios atacarle. El consejero de finanzas había convertido la labor de deshollinar las chimeneas en un servicio del Estado, prescribiendo que a cambio de un módico impuesto las autoridades se encargarían de semejante tarea. Aquella orden había provocado descontento y burlas, y el chambelán Neuffer había mostrado al duque una caricatura mal dibujada, con el siguiente título: «Testimonio de gratitud que en nombre de las brujas y los demonios, ofrece a Su Excelencia judía Josef Süss Oppenheimer, la abuela de la Sociedad General de Noctámbulos, la hechicera de Endor».

Al ver el duque aquel dibujo le asaltaron de nuevo antiguas visiones: volvió a verse arrastrado en una danza enigmática, oyó la voz chillona y siniestra del mago y luego su silencio, y vio al silencioso fantasma informe de mil brazos reptar hacia él. Atemorizado, quiso desembarazarse de aquella maldita brujería. ¿Por qué se obstinaba en conservar a su lado a aquel judío? No le producía más que disgustos, burlas y vejaciones. Congestionado y jadeante de cólera, cojeando más que nunca, recorrió a grandes pasos su despacho. ¡Ya vería aquel judío canalla con sus estafas y su magia negra! Ronco y fuera de sí, dictó la orden de proceder a una investigación en las oficinas de su consejero de finanzas y de someter a un detenido examen sus libros y sus cuentas.

Entraron en acción el canciller de la corte, los generales, y el portugués, estirando su cuello descarnado por encima de su anticuada golilla, se puso también en movimiento. Llenos de celo, los investigadores se inclinaban sobre los papeles, sudorosos y concentrados, contaban, husmeaban y escribían columnas de cifras, bosques de números, tachándolos, reescribiéndolos, espiando, husmeando, sudando.

Mientras tanto, el consejero de finanzas se apresuraba a volver a Stuttgart, los caballos galopaban ininterrumpidamente y se cambiaban en cada parada. Aquella investigación contra él, aquel choque y aquel asalto eran una advertencia. La suerte y la fortuna debían cuidarse, debían mantenerse bien agarradas. En cuanto no las sujetaba uno con todas sus facultades, poniendo en ello todo su valor y toda su voluntad, se perdían, se alejaban. Si aquella chusma de Stuttgart no hubiera sospechado su laxitud, jamás habría intentado una agresión tan brutal y tan descarada.

Partió, pues, de inmediato siguiendo su primera reacción, en cuanto Nicklas Pfäffle le comunicó la noticia. No veía ya el rostro duro y macizo de su tío ni se preguntaba si la mirada de sus ojos grises expresaba ironía o tristeza, y expulsó apresuradamente de su espíritu la tristeza de su hija. Sólo pensaba en una cosa; a caballo, en carruaje, sólo daba vueltas a una sola cuestión: ¿qué iba a hacer?, ¿qué iba a hacer ahora? Era absurdo y demencial lo que sus enemigos habían hecho. ¿Cómo podían creerle tan estúpido como para permitir que en sus propios libros pudiera demostrarse la menor irregularidad? Aquellos *goyim* eran torpes, no tenían olfato, no tenían nariz. Tuvo que reírse: realmente, no era uno de ellos.

Hizo sus cálculos. No iban a encontrar nada. ¿Qué harían entonces? Se agarrarían a cualquier nimiedad formal y le amonestarían severamente en base a errores formales cogidos por los pelos. Karl Alexander no podía haber pensado en serio que le atacaran personalmente. Querían darle una lección, querían demostrarle que no debía sentirse tan seguro. Todo aquello quedaría en una suave reprimenda. Por su parte, lo más sensato sería darle la razón exteriormente al duque y tragarse sus reproches, pero a continuación tomar las riendas de los asuntos con las dos manos, hacérselo pagar caro a sus enemigos, introducirse, por todos los medios, en el proyecto católico.

De nuevo le vino a la cabeza: ¿por qué no utilizar para ello su nacimiento cristiano?

No, no, aquella ofensa iba dirigida al antiguo Süss. No podía seguir actuando sumido en la humildad y la abnegación. Aquella irrupción de sus enemigos en sus negocios, en sus papeles eran una señal y una advertencia. Pero no sería él quien se dejaría poner a prueba por la suerte, él daría las órdenes y obligaría al destino a desvelarse, a abrir los párpados que mantenía fuertemente cerrados.

En tanto que sus caballos le acercaban a todo galope a la ciudad su resolución iba tomando ya forma concreta. Cada paso que iba a dar, cada una de las palabras que iba a pronunciar, estaban previstas. No se mostraría hábil, negociador o político, sino que aceptaría la provocación del destino: iría a ver al duque y le presentaría su dimisión. Si el príncipe la aceptaba, sería que el destino pronunciaba su fallo. Se retiraría pues, e iría a vivir tranquilo a cualquier rincón oculto, como su padre. Pero si el duque le conservaba a su lado, sería el enemigo y el vengador, y se haría pagar cara aquella humillación. Sus manos atenazarían la garganta de sus adversarios y apretarían sin piedad.

En la corte se esperaba que Süss se defendiera hábil y locuaz, como un buen abogado; o bien recordaría sus servicios, afirmando patéticamente su inocencia, o dando golpes en torno a él, con furor. Nada de ello sucedió. Süss se presentó serenamente ante el duque y no respondió una sola sílaba a los estruendosos reproches de su frenético soberano; y cuando, al fin, Karl Alexander se detuvo jadeante, le pidió con palabras mesuradas y serenas que le relevara de sus funciones. Para responder de todas las faltas que pudieran serle imputadas, dejaba todos sus bienes raíces y sus bienes muebles. Cuando el duque mudo de sorpresa primero, estalló de nuevo en injurias, el judío le repitió con impasible cortesía su demanda. Y aunque Karl Alexander, fuera de sí, se acercaba a él cojeando y alzando la mano, sólo consiguió oírle repetir su deseo, expresado en términos precisos, de obtener pronta y decisiva respuesta a su respetuosa demanda, detenidamente meditada.

Karl Alexander hizo comparecer a los acusadores y les preguntó si habían encontrado pruebas. Su voz se ahogaba de furor. Abrumados, refunfuñando para sí, balbuceantes, excusándose, tartamudeando, no supieron qué contestar. Entonces, el duque acumuló sobre ellos los insultos más salvajes, sucios y vulgares hasta perder el aliento: el judío tenía en el culo más entendimiento que todos ellos en sus cerebros reblandecidos. No comprendía cómo había podido dejarse arrastrar por sus murmuraciones envidiosas de hombres inútiles y sus venenosas calumnias disparatadas. Le era más caro el judío que todos ellos, cristianos, pero idiotas.

Malhumorado, devolvió a Süss sus papeles, con un magnífico regalo y una carta en la cual le hacía donación de extensas propiedades. Los enemigos del judío, lívidos de terror, se refugiaron en sus guaridas y Süss no tuvo casi que luchar para reconquistar las posiciones perdidas. Se mantuvo alejado del proyecto católico, pero en todos los demás terrenos hacía sentir el peso de su mano en cuanto veía amenazados sus intereses.

Reinaba, pues, con todo su antiguo poder y apretaba las clavijas a sus subordinados. Todo lo hecho en el interregno fue revisado y corregido. El decreto sobre la limpieza de chimeneas, que había sido derogado, fue promulgado de nuevo y con fuerza de ley. Los pasquines y las caricaturas desaparecieron, y sólo en el retrete de la posada del «Carnero Azul» se atrevía aún el pastelero Benz a mostrar misteriosamente a sus íntimos el «Testimonio de gratitud de las brujas y los demonios a Su Excelencia judía». El consejero Lamprecht envió de nuevo a sus hijos al servicio de Süss, pues había llegado a la conclusión de que todavía tenían edad para seguir siendo pajes.

Así pues, la situación de Süss en Stuttgart era, en apariencia, la misma de antes. También él volvió a sumirse en el torbellino del mundo como anteriormente. Pero se mostraba más imperioso y menos afable, permitiéndose chanzas mordaces y crueles y no guardando ya silencio cuando alguien trataba de divertirse a su costa. Al general Remchingen, cuando quiso ofenderle groseramente a causa de su origen judío, como era su costumbre, lo miró de arriba abajo y de abajo arriba, y cuando la sonrisa burlona del general se borró bajo su extraña y penetrante mirada, fue el judío quien de repente se rió en su cara, con una risa horripilante e inquietante.

Marie Auguste comprobaba con disgusto que su favorito, el judío, no era ya tan amable ni tan divertido.

¡Eran tantas las cosas que habían dejado de ser divertidas!

Las relaciones entre el duque y Süss se habían modificado también. Karl Alexander le frecuentaba mucho y para hacerle olvidar su pasada desconfianza le testimoniaba máximo favor. Pero en su interior se decía con frecuencia que de todos modos sería mejor desembarazarse del judío, y si no lo hacía era porque temía que Süss supiera demasiadas cosas y pudiera comprometerle fácilmente. Además, sería una estupidez permitirle pasar la frontera llevándose una fortuna que había hecho a costa del país. No se confesaba que lo que le ataba al judío y lo que en él le repugnaba era algo más profundo que llevaba misteriosamente en la sangre.

También sucedía que Süss, de repente, dejara caer las manos y permaneciera ensimismado y entumecido, presa de una enigmática apatía. Entonces, Dom Bartelemi Pancorbo salía de la madriguera en que se había refugiado, erguía su cabeza rojiza y descarnada y lanzaba por entre sus pesados párpados una mirada codiciosa al solitario que brillaba en el dedo del judío. Guiñaba los ojos y sus dedos huesudos se engarabitaban, dispuestos a apoderarse de la piedra. Pero se había vuelto muy prudente y se contentaba con desearla a distancia.

Marie Auguste, desnuda y erguida ante el espejo, se examinaba con ansiedad minuciosa rasgo por rasgo y miembro por miembro. Suspiró aliviada, sonrió: estaba intacta y sin la menor señal, tan esbelta y tan tersa como antes. Se palpaba el cuerpo con sus manos pequeñas y carnosas y lo encontraba tan duro y elástico como antes. Con sus ojos rasgados examinaba con dureza y sin contemplaciones su cara menuda de lagartija. Las fatigas del embarazo y los crueles dolores del parto no habían dejado en ella la menor señal. La frente se mostraba despejada, serena y tersa bajo los brillantes cabellos negros, y ni una sola arruga señalaba sus mejillas ni la comisura de sus labios. Con un ademán a medias hierático y a medias obsceno, alzó los brazos, doblados por los codos, de modo que el rizado vello de sus axilas se hizo visible, y respirando excitada, sonriendo, se paseó por la habitación con paso ligero, casi bailando. Seguía resbalando sobre la tierra como una corriente de agua, todos sus miembros conservaban su flexible armonía y la obedecían con docilidad. Y Marie Auguste se desperezaba voluptuosamente, sonriendo: tenía el día por delante, sin preocupaciones, como antes.

Pero a la noche siguiente se apoderó de ella la misma angustia, envolviéndola y oprimiéndola con más intensidad todavía. Y a la mañana siguiente permaneció aún más tiempo ante su espejo, examinando más detenidamente las menores curvas de su cuerpo, de su carne y de su piel. Experimentaba un terror enfermizo a la vejez. Era inconcebible que aquellos cabellos pudieran encanecer, arrugarse aquella piel y marchitarse aquella carne. Llegaría un día en que se arrastraría penosamente, tosería y escupiría. Los hombres considerarían una aburrida tarea cumplimentarla ceremoniosamente y se sentirían aliviados cuando hubieran cumplido con su obligación de besarle la mano y cambiar con ella unas cuantas palabras, y las mujeres no la envidiarían. Sus ojos se humedecían ante aquella idea y la imagen de la vejez envenenaba su existencia.

Cuando pensaba que quizá su hijo había adelantado su decrepitud, se sentía irritada contra él. Le era totalmente ajeno, no constituía en modo alguno una parte de ella misma y no podía comprender que se hubiese desarrollado en su seno. Era un niño sano y bien constituido, que había heredado de su padre la nariz acusada y el labio inferior prominente, mas a pesar de ello era muy lindo y parecía inteligente. Los cortesanos aseguraban a Marie Auguste que aquel niño componía a su lado una tierna y encantadora imagen de la maternidad, pero la duquesa no sentía por su hijo nada más profundo que lo que sentía por el perrito de moda, que resultaba encantador cuando se asomaba por debajo del borde de su amplio vestido.

Sus días seguían llenos, como siempre, de animadas diversiones de toda clase, pero se mostraba más inconstante y más nerviosa. El señor De Riolles comenzaba a aburrirla con su ingenio sutil, demasiado complicado para ella; el judío se mostraba menos divertido y ya no participaba en juegos, y Remchingen le repugnaba con sus groseras chanzas. Por eso aceptó en su círculo al diputado Johann Jaakob Moser, y puso todos los medios para convertirse en el centro de atención de aquel publicista elegante, patético, ardiente y tan seguro de sí mismo.

Aquello supuso un golpe de suerte para el consejero político. Aunque el duque y Süss se habían comportado noblemente y no habían comentado con nadie su derrota, disfrutándola en privado, su seguridad en sí mismo había recibido un duro golpe. Ahora, bajo la protección de la condesa y gozando de su favor, se estaba recuperando, como una semilla maltratada germinaba en un clima apacible. ¡Qué demonios! Todavía era alguien si una personalidad como Marie Auguste, conocida en toda Europa por su belleza, la primera dama de Alemania, se mostraba tan benevolente con él, el enemigo. A aquellos tenderos del Parlamento podía no parecerles correcto que él, el demócrata, el que sentía un odio tan profundo por

los tiranos, acudiera a la corte con tanta frecuencia. Pero aquellos desgraciados podían pensar lo que quisieran. Se sentía como Ulises, capaz de resistir a la Circe suaba.

De manera que aquel hombre engreído y vanidoso pasaba con la condesa todas las horas que podía. Estaba presente en sus reuniones matinales, cuando ella se bañaba, se sentaba sobre las maderas que cubrían la bañera dejando sólo la cabeza libre. Declamaba, con esmero y apasionadamente, con los ojos brillantes en su maciza cabeza de césar, la espada oscilaba rítmicamente de un lado para otro mientras las palabras fluían de su boca con maestría. Allí estaba, un Demóstenes suabo, su solemne cabeza temblaba tanto que esparcía el polvo de su peluca a su alrededor. Soltaba grandes peroratas a la condesa sobre cualquier cosa, le leía en voz alta los manuscritos, le elegía las revistas y también grandes obras y folletos, sobre teología, derecho, economía nacional, negociaciones políticas de actualidad, pero también sobre estética, botánica, mineralogía, porque Johann Jaakob Moser era un hombre muy instruido. Todo lo recitaba con la misma pasión y el mismo énfasis. Normalmente, Marie Auguste no escuchaba con atención. Mientras él hablaba, ella se hacía peinar o arreglar las uñas, u hojeaba el *Mercure galant*. Pocas veces habría podido decir si él estaba leyendo en latín o en alemán, pero aquel tono monótono que podía adoptar su Cicerón con tanta fluidez resultaba agradable al oído; además era divertido contemplar a aquel hombre alto, elegante e inquieto, exaltado y teatral, y también resultaba excitante que aquel demócrata, enemigo de príncipes, sintiera por ella una admiración tan adolescente y tan en contra de sus propios principios. A veces, cuando fijaba en ella sus ojos, alzados al cielo, algo vacíos de expresión pero apremiantes, Marie Auguste le devolvía la mirada, despacio y detenidamente, riendo cuando él enrojecía, respirando trabajosamente. Pero en casa, describía detalladamente a su mujer la belleza de la condesa con muchas y fluidas palabras, diciéndole que al parecer había hallado gracia a los ojos de la condesa, pero que su corazón estaba cerrado con siete cerrojos. Caía de rodillas y rezaba junto con su mujer fervientemente y con palabras muy bien elegidas, para que Dios siguiera dándole fuerzas en el futuro.

Entre las mujeres, Marie Auguste seguía teniendo una sola amiga íntima, Magdalen Sibylle, a la que halagaba, pegándose a ella, comportándose ante ella como una ingenua hermanita menor frente a una hermana mayor que lo supiera todo.

¡Cuán seria, razonable y prudente era Magdalen Sibylle! En la cabecita de Marie Auguste danzaba todo en un torbellino multicolor y confuso como una nube de insectos de mil colores, y todo resbalaba sobre ella como agua, sin dejar huella. Magdalen Sibylle, por el contrario, recordaba todo lo que se decía y se hacía, lo consideraba detenidamente, profundizaba en ello y lo hacía suyo. He aquí por qué poseía tanta experiencia y tan numerosos recuerdos, mientras que ella, la duquesa, no era más que una niña tonta, aunque llevase una corona y estuviera condecorada con la cruz de Malta.

Magdalen Sibylle se mostraba con ella amablemente reservada y hacía esfuerzos para ponerse, en lo posible, a la altura de aquella criatura caprichosa e inconstante. Pero a veces se sentía invadida por una especie de horror ante tan saltarina ligereza. Aquella mujer sobre la cual resbalaba todo, que no se interesaba ni por su marido, ni por su hijo, ni por su país, y de la que sólo vivía la forma corporal, no parecía un ser real, sino un espejismo, un reflejo, un fantasma, una sombra coloreada.

La arrogante joven de rostro moreno, casi masculino, se marchitaba. El brillo profundo de sus ojos azules, tan inverosímiles bajo su cabellera oscura, palidecía, y la apostura de su cuerpo vigoroso se hacía más lánguida y más femenina. Había luchado con todas sus fuerzas y se había consumido. Ahora tenía paz y ya no se sentía inclinada a entusiasmarse de nuevo, impetuosa y apasionada.

Había ingresado en la hermandad pietista con humildad y devoción, las Escrituras habían tenido para ella un sentido y habían encontrado eco en lo más íntimo de su ser, había visto a Dios, y los apóstoles habían conversado con ella. Luego, había visto al diablo en el bosque y se había lanzado contra él, ardiendo en sagrado fervor. Pero entonces habían llegado el duque y el judío y habían inundado y devastado su jardín, como una ola de barro. Las flores y los frutos, los árboles y la hierba murieron ahogados por el limo y cuando las aguas se retiraron sólo dejaron tras de sí un fango fétido y estéril.

Luego, Süss le había hecho la corte. No obstante su primera decepción, Magdalen Sibylle había levantado los ojos hacia él, como hacia un ardiente sol que difundiera la vida, y se había abierto a él sin reservas, en cuerpo y alma, con un abandono consciente y sin límites. Pero era un sol que no calentaba y que proseguía su camino, pálido, inaccesible y sin compasión. Había puesto toda su voluntad en comprenderle, se había dejado llevar por él, había intuido la confusión en la que se hallaba sumido, había entendido mejor que nadie su aislamiento, sus combates, sus derrotas, su entumecimiento y su reciente resurrección. Pero su simpatía por él, manifestada con timidez o abiertamente, no había obtenido recompensa. Süss le testimoniaba una cortés amistad llena de confianza, pero carente de todo ardor viril.

Sus visitas a Beata Sturmin volvieron a hacerse frecuentes. Ya no consideraba a la santa ciega una

solterona estúpida. El silencio, en el que ella misma vivía, en presencia de aquella mujer tranquila, piadosa y bendita, dejaba de ser tan frío y oscuro, incluso a menudo sentía aquel silencio casi físicamente, como un cálido abrigo.

En casa de Beata Sturmin solía encontrar al decano de la ciudad, Johann Konrad Rieger, el mejor predicador de Stuttgart, y a su hermano menor, Immanuel Rieger, consejero de expedición. Johann Konrad, el predicador, no podía contener su gran elocuencia, ni siquiera en la tranquila sala de la santa. Era un hombre bueno y justo, pero ¿por qué no había de multiplicar el talento con el que Dios le había bendecido? Y derramaba sus hermosas palabras, de oscuras resonancias ante sus oyentes, para que se deleitaran en ellas, como si se tratara de un rico terciopelo. Aquel hombre elocuente le recordaba a Magdalen Sibylle a Johann Jaakob Moser, al que veía alguna vez cuando visitaba a Marie Auguste, y una vez, en una de aquellas reuniones, inocentemente y sin tomarlo muy en serio, habló también del publicista y de su ejercitada retórica. Pero el predicador, habitualmente tan amable, se inflamó lleno de ira, hablando venenosamente y lleno de celo, contra la fatuidad satánica de aquel orador, diciendo que aquella clase de retórica profana era un artificio del diablo, y la santa ciega apenas si pudo apaciguar la ira de su visitante contra su colega profano, hasta que se despidió, después de seguir refunfuñando durante un buen rato.

Immanuel Rieger, el consejero de expedición, escuchaba siempre modesta y devotamente cuando su famoso hermano hablaba. Era un hombre poco aparente, de baja estatura, muy delgado. Para dar a su cara infantil y apocada un aire más varonil, en contra de lo que prescribía la moda, llevaba un fino bigote. Inclinado por naturaleza a ver sólo lo bueno de las personas, se sintió muy turbado al oír a su hermano manifestarse con tanto desprecio sobre el publicista, que era respetado en todas partes. Pero su modestia no le permitió manifestar su opinión discrepante más que con algún movimiento de mano ligeramente defensivo. Aquel funcionario diligente y concienzudo tenía la necesidad interior y profunda de venerar a los grandes hombres, aquello le proporcionaba solaz y placer y no era muy difícil aparecer ante sus ojos como un gran hombre. ¡Había tantas personas a las que Dios había bendecido con tantas gracias! Él las contemplaba lleno de respeto y admiración, se sentía feliz en el círculo de la santa ciega, se sentía honrado por poder relacionarse con tantos hombres y mujeres verdaderamente importantes.

Miraba a Magdalen Sibylle con rendida admiración y el corazón postrado en actitud de adoración. ¡Qué mujer! ¡Qué mártir! ¡La mujer más pura y virtuosa de toda Suabia! ¡Cuánto debía de haber sufrido! ¡Cuántas veces se habría sentido morir, cuando el hereje soberano puso sus ojos en ella! Poner sus ojos en ella; aquel atrevido soñador no osó formularlo de otra manera. ¡Con cuánta dignidad llevaba su corona de espinas aquella santa, bendecida con todas las gracias del cuerpo y del alma!

De vez en cuando, aquel hombre insignificante, pequeño de estatura, con bigote, conseguía vencer su timidez para dirigirle la palabra. No hablaba de la inmensa admiración que sentía por ella, nunca se habría atrevido, pero le habló de un conocido de ambos, el Magister Jaakob Polykarp Schober, de Hirsau. Magdalen Sibylle le dedicó una breve y dudosa sonrisa. ¡Ah, Hirsau! ¡El Magister, tan buena persona, grueso y mofletudo! El aroma de las manzanas asadas y el piadoso y gimoteante canto de la Jerusalén celestial, se mezclaron en sus recuerdos. Mientras tanto, el consejero de expedición seguía hablando del Magister. Lleno de respeto, le habló humilde y detenidamente de sus poesías, del canto: *La necesidad y confianza en Dios* y también del otro: *Jesús, el mejor aritmético* y Magdalen Sibylle escuchó, tranquila y serena, las respetuosas palabras del consejero de expedición.

Aquella admiración ilimitada y llena de devoción que manifestaba todo su cuerpo como la cosa más natural, le hacía mucho bien. Su vida en la corte, aunque sólo consintiera en recibir a las visitas más imprescindibles, era un constante torbellino de gentes que la cumplimentaban teatralmente, obligados y envarados, porque no sabían qué actitud debían tomar ante su particular posición. Era la querida del duque, era pietista y amiga de la duquesa católica; aquello no encajaba, aquello no había quien lo entendiera. De ahí que las personas que más frecuentaba, adoptaran una actitud hacia ella en la que se mezclaba el sarcasmo, la timidez, el desabrimiento y una curiosidad y un servilismo insolentes de modo que pocas veces las palabras que oía le sonaban sinceras y auténticas. Por eso aceptaba amistosamente la admiración ingenua y espontánea de aquel hombre.

Añoraba cada vez más la tranquilidad de la vida sencilla. Aquella actividad desenfrenada y vacía de la corte, el brillante y pomposo aparato del poder, aquella vida cortesana le repugnaban cada vez más. Además, a aquello había que añadir que Süss no tenía ojos para ella. Renació en ella algo del sordo odio a los brillantes y rugientes señores, heredado de sus antepasados. Entre los de su madre se encontraba uno de los cabecillas que participó en el levantamiento de Armen Konrad y fue vergonzosamente ejecutado.

Vivía cada vez más sencillamente, se vestía de un modo modesto y burgués e incluso suprimía muchas veces la peluca. Karl Alexander, que no sabía de qué hablarle y sólo la conservaba porque sus relaciones con

ella eran bien vistas por todos y hasta populares, la miraba con asombro pero al ver que la duquesa parecía más divertida que extrañada, se contentaba con menear la cabeza sin comprender.

Pero Weissensee advertía con profundo dolor impotente y amargo el aburguesamiento de Magdalen Sibylle. No había habido jamás verdadera intimidad entre él y su hija. Incluso en sus años de Hirsau se había sentido un tanto confuso ante aquella muchacha grave y melancólica. Y sin embargo, era para él una satisfacción y un orgullo secreto. Su hija era de una materia más fina que los demás seres, vivía envuelta en una atmósfera peculiar y él, pese a su escepticismo que le hacía burlarse de su propia conducta, le hablaba con un cariñoso respeto involuntario. Aquel hombre tan inteligente sabía muy bien que, con todos sus dones, carecía de ponderación y de energía. Magdalen Sibylle tenía aquella energía. Su manera de andar, su voz y hasta su forma de respirar tenían una autoridad natural y Weissensee veía en ella el perfeccionamiento de sí mismo, era la hija de su carne y la justificación de su propia vida. Ni siquiera en lo más íntimo de su conciencia se atrevía a criticarla. Fuera lo que fuese, una dama o una santa, se hallaba lejos de la masa vulgar de los hombres, era inaccesible, formaba parte de un mundo más alto y oculto. Cuando el duque la pisoteó, por mucho que aquello lo hubiera trastornado y hundido, no afectó a la imagen interior que tenía de ella. Era Atenea, bajo la apariencia de una muchacha suaba, que se había mezclado con los mortales, o por lo menos una semidiosa.

Pero a medida que su manera de vestir, su apostura y su lenguaje se aburguesaban, iba cayendo por tierra su más caro pensamiento, su más sólido sostén y su argumento más fuerte contra los reproches que se dirigía y contra el descontento que lo atormentaba. No sólo tenía ya el aspecto de una vulgar burguesa, sino que había llegado a serlo por completo. La entusiasta iniciada de la Sociedad filadélfica, la impasible querida del soberano, indiferente a su omnipotencia y cuya alma habitaba en otro planeta, habían sido tan sólo las fases de la metamorfosis de una crisálida. La burguesa razonable, práctica, satisfecha del curso cotidiano de la vida, era ya su última forma, la realidad ridícula, trivial y ordinaria. Aunque se hubiera convertido en actriz, vagabunda, duquesa, prostituta o santa, nada habría desarraigado su fe en ella. Pero aquello no podía soportarlo. Magdalen Sibylle no debía acabar entre las filas de las gentes honradas, vulgares y corrientes, inferiores, comunes; aquella atmósfera estrecha, sofocante y saturada de moho no podía ser la suya.

Con sutil intuición, adivinaba que de aquella transformación prosaica y definitiva de Magdalen Sibylle era también responsable el judío. Pero ni siquiera aquello le hizo sentir un deseo de venganza. Sólo la curiosidad crecía en él. Una curiosidad sutil, enigmática, irritante y atormentadora. ¿Qué haría Süss en una situación análoga? ¿Cuál sería la alteración de sus rasgos, de su actitud y de sus manos? Aquella curiosidad le obsesionaba profundamente, crecía en él cuando dormía y le hostigaba, cosquilleándole a lo largo de la columna vertebral e invadiéndole por completo.

Con la fe en su hija desaparecieron sus últimos escrúpulos. Había que contar con que su situación en la corte y su participación en el proyecto católico no podían ser compatibles, a la larga, con su permanencia en el Consejo de los Once. Pero cuando aprovecharon su enfermedad para excluirle de él, aunque con todo respeto, se afligió profunda y dolorosamente, y a partir de aquel momento se ponía siempre de parte del gobierno del duque. Más astuto y más perspicaz que el tosco Remchingen o el codicioso Pancorbo, no se había asociado a las maniobras contra Süss, pues no se fiaba de la aparente debilidad del financiero. Pudo, pues, servir fácilmente de enlace entre los partidarios del proyecto católico y el consejero de finanzas, del cual, como se había demostrado, era imposible prescindir. Se presentó en la residencia de Süss acompañado por los capuchinos de Weil del Stadt y con un abad italiano, un enviado del príncipe abad de Einsiedeln. Weissensee acudió pues a aquella reunión, y aunque entró en la casa por la puerta trasera para guardar las formas, lo hizo a plena luz del día y ostentosamente, de modo que el misterio tenía el efecto de una provocación. Se apartaba cada vez más de sus viejos amigos Bilfinger y Harpprecht, quienes le veían hundirse en maquinaciones criminales y desastrosas, llenos de tristeza y sin odio.

En cambio, se insinuaba cada vez más profundamente en el ánimo del duque y aprovechaba sin escrúpulos su extraña situación de suegro morganático. Llamaba en su auxilio todo su conocimiento de los hombres para plegarse a los caprichos del duque, y Karl Alexander, furioso todavía contra sus consejeros a causa de sus intrigas contra Süss, confuso además ante este último, a quien no tenía ya la misma confianza, acogía gozoso las adulaciones y la obsequiosidad de Weissensee. Poco a poco y con habilidad, el presidente del Consejo eclesiástico fue encargándose de ciertos pequeños servicios que antes realizaba el judío para desembarazar al duque de ciertas obligaciones personales, procurarle mujeres o despedirlas y cosas por el estilo. El consejero de Wurzburgo, Fichtel, se alegraba de que su venerado amigo se convirtiera con tanto entusiasmo en un hombre de la corte. Prefería mucho más ver a Weissensee, a quien podía manejar sin dificultades, como hombre de confianza y íntimo del duque, que al taimado judío, tan difícil de prever.

Celebraba de todo corazón la influencia y el poder del director del Consistorio, y con frecuencia, cuando estaban juntos, cómodamente sentados, mientras tomaba a sorbitos su caliente café, con gran cautela y sin hablar nunca claramente, le indicaba el modo en que podía hacer crecer y consolidar la confianza que el duque había puesto en él.

Para encadenarle más sólidamente impulsaba a Karl Alexander a procurarse placeres refinados, perversos y artificiales y aquel hombre, sano en el fondo, que realmente gustaba muy poco de tales refinamientos y prefería diversiones más ordinarias, se creía, sin embargo, obligado por su reputación de príncipe y de hombre de mundo, a gustar también aquellos manjares más especiados. El prelado le procuraba mujeres que no le gustaban, pero que estaban de moda en París, la ciudad refinada, y le proporcionaba también arcanos y afrodisíacos italianos, internándole cada vez más en el jardín envenenado y haciéndose indispensable como mentor. Sin embargo, la duquesa no veía con buenos ojos aquella amistad. Estaba muy lejos de ser gazmoña, se hacía contar historias escabrosas y adoptaba al oírlas una expresión preocupada y soñadora. No le era desagradable contemplar el rostro de su padre, cruzado de infinitas arrugas dejadas en él por una corrupción refinada y sabia. Pero el rostro de Weissensee, quizá porque su corrupción no era natural, sino voluntaria, era de los pocos que no podía sufrir.

Karl Alexander disfrutaba organizando grandes y magníficas cacerías y consagraba a ellas sumas enormes. Así, había hecho excavar en uno de sus bosques un lago artificial, para atraer la caza a sus orillas. Weissensee le sugirió que, por una vez, debía ir de caza con sólo unos cuantos amigos, pues las cacerías que de ordinario daba eran más un espectáculo que una diversión. El duque asintió y al poco tiempo el prelado le habló incidentalmente del hermoso bosque de Hirsau, poblado de caza. Quizá resultara agradable y divertido ir a pasar allí dos o tres días sin pabellón de caza, grandes comodidades ni servidumbre y de riguroso incógnito, con dos o tres amigos solamente y reposar, olvidando su corona y dedicándose, como un noble provinciano, al placer de la caza. Para él sería, además, un gran honor recibir a Su Alteza en su casa, aunque casi no se atrevía a proponérselo. Karl Alexander aceptó complacido. Weissensee había sabido elegir su día y su hora. Además, el duque sólo había estado dos veces en el famoso monasterio. Se organizó la partida para pocos días después y en secreto para que el incógnito fuera respetado.

Desde aquel momento, Weissensee mostró una actividad y un entusiasmo extraordinarios. Parecía rejuvenecido, su andar era más ágil y sus ojos astutos se posaban con un brillo más penetrante en las gentes y en las cosas. Buscaba la compañía de Süss y se mostraba con él siempre que podía. Con una ligera sonrisa voluptuosa en su boca sutil de hombre experimentado, escuchaba al judío inclinando la cabeza como para mejor espiar sus menores palabras. Cuando Süss no lo advertía le examinaba de pies a cabeza, devorándole con los ojos, y el otro, escalofriado sin saber por qué, vacilaba, sintiendo un vago malestar y acababa por enmudecer.

El Rabí Gabriel dejó la casa de las terrazas llenas de flores e inició uno de sus viajes solitarios.

Cruzó Suabia de oeste a este, vagó por las elegantes y antiguas calles de Augsburgo mientras las gentes lo miraban temerosas y llenas de curiosidad. Soportando aquellas miradas estúpidas y desconfiadas se dirigió a la multicolor ciudad en la que se hallaba la residencia de los príncipes del Electorado bávaro. Luego torció hacia el sur, hacia las montañas. Junto al río se extendía plácidamente un mercado pintoresco y ruidoso. A partir de aquel punto, el valle se estrechaba, serpenteando. El camino seguía, en infinitas curvas, el cauce del caudaloso río de aguas blanco verdosas. Más arriba, en medio de una pradera, se levantaba un pabellón de caza de los príncipes del Electorado, rodeado de gruesos muros de piedra, de un marrón blancuzco, y enormes torreones.

El camino se bifurcaba. El Rabí Gabriel penetró en un frondoso e interminable bosque. Seguía el cauce cada vez más estrecho y estrepitoso del río, que se abría camino por el oscuro bosque, claro y ruidosamente alegre. El cabalista cruzó la frontera y entró en los territorios del emperador. A su alrededor reinaba el silencio y había una gran soledad. En el lugar en que el valle se ensanchaba, después de una caminata de dos días, encontró un par de casitas muy pobres, reunidas alrededor de una pequeña iglesia. Allí hizo noche.

Unas millas más lejos una elevada cordillera ponía fin al valle que había seguido hasta el momento. Éste se bifurcaba en otros tres formados por tres pequeños afluentes que desembocaban en el río del valle principal. Siguió por el primero de ellos. Ascendía suavemente, tranquilo y alegre; las laderas de las montañas estaban cubiertas de bosques hasta arriba. Tomó el segundo de los valles. Éste era muy corto, escarpado y difícil de practicar y acababa pronto en un gigantesco y desnudo muro de piedra, marrón blancuzco, en semicírculo, como un teatro. Avanzó por el tercero. Era más largo y ancho que los otros dos. El riachuelo que lo había labrado caía en fuertes y pequeños saltos de agua, a menudo desaparecía,

siguiendo un curso subterráneo. El Rabí Gabriel llegó hasta donde sólo crecían mimbreras, hasta donde el suelo sólo estaba cubierto de musgo. Más arriba había una cabaña solitaria, muy pequeña, probablemente la última que quedaba en aquellos parajes.

El día estaba nublado, no hacía calor pero sí bochorno. Aquel hombre grueso jadeaba, andaba al azar, con esfuerzo.

Una vez hubo dejado atrás la cabaña, el valle se ensanchaba sorprendentemente. De repente, vio ante él, inusual, un arce. Había varios. Todo un bosquecillo. El silencio reinaba entre los grandes y viejos árboles. No corría ni la más leve brisa, no se movía ni una hoja. Con dificultad, podía verse entre los árboles la gigantesca ladera de la montaña, blanca, que cerraba el valle, tan alta que no podía verse la cumbre a través de los árboles. El aire resultaba sofocante, el bosquecillo de árboles viejos, graves y descoloridos entre las montañas parecía trasladado mágicamente a aquel lugar desde un paisaje austral, aquel silencio profundo y opresor parecía tener vida propia, todo aquel valle inmóvil estaba encantado, se tenía la sensación de estar encerrado en él como en el fin del mundo.

El Rabí se sentó debajo de un árbol, pesado, cansado, jadeando ligeramente. Sacó una carta de Süss en caracteres hebreos, una carta grave, escrita con una piedad casi enfermiza. Se concentró en los trazos de la escritura, empapándose en ellos. Después hundió la cabeza en su regazo y se representó el rostro de aquel hombre que perseguía a su alma, al que estaba ligado. ¡Ayudarle! Ayudar a aquella alma estremecida, para que la suya, encadenada a la otra, pudiera respirar.

Pero aquel valle no era adecuado para la concentración. El aire inmóvil le oprimía. Quizás Samael, el Siniestro, había mandado hasta allí a sus espíritus más poderosos para intimidarlo y apartarlo de su misión. ¡Libra mi alma de la espada y mi vida de la violencia del perro!

Inquietantes en su quietud, cadavéricos, allí estaban aquellos árboles extraños, inesperados. ¡Por todas partes demonios, informes y en millares de formas, rodeaban a los hombres e inducían a error a aquellos que habían penetrado en el mundo superior! Encarnadas en miles de cosas las almas de los muertos expiaban sus culpas. Encarnadas en animales, plantas y piedra. Encarnada en la abeja que zumba está el alma del charlatán que hace mal uso del don de la palabra; en la temblorosa llama, el impúdico; en la roca muda, el calumniador y el difamador. El Rabí Isaak Luria, que fue el más sabio entre los hombres, veía a las almas salir de los cuerpos, también de los cuerpos de los vivos, cuando volaban dichosas al paraíso en las noches del *Sabbat*.

¡Si pudiera ver el alma de aquel hombre! Hablarle, hablar con ella, ayudarla. El alma del hombre que se afana en la tierra, persiguiendo sólo los bienes de este mundo, cae al agua después de la muerte. En el agua, desasosegada, será llevada por las ondas de un lado para otro, rodando, puliéndose, pulverizándose centenares de veces en cada momento. Si los hombres conocieran este tormento no dejarían de llorar. ¡Tú, hombre desorientado, frenético y desasosegado! ¡Piensa en esto! ¡Piénsalo!

El silencio lo ahogaba, agobiante, asfixiante. Se sintió impelido a levantar la vista. Entre las hojas, miles de ojos estaban fijos en él: los ojos de la niña, aquellos expresivos ojos de un marrón dorado. Su corazón se detuvo por un instante, los ojos de Naemi, que gritaban llameantes, una súplica apremiante, ferviente y llena de miedo: ¡Auxilio!

¡Auxilio!, gritaban cada vez más apremiantes, más agobiados, más llameantes, sin apartarse de él. Se pasó la mano por la frente para apartar aquellas visiones, echó la cabeza hacia atrás y contempló el cielo. Los retazos de nubes permanecían fijos en el cielo, extrañamente ordenados y con horror comprobó que formaban letras, dos letras hebreas, cuyo significado era ¡Auxilio! Apartó la cara y vio que las ramas del árbol bajo el que se había sentado formaban las mismas letras: ¡Auxilio! Y las raíces también: ¡Auxilio! Se levantó de un salto, respirando pesadamente, sudoroso, con la boca seca, un escalofrío le recorría la espalda, se le revolvían las entrañas, sentía el pecho oprimido. Regresó. Los regueros de agua en las faldas de las montañas, el recorrido del riachuelo, todo formaba las mismas letras, todo el valle silencioso era una boca, sus laderas, sus rocas y sus aguas gritaban llenos de horror y de angustia, ardientes, apremiantes, suplicándole a él: ¡Auxilio!

Aquel hombre grueso, con sus pesadas vestiduras, se apresuró a descender por el valle, jadeando, tropezando, cayéndose y volviendo a correr. Llegó a lugares donde había gente, recorrió el camino de regreso lo más aprisa que pudo, montado en mulas, en caballos, en coche. Sentía clavados en la nuca los ojos de la niña, de un marrón dorado, apremiantes, llenos de miedo, y grabadas en el cerebro las letras que le perseguían, suplicantes, gritando: ¡Auxilio!

En el apacible salón de la residencia de Weissensee, en Hirsau, estaban sentados con el dueño de la casa, el insinuante consejero privado Schütz, de nariz ganchuda, y el mayor von Röder, de voz chillona y grandes

manos enrojecidas, casi siempre enguantadas. Las imágenes infantiles de Magdalen Sibylle seguían aún llenando la estancia y el padre veía su rostro infantil y ardiente, la veía sentada, leyendo con expresión grave, bajo la luz de la lámpara. Veía como entonces, las mejillas morenas aterciopeladas y casi viriles, y los ojos azules y decididos, tan inverosímiles bajo la cabellera oscura. ¡Cuánta luz y cuánta esperanza le había proporcionado aquel rostro! ¡Y de qué triste y glacial manera se había apagado!

En aquella habitación saturada todavía de sus esperanzas, de su labor en el comentario sobre la Biblia y de los sueños de su hija, Weissensee veía ahora a Karl Alexander que bebía y bromeaba con sus compañeros encantado de la excursión y sintiéndose joven y vigoroso. Había abierto ampliamente sobre el pecho su traje verde y sus cabellos rubios y entrecanos se esponjaban libres del peso de la peluca. Había sido una idea genial ir a cazar allí. En Stuttgart y en Ludwigsburg marchaba todo admirablemente. El proyecto católico seguía adelante y tenía muy buenas perspectivas. Sólo que la nueva bailarina de la Ópera, Ilonka, le gustaba mucho: hubieran podido traerla. Pero no, era mejor así. Durante el día el aire puro del bosque y por la noche el vino y una sana y agradable conversación entre hombres. ¡Nada de mujeres! ¡Nada de política! ¡Nada de chusma parlamentaria! Se sentía muy joven a pesar de sus cincuenta años, capaz aún de reír y de complacerse tan sólo con un buen paseo por el bosque y un disparo afortunado.

Neuffer iba y venía sirviendo vino. El criado negro estaba acurrucado silenciosamente en un rincón, fuera del círculo luminoso de la lámpara. Karl Alexander bebía mucho, estiraba las piernas y reía ruidosamente las obscenidades de Röder, los chismes más sutiles de Weissensee y las atrevidas anécdotas que Schütz gangueaba intercalando un gran número de palabras francesas. Luego él mismo contó anécdotas de sus campañas y aventuras de su estancia en Venecia.

Weissensee escuchaba con rabiosa satisfacción. Bien pensado, también era culpable el judío de que ahora tuviera que permitir que su casa se manchara con tales conversaciones groseras y sin ingenio. Pero cuando se quiere saber algo, cuando se era tan curioso como él, era preciso pagar para satisfacer su deseo. Pero valdría la pena.

Cuando aquellos señores subieron a acostarse, invadidos por los vapores del vino, Weissensee anunció a Karl Alexander que le preparaba una sorpresa para el día siguiente. Le aconsejaba, pues, que durmiera hasta entrada la mañana, y luego, después de un buen almuerzo, irían al bosque donde él mostraría a Su Alteza algo muy lindo e inesperado.

—¡Weissensee! —dijo riendo el duque—. ¡Viejo zorro! ¡Excelencia! ¡Presidente! Estoy satisfecho de vos. Sabéis imaginar cada día algo inédito. Sois un prelado muy útil. —Y dándole un golpecito en el hombro entró tambaleándose en su alcoba.

Al día siguiente, arrebolados por el buen almuerzo y algo embotados por los buenos vinos proporcionados por Weissensee, excelente catador, salieron todos en coche. Siguieron primero la carretera y luego un camino forestal que partía de ella. Dejando en él el carruaje, penetraron por un sendero, para detenerse al fin, ante una empalizada, detrás de la cual continuaba el bosque, que no permitía ver más allá.

Los hombres se detuvieron ante la empalizada. Soplaba un aire tibio. Invadidos aún por los vapores del vino, resoplaban sudorosos y bromeaban. Así que detrás de aquella empalizada se escondía la sorpresa prometida. ¿Valdría la pena? ¿No se burlaría de ellos Weissensee? Éste los invitó a no retroceder ante un pequeño esfuerzo y trepó el primero por la empalizada, siguiéndole los demás, no sin dificultades. Luego avanzaron todos juntos, curiosos, intrigados y divertidos.

Llegaron a las terrazas llenas de flores y a la casita blanca. Los caballeros se detuvieron asombrados. Imágenes confusas de Venecia y Belgrado se alzaron ante Karl Alexander, pero ninguno sabía cómo había surgido aquel extraño dado de blanca piedra en pleno bosque suabo.

—La casa pertenece al mago —dijo Weissensee—, al tío del consejero de finanzas.

La estupefacción se reflejó en todos los rostros. Karl Alexander sintió en la boca un desagradable sabor a vino y de pronto se sintió menos ágil y su pie enfermo le recordó el sendero pedregoso por el que había llegado. Presa de inexplicable confusión, contempló la casa con la vaga impresión de que unos ojos graníticos y tristes le examinaban desde ella.

—¿Al mago? ¿De verdad? —dijo al fin con voz ronca y pastosa—. Sí, realmente es una sorpresa.

—Y no es esto todo —continuó Weissensee, sonriendo ampliamente con sus labios delgados y voluptuosos—. ¿Vuestra Alteza ordena que nos aproximemos?

Karl Alexander se dominó y dijo con voz más clara:

—Ese viejo hechicero me debe todavía una respuesta. Vamos a pillar al búho en su nido.

Se acercaron a la casa y llamaron a la puerta y como nadie les respondiera, penetraron en la casa. El viejo criado salió a su encuentro y les preguntó qué deseaban.

—Queremos ver a tu señor.

—No está. Además, no recibe jamás a nadie —añadió. Weissensee declaró que entonces se contentarían con visitar la casa, pero el criado se opuso, invitándolos a marcharse.

—¡Silencio! —gritó lleno de cólera el mayor Röder.

Pero el viejo repuso, con obstinación:

—Nadie tiene que ver aquí nada, ni puede dar órdenes, más que mi amo.

—Y el duque de Württemberg —replicó Karl Alexander.

Y ante el criado, paralizado por la sorpresa, pasaron al despacho del Rabí Gabriel. Contemplaron, intimidados y burlones, los infolios, los grabados del árbol cabalístico y del Hombre celestial y las inscripciones en caracteres extraños. Intercambiaron burlonas observaciones sobre todos aquellos objetos y libros de magia, pero aquella habitación misteriosa los impresionaba a pesar suyo, amortiguando su habitualmente ruidoso comportamiento.

—¡Qué demonios! —exclamó de repente Karl Alexander para disipar aquel silencio embarazoso—. No estamos en una iglesia. Trae vino, Neuffer. Puesto que el viejo hechicero no está en su guarida, vamos a ver si con un vaso de buen vino podemos atraer a nuestra mesa un espíritu.

—¿Por qué no visitamos antes las otras habitaciones? —propuso Weissensee—. Quizás descubramos alguna otra cosa. —Su larga nariz sutil husmeaba y sus ojos penetrantes escudriñaban todos los rincones.

En tanto que Neuffer preparaba el vino visitaron las demás habitaciones de la casita. Ante una puerta, Jantje, la gruesa criada charlatana, intentó detenerlos pero la apartaron de un empujón y penetraron en la estancia. En ella, refugiada en el rincón más lejano, asustada e indignada, estaba la muchacha, vestida como siempre a la usanza oriental. Los cuatro hombres se detuvieron asombrados ante el encanto de aquel rostro blanquísimo, coronado por brillantes cabellos negroazulados, en el que se abrían expresivos y llenos de lágrimas los ojos.

—¡Diablos! —maldijo el duque para sí, a media voz—. ¡Esto es lo que mi judío se reserva para sí! ¡El muy sinvergüenza! ¡Una cosa así me la oculta! ¡Quiere deleitarse él solo con este delicioso bocado!

Entre los visitantes y la muchacha había aún algunos pasos. Hubo un silencio. Naemi se había levantado al verlos entrar y se había atrincherado detrás del respaldo de su silla, y el duque y sus acompañantes, detenidos por aquella singular aparición, permanecían cerca de la puerta, fijos los ojos en ella.

La voz del presidente del Consistorio rompió el silencio.

—Es la hija del señor consejero de finanzas —dijo. Y ante el estupor de los otros, añadió con amable sonrisa—: Ésta era la sorpresa prometida.

—¡Maldita sea! ¡Maldita sea! —exclamó ásperamente, varias veces consecutivas, el mayor Röder, incapaz de decir otra cosa.

Pero el duque, entusiasmado, volviendo de su asombro, la devoraba ya con sus grandes ojos azules y expresó su admiración por medio de las triviales comparaciones que estaban de moda.

—¡Es una obra maestra esta chica! ¡Una cabeza como tallada en ébano y marfil! ¡Como una leyenda de Oriente!

El consejero Schütz ponderó ingenioso:

—El señor consejero de finanzas es un genio, pero indudablemente, el fruto de su carne es mucho mejor que todo lo que ha nacido de su cerebro.

Weissensee callaba. Y sin embargo, hubiera sabido alabar a la joven mejor que el duque mismo y que el apergaminado Schütz o el rudo Röder, que seguía sin encontrar mejor cumplido que su exclamación repetida y atónita: ¡Maldita sea! Pero permaneció mudo, contentándose con mirar fijamente a la joven, mientras se dibujaba en sus labios una sonrisa lasciva. Era realmente una joya digna de ser cuidadosamente guardada. ¿No es cierto, señor consejero de finanzas? ¡La octava maravilla del mundo! ¡La Venus hebrea! Sus ojos procedían del Antiguo Testamento. Y no parecía hecha tan sólo para ser gozada con la vista. Los apóstoles se aparecían a Magdalen Sibylle y le hablaban. A ésta bajarían, seguramente, a hablarle los profetas. Habéis sido más astuto que yo, señor consejero de finanzas, pero no lo bastante. Habríais debido guardarla mejor y esconderla más en secreto todavía. ¡*Voilà*! Ahora vamos a ver qué cara ponéis.

Entretanto, los otros habían seguido contemplando extasiados a la joven, e incluso Röder había encontrado, por fin, algo más que decir:

—¿Quién hubiera sospechado tal cosa de ese viejo zorro?

Naemi, de pie en su rincón, temblando de miedo y repugnancia, mantenía sus ojos fijos en los visitantes.

—¿Cómo os llamáis, *demoiselle*? —le preguntó el duque. Y al no obtener respuesta, continuó—: ¿Sulamit? ¿Salomea? ¿Será preciso arrojar a vuestros pies una cabeza cortada?

Pero Naemi seguía muda, atormentada por el dolor casi físico que le producían la aversión y el espanto.

—No es seguramente de su padre de quien ha heredado tanta timidez —observó Schütz.

Y Röder, impaciente ya, interpeló grosero a la muchacha: —Responde, judía, cuando el duque te pregunta.

—¡Cierra la boca, Röder! —ordenó Karl Alexander.

Y dirigiéndose a la joven, que se apretaba espantada contra la pared, continuó con afabilidad, como si hablase a una niña:

—No tengas miedo, pequeña. No voy a hacerte nada, no voy a comerte. ¡Pequeña corza asustada! ¡Vergonzosa! ¡No seáis tan remilgada!

La criada se había deslizado mientras tanto al lado de la joven y se erguía protectora junto a ella, gorda y bondadosa, pero llena de angustia y desesperación.

—Soy verdaderamente tu soberano —prosiguió Karl Alexander, con ligera impaciencia—. Tu duque y tu señor, que te quiere bien, lo mismo que quiere a tu padre. Dime, pues, tu nombre.

—La *demoiselle* se llama Naemi —dijo la criada en su lugar.

—¡Por fin averiguamos el nombre! —gruñó Röder, satisfecho, rompiendo a reír—. Naemi, vaya nombre raro.

Pero el duque ordenó, con acento de mando:

—¡Ven aquí, Naemi! ¡Ven a besar la mano de tu soberano!

La criada dijo algunas palabras a la niña y la empujó suavemente. Naemi avanzó bajando los ojos y como arrastrada a su pesar. Weissensee la contemplaba con mirada ávida en la que se leía una gozosa excitación.

Volvieron a la biblioteca y bebieron, obligando a la joven a beber con ellos. En las paredes florecía el árbol cabalístico, trepaban las letras macizas y las figuras confusas, y el Hombre celestial mantenía la vista fija, impasible. Naemi bebió un sorbo de vino y huyó sin que consiguieran retenerla. Estremecida, se encerró en su cuarto; todo su cuerpo temblaba, helado.

En la biblioteca, Schütz, mostrando los símbolos mágicos, hacía observar a los bebedores:

—Hace un momento reinaba aquí un olor a escuela judía y a cementerio. Ahora huele a París, a perfume y al *Mercure galant*, y los espectros que llenaban el aire se han desvanecido. Es maravilloso cómo un poco de carne femenina basta para destruir el prestigio del mago más sabio.

Se retiraron. Röder y Schütz delante, detrás de ellos el duque y Weissensee, Neuffer cerraba la marcha. El duque se apoyaba amistosamente en el hombro de Weissensee, esbelto y elegante.

—Habéis dispuesto bien las cosas —dijo encantado—. Ya tenemos con qué divertirnos un buen rato. ¡Valiente hipócrita está hecho mi judío! ¡Bien vamos a burlarnos de él! ¡Haremos que se sonroje y que palidezca!

Pero aquello no satisfacía a Weissensee. Irse así y atormentar luego un poco al judío, no suponía nada. Era un resultado que no compensaba el trabajo que él se había tomado. El judío era astuto y sabía lo que su hija valía. La haría salir del ducado, enviándola luego lo más lejos posible o, por lo menos, no la llevaría a la corte como él había hecho. Era prudente y aun cuando se sintiera tentado de entregar su hija al duque, su tío le detendría. Si Karl Alexander se iba ahora, nadie le haría volver a Hirsau y la corrosiva curiosidad que sentía Weissensee quedaría insatisfecha.

El presidente del Consistorio volvió a ver a la muchacha acurrucada en su rincón, dilatados de espanto los ojos en su rostro pálido y experimentó una tierna emoción. Pero esta emoción quedó ahogada en el acto por la curiosidad desgarradora que le dominaba, apretándole dolorosamente el corazón y cortándole el aliento.

Aflojó el paso, rogó al duque que no forzara su pie y le aconsejó hacer una pequeña pausa. Neuffer tenía aún vino y Weissensee se lo sirvió al duque, el cual bebió de nuevo. Orientó otra vez la conversación hacia la muchacha y con su voz insinuante y cortés alabó sus encantos, haciendo observar cómo siendo aún tan joven era ya toda una mujer. Las judías maduraban pronto y cuando florecían eran de una belleza incomparable, superiores a todas las mujeres, frescas y ardientes como vino meridional. Pero aquella flor duraba muy poco. Se marchitaban y se ponían horrorosas. Era pues, en aquel momento juvenil cuando había que tomarlas, tímidas y ardientes como aquélla, y todo el que probaba tan exquisito manjar gozaba de una singular voluptuosidad, cuyo recuerdo perduraba en él durante toda la vida.

Fue destilando así su veneno sutil en el corazón del duque. Karl Alexander seguía bebiendo y sentía latir la sangre en sus venas. Anochecía, soplaba la brisa en tibias oleadas y a través de los árboles flotaba ante él la imagen de la joven, con sus formas tímidas y delicadas. Suspiró levemente.

—Éste debía de ser el aspecto de las mujeres del rey Salomón —decía Weissensee, formulando en voz alta sus ensoñaciones, que eran las mismas que las del duque—. Mil mujeres tenía. Así eran los reyes del Antiguo Testamento. Del Antiguo Testamento del director de finanzas. —Luego rió con leve risa silenciosa.

Karl Alexander se levantó bruscamente, sacudió el polvo y las hojas secas que se adherían a sus vestidos, y con voz ahogada dijo a Weissensee que deseaba andar un poco por el bosque a solas, encargándole de excusarle ante sus compañeros. No debían esperarle, sino volver a casa y enviarle el carruaje. Tan sólo Neuffer permanecería a su lado. El presidente del Consistorio se inclinó y se alejó. Cuando se vio solo, respiró profundamente, extendió los brazos contrayendo su inexpresivo rostro e hizo salir de sus labios sonidos extraños, como un ronroneo de gozo.

Entretanto, Karl Alexander, seguido de su chambelán, emprendió de nuevo el camino, tan de prisa como se lo permitía su pie enfermo, a través del bosque, mientras caía la noche. Cuando llegó a la casita rodeada de terrazas llenas de flores era ya noche cerrada y grandes nubes sombrías y desgarradas corrían presurosas por el cielo sin luna. Tibias ráfagas de aire le cortaban la respiración. ¡Qué bella aventura! ¡Y cuán joven se sentía! Franqueó la empalizada y se deslizó por entre los árboles. ¡Cuánto mejor era aquello que disputar con la chusma piojosa del Parlamento sobre los artículos de la ley! Si hubiera llevado puesto un antifaz se hubiera creído tan joven como en Venecia.

¿Le saldría al encuentro algún perro? ¿O quizá el Rabí había trazado un círculo mágico, cerrando sus umbrales con algún hechizo para que quien los franqueara no pudiese ya salir?

Dejó atrás a Neuffer y dio la vuelta a la casa, observándolo todo con el mayor cuidado. Recordaba perfectamente la sencilla distribución de la casa. La habitación de la joven estaba a oscuras y la ventana en la que brillaba una luz era la biblioteca donde estaban las figuras cabalísticas.

¿Se encontraría allí Naemi? No debía ser difícil trepar hasta aquella ventana por el emparrado. Probaría.

Pudo alcanzarla en efecto, no sin gran esfuerzo. Allí estaba la muchacha, hundida en un sillón, caídos los brazos, inmóvil y muy abiertos los ojos angustiados y perplejos.

Karl Alexander le siseó sonriendo y le guiñó un ojo con expresión maliciosa.

Naemi se estremeció y vio el ancho rostro rubicundo y los ojos azules del duque, saltones e invadidos por el deseo. Se echó atrás y posó una mirada de terror en Karl Alexander, que respiraba anheloso.

—¿Os he asustado? —preguntó riendo—. ¡Tontita! No temáis nada.

Saltó dentro de la habitación y avanzó hacia la muchacha, sudoroso y jadeante.

—¿Habéis visto qué bien sabe trepar vuestro soberano?

Naemi, en el último momento, corrió al extremo de la estancia, balbuciendo sin pensar inaudibles plegarias. El duque la siguió, intentando tranquilizarla, como hubiera hecho con una niña pequeña, pero sus repugnantes amabilidades aumentaban su terror. Le miró atónita, con ojos que parecían dos estanques helados y labios exangües, hasta que al fin, impaciente y brutal, Karl Alexander se arrojó sobre ella, cubriendo de besos su rostro helado y palpando con mano ruda su pecho virginal. Se le deslizó de entre las manos, llamando a su tío con ahogada voz infantil y echando a correr salió de la estancia y subió por una escalera que conducía al tejado.

Una vez arriba, aspiró ávidamente la brisa tibia de la noche. Volviendo la cabeza, aguzó el oído, pero ningún ruido se oía detrás de ella. Extendió los brazos y se sintió libre. Su tío la había socorrido y ahora la brisa húmeda y bienhechora arrastraba lejos de ella el tufo y el aliento apestoso de la bestia. Con paso casi danzarín, avanzó hasta el borde del tejado plano. Del bosque llegaban voces a sus oídos. La voz profunda, aterciopelada y acariciadora de su padre, y la voz malhumorada y áspera, pero consoladora, de su tío. Y Naemi sonrió en la noche.

Pero en aquel instante oyó pasos en la escalera, un jadeo y maldiciones proferidas en voz baja. ¡La bestia! Pero ahora ya no tenía miedo: impulsado por el viento que llegaba del bosque, un carruaje tirado por aéreos caballos se detenía al borde del tejado. Sonriente y ligera, Naemi entró en él.

Cuando llegó arriba Karl Alexander no encontró nada. Y sin embargo, había visto a la joven subir la escalera y no existía ninguna otra salida. ¡Maldición! ¿Había, acaso, aprendido los hechizos del viejo Rabí y volaba ya lejos, como aquellas nubes sombrías que atravesaban el cielo, dejándole burlado? ¡Maldita pécora! Karl Alexander permaneció en el tejado, furioso y defraudado y el viento que soplaba ya con fuerza hacía revolar los faldones de su casaca y sus cabellos, empapados en sudor. ¡Qué estúpido había sido! ¿Por qué no la había tomado abajo, en la biblioteca, tumbándola sobre la mesa, sin cuidarse de sus gazmoñerías? ¿De qué le servía ser el amo? Había perdido una noche y sus compañeros se reirían de él, con toda razón, cuando volviese a Hirsau derrotado y furioso.

Lleno de cólera, cojeó escaleras abajo. Le dolía el pie enfermo y se sentía agotado. Con gran trabajo salió de nuevo por la ventana y al llegar abajo oyó la voz de su chambelán, que le susurraba, aterrado:

—Está tendida entre las flores.

Karl Alexander, creyendo que se había escondido allí, sonrió y murmuró para sí:

—¡Ah, pilluela! —y se dirigió tan deprisa como pudo hacia el lugar que Neuffer le indicaba.

Sí, allí estaba, tendida entre las flores, que se balanceaban con fuerza por efecto del viento, agitando millares de brazos. Pero Naemi permanecía inmóvil. El duque la interpeló, bromeando:

—¿Por dónde has salido, pillina? —y como no le respondiese, la cogió suavemente de un brazo y le levantó la cabeza. Rápidamente y aterrorizado ya, palpó su cuerpo. Se dio cuenta de que estaba muerta. No podía comprenderlo.

Las nubes seguían corriendo, desgarradas. La luna nueva y sombría difundía tan sólo una débil claridad. Neuffer se mantenía temerosamente apartado. El duque de Württemberg se arrodilló entre las flores, al lado del cuerpo de la joven judía, turbado y angustiado, pobre diablo humilde en la noche tenebrosa.

¿Qué había pasado? ¿Había caído al vacío o se había arrojado ella? De todos modos, él era el causante de su muerte.

¡Bah! No había querido más que bromear un poco. ¿Quién hubiera podido adivinar que aquella joven era tan pudorosa? Había gozado a otras muchas de la misma edad y pertenecientes a la más alta nobleza suaba. La judía no hubiera debido mostrarse tan gazmoña y nada hubiese sucedido. Había niños que se arrojaban al agua o intentaban suicidarse sólo por haber sido reprendidos por sus padres. Pero lo hacían porque no estaban bien de la cabeza, no sabían lo que era la vida. Y aquellos que inocentemente habían sido causa de su muerte no tenían nada que reprocharse.

Sin embargo no podía librarse de aquella desazón agobiante y paralizante. El judío la había escondido, la había ocultado tan cuidadosa y secretamente…, y ahora estaba muerta, inmóvil y rígida, y el judío, con todas sus astucias, no había podido protegerla. Un soplo, que nadie sabía de dónde procedía, y la vida se apagaba. Era algo extraño y muy complicado. Hacía poco que estaba sentada a la luz de la lámpara, en sus ojos ardía la vida y ahora yacía en medio de la noche y ningún viento cálido podría preservarla del frío.

El bosque estaba oscuro, hostil, lleno de misterios. Desde él llegaban voces confusas, burlonas. El hombre azotado por el viento se estremeció. Las historias que le habían contado cuando era niño surgían de la niebla, cayendo sobre él, se imaginaba un bosque encantado, poblado de espíritus malignos que tiraban violentamente de él, de su espalda, de sus cabellos, alargando largos y fantasmagóricos brazos. Y de pronto se vio de nuevo en aquella danza muda y sombría. El mago ante él le cogía la mano derecha y Süss detrás de él, la izquierda. ¿No era la muchacha la que también danzaba, asintiendo con la cabeza, inclinándose, en medio del corro? Y oyó la áspera y malhumorada voz del mago. Oía claramente cada palabra, esforzándose en comprender, pero no entendía nada. Aquello lo atormentaba. Y todo era tan triste, tan nublado y descolorido…

Con un grito desagradable y ronco, se arrancó de aquella angustia. Estaba muerto de cansancio, tenía que dormir. Allí yacía una muerta azotada por el viento. Ya había visto muchos muertos en su vida. Cuando ordenaba un ataque, después los muertos yacían por todas partes, y en definitiva, también él era el causante. No tenía sentido y era demencial darle vueltas a aquello por más tiempo. ¿Por qué dedicaba más reflexiones a la judía muerta que a los miles de oficiales y soldados, buenos cristianos, que habían muerto a su alrededor, por obedecer sus órdenes? Para eso era el duque. Dios lo había establecido así, de manera que allá donde fuera floreciera la vida o atacara la muerte.

Ahora se iría a dormir. ¿Y la muchacha? Ni la lluvia ni el viento podían perjudicarla. Si se iba, el asunto quedaba zanjado, se acabó, *finito*. Los criados encontrarían a la joven al día siguiente y avisarían a Süss. Iba a romperse la cabeza pensando por qué y cómo había muerto. Pero probablemente no haría más pesquisas. Se andaría con cuidado. Enterraría a su hija discretamente y mantendría la boca cerrada. Y los que le acompañaban, Weissensee y los otros, harían lo mismo. El asunto quedaría zanjado, muerta, muda y enterrada, y ¡basta!

Así pues iba a… No, no lo haría. ¿Iba a huir? ¡Jo, jo! Podría parecer que el judío le daba miedo. Despertaría a los criados, mandaría un mensajero a caballo a Süss, lo esperaría allí y le diría:

—¡Vaya historias organizas, pillo! Se ha encontrado a tu hija muerta, azotada por el viento. Si no la hubieras escondido, maldito judío, intrigante e hipócrita, si la hubieras llevado a Stuttgart, esto no habría sucedido nunca.

Aquello sería para el judío un fuerte golpe y una gran desgracia. ¡Aquel maldito! Misterioso y enigmático. Primero le había arrastrado al ridículo y al descontento con el asunto de Esslingen. Y ahora, de repente tenía aquella hija preciosa y en cuanto quiso tocarla, murió. Aquella historia no quedaría zanjada y olvidada aunque ahora se fuera, viajara de regreso a Stuttgart y no hablara nunca de ello con nadie. La cara de aquella niña era más difícil de olvidar que los miles de caras de soldados muertos, destrozados y desgarrados. Recordó la cara del judío, la tez muy blanca, los labios rojos, breves y altaneros, los rápidos ojos saltones. Su rostro era de un blanco mate, como el rostro de la niña. Cómo se había pegado a él desde el principio, haciéndosele imprescindible, con su maldita, servil y exótica mirada de perro. Ciertamente, por

aquel entonces él no tenía posibilidad alguna. Era un simple príncipe sin importancia, al que ni siquiera el Parlamento le adelantaba un par de monedas porque de él ya no podían sacar una gran fortuna, ni intereses. Y si después las cosas fueron de otra manera y Süss se hacía pagar con creces su confianza en él, al final el negocio no le había salido bien. Si había mostrado tanto interés por el judío Jecheskel, la niña, tan tiernamente protegida, debía significar mucho más para él. Y allí yacía, sobre el suelo, un montón de carne para los gusanos, azotada por el viento, muerta.

¡Debía librarse de él! ¡Debía librarse del judío! Se lo diría. Que se llevara todos sus bienes, su oro, sus piedras preciosas, sus obligaciones y todo el botín que hubiera arrebatado al país, nadie se lo impediría. Él añadiría a lo que tuviera un magnífico presente, pero debía irse. ¡Que se fuera!

No. No debía irse. Podría parecer que en su presencia se encontraba incómodo, amenazado. No iba a decirle que se fuera.

¡Pero basta ya! Después pensaría sobre aquello. ¡Maldita sea! Ahora se iría a la cama. Se acercó al portón y lo golpeó con fuerza, brutalmente. Le mostró el cadáver al viejo criado que abrió la puerta medio dormido y malhumorado. Sin más explicación, dejó allí al pobre hombre horrorizado. Oyó el grito animal del viejo, los gemidos, los gritos, los balbuceos de la desesperada criada. Karl Alexander no se ocupó de nada, dedicó una mueca iracunda a Neuffer y a sus fantasías, que vacilaba temeroso, no queriendo entrar en la casa encantada con la muerta. Se echó sobre una otomana completamente vestido y durmió, respirando ruidosamente, roncando, profundamente, como un muerto.

Cuando despertó, la luz del día iluminaba la habitación. Se sentía entumecido y sucio. Acurrucado en una esquina estaba Neuffer. Karl Alexander se desperezó. Ahora se iría de aquella inquietante casa, volvería a Hirsau, se bañaría en las agradables estancias de Weissensee y desayunaría bien. Esperaría al judío, le daría unas palmadas sobre los hombros y le diría un par de bondadosas palabras de consuelo, en su calidad de príncipe. Y de esta manera daría por finalizada aquella partida de caza, aunque era una lástima que no hubiera terminado del mismo modo agradable como empezó. Se puso en pie ruidosamente, despertando a Neuffer, que se asustó y se apresuró a atenderle. Entró en la biblioteca mientras el otro se arreglaba. Allí yacía la muerta. Las ventanas habían sido cubiertas con pesados cortinajes, ardían gruesos cirios, y también la imagen mágica del Hombre celestial estaba cubierta. A la cabeza de la muerta, de pie, se encontraba el Rabí Gabriel. Sus ojos tristes y grises sobre su nariz roma no levantaron la vista cuando entró Karl Alexander. El Rabí no preguntó nada, no exigió ninguna explicación. Con su voz áspera y malhumorada dijo:

—¡Iros, señor duque!

Y el duque, impresionado, se fue. No estaba enojado. Se sentía invadido por una gran apatía y una gran torpeza. Salió de la casa, sin ver la belleza festiva y alegre de las flores a la luz del día, no habló con Neuffer, que le seguía asustado, ansioso de oír una voz humana; andaba de prisa, cruzando el bosque y hasta que no llegó al camino de carro donde le aguardaba el carruaje, no pronunció una sola palabra.

El Rabí Gabriel había llegado cuando todavía era de noche, sin que nadie le hubiera avisado. No pareció sorprenderse. Frunció las gruesas cejas, los tres surcos verticales se marcaron con mayor profundidad en su ancha frente, no muy alta. Pronunció la bendición que había de recitarse en presencia de un muerto:

—Alabado seas, Yahvé, Dios, justo juez.

Acostó a la niña, dobló sus rígidos brazos y colocó los dedos muertos, índice, medio y anular, de manera que formaran la *schin*, la primera letra del nombre de Dios, *Schaddai*. Cubrió las ventanas con gruesos cortinajes, encendió las velas, cubrió la imagen del Hombre celestial. Aspergió agua tras de sí cuando entró en la habitación en la que yacía la muerta, aspergió agua sobre la cabeza de la muchacha, sobre sus pies, porque el agua espanta los demonios que se sienten atraídos por la muerte. Sólo Samael, el Siniestro, el ángel de la muerte, no puede ser expulsado. De esta manera el Rabí permaneció a solas con la muerta y con Samael, el Siniestro.

Hundió la cabeza entre sus rodillas, sobre el suelo, pronunció los tres himnos: el de la gran salvación, el del éxtasis y el tercero, el de la legión de los muertos. Allí estaba el alma de la niña y Samael, el Siniestro, no podía ocultarla. El Rabí Gabriel sabía que ella todavía estaba allí, no iba a volar directamente al mundo superior, aún debía cumplir una misión en el mundo inferior, por eso la niña lo había llamado. Pero él no había podido llegar a tiempo y había muerto antes de que él llegara.

En la habitación, llena de Samael, el Siniestro, y de la aletearte y asustada alma de la niña, permaneció aquel hombre grueso, en cuclillas, encogido, hecho un guiñapo. Y le habló con voz áspera y monótona aunque ya nada podía decirle, ella había cruzado el umbral del tercer mundo, y por mucho que ella lo quisiera, él no podría retenerla.

Y como sintió que ella lo seguía intentando, y que Samael, el Siniestro, la cubría, llamó a la que se alejaba con las palabras de la escritura que ella más amaba:

—«¡Cuán dulce fuiste para mí, Naemi, hija mía! ¡Amada y amable! ¡Lirio de los valles! ¡Rosa de Sarón!».

Sintió un último saludo tembloroso. Pero Samael era más fuerte que él y se la llevó más lejos. Entonces cayó sobre su rostro, nunca se había sentido tan pesado, tan terrenal como ahora. Permaneció muchas horas postrado, sumido en aquella espantosa debilidad. Las velas ardían y los dedos de la muerta formaban el signo de la *schin*. Pero no había ningún signo que le ayudara, no había nadie en la habitación, permaneció solo y desamparado, abúlico y con el corazón acongojado, con Samael, el Siniestro.

El duque insinuó a Weissensee, con medias palabras, lo que había sucedido. El mensajero enviado a Süss había partido hacía horas. Mientras esperaba al judío, Karl Alexander desplegó una ruidosa alegría, comió y bebió en abundancia, hizo chistes obscenos y reanudó sus cacerías.

Weissensee comprendió tan sólo una cosa: que la niña había muerto. En presencia del duque consiguió dominarse y mostrarse cortés. Pero una vez a solas, se hundió en una sombría desesperación. El judío le había vencido otra vez. Su hija había muerto. No había sido manchada, deshonrada ni aniquilada. Sencillamente había muerto. Había alzado el vuelo pura y limpia, y su rostro adorable sonreía ahora en las alturas. El judío no era un alcahuete extraño, arrugado y adulador como él, el judío era un mártir, la víctima de una noble tragedia, y su más preciosa joya no había sido empañada y manchada de lodo, pues cuando el otro había querido apoderarse de ella con su mano fangosa, se había libertado lanzándose al aire puro y divino. Su curiosidad carecía ya de sentido y no se sentía ya ansioso de ver el rostro del judío. Sentado en un sillón, agotado e inerte, balbucía sin cesar, casi inconscientemente:

—¡*Nenikekas, Judaie, Nenikekas, Judaie*! Has vencido, hijo de Judá, has vencido.

Entretanto, Süss acudía apresuradamente a Hirsau. Cuando supo que el duque estaba allí y le ordenaba acudir sin pérdida de tiempo, se estremeció aterrorizado. Tenía la certeza de que algo amenazaba a su hija y había quizás sucedido ya. Cuando llegó a casa de Weissensee, le dijeron que el duque había salido a pasear por el bosque y le preguntaron si quería hablar con el presidente del Consistorio. Pero Süss no esperó a Weissensee y salió en persecución del duque a través del bosque. El camino de carro. La empalizada. Los árboles. Las terrazas llenas de flores. La casita blanca. Nadie ante ella, ni los criados, ni el Rabí, ni el duque. Guiado por una certera intuición, sin vacilar ni reflexionar un solo momento, fue directamente a la biblioteca y halló las cortinas echadas, los cirios encendidos y a la muerta, cruzados los brazos sobre el pecho y formando con los dedos la *schin*. Süss se desplomó en el suelo y permaneció muchas horas sin conocimiento.

Cuando abrió los ojos, el Rabí se hallaba en pie a su lado, contemplando a un hombre envejecido y acabado: la espalda, esbelta y flexible, encorvada y caída; las mejillas, tersas y blancas antes, hundidas y sucias; y los cabellos castaños, horriblemente encanecidos. El Rabí había embalsamado a la muerta e iba y venía encendiendo cirios y rociándolo todo con el agua que expulsa a los demonios.

Después de un silencio interminable, Süss preguntó:

—¿Ha sido el duque la causa de su muerte?

—Ha muerto por ti —respondió el Rabí Gabriel.

—Si yo me hubiese marchado lejos con ella, hace mucho tiempo, lejos, muy lejos, a un lugar solitario, ¿acaso no habría muerto?

—Ha muerto por ti —repitió el Rabí.

—¿Se puede hablar a los muertos? —preguntó Süss.

El Rabí Gabriel tembló y dijo tras una pausa:

—En el libro de la legión de los muertos está escrito: «Pensad bien de un muerto y acudirá a vuestro lado. Podéis conjurarlo interiormente y forzarlo a acudir, retenerlo y obligarlo a quedarse. Pensad en él con amor o con odio, lo sentirá. Con un amor más intenso, lo sentirá con mayor intensidad. A cada fiesta que celebréis por él se levantará, dará vueltas en torno a cada imagen que le consagréis y oirá cada palabra que le digáis».

—¿Puedo hablar con ella?

El Rabí Gabriel tembló más violentamente y dijo:

—Sé puro y permanecerá en reposo. Cuando te lances hacia el tercer mundo, se hundirá contigo en el mar del tercer mundo.

Süss calló. No comió, ni bebió. Cayó la noche y el alba lo encontró inmóvil.

—El duque quiere hablar contigo —dijo el Rabí.

Süss no respondió. Karl Alexander entró y retrocedió asustado. Le costaba trabajo reconocer al judío. Aquel hombre sucio, con una barba de dos días alrededor de la boca y en las mejillas, con el pelo

encanecido y los ojos hundidos, enrojecidos, angustiados y legañosos ¿era Süss?, ¿era su judío, su director de finanzas, el elegante caballero, el sueño voluptuoso de las mujeres?

Con voz ruda y ronca, después de haber tosido para aclararla y haber ensayado varias frases, dijo:

—¡Comportaos como un hombre, Süss! No te dejes vencer por el dolor. He visto a tu hija, sé cómo era y comprendo muy bien lo que con ella pierdes. Pero piensa que aún te quedan muchas cosas en la vida. Tienes el favor y el afecto de tu duque y quizás esto pueda servirte de consuelo.

Con mansa sumisión, sin expresión alguna, pero extrañamente glacial, aquel hombre desaseado, de horrible aspecto, respondió:

—Sí, Alteza.

Karl Alexander se sintió confuso ante aquél sí tan sereno. Habría preferido que Süss le hubiera manifestado su resentimiento dándole ocasión para encolerizarse y mostrarse luego de nuevo compasivo y magnánimo. Aquella actitud de monje no encajaba. ¿Qué era lo que había dicho Schütz? Que aquella casa olía «a escuela judía y a cementerio». Volvió a asaltarle un vago recuerdo de la áspera voz del mago y de lo que se había negado a revelarle. Le era preciso despejar el terreno ante sus pies y decidió ir directamente al asunto. Simulando una ruda y leal franqueza, dijo:

—Es estúpido que la desgracia haya sucedido mientras yo estaba aquí. Nadie, judío, cristiano o mago, sabrá qué clase de accidente ha sido. Yo la encontré tendida y muerta ya entre las flores. Supones quizás que soy yo el responsable de su muerte, pero te aseguro que estás en un error.

Y como Süss continuara mudo, añadió:

—Lo he sentido mucho, Süss, y de todo corazón. No hay que creerme un libertino que trata de lograr a toda costa sus fines. Claro está que le hice un poco la corte. Pero si hubiese podido prever las consecuencias, me habría alejado a toda prisa. No le habría exigido ni siquiera el besamanos. ¡*Parole d'honneur*! Pero ¿quién se hubiera figurado que la pobre niña interpretaba tan mal una broma?

Con el mismo acento sereno, sumiso y glacial, respondió Süss: —Sí, Alteza, ¿quién hubiera podido imaginarlo?

Karl Alexander calló desconcertado. Luego, con nuevo impulso, prosiguió:

—No creo ser culpable ante ti. Pero si lo soy, te pido humildemente perdón. No quisiera que hubiese nada entre nosotros. No me guardes rencor y sigue prestándome tus fieles servicios. ¡Dame la mano!

Süss tendió su mano helada al duque y por un momento los dos hombres permanecieron inmóviles, con las manos cogidas, pero sin estrechárselas, y una terrible angustia iba y venía de uno a otro. Las ventanas estaban cubiertas por gruesos cortinajes y a la luz de los cirios, las imágenes cabalísticas se movían inciertas y Samael, el Siniestro, llenaba la estancia. Süss y el duque realizaban ahora aquella figura de danza espectral a la que se habían visto arrastrados en sueños.

El duque fue el primero en arrancarse a aquella atmósfera siniestra.

—¡Bien! —dijo—. Entierra a tu hija y vuelve a Ludwigsburg. Tenemos mucho que hacer.

Se retiró por fin, dejando ya tras de sí aquel penoso asunto y respiró gozosamente el aire puro del bosque. Gracias a Dios, había sabido conducirse como un príncipe y un hombre de corazón. Satisfecho y contento de sí mismo, cogió al pasar una de las lindas flores de la terraza. Y abandonando la casita blanca, cruzó el bosque, mientras admiraba las manchas que el sol proyectaba sobre el suelo a través de las ramas, y emprendió con excelente humor el camino de regreso hacia la capital.

Süss permanecía postrado al lado de la muerta y en sus labios se dibujaba una sonrisa grave y astuta. Sin pronunciar una palabra llamó a su hija y su hija le oyó. Le contó cuán astuto había sido y le habló de la venganza que proyectaba. ¿No era un hombre fuerte que había sabido dominarse y permanecer frío? No sólo no se había arrojado al cuello del duque, sino que le había dirigido palabras amistosas sin que su lengua se secara. Le había tendido la mano y no le había estrangulado. Había respirado el mismo aire que él y no se había asfixiado. ¡Y cuán confuso estaba el otro! No podía comprender que Naemi hubiese huido, desapareciendo antes de que él pudiese saciar su deseo.

¿Qué había dicho al irse? Que tenían mucho que hacer en Ludwigsburg. Quería comprarle y pagarle con beneficios y ganancias la muerte de su hija. ¡Qué imbécil! Pero él había permanecido sereno y le había respondido en tono amistoso y sumiso. El otro se regocijaba sin duda de haber salido tan bien librado. Naemi yacía allí, un montoncito de carne muerta, un pobre montoncito acusador en descomposición. Y el otro pensaba probablemente que si él no se había arrojado a su cuello para estrangularle era porque no tenía el valor necesario para hacerlo. Os equivocáis, señor duque. Os equivocáis, alto y poderoso señor. Os equivocáis, miserable asesino. Süss no era tan primitivamente tosco. No era un carretero que podía contentarse con una venganza tan fácil. Preparaba una más refinada, cociéndola y recociéndola con infinito cuidado.

Se acentuó la sonrisa en sus labios pálidos. Sus dientes, antes tan blancos y brillantes, eran ya sólo huesos secos y amarillentos.

El Rabí Gabriel se paseaba por la habitación, grueso, con paso ceremonioso.

—Éste no es el camino, Josef —dijo de pronto con su voz áspera y monótona.

Süss levantó la vista y lo miró con animosidad. ¿Otra vez? ¿Quería volver a intentar convencerle? ¿Qué le quedaba sino la venganza? ¿Iba a interponerse en su camino, con sus nobles sentencias? Lanza a alguien al abismo y dile ¡no te caigas! Lo miró con los ojos cansados e irritados, lleno de odio, pero no dijo nada.

También el Rabí Gabriel guardó silencio. Ambos permanecieron callados junto a la muerta. Sus pensamientos eran muy dispares. Pero Samael, el Siniestro, estaba en la estancia, y desde todos los rincones, sus pensamientos regresaban una y otra vez a Samael, el Siniestro.

La noticia corrió por todas las comunidades judías del Sacro Imperio Romano: Reb Josef Süss, ministro y gran señor de la corte de Württemberg, el salvador de Israel, ha sufrido una gran desgracia: se le ha muerto una hija. Tenía una niña, hija única. Se le ha muerto la niña. La llevará a Frankfurt para enterrarla. ¡Alabado seas, Yahvé, Dios, justo juez!

Hombres de todas las comunidades se pusieron en marcha, del este y del oeste, del norte y del sur, para acudir al entierro de la hija de Reb Josef Süss Oppenheimer, salvador de Israel, sumido en la desgracia. Acudieron los rabinos de Fürth, de Praga y de Worms; desde Hamburgo llegó el maestro, el Rabí Eybeschütz, el odiado y temido, el sospechoso discípulo y descendiente del mesías cabalístico Sabbatai Zewi.

El rabino de Frankfurt se presentó en Hirsau, en la casita blanca con las terrazas llenas de flores, acompañado por Isaak Landauer, el gran hombre de negocios. Éste dio un fuerte apretón de manos a Süss, sin decir nada. Habría tenido que alegrarse de que finalmente el director de finanzas, hubiera dejado de tener aquel aspecto tan presumido de *goyim* y de caballero. Con su barba sucia y descuidada, y las ropas colgando desaseadas, tenía un aspecto muy judío y olía a *gueto*. Pero Isaak Landauer, por muchas ganas que tuviera de hacer aquellas observaciones, se contuvo, se frotó las manos, sacudió la cabeza, se pasó los dedos por la rojiza barba descolorida y guardó silencio.

Colocaron a la niña en el féretro. El Rabí Gabriel le puso alrededor del cuello un pequeño amuleto de oro: rodeando el escudo de David, la palabra *Schaddai*. Hizo una seña a Süss con su mano amarillenta y exangüe, levantó la cabeza de la muerta y puso debajo del brillante pelo negro, que todavía no se había vuelto mate, ni se había apagado, un montoncito de tierra, fértil, negra, en terrones, tierra de Palestina, tierra de Sión. Después de esto fue clavada la tapa del féretro. Los cuatro hombres —el grueso Rabí Gabriel; Süss, sucio, sin afeitar, derrumbado; el apergaminado y afable Jaakob Josua Falk, rabino de Frankfurt, e Isaak Landauer, enfundado en su amplio caftán— llevaron sobre sus hombros a la muerta, la sacaron de la casita blanca, pasando por entre las flores, alegres y festivas, cruzando el bosque hasta la empalizada. Allí esperaban otros hombres judíos, que tomaron sobre sus hombros la ligera carga y siguieron avanzando. Al cabo de media milla esperaban otros hombres, y al cabo de otra media milla, otros. De esta manera llevaron a la hija de Josef Süss Oppenheimer a través del país, cruzando la frontera, hasta la ciudad de Frankfurt. Y el pequeño féretro no tocó el suelo, no fue llevado en carro alguno, fue pasando de unos hombros humanos a otros hombros humanos hasta llegar a la ciudad de Frankfurt. Pero al féretro lo seguía un enorme carro. Muchos judíos permanecían al borde del camino por donde había de pasar el féretro, y cuando la silenciosa comitiva pasaba, decían:

—¡Alabado seas, Yahvé, Dios, justo juez!

Y cada uno de ellos echaba un puñado de tierra al interior del carro, tierra fértil, negra, en terrones, tierra de Palestina, tierra de Sión. Era la tierra que guardaban para sus propias cabezas, para sus propios féretros, pero la echaban al interior del carro y la daban gustosos, porque de aquella manera, la hija del maestro y señor, Reb Josef Süss Oppenheimer, que había salvado a Israel de una horrible y cruel tragedia, podría ser enterrada por completo en la tierra santa de Palestina.

En la ciudad de Frankfurt, el cementerio judío estaba abarrotado de gente. Aquellas gentes, normalmente activas y bulliciosas, permanecían de pie, en un absoluto silencio, y cuando Süss pronunció ante el féretro las palabras:

—¡Alabado seas, Yahvé, Dios, justo juez! —ellos contestaron a coro:

—¡El mundo es mudable, vano y voluble; pero Uno y Único es el Dios de Israel, el que es, el verdadero Yahvé!

Después, el pequeño féretro se hundió en la tierra de Sión, y la tierra de Sión cubrió el pequeño féretro. Y en medio de millares de personas que guardaban silencio, Süss pronunció con voz seca y monótona, la

oración para la consagración del nombre de Dios. Y todos arrancaron un puñado de hierba y la tiraron por encima del hombro. Y dijeron:

—Como la hierba, también nosotros nos marchitamos fuera de la luz —y añadieron—: Recordemos que somos polvo.

Luego, se lavaron las manos haciendo correr agua que espanta a los demonios y abandonaron el cementerio.

Y durante treinta días, en todas las comunidades judías del Sacro Imperio Romano, se rezó la oración para la consagración del nombre de Dios por la doncella Naemi, hija de Josef Süss Oppenheimer, maestro y señor.

De regreso a Stuttgart, Süss se entregó al trabajo con furiosa dedicación. Se introdujo, esta vez sin reserva alguna, en el proyecto católico, abalanzándose ya sobre todo lo que pertenecía a su especialidad, prescindiendo de su servil afabilidad de antes. Con una sombría e ilimitada arrogancia irónica, manejaba a cuantos le rodeaban y hacía correr a los ministros como si fueran lacayos. Emanaba de él un violento y sarcástico desprecio por todo aquello que significaba dignidad humana, libertad y responsabilidad. Se complacía en imponer sin cesar a sus subordinados nuevas humillaciones, y cuando había reducido a polvo su personalidad, los aniquilaba con su ironía serena y directa, y saciaba en su paciencia servil su desprecio ilimitado por la humanidad.

Saqueó, abiertamente ya y sin medida, el tesoro ducal. Se atribuía comisiones y vendía al duque, a un precio colosal, objetos sin valor. Imponía al ducado, gimiente y exangüe, nuevas cargas, y lo que extraía de él lo ingresaba sin ocultarlo, en su caja particular y no en la del duque. Si hasta entonces había oprimido al ducado para sacar dinero con un fin práctico, ahora lo estrangulaba tan sólo por el refinado placer que ello le producía. Y todo esto lo hacía con audaz descaro, procurando que Karl Alexander lo advirtiera e intentando exasperarle por todos los medios, pero el duque callaba y consentía.

Su aspecto flexible se había transformado. Sus andares naturales e indolentes habían adquirido una brusca rigidez militar, su mandíbula inferior se levantaba ahora más decidida y escondía sus cabellos bajo una severa peluca que nunca hasta entonces había usado. Toda su persona había envejecido, endureciéndose. Su voz había perdido su insinuante dulzura y resultaba ahora gutural e imperiosa. Como la de un viejo judío, decían sus enemigos. Sus ojos se conservaban vivos y al acecho, y normalmente, incluso llenos aún de ferviente devoción, pero si se mantenía alerta, a veces aparecía en ellos una expresión venenosa y perversa, consumiéndose en un fuego hostil, pálido y siniestro.

La yegua blanca Assjadah avanzaba con dificultad bajo el peso de su jinete. Ya no llevaba a su caballero deslumbrante, odiado y al mismo tiempo admirado, noble y libre. Llevaba una pesada carga, un capataz de esclavos que se rastreaba a sí mismo, enemigo de todos y considerado por todos como un enemigo.

Daba todavía suntuosas fiestas, pero el ambiente de aquellas reuniones les parecía triste y envenenado a sus invitados. En tales ocasiones, o en medio de la nutrida concurrencia de las reuniones de sociedad, en el teatro o donde fuera, gozaba dedicando a unos y a otros, burlas crueles y certeras, publicando las miserias políticas y domésticas de alguno de sus invitados, hiriéndolos siempre donde eran más vulnerables y muchos de los invitados se sentían intranquilos y nerviosos, rogando porque no se metiera con ellos.

Con las mujeres mostraba una galantería irónica y distante. Había habido una cuya tez era de una blancura mate, en cuyos ojos se reflejaban sueños milenarios y cuya voz era tan armoniosa, que el canto del ruiseñor parecía un graznido a su lado. Y ahora, aquella mujer reposaba en Frankfurt: la tierra era su lecho y la tierra era la sábana que la cubría. ¿Qué pretendían las demás de él? Respiraban, charlaban, reían y se abrían de piernas a cambio de unos cumplidos. Eran así de vacías, pero la otra había estado llena de vida.

Weissensee, dominadas ya su turbación y su perplejidad, espiaba a Süss. Aquel hombre extraordinario y monstruoso, que no se parecía a nadie, preparaba algo, tramaba una catástrofe estruendosa y multicolor. No era un hombre como él, que se resignaba y permanecía quieto. Presa de voluptuosa expectación, el presidente del Consistorio venteaba ya los vapores de azufre de la erupción y sólo el deseo de asistir a ella mantenía en pie a aquel hombre quebrantado.

La provocativa arrogancia de Süss crecía de día en día. Se conducía abiertamente como dueño y señor del ducado y nada le detenía.

Por aquel entonces ocurrió el asunto del joven Michael Koppenhöfer. Las cosas sucedieron de la siguiente manera:

Después de un viaje de estudios de dos años por Francia, Flandes e Inglaterra, aquel joven, sobrino del profesor Johann Daniel Harpprecht y emparentado también con Philipp Heinrich Weissensee, había regresado a Württemberg para entrar al servicio del duque en calidad de actuario. Alto, moreno, de rostro enérgico, ojos azul oscuro y pelo negro, aquel joven de veintitrés años se parecía como un hermano a

Magdalen Sibylle. Había vuelto de su viaje cargado de teorías subversivas sobre la libertad y la responsabilidad humanas y un odio profundo contra los despotismos. Todas las ideas juveniles, puras e ingenuas sobre una mejor organización del Estado, más justa y más humana, ardían en él, impetuosas y exuberantes, haciendo latir su corazón hasta romper casi su pecho.

Vivía en casa de Harpprecht. El anciano profesor, cuya mujer había muerto muy joven, después de unos cuantos meses de matrimonio, había educado a su sobrino, al que había echado mucho de menos durante los dos años que éste había pasado en el extranjero, y ahora le rodeaba de ilimitado afecto.

Durante su viaje, Michael Koppenhöfer se había sentido doblemente orgulloso de la Constitución de su patria, más liberal que ninguna otra entre las de los demás Estados alemanes. No ignoraba la autocracia militar del duque, la del jesuita de Wurzburgo y la del judío en materia financiera. Pero una cosa era leer sobre esta cuestión cartas y pasquines, y otra vivir en medio de ella, ver con sus propios ojos y palpar con sus manos la opresión sin límite y la franca violencia despectiva. El joven vio el tráfico de cargos y empleos, el comercio con la justicia y la ruina del pueblo. Los Schertlin de Urach arruinados y hundidos en la miseria; su joven primo y amigo Friedrich Christoph Koppenhöfer, mejor dotado que nadie, expulsado del país; perseguidos hasta la desesperación y la muerte el jefe de aduanas Wolff y el ministro del tesoro Georgii. Devorada y sangrada hasta la última gota la hermosa comarca, rica y fértil. Millares de hombres obligados a permanecer en el ejército. Decenas de millares, hambrientos y vestidos con harapos, centenares de millares corrompidos en cuerpo y alma: una corte que se encenagaba sin freno en la intemperancia y el libertinaje. La fuerza bruta pavoneándose, vestida con brillantes uniformes, y una casuística despectiva que prevalecía vergonzosamente sobre una Constitución clara y noble. Corrompida la administración, prostituida la justicia, y la libertad, su adorada libertad, convertida en objeto de irrisión y en un harapo con el cual el duque, el jesuita y el judío se limpiaban el culo.

Una santa y devoradora indignación invadió al joven, dando una expresión más viril a su rostro moreno y enérgico, dando al azul oscuro de sus ojos un nuevo y más penetrante brillo. ¡Oh, sutil y joven elocuencia! ¡Oh, noble cólera y rebeldía! También el anciano Johann Daniel Harpprecht vivía invadido por una cruel aflicción ante la decadencia y la descomposición de su patria. Y ahora, aquel hombre honrado y recto ponía todas sus esperanzas en su sobrino, y sus noches, antes solitarias y áridas, reverdecían ante aquella juvenil presencia.

El actuario había inspirado a Süss, desde un principio, profunda antipatía. La alta estatura del joven y su aspecto un poco rígido y anguloso, exento sin embargo de toda vulgaridad, le habían irritado desde el primer día y la evidente sinceridad de sus convicciones políticas le exasperaba. Detrás de la oposición política, se escondía siempre el propio beneficio, o si no, la falta de talento. El hecho de que el joven se hubiera declarado partidario de la democracia que defendía su famoso tío, no habría resultado sorprendente, pero que aquel hombre activo, dotado de todas las buenas cualidades necesarias para llegar muy alto, pusiera en peligro su carrera, por el ardiente celo que ponía en luchar contra la corriente reinante, era la prueba de que todavía quedaba en el país alguien con convicciones políticas y que por lo tanto resultaba incordiante. Aunque en la práctica, Süss temía tan poco el juvenil entusiasmo del actuario Michael Koppenhöfer, como a la hábil elocuencia de Moser. Antes de la catástrofe de Hirsau, la impetuosidad juvenil del actuario no le hubiera preocupado y le habría dejado desahogarse sin hacer objeto de la menor reprensión al funcionario rebelde.

Pero después de la desgracia de Hirsau, se inflamó en su corazón ulcerado una llama más sombría contra los atrevimientos del joven e inquebrantable libertario. Fijó en él su mirada y se preparó para atacarlo. La imprudencia del joven le proporcionó pronto ocasión de lanzar sobre él una severa admonición.

El anciano Harpprecht preveía el conflicto desde largo tiempo atrás, pero no podía resignarse a moderar la hermosa pasión de Michael. La juventud tenía derecho a ser imprudente y a lanzarse a enderezar entuertos, a riesgo de romperse los huesos. Pero se le encogía el corazón ante la idea de volver a sus veladas solitarias, sin que la juvenil presencia de su sobrino las animase. Sin embargo, esperó que su prestigio impediría a Süss ir más lejos en sus ataques a Michael.

En medio de la miseria de su patria y de la corrupción que le rodeaba, Michael Koppenhöfer vislumbró una luz clara y diáfana. Se trataba de la *demoiselle* Elisabeth Salomea Götz, cuyos rubios encantos produjeron intensa impresión en su corazón apasionado y fácilmente inflamable. Cuando supo que la joven rechazaba con franca obstinación las pretensiones de Karl Alexander, vio en ella el símbolo de la libertad humana. Las dos imágenes se fundieron en su pensamiento y Michael hablaba en los mismos términos de su adorada libertad que de la hermosa Elisabeth Salomea.

En aquellos días, Süss no se sentía obligado a tener consideraciones con nadie, ni siquiera con Harpprecht. El joven Michael fue declarado cesante, por no haber demostrado suficiente respeto al duque, a

pesar de las advertencias recibidas, y haberse permitido contra él frases inconvenientes, impías y blasfemas. Debía agradecer la benevolencia y la gracia que se le hacía no entregándolo a los tribunales de justicia, pero se le obligaba a salir del ducado, quedando desterrado de él para siempre.

Aquel peligro se cernía sobre él hacía mucho tiempo. Pero cuando le hirió, pareció inesperado y quebrantó por completo al anciano Harpprecht. ¡Tener que permanecer abandonado y triste en su amplio despacho vacío, a solas con sus libros y sus pergaminos y sin más compañía que las sombras fuera del círculo luminoso de su lámpara que se convertían en tristes imágenes de desterrados, hambrientos, encorvados y vestidos de harapos, o en codiciosos dedos de judíos que se tendían hacia él! Si su sobrino estaba allí, orgulloso y lleno de vida, aquellas sombras se desvanecían en cuanto él enarcaba las cejas y sus ojos azules expulsaban de todos los rincones aquella oscuridad glacial y amenazadora. Pero no estaría allí, el duque le había desterrado y el judío no le dejaría volver.

Y el anciano jurista, agotado después de largas luchas, se decidió y compareció ante el duque. No había solicitado nunca nada, no había pedido más que lo que le era debido y estaba acostumbrado a que fueran los demás los que acudiesen a suplicarle a él. Para aquel hombre honrado era un penoso tormento presentarse en aquella actitud y no encontraba las palabras con que iniciar su petición. Pero Su Alteza debía considerar que eran muchas las cosas que iban realmente mal en el país, y si el joven había expresado en voz alta su descontento, ello valía más y era más honrado que hacerlo secretamente como otros hacían, con frases venenosas. Karl Alexander le escuchó gravemente, estrechó vigorosamente la mano del desdichado profesor y prometió, aunque con poco convencimiento, reflexionar sobre el asunto.

Sin embargo, pidió ser informado de él con detalle, y Süss se presentó a enterarle personalmente. Efectivamente los hechos eran como los había expuesto el profesor. Pero difería de Harpprecht en cuanto a las medidas necesarias para proteger la dignidad de un príncipe. El duque, malhumorado, reprochó a Süss haberle puesto en una situación harto desagradable, pues ahora tenía que enmendar una decisión o negar la primera y única solicitud que le había presentado aquel hombre tan respetado y lleno de méritos.

Süss replicó descaradamente que comprendía muy bien que le fuera más penoso a Su Alteza rehusar algo al profesor suabo que a su propio director de finanzas. Pero había otras razones que aconsejaban desembarazarse del actuario. Si los asuntos del duque con las señoras de Götz iban mal, la culpa la tenía el joven Michael Koppenhöfer, que se había cruzado en su camino, por lo menos en lo que se refería a Elisabeth Salomea. El duque gruñó y no contestó.

Pero una vez a solas decidió, a pesar de todo, autorizar al actuario a permanecer en el ducado. El judío era un insolente. ¿Acaso él, Karl Alexander, podía temer que un miserable demócrata, un rebelde, se le anticipase en la conquista de una muchacha de la nobleza? ¿O quizá se figuraba el judío que después de la historia de Hirsau iba su duque a echarse a temblar y a desconfiar de su virilidad ante una virgen, por arisca que fuese? Se sintió furiosamente invadido por la lujuria. ¡*Mille tonnerres*! Él era Karl Alexander, duque de Württemberg y de Teck, y a pesar de todos los rebeldes conquistaría a la doncella. En cualquier caso, no temía a ningún rival e iba a anular la sentencia.

Pero en el momento de ir a dar la orden prefirió reflexionar aún y demoró la resolución hasta el día siguiente. Aquel día fue a Ludwigsburg y las diversiones, las representaciones y los asuntos políticos le absorbieron. De este modo, llegó el día en que había de procederse a la ejecución de la sentencia sin que se dictase contraorden alguna. El joven Michael Koppenhöfer tuvo que abandonar el ducado y las veladas del profesor Harpprecht transcurrieron tristes y sombrías.

Karl Alexander ya no podía tomar ninguna medida retroactiva. Cuando pensaba en las señoras de Götz se sentía satisfecho, pero no lo confesaba. Abrigaba más bien una cierta cólera sorda contra el judío que le había puesto en el dilema de escoger entre Harpprecht y él.

Süss sabía que Karl Alexander nunca había cometido deliberadamente una canallada y que, por lo tanto, no se daba cuenta del verdadero motivo que le había impulsado a permitir el destierro del joven Michael. Quiso, pues, hostigarle continuamente con aquel asunto para que su sentencia fuera en él una herida siempre abierta y de cuando en cuando le decía:

—Ahora irán mejor vuestros asuntos con las señoras de Götz, puesto que nosotros hemos hecho desaparecer al joven Koppenhöfer.

El duque habría querido abalanzarse sobre él, pero se contenía y respondía confusamente:

—¿Nosotros? ¿Nosotros? —mientras que Süss se limitaba a sonreír sin decir nada.

A oídos de los enemigos del judío llegó que su campaña contra el actuario había desagradado al duque, pero no comprendían la paciencia que demostraba Karl Alexander y aprovecharon la ocasión que se les presentaba de protestar contra aquella situación inconcebible. Demostraron pues, con cifras, que Süss sangraba y arruinaba el país, en beneficio exclusivamente suyo sin ingresar un solo céntimo en la caja

ducal, y que en todas sus transacciones estafaba y robaba a su soberano. Hablaron cerca de dos horas sin que Karl Alexander los despidiese. Los escuchó hasta el fin y pidió explicaciones sobre ciertos detalles que no comprendía del todo, haciendo que Dom Bartelemi Pancorbo le demostrara minuciosamente con qué descaro le engañaba y le robaba Süss, vendiéndole a elevado precio joyas sin valor. Cuando terminaron, los despidió cortésmente, sin manifestar su opinión.

Al día siguiente, sin haber sido llamado, Süss se presentó en palacio. Había sabido, dijo, que volvían a iniciarse malignas maniobras contra él y no estaba dispuesto a soportar por segunda vez la vergüenza de una investigación de sus cuentas. Solicitaba pues, respetuosamente, pero con urgencia, que se le relevase de sus funciones.

—Escucha, judío —dijo Karl Alexander—, en octubre me vendiste una piedra por más de cinco mil ducados. ¿Cuánto vale?

—Hoy ni siquiera quinientos.

Y fijando sus ojos en los del duque, con sonrisa insolente y provocativa, añadió:

—Esas piedras varían mucho de precio porque suelen ser regalos de amantes.

—Está bien —dijo Karl Alexander, y ambos permanecieron silenciosos.

El duque llamó y ordenó que el canciller Scheffer acudiera a palacio con toda urgencia, *prestissimo*. Pero hasta que llegó pasaron veinte minutos y durante aquellos veinte minutos no cambiaron una sola palabra. Tampoco pensaban el uno en el otro. En la lujosa estancia, clara y amplia, reinó un profundo silencio. Imágenes y sueños iban y venían del duque a Süss. La voz áspera del mago y la muchacha muerta formando con sus dedos la letra *shin* estaban en aquellos sueños.

Por fin llegó el canciller. Formaba parte ahora de los enemigos de Süss y se estremeció al verle allí. El duque quería sin duda confrontarle con el financiero y la tarea iba a ser ruda contra aquel hombre diabólico.

Pero no fue así. Apenas entró el canciller, el duque se levantó y dijo con acento firme, militar, glacial e imperioso, a su sorprendido ministro:

—El señor director de finanzas, aquí presente, se queja de que se calumnia su gestión y pide ser relevado de sus funciones. En consideración a sus servicios, que siempre nos han satisfecho plenamente, deseamos hacer todo lo posible por conservarle. Por lo tanto, vais a redactar inmediatamente un documento, un testimonio de legitimación o de absolución, llamadlo como queráis, descargando al señor director de finanzas de toda responsabilidad por sus transacciones pasadas y futuras. Nadie, quienquiera que sea, podrá pedirle cuentas de sus actos y operaciones. Redactaréis el documento en forma legal y nos lo traeréis inmediatamente para ser firmado, y para que pueda publicarse en el próximo número de la gaceta oficial. Lo esperamos.

Karl Alexander había hablado con voz tan fría y mesurada, que el canciller, aterrorizado, no se atrevió a aventurar la menor objeción. Ni el duque ni el judío rompieron el silencio, en tanto que Scheffer redactaba el texto, y Karl Alexander lo firmó también sin decir palabra. Pero luego, no pudiendo contenerse por más tiempo, exclamó:

—A la gaceta enseguida, este papelucho.

El ministro se retiró temblando.

Süss agradeció con serviles y devotas frases aquel enorme favor inmerecido y aquella extraordinaria confianza. Pero sus ojos no se mostraban agradecidos, sino provocativos y sarcásticos. Los dos hombres se midieron con la vista, mudos y hostiles y Karl Alexander comprendió que aún no había pagado su rescate.

—¡Vete, judío! —gritó por fin, loco de rabia.

Y Süss se fue, pero no como el canciller. Se retiró lentamente, erguida la cabeza, con una sonrisa perversa en los labios y consciente de su poder.

Una vez solo, el duque dio rienda suelta a su cólera, hiriéndose y desgarrándose en su lucha contra la cadena invisible, indestructible y cruel que le ataba a aquel hombre.

El joven Götz de cabellos de lino que, a pesar de sus pocos años, había sido promovido al puesto de procurador de la cancillería privada, veía con disgusto las atenciones galantes que Karl Alexander prodigaba a su hermana Elisabeth Salomea y a su madre, Johanna Ulrike, y no sabía qué actitud adoptar. Por un lado, era para una dama un alto honor ser cortejada por su soberano y su deber, como súbdito fiel, era pertenecer en cuerpo y alma al príncipe designado por Dios. Además, para su propia carrera, no podía ser sino muy beneficiosa aquella inclinación del duque. Mas, por otro lado, el camino que venía del duque o conducía a él pasaba inevitablemente por aquel maldito judío, e incluso le parecía advertir que Elisabeth Salomea, su hermana, veía al judío con ojos más favorables que al duque y aunque Süss, por su situación en la corte, se

hallase en cierto modo purificado de la pestilencia habitual en los de su raza, a Götz le era de todos modos muy penoso imaginarse a su madre y a su hermana en íntimas relaciones con él. El joven funcionario hubiera puesto sin duda un rápido final a aquel conflicto solicitando una licencia para retirarse con su madre y su hermana a sus propiedades de Heilbronn. Pero el asunto de la napolitana y de la enfermedad del duque le había trastornado profundamente. Se sentía culpable ante su soberano y su conciencia no le permitía alejarse de él. Preocupado y sin saber qué hacer dejó que las cosas siguieran su curso.

En un principio, marcharon mal y lentamente. Süss se atravesaba sin cesar en el camino del duque, el cual jugaba a veces con la idea de coger por la fuerza, también en esta ocasión, el fruto deseado, pero quería demostrar al judío que sabría rendir la fortaleza sin más armas que la galantería. Esperaba pues, pero tan larga espera aumentaba su deseo.

Enviaba a aquellas señoras, tan pronto a la madre como a la hija, espléndidos presentes que su criado negro se encargaba de llevar. Aquel criado siempre silencioso, hasta el punto de que las gentes le creían mudo, aquel hombre ágil, de un negro brillante, era simpático a las mujeres por su expresión melancólica y animal, habiendo así logrado grandes éxitos con las criadas de palacio y con otras mujeres de clase mucho más alta. Los delicados rostros coronados de rubios cabellos de las señoras de Götz le fascinaban y cuando iba a llevarles los regalos del duque devoraba en silencio, con sus ojos profundos y nostálgicos, sus delicadas figuras. Pero la *demoiselle* Elisabeth Salomea, cuando advertía sus miradas apremiantes e indecentes, se reía insensible, alegre como una colegiala, en su propia cara.

Süss sujetaba enérgicamente a las dos mujeres. Ambas estaban locamente enamoradas de él, sin que por ello tuvieran celos una de otra. Por el contrario, se entusiasmaban mutuamente comentando admiradas sus múltiples dones. Mientras que la madre alababa su genio —hacía tiempo que se había dado cuenta de que él gobernaba en el ducado y no Karl Alexander—, y mientras comentaba lo fuerte y temible que era, siendo al mismo tiempo adorable, la hija lo encontraba masculino, lleno de fuerza, pero sin ser tosco o rudo. ¡Qué distinto era de aquel revolucionario Michael Koppenhöfer! ¡Qué distinto de los oficiales tan ruidosos y brutales! Y cogidas del brazo, como dos hermanas, lo ponían por las nubes, y se deleitaban sabiendo rendidos a sus plantas a las dos primeras figuras del país, el duque y el judío, mientras que el joven Götz guardaba silencio, lleno de perplejidad.

Süss hubiera podido gozar de las dos mujeres antes que el duque. Pero al pensarlo se pintaba en su rostro una aburrida sonrisa. Hacía como si estuvieran demasiado altas para él. Fingía no ver sus provocaciones y se contentaba con manejarlas de manera que el duque no consiguiese sus fines.

Ocurrió por aquellos días que un joyero holandés puso a la venta una piedra de excepcional valor, llamada el «Ojo del Paraíso». Procedía de las Indias, de donde la había traído un aventurero inglés que la había adquirido por procedimientos nada claros. El «Ojo del Paraíso» era la piedra más bella y más pura de su especie en Europa. El gran visir ofrecía por ella una suma enorme, pero antes de que aquel tesoro desapareciera de nuevo hacia Oriente, el comerciante de Amsterdam preguntó a los grandes caballeros cristianos si había alguien dispuesto a mejorar la oferta del pagano.

Un día que las señoras de Götz elogiaban incidentalmente los regalos de Karl Alexander, Süss habló del «Ojo del Paraíso» que se hallaba en venta. Aquel que ofreciera semejante joya a una dama demostraría amarla verdaderamente y a nadie que pagara tal precio podría una mujer negarle sus favores.

Sucedió así lo que Süss deseaba. Elisabeth Salomea, lisonjera, habló a la ligera al duque del «Ojo del Paraíso» y Karl Alexander pidió a Pancorbo informes sobre aquella piedra y sobre su precio. Era ciertamente un diamante de gran valor, respondió el portugués con su voz ronca y estirando el cuello descarnado por encima de su enorme golilla portuguesa. Pero su precio era elevadísimo. Mencionó la suma que por él había ofrecido el gran visir, aquel dinero bastaba para comprar cinco señoríos con todos sus pueblos. Karl Alexander retrocedió ante aquella suma inaudita y no se decidió a dar la orden de compra.

Suponía quién había metido en la linda cabecita rubia de Elisabeth Salomea aquel ardiente deseo. Pero no estaba lo suficientemente loco como para sacrificar tan elevada cantidad, con la cual se podían adquirir territorios y soldados, a una mujer a la que fácilmente podía tumbar un día sin consideraciones y sin que nadie se atreviera a criticarle, después del tiempo que había gastado con ella, de sus galanterías y regalos. Tan sólo el judío le consideraría ahora mezquino y roñoso. El judío que inspiraba semejantes ideas a las mujeres para hacerle pasar luego a sus ojos como un Harpagón. Pero su deseo aumentaba de día en día. ¡Rayos y centellas! Ninguna mujer podía entregarse gustosa a un hombre al que considerase roñoso e innoble. Hizo, pues, llamar a Dom Bartelemi, el cual recibió, radiante, la orden de comprar la piedra.

Pero cuando Pancorbo se presentó ansioso y a toda prisa en casa del joyero, el «Ojo del Paraíso» había sido ya vendido. ¿A quién? El joyero no lo sabía. Un intermediario había ofrecido por ella un precio más elevado que el del gran visir.

—Tanto mejor —se dijo el duque. Se lo explicó a las señoras de Götz, expresándoles su disgusto por no haber podido ofrecerles aquella satisfacción.

Dos días después Süss ofrecía a Elisabeth Salomea la piedra maravillosa. Era un presente estimable y en toda Alemania se habló de él, en tanto que el joven Götz seguía perplejo y sin saber qué hacer.

Sin ser llamado, Süss se presentó al duque, el cual le recibió sombrío y, tal y como acostumbraba hacer Karl Alexander, elogió en términos descarados y con todo detalle los encantos de la *demoiselle*.

Con los puños levantados, Karl Alexander se precipitó, furioso, corpulento y amenazador, contra el judío, que le dejó llegar sin inmutarse. Ante aquella fría serenidad, el duque se contuvo jadeante, y dijo con voz ronca:

—Estamos en paz, judío.

Pero el judío no respondió, y el duque comprendió que todavía no estaba redimido.

Mientras tanto, en el castillo del príncipe-obispo de Wurzburgo se había elaborado un plan astuto y sutil. Siguiendo el modelo de la organización de los dominios austríacos del sur, el ducado de Württemberg debía ser dividido en doce circunscripciones militares. El gobernador de cada una de ellas tendría a sus órdenes un regimiento y todos los funcionarios quedarían bajo su jurisdicción directa. De este modo se daba fuerza de ley a la autocracia militar, que gobernaría a todo el país.

Para quitar definitivamente todo el poder al Parlamento se preparó un decreto, según el cual, en cada reunión de la Comisión de los Once, debía estar presente un consejero nombrado por el duque. Éste debía presentar las solicitudes del duque, pero al mismo tiempo debía poner particular atención en aquellos que se manifestaran en contra de éstas. Si su modo de ver las cosas era más acertado, se aceptaría su opinión, pero si los que se oponían lo hacían sólo por pura maldad y ganas de llevar la contraria, él o los rebeldes, serían llevados a prisión.

Consumiendo innumerables jarras de café, el aparentemente insignificante consejero Fichtel, asistido por el presidente del Consistorio, trabajaba en un detallado informe endemoniadamente astuto, para justificar esta medida arbitraria ante el emperador, la Dieta del Imperio y el *Corpus Evangelicorum*. Con leal sinceridad, se argumentaba en contra de la Constitución, y con los más sutiles legalismos se hacía hincapié sobre todo en que había que tener en cuenta la época en que se establecieron los viejos acuerdos entre el duque y el Parlamento y reconocer que lo que había sido bueno en aquellos momentos, hoy en día no tenía ya sentido.

Miles de manos trabajaban febrilmente colaborando entre sí. El Papa y el emperador miraban el asunto con buenos ojos, animándolos a seguir. Y aquel viejo y borroso acuerdo entre Karl Alexander y los consejeros vieneses, llevado a cabo cuando subió al trono, por el que él se comprometía a apoyar con tropas al emperador en el caso de una guerra con Francia, haciendo lo mismo el emperador en el caso de que corriera peligro su soberanía, adquirió de pronto un peligroso sentido para el partido de la Constitución de Württemberg. El viejo príncipe de Thurn y Taxis viajó a los Países Bajos austríacos y desde allí daba las directrices para la reforma de la administración de Stuttgart. De la organización militar se ocupaba, con energía y rudeza, Remchingen; de las cuestiones financieras, Süss; de las diplomáticas, Fichtel; del hundimiento y la desmoralización del Parlamento, Weissensee.

Karl Alexander trabajaba febrilmente y sin descanso. Celebraba conferencias, escribía de su puño y letra innumerables cartas y pasaba revista a las tropas. Se sumía en el proyecto católico como en un baño vivificante. Ni las sangrías ni las ventosas recetadas por los doctores Breyer y Seeger cuando su sordo furor contra el judío le había hecho subir la sangre a la cabeza habían conseguido aliviar su estado. Ahora tenía el vago presentimiento de que el éxito del proyecto católico le curaría.

El duque no era en absoluto piadoso. Bien sabía Dios que no se había convertido a la Iglesia católica por la Virgen María, sino por Marie Auguste y un saco lleno de ducados, pero a pesar de sus ocasionales chistes librepensadores, no se sentía inclinado al ateísmo *à la mode*, absoluto e incondicional. Le gustaban los ritos de la Iglesia por muchas razones, aquella religión era la más adecuada para un soldado y un gran señor, aquella fe llena de pompa, encajaba mucho mejor con la riqueza y el lujo de los uniformes. Resultaba muy agradable también confesarse de vez en cuando con el afable y rechoncho *pater* Kaspar, aunque difícilmente podía decirle a otra persona sus más secretos y pecaminosos pensamientos, cuando ni él mismo reflexionaba dos veces sobre ellos.

Ahora, su relajada fe ganó en seriedad, en sustancia. Si antes su profesión de fe no había sido más que un medio político, una condición previa necesaria para obtener el apoyo del emperador y del Papa para una autocracia militar, o en el mejor de los casos, un elemento decorativo, ahora empezaba a contemplar el absolutismo al que se quería llegar, desde una perspectiva mística. Se veía al servicio de una idea grandiosa,

divina. El poder por el que se esforzaba era algo santo; la lucha por él, un servicio a Dios. Se volvió visiblemente más piadoso y más estricto en el cumplimiento de los ritos, lo que alegró al *pater* Kaspar y a sus amigos los príncipes clérigos.

Pero sucedió que, sin confesárselo, veía en aquel servicio a Dios una expiación por la extraña, odiosa e indestructible inclinación que sentía por el judío. Con la pícara palabrería que había aprendido de los jesuitas, se convencía de que necesitaba al judío por motivos políticos y que sólo por eso toleraba su insoportable presencia. Pero en cuanto hubiera alcanzado su objetivo, agarraría a aquel canalla por los pelos y lo metería en prisión. A veces se decía que si lograba aquel triunfo para la Iglesia, Dios le recompensaría con toda seguridad librándolo de aquella penosa unión con el judío.

No debería haber solicitado ni escuchado el oráculo del mago judío. Había aceptado lo segundo, pero le atormentaba aquello otro:

—Lo primero no os lo diré.

Escribió urgentemente a Suiza a su amigo el príncipe-abad de Einsiedeln, que era un gran astrólogo, pidiéndole que le mandara un astrólogo y adivino católico, y pronto se presentó éste ante él. Era muy distinto al cabalista. Su aspecto y su modo de vestir no tenían nada de extraordinario, pero en su presencia se había sentido extraño e incómodo. El mago del príncipe-obispo, por el contrario, se presentó con toda la pompa y los útiles del charlatán profesional. Traía consigo objetos, triángulos, catalejos, alambiques y herraduras mágicas, exigió que se le instalara en una habitación solitaria de una de las torres; por las noches se subía, vestido con túnicas llenas de extrañas figuras, al tejado del castillo, pronunciando extraños conjuros; se hizo traer tierra del cementerio, recogía el rocío de las ventanas cuando la luna estaba en cuarto creciente, quemaba hojas de álamo y carbón y hacía muchas otras cosas por el estilo. Con frecuencia, a medianoche se oían en su habitación salvajes alaridos y los lacayos, que a pesar del miedo, le espiaban llenos de curiosidad, tuvieron la impresión de que un caballo salía galopando por la ventana con mucho ruido de cadenas. El astrólogo prometió al duque decirle el día y la hora exacta indicadas por las estrellas para que llevara a cabo aquello que tuviera previsto. El duque no ocultaba que aquel hombre, con toda su magia, le impresionaba mucho menos y le inspiraba menos confianza que el cabalista con su silenciosa y discreta presencia. Y se rió a carcajadas cuando Süss, estando el astrólogo presente y burlándose de él, señaló a los cañones, diciendo:

—Señor duque, éstos son los mejores astrólogos y adivinos.

Sin embargo, después de haber consultado a un mago cristiano, se sentía con la conciencia más tranquila, además de que no había forma de obtener más información del mago judío.

Aunque Süss se le hubiera adelantado en la conquista, Karl Alexander no había podido resistir la tentación de gozar también a las señoras de Götz, que el judío le cedía ahora con indolente desdén. Pero no le proporcionaron el placer que esperaba, pues la idea de que habían pertenecido al otro le irritaba. Concentrándose cada vez más profundamente en el proyecto católico, acabó por olvidarse totalmente de las dos señoras, las cuales quedaron humilladas y se mostraron incapaces de ocultar su desilusión, sobre todo la madre, que envejecía ya visiblemente. El hijo y hermano rechinaba los dientes, murmurando para sí aquellos versos de la comedia en la que había conocido a la napolitana: «La belleza que nos atrae es una bendición y un dulce milagro; la belleza saboreada, una baratija, un trasto viejo» y no sabía cómo reaccionar. Se consumía de rabia pensando, esta vez en serio, retirarse a sus posesiones de Heilbronn, y aunque seguía prosperando, seguía acumulando su ira en silencio.

Pero a quien más atormentaba el dolor de las dos deliciosas señoras era a Otmann, el criado negro. Como de costumbre, se había tendido atravesado ante la puerta la noche en que Johanna Ulrike había entrado en la alcoba del duque y aquella otra, todavía peor, en la que le había tocado el turno a Elisabeth Salomea. Otmann no había dormido, espiando a través de la puerta los menores ruidos, y cuando la joven hubo salido de palacio, los ojos impenetrables del mameluco se habían transformado de repente, a espaldas del duque y habían lanzado contra Karl Alexander una mirada fulminante, tan saturada de odio, que su señor había alzado los hombros en un movimiento instintivo de defensa.

El negro conocía muy bien las intrigas de la corte. Sabía de quién había recibido Elisabeth Salomea el «Ojo del Paraíso» y lo que aquello significaba. Pero, extrañamente, no abrigaba odio alguno contra Süss e incluso sentía una extraña satisfacción de que hubiera sido él y no un cristiano quien hubiera gozado sus primicias; en cambio, su odio contra Karl Alexander era intensísimo y profundo.

El duque trataba a su mameluco como a un perro fiel. Estaba convencido de que no comprendía nada de sus asuntos y no le ocultaba lo más mínimo. Dondequiera que Karl Alexander se hallara, Otmann se hallaba también en pie, sentado, acostado o acurrucado en un rincón, e incluso por la noche se tumbaba en su alcoba o ante su puerta. Pero comprendía muchas más cosas de las que su señor imaginaba, tenía buen oído

y mejor vista, y relacionaba unas cosas con otras, aunque parecieran muy dispares. A su manera misteriosa y callada aparecía ahora de cuando en cuando en casa de Süss y le revelaba detalles secretos de la vida de Karl Alexander, que Süss habría debido ignorar. Y entonces los dos hombres se miraban largamente: los ojos vivos del uno se hundían en los del otro, serenos como los de un animal, y en ambos se veía el mismo odio encarnizado y salvaje.

Süss aprovechó unos cuantos días menos agitados para ir a Hirsau. En la casita blanca reinaba el más absoluto silencio. El Rabí Gabriel permanecía callado. Los dos hombres se saludaban, pero no permanecían nunca juntos. Por fin, un día el Rabí Gabriel se obligó a decirle:

—Bajo la carne y los huesos veo ya tu rostro verdadero, Josef.

—¿He cambiado? —preguntó Süss. Y luego añadió, furioso—: Ahora mi aspecto es realmente el de un judío. ¿O acaso sigo siendo el hijo de mi padre?

—El dolor hace que las máscaras caigan de los rostros —dijo el Rabí—. Tienes expresión de dolor, la expresión de un rostro judío. Pero el camino que has elegido no es el bueno, Josef.

Süss no respondió. No se alteró ninguno de sus rasgos y no podía saberse si le había oído o no. De la niña no hablaron.

Recorrió las terrazas llenas de flores que su hija había amado tanto, contempló las imágenes del árbol cabalístico y del Hombre celestial, de las cuales había llenado ella sus ojos y hojeó las páginas cubiertas de grandes caracteres macizos del Cantar de los Cantares, que Naemi prefería a todos los demás libros de la Biblia. Pero aquellas dulces y amables palabras no le transmitían su encantadora musicalidad, sino que de ellas deducía una dura y violenta advertencia, y no pudo seguir contemplando aquellas páginas durante mucho rato.

En el bosque encontró inesperadamente al presidente del Consistorio. Weissensee había vuelto a dedicarse a sus comentarios sobre la Biblia y erraba a través de las amplias estancias de su residencia, conversando con Johann Polykarp Schober. Pidió a Süss permiso para acompañarle y consideró su silencio como una afirmación. Lentamente y sin hablar apenas, anduvo a su lado a través del bosque soleado y le siguió, cruzando las terrazas, sin que Süss protestase, hasta penetrar en la casita blanca. Silencioso y singularmente confuso, se sentó con él en la biblioteca. Minutos después se unió a ellos el Rabí Gabriel y los tres hombres permanecieron sentados, encorvados y cansados. Veían que eran viejos y sentían cómo la vida se escapaba de sus miembros, cómo se iban convirtiendo en pasado, minuto a minuto; lo sentían claramente, físicamente, con un cierto bienestar doloroso, como el enfermo que se despereza, cansado, cada uno de ellos vivía la pena de los otros y adivinaba en ellos la misma languidez apaciguadora.

Al día siguiente, el Rabí Gabriel se despidió de Süss. Había resuelto no volver más a Württemberg. Süss le era ya menos hostil. Aunque protestaba contra el Rabí y rechazaba despectivamente con tímidas simplezas sus exhortaciones a retroceder en el camino emprendido, le hubiera gustado tenerle siempre cerca de él. En el rostro de aquel hombre obeso y feo lucía un reflejo del rostro de su hija, y los sueños de Naemi vivían detrás de su frente estrecha y abombada, cuyos surcos formaban la *shin*. Cuando se fuera, Süss se sentiría muy solo. Pero aquello no se lo confesaba ni siquiera a sí mismo. Se decía que su mal humor se debía tan sólo a que ahora ya no tendría ningún testigo que certificara que el camino que había elegido era el correcto y que su venganza magistral era el único medio de volver a estar en contacto con su hija.

Solicitado por diversos sentimientos encontrados, estaba dispuesto a pronunciar o a oír de los labios del cabalista palabras amistosas. Pero el Rabí conservaba su humor sombrío. Sus libros y todo su aparato cabalístico habían sido retirados ya casi en su totalidad, dio al criado las últimas instrucciones con su áspera voz. Luego, vuelto hacia Oriente, hacia Sión, recitó la plegaria obligatoria al emprender un largo viaje, reafirmando por tres veces, con tres fórmulas distintas, su confianza en el auxilio de Jehová. Posó una vez más en Süss la mirada dura de sus ojos graníticos, le dirigió un último adiós: «La paz sea contigo», y partió seguido de Jantje, la gruesa criada que retornaba a su país. Süss fijó la mirada en su ancha y gruesa espalda, algo encorvada, en su anticuado traje, hasta que lo vio desaparecer en el bosque después de cruzar las terrazas en flor. En lo más recóndito había deseado que el Rabí se volviera una vez más. Pero con paso cansado, acompasado e imperturbable, siguió avanzando hasta desaparecer.

Pocos días después, Süss y el viejo criado abandonaban la casita blanca. El pequeño edificio de aspecto exótico quedó silencioso en medio de su soledad. Las habitaciones estaban desoladamente vacías y los porticones de las blancas ventanas, claveteados, le daban un aspecto espectral y hostil. Las flores se marchitaron y nadie se cuidó de renovarlas.

Crecieron los rumores en torno a la extraña y orgullosa casa abandonada. Se tejieron a su alrededor sangrientas e infantiles fantasías, que llegaron hasta la ciudad. En la taberna «El Carnero Azul», el pastelero

Benz, con sus ojos porcinos expresivamente abiertos, contaba en susurros a los horrorizados clientes el nuevo secreto: Su Excelencia, el hebreo, tenía escondido en un bosque un taller de brujería. Con la sangre de vírgenes cristianas que arrojaba entre tormentos y bien atadas desde el tejado, sobre flores llenas de espinas, cocía un brebaje diabólico que era el que le permitía ganarse constantemente la simpatía del duque. Satanás entraba y salía de aquel palacio de brujos, tomando el aspecto de un hombre gordo, con rabo y cuernos y cascos de caballo.

La criada Jantje tenía un gato gris y negro, un animal viejo y vulgar. El Rabí Gabriel no había podido soportar nunca al gato, de manera que Jantje no se atrevió a llevarlo consigo en aquel viaje tan largo. Pensando en quién podría cuidar mejor del gato, se le ocurrió el Magister Jaakob Polykarp Schober. El Magister, cada vez que le había sido posible, se había hecho el encontradizo con Naemi, le había dirigido piadosas y respetuosas palabras y había intentado varias veces, lleno de vehemencia, atraerla a su fe, profunda y pura, y sobre todo había intentado salvarla recitándole ardientemente sus versos. Pero cuando ella rechazó sus esfuerzos apasionadamente y llena de indignación, él se resignó y se limitó a alegrar su corazón con la felicidad que le producía su angelical contemplación. Cuando ella desapareció tan de repente, aquel hombre mofletudo iba de un lado para otro sumido en una profunda y dolorosa angustia, los ojos infantiles asustados, lleno de remordimientos, por no haber puesto mayor celo en arrancarla del falso camino, en sacarla del río venenoso por el que se deslizaba su vida, para conducirla al santo mar de Dios. Había permanecido a un lado del camino cuando el pequeño féretro fue sacado en hombros de la casita blanca, llevando una sencilla corona de flores, y se entristeció profundamente cuando los cuatro hombres que llevaban el féretro, y que tenían el aspecto de los falsos profetas, no aceptaron su amistosa ofrenda. Desolado, volvió a casa, tomó una pluma de ganso y una hoja de papel y escribió un «llanto fúnebre», también llamado *nenias*, por la fallecida *demoiselle* Naemi Süss, judía, pero honesta, un poema que empezaba con los versos: «Cuántos y cuán horribles caminos utiliza la muerte, que ha caído también sobre ti, hebrea *demoiselle*». Este poema se lo recitó después a la criada Jantje, y mientras lo hacía, tanto él como ella derramaron amargas lágrimas.

Jantje confió, pues, su gato a aquel joven, honrado y bondadoso, que lo aceptó en el acto lleno de las mejores intenciones. En una de sus entrevistas con la criada le vio Süss. El judío, antes de que la casita rodeada de terrazas llenas de flores quedase abandonada y sumida para siempre en el silencio y el olvido, había errado con intensa agitación por el jardín, se había detenido entre los tulipanes y frente a la pared en la que estaban dibujados el Hombre celestial y el árbol cabalístico. Cuando vio al Magister, le hizo imperiosamente señal de que se acercara y le interrogó en tono arrogante. Schober, a quien el menor testimonio de amistad intimidaba y enternecía, vio en la actitud violenta y melancólica del judío una prueba y una llamada, en presencia de las cuales se sobrepuso a su cobardía natural. Alterado el corazón y el aliento, pero animoso, se irguió ante su interlocutor con el gato de la criada entre los brazos y se dispuso a afrontar al señor director de finanzas, maligno Satanás, con el arma acerada de su fe y volverle al buen camino. Süss, que había oído hablar a Magdalen Sibylle del Magister y estaba enterado de sus encuentros con Naemi, le escuchó sin decir palabra, pero prescindiendo de su ironía habitual y con atención reflexiva, de modo que el otro empezó a llenarse de esperanza, acentuando su celo hasta tal punto que, al mover con tanta vehemencia los brazos, dejó escapar al gato. En tanto que intentaba apoderarse de él sin interrumpir su ardoroso discurso, Süss pareció tomar una resolución, e interrumpiéndole con dulzura habló de otra cosa. No le costó el menor trabajo conquistar la confianza del joven y seducirle, llegando así, en poco tiempo, a conocer su vida privada, sus ambiciones y el modo inicuo en que le habían rehusado el puesto de bibliotecario.

Para sorpresa de Schober, el judío no demostró ser el furioso Holofernes que todo el mundo veía en él. Dejó pacientemente que el locuaz Magister se explicase hasta el fin, mostró interés por sus versos y declaró que, habiendo sido ya favorablemente juzgados por Weissensee, él cuidaría, por su parte, de hacer que fueran publicados. Para terminar, añadió que si bien el puesto de bibliotecario había sido ya definitivamente concedido, no creía difícil encontrar para él otro cargo, y al día siguiente mandó llamar a Schober y le propuso que entrara a su servicio, en calidad de secretario. Necesitaba un hombre recto y elocuente, cualidades que el Magister poseía en el más alto grado. Jaakob Polykarp Schober vio abierto ante sí, de este modo, un camino magnífico que Dios le deparaba en la capital, y se vio ya en los círculos de la hermana Magdalen Sibylle, introducido en la hermandad de Stuttgart con Beata Sturmin y el excelente Immanuel Rieger. Vislumbró la posibilidad de mantener piadosas conversaciones con el judío e incluso, quizá, con el descarriado duque. Oyó cantar a los ángeles del cielo y aceptó radiante la propuesta de Süss. Después se dedicó a buscar al gato, que el día anterior había olvidado, sumido en su bienaventurada estupefacción, y se llevó en brazos, con todo cuidado, a aquel feo animal gris y negro.

Pero en Stuttgart, en la suntuosa mansión de la Seegasse, no encontró ciertamente la esperada bienaventuranza, sino agobio y confusión. Encontró a Magdalen Sibylle libre de toda afectación cortesana, lo que le confirmó en sus sospechas de que todo habían sido sólo malignas maledicencias con las que se la había querido calumniar, pero tampoco halló en ella aquella intimidad santa y feliz que procedía de su forma de ser, tan distinta a los demás, que antes la rodeaba y que lo había arrastrado a él a las alturas. Ya no florecían sus sentimientos en su presencia, sino que permanecía como muerto, y esto lo agobiaba y lo desconcertaba. Ella era tan inmaculada, tan honesta, tan buena y piadosa… No quería reconocer que precisamente aquélla fuera la causa de su desilusión.

Sus ocupaciones cerca de Süss le causaron dolorosos tormentos y una turbación que nunca habría podido imaginar. Tenía mucho tiempo libre, porque además de él y de Nicklas Pfäffle, había otros dos secretarios que atendían la correspondencia privada y diaria del director de finanzas, de manera que Süss lo hacía llamar muy de vez en cuando. Pero entonces le dictaba documentos de carácter inquietante, concebidos en términos que revelaban claramente al más ingenuo, sombrías maquinaciones que tendían a destruir las libertades evangélicas y parlamentarias, textos, cada una de cuyas líneas comprometía gravemente al duque y a su consejero de Hacienda y documentos que revelaban al Magister los detalles más secretos, importantes y decisivos del proyecto católico.

El infortunado Jaakob Polykarp Schober sentía girar todo aquello en su cabeza y sufría vértigos. Süss dictaba sus perversas maquinaciones sin pestañear y con voz impasible, demostrando tener una confianza ilimitada en su secretario. Schober estaba a su servicio y se sentía obligado por su cargo. ¿Debía retirarse, faltar a su palabra y revelar todo lo que sabía, traicionando fríamente la confianza del judío? Su señor no era, desde luego, más que un perverso judío, pero si él lo vendía, el último de los canallas tendría derecho a considerarse más honrado. En cambio, si seguía siendo un espectador pasivo y guardando silencio mientras veía estrangular, pérfida y vergonzosamente, la fe y la libertad de su patria, permitiendo que millares de almas protestantes se precipitaran en el abismo y en el último círculo del infierno, sería un miserable y un réprobo.

El Magister se sentía desgarrado y devorado por la duda. En Hirsau se había creído elegido por Dios como instrumento del destino y la redención. Y ahora su aspiración audaz y presuntuosa iba a realizarse de modo tan terrible y oscuro, que había de serle imposible salvar los millares de almas de sus hermanos en el Evangelio sin sacrificar la suya. Se estremecía, atormentado, como un perro apaleado. Adelgazó visiblemente, los sofocos que le sobrevenían durante el día se convertían en sudores fríos por la noche; agobiado por el insomnio, se levantaba, tropezando con el horrible gato, gimiendo mientras andaba de un lado para otro.

Visitó a Beata Sturmin y le rogó que abriera la Biblia al azar. La santa ciega lo hizo señalando el versículo: «Y los hijos de Israel salieron de Rithma y acamparon en Rimon Perez». El Magister meditó larga y profundamente, intentando descifrar qué podían significar aquellas palabras y llegó a la conclusión de que Rithma era aquello que debía dejar y Rimon Perez aquello que debía hacer, pero no pudo esclarecer si Rithma era su falta de fidelidad al judío y Rimon Perez la salvación de sus hermanos en la fe, o viceversa. Y siguió sumido en sus sudores, sus dudas y su desgracia, sosteniendo día y noche la salvación de las almas de todo el país en sus gruesas manos, inexpertas y dubitativas.

Bruscamente y sin disimular apenas su disgusto, Karl Alexander dio por terminada la reunión secreta y despidió a los personajes, a los que había confiado la dirección del proyecto católico, reteniendo tan sólo, con un gesto impaciente, al judío.

—No has dicho nada, judío —exclamó.

—Nada de lo que han dicho merecía respuesta —replicó Süss, barriendo con un ligero encogimiento de hombros todo lo que los demás habían expuesto durante la conferencia. Karl Alexander suspiró levemente, golpeando la superficie de la mesa con los dedos. ¡Maldita sea! Era repugnante, pero su judío tenía razón.

Una vez más Süss formuló los pensamientos a los que el duque daba vueltas en su cabeza.

—Esos señores dan vueltas y más vueltas, sin hacer nada práctico —dijo en tono burlón y deferente—. Discuten los más mezquinos detalles, tejen una tela de araña y no tienen visión alguna de conjunto, son incapaces de comprender nada.

Y relegándolos con despectivo acento a las últimas regiones de la simpleza y de la incapacidad, continuó: No se trataba de inventar argucias de leguleyo para borrar de la Constitución una coma aquí y un punto allá. Tales métodos eran mezquinos y propios sólo de los tímidos. Un solo decreto bastaría: «Nos, Karl Alexander, duque de Württemberg y de Teck, volvemos a hacernos cargo de los derechos que Dios nos ha otorgado y que la astucia, la malicia y la sedición nos han arrebatado. A partir de hoy somos, realmente, el

soberano del país, somos Württemberg». Pero ante semejante medida aquellos cobardes retrocedían, paralizados, no la comprendían, sacudían la cabeza, ponían reparos, chasqueaban la lengua y no hacían más que decir ¡Ah! ¡Oh! ¡Pero! La idea era demasiado sencilla, demasiado grande, demasiado principesca y demasiado majestuosa para ellos.

A pesar del sordo resentimiento que albergaba contra el judío, Karl Alexander se dio cuenta una vez más de que sólo Süss le comprendía y sabía de qué se trataba. A disgusto, sorprendido y secretamente indignado, se dijo que sólo con su ayuda podría llevar a buen puerto el proyecto católico. Todo lo que Süss tomaba entre sus manos poderosas, misteriosamente diestras, adquiría en el acto viabilidad. En comparación con su fanático ardor, toda la tarea concienzuda y honrada que los otros llevaban a cabo laboriosamente y sin lograr jamás un éxito completo, parecía ridícula. A fin de cuentas, ¿qué sabían aquellos otros? Para ellos, el proyecto católico era un negocio, una labor, tal vez una labor de vital importancia; pero sólo él y el judío sabían y sentían que aquel proyecto en realidad significaba mucho más y que aquel golpe de Estado era la propia vida del duque y su razón de ser.

Porque bajo el impulso constante e insistente de Süss, el proyecto se había ido convirtiendo poco a poco en algo distinto que le hacía arder la sangre. Al principio había sido tan sólo una cuestión política, un procedimiento para aumentar su poder y su prestigio. Nada más. Pero luego se había mezclado a él un hondo misticismo y un deseo de liberarse de una pesada cadena. Y ahora había llegado a ser su vida y su sangre mismas. Iba a convertirse en la encarnación viva del país y tal era el sentido y la culminación de su plan: llegar a ser el país mismo y no ya un servidor o un príncipe, un legislador o un general. Todo aquello eran sólo miserables chapuzas, títulos sin sentido. Iba a asimilarse por entero al país, a fundirse tan completamente en él que llegaría a ser el país mismo y éste no respiraría, no avanzaría ni se detendría, si él no respiraba, no avanzaba o se detenía. Se representaba aquello de una manera casi física, corpórea. Stuttgart era su corazón, el Neckar su arteria principal, las montañas suabas su pecho y los bosques su cabellera. Él era Württemberg en persona, Württemberg no era otra cosa sino él.

Una metamorfosis tan magna, deliciosa y viva no podía lograrse por medio de mezquinas y alambicadas astucias jurídicas. ¿Se le había ocurrido a él todo aquello? ¿O era el judío quien se lo había dicho? Ahora proseguía:

—Debe hacerse de una manera genial y de un solo golpe. Tiene que hacerse de manera que el país despierte un día encarnado en su duque, en su soberano por derecho divino, no siendo ya sino la piel, la carne y la sangre de su príncipe. Hasta entonces, nada de luchas mezquinas, nada de escaramuzas ni de lamentables idas y venidas. No, es preciso que se produzca de un modo natural y espontáneo. Como un capullo que se abre llegado el momento.

¡Sí, sí! El judío tenía razón, era imposible e inconcebible que para cosa tan sencilla fueran precisas tantas discusiones y disputas. Así no se conseguiría nada y él, Karl Alexander, no sería ya, en toda su vida, más que el hazmerreír de todos, un simple necio, un fracasado y su vida se convertiría en un disparate y una mamarrachada. Pero Remchingen, Fichtel y Pancorbo no podían comprenderlo. Eran fieles servidores, buenos oficiales y hábiles diplomáticos, pero no poseían el genio, la fuerza vital, la capacidad para comprender algo tan maravilloso en su perfecta y santa naturalidad. Aquel don, y aunque fuera diabólico, aunque fuera algo disparatado, había que reconocerlo, aquel don, sólo lo poseía el judío.

Ni el duque ni Süss pronunciaron una sola palabra sobre todo aquello, pero flotaba de uno a otro, en ondas que hacían inútiles las palabras. Así había sucedido en todas sus entrevistas durante las últimas semanas. Una misma vida los animaba. El judío respondía con actos y no con palabras a las preguntas y exigencias no formuladas de Karl Alexander, como si uno de ellos respirase el aire que el otro exhalaba. Eran las dos mitades inseparables de un solo cuerpo.

Süss había avivado cada vez más insensatamente en el duque el oscuro y apasionado anhelo, que se cumpliría el día en que el país se convirtiera en él mismo, para no ser otra cosa que él, convenciéndole de su similitud con Dios, animándole en sus desenfrenados sueños cesaristas, insuflándole en las venas su ardor fanático. El príncipe, intoxicado ya, buscaba ávidamente una confirmación y nuevas y más apasionadas instigaciones en la mirada cómplice de su misterioso judío. Sólo muy de cuando en cuando se calmaba por un momento su fiebre y se preguntaba adónde le conduciría aquella extraña complicidad. Era terrible tener constantemente a su lado un hombre que penetraba en la más secreta intimidad de sus pensamientos. Ni él mismo sabía apenas todo lo que había en lo más íntimo de su corazón de turbio y venenoso, y cuando aquello pugnaba por salir a la luz, ni siquiera lo reconocía como propio. El hecho de que alguien pudiera penetrar en lo más oscuro de él mismo era impensable, era imposible creer que alguien así existiera, viviera. Pero le necesitaba, pues sentía que el proyecto no podía ser llevado a buen puerto sin su apoyo, y así lo había demostrado nuevamente la sesión de aquel día. Pero una vez alcanzado el éxito le impondría

silencio, lo sepultaría en un calabozo subterráneo de cualquier fortaleza, como el hombre relega al último tenebroso abismo del ser todo lo perverso y destructor que encierra en su corazón.

Posó en el judío una mirada desconfiada y vibrante de odio.

¿No sospecharía, quizá, también aquellos pensamientos? Luego le ordenó:

—Redacta en seguida el rescripto como mejor te parezca.

Süss se inclinó con devota cortesía ante su soberano, que respiraba penosamente. Pero en sus ojos se reflejaba una sarcástica y oscura esperanza salvaje y triunfante.

El ducado se agitaba, gemía, en una ansiosa espera apenas tolerable. Adivinaba que los católicos estaban a punto de terminar sus preparativos y que darían el golpe en la primera ocasión propicia. Por todas partes surgían amenazas, que no permitían ya la duda, imponiendo a los más despreocupados una triste certidumbre. Cerca de las fronteras se reunían fuerzas militares extranjeras de Baviera y de Wurzburgo. El Consejo de los Once tenía noticias fiables de que sólo Wurzburgo había prometido al duque diecinueve mil hombres de refuerzo. Su vanguardia estaba ya acantonada en Mergentheim, sede de la Orden de los Caballeros Teutónicos, y esperaba allí la orden de avanzar. Dentro del mismo ducado crecía el número de soldados, que hablaban dialectos extranjeros, el bávaro o el franco. Avanzaban de noche en pequeñas columnas. Las fortalezas y los castillos ducales rebosaban tropas. Todas las fortalezas: Asperg, Neuffen, Urach, Hohenwiel y Tubinga, habían sido restauradas y provistas de los recursos más modernos de la estrategia y numerosas brigadas de obreros trabajaban en distintos turnos, de día y de noche, reparando el mal camino que conducía a Asperg. Un servicio de correos especiales, maravillosamente organizado, establecía el enlace entre las diversas plazas fuertes. Las fábricas de pólvora, sobre todo la importante fábrica de Hans Semminger, trabajaban día y noche produciendo sin descanso proyectiles y detonadores y los cañones y las municiones circulaban en convoyes interminables. El pueblo, cuando veía pasar los misteriosos carros, sostenía que iban repletos de rosarios, que se repartirían después de la conversión. Pero eran otro tipo de cuentas las que se escondían en ellos.

Cerca de Nürtingen, uno de aquellos correos, un tal Bilhuber, cayó en manos de Johannes Kraus, el hijo del matarife de Stuttgart. Durante la pelea el burgués arrebató al correo sus despachos, escritos sobre la llegada de tropas extranjeras, que denunciaban los traidores planes de los católicos. El duque mandó detener a Kraus, pero éste había llegado ya a la ciudad libre de Reutlingen desde donde, pocos días después, huyó a la ciudad libre de Esslingen, donde se había reunido una gran colonia de emigrantes, fieles a la Constitución, procedentes del territorio ducal.

Kraus había entregado los comprometedores despachos al burgomaestre de Stuttgart, la comisión parlamentaria los había hecho reproducir y los había distribuido entre el pueblo. Aquella prueba del peligro que amenazaba visiblemente su fe inquietó hasta a los más serenos. Por todas partes se formaban conventículos y asociaciones secretas para la defensa de la religión. Ciudadanos y campesinos se procuraron armas y los valerosos gremios de los zapateros y los toneleros pidieron prestadas a la ciudad libre de Esslingen carabinas y mosquetes. Más de una vez desaparecieron, misteriosamente y en gran número, armas y municiones del arsenal de Stuttgart, los ciudadanos más pacíficos mostraban después a sus amigos, sonriendo, a la vez orgullosos y asustados, las armas que escondían en sus casas. La agitación crecía de tal manera que el duque reforzó su guardia personal, el príncipe heredero fue enviado fuera del país, a casa de su abuelo el príncipe de Thurn y Taxis, en los imperiales Países Bajos. Evidentemente, dadas las circunstancias, Karl Alexander decidió que en todo el país se requisaran las armas metódicamente y por la fuerza. Preparó un edicto en el que ordenaba esta requisa, en previsión de la creciente agitación. Pero el poder llevar armas era uno de los derechos fundamentales de los ciudadanos que se recogía en la Constitución. Si se quería evitar una guerra civil, había que esperar para la publicación del edicto hasta que se hubiera implantado el Estado totalitario.

Pero por lo menos, el duque podía ordenar la supresión de los ejercicios militares de guardia montada de la ciudad de Stuttgart. El comandante de esta milicia, uno de los cuerpos más fuertes del ducado, era el mayor von Röder, aquel oficial que se contaba entre los más íntimos amigos de Karl Alexander. Era un buen protestante y al mismo tiempo el mejor colaborador de Remchingen en lo tocante a la organización militar del proyecto católico. Aquel hombre tosco y estrecho de miras, consideraba correcto el Estado totalitario que se planeaba y no comprendía la agitación que aquello había levantado, sólo veía en ello rebeldía y mala voluntad. Si el duque quería más libertades para los católicos, ¿por qué no había de hacerlo? El país era grande y había espacio suficiente para construir iglesias. ¿La Constitución? ¿El Parlamento? ¿La libertad? Aquello no tenía sentido. Ganas de darse importancia, ganas de fomentar la dejadez de la chusma que sólo quería comer más y trabajar menos. ¿A qué venían tantos gritos? ¡Maldita sea! Él era un buen protestante y

hasta el momento nadie se lo había impedido en lo más mínimo. Cualquiera podía ir a la iglesia cuando y como quisiera y los calculadores señores, así llamaba él a los prelados y predicadores, bien sabía Dios que decían lo que les daba la gana, sin que el duque y su gobierno les molestaran o importunaran. El mundo era así de sencillo. Sólo había que tener un poco de buena voluntad, fidelidad y honradez, y sobre todo, obediencia a su príncipe, elegido por Dios. Lo extraño era que el señor von Röder, a pesar de sus opiniones, de su íntima amistad con el duque y de su importante puesto en el proyecto católico, era cada vez más popular entre las gentes del pueblo. Repetían sus chistes toscos y triviales, se contaban anécdotas de él, que eran aplaudidas y celebradas por todos, y que eran testimonio de una cierta afabilidad grosera. En todo caso, como sucede a veces, el pueblo, sin motivo aparente, había entregado todas sus simpatías a aquel hombre corpulento de frente estrecha, boca de expresión dura, manos deformes, siempre enguantadas y voz fuerte y brutal. Era incuestionablemente el militar más popular de Stuttgart. A su popularidad se debió que la supresión de los ejercicios militares de la guardia montada no fuera causa de tumultos.

A todo esto, en cada rincón de la ciudad podía sentirse una sorda tensión. La autoridad eclesiástica estableció una semana de penitencia y oración general. Muchos hicieron su testamento. El domingo anterior a Pascua, el pueblo acudió en masa a la celebración de la Santa Cena, de modo que las iglesias permanecieron iluminadas hasta muy entrada la noche. El Parlamento organizó un cuidadoso servicio de información, mandó agentes a caballo en todas direcciones por todo el país, para averiguar si las tropas extranjeras se habían puesto en marcha. Pronto se recibieron noticias desde Wimpfen, comunicando que la vanguardia episcopal de Mergentheim había abandonado el territorio de la encomienda y se dirigía a Ellwangen. Las mismas noticias llegaron desde Hohenlohischen.

Aquel domingo anterior a Pascua, el decano de la ciudad, Johann Konrad Rieger, puso más vehemencia que nunca en su sermón. Había hablado, proféticamente, del horror que significaba romper las tablas sagradas de la fe evangélica y de la libertad cristiana; había hecho ver a todos, de un modo claro y apremiante, la tremenda responsabilidad, ante Dios, el mundo y el Sacro Imperio Romano, que caería sobre aquellos que lo llevaran a cabo. Les había advertido con voz atronadora y enérgica, que el arma más simple, en la mano del más débil, resultaría fuerte y eficaz si Dios la conducía. Para terminar, sin embargo, desplegando ante la devota comunidad toda la dulzura de su voz clara, profunda y resonante los exhortó a la penitencia y al recogimiento, con palabras fuertes y grandilocuentes, de manera que la enorme nave de la iglesia era un solo sollozo y a todos embargaba una profunda emoción.

Se habló de aquel sermón por toda la ciudad. Este triunfo de su rival enfureció al consejero político Johann Jaakob Moser y después de pasar toda la noche sin dormir, el publicista decidió hablar a su vez al pueblo. Pero no pensaba buscar la manera más fácil, como el predicador, no utilizaría un lugar consagrado como pretexto barato como aquél, hablaría en la plaza pública, sin dejarse amedrentar por los esbirros del duque. Iba y venía de un lado para otro en su estudio, redactando el texto, redondeando el efecto de sus palabras, encaminadas a mover los corazones, con gestos vehementes y ampulosos, sintiéndose un Graco, un Harmodio, o un Atistogitón, un Marco Junio Bruto, colocando bien los pliegues de una toga imaginaria con movimientos estatuarios.

Se enardecía más y más, la sangre se le agolpaba en la cabeza, sudaba. Achacó aquellos sofocos a una mala digestión, probablemente había tomado demasiado vino de arándanos en la comida, y por eso, sus intestinos, tan cumplidores normalmente, se negaban ahora a prestarle sus servicios. Puesto que daba gran importancia a la higiene, comentó con su mujer sus molestias y aquella mujer asustadiza le preparó una infusión de sales de Glauber. Reemprendió su trabajo preparando el discurso que tenía la intención de pronunciar, y ayudada por los violentos movimientos con que acompañaba sus palabras, la medicina tuvo el efecto esperado.

Al día siguiente, con aspecto sombrío y dándose importancia, reunió a su alrededor una gran multitud. En los últimos días era frecuente que hubiera que dispersar tumultos y demostraciones, de ahí que al poco rato aparecieran, amenazantes, oficiales de la guardia ducal, alguaciles y húsares. El publicista se imaginaba ya detenido rudamente, arrastrado a la noche perpetua de un calabozo. Pero hizo acopio de todo su valor y, desafiando convulsamente a la muerte, había empezado a hablar cuando sintió un fuerte dolor de vientre, retortijones y pinchazos. Ya fuera por el efecto de la medicina que se había tomado la noche anterior, ya fuera porque su naturaleza se derrumbara debido a la violencia que se había impuesto para llevar a cabo su audacia, lo que sucedió fue que tuvo que marcharse de la plaza, bajo la mirada burlona de los servidores del duque y sin la aclamación de la concurrencia. Al día siguiente, en el gabinete de color amaranto de Marie Auguste, para que no se desperdiciara la pasión acumulada, pronunció su discurso ante ella y ante Magdalen Sibylle. Ésta tenía un aspecto modesto, tranquilo y algo grueso, pero Marie Auguste, blanca y ligera, en *deshabillé*, hojeaba el *Mercure Galant* y azuzaba a escondidas, con pícara sonrisa, a su perrito

pequinés, contra las piernas del orador. Pero éste, aunque sudando ligeramente, no se dejaba distraer.

En su desesperación, los miembros de la Cámara decidieron enviar de nuevo una delegación al duque, para hacerle propuestas seriamente, pero con la humildad propia de los súbditos. Para no irritar a Karl Alexander, no mandaron a ningún miembro de la Comisión de los Once, ya que se ponía furioso nada más verlos, sino a tres dignos y discretos ciudadanos, respetados y de buen corazón. Viajaron hasta Ludwigsburg, donde el duque llevaba a cabo preparativos militares. Antes de presentarse en palacio, se detuvieron en una posada a tomar un bocado y un vaso de vino. Uno de ellos dijo:

—Más vale tomar fuerzas antes de dar tan difícil paso.

—Si el humor del duque está tan nublado como el día, no veremos brillar el sol —dijo el segundo.

—Que sea lo que Dios quiera —dijo el tercero.

Ante la puerta cerrada de la sala donde fueron recibidos por Karl Alexander, estaba el negro, sentado en cuclillas. A través de la puerta le llegaba, amortiguada, la voz ronca y temblorosa de ira de su señor y los golpes que daba en el suelo al andar, alejándose.

—¡Herejes! ¡Asesinos! ¡Traidores!

Minutos después vio salir a los hombres, primero dos de ellos, pero enseguida también salió el tercero, mortalmente pálido. Vio cuán horrorizados y alterados estaban y los siguió con la mirada de sus grandes y oscuros ojos de animal, sonriendo en silencio. Aquellos hombres bajaron las escaleras con gran rapidez, saltaron al interior del carruaje que los esperaba, sin pararse siquiera a recoger el sombrero que se le cayó a uno de ellos. Durante el viaje permanecieron silenciosos; sólo una vez, el más anciano rezó en voz alta, lleno de angustia:

—*¡Señor, Sabaoth, desde lo más profundo clamamos a ti, envíanos tu ayuda desde las alturas!*

Muchos esperaban en Stuttgart el regreso de los delegados. Cuando vieron sus caras, se dispersaron meneando la cabeza y con el corazón encogido.

De manera muy distinta a lo que sucedía en el territorio ducal, las ciudades libres protestaban contra las intrigas católicas. Especialmente en Esslingen, día tras día, Karl Alexander era insultado y escarnecido en público. Allí había una gran colonia de emigrantes, procedentes del ducado, oprimidos, expoliados en contra de la ley, exiliados. Johannes Kraus se había refugiado allí, el joven Michael Koppenhöfer se había instalado allí, y también el viejísimo Christoph Adam Schertlin, al que sólo el odio mantenía con vida. Todos ellos llenos de un desprecio corrosivo, que les desgarraba las entrañas, pronunciaban venenosos, ardientes y candentes discursos. Los pocos partidarios del duque se encerraban temerosos en sus casas. Algunos católicos que estaban de paso en la ciudad fueron apaleados. El consejero de expedición Fischer, anterior tesorero del Fisco y padre de Sophie Fischer, la rechazada querida de Süss, que estaba en la ciudad por motivos de negocios, por poco fue linchado por los ciudadanos de Esslingen, después de darle una cencerrada en la posada en la que se hospedaba. Sólo con esfuerzo, la guardia pudo proteger a aquel hombre horrorizado, al que habían sacado de la cama, vestido de cualquier manera. A toda prisa lo sacaron, gordo y balbuciente, fuera de los límites de la ciudad.

Fue el domingo, en el que dio comienzo la semana de penitencia y oración, cuando estallaron abiertamente las manifestaciones contra el duque. La noche antes unos cuantos jóvenes decididos habían atado a la picota, ante la pasividad complaciente de la policía, dos muñecos que representaban al duque y a su judío, a los que habían colocado letreros difamatorios y obscenos.

Durante el domingo, toda la ciudad, desde los ancianos hasta los niños, habían desfilado por delante de la picota con risas, gritos, muecas y silbidos. Llegada la noche, se apilaron unos cuantos haces de leña en la plaza y se dispuso encima a los dos muñecos, en torno a los cuales se colocaron unos cuantos grabados de aquellos que representaban al duque tomando por asalto la fortaleza de Belgrado, y para terminar se prendió fuego a todo ello, parodiando el ceremonial de las ejecuciones. Y mientras los muñecos ardían, la multitud, gozosa, bailó a su alrededor con alegres clamores.

Entre la multitud se encontraba el joven Michael Koppenhöfer. En su cara morena, sus ojos azul oscuro brillaban de entusiasmo, y suspiraba: ¡Ojalá acabaran así todos los tiranos! Entre la multitud se encontraba el viejo Christoph Adam Schertlin. Gritos opacos brotaban de su apergaminada garganta, golpeaba el suelo con su bastón, rítmicamente, como en un baile; su rostro agrietado, del color de una momia, reflejaba un odio salvaje. Entre la multitud se encontraba, hermosa y extraña, la mujer de Johann Ulrich Schertlin, la francesa, la waldense. Iba pobremente vestida, su marido se había hundido del todo, se había dado a la bebida y la había abandonado, pero ella llevaba la cabeza, en la que destacaba su pequeña boca roja, tan alta como siempre. Deslizó una altanera mirada desde sus alargados ojos sobre las gentes vociferantes y estridentes que quemaban a los muñecos pero se inclinaban ante los auténticos. La mujer que estaba a su

lado le dirigió la palabra, pero ella la miró de arriba abajo, distante, despectiva, sin contestarle, y abandonó poco a poco la plaza, con andares llenos de gracia, suntuosos y elegantes.

En el amplio salón, sobrio y desnudo, de Beata Sturmin, se agrupaban alrededor de la santa ciega Magdalen Sibylle, Johann Konrad Rieger, el predicador, su hermano Immanuel, el consejero de expedición y el Magister Schober. Magdalen Sibylle vestía un traje gris claro, de rica tela, pero de corte sencillo y sin adornos. Había engordado un poco, sus ojos azules miraban con mayor gravedad, sus mejillas morenas habían perdido su firmeza y toda su persona se había ablandado. Apacible y satisfecha, muy burguesa, escuchaba atentamente al decano que hablaba de su sermón de la víspera y repetía algunos de sus pasajes con voz sonora y ejercitada.

Jaakob Polykarp Schober estaba modestamente sentado en un rincón. El desgraciado joven, atormentado por su situación ambigua al servicio de Süss, acudía a aquel lugar buscando un poco de reposo y consuelo para las aflicciones de su alma. Había compuesto un poema en el que se comparaba con el esposo muerto de Juana la Loca, al que la reina llevó por todo el país metido en su féretro, al que la reina colocó un relojito en lugar del corazón, para darle apariencia de vida. Así hacía; «tictac» su conciencia; sólo allí, entre los tranquilos y piadosos hermanos y hermanas encontraba una cierta paz. Desde su rincón contemplaba al predicador, que paseaba declamando a través de la estancia, enormemente satisfecho de sí mismo; desde su rincón contemplaba a la santa ciega, que apacible, gris y descolorida, escuchaba; contemplaba al consejero de expedición Immanuel que, reverente, estaba pendiente de los labios de su hermano. Pero también veía desde su esquina cómo los ojos de aquel hombre delgado, modesto y a pesar de su llamativo bigote, de aspecto insignificante, se apartaban poco a poco de su hermano, deslizándose en dirección a Magdalen Sibylle, hasta detenerse, sumisos como los de un animal, en ella, sentada cómodamente, casi como una matrona, con las manos algo gruesas pero infantiles cruzadas sobre la amplia falda de su ancho vestido color de plata vieja. Vio aquella mirada de respetuoso deseo, comprendió su sentido y vislumbró poco a poco un medio de dulcificar las angustias de su conciencia con un acto difícil, pero que sería agradable a los ojos de Dios. La respetuosa veneración que durante años enteros había dedicado a la joven le daba indudablemente ciertos derechos sobre ella. Pero se dominaría, por doloroso que le fuese; refrenaría sus sentimientos y renunciaría a Magdalen Sibylle, dejando libre el camino a Immanuel Rieger, su hermano en el Señor.

Entretanto el decano había terminado su sermón y entonces se produjo un incidente singular. Magdalen Sibylle dijo como cosa natural, sin timidez ni afectación, que también ella, animada por el ejemplo de Jaakob Polykarp Schober, su amado hermano en el Señor, había compuesto unos versos. Ahora iba a leerles a sus hermanos y a su piadosa hermana sus *carmina*. Lo que les hizo oír eran unos cuantos versos moralizadores, tristes, triviales, pobres e insulsos. Pero sus oyentes no percibieron la vaciedad de aquellas composiciones y se dejaron ganar sencilla y cándidamente por la emoción, y al consejero de expedición Immanuel Rieger le caían hasta el bigote lágrimas de ternura y de veneración.

Al retirarse, el Magister acompañó al consejero de expedición, que entonó con tímida desesperanza grandes alabanzas de Magdalen Sibylle. Ante lo cual Schober, recurriendo a todo su valor, apretada la garganta y muy emocionado, anunció al otro su resolución y su renuncia. Los ojos pálidos del funcionario tornaron a anegarse en lágrimas, y con voz, que su turbación hacía vacilar, preguntó a su amigo si creía que sus pretensiones podrían tener algún éxito. ¿Creía sinceramente que si se atrevía a alzar los ojos hasta aquella noble dama no le volvería ella la espalda, estupefacta y ofendida por sus pretensiones? Pero Schober creyó poder asegurarle lo contrario, lo que llenó de felicidad al otro.

Magdalen Sibylle escuchó gravemente, pero sin hostilidad, su balbuciente declaración amorosa. Le pidió tiempo para reflexionar y se dispuso luego a contestarle en verso. Sus mejores horas eran las que pasaba así ante su mesa, esperando la rima y buscando el ritmo. Aquella tarea la entusiasmaba y apaciguaba su ánimo. De algún modo, vagamente, pensaba: Al principio fue la palabra, la palabra es Dios. Qué dulce dejarse llevar por la palabra, flotar sobre rimas y métrica, sumergirse en Dios en una eterna ensoñación. En el mundo no reinaba el orden, ni el comedimiento, ni la justicia, ni la pureza, pero con la poesía, podía deslizarse lejos, pasando por encima de todo lo sucio, sobre el lodo y el abismo amenazador, soñando ligeramente, chapaleando. El fuego que antes le había envenenado la sangre, se extinguía inofensiva, tibia y agradablemente en aquel suave mecerse arriba y abajo. Las montañas y los abismos del mundo se allanaban, convirtiéndose en planos y correctos versos alejandrinos.

Así pues, contestó a Immanuel Rieger en verso. Sus pensamientos vagaban perezosamente, deslizándose con suavidad, subiendo y bajando, y acabaron por tomar forma, después de alguna vacilación, en un grave poema, verboso, minucioso y muy malo, que formulaba un sí, al principio vacilante, que se fue volviendo más firme. Las rimas acumulaban con largueza y prolijidad todos los argumentos a favor y en contra,

explayándose sobre la libertad y la responsabilidad, ensalzando la ley, el orden, la paz, los límites establecidos.

Por supuesto que mientras escribía estas sabias y modestas observaciones, hubo un momento en que de repente no encontró las rimas ni el ritmo adecuados. Sumida en un cansancio infinito y triste, sus miembros se relajaron; sintió sobre ella aquellos ojos sobresalientes, acariciadores y ardientes; se sintió dulcemente estremecida por una voz apremiante y penetrante, como si se sumergiera en un agradable baño de agua tibia; en un segundo se dio cuenta de que sus estúpidas poesías de aficionada eran un pobre y desolador sucedáneo. Pero apartó con rapidez aquel pensamiento como si se tratara de una horrible tentación y con triste decisión, con una devoción casi fanática por la sobriedad, escribió los versos hasta terminarlos.

Semejante matrimonio de la *demoiselle* Weissensee, a pesar de que, evidentemente, su aburguesamiento había llamado la atención, extrañó a todo el mundo. El duque se puso furioso ante la idea de tener que compartir ya siempre y oficialmente su postre con un subalterno, un pedante de origen humilde. Sin embargo, nunca había sido mezquino y les ofreció como regalo de bodas el señorío de Würtigheim, famoso por sus magníficas huertas frutales. Hasta el mismo Süss fue arrancado por tal suceso de sus absorbentes preocupaciones, siempre sobre el mismo tema. Así era el mundo. Todo aquello que al principio y desde fuera parecía tan atractivo y tan grato se revelaba luego, en el fondo, estúpido, mezquino, vano, amargo y lamentable. Por otro lado, ¿acaso no había sido también Karl Alexander el que había hundido a aquella mujer en el barro y la vulgaridad? ¡Cómo venía a coincidir todo en el mismo punto! Aunque no era tal su intención, al obedecer su propia ley e impulso, acabaría por librar al mundo de un monstruo perverso y temible. Ni por un momento pensó que tenía su parte de responsabilidad en la destrucción de Magdalen Sibylle. Hizo ensillar su yegua blanca Assjadah y acudió con gran pompa y esplendor al palacete de Magdalen Sibylle. Una grandeza hosca y sombría emanaba de aquel hombre, que desplegaba por última vez, amargado y maltrecho, toda su exquisita galantería ante Magdalen Sibylle. Sólo muy lentamente, y al cabo de varios días, se recobró ella de la turbación en que la había sumido aquella visita.

La duquesa dijo a Weissensee:

—No parecéis muy encantado de la elección de Magdalen Sibylle, Excelencia.

Y volviendo bruscamente hacia él su cabecita de lagartija que resplandecía bajo el brillante pelo negro con el color mate del mármol antiguo y noble agregó sonriente:

—¿Habríais preferido verla casada con nuestro favorito, el judío?

—Sí, Alteza, cien veces —respondió Weissensee.

Y en boca de aquel caballero elegante y amable, aquellas palabras sonaron tan amargas y terribles como un grito, de modo que la duquesa le dirigió una mirada inquisitiva y desconcertada y, después de un silencio, se puso a hablar de otra cosa.

Neuffer cerró la puerta de la antecámara detrás de Süss, que entraba en el gabinete del duque, y en el acto, a espaldas del director de finanzas, su rigidez y su impasibilidad de lacayo quedaron sustituidas por una cólera brutal, grosera e impotente, que demudó su rostro. ¡El judío, siempre el judío! Un día, mientras Neuffer le desnudaba, el duque, en un acceso de furor, había gritado que arrojaría al judío a una fortaleza, le tendría encadenado durante tres años y después le haría ahorcar. Pero ¿de qué había servido aquello? El judío seguía gobernando el país. El duque criticaba sus consejos y alababa los de los demás, pero llegado el momento de actuar, sólo hacía lo que el judío le indicaba.

En el ángulo opuesto de la antecámara, Otmann, el negro, fingía dormitar acurrucado encima de la alfombra. Había visto cómo el rostro del ayuda de cámara se despojaba un instante de su máscara y le divertía interiormente haber visto el alma de su colega cristiano. Pero no pronunció una sola palabra y permaneció impasible, metido en su rincón como un animal indolente.

Mientras tanto, Süss celebraba consejo con el duque. La conspiración estallaría dentro de dos días. Todos los preparativos estaban terminados. Oficialmente, el duque se hallaría de viaje para visitar, en su calidad de mariscal de campo del Imperio, las fortalezas de Kehl y Philippsburg, e iría luego a Dantzig para consultar con el Medicus Hulderop, el mejor ortopeda de la época, sobre su pie enfermo. Para el tiempo que durara su ausencia, Karl Alexander había autorizado un gobierno regente. Bajo la presidencia de la duquesa, que tomaba muy en serio su papel, formarían parte de él los ministros Scheffer y Pfau, el consejero de Estado, Lauz, y los generales Remchingen y von Miden. Este Consejo de regencia daría el golpe de Estado en ausencia de Karl Alexander, y una vez ocupados todos los puntos estratégicos, proclamaría legalmente la igualdad de las religiones católica y protestante, el desarme de los ciudadanos, la supresión de ciertos artículos de la Constitución, la renovación de los derechos eclesiásticos, el ingreso obligatorio de toda la moneda de plata en el Tesoro ducal y otras medidas de este género.

Una vez más, Süss resumió las condiciones del éxito: había que ejecutar el proyecto en una sola noche, sin razonamientos ni conflictos. Karl Alexander saldría del ducado como duque constitucional y sería llamado al cabo de unas horas como soberano absoluto. Si se alargaba la ejecución del plan habría revueltas, lucha, derramamiento de sangre, y todo se perdería. En ese caso los vacilantes y los tímidos habrían tenido razón, pues se había doblegado ya tanto la Constitución que ya nada se podía hacer manteniéndola vigente, ni con todo el arte de los jesuitas podía obtenerse algo de ella. Sólo una cosa podía hacerse ya: romperla, y ello no podía realizarse poco a poco, sino de un solo golpe. Si la tentativa fracasaba, el solo hecho de haber recurrido a la fuerza probaría hasta qué punto se hallaban convencidos los conspiradores de la ilegalidad de su causa. El *Corpus Evangelicorum* volvería a caer sobre el duque y las barreras de la Constitución se alzarían de nuevo a su alrededor, más estrechas y más sólidas. Si se llegaba a la lucha, el partido de la Constitución poseía demasiados adictos, y muy poderosos, en el Imperio. Un golpe afortunado por sorpresa sería aceptado por unos con la sonrisa en los labios y por otros rechinando los dientes. Hasta entonces, cuando los demás querían actuar brutalmente, él se había mostrado partidario de los procedimientos suaves y progresivos; pero en aquel caso sólo había uno: la acción franca, impetuosa y decisiva, que llevaba implícitas la prosperidad o la ruina.

Süss explicó una vez más todo aquello al duque, con su lógica transparente y objetiva. Luego, con más ardor y elocuencia, expuso que, fuera ya de toda consideración práctica, la magnífica idea de la soberanía de derecho divino se echaría a perder si se la desmenuzaba y mordisqueaba con toda clase de peleas, maniobras legales, pequeñas escaramuzas de aficionados y argucias ridículas y miserables. Realmente se trataba del todo o nada. O bien el ducado volvía naturalmente a su príncipe, o se demostraba que el terreno no era propicio para que la idea prosperase en él.

Karl Alexander se sintió invadido por un sombrío presentimiento. El judío tenía razón, como siempre, y había hablado bien. Pero ¡cómo sabía leer hasta lo más hondo de los corazones! Era preciso alejarle, hacerle desaparecer para siempre en la sombra. Había dicho que acaso el terreno fuese contrario al desarrollo de aquella idea. ¿Qué terreno? Era imposible, desde luego, que el proyecto fracasara. Pero ¿cuál era el terreno que no era bueno? ¿El país? ¿O acaso…? ¿Se atrevería realmente aquel canalla a pensarlo? ¿Acaso él mismo? ¿El príncipe? Sí, se atrevía. Detrás de su mueca cortés y servil se disimulaba la duda irónica, burlona e insolente, despectiva y exasperante. ¡Desvergonzado rebelde! Era cien veces peor que aquellos imbéciles del Parlamento. Aquellos intrigantes intratables no eran más que unos pobres idiotas. Pero este otro, con su amable sonrisa, era inteligente y sus dudas atrevidas e insolentes le afectaban en lo más profundo, envenenándole. ¡Tenía que hacerle desaparecer! ¡Tenía que acabar con él! ¡Aniquilarle para siempre!

—¿Ha fijado Vuestra Alteza el santo y seña? —preguntó con voz serena el judío.

—Sí —respondió Karl Alexander con acento seco y militar—. ¡*Attempto*!

Süss, sorprendido, alzó los ojos con una sonrisa de aprobación. ¡*Attempto*! ¡Me atrevo! Era una burla insolente y casi genial. ¡*Attempto*! ¡Me atrevo!, había dicho Eberhard el Barbudo, el primer príncipe alemán que otorgó una Constitución a su pueblo. ¡*Attempto*! ¡Me atrevo!, era la divisa grabada en las armas de aquel príncipe: el tronco de cedro que había traído de las Cruzadas. Su retrato con aquel trofeo se veía por doquiera en el ducado. Con aquella valerosa divisa había renunciado a la mayor parte de su poder y lo había restituido al pueblo. Hasta los que no sabían una palabra de latín comprendían aquel ¡*Attempto*!, pues era la base de la Constitución y de todas las libertades civiles. Y ahora Karl Alexander escogía aquel mismo ¡*Attempto*!, como santo y seña para destruir precisamente la Constitución otorgada por su antepasado, tomar el Poder y sustituir la más consolidada democracia por el más puro absolutismo. ¡*Mille tonnerres*! Había en aquello tanto valor como ingenio. Karl Alexander era, a pesar de todo, un buen elemento.

Süss volvió a su casa exaltado, dilatado de gozo el pecho. Era él quien había hecho a aquel hombre y encendido en él aquel ardor, convirtiendo en un príncipe a aquella masa de carne lasciva y brutal. Sí, había seguido el buen camino. Hubiera sido demasiado sencillo y vulgar arrojarse a su cuello y estrangularle. Ahora había cebado a su víctima y la había educado y ensalzado, haciéndola digna del sacrificio. Tanto el sacerdote como Dios se niegan a aceptar un animal hambriento. La víctima cuya sangre iba a verter no podía ser rechazada.

Agitado y orgulloso paseó a través de su despacho, en el que había hecho encender, como en todas las habitaciones contiguas, todas las luces. ¿Qué había dicho el Rabí Gabriel? En toda fiesta celebrada en sufragio de una persona muerta, ésta se alza de su tumba y ronda en torno a cada imagen a ella consagrada y oye todas las palabras que se le dedican. Süss había evocado a la muerta con su pensamiento, toda su sangre y todos sus nervios; pero ella no había acudido y sólo en la sombra, y como envuelta en una nube, había podido intuir su presencia. Ahora iba a ofrecerle un sacrificio que la obligaría a mostrarse. No iba a

inmolarle solamente el cuerpo de aquel duque, sino también su alma, tan cuidadosamente preparada por él, e iba a ser precisamente en el momento en que floreciera, estallando de vanidad, cuando habría de abandonar su cuerpo. Y el alma del orgulloso queda encarnada luego en el fuego. Encarnada en el fuego palpita y se desgarra en mil fragmentos cada segundo, por toda la eternidad.

—¡Levántate, Naemi, levántate! ¡Levántate, niña, hija mía! ¡Mi más hermoso, mi más puro Lirio del Valle! ¡Levántate! ¡Alzo para ti un monumento con los escombros de un reino destruido, te inmolo un príncipe y entrego su alma a un fuego que palpitará por siempre! ¡Yo te llamo, Naemi, hija mía! ¡Levántate, paloma mía que anidas en las hendiduras de las rocas, en las grietas de las peñas escarpadas! ¡Dame a ver tu rostro, hazme oír tu voz! ¡Que tu voz es dulce, y encantador tu rostro!

Süss se detuvo, dominándose. Todo aquello pertenecía aún al futuro. No quería por nada del mundo que pareciera que mezclaba a su empresa contra Karl Alexander un sentimiento de ambición o de provecho personal. No podía dejar que ninguna sospecha de este género se alzase en su espíritu ni en el de los demás. Si el ducado se beneficiaba con su obra, ello era cosa secundaria y no tenía él por qué buscarlo ni evitarlo. Mas, por lo que se refería a sí mismo, se prohibía por anticipado todo beneficio. Estaba allí para cebar y elevar el corazón del príncipe Karl Alexander de Württemberg y una vez que aquel corazón se hallase henchido de arrogancia, traspasarlo sin piedad. Sólo para tal sacrificio y tal expiación estaba allí. Lo que de ello resultase era cosa lejana y desprovista en absoluto de importancia.

Mandó llamar a Jaakob Polykarp Schober, que acudió inquieto, arrancado del sueño y temeroso de que el director de finanzas impusiera a su conciencia nuevas angustias. Medio dormido aún y envuelto en una bata, pues la orden de Süss no le había dado tiempo a vestirse, contempló a su señor con ojos infantiles y asustados. Süss estaba de mejor humor que de costumbre y se mostró satisfecho y amable. Le preguntó por qué se demoraba tanto tiempo la publicación de sus versos, pues hacía ya varias semanas que el editor había recibido el dinero necesario.

—¿Cómo ha dormido Vuestra Alteza? —preguntó Akiba, el papagayo.

El joven balbuceó que estaba dedicado a corregir las pruebas y que dentro de dos o tres semanas quedarían definitivamente impresos sus poemas. De pronto, Süss, con brusca decisión, posó su mano en el hombro del Magister y con gesto sonriente y malicioso y acento confidencial le dijo:

—No sois un buen protestante, Magister.

Y como el otro murmurase, estremecido, palabras incomprensibles, continuó:

—Yo, con mi moral judía y pragmática, me hubiera hecho en vuestro lugar las reflexiones siguientes: Traicionar al judío es traicionar tan sólo a un hombre y además a un hebreo despreciable. No traicionarle supone traicionar a un millón de cristianos evangélicos. Y entonces me hubiera ido a contar detalladamente todas estas historias a Sturm o a Jäger o a cualquier miembro del Consejo de los Once. Debo reconocer, Magister, que sois de una lealtad y de una discreción que claman al cielo.

Jaakob Polykarp Schober permanecía tembloroso en el despacho iluminado, sin atreverse siquiera a enjugar el mortal sudor que cubría su rostro infantil, grueso y marchito, y fijaba en el judío sus ojos redondos y asustados.

—Probablemente estáis pensando que estoy loco —observó Süss con buen humor al cabo de un momento—. No, Magister, no estoy en absoluto loco —añadió secamente después de otro silencio—. En todo caso, no más loco que cualquier otro.

En la estancia resplandeciente reinaba un silencio de muerte. Fuera se oía el paso regular de un centinela. Süss se había sentado y aunque en su casa reinaba un cálido ambiente se replegó sobre sí mismo como recorrido por un ligero escalofrío y pareció olvidar a Schober, que permanecía inmóvil en una actitud encogida e incómoda. Luego continuó:

—Voy a ayudaros a salir de ese dilema. Id a ver a esos señores del Parlamento y decidles: «El momento fijado es la noche del lunes al martes, y el santo y seña: ¡*Attempto*!». Si quieren evitar que haya derramamiento de sangre y hacer que todo el proyecto se derrumbe como una marioneta a la que se cortan los hilos, que envíen el lunes por la noche una comisión a Ludwigsburg. Otmann, el mameluco, los estará esperando en la puerta del ala izquierda del palacio y los conducirá hasta el duque.

En tanto que Süss hablaba así, con su acento preciso de hombre de negocios, Schober le miraba atormentado, saliéndosele los ojos de las órbitas, tanta era su atención.

—Os pongo como condición —continuó Süss, sin abandonar su frialdad rutinaria— que me juréis solemnemente que jamás sabrá nadie que os he dicho esto o que habéis sido enviado por mí.

—Excelencia —tartamudeó por fin Schober— no comprendo qué os proponéis. Me llena de bienaventuranza que el Señor os haya abierto los ojos y que deseéis salvar la fe evangélica. Pero si el proyecto herético fracasa y no se sabe que habéis sido vos quien lo ha echado por tierra, el Parlamento

abrirá en el acto contra vos un proceso criminal. No estoy fuerte en política, pero creo que el duque no podrá entonces protegeros.

—No —dijo Süss secamente—, el duque no me protegerá. Pero no os inquietéis, Magister —prosiguió afable y cariñoso, casi paternal—. Es un asunto demasiado complicado. Un duque católico quiere obligar a convertirse al catolicismo a un país protestante, y un judío prefiere hacerse ahorcar antes de consentirlo. No podéis hacer que todo esto rime, a pesar de ser un poeta.

Después de aquella conversación, Jaakob Polykarp Schober, arrastrando su bata, volvió a su alcoba con paso vacilante y rodillas temblorosas, deslizándose por los oscuros pasillos de la casa. Su agitación le mantuvo en pie, paseando a través de su cuarto hasta la mañana. No veía nada claro en todo aquello, todo estaba envuelto en humo y niebla. Una sola cosa era indudable: Dios le había elegido y designado. Paseaba sin tregua por su cuarto y el borde y las borlas de su bata barrían el suelo. El viejo gato gris y negro se despertó y seguía sus pasos. Era un gato viejo y consentido y quería que el Magister lo cogiera en brazos, o se lo llevara a la cama con él como solía hacer. Maullaba. Pero el hombre iba de un lado para otro sin oírlo.

Cuando el Magister se hubo retirado, el judío se desperezó y sonrió, descubriendo su sólida dentadura. Se detuvo ante el retrato del duque, colocado sobre su mesa de despacho, dedicado por Karl Alexander con su letra firme y enérgica, y dijo a media voz:

¡—*Adieu*,
Luis XIV
! ¡Adiós, Aquiles germánico! —Y repitió por segunda vez, más violentamente—: ¡Adiós, Aquiles germánico! ¡*Adieu*,
Luis XIV
!

Ya no pensaba en su hija. Aquello era un asunto pendiente entre él y Karl Alexander en el que nada tenía que ver Naemi. Flotaba en un sombrío mar de odio, rojo violáceo, que le saturaba el corazón y los sentidos. ¡Cuán tormentosamente rugía! ¡Y cómo su rumor penetraba en sus oídos y hasta lo más profundo de su ser! ¡Qué olor salvaje y embriagador exhalaba! Oía el grito de furor del príncipe mortalmente traicionado y veía la mirada sangrienta del hombre a quien arrancaba de las manos el objetivo de su vida tumultuosa y violenta, precisamente en el momento mismo en que iba a alcanzarlo. ¡Cuán magnífico era hincar la rodilla en el pecho de su enemigo, rodear con los dedos su garganta, y cuando su boca intentaba aspirar el aire puro, apretar lentamente, cada vez más fuerte, fija la vista burlona y vencedora en los ojos angustiados del otro! ¡Aquello era vivir! ¡Para esto valía la pena vivir!

Interrumpiendo su furioso sueño, apareció bruscamente ante él, silencioso y siniestro, Otmann, el negro. Se inclinó y anunció que el duque había transmitido nuevas órdenes al general Remchingen.

—¿Qué órdenes?

—La lista.

Sí, la lista de las personas que habían de ser detenidas y que el mismo Süss había redactado para su señor. Pero ¿por qué le comunicaba el duque a tales horas algo tan poco importante y que ya sabía? Indudablemente, el negro tenía que revelarle algo más, secreto y esencial. Süss contempló atentamente su rostro hermético y Otmann comenzó a recitar los nombres: Johann Georg Andräe, Johann Friedrich Bellon. Sí, la lista de los que habían de ser detenidos, cuidadosamente redactada por orden alfabético. Pero ¿qué significaba aquello? La conocía perfectamente, siendo él quien la había redactado. El negro continuaba:

—Friedrich Ludwig Stoffen, Johann Heinrich Sturm, Josef Süss Oppenheimer.

Süss no hizo un solo movimiento y el negro guardó su lista y, sin añadir una sola palabra, saludó y salió de la estancia.

Süss, una vez solo, silbó entre dientes y sonrió casi satisfecho. Aquella confirmación le era muy útil. Lo encontraba extraordinariamente divertido. ¡Por Dios que era gracioso aquel Karl Alexander! Podía haber dado a Remchingen una orden especial de arresto pero en lugar de hacerlo así le incluía sencillamente en la lista general que el mismo Süss había redactado. Era en verdad, soberanamente divertido. Imaginó al duque y a Remchingen inclinados sobre la lista y al duque añadiendo con su letra enérgica y firme: Josef Süss Oppenheimer, director de finanzas. Luego, el príncipe y su general se habrían mirado a los ojos sin decir palabra, con maligna sonrisa el primero y con una mueca despectiva el segundo.

—¡Excelente, Karl Alexander, príncipe afectuoso y magnánimo! Ahora te burlas de tu imbécil judío, que hizo descender del cielo la corona sobre tu cabeza, y al que en recompensa vas a enviar al calabozo. Pero os habéis espabilado demasiado tarde, Alteza. Vuestro judío se halla todavía un escalón más alto que vos. Ya os ha puesto la soga al cuello y se divierte viendo como os divertís sin sospechar nada. ¡Príncipe magnífico, gran potentado y glorioso héroe! ¡Estúpido vicioso imbécil! ¡Violador de vírgenes y crapuloso verdugo!

Süss andaba de un lado a otro de su cuarto, agitado y febril. Se acordaba de un perro con el que jugaba un día, retirándole el bocado de la boca en el momento en que iba a apoderarse de él, hasta que el animal le mordió cruelmente en la mano. Veía aún el odio ardiente y la rabia sanguinaria en los ojos del animal exasperado y tantas veces engañado. «¡Contigo juego a un juego más feroz, Karl Alexander, y te robo una presa más preciada! ¡Salta en el aire para alcanzarla como hacía aquel perro! ¡Mírala con tus ojos ávidos! ¡Cógela, príncipe! ¡Cogedla, mi señor, el duque!».

Sólo dos días ya, menos aún, sólo veinticinco horas. Su sonrisa se hizo más amplia y se paseó solitario por sus iluminados salones. Inmóviles y blancos se alzaban los bustos de Solón y de Homero, de Moisés y de Salomón, y ante las pequeñas pagodas se erguían los chinos con sus coletas. El Triunfo de Mercurio resplandecía en el techo y las joyas brillaban en las vitrinas. En su jaula dorada, el papagayo Akiba graznaba:

—*¡Bonjour, madame! ¡Ma vie pour mon souverain!*

Pero Süss no veía nada de todo aquello, absorto en sus pensamientos, sus imágenes y sus visiones.

A la misma hora, el negro, que acababa de llegar de regreso al palacio y se disponía a tumbarse a dormir sobre una alfombra en un rincón del dormitorio del duque, oyó a Karl Alexander gemir y agitarse en sueños, dejando escapar guturales sonidos.

Ya era casi de noche cuando el Rabí Gabriel Oppenheimer van Straaten, maestro de nuestra fe, llegó a casa del Rabí Jonathan Eybeschütz, maestro de nuestra fe, en Hamburgo. La casa estaba llena de gente que venía a visitarle, a presentarle sus respetos o a pedirle consejo, y a pesar de que sus discípulos, dándose importancia, no hacían más que repetir que el Rabí estaba ocupado leyendo o meditando, y que no había posibilidad alguna de que los recibiera, aquellas gentes no se desanimaban, tenían la esperanza de poder ver, por lo menos, su rostro. Muchos habían venido desde muy lejos para verle, desde las sedes de las anteriores comunidades del Rabí: Cracovia, Metz, Praga, pero también desde mucho más lejos, desde Provenza, e incluso desde el Mar Negro. Porque el nombre del Rabí Jonathan Eybeschütz, rabino de Hamburgo, era venerado respetuosamente en todo el mundo.

Pero también era odiado y perseguido en el mundo entero con las más poderosas armas. ¡Ah! ¡Cómo se había mofado de él el Rabí Jaakob Hirschel Emden, rabino de Amsterdam! ¡Cómo lo había hecho trizas y lo había despedazado con frío sarcasmo, estigmatizándolo como a enemigo de Israel, del Talmud, de los rabinos y de la verdadera palabra, y riéndose de él! Rabí Jonathan Eybeschütz. Su solo nombre dividía a la comunidad judía. En todas las escuelas y sinagogas, y en los sínodos, había luchas por causa de ese nombre, se le bendecía y alababa o se le ridiculizaba y anatemizaba.

¿Quién era aquel hombre? ¿Era un erudito del Talmud, aferrado a los ritos de un modo celoso, pendenciero y represor? ¿Cumplidor de cada iota, defendiendo pulgada a pulgada con salvajes y temerosos aullidos la alta empalizada de la Ley? ¿Habían pervertido sus conocimientos sobre filosofía, historia, matemáticas y astronomía su recta fe, purificadora de la palabra y de las obras, convirtiéndolo en un detractor y blasfemador de la práctica de los rabinos? ¿Creía verdaderamente en las enseñanzas de la cábala, las ponía en práctica? ¿Era en secreto un discípulo y seguidor del Mesías Sabbatai Zewi, y bendecía, maldecía y hacía milagros en nombre de este salvador? ¿Por qué maldecía entonces en público a los discípulos de Sabbatai, anatemizándolos pomposamente? ¿Y por qué mandaba a sus hijos a Polonia, entre los frankistas, los fanáticos discípulos de aquel sospechoso Mesías? ¿Escribía realmente cartas, este maestro del Talmud entusiasta y ortodoxo, a los cardenales franceses, a los padres jesuitas de Roma, solicitando ser nombrado censor de los libros hebreos? ¿Era una burla o qué significaba que hiciera defender su credibilidad como rabino estricto, acusada de todas estas sospechas, por el profesor Karl Anton, de Helmstedter, antiguo discípulo suyo, convertido hoy al cristianismo y apologeta del evangelio de Cristo?

Cuando entró el Rabí Gabriel, los discípulos del Rabí Jonathan se inclinaron profundamente.

—La paz sea contigo —le dijeron, y la puerta cerrada del maestro se abrió de par en par para él. A la luz de la lámpara de su estudio, estaba sentado apaciblemente el Rabí Jonathan Eybeschütz, el más sabio y astuto de los hombres. Sonrió contento, amistosamente, con cierta coquetería y burlándose un poco de sí mismo, desde su enorme barba, de un blanco lechoso, más ancha que larga, que sólo se partía ligeramente en el centro, contrariamente a lo que correspondía a un cabalista, al recién llegado, perfectamente afeitado, malhumorado y granítico. Todo en él, con solemne dignidad, era redondeado y agradable. Su largo caftán, de pesada seda, increíblemente elegante, le sentaba a la perfección. Sacó de la ancha manga una mano pequeña, blanca y cuidada que tendió al otro para saludarle. Por debajo de su barba abundante, blanca y lisa, sonreía amistosamente, el rostro, casi sonrosado, en absoluto desconfiado. Sólo sobre su nariz agradable y pequeña y los ojos marrones, dulces, llenos de sabiduría, astutos, pero profundos, se marcaban

perpendiculares en la frente blanca, carnosa y abombada, los tres surcos, formando la *schin*, la primera letra del nombre de Dios, *Schaddai*.

—¡No me censures ni estés enojado conmigo! —dijo en hebreo a su visitante a modo de saludo. Sonrió, y en su sonrisa había sabiduría y debilidad, coquetería y conciencia de culpa, e incluso un poco de picardía. Pero sobre todo una mágica y envolvente afabilidad.

Pero esa magia fracasaba con el Rabí Gabriel. Por encima de la nariz pequeña y chata, los ojos grises, demasiado grandes, estaban anegados en una mortal y sorda tristeza. El Rabí Jonathan Eybeschütz no estaba dispuesto a permitir que aquella tristeza se acercara a él.

—¿Has leído, Gabriel, los nuevos escritos polémicos de Fulano de Tal, el hombre de los bosques de miel? —preguntó con ligereza, casi alegremente, haciendo referencia a las obras más importantes de aquel Jaakob Hirschel Emden, rabino de Amsterdam, su más ardiente contrincante—. Ahora, el bueno de él, ha publicado felizmente doce pasquines contra mí, uno por cada una de las tribus de Israel —continuó, y en sus ojos marrones, sabios y astutos brilló una sonrisa burlona y complacida—. Jaakob Hirschel de Amsterdam se ha convertido en un adocenado. —Con su mano pequeña y cuidada, hojeó las páginas de los escritos polémicos —. ¡Pobre, pobre iluso! —dijo divertido y compasivo—. ¡Todo tiene que estar claro! ¡Todo tiene que ser transparente! ¡Todo tiene que ser como el día! Ese pobre y seco detractor no puede comprender que una flor seca es paja, sólo buena para los bueyes. ¡Envía mensajes! Demuestra que el *Sohar* es falso y que el Rabí Simon ben Jochai no pudo haberlo escrito. Grita: «¡Es una falsificación!». Como si dependiera de la pluma que lo ha escrito y no del alma que mueve la pluma.

Meneó burlón y divertido la delicada cabeza, con su poblada barba lacia, de un blanco lechoso. Pero el Rabí Gabriel no le siguió la corriente.

—¿Por qué has anatemizado a los discípulos de Sabbatai? —preguntó con su voz áspera—. ¿Por qué te desvías, por qué te retuerces y lo desmientes? ¿Por qué te haces defender por un *goyim* con simples y estúpidos sofismas? ¿Por qué no te resignas? ¿Es tan importante para ti ser rabino de Hamburgo y tener tus salones rebosantes de gente? ¿Por qué te has anatemizado a ti mismo? —Y al decir esto, su voz estaba llena de reproches y amenazas.

Jonathan Eybeschütz le dedicó desde su suave barba una ligera sonrisa, agradable y relajada.

—Déjalo, Gabriel. En estos dos años, tú no te has vuelto más indulgente, ni yo más estricto. Podría decirte ¿acaso no da lo mismo que uno sea judío, *goyim* o musulmán si lucha por alcanzar el mundo superior? Podría decirte que, ciertamente, Karl Anton, mi discípulo, se ha hecho bautizar, pero ¿no hay más afinidades y lazos entre él y yo que entre yo y Reb Jaakob Hirschel Emden, que es un buen judío y tiene una mente aguda y privilegiada, pero que lamentablemente es un hombre atormentado, completamente ciego en lo que se refiere al mundo superior y absolutamente sordo a su voz? Podría decirte que el mismo Mesías Sabbatai Zewi se hizo musulmán para salvar el principio, la idea, y que su discípulo Frank, se hizo bautizar. ¿Por qué no habría de permitirme, disfrazado de Rabí, con una expresión amenazadora en mis labios y una sonrisa en el corazón, lanzar vacíos anatemas contra mí mismo? Podría decirte que es muy fácil ser un mártir. Es mucho más difícil resultar sospechoso por amor a una idea. Podría decirte todo esto, pero no quiero decírtelo, Gabriel.

Se levantó y se acercó, alto y amistoso, vestido con su caftán de seda al hombre grueso, malhumorado y triste, vestido con una casaca holandesa de corte anticuado. Afablemente, con una sinceridad casi infantil continuó:

—Reconozco que soy débil, estúpido y fatuo. Las estrellas me dotaron bien, hicieron que fuera el receptáculo de una gran sabiduría, podría haber sido un canal por el que fluyera desde el mundo superior al mundo inferior una fuerte corriente y el aliento de Dios. Pero soy un recipiente malo y quebradizo. Sé, y nadie lo siente con más fuerza que yo en sus entrañas, cuál es la bienaventuranza llena de paz que procede de sumergirse en Dios y cuán fatuo es el mundo inferior, espuma multicolor, que se mueve arrastrado por el viento. Pero de vez en cuando tengo que volver a él. El saber es hermoso, el saber es lo opuesto a la acción, el saber es estar lleno de paz, protegido de nuevas y peores encarnaciones del alma; y la acción es insensata, la acción es estúpida, sucia y animal, y su regusto es insípido cuando no repugnante. Pero siempre tengo que volver a ella, a la acción, a la vanidad, a la actividad. ¡Mi querido amigo, déjame ser estúpido! ¡Déjame ser sucio y comportarme como un animal! ¡Deja que cuide más de mi barba que de mi alma! —Y terminó con una atrevida broma—. Encontraré a mi alma durante miles de años para purificarla, pero ¿quién me dice que podré tener por segunda vez una barba tan hermosa?

Aquellas blasfemias fluían con delicadeza de los dulces labios aduladores y persuasivos del sabio y pervertido Rabí. El otro le escuchaba, lleno de tristeza, granítico, inconmovible. De pronto sus ojos vieron un paisaje. Piedras, desolación, hielo resquebrajado, y sobre ellos un resplandor suave y burlón, las nubes

proyectaban sus sombras, el vuelo de un buitre, una arbitrariedad fantástica y sombría, gigantescos peñascos esparcidos sobre el hielo. Casi paralizado por aquella imagen percibió que había el mismo alejamiento en un caso como en el otro. Aquella intuición le había llevado hasta allí, del hombre al que estaba ligado, a aquel de allí. El otro yacía sobre los desnudos e insolentes pechos de Lilith, pero añoraba y encaminaba sus pasos hacia el mundo superior. Éste de aquí, se encontraba entre los santos y los piadosos, entre las plateadas barbas de Simon ben Jochai, pero su alma sólo tenía sed de los pezones de Lilith. La misma imagen, la misma correspondencia, pero el otro estaba más cerca de la perfección que éste.

No respondió cuando Jonathan Eybeschütz guardó finalmente silencio. Sólo dijo:

—¡La paz sea contigo, hermano mío y mi señor! —Y se retiró al dormitorio que le habían preparado.

Jonathan Eybeschütz vio cómo se alejaba, contemplando su espalda ancha, gruesa y algo encorvada. Su sonrisa suave y alegre desapareció poco a poco y a pesar de su barba, de un blanco lechoso, su aspecto era menos digno y circunspecto cuando se sentó de nuevo a trabajar entre sus libros y pergaminos.

Fatigado y nervioso, Karl Alexander se recostaba en el asiento de su berlina. Iba a Ludwigsburg, para pasar de allí al extranjero y no regresar hasta después del golpe de Estado. Los dos últimos días habían sido un agotador carnaval que había celebrado, a pesar de que ya había pasado el tiempo, en honor del conde imperial Palffy. El conde Palffy había sido enviado con una misión especial, por la corte de Viena. Era una gran merced y una atención del emperador, sancionar ya de antemano el planeado golpe, mandando a un enviado especial, como si se tratara de un guiño de ojos. Al despuntar el día se había despedido de la duquesa, con la cual había pasado la noche hablando con entusiasmo de su gran proyecto. Era aquélla la última noche en que Marie Auguste seguía siendo una insignificante princesa alemana. En adelante, figuraría entre las soberanas europeas y sería saludada con un título muy distinto al de Alteza, mezquino y sin valor. Vibrante y exaltado, Karl Alexander había murmurado sus fantasías al oído de su hermosa mujer desnuda. Marie Auguste le había escuchado a medias burlona y contagiada a medias por su entusiasmo y había respondido con mayor ardor que en mucho tiempo a sus abrazos. Fatigado ahora por aquella despedida apasionada y significativa, Karl Alexander se retrepaba agotado y nervioso en el blando respaldo de su berlina. En todas sus empresas había conservado siempre la mayor sangre fría, incluso en el campo de batalla, cuando su caballo había sido muerto entre sus piernas.

Pero hoy, ¡rayos y truenos!, todo su cuerpo se estremecía, como si una larga fila de hormigas corriese por sus venas. Menos mal que había podido mandar al conde Palffy por delante, así por lo menos ahora podía estar solo. También su maldito pie le atormentaba sin tregua, cosa natural con aquel tiempo particularmente desagradable: tan pronto brillaba el sol como caían violentas granizadas, tan pronto llovía como nevaba, hasta que de nuevo reinaba un deslumbrante sol. Además, un incendio que había estallado en Eglosheim excitaba a los caballos con su resplandor. Un vago recuerdo surgió en la memoria del duque. No hacía aún mucho tiempo que en una noche como aquélla, azotado el rostro por un viento análogo y al sombrío resplandor de una luna ensangrentada, cuyo resplandor copiaban ahora las llamas del incendio, había cruzado un bosque tenebroso y hostil, dejando tendido entre las flores, blanco y rígido, el cadáver de una muchacha. ¿Por qué surgía ahora en su memoria aquel estúpido recuerdo? A Dios gracias, tenía otras cosas en que pensar.

Entró por fin en Ludwigsburg, pero no encontró allí la tranquilidad. Correos y mensajeros de las guarniciones más alejadas llegaban incesantemente. Recibió a Scheffer, a Remchingen y a Pfau. Problemas, nerviosismo. ¡Si por lo menos parara la música! Pero él mismo había ordenado que la orquesta del teatro tocara ante la habitación del conde, muy aficionado a la música. Karl Alexander sintió hambre, pidió un caldo y quiso beberlo ávidamente, pero al encontrarlo demasiado caliente lanzó la taza contra la pared. Además no dejaba de oírse el sonido de las campanas, que tocaban a rebato en Eglosheim, a causa del incendio; el ulular del viento, las humeantes chimeneas; en todo el castillo chirriaban las ventanas, se cerraban de golpe las puertas; la orquesta en el piso de arriba. El duque iba y venía nervioso de un lado a otro. Los músicos y los comediantes se hacían guiños a escondidas. Estaba nervioso como antes de un estreno. Así llegó por fin la noche.

En Stuttgart reinaba en cambio la más perfecta calma. No había luz en ninguna ventana. Sin embargo, se oía en las sombras el rumor de muchos pasos, el ruido amortiguado del entrechocar de hierros y maderas, y murmullos de voces. Todos los habitantes de la ciudad sabían que aquellas horas eran decisivas. El aviso de Schober había surtido efecto. Todos estaban armados y equipados, tenso el espíritu y apretado el corazón, pero decididos a combatir. Salvo los niños pequeños, nadie durmió aquella noche en Stuttgart. Se cuchicheaba lo mismo cientos de veces, maldiciones, deseos, se comprobaban las armas con cierto temor, apretándolas contra el pecho. La noche era un puro preparativo.

En el castillo de Ludwigsburg se habían encendido todas las velas. Antes de su partida para el extranjero, el duque daba un baile en honor del enviado especial del emperador, el conde Palffy, y de los señores de Wurzburgo. La reunión no era numerosa, incluía sólo a los que participaban en el golpe de Estado. Predominaban los militares y entre ellos figuraban los dos Röder, el general y el comandante. Con aire burlón, Karl Alexander había invitado a acudir a Ludwigsburg a aquel hombre huraño de frente estrecha: aquella noche, la guardia de la ciudad, de la que era comandante, no iba a necesitarle. Sin seguir la broma, pues tomaba muy en serio su cargo en la guardia montada, el comandante había hecho al duque el saludo militar con su mano deforme y enguantada y había aceptado su grata invitación. A través del salón de baile, Dom Bartelemi Pancorbo lo examinaba todo, con su rostro rojizo y descarnado, de nariz de buitre, y su enorme golilla a la moda portuguesa. Weissensee, ruina melancólica, no apartaba su mirada de Süss, acechándole con sus ojos expresivos y previendo incendios, tempestades y devastaciones. Por su parte, Süss brillaba como en sus mejores tiempos, y sus ojos ágiles estaban en todo. Se mostraba galante, ingenioso y triunfante y su humor seguro y animado contrastaba con la incesante agitación de Karl Alexander. De cuando en cuando, los ojos animales del mameluco, al que había dado algunas instrucciones en voz baja, se clavaban en los suyos, y una mirada de complicidad, llena de triunfo, iba y venía de uno a otro.

En las primeras horas de la noche debían ser detenidos los jefes del partido de la Constitución de Stuttgart y habrían de irrumpir en el ducado las tropas de Baviera y Wurzburgo. Karl Alexander quería permanecer entre sus invitados hasta la llegada del correo que le anunciase el éxito del golpe de Estado y la continuación de su plan, pudiendo ir a acostarse con la seguridad de haber vencido. Había ordenado que la nueva cantante, la *demoiselle* Teresa, una mujer guapa, de ojos ardientes y cálida piel, le esperara en su dormitorio. En los dos últimos años, se había acostumbrado a tomar un afrodisíaco antes de acostarse con una mujer nueva, pues no habría podido soportar que una mujer nueva no quedara maravillada de su extraordinaria virilidad, y después de aquella noche de despedida con Marie Auguste, había ordenado al negro que aumentara la dosis.

El correo portador de la buena nueva no acababa de llegar. La ansiosa expectación del duque se comunicaba a sus invitados y se hacía sentir en todo el salón. Fuera continuaba la tormenta. La lluvia y el granizo fustigaban las ventanas y no se había podido lograr que las chimeneas tirasen bien y no llenaran los salones de humo. Aunque lucían millares de bujías, la música sonaba cada vez más animada, se bebían vinos exquisitos y todo el mundo había vestido sus mejores galas y preparado su más alegre humor, sólo reinaba una alegría febril y forzada.

Karl Alexander, en el centro de un círculo de invitados, les dirigía afables preguntas y se ensimismaba luego, interrumpiéndose de repente o desoyendo las respuestas. El mameluco se deslizó hasta él para comunicarle que la *demoiselle* Teresa se hallaba en su despacho privado. El duque replicó con desenvoltura:

—¡Que espere!

El duque se puso a jugar con Süss. El mameluco le trajo el afrodisíaco en una taza de plata, permaneciendo a su lado de pie, silencioso y sumiso.

—¿Lo has preparado suficientemente fuerte? —le preguntó Karl Alexander.

—Sí, Excelencia —respondió el negro con su voz ronca e impasible.

Karl Alexander tomó la bebida de golpe. Siguió jugando. Ganó rápidamente, pero con indiferencia y ausente el pensamiento. Echada hacia atrás su verde casaca, con la mano posada en la rodilla o jugueteando nerviosa con su cadena de oro, hacía largas pausas entre cada jugada.

—¡Ese maldito correo no acaba nunca de llegar! —murmuraba febrilmente.

—Es por culpa de la tormenta —dijo Süss— que hace intransitables los caminos.

El mameluco se acercó de nuevo deslizándose con paso silencioso para decirle que la *demoiselle* seguía esperando.

—¡Que se vaya desnudando! —gritó el duque—. ¡No puedo hacer que mis correos vayan más aprisa!

Un círculo de invitados rodeaba respetuosamente a los jugadores y animaba la partida con trabajosas chanzas.

El duque, jugando una carta favorable y trayendo hacia sí una pila de ducados, dijo riendo:

—Hoy me vas a devolver una parte de lo que me has estafado, judío.

—Esta noche, lo haré con mucho gusto —replicó Süss. La voz del comandante Röder resonó, hostil:

—Cara a cara, el judío no estafa fácilmente. De lejos, entre papeles y argucias y sin verse obligado a mirar de frente a la gente, le es más fácil.

Süss perdió también la jugada siguiente. El duque vio entre los que los rodeaban al arquitecto Retti, y le dijo:

—Si la partida con mi cerdo sigue así, haremos las reformas que has proyectado para la galería.

Diligente, el arquitecto se rió sonoramente. De pronto, Dom Bartelemi Pancorbo lanzó con su voz ronca:

—Pero no perderá su diamante.

Y todos contemplaron con ávida codicia el solitario que lucía en el dedo del director de finanzas y admiraron las luces que incesantemente arrojaba.

Por fin, el mameluco acudió junto al duque y anunció:

—Ahí están.

Con afectada indiferencia, Karl Alexander arrojó sus cartas y empujó hacia Süss el montón de monedas de oro que había ganado:

—Toma, judío, ya arreglaremos la galería más adelante. Te lo regalo.

Süss, agradecido y casi divertido, se dijo: «Tiene gracia. No acepta ningún regalo; me paga porque piensa que le he ayudado a lograr su fin y añade aún una propina. Luego me encerrará en un calabozo y se embolsará el salario y la propina al mismo tiempo».

Fijó en el duque una mirada atenta y apremiante, y Karl Alexander, como forzado por ella, le dijo:

—Puedes venir conmigo.

Precedidos del negro salieron del salón, Karl Alexander congestionado, cojeando y resoplando, y detrás de él, flexible, orgulloso, pálido y juvenil, el judío.

Pasaron entre los inclinados lacayos de la antecámara, por los silenciosos corredores en los que sólo se hallaba presente el desgarrado aliento de la tormenta, llegaron al ala opuesta del castillo, a las habitaciones privadas del duque: el despacho, un pequeño gabinete y el dormitorio donde esperaba la mujer. El mameluco abrió la puerta del gabinete. Allí, en lugar del correo que esperaba, había cuatro hombres a los que Karl Alexander no conocía. Dos de ellos eran ancianos canosos, delgados y débiles, y robustos y rudos, con aspecto de proletarios, los otros dos. Los cuatro se inclinaron sin decir nada. Los dos jóvenes, pesados y torpes; los viejos, con agilidad y repetidamente. Las llamas, temblorosas por la corriente de aire producida al abrir la puerta, los cubrían de luces y de sombras.

El duque, defraudado y furioso, gritó al mameluco con voz estrangulada por la ira:

—¿Estás loco? Haces entrar a esta chusma en mis habitaciones y precisamente esta noche. —Y de una patada le envió rodando a un ángulo del saloncito—. ¡El correo! —aulló—. ¿Dónde está el correo?

—No somos chusma —aventuró con sequedad hostil uno de los visitantes—. Somos miembros del Parlamento.

Karl Alexander se arrojó sobre él y le sacudió entre sus manos.

—¿Habéis venido a atacarme? ¡Esto es una emboscada! ¡Herejes, asesinos!

Aullaba y lanzaba espumarajos de rabia. La cantante, que esperaba desnuda en la habitación contigua, se escondió asustada debajo de las mantas y se persignó.

—Pero ya he terminado para siempre con vosotros —continuaba el duque, fuera de sí—. ¡Haré que os pudráis en un calabozo, infames perros herejes! ¡Os encerraré en una fortaleza con vuestros dignos colegas del Consejo de los Once!

—Nada de eso, señor duque —dijo entonces uno de los ancianos, inclinándose repetidamente y con acento cortés y comedido—. Lo que va a pasar es que nadie será arrestado esta noche en Stuttgart. Sólo muy pocos soldados de Baviera o de Wurzburgo han conseguido penetrar en la ciudad. En cambio me permitiré comunicar a Vuestra Alteza que, gracias al santo y seña, ¡*Attempto*!, han entrado en ella numerosos hermanos nuestros, protestantes, y aunque el señor comandante Röder está aquí, la guardia montada sabrá proteger la ciudad, pase lo que pase.

Ni el mismo Süss habría podido explicar de un modo tan preciso, en tan vivos colores y en menos palabras, que la conspiración había sido descubierta y había fracasado completamente. El anciano, con gran cortesía y numerosas reverencias, comenzó a exponer nuevos detalles. Pero no pudo terminar su exposición, pues el duque sólo había escuchado las primeras frases, que habían provocado en él una terrible alteración. La mano que sujetaba al diputado de rostro plebeyo abandonó poco a poco su presa, su rostro enrojeció, un extraño estertor, semejante al gemido de un animal herido, se escapó de su pecho. Su boca aspiró desesperadamente el aire y la pesada masa de su cuerpo cayó de repente al suelo, horriblemente desfigurado el rostro.

Ante lo sucedido, los cuatro diputados temieron que se los hiciera responsables, el palacio estaba lleno de enemigos suyos, y el mameluco los había introducido sin anunciarlos, por una puerta secreta y de un modo disimulado y sospechoso. Temieron ser maltratados, muertos quizá, y huyeron a toda prisa sintiéndose dichosos cuando, bajo la tormenta y la lluvia, volvieron a encontrar su carruaje, que los esperaba en un lugar apartado. Temblorosos de frío y de emoción, tomaron de nuevo el camino de Stuttgart.

Entretanto, Karl Alexander yacía en el suelo, acompañado sólo por Süss y el criado negro, mostrando su ancho pecho velludo por un desgarrón de su camisa. Horrorizada, la muchacha desnuda escuchaba desde la habitación contigua aquel estertor. Karl Alexander clavaba con penoso esfuerzo una mirada fija en el judío, interrogándole con expresión de odio. Süss, respondiendo a ella, dijo simplemente:

—Sí, Alteza.

El judío no sabía si había querido aquello, ni siquiera recordaba cómo había esperado que el duque reaccionara ante la noticia de la traición y del fracaso de su proyecto. No se preguntaba tampoco si el agotamiento del duque era debido en parte al carnaval o al afrodisíaco, o si él era el único responsable de aquel ataque. Como impulsado por el destino, lo había dispuesto todo tal y conforme había sucedido, preparando las cosas para que el duque, ya muy acalorado, encontrara, en lugar del mensajero de la victoria, a aquella Comisión portadora de siniestras noticias. Era indudable que aquello había de herir a su enemigo en el corazón, paralizando para siempre sus iniciativas. Pero el hecho de que a ello hubiera de añadirse aquella ruina física, aunque no lo hubiese él querido, le satisfacía.

Desplegando toda su fuerza, alzó del suelo el cuerpo pesado del duque y lo depositó en una butaca. Luego dijo al negro:

—Será conveniente que vayas a buscar al padre Kaspar.

Otmann se alejó, después de una ligera vacilación, y dejó al judío a solas con el moribundo.

Desde la habitación contigua la cantante, rígida de espanto, oyó una voz susurrante, tensa hasta quebrarse por una salvaje y ardiente emoción, dirigiéndose al duque, que había enmudecido. No podía entender cada una de las palabras, pero el triunfo cruel y lleno de odio que podía oírse en aquella voz susurrante y vehemente, la mantenía paralizada de miedo.

El judío decía:

—¡Duque! ¡Duque brutal, estúpido y grosero! ¿Querrías taparte ahora los oídos, no es cierto? ¿Querrías huir para no oírme? Te gustaría rezar, obtener la absolución de tu confesor y sentir manar sobre ti, gota a gota, el bálsamo del perdón. Pero no te concederé esa alegría, no te dejaré morir sin haberme oído. Gira tus ojos y jadea con todos tus pulmones, te será preciso oírme. Hablo en voz baja, pero tus oídos y tu corazón violento e impúdico escuchan mis palabras. Y es necesario que permanezcas callado y que no mueras todavía, pues tienes que oírme. Sí, mi hija murió de otra manera, la perseguiste con uñas y dientes, lanzando tu aliento inmundo y fétido sobre ella, pero pudo sonreír y conservar alegre su corazón, pues los ángeles buenos le tendían sus brazos. Y tú permaneciste ante la muerta, estupefacto y con una mueca imbécil en tu rostro de verdugo, y porque luego no te escupí a la cara creíste que todo iba bien y que nada había pasado. Pero ahora, Karl Alexander, duque imbécil y grosero, ahora comprendes que hubiera sido demasiado sencillo arrojarme entonces a tu cuello y estrangularte. He querido prepararte antes para que parecieras un ser humano y un príncipe. ¿Te encabritas ahora y jadeas? Sí, estás aquí postrado, siniestra y ridícula masa de carne, ridículo ante ti mismo y ante los demás. Pues tus grandes pensamientos, pobre imbécil, tu ambición de llegar a ser el
Luis XIV
de Suabia y tus sueños cesaristas, soy yo quien te los ha inspirado. Tú no has sido nunca más que un duque insignificante, violento y estúpido, y yo te he hecho bailar a mi gusto.

»Mírame con tus grandes ojos. No voy a cerrártelos todavía, todavía no he terminado. Todo lo peor de mí mismo lo he derramado en ti, gota a gota, mi simiente más despreciable. Podría haber hecho que me abrazaras ante todo el mundo y me llamaras hermano, sólo habría tenido que mostrarte los papeles que certifican que soy hijo de Heydersdorff, que era barón, mariscal y cristiano. Pero ésa es la parte de mí mismo que más desprecio y la he vertido en ti hasta la última gota, te he hecho bailar al son de mi música y te he cebado hasta que has estado a punto.

Se apartó del moribundo y se sumió en sus meditaciones. Luego, menos cruel, continuó:

—Sí, me sentía atraído por ti y hubiera podido ser tu amigo. Pero cuando te diste cuenta, te defendiste, y no has aceptado más que lo peor que había en mí, fomentándolo y haciéndolo florecer. ¡Tú, el gran señor y el gran héroe, el
Luis XIV
germánico! ¡Pobre imbécil!

En el corredor resonaron voces precipitadas. Entraron el doctor Wendelin Breyer, el ayuda de cámara Neuffer y el padre Kaspar, confesor del duque, sucesivamente. Al confesor había sido difícil encontrarle, pues estaba en una dulcería con Fichtel, el insignificante consejero de Wurzburgo, que saboreaba el triunfo de aquella noche, insensible al malestar general, sorbiendo su café, una taza tras otra. Ahora, toda aquella gente se precipitaba, se agitaba desesperada y febril en derredor del moribundo, terriblemente demudado, e

interrogando a Süss, el cual, después de informarles vagamente, se retiró pronto sin ser advertido. En la habitación contigua, la cantante se vistió. Tenía aquella voz suave, cálida y llena de odio, penetrante y triunfante, clavada en los oídos, llenándola de espanto. Pálida, temblando de frío, estremecida de horror, desencajada, se vistió de cualquier manera, corrió asustada, perseguida por aquella terrible voz, por los corredores, respirando aliviada cuando llegó al portón y dejó el castillo a sus espaldas, azotada por el viento.

El doctor Breyer quiso sangrar al duque, pero no llegó a hacerlo. El mameluco se había aproximado en silencio al sillón en el que Karl Alexander yacía desplomado. Contempló sus puños convulsivamente apretados, el rostro amoratado, con la lengua fuera y los ojos desorbitados, y luego, con su voz sorda y singularmente ronca, que la mayoría de los presentes no había oído nunca, dijo tan inesperadamente que todos se estremecieron:

—Está muerto.

El doctor tuvo, pues, que limitarse a confirmarlo.

En tanto que el médico murmuraba unos vagos comentarios profesionales, un fuerte *spasmus diaphragmatis*, embolia, *stagnatio sanguinis plenaria*, y el negro, silencioso y despectivo, contemplaba al pobre hombre desconcertado, que intentaba trabajosamente darse importancia, el rumor voló por los corredores y atravesó las antecámaras, y el maestro de ceremonias proclamó en el salón de baile:

—El duque ha muerto.

La orquesta cesó de tocar. El más terrible y paralizador espanto desfiguró e hizo palidecer los rostros. Luego comenzó una confusa agitación. Los invitados formaron grupos en los rincones, los invitados, los señores de la corte imperial, de Baviera y de Wurzburgo, pretendían no haber sabido nada del asunto. Los oficiales permanecieron diseminados aquí y allá, inmóviles y desconcertados, como grandes animales de presa, estúpidos y peligrosos, sobre los cuales se hubiera cerrado bruscamente una trampa. Aquel maldito accidente podía costarles no sólo su posición y su fortuna, sino también la vida. Hasta el consejero Fichtel perdió su aplomo. Desde hacía más de treinta años había sabido dominarse en privado y en público. Pero ahora puso un gesto duro, contraído y colérico, y comenzó a lanzar, a media voz, obscenas maldiciones. Sólo después de diez minutos pudo volver a pensar con frialdad y objetividad. Pensó en el testamento que había ayudado a redactar al muerto, que ya no iba a servir de mucho. Lo único que cabía hacer era parar todos los engranajes, eliminar todo rastro de Wurzburgo y salir del asunto sin demora y sin que quedara comprometido su nombre.

Süss, durante este tiempo, permanecía solo en una habitación retirada. Nada le inquietaba y el murmullo de la agitación general no llegaba hasta él. La tormenta se calmaba poco a poco. El judío no veía ni oía nada. A nada atendía y todo se borraba en torno a él. Esperaba. Su hija no tardaría en acudir a su lado. Flotando a su alrededor, como una brisa bienhechora, penetraría deliciosamente en él, aliviándole y exaltándole. Permanecía, pues, sentado y silencioso, con una sonrisa de alivio, un poco enloquecida. Esperaba.

Ella no vino. Nada venía. Cada instante que transcurría le procuraba una impresión más intensa de frío, vacío y pesadez. Y de repente, comprendió que no acudiría jamás. Volvió a ver al duque, con su rostro amoratado y contraído, su lengua colgante y sus ojos desorbitados. Sintió náuseas y tembló de miedo. No concebía ya cómo aquello había podido satisfacerle y exaltarle. ¿Qué tenía aquello que ver con su hija? Su hija era blanca, serena y apacible. No se explicaba por qué acceso de insensata locura había podido creer que llegaría hasta su hija por medio de su intriga contra el duque y a través de aquel mar violáceo y agitado. Buscó con sorda angustia un porqué, pero no lo vislumbró siquiera. Su conversación con Karl Alexander moribundo había sido una especie de exaltación espasmódica, como acostarse con una mujer, pero sin la duermevela y la lasitud que le siguen. Se sentía agotado, triste, asqueado y más lejos que nunca de su hija.

Sintió en su nuca un soplo frío y húmedo y alzó los hombros escalofriado, en ademán defensivo. Un rostro le miraba, y era el suyo propio. Se levantó y sacudió su entumecimiento. Una voz traída por el viento penetraba en sus oídos y llenaba la habitación: la voz triste y áspera de su tío. Por débil que fuese, llenaba la habitación, el palacio y el mundo entero; y Süss reconoció ya, con plena certidumbre, que había errado el camino. Todo lo que había pensado, hecho y pretendido, su asunto con el duque, toda su torre y su triunfo artificiales, todo era falso y erróneo.

Extrañamente, sin embargo, aquel descubrimiento no le sorprendía, ni siquiera le contrariaba. No, estaba bien así. De nuevo se vio arrastrado en una silenciosa contradanza espectral. El Rabí Gabriel le cogía la mano derecha y el duque la izquierda. Todos ejecutaban complicados pasos, cruzándose y saludando. Pero hoy, aquella visión nebulosa e incolora no le hacía sufrir. Pues las manos se soltaban unas de otras y

los bailarines se miraban con serena gravedad, sin hostilidad, y se separaban con una inclinación de cabeza.

Una infinita laxitud le invadió. Jamás se había sentido tan agotado, tan débil y tan lleno de cansancio físico. Aquello debía ser lo que se sentía después de abrirse las venas en un baño tibio, dejando fluir la vida. Se fundía, languidecía y se aniquilaba. Era un dolor manso, atractivo y voluptuoso, que le aplastaba, paralizando todos sus miembros. Abandonarse, derrumbarse, dejarse arrastrar. No querer nada, dejarse llevar por primera vez, deslizarse lleno de bienaventuranza, sin voluntad, hundirse en la corriente. Como si su sangre corriese y con ella desapareciera toda ilusión y todo deseo, sentía cómo se iba hundiendo en una languidez bienaventurada, dolorosa e infinita.

En este estado le halló poco después el viejo lacayo que llegó con su apagaluces para extinguir la llama de las velas. Sorprendido al reconocer a aquel hombre pálido y desplomado, dejó caer su larga pértiga y gritó:

—¡Dios mío! Es el señor director de finanzas.

Süss, irguiéndose penosamente, le ordenó que le trajese algo de comer, pues se sentía débil, y el anciano, desconcertado y santiguándose, fue a traer la colación deseada. Comiendo ávidamente con los dedos, Süss le dijo que continuara con su tarea. Pero el lacayo balbuceó que no podía dejar al señor consejero a oscuras. Süss le interrumpió:

—Apaga tus velas y no te ocupes de mí. —Y el viejo obedeció asombrado.

La tormenta se hacía cada vez más violenta. Süss mascaba y tragaba. El viejo se apresuraba. Se subía a su escalera de mano y apagaba las velas, mirando de reojo al judío, que continuaba devorando con entusiasmo. Por fin, Süss le dijo con voz singularmente gozosa:

—No pongas tu corazón en los hombres, dice el Nuevo Testamento. ¿No es cierto?

—No comprendo a Vuestra Excelencia —tartamudeó, intimidado, el viejo.

—No importa —concluyó Süss, tragando un último bocado—. ¡Alúmbrame!

La habitación quedó sumida en tinieblas, y Süss, guiado por la linterna del criado a través de toda una serie de salones oscuros, llegó a la parte central del castillo.

En una habitación contigua se habían reunido los jefes del proyecto católico. Pero sólo los de Württemberg, pues los de Wurzburgo, los de Baviera y el enviado de Su Apostólica Majestad se habían dispersado apresuradamente a través de la tormenta y de la lluvia, incluido el astrólogo del príncipe-abad de Einsiedeln, junto con su rocío, sus alambiques y triángulos, y su túnica llena de figuras, sin haber encontrado la hora que las estrellas determinaban. Quedaban tan sólo los suabos, pálidos, sudorosos y perplejos. Al entrar Süss exhalaron un suspiro de alivio y volvieron hacia él sus miradas llenas de esperanza, como si él fuera a salvarlos.

El judío paseó en redondo sus ojos oscuros, con expresión apacible, serena y casi risueña. Luego dijo al comandante Röder, más abatido y más estúpido que los otros:

—¿No veis claramente, señor comandante, lo que convendría hacer en esta situación?

Y acercándose al otro, que le miraba hosco, sin comprender, le dijo con su acento más cortés:

—Detenedme, y sea quien fuere el futuro soberano, nada tendréis que temer. —Todo esto lo dijo con ligereza, amable, como si conversara tranquilamente.

Le miraron estupefactos, pero no tardó en brillar en sus ojos un resplandor malvado. ¿Qué se proponía el judío? No lo veían muy claro, pero había algo indudable: deteniéndole, habría ya un culpable, un personaje de primera fila en el cual se cebaría, en los primeros momentos, el furor popular y al que se podría atribuir lo peor. Durante un minuto interminable, reinó un silencio de muerte. Todos abrigaban, en los mismos términos y en igual orden, idénticos pensamientos. Y todos sacaban la misma conclusión: «Sí, nuestra salvación está en detener al judío. ¡El judío debe ser colgado!».

Además, por lo menos harían algo, algo que los libraría de aquella pasividad depresiva, absurda y vergonzosa. Había que mostrarse hombres en la batalla. ¿Qué significaba aquel pavor imbécil que los había hecho temblar, introduciéndose en su corazón y en sus entrañas? Era magnífico poder salir tan airosamente de aquella innoble situación. Al cabo de un instante habrían olvidado la cobarde angustia que los había entumecido.

El mayor von Röder se levantó. Ante sus propios ojos y ante los de todos los presentes era el prototipo del buen patriota, el cristiano y el soldado. Corpulento e imponente, íntimamente convencido de su derecho y su lealtad, se acercó a Süss, y colocando su zarpa enguantada sobre el elegante y esbelto hombro de Süss, abrió con dificultad su boca de expresión dura y dijo gravemente:

—En nombre de la duquesa y de la Constitución, os detengo, judío.

En un solo instante, el silencio angustiado se trocó en clamores ruidosos, bestiales y triunfantes. El judío sonreía serenamente, solo, muy distante. Insultándole groseramente, empujándole y maltratándole aquellos

caballeros se esforzaron en no dejar que se grabase en ellos la imagen de aquella sonrisa.

LIBRO QUINTO

El otro

Allí donde confluyen Oriente y Occidente se encuentra la pequeña e insignificante tierra de Canaán. Y la tierra meridional, la antiquísima Mizraim se desliza lamiendo su unión. Allí donde se cruzan las sendas del este con las del oeste está la ciudad de Jerusalén, la torre de Sión. Y cuando a la salida del sol y al atardecer, los judíos profesan su fe en el Dios de Israel, el Único y Verdadero Yahvé, permanecen en pie con los pies juntos, y dirigen sus miradas a la ciudad de Jerusalén, a la torre de Sión: los de Occidente vueltos hacia el este, los de Oriente hacia el oeste, todos a la misma hora, todos en dirección a la ciudad de Jerusalén.

Desde Occidente llega una ola eterna y salvaje a la tierra de Canaán: sed de vida, de identidad, el afán de hacer, el deseo de gozar, la ambición de poder. Se afanan esforzándose por alcanzar la sabiduría, el placer, la fortuna; más placer, más riquezas, vivir, luchar, actuar. Eso es lo que se deja oír desde el oeste. Pero en el sur, bajo agudas montañas, yacen envueltos en oro y especias reyes muertos, haciendo fracasar tenazmente la descomposición de sus cuerpos; sus imágenes se mofan de la muerte, elevándose en el desierto en colosales avenidas. Y desde Mediodía se deja sentir el embate de una ola eterna y salvaje sobre la tierra de Canaán: un apego ardiente a la existencia, un creciente deseo de conservar el organismo y las facciones, de no perder el cuerpo, de no desaparecer. Pero desde el este resuena la dulce sabiduría: dormir es mejor que velar, estar muerto es mejor que estar vivo. No ofrecer resistencia, deslizarse en la nada, no hacer nada, renunciar. Y la ola eterna y suave fluye desde Oriente hasta Canaán. Eternamente pasan las tres olas sobre la pequeña tierra y desembocan unas en otras, la brillante y embriagadora ola del deseo y la actividad, la vehemente y apasionada ola de un altivo no querer entregarse a la muerte, la suave y oscura de sucumbir a la corriente, de renunciar. Silenciosa y atenta, yace la pequeña tierra de Canaán, dejando que las olas se agiten sobre ella, confundiéndose entre sí.

En esa tierra minúscula, abiertos los ojos y atentos los oídos, se encuentra el pueblo de Israel, dirigiendo sus miradas hacia el oeste, escuchando atentamente hacia el este, observando al Mediodía. Es un pueblo extraordinariamente pequeño y está rodeado de colosos: Babilonia-Assur, Mizraim, Siria-Roma. Debe mantenerse alerta en todo momento si no quiere ser aplastado por descuido o diluirse en los gigantes. Y no quiere ser absorbido, quiere estar allí. Es un pueblo astuto, poco numeroso y trabajador y no tiene la menor intención de dejarse engullir. Las tres olas llegan con eterna periodicidad una y otra vez, pero el pequeño pueblo se mantiene firme. No es necio y no se rebela contra lo imposible. Se inclina cuando una ola llega con demasiada fuerza y deja tranquilamente que fluya por encima de su cabeza, pero después vuelve a erguirse, se sacude y allí está. Es tenaz pero no obstinadamente obcecado. Se deja llevar por todas las olas, pero no se deja arrastrar del todo por ninguna. Toma de las tres corrientes lo que le parece digno de ser tomado y lo hace suyo.

El peligro constante obliga a este pequeño pueblo a no pasar por alto ni el más mínimo movimiento de sus gigantescos vecinos; lo obliga a seguir las pistas, a intuir los peligros, a mantener una actitud crítica, a reconocer los signos, siempre con cautela. La observación, el ordenamiento y el conocimiento del mundo se convierten en él en parte de su naturaleza. Crece en él un gran amor por medio de semejante conocimiento, por la palabra. Su Ley religiosa proscribe a los analfabetos, el conocimiento de la escritura se convierte en un mandamiento divino. Escribe lo que le traen las tres olas. Transforma en palabras propias y de su creación la enseñanza brillante y clamorosa de la acción, la silenciosa y ardiente de la porfía por la inmortalidad, la suave y desgastada de la bienaventuranza de no desear nada, de no hacer nada. Y el pequeño pueblo escribe los dos libros, aquellos que han hecho cambiar como ningún otro la faz del mundo,

el gran libro del hacer, el Viejo Testamento, y el gran libro de la renuncia, el Nuevo. Sin embargo, el afán de inmortalidad permanece como música de fondo de toda su vida y su palabra. Los hijos del pequeño pueblo se han dispersado por el mundo y practican las enseñanzas del oeste. Actúan eficazmente, se enfrentan a la adversidad, lo acaparan todo. Pero a pesar de ello, no se encuentran a sus anchas en el hacer, están en su elemento en el puente entre la acción y la renuncia y siempre vuelven sus miradas hacia Sión. A menudo, en la satisfacción de la victoria, en el reconocimiento de la derrota, en medio de su progreso vertiginoso, se detienen estremecidos, escuchando una voz reprobadora, apenas perceptible entre miles de sonidos: no desear nada, no hacer nada, renunciar al propio yo.

Y algunos de ellos siguen esa senda hasta el final: del ajetreado torbellino de la actividad encaminada a alcanzar el poder, el placer, la fortuna, pasando por la resistencia a la aniquilación, hasta llegar a la liberación y al desligamiento del alma, a la extinción en el abandono y en la renuncia.

En medio de la noche, las nubes y la tormenta, galopaban hacia Stuttgart los correos enviados a los señores del Parlamento, a Remchingen, a la duquesa. Adelantaron al carruaje en el que viajaban aquellos que habían sido diputados del duque. Antes que los diputados, cruzó la puerta de la ciudad la noticia de la muerte de Karl Alexander, que recorrió tímidamente la ciudad oscura y en silencio en la que por todas partes se oían cuchicheos y había una actividad febril. En las calles, las gentes se apresuraban a reunirse con sus vecinos. ¿Era verdad? Era el castigo del Señor, el dedo visible de Dios. Había llegado la salvación de un modo estremecedor, magnífico e increíble. Pero ¿era verdad? ¿No era una trampa? Vacilantes lucecillas ardían en las casas, el ajetreo crecía, se oían los primeros gritos reprimidos de alegría. De pronto surgió el rumor pisoteando de nuevo la esperanza: sólo había sufrido un ataque, el duque había vuelto a la vida. ¡Cómo se deslizaron a hurtadillas hacia sus casas, cómo se encogían, cómo apagaban las luces! Hasta que por fin se tuvo la certeza, desde el ayuntamiento fue proclamada la noticia definitivamente: el duque había muerto. Fue entonces cuando estalló el júbilo largamente contenido: la gente se abrazaba, se elevaban oraciones, la alegría resplandecía en todas las caras, como si todos fueran náufragos rescatados. Luces y fiestas. El pastelero Benz, de ojos porcinos, junto con sus compinches del «Carnero Azul», pintó un cartel en el que, volando por encima de las dos torres de una iglesia, un diablo con alas se llevaba a un hombre. Debajo, con enormes letras escribió la siguiente rima: «Mirad cómo el mismo diablo se lleva al avaro renegado». Con manos sudorosas y temblorosas de alegría colocó el cartel en la ventana brillantemente iluminada por las velas y se llenó de júbilo cuando las multitudes se detuvieron ante ella y divulgaron los versos por toda la ciudad. Pronto se dijo en todas partes que al duque se lo había llevado el diablo.

—¿No habéis oído decir que el cadáver tenía el rostro deformado y de un horrible color negro azulado? Con sus garras ha estrangulado Belcebú al príncipe hereje.

Temblorosa, incapaz de controlarse, se encontraba Marie Auguste en su gabinete. La acompañaban el canciller de la corte, Scheffer, el general Remchingen y su confesor, el *pater* capuchino Florian. Llevaba puesto un encantador salto de cama, que esa misma mañana había llegado de París por correo especial y no podía dejar de pensar que era una lástima no haber recibido el salto de cama un día antes, pues en ese caso se lo habría puesto aquella noche de despedida y Karl Alexander podría haberlo visto todavía. Ahora él estaba irremediablemente muerto y ya nunca volverían a producirle gozo ningún salto de cama ni ninguna mujer. Consideró que había hecho una buena obra al comportarse, por lo menos en la última noche de Karl Alexander, de un modo tan obsequioso. Desde abajo llegaba el estruendo de la ciudad jubilosa por la muerte del duque.

El corpulento Remchingen, asustado y confuso, devoraba involuntariamente y sin darse cuenta los desnudos brazos de Marie Auguste, refunfuñaba, lleno de una ira impotente:

—¡Atacar! ¡Atacar! El proyecto debe seguir adelante a pesar de todo. Tenemos a los soldados. Yo respondo de ellos. Es probable que un par de regimientos se amotinen. Los haré fusilar. Hay que jurar de inmediato fidelidad a la duquesa. Semíramis. Elisabeth. Katharina. ¡Atacar! ¡Atacar!

Temeroso, el vacilante canciller de la corte se resistía.

—¡Por Dios! En estos momentos particularmente debe evitarse cualquier derramamiento de sangre. El golpe ha fracasado, ¡se acabó! Ahora hay que actuar con prudencia y por los cauces legales. ¡Todo debe hacerse legalmente! Hay que hacer valer el testamento.

De manera parecida argumentaba el *pater* Florian aunque con más firmeza y menos miedo. La rápida imaginación del capuchino construía castillos en el aire. Se veía ya como un astuto hombre de Estado, y en su calidad de confesor de la duquesa gobernante, se encontraría en el lugar de observación probablemente más importante y con mayores perspectivas del Imperio. Mientras pronunciaba palabras prudentes y comedidas, soñaba ser ya el Richelieu o el Mazarin alemán. Pero Marie Auguste, mientras su pequeña

cabeza de lagartija de tonos pastel parecía estar escuchando con toda atención, estaba completamente ausente. Pensaba en Karl Alexander, en el salto de cama, en el velo de viuda que tenía que encargar. Los había muy picantes y elegantes, incluso la horrenda duquesa de Angulema ofrecía un buen aspecto con él.

Y puesto que los caballeros habían dado sugerencias muy positivas, dijo inesperadamente en un tono exangüe y dándose importancia:

—*¿Que faire, messieurs? ¿Que faire*?

Todavía era de noche cuando se reunió el comité del Parlamento precipitadamente. No se pudo impedir a otros parlamentarios que tomaran parte en la sesión. Se hacía alarde de una actitud jubilosa, se hacía ostentación de poder. Los grandes señores actuaban como si la muerte del duque fuera un triunfo personal, como si ellos, los calculadores y astutos hombres de Estado, hubieran procurado esta solución a la crisis. El parlamentario Neuffer creía realmente que él era el causante de esa singular salvación. Fantaseando tenebrosamente, eludiendo los hechos y la realidad y expresándose misteriosamente, urdió una historia de intrigas y aventuras, situándose él en el centro de la misma moviendo los hilos, como la araña en su tela. ¿Acaso sus apremiantes palabras no habían convencido al ayuda de cámara Neuffer, su sobrino, de la corrupción del déspota, y no lo había convertido, por supuesto sin que se diera cuenta, a la causa del partido constitucional? Sin duda el ayuda de cámara de confianza había aumentado la dosis del afrodisíaco en tal medida que era inevitable que el duque sufriera un ataque, teniendo en cuenta su vida licenciosa y su obesidad. Había consultado con distintos médicos. Todos le habían confirmado que en tales circunstancias tenía que suceder una desgracia, más si se tiene en cuenta que no se le pudo administrar un antídoto enseguida. No se le administró y Karl Alexander murió. ¿Era una casualidad o estaba detrás de aquello una astuta y experta mano? Karl Alexander murió completamente solo. Ni siquiera su confesor estaba allí para conducir su alma hereje al cielo de los herejes; ningún lacayo se encontraba en los corredores, toda la servidumbre —y llamó su atención sobre aquel detalle— se hallaba en el ala opuesta del castillo contemplando el baile. Solo, como un perro, murió el déspota. Aquel hombre oscuro contaba a sus colegas del Parlamento esta novela de aventuras, que no tenía fundamento alguno para los que sabían que había sido el negro y no Neuffer el que había preparado la bebida, susurrando, demoníaco y sonriendo significativamente. Pero la muerte del duque en aquellos momentos había sido tan extraordinariamente oportuna, que muchos se sintieron inclinados a creer la historia de aquel oscuro fanático. Se distanciaron de él aunque llenos de admiración y el Brutus de Stuttgart gozaba en soledad de su grandeza tétrica.

Los otros envalentonados hacían planes. La alegría por la inesperada salvación se encontraba ya ahogada por la fuerte ambición de poder, riqueza y venganza. Ahora estaban en la cima, ahora le harían pagar al judío, al hereje, todo lo que habían tenido que aguantar de él. Estaba claro que el duque Rudolf, de Neuenstadt, tenía que ser el tutor del pequeño sucesor del duque, fuera cual fuese el contenido del testamento de Karl Alexander. Podían fiarse de él Era un buen protestante y de su partido. En cuanto amaneciera habría que enviar en su busca, pero antes, esa misma noche, había que poner en su lugar al hereje corruptor del país, al maldito judío. Nadie se atrevió a tocar a los militares, pero todos los civiles partidarios de Süss que quedaban en Stuttgart, no en Ludwigsburg, fueron apresados esa misma noche. Fue algo semejante a lo sucedido tras la muerte de Eberhard Ludwig, tras la caída de la Grävenitz. El alguacil y los ujieres anduvieron por las calles, detuvieron y arrastraron hasta la cárcel a los derrotados, que lanzaban torvas miradas a su alrededor, maldiciendo salvajemente, soltando venenosos insultos, suplicando abyectamente y lamentándose. Para ello tuvieron que abrirse paso entre el pueblo boquiabierto, burlón y jubiloso. Fueron encarcelados Bühler, Mez y Hallwach, y también fueron encarcelados Lamprecht, Knab, e incluso el canciller de la corte, Scheffer.

Rechinando los dientes, Remchingen lo contemplaba todo. La duquesa le había prohibido expresamente intervenir. Pero que se atrevieran siquiera a acercarse a los militares, que se atrevieran tan sólo a tocar a uno de sus oficiales con sus apestosos y plebeyos dedos. Entonces no habría quien pudiera detenerle, entonces atacaría. Pero los mandatarios del ducado rondaban a los militares, dando un gran rodeo.

De modo inusual, había uno de quien no se hablaba en Stuttgart, o sólo en voz baja, por medio de alusiones, sin decir su nombre. Y sin embargo, era él el único objeto de todos los pensamientos, la secreta esperanza de la duquesa y de los militares, el temor secreto del Parlamento y de los ciudadanos. ¿Qué hacía Süss? ¿Qué actitud tomaría? ¿Atacaría? ¿Cómo se defendería aquel ladino y taimado pariente del diablo? Se encontraba en Ludwigsburg, pero no se tenía ninguna noticia de él, no se había recibido ningún despacho suyo. Aparecían las primeras luces de la mañana, una mañana de marzo cálida y lluviosa. Tras aquella noche de locura, con tanto ir y venir, la gente estaba muerta de cansancio, agotada, y se retiró a descansar. Y todavía seguía sin llegar ningún despacho del judío. Era alevoso, desconsiderado, cruel. En los primeros sueños de los que rodeaban a la duquesa, furiosos y alterados, de los triunfantes parlamentarios, de los

derrotados y encarcelados se deslizó un miedo y una esperanza ahogados: ¿Qué hacía Süss?

En Ludwigsburg, el doctor Wendelin Breyer dictaba el informe médico. Junto con sus colegas Georg Burkhard Seeger y Ludwig Friedrich Bilfinger y en presencia del presidente del gobierno de Beulwitz y del Gran Chambelán de la corte de Schenk-Kastell había procedido a realizar la autopsia. Los tres médicos de cámara, mientras cortaban y sajaban el cadáver, tenían el mismo pensamiento:

—¡Vaya! Ahora sí que te estás quieto, ahora no me das patadas ni me lanzas las botellas de medicina por la cabeza.

Pero sus caras permanecían serias y llenas de una tristeza grave como conviene a los hombres de ciencia. Y el doctor Wendelin Breyer dictaba, con su voz profunda y agitando ampulosamente las manos, el *judicium medicochirurgicum*, el dictamen colegial, sabio y considerado.

—Teniendo en cuenta este viso *reperto* —dictó— queda suficientemente claro que Su Excelencia no ha muerto de un ataque de apoplejía, ni como consecuencia de una inflamación o de gangrena, ni por un vómito de sangre, ni tampoco a causa de un pólipo, etcétera, sino que ha fallecido a causa de un flujo atragantado, asfixiado en sangre. Sin duda, la causa de tan repentina alteración ha sido, por un lado, la antigua y reiterada dolencia y en definitiva el spasmus diaphragmatis de una arcada demasiado violenta, etcétera, y el enorme estómago, lleno de gases que presionaban sobre el diafragma; pero por otro lado, también el *stagnationem sanguinis plenariam, ob atoniam et debilitatem connatam* (la experiencia nos ha demostrado por lo general y con demasiada frecuencia que la mayoría de los príncipes de la casa de Württemberg mueren por afecciones del pecho) fruto de la predisposición de los pulmones.

Mientras tanto, en Stuttgart se abrió el testamento de Karl Alexander al día siguiente de su muerte. Éste, en su versión original, nombraba tutores a la duquesa junto con el príncipe Karl Rudolf de Neuenstadt. Un codicilo introducido más tarde por los consejeros Fichtel y Raab, nombraba cotutor al arzobispo de Wurzburgo, y otro anexo, firmado por Karl Alexander, poco antes de su muerte, otorgaba al obispo una particular plenitud de poderes.

Al mismo tiempo, una delegación de la Comisión de los Once viajó a la tranquila Neuenstadt para visitar al duque Karl Rudolf y rogarle humildemente que asumiera de inmediato la regencia. Karl Rudolf era un caballero sobrio y muy inteligente. Había estudiado en Tubinga y ya en su juventud había visto el mundo desde todas las perspectivas posibles: había estado en Suiza, en Francia, en Inglaterra y en los Estados Generales. Se había puesto después al servicio de los venecianos, había combatido en Morea y se había destacado grandemente en el sitio de Negroponte. Como voluntario, había luchado en Irlanda y en la Guerra de Sucesión española, había conducido a los doce mil soldados daneses y su intervención en la sangrienta victoria de Ramillies había sido decisiva. El príncipe Eugen y Marlborough lo tenían en gran estima, su nombre se contaba entre los grandes generales de Europa, y cuando, de repente, a raíz de la muerte de su hermano recayeron en él las rentas de Württemberg y Nueunstadt, el cincuentón había abandonado todas las guerras, se había retirado a la pequeña ciudad, y vivía como un campesino, como un estricto y sabio patriarca de su pequeño pueblo.

No había tenido relación alguna con Karl Alexander. El pomposo príncipe con su suntuosa corte y su judío sinvergüenza y ladrón le resultaban extremadamente repugnantes. Él era un hombre estricto y sobrio, y ahora pasaba ya de los setenta. Amaba su pequeña y próspera ciudad a la que dedicaba todos sus pensamientos; si se hablaba de Marie Auguste, la hereje, la frívola amante del fausto y los comediantes, torcía agriamente y asqueado los duros labios. Era de baja estatura, enjuto, algo encorvado, sus palabras de una brevedad militar, sus ropas y su corte estaban estrictamente reguladas, limpias y deslucidas. Su lema era ¡El deber!, ¡la justicia!, ¡la autoridad!, y a pesar de su edad era aún un trabajador infatigable.

Escuchó a los señores de Stuttgart en silencio, los dejó pronunciar sus frases circunspectas sin interrumpirlos, se hizo repetir algunas y siguió guardando silencio. Era muy anciano ya, le gustaría pasar los pocos años que le quedaban de vida en su próspera ciudad, tenía una vieja granja, inspeccionaba sus campos y sus viñedos y controlaba la manera en que cada uno de sus súbditos cuidaba de los niños y del ganado. Y ahora Dios daba a este hombre viejo la misión de limpiar y purificar el país arruinado; antes de su muerte tendría que luchar con emperadores y reinos, tendría que consumirse de rabia por culpa del jesuita gordo y astuto de Wurzburgo. Dios daba las órdenes, él era un soldado y sabía lo que es la subordinación, era disciplinado y se sometió. Dijo a los de Stuttgart que aceptaba la regencia, pero puso como condición que no hubiera junto a él ningún otro tutor, ni la duquesa, la católica de Ratisbona, ni tampoco el jesuita de Wurzburgo. A continuación, dijo que al día siguiente acudiría a la residencia.

Los de Stuttgart regresaron muy satisfechos. Éste era el hombre que necesitaban. Él iba a acabar con Remchingen y también con el judío del que, cosa extraña, todavía no se sabía nada.

Remchingen estaba furioso, siempre había odiado al viejo de Neuenstadt, y con frecuencia se había

reído de su tacañería y su mezquindad. Ahora se agarraba como a un clavo ardiendo al codicilo del testamento, a los poderes absolutos del príncipe-obispo de Wurzburgo, a las tropas que le habían sido confiadas. Se llegó a jurar fidelidad al regente del duque, no aceptó ninguna de sus consignas prohibiendo ambas cosas también a los que estaban bajo sus órdenes y al mismo tiempo les hizo jurar fidelidad al testamento de Karl Alexander. Reforzó la guarnición de Stuttgart sin que el regente del duque lo supiera y contra la voluntad de éste, dio instrucciones a los comandantes de las fortalezas y a las guarniciones que estaban en el campo de no aceptar ninguna orden que no procediera directamente de él mismo o de la duquesa. Para levantar los ánimos contra Karl Rudolf, hizo correr la voz de que el nuevo señor, con el consentimiento del Parlamento, pretendía la reducción del ejército y que había que esperar un elevado número de licenciamientos.

En esas circunstancias llegó Karl Rudolf, taciturno y sobrio, a Stuttgart, se instaló en un ala lateral del castillo, quiso presentar sus respetos a la duquesa viuda, pero ella no le recibió. Esto no le preocupó en lo más mínimo y al día siguiente aquel anciano de setenta y un años, a las seis de la mañana, como era su costumbre, se encontraba ya trabajando. Primero hizo limpieza en la capital: sin consideraciones de ningún tipo despidió a todos los funcionarios que no eran de fiar, sus papeles fueron confiscados y muchos de ellos fueron encarcelados. La mayoría de los cabecillas del partido católico había huido ya.

El pueblo se burlaba en voz alta y por doquier del duque muerto que todavía no había sido enterrado, de la duquesa viuda que encolerizada y nerviosa y desprovista del poder permanecía en sus habitaciones. El regente del duque dio estrictas órdenes que prohibían semejantes manifestaciones. Su lema era: ¡El deber!, ¡la justicia!, ¡la autoridad! Entre otros, también el pastelero Benz, autor del poético cartel en el que aparecían el duque y el diablo, fue encarcelado durante tres días en virtud de esta orden. Allí, en el calabozo, aquel hombre de ojos porcinos, cogió una fuerte gripe. De regreso a su casa tuvo que guardar cama, tomaba todo tipo de infusiones y pronto se supo que no volvería a levantarse. Junto a su lecho se reunieron los amigos del «Carnero azul». Torció el gesto mientras decía:

—Bajo el anterior duque gobernaba una puta, bajo el último un judío, bajo el actual un mentecato.

Gritó horriblemente cuando murió, escupió inmundas y blasfemas maldiciones. En el «Carnero azul» se dijo que el duque hereje y su judío también tenían ahora sobre sus conciencias la muerte de aquel buen ciudadano.

Marie Auguste trabajaba con Remchingen furiosamente y sin descanso contra Karl Rudolf y el Parlamento. La halagaba dejarse admirar como una gran mujer. La primera dama de Alemania lo había sido durante suficiente tiempo. Ahora le apetecía convertirse en la adversaria femenina del joven rey de Prusia que acababa de subir al trono. Iba a convertirse en la imagen católica rival de ese gran protestante. ¿Acaso no tenía de su parte al emperador, a Baviera, a su padre, e incluso a Francia? Ella, la astuta y mundana mujer, ¿no iba a poder con aquel campesino caduco, con aquel avinagrado calzonazos, aquel viejo chocho, con Karl Rudolf, el desvergonzado usurpador? Junto con Remchingen, su *pater* capuchino Florian y su bibliotecario Hophan, que se preciaba de ser un gran político, tejía innumerables intrigas, insignificantes y pueriles, y se enfadaba cuando algo no salía inmediatamente bien. Miles de despachos eran enviados a Viena, a Wurzburgo, a Bruselas, a su padre. Se mostró a la corte y al país como una viuda enlutada, llena de modestia, la pequeña cabeza pálida de ojos alargados destacándose en la pompa negra. Hizo traer desde Bruselas a su hijito, el duque, y mostró el huérfano principesco, un niño con grandes ojos brillantes, al pueblo conmovido.

Pero Karl Rudolf, el viejo soldado, no se dejó engañar. Publicó un manifiesto en el que declaraba que no tenía ninguna intención de reducir el ejército e indujo al Parlamento a manifestarse en el mismo sentido. Al día siguiente puso al mando de las tropas al general von Geisberg, condenó al furioso Remchingen a arresto domiciliario y puso guardias ante su puerta. Fue un golpe de audacia, que habría podido ser origen de derramamientos de sangre, de una guerra, de una rebelión armada, podía tener consecuencias internas y externas, podía perderse todo o salvarse todo. Nada se perdió. Las tropas, y con ellas el país, se sometieron y prestaron juramento de fidelidad al duque administrador.

El emperador dudaba en ratificar este drástico modo de proceder. Los jesuitas de la duquesa instaban a la corte de Viena a que declarara jurídicamente válido el último testamento de Karl Alexander, en el que nombraba regentes al príncipe-obispo y a la duquesa. El propio príncipe-obispo presentó quejas y reclamaciones al emperador en cartas escritas de su puño y letra, hizo elaborar a su consejero áulico y al profesor Ikstatt una deducción perfecta, los *Principios de Württemberg*, en la que, con perspicaces argumentos, se demostraba la legitimidad del último y tan discutido testamento. Todos, incluidos sus enemigos, admiraron la sutileza de esta argumentación. Pero no tuvo consecuencias prácticas. Karl Rudolf, tras haber aislado a Remchingen, había confirmado su poder y no podía ser apartado de él sin una guerra

que nadie quería. Las protestas y reclamaciones no pasaron de ser platónicas.

El astuto hombre de Wurzburgo no había esperado otra cosa. Dejó que todo su montaje siguiera en marcha sin darle un especial impulso, sólo para salvaguardar las apariencias. Escuchó el discurso de su consejero Fichtel, endiabladamente astuto y de insignificante apariencia. Se mostraba totalmente de acuerdo con él. De momento nada podía hacerse empleando la violencia. La Iglesia tiene tiempo, la Iglesia trabaja a largo plazo. Tal como estaban las cosas sólo podía contarse con el joven duque y educarlo estrictamente en la fe católica. Por supuesto que el obispo ya no vería aquel fruto maduro; por lo demás, ¡pobre Karl Alexander! ¡El buen amigo, fiel y agradable! *Requiescas in pace*. Él mismo celebraría misas por su alma. Lo único que había que conseguir por todos los medios era salir del mejor modo posible del asunto de Württemberg, y no quedar comprometido.

Con la mayor prudencia, había que encubrir y hacer desaparecer desde Stuttgart todo aquello que pudiera desairar a Wurzburgo y a los católicos. Algunos documentos, particularmente comprometedores, estaban bajo la custodia de Remchingen. Tras la reclusión inesperada del general en su casa, después de fracasados intentos de soborno a los vigilantes, un joven deshollinador, acercándose por los tejados de las casas colindantes a la residencia de Remchingen, se deslizó por la chimenea hasta la habitación en la que se encontraban las actas, las entregó felizmente al padre confesor de la duquesa y los documentos desaparecieron camino de Wurzburgo.

Mientras tanto, el viejo regente había ganado para sí al ejército gracias a sus maneras marciales. Recrudeció la reclusión del general y lo hizo llevar, junto con su ayudante el capitán Gerhard, a la fortaleza de Asperg.

Este trato dado a su querido y más importante aliado, sacó a Marie Auguste de su orgullosa reserva frente al tutor del duque. Se avino a recibir a Karl Rudolf para tener con él una entrevista. El anciano caballero se presentó sin ceremonia alguna, deslucido, desaliñado, pueblerino y encorvado ante la dama enjoyada, arreglada con todos los medios de la moderna cosmética y suavemente perfumada. Él estaba solo, a ella la acompañaban su confesor, el *pater* Florian, y su bibliotecario Franz Josef Hophan, el político, un joven de aspecto felino y delicado, versado en literatura y vestido a la moda. Tras lo sucedido a Remchingen era, junto con el capuchino, su consejero de mayor confianza. Karl Rudolf observó, frío y cauteloso, aquella mala hierba de tres hojas tan desagradable que por desgracia proliferaba de un modo acongojante en el hermoso jardín de Württemberg. Marie Auguste, a su vez, contempló arrogante y ligeramente divertida al deslucido soldado de pelo ralo y pequeña estatura que con toda seguridad no podía apreciar el refinamiento de su vestido de luto. En silencio, Karl Rudolf escuchó sus muchas quejas. Su silencio la excitó, habló con mayor rapidez, mencionó junto a cosas importantes cosas ridículas e infantiles, enredándose en sus explicaciones. Sus consejeros tuvieron que ayudarla a retomar el hilo de su discurso. Asqueado y lleno de desprecio, Karl Rudolf tuvo que oírla utilizar conceptos jurídicos constantemente y en el lugar inadecuado, dándose importancia. Le parecía una profanación que aquella boca pequeña, insensata y oportunista pronunciara palabras sagradas como garantías y libertades ciudadanas. Él contestaba con brevedad, prudencia y rudeza, aprovechaba hábilmente la ocasión cuando ella decía algo sin sentido, hacía como que no oía los comentarios y correcciones del capuchino y del elegante bibliotecario con dureza y desprecio, dando a entender con ello que en su calidad de príncipe tenía que habérselas sólo con la princesa. Hizo observar a Marie Auguste que estaba muy mal aconsejada y que no era acorde a su dignidad el defender a Remchingen, aquel hombre perverso y sedicioso. En todas las pequeñas cuestiones de etiqueta que ella había traído a colación considerándolas grandes y de importancia, él prometió su ayuda incondicional, insistiendo por otro lado en todas las cuestiones políticas, realmente importantes. El capuchino y el bibliotecario se retorcían las manos cuando la duquesa, triunfante, se avenía a hacerle esas pequeñas concesiones para conseguir que el astuto y tosco usurpador renunciara a todo lo que a ella le parecía importante. Finalmente se habló de las cuestiones financieras. De ellas, Marie Auguste no entendía absolutamente nada; procedía de una de las casas europeas más ricas, manejaba los señoríos como otros la calderilla, encontraba plebeyo siquiera mencionar las cuestiones monetarias. Karl Rudolf demostró ser increíblemente calculador cuando se trataba de los intereses del país. Él mismo no tenía necesidades, era un anciano, no tenía hijos, así que era evidente que a él le bastaría suficientemente. A ninguno de los dos les costó mostrar una actitud noble, sin mayor esfuerzo, se pusieron de acuerdo en este tema y se separaron de agradable conformidad. El duque, sorprendido y tranquilizado, acabó por convencerse de que Marie Auguste no era la terrible Babilonia sino una estúpida, y la duquesa comprobó sorprendida y tranquilizada que Karl Rudolf no era en realidad un usurpador de dura cerviz, pueblerino y obstinado sino por el contrario un auténtico asno. Basándose en este curioso conocimiento mutuo, se separaron con una cierta simpatía reflexiva y precavida.

Naturalmente, siguieron teniendo innumerables pequeñas discusiones, tras este encuentro, pero al duque administrador, esta única entrevista le fue útil para ver con toda claridad la política a seguir. Si quería conseguir de Marie Auguste un compromiso formal en cuestiones administrativas, la atormentaba en cuestiones de etiqueta. Si ella impugnaba algún artículo, le mandaba un oficial subalterno en lugar del oficial superior que había tenido hasta entonces como guardia, atormentaba a su adorado y elegante bibliotecario, siempre vestido a la moda. Si ella reclamaba, él exigía con éxito, como compensación, otras pequeñas concesiones en cuestiones políticas.

Se produjo entre ellos un enfrentamiento serio con motivo de los preparativos para el entierro de Karl Alexander. Marie Auguste hacía dos meses que paladeaba el placer de aparecer en esta ocasión ante los ojos de Europa como la viuda más hermosa y elegante del Imperio, como la polémica gran princesa, en la que Roma y todo el orbe católico había puesto sus esperanzas. Pero el duque administrador prohibió que se celebraran ritos católicos en los funerales por considerarlos provocadores. Los príncipes y grandes señores católicos amenazaron con no asistir al acto. Marie Auguste se enfureció y se consumía de rabia. El emperador tuvo que intervenir, por medio de un escrito de su puño y letra, para que Karl Rudolf cediera. Los funerales se celebraron, pues, con una increíble pompa. Avanzaron, en inacabable sucesión, los coches fúnebres, los portadores de antorchas, los nazarenos encapuchados, los príncipes y señores en sus galas negras, los criados y los cocheros, el desfile, que duró horas, de las tropas. Las campanas, los discursos, los cantos, las salvas en honor del muerto. Y muchos miles de ojos admirados, codiciosos y llenos de deseo se dirigían a la hermosísima duquesa viuda. El talle, esbelto y flexible, emergía del ancho y negro brocado de las faldas; los brazos y las manos increíblemente blancos y finos, asomaban por entre las puntillas negras de las mangas; ninguna joya a excepción de la estrella y la cruz de la orden papal y una cadena de dieciséis perlas negras de calidad superior. El velo de viuda colocado de manera que su negrura quedaba apagada por el brillo negro de sus cabellos. La pequeña cabeza de lagartija, de alta frente, del color del mármol antiguo y noble, echaba miradas desde su lejana altura, fatua, despertando el deseo. Así se exponía Marie Auguste, vestida de luto y resplandeciente.

Aunque fue por un féretro lujoso y vacío por el que sonaron las campanas, se pronunciaron los discursos, se elevaron solemnes los cantos, tronaron las salvas de las armas. Mientras su viuda discutía con el señor regente, el cadáver de Karl Alexander, a pesar de la destreza de sus médicos en la técnica del embalsamamiento, se había descompuesto de tal modo y apestaba tanto, que mucho antes de que tuvieran lugar los funerales oficiales tuvo que ser enterrado con toda discreción en la sepultura nueva de Ludwigsburg.

Los diplomáticos y militares a los que la muerte de Karl Alexander sorprendió en Ludwigsburg, se mantuvieron primero en silencio y a la espera. Dado el caso, en la persona del detenido Süss tenía la prueba de su lealtad, fiel al Estado. No fue necesario que transcurrieran muchos días para que resultara evidente, hasta para los más lentos de comprensión, que el partido de la Constitución debía quedar vencedor incondicionalmente y que no cabía ya pensar en una revuelta militar, ni en el proyecto católico. Sólo muy pocos, absolutamente fanáticos, bajo la dirección de un tal príncipe Waldeck, rechazaron quedarse en el lugar de los hechos. Los otros no habían pensado nunca en una revolución violenta; naturalmente, todas sus acciones se habían llevado a cabo dentro del marco de la Constitución y con la intención de ser presentadas al Parlamento para su aprobación. Sólo había un criminal, un hombre perverso, causa de todo lo malo, origen de toda desgracia, consejero de todo lo corrupto, que había inducido a obrar mal al buen duque y que había pervertido todas sus buenas intenciones, aquel que había arruinado al país, sinvergüenza e insolente, sólo uno: el judío. Y para demostrar cuán puros y fieles al Estado se sentían ellos, no había más que observar que no habían dejado escapar al satánico judío, sino que lo habían detenido inmediatamente.

Pero la detención de Süss, en realidad había sido muy sencilla y no precisamente gloriosa ni muy favorable al prestigio de aquellos caballeros. Por lo tanto, había que adornar la simple forma en la que se hicieron con él en Ludwigsburg y convertirla en una acción noble y romántica. Se hizo correr por Stuttgart el rumor —que pronto adquirió fuerza y se convirtió en certeza— de que Süss, inmediatamente después de la muerte del duque había huido de Ludwigsburg y que una vez en la capital se había introducido a escondidas dentro de su casa y había permanecido allí oculto. Finalmente, había intentado huir al extranjero llevándose preciosos y comprometedores papeles. Pero los bravos oficiales, a la cabeza de los cuales se encontraba el gallardo mayor Röder, aquel hombre honrado y buen protestante al que toda la ciudad amaba y respetaba, habían descubierto a tiempo la presencia del judío y su posterior huida. Se contaban detalles pormenorizados de cómo Süss se había deslizado por entre los viñedos y de cómo había ganado distancia pasando por detrás de la Kriegsbergstrasse. Pero entonces, el mayor Röder, tomando a cinco de sus mejores hombres —incluso se sabían los nombres de éstos: Guckenberger, Trefts, Weis, Mann y

Meier— había salido con ellos al galope en su persecución. A la altura de Kornwestheimer habían alcanzado al fugitivo. Con la pistola amartillada, el valiente Röder le había gritado el alto con su voz de trueno. De nada le sirvieron al judío su insolencia, sus gritos y sus amenazas. Los valientes caballeros obligaron a su carruaje a dar la vuelta, y ahora, ahora mismo lo traerían, pasando por la cuesta de la horca y entrarían en la ciudad por la puerta de Ludwigsburg.

Una multitud jubilosa y vociferante esperaba al carruaje en el que viajaba el prisionero. Se oían groseros chistes, reinaba una excitación alegre, los pilluelos se subían a los árboles, a los saledizos de la misma puerta de la ciudad. En la fonda «El Árbol Verde», pegada a la puerta de la ciudad, se encontraba, junto con otros acomodados burgueses, el joven Langefass, un muchacho alegre y grueso, muy rubio, de cara colorada, y ojos pequeños y azules. Obsequiaba a sus compañeros con un vino añejo, bromeaba ruidosamente con las muchachas, formando entre todos un alegre y excitado grupo, como en el último carnaval. Cuando finalmente, en medio de un griterío estridente, el carruaje de Süss cruzó la puerta escoltado por Röder y sus caballeros, todos los que se encontraban en la mesa de Langefass se arrojaron sobre él, arrastraron al prisionero fuera del coche, sacudiéndole, lo lanzaron de un lado para otro empujándolo, golpeándolo, dándole patadas. El joven Langefass lanzó tales gritos de viva en honor del mayor Röder, que éste aceptó un trago, sonriendo en respuesta, mientras que el pueblo propinaba una paliza al judío. Süss no se comportaba como si estuviera asustado ni recibía los golpes pasivamente, sino que los devolvía con fuerza; a un pillete que le mordió la pantorrilla, le dio tal golpe en la boca que el joven rodó entre las piernas de los que se agolpaban a su alrededor; también devolvía con energía las maldiciones y los insultos de sus agresores. No era una lucha fanática, sino una pelea imparcial y jugosa. Pero si la infantería no hubiera acudido finalmente en ayuda de la guardia montada y no le hubiesen arrancado de las manos del pueblo, el judío habría sido muerto a golpes por el pueblo inconsciente entregado al jolgorio de la refriega. Agotado y jadeante se sentó de nuevo en el coche, desgreñado y desconcertado, lleno de suciedad y sangre. El joven Langefass, que era un guasón y que por ello era muy apreciado entre las mujeres, había recogido del suelo con exagerados y graciosos gestos la peluca que el judío había perdido durante la reyerta y para regocijo general la llevaba sobre su bastón. Así, entre gritos y expresiones de júbilo, precedió a Süss, pasando por el mercado, hasta la Alta Cámara.

Puesto que Süss se les había escapado, la chusma, dirigida por el joven Langefass, desvió su atención hacia los otros judíos y continuó la diversión con ellos. Lo más gracioso era arrancarle el canoso pelo y la barba a un viejo judío, que se resistía con desesperación, mientras Langefass, rodeado de un clamoroso aplauso, contaba chistes sobre piojos. Una muchacha joven, temerosa y nada guapa, llamada Jentel Hirsch, fue desnudada por completo con grandes risas y todo su cuerpo examinado para ver si tenía pulgas. Todos los judíos de Stuttgart, desde el más anciano al niño de pecho, fueron atrapados por la entusiasmada chusma y entregados al alcaide, escoltados por gran número de granujas, mientras el vulgo les tiraba piedras e inmundicias. Precisamente mientras tenían lugar estos incidentes, llegaron a la ciudad, en la silla de postas, dos judíos de Praga para arreglar ciertos negocios bancarios con el influyente director de finanzas. No estaban muy al corriente de la política suaba y no tenían ni idea de por qué el proyecto católico estaba relacionado con sus negocios bancarios. Sólo sabían que Süss era el judío más poderoso de Europa y que la comunidad judía de Württemberg gozaba de especial protección. De ahí que su sorpresa fuera mayúscula cuando, habiendo descendido apenas del carruaje, fueron atrapados, zarandeados, apaleados y detenidos y se enteraron de la lamentable situación en la que se encontraba el poderoso director de finanzas. También hay que mencionar que varios judíos murieron durante estas persecuciones, entre ellos tres judíos que gozaban de la protección de Frankfurt, como consecuencia de lo cual la ciudad libre presentó enérgicas quejas al gobierno de Württemberg. El duque administrador también en esta ocasión dijo:

—¡El deber!, ¡la autoridad!, ¡la justicia! —Y metió a tres de los culpables en prisión durante dos días.

Un poeta espontáneo escribió la detención de Süss en unas rimas muy sencillas. Pronto estos versos se difundieron por Stuttgart y por todo el país; dos versos en particular se citaban por doquier y quedaron grabados en la memoria de jóvenes y viejos para el resto de sus días: «Entonces habló el señor von Röder:

¡Alto! ¡Detente o muere!». La popularidad del mayor Röder, gracias a la atinada manera en que había impedido la huida del maldito y despiadado hebreo que había arruinado al país, había aumentado más si cabe, y allí donde él se encontrara con su boca de dura expresión, su estrecha frente y su voz áspera, los entusiastas ciudadanos rompían en ovaciones.

El mismo día en que Süss fue llevado a Stuttgart, intentaron también destruir y saquear su palacio de la Seestrasse. La cabecilla de esta acción fue Sophie Fischer, la hija del consejero de expedición, que había sido amante de Süss. Aquella mujer perezosa, bonita y voluptuosa había cambiado notablemente. Gritaba

inflamada, se desgañitaba, su pelo colgaba en gruesas y rubias greñas y el sudor le caía sobre la cara. Las casas de los otros judíos habían quedado desprotegidas y aprovechando la ocasión la chusma se apoderó de algunos muebles de calidad, de las joyas y el dinero. La casa de Süss, por el contrario, estaba fuertemente custodiada por un destacamento militar. Nicklas Pfäffle había tomado precauciones a tiempo. Había otro que también había tenido éxito en sus esfuerzos por proteger la casa: Dom Bartelemi Pancorbo. Apareció en su calidad de comisario del gobierno con policías y militares y confiscó la casa y su contenido. Conducido por Nicklas Pfäffle, recorrió despacio las grandes y brillantes salas en las que reinaba el orden, metiendo su cabeza descarnada rojo azulada en todos los rincones. Despectivo, pasó de largo ante los nobles tapices, muebles, cuadros, figuritas. Pero precisamente de las valiosas piedras de las que se sentían hambrientos sus dedos y su corazón, no había ni rastro. Cauteloso y desconfiado interrogó a Nicklas Pfäffle mientras que aquel hombre pálido y grueso le contestaba imperturbable y flemático. El portugués tomó una actitud amenazante, pero su desagradable voz resbaló sin efecto sobre la indiferencia del secretario. Finalmente, Nicklas Pfäffle fue detenido, lo registraron penosamente y husmearon en su correspondencia. No se encontró nada sospechoso y pronto tuvieron que dejar de nuevo en libertad a aquel tipo lento, silencioso e impasible.

Süss fue llevado primero a la fortaleza de Hohenneuffen, y allí no se le trató mal. Corriendo él con los gastos, comía con abundancia y según su gusto, le estaba permitido recibir visitas y podía hacerse traer lo que quisiera, ya fuera de su guardarropa o de los enseres de su casa. Sin embargo, no hizo uso excesivo de estas libertades. Se encontraba a gusto solo y lo estaba durante mucho tiempo. En esas ocasiones caminaba satisfecho de un lado para otro, casi sonriendo, tarareando desafinadamente para sí, balanceando la cabeza tranquilo y astuto como un viejo y típico judío.

¡Oh! ¡Qué bueno y agradable era estar en paz y contemplar el espectáculo! A su alrededor se afanaban los demás. Unos se esforzaban intentando humillarle al máximo y ahogarle, él ponía sus esfuerzos en esquivarlos y volver a tomar aire. ¡Jo!, ¡jo! ¡Que le atacaran, que le atraparan! ¡Los muy estúpidos! No sabían que ya no era él el que luchaba, aquél a quien querían atrapar. Ése era el viejo Süss, el insensato e ignorante Süss que todavía no había reconocido ni encontrado su camino. El auténtico Süss, el nuevo Süss se reía, ¡jo!, ¡jo!, con salvaje satisfacción burlona; este Süss estaba más allá de cualquier afán, a éste no podía atraparlo ningún duque, ningún emperador, ningún jurado.

Así pues, la comisión que se había constituido para investigar los muchos atropellos y delitos astutos, impíos y corruptos que Josef Süss Oppenheimer, judío y depuesto consejero de finanzas, había llevado a cabo junto con sus compinches, no lo tenía precisamente fácil. Se trataba de una comisión investigadora de gran relevancia. A su cabeza se encontraba el consejero von Gaisberg, hermano del general, un hombre básicamente indolente que intentaba tomar las cosas con una cierta aspereza jovial. Formaban parte de la misma, en calidad de asesores, el consejero von Pflug, un caballero enjuto, rudo y arrogante que sentía un profundo odio y aversión por los judíos; los profesores Harpprecht y Schöpf, los consejeros políticos Faber, Dann, Renz y Jäger, funcionarios ambiciosos, de mediana edad, ansiosos de hacer carrera; los secretarios eran el asesor Bardili y el actuario Gabler. Para la comisión no había duda alguna de que Süss había cometido gran cantidad de delitos dignos de la pena capital. Pero pronto se puso de manifiesto que, hablando en sentido estrictamente jurídico, no había por dónde cogerle. La principal dificultad para juzgarlo de acuerdo con las leyes surgía del hecho de que no era un funcionario al que se hubiera tomado juramento, ni siquiera era un súbdito del Estado. Había aconsejado al duque exclusivamente bajo el título de consejero financiero privado y en calidad de persona particular. Los ministros y consejeros que, a pesar de haber prestado el juramento de fidelidad, habían planeado aquel perverso proyecto, eran los culpables de alta traición y no él. De manera que la investigación se disgregó en el examen de mil detalles a partir de los cuales se intentaba cimentar la viabilidad de la condena. La investigación se demoraba, se alargaba indefinidamente. ¿Por qué habrían de apresurarse los jueces? ¡Era tan agradable sentirse importante por el hecho de formar parte de esta comisión indagadora! Todos los conocidos les preguntaban:

—¿Y bien? ¿Habéis averiguado algo nuevo acerca del judío?

Por así decirlo, los ojos de todos los círculos suabos estaban fijos en ellos. Además, el formar parte de la comisión iba ligado a elevadas ganancias suplementarias, que naturalmente se pagaban con los bienes confiscados al acusado. Estos ingresos extraordinarios les venían muy bien, especialmente a los ambiciosos funcionarios de mediana edad.

Los señores de la comisión interrogaban a Süss tan pronto de uno en uno, como en sesiones corporativas. Se le interrogaba acerca de delitos monetarios, crímenes de lesa majestad y alta traición. El profesor Harpprecht, honrado y escrupulosamente legal, estaba convencido de que Süss era un infame, pero que no

era culpable según la Ley, y asqueado por el empeño que se ponía en hacer al judío culpable de delitos por los que otros tenían la responsabilidad jurídica, pronto abandonó la comisión y se limitó a dar su dictamen sobre las actas. Su colega, el profesor Schöpf, le siguió. El presidente de la comisión, el consejero Gaisberg, se presentó solo ante Süss, le dio unos golpecitos en el hombro, y le dijo con su estilo rudo y jovial:

—¿Por qué nos amargáis la vida a nosotros y os la amargáis a vos mismo, judío? Está claro que tendréis que iros al infierno en la carreta del reo, no podréis llevaron mucho equipaje. ¿Por qué no hacéis una confesión convincente?

Süss se rió y utilizando el mismo tono que el otro, repuso finalmente que, al fin y al cabo, tampoco podían colgarlo a mayor altura de la que tenía la horca. Jugó con aquel hombre tosco, grosero y campechano, le decía cosas, de manera que el otro ya creía poder atraparlo, se le escapaba una y otra vez, riéndose amablemente, dejándolo al final plantado y jadeante.

También los demás intentaron, cada uno por su cuenta, probar suerte con el astuto pecador. Le visitaban una y otra vez, le espiaban, trataban de convencerle por las buenas, le amenazaban. Süss, desde su particular seguridad, jugaba con ellos de un modo casi deportivo, lleno de una superioridad burlona y balanceando la cabeza. Contemplaba su propio proceso como desde otro mundo, como desde un siglo posterior, se reía interiormente de aquellos caballeros, de sus peculiaridades, de sus intrigas y artimañas para alcanzarle. ¡Pobres! ¡Cómo se esforzaban, cómo se afanaban y sudaban! ¡Cómo husmeaban, cómo le acosaban, siguiendo, obsesionados, el camino que creían conducía hacia arriba! ¡Carrera, carrera! ¡Qué curiosidad sentían todos y cómo le observaban desde lejos y sin una luz adecuada, cómo le palpaban sin tener tacto, cómo le olfateaban sin tener olfato! Entre ellos había alguno que otro con buena voluntad que a lo largo de la prolongada investigación llegó incluso a sentir una cierta simpatía por aquel hombre que con toda seguridad era un tunante, pero que con su hábil ingenio y su agudo espíritu había llegado a ser alguien fuera de lo común, estimulante. Casi con desprecio cariñoso, veía Süss cómo incluso los dos secretarios, jóvenes, tontos, astutos y arribistas, intentaban probar suerte y demostrar con él su habilidad. ¡Aquellos pobres, tan divertidos en su torpeza! Süss los dejó trepar por él como a cachorrillos, para quitárselos después de encima con suavidad indolente.

Todos esos hombres eran medianamente inteligentes. Tampoco el consejero Johann Christoph Pflug, el impulsor y promotor de la comisión investigadora, tenía demasiado talento natural, pero en su caso, el odio exacerbado que sentía por los judíos hacía que su ingenio se agudizara. Si hubiera sido el Süss de antes el que ahora estaba en la celda, las muchas y diferentes maneras que aquel caballero enjuto, agudo y rudo encontraba para hacerle sentir su asco y su desprecio, le habrían corroído el alma. El señor von Pflug respiraba con dificultad si se encontraba cerca del judío. Sentía repugnancia y asco físicos cuando entraba en la celda, pero consideraba que era su obligación desanimar a aquel maldito, al peor de entre todos los hombres, destruir su dignidad humana, hurgar en la vergüenza de aquel tunante. El hecho de no conseguirlo le atormentaba, abandonaba la celda agotado, para volver una y otra vez. Süss le miraba burlón y con lástima. Si aquel noble y orgulloso señor hubiera sabido que el depravado y miserable judío era hijo de Heydersdorff, barón y mariscal de campo, todo su mundo se habría derrumbado.

Ningún abogado se ofreció voluntariamente para defender la causa del judío. Estaba ya condenado. En esos casos, lo único que se conseguía era poner en peligro la propia carrera. Así que el jurado tuvo que asignar un defensor al acusado. La comisión dotó este puesto generosamente —por supuesto siempre con los bienes confiscados al director de finanzas— y lo encomendó a un hombre perteneciente a una de las familias parlamentarias en el poder, el licenciado Michael Andreas Mögling, abogado del tribunal de justicia. Éste, pues, tuvo que trasladarse a Stuttgart y preparar el alegato de defensa por el que percibía unas dietas extraordinariamente elevadas. Se le dio a entender que no era preciso que se esforzara mucho, todo el mundo sabía que la acción de la defensa era un gesto simbólico. Pero el licenciado Mögling, un joven rubio e ingenuo, con una cara de niño sonrosada, redonda, apacible y mofletuda, era un hombre honrado, no permitía que se le regalara nada, y se tomó el asunto endiabladamente en serio. Protestaba, sudaba, escribía. Los señores de la comisión investigadora se reían cuando le veían, el mismo judío se reía. A aquel buen hombre se le dificultó enormemente el trabajo. Importantes fragmentos de las actas le fueron escamoteados y se le negó el acceso a los protocolos de los interrogatorios. Mientras que apenas si se ponían dificultades a Süss para recibir visitas sin ser molestado, al pobre licenciado sólo se le ponían trabas cuando quería comunicarse por escrito o verbalmente con su cliente, pero no por ello se dejó amilanar, sino que cumplió sus deberes como abogado con rectitud, con empeño y sin talento.

Süss estaba todavía en Hohenneuffen, donde era bien tratado. Le rodeaban los señores de la comisión investigadora. Cebaban sus cuerpos, sus almas y sus bolsas a su costa. Pero él estaba tranquilo y en paz, curiosamente relajado y alerta, se sentía como entre algodones, no podían hacerle nada.

Esto atormentaba particularmente al enjuto y rudo señor von Pflug. Aquello no salía adelante, la investigación se estancaba, aquel judío, aquella escoria, se reía de ellos. Pidió al señor von Gaisberg que convocara una sesión plenaria, quería hacer una propuesta. Los diez miembros de la comisión se reunieron, centrando sus esperanzadas miradas en el señor von Pflug. Él a su vez permaneció de pie, delgado y anguloso con su nariz de buitre, sus labios delgados y su mirada voraz y dura. Dijo que hasta el momento, sólo se había indagado acerca de crímenes de lesa majestad, alta traición y falsificación de moneda. Había llegado el momento de investigar los delitos dignos de la pena capital, que el judío había cometido en otros campos. La ley criminal del imperio castigaba con la muerte el trato carnal de un judío con una cristiana. Sin embargo, era del dominio público de qué soez manera el inculpado había desflorado a vírgenes cristianas y se había aprovechado de respetables damas y de mujeres de baja condición. Había llegado ya el momento de ampliar la investigación a este punto. Incómodos, los grandes señores guardaron silencio. Se trataba de un asunto muy delicado. ¿Hasta qué punto había que profundizar en este tema? ¡A saber a quién iban a comprometer cuando se sacaran a la luz estas cuestiones! Era muy excitante levantar los velos y las sábanas, regodearse con el cuándo, cómo, dónde y demás detalles. Ya se dibujaba en las caras de aquellos señores una expresión ligeramente lasciva. Pero permitir que todo el Imperio metiera las narices en ese estercolero…, había que pensarlo bien antes de atreverse a algo semejante. Además no podía saberse cuántas familias estaban implicadas en el asunto y con las que, por causa de semejante investigación, podían crearse enemistades. Era un asunto muy delicado, extraordinariamente delicado.

Lejos de estas consideraciones, finalmente Johann Daniel Harpprecht replicó que, en su opinión, tan importante comisión no tenía ninguna necesidad de meter las narices en toda aquella inmundicia e indecencia. Verdaderamente era una triste cosa que tantas vírgenes y mujeres cristianas se hubieran prostituido con el judío. Pero ni el duque administrador, ni el gabinete, ni el Parlamento había constituido aquel tribunal especial para investigar los pecados de la carne del otrora director de finanzas. Estas actividades de Süss no habían puesto en peligro ni a los príncipes ni al país. Además, esa ley criminal que castigaba con la muerte el trato carnal entre judíos y cristianos, no había sido derogada formalmente pero desde hacía doscientos años no se había aplicado y con ello se encontraba pasada de moda y fuera de uso. Además había que tener en cuenta que, según esa ley, no sólo el judío, sino también las cristianas involucradas debían ser condenadas a morir en la hoguera. Por lo tanto, antes de proceder en este sentido, había que pensar muy bien en las consecuencias.

Con frío fanatismo, el consejero Pflug repuso que no necesitaba decir a los prudentes y rigurosos caballeros allí presentes, que no se los había convocado para hacer política sino estrictamente para hacer justicia. No era válido en estos momentos actuar como astutos hombres de Estado, sólo debían ser justos, sin tener en cuenta a las personas.

Los otros, mientras tanto, sopesaban los pros y los contras. Se miraban unos a otros, se espiaban escudriñando los pensamientos más íntimos, buscando la secreta complicidad de los demás. Si la investigación se ampliaba a los pecados de alcoba del judío, tendrían en sus manos la fama y el destino de muchas mujeres, así como el de muchas familias. Se sabían algunos nombres, se trataba de grandes familias muy extendidas. Claro que podían limitarse a la investigación, y dejar en manos del duque administrador y del gabinete la decisión definitiva acerca del modo de proceder. Evidentemente no era necesario investigarlo todo. Se les habían otorgado plenos poderes, de manera que podían comprometer a unas y pasar por alto a otras, según quisieran. En todo caso, una ampliación así de la investigación significaba para cada uno de ellos un increíble aumento de poder, importancia e influencia. Suspendidos sobre el país como una nube cargada de rayos, podían atacar o proteger a voluntad. Y de cuántos secretos iban a enterarse, que en estos momentos no iban a serles de utilidad pero que más tarde podrían aprovechar como quisieran. Como un tribunal español de la Inquisición, eran poderosos y terribles, como el oscuro Consejo de la República de Venecia. Resultaba atrayente, excitante y tentador. ¡Qué actitudes misteriosas y expresivas podrían adoptar! ¡Cuántos iban a estar pendientes de ellos, temerosos y asustados, esperando angustiados a que se los atrapara o se los pasara por alto misericordiosamente! ¡Y de cuántos detalles picantes iban a enterarse, con los que poder divertir confidencialmente a un amigo, al hermano, a la esposa o a la amante y más adelante provocar el jolgorio y las carcajadas de un círculo de alegres juerguistas! Una leve sonrisa cruzó por la cara tosca y jovial del consejero Gaisberg. Los caballeros más jóvenes forzaron una expresión indiferente y relajada, entornaron los párpados sobre los ojos brillantes. Se tomó la decisión de seguir la propuesta del señor von Pflug.

Primero, Süss fue interrogado sobre este punto en una sesión plenaria. Los profesores Schöpf y Harpprecht no estuvieron presentes. Süss había ganado en corpulencia, su aspecto era menos rígido y mantenía la espalda encorvada. Su cara parecía más ancha, sus ojos marrones eran menos saltones, más

lenta y suave su mirada. En la frente empezaban a marcarse arrugas sobre el nacimiento de la nariz. Sus movimientos eran más reposados, emanaba de él una serenidad indulgente y astuta.

Cuando se le preguntó si había tenido relaciones carnales con cristianas, primero miró a los jueces asombrado. No recordó en absoluto la ley que condenaba con la muerte estas relaciones, tan fuera de uso se encontraba. Interpretó la pregunta como fruto de una curiosidad cínica, únicamente encaminada a descorazonarle de alguna manera y no sabiendo qué era lo que pretendían guardó silencio. El consejero von Gaisberg le instó violentamente a que contestara; debía dejarse de bromas y enumerar sin demora todas las personas con las que se había acostado. El judío miró con atención a los caballeros, dejó resbalar su mirada ponderativa de uno a otro, y repuso brevemente, sin sorna alguna, que no veía qué tenía que ver aquello con la alta traición y la falsificación de moneda. Ácidamente, el señor von Pflug le contestó con presteza, diciendo que eso era asunto de los jueces y que controlara su insolencia judía.

Süss, allí de pie, sacudió la cabeza reflexionando. Entonces se acordó de aquel artículo de la ley criminal del Imperio que desde hacía siglos no se tomaba en serio y que le habían citado a veces bromeando. ¿Qué? ¿Con esta vieja y oxidada arma de carnaval querían ejecutarle? ¿Iba a morir de una manera tan estúpida? De golpe, el viejo y brillante Süss volvió a estar presente en él. Se irguió, lanzó rápidas y duras miradas sobre los jueces y dijo de un modo directo y burlón:

—No niego el hecho de haberme acostado con mujeres cristianas. Si Sus Señorías quieren condenarme a muerte por ello, que lo hagan. Todo el Sacro Imperio va a reírse, y no precisamente de mí.

Permaneció frío y sereno mientras los otros, indignados, arremetían contra él gruñendo, gritando y vociferando, sublevados por su insolencia. Süss contemplaba a sus jueces. Contemplaba el triunfo del odio animal, la lascivia, la crueldad, la hinchada vanidad. Se daba cuenta del juego desvergonzado, frío y chantajista que pretendía hacerse con las mujeres. Vio caer las máscaras humanas y debajo los desnudos rostros de lobos y cerdos. Pero antes de que su ira reprimida estallara, se sobrepuso triunfando sobre ella, sintió cómo le invadía la piedad por aquellos hombres, malvados y pobres de espíritu, que estaban ante él. Con la vieja, suave y astuta sonrisa en los labios dijo:

—Los nombres no voy a darlos. Los caballeros aquí presentes tendrán que buscar ellos mismos a las damas.

Los jueces, incluso los más bonachones y hasta aquel momento bien intencionados, se indignaron hasta la exasperación. Ni siquiera se les ocurrió pensar que el judío tal vez quisiera callar los nombres por respeto a las mujeres, ya que eso llevaba implícito que ellos, los honorables señores, eran menos caballerosos que un judío; que el judío era más noble que todo un consejero de Württemberg. No, era por pura maldad y tozudez, por una especie de avaricia judía, por lo que aquel bribón no les quería hacer partícipes de sus gozos en el lecho, a lo que ellos tenían un derecho privilegiado, y quería ocultarles los nombres. Se habían imaginado ya tan vivamente la sensación, el cosquilleo y todos los detalles… y ahora él se lo quería echar a perder por pura maldad. Pero ya le bajarían los humos a aquel canalla, ya le enseñarían a aquel cerdo judío a respetar a un tribunal de justicia suabo.

Se le trató con mayor dureza, fue arrancado de la tutela del amable comandante de Hohenneuffen. Fue trasladado a la fortaleza de Asperg donde fue sometido a un encarcelamiento más severo. Allí tenía el mando el mayor Glaser, un hombre pedante que vivía para la disciplina. Süss fue encerrado en un agujero estrecho y húmedo. El día allí no era muy distinto de la noche. Sus ropas apestaban en aquel ambiente húmedo y mohoso, se pudrían sobre su cuerpo, no se le dio ningún catre, el suelo estaba desnudo y mojado, era frío e irregular. Se le mantuvo a pan y agua y encerrado así durante muchas horas. Gordas ratas pasaban sobre su cuerpo y no podía librarse de ellas.

Su pelo castaño oscuro perdió el color, su piel cuidada y suave se apergaminó y palideció, y una barba gris y descuidada creció en sus mejillas antes tan lisas y finas… Lanzó contra sus guardianes toda clase de insultos, maldiciones y blasfemias y se resistía físicamente cuando lo encerraban encogido. Pero cuando estaba solo, hambriento, con las extremidades desfiguradas por la tortura, tosiendo y pasando frío, los vigilantes, que espiaban por la mirilla de la puerta, a veces lo veían menear la cabeza tranquilo, o bien le oían hablar consigo mismo y tararear con una voz horrible. A veces parecía hablar con otra persona, asentía, esperaba respuestas y mantenía una conversación. Pero a excepción de las ratas, no había nadie en su celda. Los vigilantes se daban codazos, se reían sarcásticos y empezaron a considerarle trastornado y loco.

Pero no estaba loco en absoluto. Lo que sucedía era que vivía horas llenas de paz, en las que se encontraba más allá del hambre y del frío, más allá del dolor atenazante y desgarrador del cuerpo dislocado por la violencia. Era entonces cuando, al parecer, el ruido de las correrías de las ratas se convertía para él en una voz suave y agradable y hablaba y recibía respuestas, e incluso podía sonreír.

Empezó una dura lucha entre él y el mayor Glaser. Al mayor se le había dicho que era de capital importancia conseguir que el judío declarara los nombres de las mujeres con las que había mantenido relaciones. Sólo en ese caso podrían ejecutarle tal y como se merecía, y aplastar ante los ojos del mundo a aquel piojo inmundo. Así pues, el mayor interrogaba diariamente al judío entre las nueve y las diez. Süss reconocía haber gozado de damas de alta y de baja alcurnia. El mayor le contestaba que aquello no era suficiente, tenía que darle los nombres. Süss replicaba que él, como oficial, debía comprender que no iba a decir los nombres nunca. A lo que el mayor respondía:

—Lo que corresponde a un oficial cristiano no obliga a un apestoso judío. —Y trataba al obstinado cada vez con mayor dureza. Süss no tenía ningún empeño en parecer heroico. Tras períodos de alegre resignación sufría ataques de ira y padecía depresiones. Le sobrevino tal asco por sus ropas apestosas y mohosas que se las quitó y andaba desnudo. El comandante le obligó por la fuerza a vestirlas de nuevo. El mayor informaba con pedante exactitud al señor von Pflug acerca de los movimientos del prisionero, con irritante profesionalidad. Informaba que el hebreo, la bestia, no habiendo podido obtener veneno del guardián Hoffmann, se había mordido las uñas y se las había comido creyéndolas venenosas. Todos se habían reído a carcajadas de aquel estúpido. O que desde hacía cuatro días, el hebreo, la bestia, no había querido comer nada en absoluto, y que él había estado muy preocupado, no fuera que se quedara allí tendido y se dejara morir. Pero ya volvía a comer, de manera que seguía abrigando la esperanza de poder mandarlo vivo a la horca.

Terriblemente débil, Süss se quejaba a veces preguntando si no les bastaba con su fortuna, que además querían matarle de tan abominable manera. En otra ocasión, comentó astutamente que no podían hacerle nada, que todo era una estúpida farsa y apostó cincuenta mil florines a que pronto iban a ponerle en libertad. Una vez, provocando la hilaridad de sus guardianes, que se golpeaban los muslos mientras se reían ruidosamente, ordenó, profiriendo amenazas enfurecido, que le dejaran libre inmediatamente, estaba en su derecho, tenía que ir a Stuttgart para atender la administración de su casa. Al comandante todo esto no le preocupaba en absoluto. Sólo informaba al señor von Pflug de todo ello, palabra por palabra, interrogaba diariamente al reo entre las nueve y las diez, le preguntaba los nombres de las mujeres repitiéndose siempre las mismas preguntas y las mismas respuestas, constataba la testarudez de aquel canalla criminal.

Pero después volvía a haber semanas en las que Süss se mantenía tranquilo y pacífico, en las que hablaba en la soledad de su celda con las húmedas paredes y el aire mohoso. Veía a su padre de una manera muy viva, muy real. De pie en la celda, vistiendo el hábito de los capuchinos, había perdido su aspecto esbelto y elegante y estaba gordo y decaído pero sus ojos tenían una mirada serena y en paz. Conversaban y se sentían muy unidos, el mariscal caído en desgracia y el ministro caído en desgracia paseaban cogidos del brazo, el monje mendicante y el torturado preso cubierto de malolientes harapos se sonreían e iban de un lado para otro, en buena armonía, dentro de aquel recinto estrecho y húmedo, y las ratas corrían sobre sus pies.

Los señores de la comisión seguían investigando con constancia y con toda parsimonia, cobrando enormes dietas.

Marie Auguste, la duquesa viuda, fatua y coqueta, hallaba tanto placer en las intrigas políticas que incluso posponía su *toilette* en favor de la política. Guiada por su confesor, el *pater* Florian, y por el bibliotecario Franz Josef Hophan, se dedicaba a urdir innumerables complicaciones, enredos e intrigas, en el castillo de Stuttgart o en su hermosa residencia de viuda, en Teinach, y ocasionaba dificultades a Karl Rudolf. El joven bibliotecario de aspecto felino y delicado, muy versado en literatura y vestido siempre a la moda, elaboraba los proyectos fantaseando en su escritorio; el pertinaz *pater* Florian, el capuchino, intentaba ejecutarlos, y Marie Auguste intervenía en todo con una diligencia ciega y gentil, estorbando. El sinuoso, alambicado y elegante secretario sentía una bienaventurada y elocuente admiración por la duquesa, la comparaba en innumerables versos, como estaba de moda, con todo lo que de hermoso hay entre el cielo y la tierra. Escribió también una novela colosal y voluminosa, en la que ella, como Semíramis, pasaba por la tierra con la misma astucia para los asuntos de Estado, tan heroica como virtuosa, así como deslumbrantemente hermosa. Ella se bañaba gustosa en su adoración elegante y sugestiva, e incluso fue adoptando poco a poco gran parte de su vocabulario y de sus gestos. No quedaba muy claro si a ella le resultaba atrayente porque era él quien manejaba su política o si ella hacía política porque él le resultaba atractivo. Todo parecía muy confuso.

Al duque administrador, frugal, práctico y marcial, le molestaba tener que perder el tiempo constantemente en desbaratar sus estúpidos tejemanejes. Decidió desembarazarse definitivamente de esa molesta intrigante. De repente corrió por todas partes el rumor de que la duquesa viuda quería, ahora por

medio de la violencia, llevar a cabo el proyecto de su esposo, del que se habían librado tan felizmente, y que había tomado ya las disposiciones necesarias para que en la iglesia de Teinach se oficiara de acuerdo con los ritos católicos. Lo pérfido del caso era que la duquesa había participado en miles de otras intrigas, pero precisamente en aquel asunto no había una sola palabra de verdad, era una grosera ironía hacerla caer precisamente por aquel motivo. En todo caso, el pueblo creyó los rumores. En las calles, cuando ella pasaba, se oían salvajes comentarios, se lanzaban pasquines, la gente enmudecía, le negaban desvergonzadamente el saludo. Cuando intervino la policía, deteniendo a aquellos que no la saludaban, en cuanto aparecía el coche de la duquesa las calles se vaciaban, a toda prisa desaparecían todos en las casas, en las callejuelas vecinas, para no tener que saludarla. Marie Auguste no pudo soportarlo. El pater Florian y el elegante bibliotecario repartieron grandes sumas para sembrar las calles de vítores. Pero ella se dio cuenta de que las ovaciones eran compradas y sufría doblemente. El pater Florian escribió indignado al duque administrador insistiendo en la santa inocencia de Marie Auguste, particularmente en lo que se refería al asunto de Teinach y calificar con duras palabras la insolente falta de respeto del pueblo, exigiendo firme e imperioso su intervención. Karl Rudolf no contestó. Marie Auguste, furiosa, se presentó ante él. Éste le dijo que no tenía tiempo para contestar las cartas de un monje. El pater Florian había firmado, según la fórmula de su orden, como un indigno capuchino.

—¿Debo acaso contestar —preguntó Karl Rudolf con rudeza, encorvado y deslucido— a uno que ni siquiera es digno de ser capuchino?

Por lo demás, dijo para finalizar, él podía ordenar a los súbditos no ser groseros con la duquesa, pero no podía obligarlos a demostrarle amor ni alegría. Le aconsejaba amistosamente a Su Excelencia que se comportara como él; entonces, los súbditos, sin tener que darles órdenes y seguramente también sin tener que pagarles, la saludarían con ovaciones y como era debido.

Tras esta humillación, la duquesa decidió abandonar la estúpida y desagradecida Suabia, trasladar su corte a Bruselas, Ratisbona o Viena, y allí, llena de enojo, convertida en un Coriolano femenino, esperar hasta que la llamaran de regreso.

Se despidió de Magdalen Sibylle. La esposa del consejero de expedición Magdalen Sibylle Rieger estaba sentada, seria y prosaica ante la hermosa duquesa que no podía dejar de parlotear y de lanzar miradas en todas direcciones, y que excitada por la cercana partida se manifestaba doblemente joven y divertida. Magdalen Sibylle, ampulosa e imponente, permanecía sentada, llevaba un pequeño Rieger en su vientre. Había traído a su amiga un poema de despedida, pedante, insípido y sincero. Marie Auguste lo escuchó con la pertinente emoción y agradecimiento. Sin embargo, contenta de dejar atrás sus obligaciones serias, enseguida empezó a escarnecer a los suabos, torpes y groseros, de los que pronto, gracias a Dios, se encontraría muy lejos. Se burló del encorvado, desaliñado y estúpido Karl Rudolf, de Johann Jaakob Moser, el apasionado y extraño maestro de Retórica, de todo el populacho grosero e inculto. Sólo lamentaba una cosa: tener que dejar prisionero en la fortaleza de Asperg a Remchingen, tan fiel, bueno y fuerte. ¡Ah!, y también a su judío, tan agradable, divertido y galante. Lo atormentaban y lo encerraban encogido y ella, Marie Auguste, no podía hacer absolutamente nada por él. Y continuó, dando a su cara una expresión importante, que hacer algo en ese sentido la habría hecho impopular y su querido bibliotecario, por motivos políticos, no lo habría permitido. Aunque probablemente el judío había matado a muchos niños y sabe el cielo qué clase de magia negra había practicado. Pero había sido un hombre elegante y atractivo y con toda seguridad el más divertido en esta enojosa Stuttgart. En cualquier caso, era una lástima que esas estúpidas bestias lo torturaran y lo desfiguraran.

—*¡Hélas, hélas!* —se lamentó con expresión remilgada como acostumbraba a hacer su fino bibliotecario.

Durante medio minuto reinó el silencio entre las dos mujeres. Las dos pensaban en Süss. Marie Auguste pensaba en sus ardientes e inquietos ojos, la apremiante devoción de sus ademanes, de su actitud, de su atrevida galantería, excitante y delicada. Se esponjó levemente y sonrió estremeciéndose de placer. Magdalen Sibylle permaneció tranquila, con sus grandes y hermosas manos muy femeninas sobre el regazo. En el bosque de Hirsau se había topado con él. Allí él era el diablo. Después, en Stuttgart, no había querido tomarla sino que la había arrojado a la bestia, al duque. Más tarde había desplegado ante ella aquel sueño de poder y delirio y la había conquistado. A partir de entonces le resultaba extraño, lo encontraba distinto, se encerró en sí mismo y fue cortés con ella. Y ahora estaba encerrado en la fortaleza Asperg y lo torturaban y le retorcían los miembros. Pero ella llevaba un hijo en las entrañas, iba a ser un niño bueno, puesto que había sido engendrado por un hombre por el que ella sentía un respeto ilimitado. Crecería en las tranquilas y agradables estancias de Würtigheim, en campos llenos de ganado bien cuidado y entre árboles frutales. Nunca estaría en la fortaleza de Asperg, y tampoco tendría nunca un encuentro con el diablo. A lo mejor compondría versos, versos buenos y sinceros que serían acogidos favorablemente y que darían tal vez

consuelo a algunos. Pero al diablo no se lo encontraría nunca.

Marie Auguste interrumpió el denso silencio.

—¡Ah! ¡Que no se me olvide! —dijo con una leve sonrisa pícara. Tenía un regalo de despedida para su querida Magdalen Sibylle, su buena amiga y confidente, un presente de despedida especial y esperaba que acertado—. *¡Cara mia! Cara mia, Maddalena Sibilla!* Es algo para cuando os llegue el difícil momento —susurró misteriosamente, se acercó mucho a ella y acarició a la corpulenta mujer. A ella le había servido de ayuda. El hecho de que el parto le hubiera resultado tan fácil y que hubiera permanecido joven y sin deformarse lo debía tan sólo a aquello que ahora quería entregar a su querida amiga como presente. Ella, aunque no tenía precisamente la intención de encerrarse en un convento, no iba a necesitarlo más. Y con un gesto dulce, travieso y excitado, sacó el amuleto, el estuche del judío, quien ahora se encontraba en una celda húmeda y maloliente, encerrado a cal y canto. Las tiras de pergamino con las letras hebreas rojas hechas con gruesos trazos, con el nombre de los ángeles Senoi, Sansenoi y Semangelof, las inquietantes figuras arrugadas entre ellas, los pájaros primitivos, extraños y en actitud amenazante. Riéndose le contó cómo había recibido el estuche de manos del judío y le relató la corta e indecorosa historia de Lilith, la primera esposa de Adán, que no había sido capaz de satisfacerla en sus relaciones íntimas como a ella le gustaba. Magdalen Sibylle extendió la mano hacia el amuleto, la dejó caer de nuevo, finalmente lo tomó insegura y algo horrorizada.

Después de esto Marie Auguste abandonó Stuttgart. Viajaba rodeada de un gran séquito y en estrecha compañía del pater Florian y del elegante bibliotecario, vestido con un traje de viaje a la última moda. El formidable aparato de su guardarropa ya había sido enviado por delante en innumerables carruajes. La calle estaba llena de mirones. Ahora que la duquesa se marchaba estaban de buen humor y contaban chistes divertidos. Sus tesoreros y limosneros no habían ahorrado los ducados, y los gritos y aclamaciones sonaban casi sinceros.

También Johann Jaakob Moser, acompañado por su mujer, se encontraba a un lado del camino por donde ella iba a pasar. Estaba emocionado.

—Se va —le dijo a su mujer—. Créeme, no va a poder resistir la tentación durante mucho tiempo y prefiere huir del país. ¡Gran Dios! ¡Cómo te agradezco que me hayas permitido ser fuerte y conservar la serenidad, y que hayas sosegado mi sangre! —Y apretó con fuerza la mano de la esposa.

De pronto, cuando la carroza ya estaba lista, apareció para despedirse el duque administrador, con su escasa estatura, encorvado y desaliñado.

—Había creído —murmuraba para sí— que tenía que expulsar a un demonio, pero en realidad es una gansa la que ahora se marcha cloqueando.

Marie Auguste a su vez pensó burlona: «Ahí os dejo lo que os merecéis, los asnos sólo se entienden con los asnos». Y por debajo del enorme sombrero negro saludó al viejo soldado con amable burla, inclinando su dulce cara de color pastel, mientras que él adoptó una actitud marcial, saludó militarmente y contra su costumbre, sonrió amablemente.

La comisión investigadora, a pesar de las torturas, no obtuvo de Süss más que una confesión general de que efectivamente había tenido relaciones carnales con cristianas. De modo que se dio orden de comparecer a lacayos y doncellas, y se los interrogó penosamente acerca de cada pequeño detalle. Algunos habían mirado por el agujero de la cerradura, otros habían oído gritos, chillidos y gemidos de placer. Todo ello, cuándo, dónde, durante cuánto tiempo, fue sopesado, comentado, rumiado y registrado en las actas. Se husmearon sábanas, camisas y orinales, y el resultado se recogió en protocolos. De esta manera se elaboró poco a poco una larga lista de mujeres de alta y de baja alcurnia, solteras y casadas. Todas fueron investigadas con minuciosidad por los lascivos jueces, sin pasar por alto el más mínimo detalle: cuándo, con qué frecuencia, durante cuánto tiempo, de qué manera lo había hecho el judío con ellas. Luego, todo fue registrado sobre el papel por triplicado, confirmado y guardado en los archivos como informes de Estado.

El Tribunal ordenó también la comparecencia de las damas Götz. De nuevo, el joven consejero Götz se encontró en un apuro. Había considerado conveniente mandar por una temporada a la madre y a la hermana a sus posesiones en el campo, cerca de Heilbronn. Habrían podido trasladarse simplemente a la ciudad libre de Heilbronn, y de haberlo hecho, habrían quedado fuera de la jurisdicción ducal; pero entonces también él se habría visto obligado a dimitir de sus cargos. La única alternativa posible era entregarlas al Tribunal. En ese caso debía estar dispuesto, antes de que alguien se atreviera a mirarlo con malos ojos, a mirarlos él primero con tanta frialdad y de un modo tan amenazante que se les ahogaran las burlas en la garganta. Esto suponía un gran esfuerzo e iba a ser agotador, ya que iban a ser muchos, casi todos, aquéllos a quienes tendría que mirar de esa manera. Pero él era valiente y se decidió por ello.

En un brillante día de verano se presentaron las damas ante los jueces. Los hombres saboreaban ya la excitación de interrogar primero a la madre y después a la hija. Les costaba trabajo esconder su expectación, su ansiedad, el gozo lascivo que les producía la situación, detrás de la gravedad indiferente de sus máscaras de jueces. Elisabeth Salomea se encontraba de pie, azorada y temblorosa, con el encanto dulce de su cara rubia y sus huidizos ojos de un azul grisáceo realzados por un sencillo vestido negro. Resultaba chocante que no llevara ninguna joya aparte del anillo con el «Ojo del Paraíso», contra la expresa prohibición de su hermano, y las miradas de los señores no podían apartarse de aquella gema. Se retorcía bajo la implacable profesionalidad con la que aquellos hombres, que se sentían doblemente justificados por la atractiva y valiosa gema, hacían sus preguntas curiosas e indecentes. Tiritando a pesar del claro verano prematuro se doblegaba bajo la brutal claridad de las preguntas, muchas de las cuales ni siquiera remotamente comprendía. Se encogía, echaba hacia atrás la cabeza temblando, huyendo de las desvergonzadas miradas, doblaba y estiraba espasmódicamente los pequeños y huesudos dedos. Sus respuestas eran pronunciadas en voz baja y se ahogaban en su garganta, algunas inaudibles; no había forma de enterarse, tenía que repetirlo. El consejero del gobierno Jäger, duro de oído, no hacía más que repetir ¿cómo?, ¿cómo?, y exigía que algunas cosas las repitiera tres veces. De la misma manera minuciosa se habló del asunto con el duque, sobre todo el consejero Pflug insistía implacable. Quería construir un delito de lesa majestad basándose en que el judío se había dado el banquete antes que el duque. De manera que ella se sentía desgarrada, joven, rubia y adorable, atada a un invisible palo de tortura, y ninguno la protegía, todos se abalanzaban sobre ella, la acorralaban, sobre todo el enjuto, arrogante y rudo señor von Pflug, que lleno de odio y repugnancia, como si algo apestara, preguntaba constantemente si no se había sentido asqueada por el olor del circuncidado. Después, los consejeros del gobierno Faber, Renz, Jäger y Dann, los ambiciosos funcionarios de mediana edad, ansiosos de hacer carrera, querían saber cada vez nuevos detalles, excitados por aquel asunto oficial, un asunto oficial que ¡por fin!, y por primera vez, resultaba estimulante. Al principio utilizando eufemismos soportables como si quisieran gozarse en ello, y de pronto brutalmente claros. Los secretarios, el asesor Bardili, el actuario Gabler intentaban presentar circunstancias atenuantes, con la repugnante galantería y en el tono fatal que los hombres suelen utilizar para poner de manifiesto su valía ante una ramera. El presidente, el consejero Gaisberg, con atronadora voz le gritó que no debía mostrarse tan llorosa y melindrosa, y puesto que lo había hecho y había gozado con ello, no debía presentarse ahora como si fuera una doncellita de doce años, sino que, ¡por todos los diablos!, debía abrir bien la boca de una vez, puesto que bien había podido abrir otras cosas. Finalmente, con los miembros abatidos y latiéndole las sienes, medio muerta de vergüenza y agotamiento, descansaba a oscuras en una habitación de su casa. Su hermano se paseaba de un lado para otro declamando a gritos, sus palabras entraban en sus oídos atormentándola, pero sin que llegara a comprender su sentido.

A pesar de que los señores de la comisión investigadora adoptaban una actitud misteriosa y hermética y se las daban de discretos, muchos detalles de estos interrogatorios se esparcieron por la ciudad y por el país. De nuevo, la casa de la Seegasse, la lujosa cama y Leda con el cisne, estaban en el pensamiento de todos. Los nombres de las mujeres se hicieron del dominio público, no podían esconderse suficientemente en ninguna parte, fueron proscritas, les lanzaban sucios insultos, se les escupía, les cortaban el pelo. También otros detalles llegaron a todos los oídos. Una ola de lujuria se extendió sobre el ducado procedente de aquellas lejanas noches de Süss. Los hombres decían obscenidades en las fondas, las camareras casi no podían esquivar sus groseras caricias, las rameras hicieron grandes negocios. Las mujeres y las muchachas jóvenes se reían con disimulo, se horrorizaban, muchas caras adquirieron expresiones áridas, envidiosas, amargas, otros respiraban con dificultad, las caras y los miembros se relajaban. Un coleccionista inglés hizo una oferta para comprar, por una suma exorbitante, la lujosa y famosa cama del judío.

Naturalmente, también llegó a oídos del joven Michael Koppenhöfer la deshonra de *demoiselle* Elisabeth Salomea Götz. Los cambios acaecidos habían traído al joven de regreso a Stuttgart. En el destierro se había convertido en hombre, había sufrido por sus convicciones, era considerado un mártir, para muchos de los jóvenes era una guía y un ideal. A lo mejor alguno que otro de sus camaradas sabía que se sentía particularmente atraído por *demoiselle* Götz, pero eso no fue obstáculo para que no utilizaran fuertes palabras de desprecio y escarnio contra la joven, pensando castigarla ejemplarmente, por lo menos por medio de alguna fuerte muestra de su furor y su desprecio. Nadie consideraba posible que la inclinación que por ella sentía Michael Koppenhöfer, aquel joven imperturbable, virtuoso y demócrata, pudiera sobrevivir a una situación tan embarazosa. Michael Koppenhöfer nada dijo para defenderla, pero tampoco profirió ningún insulto como esperaban los otros. Se mantuvo en silencio, sufría. No se sentía inclinado por naturaleza a perdonar fácilmente, pero veía aquella cara pura y clara, el pálido cabello, y sufría. Rogó a su tío Harpprecht que le permitiera ver las actas. Para éste, con el regreso del joven habían vuelto los buenos

tiempos; los libros, el Derecho, la democracia, la patria, aquello por lo que y para lo que había vivido estaba ahora vivo, lo tenía encarnado ante él en aquel joven de mejillas morenas y audaces y ojos azul oscuro. Al correrse por la ciudad el asunto de la *demoiselle* Götz, el viejo señor observaba preocupado el estado del joven, sabía que era melancólico y que su asunto con Elisabeth Salomea no cicatrizaría de un día para otro. Observaba la cara tensa del joven, a la que éste daba con esfuerzo una expresión indiferente, y después de reflexionar le entregó las actas. Michael comenzó a leer, pero no pudo hacerlo durante mucho tiempo, sintió crecer en él una ira salvaje contra el duque, contra el judío, contra los jueces, contra aquellos hombres. Del protocolo podía deducirse con toda claridad que Süss no había tenido que emplear precisamente la violencia, pero Michael quería creer que la muchacha había sido engañada, él la veía engañada. La imaginaba clara, dulce, amable, ante los brutales y desconsiderados jueces, no podía evitarlo, probablemente era sentimental, pero sentía estallar su corazón cuando pensaba en ella, no podía arrancarla de su corazón y seguir adelante con pasos firmes y masculinos, se le partía el alma. Cuando el viejo Harpprecht le hizo delicadamente preguntas alusivas, él cambió de tema. Se recogió en sí mismo. Todas aquellas opiniones atrevidas y liberales que había oído que negaban cualquier valor a la castidad, no habían pasado de ser para él más que teorías, no se habían convertido en algo vivo, todos sus sentimientos se oponían a ello. Finalmente se venció a sí mismo. Iba a renunciar a la práctica de la política y aunque la gente se riera de él y lo llamaran el marido de la ramera, iba a ayudar a Elisabeth Salomea, se casaría con ella y la libraría del oprobio, iba a vivir como un tranquilo hombre de ciencia, sostenido por su arrepentimiento y su agradecimiento, lejos del mundo, sólo con los libros y con ella en el campo.

Sin comunicárselo al viejo Harpprecht viajó hasta las cercanías de Heilbronn, a las posesiones de los Götz, adonde habían regresado las damas después del interrogatorio. Le hicieron esperar durante mucho tiempo. Después, encontró a Elisabeth Salomea metida de lleno en agitados preparativos de viaje. No consiguió pronunciar su generosa proposición. La *demoiselle* había cambiado de una manera increíble. Se movía con rapidez entre montones de objetos de tocador, figuritas, libros y ropa, clasificaba, ataba, empaquetaba y mantenía una frívola conversación en un tono divertido, agrio y burlón. Manifestó horribles principios: la moral era algo absolutamente relativo. En Stuttgart, hacía un año, se consideraba de buen tono ser cortés y galante, ahora estaba en boga lo contrario. Según su opinión, el judío era el mejor hombre de Suabia y el único a quien podía llamarse caballero con motivo. Por lo demás, ahora se iba al extranjero, primero a Dresde y a Varsovia, después a Nápoles y a París. Así que ¡adiós y hasta nunca! Le saludó agitando la mano en la que brillaba el deslumbrante fuego del «Ojo del Paraíso».

Michael Koppenhöfer regresó trastornado, con los labios apretados. Más adelante oyó decir que Elisabeth Salomea llevaba en las cortes europeas la vida de una gran y afortunada aventurera. Entre su séquito se encontraba, como montero y hombre de confianza, Otmann, el negro.

El Magister Jaakob Polykarp Schober entró en la celda de Süss. En el estrecho cuartito reinaba la oscuridad y la humedad, el aire estaba saturado de moho y pestilencia. Süss, sentado en cuclillas, respiraba fatigosamente, estaba gordo y debilitado, en su cara crecía una barba hirsuta. El Magister se horrorizó en lo más íntimo cuando, sin dar crédito a sus ojos, reconoció en aquel hombre destrozado a su gran y poderoso señor de otros tiempos. Él se sentía muy mal. Sufría por haber puesto al director de finanzas en esta situación; en realidad, era él quien había salvado la fe evangélica en el ducado. Al Magister lo torturaba haber jurado al judío guardar silencio, él quería hablar, hacer pública la inocencia del perseguido, liberarlo. Meneando la cabeza, Süss escuchó sus quejas, ruegos y muestras de fidelidad desesperadas e inútiles y finalmente dijo:

—Magister, sois un buen hombre. No hay muchos como vos. —Y después de un rato, sonriendo de manera sospechosa, añadió—: Si así lo queréis, podéis hablar.

El Magister le besó la mano y se fue feliz. Acudió con presteza a los mismos señores del Parlamento a los que él, autorizado por Süss, había desvelado en su momento el proyecto católico. Les dio toda clase de explicaciones, los confrontó con los hechos, insistió. Sorprendidos y sin comprender nada, le escucharon. Creyeron que quería una recompensa *a posteriori* por su traición al golpe, por haber colaborado a su desenmascaramiento. Con bastantes reservas se le prometió interceder por él y se mencionó algo acerca de un puesto al servicio del Estado. Cuando él los corrigió vehemente, queriéndolos sacar de su error, empeñándose en que quedara claro que había desvelado los planes herejes por voluntad, mejor dicho, por orden de Süss, se impacientaron y le dijeron que no bromeara; sospechaban algún intento de chantaje, alguna maniobra del judío. Sobre todo el consejero Pflug sospechó un descabellado plan de defensa de Süss y consiguió que metieran en la cárcel al Magister cuando éste no cejó en su empeño de convencer a los jueces con su historia. Sin embargo, dado que el judío no había manifestado nada en su defensa que se

pareciera siquiera a las explicaciones de Schober, consideraron sencillamente que el Magister estaba trastornado mentalmente, que se trataba de un loco inofensivo, declararon que su locura tenía origen en su obsesión pietista y su exaltación espiritual, y tras una fuerte admonición se le dejó en libertad. Extenuado por el espanto que le causaban la opresión y la ceguera del mundo, el Magister se retiró a Hirsau y vivió en la virtud con el viejo gato y la poesía.

Pronto le siguió también a Hirsau Philipp Heinrich Weissensee. Weissensee había tenido que resignarse a ocupar el cargo de presidente consistorial. Quizás el Weissensee de antes habría sabido salvarse; de hecho, el consejero Heinrich Andreas Schütz estaba mucho más involucrado en el proyecto católico y a pesar de ello, tal y como lo había hecho durante los anteriores gobiernos, aquel hombre diplomático también había sabido agenciarse un buen puesto a las órdenes del duque administrador Karl Rudolf, y Weissensee era por lo menos tan buen diplomático como él. Pero estaba cansado y abatido. Se hundió más bajo aún de lo que había caído. Magdalen Sibylle se había convertido en una extraña para su padre. Ahora en su decaimiento quiso atraerlo a sí, acercarse a él, escribió versos en los que atribuía su caída no a su propia culpa sino a una jugarreta del destino y al odio de los hombres. Sin embargo, el viejo Weissensee no permitió que se le acercara, se endureció frente a ella, su aburguesamiento le resultaba demasiado repugnante, y su embarazo le hacía sentir auténticas náuseas. ¿Qué le unía a aquella mujer gorda? No sentía nada por ella, nada que procediera de ella hallaba eco en él. Qué podía importarle a él un nieto de su hija y de la semilla de Immanuel Rieger, aquel hombre enjuto e insignificante, con su bigotito, tan formal como pedante, con aquella cara inexpresiva. No, no. No tenía nada que ver con él. No conmovía su corazón ni lo sentía de su sangre. Además se avergonzaba de los estúpidos versos de su hija. Un amigo, médico y poeta, el doctor Daniel Wilhelm Triller, había hecho imprimir sus poemas, el círculo pietista de Gotinga había conseguido que el vicerrector de la universidad de allí, el profesor Seldner, en su calidad de conde palatino, elevara a Magdalen Sibylle a la dignidad de poetisa laureada. ¡Pobre príncipe elector de Hannover!, ¡pobre rey de Inglaterra!, que era responsable de una universidad así, de una estética como aquélla y de un criticastro y un Marsias como aquél. Y ahora iban de un lado para otro las felicitaciones rimadas y los versos de agradecimiento, insípidos y necios, y la mujer que los escribía mientras esperaba un niño, esa pobre poeta *laureata* era su hija. El viejo y elegante señor que vivía para el tacto y el trato con el mundo, la exquisitez y la diplomacia, se sentía avergonzado. Se sentía asqueado. Se retiró, infeliz y desgraciado, a Hirsau, a sus comentarios sobre la Biblia.

Mientras tanto, el país florecía, respiraba, se erguía ahora que ninguna mano opresora lo ahogaba. Los precios bajaron, descendieron por debajo del nivel de los primeros años buenos de gobierno de Karl Alexander. Tres kilos de pan costaban nueve ducados; la medida de vino añejo en la taberna, seis ducados; la libra de carne de buey o de cerdo, cinco ducados; el litro y medio de cerveza, dos ducados y tres ochavos, un estéreo de madera de haya diez ducados, y de madera de abeto cinco. Y aunque la política interior no estuviera en su mejor momento, Karl Rudolf repetía:

—¡El deber!, ¡la justicia!, ¡la autoridad!

Y aunque no tenía la más mínima intención de renunciar a ninguno de sus derechos principescos frente al Parlamento, llamó a Bilfinger, aquel hombre astuto, leal, honrado y prudente, a formar parte del consejo de ministros, y la seguridad de las libertades religiosas y ciudadanas junto con las mejoras económicas fueron causa suficiente para el contento general. Se buscaron cuadros antiguos, pasados de moda, en los que aparecía Karl Rudolf al mando de las tropas, vestido con uniformes ya desaparecidos, luchando contra turcos de anchos pantalones y sarracenos con sables de hoja curva, y dondequiera que apareciera aquel soldado de baja estatura, algo encorvado y de aspecto desaliñado, era vitoreado.

El modo de proceder íntegro y práctico del viejo regente impresionaba sobre todo al consejero jurídico Vite Ludwig Neuffer. De ser un sombrío y ardiente admirador del poder, había pasado a odiar a los tiranos de la misma manera sombría y ardiente. Ahora reconocía que tanto una cosa como otra eran sólo un color, una bandera y no la esencia, lo principal. Deber, Justicia, Autoridad eran conceptos que daban el sentido al arte del gobierno, la espina dorsal de un buen regimiento. Karl Rudolf halló de su gusto a aquel hombre delgado, con su modo de vestirse y de presentarse, marcial y desaliñado, y su sombrío fanatismo. Por supuesto que también él, evidentemente no se sabía exactamente en qué forma, estaba relacionado con el fin del último y malvado duque y del judío. Karl Rudolf también lo llamó a formar parte del consejo de ministros. Y allí estaba aquel hombre seco y ardiente gobernando férreamente fiel al deber, férreamente justo, exigiendo autoridad y otorgando autoridad.

De esta manera, con muchas nubes y viento, pasó la primavera, un brillante verano temprano y un verano bochornoso y tormentoso. El diáfano otoño llegaba ahora a su fin, aparecían las primeras escarchas

y Süss se encontraba todavía confinado entre las estrechas y empapadas paredes de su celda. Ahora estaba abatido y afligido. No le resultaba difícil soportar la tortura, probablemente tampoco era difícil morir, pero cada día que pasaba le era más difícil respirar el aire pestilente de aquella cárcel, tragar el asqueroso pan de aquella prisión. Su espalda estaba encorvada, sus miembros deformados, las articulaciones llagadas por el roce de los grillos. Fuera estaba el aire, fuera estaban el sol y el viento, fuera estaban los árboles, los campos, las casas, las voces claras, los hombres iban de un lado para otro ocupados y dándose importancia, los niños saltaban, las niñas balanceaban sus faldas. ¡Oh! ¡Por una vez, una bocanada de aire libre y ventoso! ¡Por una vez poder dar siete pasos en vez de cinco y medio dentro de la celda! Escribió al duque administrador, era un hombre anciano que quizá le escucharía. Escribió mostrándose respetuoso, pero no servil, pertinentemente. Llamó su atención, de un modo objetivo y sin amargura, sobre el hecho de que, de acuerdo con las leyes del ducado, no era culpable. Incluso en aquellos casos en los que él en una cosa u otra no hubiera cumplido con el orden establecido en el país, le protegía el *absolutorium* que le había otorgado el duque Karl Alexander, según el cual a él no podía exigírsele responsabilidad alguna. Sin embargo, estaba dispuesto a restituir a quien hubiera resultado perjudicado como consecuencia de su actividad. Ya llevaba treinta y cuatro semanas arrestado y encerrado. Dentro de la fortaleza se había convertido en un hombre viejo, por ese motivo esperaba que el duque administrador, a los pies del cual se ponía, sería clemente.

Con una ansiedad como hacía tiempo que no sentía, esperó la respuesta. Se hizo de día y llegó la noche, y llegó un nuevo día, y otro más; y una semana, y otra más. Finalmente, durante el interrogatorio diario entre las nueve y las diez, después de que el mayor Glaser le nombrara triunfante los nombres de algunas mujeres en la vida de las cuales la comisión había husmeado, preguntó directamente si no se había recibido ninguna respuesta del duque administrador. El mayor preguntó a su vez fríamente, mofándose de él, si realmente creía que se podía molestar al regente con su impertinencia judía; por supuesto que sus espumarajos, propios de un empedernido canalla y judío, no habían sido entregados al duque, sino sólo a los jueces. Al consejero Hug le informó en su despacho diario que el hebreo, la bestia, había enmudecido al saberlo.

Pero Süss había vuelto a poner en marcha todas las ruedas de su vieja tenacidad y dureza. Quería respirar, quería volver a ver la luz. Desde el desgraciado intento del Magister Schober no le era permitido recibir más visitas, incluso se le negó la entrada a su defensor, el cumplidor licenciado Mögling. Pero en aquel hombre enfermo y derrumbado había despertado la vieja astucia. Rogó convenientemente la presencia de un clérigo. Esto no podían negárselo. Quería utilizarlo como intermediario para así poder llegar, por su mediación, al viejo regente, pero su esperanza se vio frustrada de inmediato. Le mandaron al vicario Hoffmann, al que conocía como un antiguo miembro del partido de la Constitución y declarado enemigo suyo. Naturalmente, el vicario creía que Süss, en su situación actual, sería fácil de convencer y empezó a dirigirse a su conciencia de una manera entre burlona y untuosa. El judío, encogiéndose de hombros, vio cómo se perdía su última esperanza por culpa de tan desafortunada elección. Respondió que no pensaba convertirse y reconoció con toda claridad que sólo lo había hecho llamar para conseguir audiencia ante el duque regente, por su mediación. El clérigo, furibundo, le hizo saber que ésa no era su función. Süss repuso secamente que le agradecía su visita.

Sólo volvió el vicario. Era un hombre lleno de celo y se había dado cuenta del malestar físico del judío y pensó que en un cuerpo abatido, debía encontrarse también un alma abatida. Süss se sonrió cuando volvió a verlo. Le escuchó tranquilamente y con atención. Cuando terminó, meneando la cabeza le dijo:

—El cambiar de religión es una cuestión que sólo puede plantearse un hombre libre y no es algo que pueda hacer con propiedad un preso.

El vicario no respondió a esto. Se había metido en la cabeza convencer a aquel hombre, cuya fama se había extendido por todo el Imperio Romano, de la verdad de la confesión de Augsburgo. Incluso llevó consigo a un ayudante, el predicador del cabildo Johann Konrad Rieger. Los dos clérigos se esforzaban al máximo. Johann Konrad Rieger desplegó toda su famosa retórica ante él y el vicario lo secundaba, lo apoyaba. Ni siquiera toda una sociedad de misiones podría haber acumulado más y más fundamentados argumentos. Pero Süss, como un judío tozudo, se empecinaba en su error.

Los otros prisioneros, Scheffer, Hallwach, Bühler y Mez, fueron tratados con mucha mayor indulgencia. Estaban emparentados con las familias de los parlamentarios y sus procesos fueron llevados con mucha suavidad. Se dio la vuelta a las cosas, se redactaron los hechos de otra manera, se encubrió su actuación. Sus acciones, según la ley, crímenes de lesa majestad y alta traición, puesto que habían jurado fidelidad a sus cargos, se iban convirtiendo en faltas cada vez menos graves, la investigación se redujo a un asunto puramente formal. El primero que fue puesto en libertad fue el canciller de la corte von Scheffer que fue condenado simplemente a pagar las costas del proceso; conservando su título de consejero y su pensión

completa, se trasladó a Tubinga. Después quedaron en libertad Bühler y Mez y más tarde Hallwach. Los tres fueron expulsados del país. Como medida de precaución, ya hacía tiempo que habían mandado al extranjero la mayor parte de las grandes fortunas que habían ganado participando en los negocios de Süss. Aunque no habría sido necesario: nadie tocó ninguna de sus posesiones, ni siquiera las que estaban dentro del ducado. Así que se trasladaron junto con los anteriores colaboradores de Süss a media milla de distancia, a la ciudad libre de Esslingen. Vivían tranquilamente de sus grandes fortunas en la agradable y hospitalaria ciudad, recibían a diario visita de Stuttgart y seguían con amable interés, como simples espectadores, el proceso contra Süss. Ciertamente, al principio se murmuró en Esslingen contra los recién llegados, pero los cambios acaecidos habían llevado a muchos emigrantes de regreso al ducado; en Esslingen se notaba que habían descendido los ingresos y al final se alegraron de sustituir a aquéllos por los recién llegados y de saber que dentro de los muros de la ciudad se encontraban los nuevos grandes consumidores, los exiliados del partido contrario. Así que pronto los socios de Süss se encontraron muy a gusto y dispuestos a esperar hasta que un cambio de gobierno los llamara de regreso. El joven duque no iba a ser siempre menor de edad y Karl Rudolf era un anciano señor.

El patrimonio de Süss que se encontraba en el ducado, sobre todo su palacio, fue confiscado provisionalmente. La liquidación de los negocios del director de finanzas, tan amplios como intrincados, resultó terriblemente difícil. Dom Bartelemi Pancorbo, rechinando los dientes, tuvo que consultar con Nicklas Pfäffle. Aquel individuo pálido y grueso también tuvo que resignarse a ello. Sin embargo, con la impasibilidad que le caracterizaba, puso sus condiciones. Ante todo no permitió que ninguna mano extraña tocara cosas con las que su señor hubiera estado en contacto directo. Tan pronto como el portugués se atrevía a tocarlas, Nicklas Pfäffle tomaba una actitud reacia, liaba los hilos de la trama que tenían que ver con asuntos financieros todavía pendientes, ejercía una resistencia pasiva y Dom Bartelemi tenía que retirar de nuevo sus sombríos dedos de las cosas que el silencioso secretario no le permitía tocar.

La yegua Assjadah, desde el momento en que no sintió la mano de su señor, se desmejoró mucho a pesar de lo bien cuidada que estaba. El mayor Röder quería quedarse con ella y el portugués dio su consentimiento. Sin embargo, Nicklas Pfäffle lo impidió. La oferta del mayor fue mejorada de pronto y antes de que el mayor pudiera volver a pujar por ella, el noble animal fue entregado a un comprador extranjero desconocido, y el señor von Röder, cuya canción «¡Detente o muere!», todavía estaba en boca de todos, tuvo que seguir mostrándose al entusiasmado pueblo sobre su viejo alazán. La hermosa yegua oriental apareció después de esto en casa de *demoiselle* Elisabeth Salomea Götz donde la esperaba el negro. Posteriormente, sumida en una gran necesidad económica, la *demoiselle* tuvo que desprenderse de ella, la vendió a un rico musulmán y la yegua Assjadah desapareció de nuevo hacia Oriente, de donde había venido. También el papagayo Akiba, que gritaba «*¡Ma vie pour mon souverain!*» y «¿Cómo ha dormido Vuestra Excelencia?», fue librado por Nicklas Pfäffle de las manos de los codiciosos vencedores. Llevó personalmente la jaula con el pájaro a Frankfurt a casa de Isaak Landauer, el cual había encontrado un comprador que le fue simpático a Nicklas Pfäffle. El gran hombre de negocios recibió al secretario en su despacho privado, mal ventilado y sofocante, de su casa del *gueto*, fea, torcida y angulosa. En una postura poco elegante e incómoda, permanecía sentado, llevando su sobado caftán, ante el pálido y grueso secretario y miraba con hostilidad al chillón pájaro. Finalmente dijo:

—Se lo dije hace tiempo, ¿para qué necesita un judío un papagayo?

Se peinaba con rápidos y descarnados dedos la barba de chivo rojiza y descolorida, lanzando aviesas miradas, rápidas y desconfiadas a su alrededor. Pero después de esto, los dos hombres permanecieron juntos bastantes horas, hablando de muchos asuntos, monosilábico e impasible el uno, rápido quejoso, amenazador, acusador, vehemente e imperioso el otro.

Como consecuencia de esta conversación, tanto Isaak Landauer como Nicklas Pfäffle realizaron algunos viajes. Desde el principio, toda la comunidad judía había intentado actuar en favor del director de finanzas caído en desgracia. Ahora, esta actividad se organizó. Junto a los ministros y grandes señores de las distintas cortes europeas se encontraban banqueros judíos que hablaron del proceso de Württemberg. No hicieron hincapié en la persona de Süss ni en los malos tratos que estaba soportando, sino que insistieron mucho más en poner de relieve cuán arbitrario y contrario al Derecho, tanto alemán como romano, así como a las leyes del ducado, era el modo en que se estaba instruyendo aquel proceso. A aquellos que habían prestado juramento de fidelidad se los había dejado marchar; en cambio, a una persona particular, que ni siquiera era un súbdito suyo, se le juzgaba por traición a la Constitución. Existía además un rescripto ducal que lo protegía de cualquier procesamiento por acción de la justicia. Se hacía caso omiso de esta firma, la más alta y sagrada, y se le procesaba por un crimen de lesa majestad. ¿Acaso era esto justicia? ¿Podían tenerse seguridades legales, garantías, en un Estado así? ¿Se podía tratar con un gobierno así y hacer

negocios con él? Süss había contravenido un solo parágrafo legal. ¡Oh qué gran criminal! Se había acostado con mujeres cristianas. Por esto se le confiscaban todos sus bienes. ¿Podía llamarse a esto Derecho? ¿Era esto justicia? ¿Podía darse crédito a un Estado así?

Esto sucedía en todas las cortes. Se burlaban de los embajadores de Württemberg y sobre todo se hacía escarnio de la moral oportunista de un Estado que utilizaba las horas de amor de una persona particular para cubrir su propio déficit. También se hizo constar en todas partes que los jueces sólo alargaban el proceso para engordar con las dietas. Se decía que en cada aventura del judío, aquellos señores husmeaban durante todo el tiempo que hiciera falta hasta que cada uno de ellos hubiera ganado sus mil ducados.

Johann Daniel Harpprecht se presentó ante el duque administrador para informarle de la marcha de la investigación. Habló con franqueza y sin tapujos. Si esto continuaba, la justicia suaba perdería todo su prestigio. Ya se habían puesto suficientemente en ridículo. No necesitaba insistir en que él era el primero en considerar al judío la peor de las pestes, pero no podía permitirse en un Estado de derecho moderno, que se torturara físicamente a un hombre de aquella manera. Había que definir de una vez los cargos y pasar a la deducción y a la sentencia. Era un escándalo que se hubiera dejado escapar a los otros inculpados. Comprendía la necesidad política de esta clemencia, pero entonces, por lo menos, había que procurar no ponerse en ridículo sometiendo al judío a aquel trato, innecesariamente bárbaro. Sobre todo el asunto de las alcobas de las damas, tal y como lo llevaba la comisión, era una indecencia que clamaba al cielo. El viejo jurista habló con apasionamiento e indignación, utilizando palabras muy fuertes. Si se aplicaba lisa y llanamente aquella ley que hacía tanto tiempo estaba fuera de uso, también había que quemar a las mujeres. Y nadie tenía esa intención. ¡En nombre del demonio! ¿Qué significaba entonces aquella farsa? En el ducado, cada noche cien mil mujeres se acostaban con hombres. En la cama y por acostarse con una mujer, ningún judío y ningún hereje ponía en peligro la seguridad del Estado, la religión ni la Constitución. ¡Ojalá el judío no hubiera hecho otra cosa durante todos sus días y todas sus noches! Además, el judío, que no había permitido que le arrancaran un solo nombre, le parecía más noble que sus jueces, tan llenos de celo. Así que había que apartar las manos y las narices de una vez de aquella inmundicia. El viejo regente le escuchaba ceñudo. Harpprecht echaba pestes hablando con claridad y dureza de algo que él mismo había ya intuido. ¡El deber!, ¡la justicia! Y dio órdenes de suspender el interrogatorio en lo que se refería al tema de las mujeres. A algunas de ellas las hizo azotar y condenó al resto a arrastrar carretas de estiércol por la ciudad.

En cuanto a Süss, ordenó que se le tratara, no con suavidad, pero sí como a un ser humano. El mayor Glaser obedeció estas instrucciones con pedante exactitud. Sin suavidad. La celda del judío siguió midiendo como antes cinco pasos y medio, era encadenado cada dos días, se le daba carne sólo el domingo y sólo le era permitido llevar ropas sencillas. Como un ser humano. El interrogatorio entre las nueve y las diez se suspendió, recibía cada día agua para lavarse, su celda tenía el suelo de madera y le dieron un camastro para dormir.

Las órdenes del regente también tuvieron efecto sobre los señores de la comisión. También a ellos, a pesar de su grandilocuencia, les resultaba cada vez más desagradable la condena unánime del extranjero, que se dejaba oír con intensidad creciente, sabiamente dirigida. Realmente no resultaba tan sencillo fundamentar una condena que fuera inapelable formalmente. Ya se sabía que Harpprecht y Schöpf no iban a estar de acuerdo, pero también otros, sobre todo los caballeros más jóvenes, se sentían inseguros y empezaban a temer haberse puesto en ridículo. El licenciado Mögling, el honesto abogado, se sintió revivir. Estaba convencido de que la mejora en el trato que se daba a Süss y el cambio de actitud de algunos de los jueces era obra suya. Le seguían poniendo dificultades para visitar a su cliente y también se le negaba el acceso a las actas en las que se recogían los interrogatorios de los testigos, de manera que su alegato de defensa prácticamente no prosperaba en cuanto a su contenido jurídico, pero en lo que se refiere a la forma, lo pulía esmeradamente, utilizando las palabras cada vez con mayor fluidez y de una manera más hermosa, de manera que tranquilizaba su conciencia diciéndose que ganaba sus dietas con esfuerzo y honestamente.

El consejero von Pflug se daba cuenta, irritado y con preocupación, que gracias a las maquinaciones judías, la condena y la ejecución de Süss se cuestionaban y se veían seriamente amenazadas. Su seco fanatismo lo llevaba a sublevarse contra aquello, le corroía el corazón y lo perseguía por todas partes. Se había acercado demasiado al cumplimiento de sus propósitos, si se le escapaba ahora no podría soportarlo. Enjuto, rudo, poseído por su objetivo, inaccesible a cualquier otro argumento, se sentaba entre los parlamentarios, a los que conocía como los más encarnizados enemigos de Süss. Incansable, mantenía largas conversaciones con Dom Bartelemi Pancorbo. No ahorraba en gastos ni en esfuerzos. Aparecieron panfletos contra el judío; la rabia que el pueblo sentía porque Mez, Bühler y Hallwach habían salido de aquello tan impunemente, fue dirigida en toda su violencia contra Süss. Corrió el rumor de que también Süss iba a ser

puesto en libertad próximamente. Se trató de persuadir por todos los medios a los jueces, de los que se sospechaba serían clementes, incluido Harpprecht que gozaba de un gran prestigio, hasta llegaron a importunarlos en las fondas. Se formaban corrillos, manifestaciones. «¡El judío debe ser colgado!», era la consigna que el señor von Pflug y Dom Bartelemi habían dado. «¡El judío debe ser colgado!», tronaban en el Parlamento los cancilleres. «¡El judío debe ser colgado!», rugía el pueblo, lo cantaban los muchachos siguiendo el ritmo pegadizo de una canción popular, lo afirmaban los campesinos, ignorantes y llenos de convicción, en las granjas más apartadas.

Gracias a semejante medio de presión, el señor von Pflug consiguió que algunos de los jueces abandonaran la comisión. En su lugar colocó a enemigos personales de Süss, cuyo voto tenía que ser favorable a sus propósitos. El anterior ministro Forstner y Negendank, a quien Süss había depuesto; el frío, lampiño y ambicioso Andreas Heinrich von Schütz que bajo el reinado de Karl Alexander había sido siempre frenado en todo por Süss; sí, el señor von Pflug puso todos los mecanismos en marcha para que también el joven consejero von Götz fuera llamado al *Collegium*, donde podría dar rienda suelta a su rabia y satisfacción a sus deseos de venganza contra aquel que había pervertido a la madre y a la hermana.

Todos éstos eran ahora los jueces de Süss. En ellos ardía el odio con mucha más fuerza que la codicia. El pueblo apremiaba para que se dictara el veredicto definitivo y ellos estaban dispuestos a ceder a esas presiones. Aceleraron la investigación. El alegato del fiscal, el consejero del gobierno Philipp Heinrich Jäger, acusó a Süss de todo lo malo que había sucedido mientras vivió Karl Alexander, también de cosas de las que era imposible que hubiera tenido siquiera conocimiento. Le hizo único responsable de los actos oficiales de todos los funcionarios del Estado, desde los miembros del Consejo hasta el último subalterno. El honesto alegato de defensa del buen licenciado Mögling apenas si se leyó. Ciegos de odio, los jueces no tenían en consideración los hechos objetivos; en la fundamentación de la sentencia apenas si se trataron someramente las innumerables objeciones que se suscitaban en contra de su competencia y que excluían, de acuerdo con la ley, una condena de Süss.

Declararon al judío culpable de innumerables delitos cometidos, en primer lugar, contra el duque; segundo, contra sus fieles consejeros, ministros y toda la nación, ya que había conseguido que el duque desconfiara de todos ellos y los había privado de su favor, sembrando la sospecha; tercero y más importante, contra el Parlamento y la Constitución, aquí debían tenerse en cuenta muchos de los ordenamientos de Süss, y sobre todo también aquel rescripto sobre los deshollinadores, y cuarto, contra los municipios y cada uno de los súbditos. Le declararon culpable de crímenes de lesa majestad, de delitos contra el Estado, delitos monetarios, de alta traición y de haber arruinado al país.

Por estos motivos, el tribunal privativo constituido para la investigación de sus delitos, condenaba a Josef Süss Oppenheimer, judío y depuesto director de finanzas, a morir en la horca. Se eligió este instrumento de ejecución para el reo porque ésta era la pena común a los distintos delitos que se imputaban al acusado, y además porque era una cosa intermedia entre el descuartizamiento, pena comúnmente aplicada por crímenes de lesa majestad; ser quemado vivo, pena impuesta por falsificación de moneda, y la ejecución honrosa por medio de la espada.

Los caballeros iban de acá para allá, pavoneándose. Habían disfrazado la condena de modo que resultara en apariencia medianamente aceptable. ¡Que los pedantes juristas criticaran cuanto quisieran! Sabían que el pueblo y su sano instinto estaban de su parte.

Incómodo y nervioso, el consejero de finanzas de Darmstadt e intendente del Consejo, el barón Tauffenberger, se encontraba en su salón lleno de montones de actas. Frente a él, desorientada, hermosa y necia, su madre, Michaele Süss. Hacía siete años que no había vuelto a visitarle, desde que él había dejado de llamarse Nathan Süss Oppenheimer y se había hecho bautizar con el nombre de barón Ludwig Philipp Tauffenberger. La hermosa y anciana dama, que llenaba su vacía existencia preocupándose únicamente de su aspecto personal, su correspondencia, el teatro, el mecenazgo de jóvenes artistas, los viajes y la vida social, había evitado siempre, temerosa, la ciudad de Darmstadt, donde su hijo mayor tenía su residencia. Habría comprendido que el más joven, Josef, se convirtiera a la fe de su padre; tal vez incluso lo habría visto con buenos ojos, ya que siempre buscaba en él, con un dulce sentimiento de culpa, las huellas del padre. Pero que Nathan, el hijo del cantor Isaschar Süss, se convirtiera al cristianismo le pareció un gran sacrilegio del que, con toda seguridad, algún día tendría que arrepentirse amargamente. Temerosa, contempló su suerte y su ascensión. El hecho de que Josef, el inocente, el noble, el que había salvado a Jecheskel Seligmann Freudenthal, el que a pesar de todas las seducciones y toda clase de tentaciones había seguido siendo judío, tuviera que caer de una manera tan cruel mientras que el sacrílego, el bautizado, llevaba una vida opulenta y floreciente la confundía sobremanera y la dejaba impotente.

Michaele Süss, a su manera, había amado a su esposo el cantor Isaschar. Además de un gran cantante y comediante, había sido un hombre amable y afable, y sobre todo también un marido cómodo y dulce que con frecuencia estaba de viaje y que nunca dio oído a la maledicencia cuando se trataba de su mujer, sino que siempre la trató con la misma ternura, lleno de una admiración agradecida por su belleza. Además de él, a ella le habían gustado muchos hombres a lo largo de su larga, rica y ligera vida, pero aquellos meses con el brillante Georg Eberhard Heydersdorff fueron la corona de su vida. El dolor más auténtico que ella había sufrido jamás lo sintió cuando él fue deshonrado y se hundió en la miseria. Después, revivió al padre en su hijo Josef, había observado anhelante y desfallecida de admiración sus asombrosos progresos. Amaba en el hijo la juventud y la dulzura, el deslumbramiento y la embriaguez del éxito; era absolutamente dichosa y mantenía la vista fija, con una fe inquebrantable, en su genio, en su estrella, en su magnificencia. Y ahora se repetían en él, de un modo mucho más cruel, el cambio y la caída del padre.

Primero había creído que la prisión del hijo era un ardid, un disfraz del que pronto volvería a surgir todavía con más esplendor, pero ahora debía rendirse a la evidencia de que aquel asunto iba tremendamente en serio. Bien era verdad que todavía no se conocía el veredicto, pero por todo el Imperio se oía comentar, cada vez con mayor claridad y de un modo más amenazador, que los de Württemberg iban a colgar al que había sido su consejero de finanzas, en el plazo de unas semanas. La cancioncilla «¡El judío debe ser colgado!», no sólo se silbaba junto al Neckar, sino a lo largo de todo el Rin. Ella no podía arrancar de sus oídos la cruel canción popular, sentía crecer su inquietud, estaba desorientada. Había hecho desafortunados intentos para ayudar a su hijo, escribió necias cartas de súplica por todo el mundo, ¡si por lo menos el Rabí Gabriel se hubiera dejado ver! Le escribió una carta apremiante y desesperada; pero no tenía ni idea de dónde poder encontrarle, sólo tenía la sospecha, ni siquiera estaba segura, de que estaba en Holanda. Escribió a su hija, casada en Viena. Escribió con su letra temblorosa y vulgar un gran número de cartas a los Oppenheimer de Viena. Finalmente se había decidido a este extremo: acudir a su hijo mayor, el bautizado. Y allí se encontraba ahora, con la boca entreabierta, temerosa y llena de esperanza, mirándolo con sus ojos asustados y de mirada estúpida.

—¿Qué es lo que hay que hacer? ¿Qué es lo que hay que hacer? —gimoteaba.

El barón Tauffenberger se recostó en su sillón, revolvió nervioso y mecánicamente sus papeles, agitándose inquieto. Era un caballero bajito, algo gordo, de piel clara y muy cuidada, sus rápidos ojos sobresalían, demasiado grandes, de su cabeza, los dedos se torcían gordos, blancos y ágiles, no tenía un aspecto elegante a pesar de sus ropas ricas y cuidadas. Su cristianismo le resultaba incómodo a pesar de toda la liberalidad que aparentaba. Le gustaba burlarse de las costumbres judías y de todo lo judío y se relacionaba con el profesor Karl Anton de Helmstedt y con Johann Friedrich Paulus, anteriormente pastor de Denkendorf, y que había sido trasladado a Stuttgart como predicador. Ambos habían sido judíos, y ahora, en su calidad de conversos, eran fanáticos propagadores de las santas enseñanzas cristianas. Pero envidiaba con toda su alma a su hermano menor que había llegado mucho más lejos que él sin dejar de ser judío. Josef le había hecho sentir sin disimulos y en toda ocasión su burla y su desprecio hasta el extremo de haberle vuelto la espalda con frialdad aquella vez que se habían encontrado en la corte del Palatinado. Si tenían enfrentamientos en los negocios, sin mediar intento alguno de reconciliación, iniciaban procesos uno contra el otro, y al converso le ardía la sangre cuando el hermano, lleno de desprecio y repugnancia, desdeñaba hacer con él importantes negocios y prefería, sin tener en cuenta las pérdidas que eso le ocasionara, dejarlo todo en manos de agentes. La caída y la vergüenza del hermano le afectaron mucho. También por ello se burlaron de él y le escarnecieron, y a pesar de ello, ahora que tenía a su madre desesperada ante él implorando su ayuda para el hijo amado y admirado, no podía evitar tener un sentimiento de triunfo.

—¡Ahí tenéis! ¡Tenía que pasar! —repetía con su voz aguda y clara—. No es posible llegar tan alto y seguir siendo judío, ¡no es decente! —clamaba airado, gesticulando vigorosamente—. ¡No se puede permitir! ¡Va en contra del orden establecido por Dios y de la razón humana!

Pero Michaele no quería aceptarlo.

—¿Qué se puede hacer? ¿Qué se puede hacer? —insistía, lamentándose, siempre en el mismo tono.

El obeso hombre se levantó, nervioso fue de un lado para otro, cambió un montón de actas de un extremo a otro de la mesa.

—Sólo hay un medio —dijo finalmente. Al sentir fija en él la mirada de Michaele, tensa y esperanzada, se armó de valor y aparentando indiferencia, como si se tratara de algo absolutamente natural, declaró—: Debe hacerse bautizar.

Michaele reflexionó. Después repuso desalentada:

—No lo hará. —Y tras una breve pausa añadió—: El Rabí Gabriel no lo autorizaría.

El hijo repitió burlón:

—¡No lo autorizaría! A mí tampoco me lo autorizó. Si le hubiera obedecido, ahora a lo mejor estaría en la misma situación. ¡No lo autoriza! ¡No lo autoriza! —se enfureció, dando gritos con su aguda voz, gesticulando exageradamente. Deteniéndose, añadió con brusquedad—: No sé de otra solución.

Y al ver a su madre desanimada y asustada le dijo:

—Haré todo cuanto pueda para salvar su fortuna, para salvar lo que aún pueda salvarse, aunque desde luego no se lo merece. Haré cuanto esté en mi mano y salvaré para él todo lo que tenga en Heidelberg, Frankfurt y Mannheim. Tampoco voy a ahorrar en gastos para intentarlo todo en Stuttgart, ante el gobierno, entre los jueces y en la cárcel. Pero si no se hace bautizar —añadió encogiéndose de hombros— difícilmente puede acabar bien.

Michaele al irse, todavía iba más cabizbaja que al llegar.

Mientras tanto en Stuttgart, Nicklas Pfäffle, constante e impasible, hacía todo lo posible por su señor. Grandes sumas de dinero fueron a parar a los organismos del gobierno, a los funcionarios de justicia. Puesto que el señor administrador había dado orden de que se investigara con escrupulosa exactitud todo aquello que fuera indiscutible posesión de Süss y que éste hubiera conseguido de modo legítimo, prohibiendo que se tocaran estos bienes, el secretario disponía de grandes medios. Costosas vasijas, alfombras y piedras salieron de la casa de Süss en forma de obsequios para influyentes parlamentarios, funcionarios de la corte y del Estado que, oficialmente no tenían nada que ver con el asunto y que, por lo tanto, podían actuar indirectamente con mayor eficacia.

Entre la comunidad judía sólo se hablaba de aquello, se cuchicheaba, los comentarios iban en aumento:

—Salvó a Jecheskel Seligmann Freudenthal, extendió su mano y protegió a los judíos a lo largo del Neckar y a orillas del Rin. Ahora, Edom y todos los impíos se han reunido y han caído sobre él. Era demasiado grande para ellos, confirió a la comunidad judía un brillo que no pudieron tolerar. Han caído sobre él como Cam, el impío, y quieren matarle. Ayudadle, salvad a Reb Josef Süss Oppenheimer, que ha sido un buen judío, que mientras estuvo en la cúspide del poder extendió su mano para proteger a toda la comunidad judía.

En las sinagogas se rezaba y se ayunaba, se trataba de influir en las cancillerías y en los consejos, se reunía dinero, mucho dinero, cada vez más dinero, incalculables sumas de dinero, que se hacían llegar a manos de Reb Isaak Simon Landauer, intendente de la corte y buen judío, a quien los rabinos y las comunidades habían encargado que hiciera lo imposible para proteger de la desgracia, haciendo uso de toda su astucia y costara lo que costase, al caído Reb Josef Süss Oppenheimer, salvador de Israel. Isaak Landauer tenía un plan. No era un plan particularmente astuto, pero sí osado e impresionante, para el caso en que realmente se atrevieran a condenar a Süss. Para llevar a cabo este plan necesitaba dinero, cantidades fabulosas de dinero. Y fueron cantidades fabulosas de dinero las que fluyeron a sus arcones, oro puro, letras de cambio, escrituras; el pobre daba poco, el rico daba grandes sumas; el dinero procedía de todos los países, de todas las comunidades, de todos los judíos de todo el mundo.

Johann Daniel Harpprecht se encontraba trabajando en su biblioteca. El señor administrador no había ratificado la sentencia de la comisión, había dado orden de mantenerla en secreto de momento y se la había enviado a Harpprecht, acompañada de la totalidad del vasto material recogido en las actas, para que lo estudiara.

El anciano señor estaba furioso. Habían pasado cuatro inviernos desde que había tenido que emitir el juicio sobre el caso de Jecheskel Seligmann, el apestoso judío al que había tenido que salvar contra su voluntad. Aquellos corrosivos gusanos se encontraban ahora a buen recaudo, se mantenían ocultos y se retorcían; de los que se enroscaban arriba de todo, gordos y cebados, el duque y el judío, uno estaba muerto y el otro yacía impotente a sus pies, y estaba en su mano que fuera pisoteado. ¡Era mucho lo que habían devorado hasta el momento! Él, Harpprecht, había sido siempre un hombre fuerte, ahora era un viejo por su culpa. Gran parte del país, de los bosques y los campos, de los cuerpos y las almas de los hombres habían sido roídos y se habían perdido por su culpa. El joven Michael había sido corroído y la dulce y amable Elisabeth Salomea Götz se había convertido en una ramera por su culpa. Y aunque, por el momento, el gusano se ocultara temeroso, volvería, como siempre había vuelto, y el viejo sistema iba a derrumbarse del todo. Y de pronto se encontraba ante la obligación de juzgar si, en justicia, podía aplastarse a aquel gusano corrosivo y perjudicial.

Llegó Bilfinger. Ahora era el verdadero regente del país, un regente fiel e incorruptible que trabajaba como una mula y con eficacia. El trabajo le sentaba bien, y aquel hombre grueso y pletórico de su misma edad, parecía diez años más joven que Harpprecht.

—¿Qué le parece, querido amigo? —preguntó fijando su mirada en el montón de actas—. ¿Estamos ante la misma situación de aquella vez, cuando el caso del judío Jecheskel? —añadió despacio y con desagrado.

Fuera nevaba suave y copiosamente. En la biblioteca reinaba el silencio. Podían oírse en la habitación vecina los pasos del joven Michael Koppenhöfer.

—Sí, querido amigo —contestó Harpprecht—, la situación es la misma. Formalmente, según la letra del derecho criminal no hay pruebas suficientes.

Bilfinger tomó algunos de los papeles, los hojeó, los reunió de nuevo en un montón.

—Mi querido amigo, ¿no sería posible —dijo tras una pausa— que, habiéndose permitido a sí mismo tantas excepciones en su favor en materia de las normas constitucionales del Estado de Württemberg, ahora tuviera que soportar que se hiciera con él una excepción en la forma jurídica?

—Sería posible —respondió Harpprecht—, pero no seré yo quien lo haga, debe hacerlo el duque.

Por aquellos días, había finalizado el proceso contra el general Remchingen. El barón, jesuita y coronel austríaco no fue tratado con tanta indulgencia como los nobles Hallwach, Mez, Bühler, Lamprecht y Scheffer. No tenía parientes en la cancillería, había tratado con desprecio a todo aquel que no perteneciera al estamento militar y a todos los que no eran nobles, en especial al Parlamento, como canalla, chusma o populacho y con todo ello se había granjeado el odio de muchos. De manera que la investigación y la recopilación de pruebas se llevó a cabo con gran rigor y aun cuando no eran suficientes para condenarlo a muerte, por lo menos sí bastaban para condenarlo a prisión para el resto de sus días.

Pero precisamente aquellos días se habían ultimado los detalles del compromiso de Karl Rudolf con la duquesa viuda, que afectaban a la regencia, en unas condiciones muy favorables para el regente y junto con el reglamento de gestión para el período de administración, se encontraba ya en la cancillería imperial para ser sometido a examen y obtener su certificación. En un momento así, excitar los ánimos de la corte de Viena condenando duramente a aquel hombre, católico y austríaco, se consideró particularmente inoportuno. Así que se decidió retrasar la proclamación de la sentencia, dejando al general provisionalmente en libertad, bajo juramento y palabra de honor. Remchingen, como era de esperar, rompió inmediatamente la palabra dada, huyó del país y entró al servicio del general Schulenburg en Venecia. Fue condenado en ausencia, apeló agriamente la sentencia en múltiples escritos de protesta enviados al emperador y dirigidos a todo el Imperio, particularmente en la *Innocentia Remchingiana vindicata* o en la *Imperiosa salvación del honor*. Durante muchos años vomitó contra Württemberg toda clase de inmundicias, veneno y bilis.

El pueblo se sintió defraudado por la huida de Remchingen. Todos los tiranos sanguinarios habían quedado sin castigo, se habían instalado en Esslingen, a media milla de distancia, se desternillaban de risa o incluso, como Remchingen, causaban problemas y dificultades. Sólo les quedaba el judío. Por lo menos ése debía pagar. De nuevo los consejeros Pflug y Pancorbo se pusieron al frente, atizaban el fuego, pagaban manifestaciones. El grito «¡El judío debe ser colgado!», se dejaba oír por todo el país de un modo todavía más salvaje, más fuerte, más amenazador e insistente.

Así estaban las cosas cuando Harpprecht entregó al duque administrador su informe. Aquel hombre justo y sincero no permitió que su juicio se viera empañado por el odio que sentía por el judío, ni por el aullante pueblo que, a gritos y como un solo hombre, rugía pidiendo la muerte del judío, ni por la simpatía o antipatía del Consejo o del Parlamento. El profesor de Derecho emitió su juicio:

Aquellos que habían firmado las órdenes y prescripciones denunciadas, los consejeros y ministros que habían jurado fidelidad a la Constitución y a sus cargos, eran quienes deberían ser procesados y castigados, no el extranjero que no había jurado fidelidad alguna ni ocupaba ningún cargo de gobierno. Aquéllos son los que, de acuerdo con el Derecho romano y alemán, se han hecho merecedores de la muerte y no éste, exceptuando un solo punto: el trato carnal con cristianas. Y este punto, por diversos motivos, no puede ser tomado en serio, dejando aparte que tampoco se encontraba entre los motivos principales que en un principio debía tener en cuenta la comisión. Concluía que, basándose en las leyes vigentes del Imperio Romano y del ducado, el reo no podía ser condenado a muerte; había que quitarle el fruto de sus rapiñas, en la medida en que pudieran ser demostradas, y expulsarlo del país.

De escasa estatura, desaliñado y algo encorvado, el duque, gris y confuso, escuchó con atención a aquel hombre ponderado, fiel y objetivo.

—¿Creéis, pues, que la comisión ha condenado con mayor rigor al judío que a los verdaderos bribones? —preguntó.

—Sí —contestó Harpprecht. Fuera, alguien silbó la popular canción: «¡El judío debe ser colgado!». El viejo regente mantuvo los labios firmemente apretados.

—Quisiera poder seguir vuestro consejo —dijo finalmente. Y con estas palabras despidió al jurista.

Al día siguiente firmó la sentencia mientras decía:

—Es mejor que el judío sea colgado injustamente, a que siga vivo de acuerdo con la ley y que por su causa aumente la agitación en el país —y añadió—: Es un acontecimiento extraño que un judío pague por los canallas cristianos.

Conducida por un malhumorado caporal cargado con un tosco manojo de llaves avanzaba Michaele Süss por los desnudos corredores enmohecidos de la fortaleza de Hohenasperg, recorriendo las angulosas escaleras. El corazón de la anciana y mimada dama aceleraba sus latidos, sólo veía por todas partes gruesos muros y armas toscas, una enorme construcción, sofocante y amenazadora. El caporal avanzaba a grandes zancadas, ella sólo podía seguirlo con esfuerzo y sofocándose pero no se atrevió a decir nada. Finalmente, haciendo mucho ruido, crujió una puerta fea y baja. Jadeando echó una mirada al interior del desnudo cuartito y vio allí sentado sobre un catre a un hombre viejo, con la espalda encorvada, débil y grueso, con una barba descuidada, de un blanco sucio, que murmuraba absorto para sí, con una sonrisa ausente y boba. Dijo con rapidez al caporal:

—Buen hombre, no es a éste a quien quiero visitar, sino a Josef Süss.

El caporal respondió desabrido:

—Señora, éste es el judío.

Llena de un profundo y helado horror, Michaele Süss miró al preso que lentamente volvía la cara en su dirección, fijando en ella los ojos marrones, parpadeantes y algo inflamados. El caporal cerró la puerta desde fuera haciéndola rechinar ostentosamente. ¡Ése era su hijo, ese hombre horrible, desamparado, más viejo que ella, era su brillante hijo! ¡Oh! ¡Ya no quedaba nada, ni la más mínima huella de Heydersdorff quedaba en él! Con horror y curiosidad se dio cuenta de que, a pesar de la barba, se parecía mucho más al Rabí Gabriel. Le miró con timidez, llena de espanto, su anterior compasión cáustica y dolorosa se había desvanecido, sentía que su hijo se le escapaba y se quedaba vacía, tenía ante sí a un extraño, un hombre sucio y desamparado al que, evidentemente, había que compadecer ya que estaba allí encerrado, se encontraba mal, y además era un judío. Pero en aquel instante se encerró en sí misma endureciéndose en lo más íntimo. Allí estaba, una extraña y elegante dama, violenta ante un hombre descuidado y hundido en la miseria.

Cuando por fin hablaron ya no encontró para él ninguna palabra sincera. Él le habló con suavidad, con una cierta indulgencia ligera, reflexiva, casi bromeando y acarició sus manos blanquísimas. Ella lloró un poco, pero ninguna de sus palabras llegó a su corazón. Sólo pensaba «Este hombre viejo es mi hijo» y siguió endurecida. Se alegró realmente cuando hubo transcurrido la hora que le habían permitido pasar con él y el malhumorado caporal fue a buscarla. Sobrecogida de un tímido espanto, se volvió desde el umbral de la puerta para mirar a aquel hombre viejo que había sido su hijo. Cuando abandonaba la fortaleza, era ella la que apresuraba el paso.

Poco después se presentó en la celda un hombre afable, apacible y melancólico, se inclinó, fue muy cortés con él. Sus manos eran blancas y grandes y apenas las movía, tenía unos ojos melancólicos y de mirada vaga y un rostro carnoso y azulado por el rasurado. Habló en voz baja con una voz triste y sugestiva. Era Johann Friedrich Paulus, el converso, que había sido pastor de Denkendorf y ahora era predicador en Stuttgart. El vicario Hoffmann lo había enviado. El vicario habría querido ganar él mismo para la Iglesia a aquel hombre obcecado, pero se daba cuenta de que tenía pocas posibilidades de lograrlo y era mejor que otro terminara su obra a que nada se consiguiera. Uno que hubiera sido judío tal vez podría acercarse, abrirse camino y penetrar con mayor facilidad en aquella alma endurecida, tal vez podría ablandarla.

Apacible y cortés, el converso se sentó junto a la pared a pesar de su corpulencia, curiosamente discreto. Deslizó sus tristes ojos almendrados por la desnuda celda. Conversó en voz baja.

—Todo esto son sólo ropajes y máscaras: vuestro palacio, esta celda, vuestro judaísmo, mi cristianismo, ropajes, máscaras. Lo único que importa es que cada cual sienta el flujo de Dios en sí mismo. Es esto lo que a uno le da la apariencia en la apariencia, la palabra en la palabra. Os he visto encumbraros, señor director de finanzas, os he visto en vuestra gloria deslumbrante, brillando en lo alto. Soy amigó y discípulo del Rabí Jonathan Eybeschütz, que a su vez es amigo de vuestro tío el Rabí Gabriel. A menudo he tenido deseos de hablar con vos, señor director de finanzas. No porque vos quizá me despreciarais a causa de mi bautismo y de mi cristianismo, y porque quisiera daros una lección. Como ahora veo —concluyó, bajando todavía más el tono de su acariciante voz, casi conmovido— veo con toda claridad que he venido por el bien de ambos, por el mío no menos que por el vuestro.

—Habéis venido para convertirme al cristianismo, ¿no es cierto? —dijo Süss—. Os ha enviado el vicario

Hoffmann, ¿verdad? ¿No es así, distinguido señor? ¿O acaso debo llamaros Rabí, maestro? —sonrió. El apacible hombre sentado junto a la pared dijo:

—No es difícil y es muy cómodo obstinarse y ser un mártir. Muchos me desprecian porque me he convertido al cristianismo, pero ese desprecio no me duele, lo soporto y no hago nada por evitarlo, ya que no me convertí para conseguir alimentos, ropas o un título, sino sólo por la idea, por mi ley. Vos tenéis vuestra ley, vuestra idea. ¿Acaso no es mejor vivir hasta el final esta ley? Impedir que se apague esta luz aunque para ello haya que vestir el hábito del cristianismo en lugar del hábito del judaísmo. Vivir en una celda así —su mirada vaga y melancólica se deslizó por las desnudas paredes— es ciertamente duro, pero, Excelencia, ¿quién os dice que todo lo que es duro supone una ganancia?

—Tenéis un modo muy agradable, digno señor, de empaquetar en un envoltorio muy confortable las enseñanzas de vuestra religión. Una cama suave, una habitación cálida, solomillo de corzo, vino de Madeira, son verdades indiscutibles, agradables y deseables; también lo que decís de la palabra en la palabra y de la apariencia en la apariencia suena bien y resulta aceptable. Pero mirad, he cambiado mi palacio de la Seegasse por esta celda. Se me ha cuestionado en todo momento, pero nadie ha puesto jamás en duda que soy un diligente hombre de negocios, por lo tanto —se rió artero— debo haber tenido mis motivos para efectuar semejante cambio. Decidle al señor vicario —terminó risueño y complaciente— y deciros a vos mismo, que habéis hecho y dicho todo lo que es posible a un hombre. Es mi culpa, realmente sólo es culpa mía.

Una vez solo, murmuró para sí, sonrió, sacudió la cabeza. Pensó en Michaele. Aquella mujer tonta y querida. Se sintió débil, ingrávido, agradablemente cansado. Como un enfermo, a gusto en la cama, sintiéndose convaleciente. Así permanecía sentado y absorto sobre el camastro. De repente, sin que lo esperara, llegó hasta él su hija y le habló. Se había vuelto mucho más pequeña y mucho más joven. Era pequeña como una muñeca. Se sentó, curiosamente, sobre su hombro, tiró cariñosamente de su barba y le dijo:

—¡Mi querido y tonto padre!

Se quedó una media hora. Hablaba, pero sólo de muchas cosas insignificantes. Hablaba, con la seriedad y la importancia que se dan los niños, de los tulipanes, de la interpretación de un versículo del Cantar de los Cantares, del terciopelo de su nueva falda. Cuando ella se fue, Süss suspiró como si estuviera dormido, la boca medio abierta, feliz. La había llamado tanto… y ella no había acudido. Había querido hacerla venir mediante actos salvajes, apasionados y absurdos. Le había inmolado y ofrecido una víctima, una ofrenda de muerte terrible y cruel y ella no había venido. ¡Qué estúpido había sido! Ella era tan pequeña, era una personita tan menuda, dulce y pacífica… ¿De qué le habrían servido sus grandes, crueles y escandalosas acciones y ofrendas? Pero ahora que él se sentía absolutamente en paz y se había resignado a no verla nunca más, ahora de golpe, ella había venido y ése había sido el mejor regalo, el que más podía colmarle de felicidad. Dio sus cinco pasos y medio por la celda, de un lado para otro, y la celda le pareció de pronto rica y plena y fue para él el mundo entero; extendió los brazos y se rió solo, como un chiquillo, ruidoso y feliz, tanto así, que el guardián, fuera, en el pasillo, se asustó y receloso, atisbó por la mirilla.

El mayor Glaser comunicó a Süss que se preparara para viajar al día siguiente, de madrugada, a Stuttgart. El mayor sabía que el judío iba a Stuttgart para oír su sentencia de muerte, pero no había recibido órdenes de decírselo y tampoco lo consideró necesario. Süss, paladeando todavía las palabras de Naemi, creyó que volvía a casa, a la libertad. Ni por un momento se le ocurrió considerar la posibilidad de que le condenaran a muerte contraviniendo abiertamente la letra de la Ley. Bromeando, de buen humor y con ánimo ligero dijo que se alegraba del buen tiempo que hacía para el viaje, preguntó al comandante, que era un gran aficionado al rapé, si le permitía mandarle una lata de tabaco como recuerdo. Con actitud reservada, el mayor lo rechazó; sin embargo, autorizó, evitando apenas que en su duro rostro se reflejara una sonrisa, que Süss vistiera una casaca de gala para el viaje. También al guardián le habló Süss de su regreso a la libertad y le aseguró al sorprendido hombre, que no sabía cómo reaccionar, que le mandaría una importante suma como propina.

Cuando por la noche se tumbó en su catre, se sintió relajado y en paz. Se marcharía a algún lugar del extranjero, junto a un lago o junto al mar, e iba a vivir para sí, discreto y sereno, apaciblemente lúcido, en un pequeño y tranquilo rincón. Se llevaría unos cuantos libros, o quizá no se llevara ninguno, y pronto se extinguiría dulcemente y en silencio, y sólo quedaría entre los hombres un absurdo y ruidoso eco de su vida y sus acciones, tanto las buenas como las malas se recordarían muy distintas a la realidad y se tergiversarían; pero pronto, hasta su nombre dejaría de tener significado, no sería más que un montón de letras sin contenido. Finalmente, también ellas desaparecerían y reinaría un silencio absoluto y puro,

suspendido y resplandeciendo en el mundo superior.

Al día siguiente, Süss viajó con buen tiempo. El día era claro y helado, blanco y soleado. A pesar del frío, Süss viajó en un coche descubierto. Viajaba sentado, hundido en el asiento, débil y contento, custodiado por dos guardias, uno a su lado y otro frente a él. A ambos lados del carruaje, por delante y por detrás, le rodeaba también una fuerte escolta. Al principio, intentó hablar con sus acompañantes, pero éstos tenían severas instrucciones de no responder. Sin embargo, esto no lo afligió. Se recostó en su asiento, respiró hondo, saboreando, tragando, contemplando, palpando tras tantos meses lóbregos, el aire puro, libre y estimulante de Dios. ¡Qué maravilla que su mirada no chocara contra los muros! Árboles, y sobre ellos la nieve suave, de una pureza deslumbrante. Campos anchos y blancos, suaves y delicados, desembocando en el cielo. El mundo entero, fantástico, ¡anchuroso y puro mundo maravilloso! Aire, libertad, ¡querido aire! El aire fresco afectó al cautivo, que ya no estaba acostumbrado a él. Se recostó adormecido, débil y agotado, pero se sentía dichoso. Llevaba abierta la casaca roja de tafetán bordada en oro, forrada de terciopelo grueso, y hasta la camisa verde, bordada en oro, llevaba abierta al aire. Las piernas, enfundadas en pantalones marrones, temblaban, afectadas por la debilidad. También se había quitado el sombrero de terciopelo y la peluca, que le sentaba tan mal sobre el pelo descuidado, abandonándose al placer de sentir la caricia del aire producido por el rápido avance del carruaje, sobre su pelo blanco.

En Stuttgart, junto a las puertas de la ciudad, se hacinaba el pueblo esperando. Cuando llegó el carruaje estalló el alboroto y empezó el griterío, la muchedumbre le arrojaba piedras y barro. Se lanzaron sobre el judío, arrastrándolo fuera del carruaje, empujándolo de un lado para otro, tirando de su barba blanca. Levantaban a los niños en alto:

—¡Mira, allí está el verdugo, el Judas, el asesino, el cerdo judío! —Le escupían, le daban patadas. La fina casaca roja se desgarró, el fino sombrero de terciopelo cayó y fue pisoteado en el barro. Los que se encontraban en el «Carnero Azul» decían con melancólica satisfacción sentimental:

—Esto tendría que haberlo visto el difunto pastelero Benz.

Sólo con dificultad consiguió la escolta arrebatarles al judío. Lo metieron de nuevo en el carruaje, con la respiración agitada, el rostro gris desencajado, chorreando esputos y sangre, que se deslizaban lentamente por la barba despeinada, rodeado de soldados que amenazaban a la multitud con las armas en la mano.

El alboroto y el griterío llegó también a la gran habitación en la que Magdalen Sibylle yacía dando a luz al hijo de Immanuel Rieger. El consejero de expedición habría preferido que tuviera al niño en el campo, en sus hermosas posesiones de Würtigheim; pero puesto que ella, por motivos inexplicables, había querido permanecer en la ciudad, tuvo que avenirse a ello. Allí estaba ella con los dolores de parto, una comadrona parlanchina y diligente se contoneaba ajetreada de un lado para otro. El consejero de expedición iba de acá para allá, pálido y servicial, abatido y sudoroso. A pesar de que ella parecía ancha y capaz para parir, el parto no resultaba tan fácil como se había esperado. Yacía allí gritando, crispada, esforzándose, jadeando. En una pausa entre los dolores, relajada, lívida y cubierta de sudor, temblaba estremecida de horror cuando rompió el silencio el vocerío de las multitudes, se oyó con toda claridad el canto popular: «El judío debe ser colgado». El consejero de expedición se frotó las manos y dijo:

—Es un buen presagio que el niño nazca bajo el signo de la justicia.

Pero ella miró llena de odio a aquel hombre enjuto e insignificante y rezó de un modo inaudible, sin rimas ni florituras, con pasión y fuerza:

—¡Dios del cielo, no lo dejes ser como ese de ahí! ¡Dios del cielo! Me has echado a perder tantas cosas… Concédeme esto. Por lo menos concédeme que mi hijo no se parezca a ese de ahí.

Mientras tanto, Süss había sido conducido al ayuntamiento. La gran sala estaba llena a rebosar de curiosos, el colegio de jueces se hallaba reunido, todos ellos solemnemente vestidos con sus togas negras. El judío contempló el rostro jovial, brutal y macizo de Gaisberg; el rostro delicado y burlón y la nariz ganchuda de Schütz; el rostro duro, cruel y enjuto de Pflug; el del joven Götz, que normalmente tenía una expresión vacía y un aspecto sonrosado e insulso, animado por el odio, la venganza y el triunfo; y se dio cuenta de que no estaba destinado a la libertad sino a la muerte. En esos momentos, empezaba ya el presidente, el consejero Gaisberg, con su voz dura, amenazadora y desagradable, a leer la sentencia, con fuerte acento suabo. Süss escuchó una monótona retahila de saqueos, pillajes, robos, traiciones, crímenes de lesa majestad y delitos contra el Estado y que en castigo por todo ello, debía ser ejecutado, colgado de una cuerda hasta que muriera. En el calor asfixiante de la sala, vio a las masas densamente apiñadas y a todos los grandes señores, ministros, parlamentarios, generales, cubiertos de sudor y llenos de satisfacción. Vio a aquellas fieras insignificantes y repugnantes abalanzarse sobre aquel que en su grandeza se les había entregado, con voluntaria indefensión, devorándose entre sí, agolpándose unos sobre otros, hundiendo los dientes insensatamente en el amasijo de vida resignada. De pronto resurgió en él el viejo Süss. Se rebeló,

lleno de vigor, y empezó a hablar; aquel hombre viejo, vencido, cubierto de sangre y de barro por los malos tratos, se irguió y se enfrentó a sus jueces. Incisivo, con fría objetividad rascó el patético barniz que recubría la sentencia. Escucharon sus primeras palabras en silencio, pero después, rojos de ira ante tamaña insolencia, aquellos elegantes señores, sin distinguirse del populacho, se lanzaron sobre él rugiendo y golpeándole con la parte plana de sus espadas, e igual que antes, la escolta tuvo dificultades en arrancar al reo de sus manos. Cuando fue sacado de la sala en la que reinaba el estruendo, le alcanzaron a sus espaldas las duras y burlonas palabras del consejero Pflug.

—Habéis dicho, judío, que no podemos colgaros más alto de lo que la horca es. Os lo vamos a demostrar.

Desde Hamburgo, en el coche de postas, viajaban el Rabí Gabriel Oppenheimer van Straaten y el Rabí Jonathan Eybeschütz. Ninguno de los dos habló durante el largo viaje más de lo estrictamente necesario. Veían las oscilantes grupas de los caballos, que se cambiaban con gran frecuencia, castañas, negras y blancas; veían cómo la tierra, los campos llanos, las montañas, los bosques, los ríos y los viñedos se deslizaban fugaces a su lado. Pero sólo sus ojos estaban fijos en ellos y no sus sentidos. Los mojones del camino aparecían y desaparecían. Veían sólo el rostro al que se acercaban, al que querían llegar antes de que se extinguiera del todo. El Rabí Gabriel, voluminoso como siempre, con una expresión malhumorada, su cuerpo grueso enfundado en ropas anticuadas y burguesas. El Rabí Jonathan, vestido con un caftán de seda, radiante y apacible el rostro astuto y todavía joven, cubierto por una barba blanca, lechosa y lacia, tras ansiosas semanas mundanas, se hallaba de nuevo inmerso en la meditación, la sabiduría y Dios. El cambio de Süss y su actitud última lo atraían con cruel seducción. Su caída no había sido una pantomima. Él y el Rabí Gabriel, sin haber hablado de ello, sabían, intuían la extraña mezcla de decisión voluntaria y consumación obligatoria que se entretejía en este final. Aquella correspondencia, el lazo invisible; la corriente que fluía desde él hasta ellos, había atrapado también ahora al Rabí Jonathan, enalteciéndolo y rebajándolo. Formaba parte de aquél; una de las más fuertes raíces de sí mismo moría con él. Así viajaban ambos hombres, con la vista fija ante sí, hacia la muerte de Josef Süss, como en una nebulosa, meditando profundamente, soportando el peso del conocimiento de sus ataduras.

También por otros caminos, otros personajes se aproximaban a Stuttgart, viajaban hacia Süss, por causa de Süss. Con mucha escolta y guardia llegó el señor intendente Isaak Simon Landauer. A pesar de que normalmente procuraba viajar de manera modesta, iban con él tres cajeros judíos, y aparte de la guardia que había contratado, le acompañaban un par de fuertes individuos de confianza. Se reunieron con él, a las afueras de Stuttgart, el pequeño y apergaminado Jaakob Josua Falk, rabino de Frankfurt, y el gordo y vehemente rabino de Fürth. Los tres hombres habían solicitado audiencia al duque regente y tomaron todas las precauciones posibles para no ser molestados al entrar en la ciudad.

Karl Rudolf los recibió en presencia de Bilfinger y de Pancorbo. El rabino de Fürth dijo:

—Vuestra Excelencia es bien conocido en todo el mundo por su amor a la justicia. ¿Es justo que los ladrones se hayan instalado alrededor de la ciudad, en Reutlingen y en Esslingen, riéndose al tiempo que devoran su botín, mientras que el judío, que ante la ley es el menos culpable, tiene que pagar por ellos? Vuestra Excelencia es justo, tanto con aquellos que tienen una elevada posición como con los que no la tienen, con los suabos y con los austríacos, con los católicos y con los protestantes. Sed también justo con vuestros judíos.

El rabino de Frankfurt dijo:

—Reb Josef Süss Oppenheimer es una importante personalidad entre los judíos. Pertenece a una familia judía antigua y muy respetada. Lo que él ha hecho, se dirá que lo ha hecho toda la comunidad judía. Si es colgado y se deja en libertad a sus cómplices cristianos se dirá que la comunidad judía es la culpable de todo y de nuevo volverá el odio, la persecución y la maldad contra todos los judíos. Vuestra Excelencia es un caballero y un príncipe misericordioso. Vuestra Excelencia sabe que el judío no es ni más ni menos culpable que sus cómplices cristianos. Habrá un gran escándalo en el mundo y una nueva aflicción entre los humillados y los oprimidos si él es juzgado de un modo distinto a los demás. Rogamos a Vuestra Excelencia, con el corazón lleno de dolor y de humildad, os pedimos gracia para él y para toda la comunidad judía.

Isaak Landauer dijo:

—Las acciones de Reb Josef Süss Oppenheimer han tenido como consecuencia que éste y aquél y todo el país de Württemberg haya sufrido pérdidas en dinero y en bienes. Lo que se ha echado a perder por dinero, puede enmendarse con dinero. Nos hemos puesto de acuerdo toda la comunidad judía y hemos reunido dinero, mucho dinero, cantidades fabulosas de dinero. Hemos acudido a vos con un ruego a Vuestra Excelencia: dejad libre a Reb Josef Süss Oppenheimer. Queremos enmendar lo que él haya podido echar a

perder. Queremos desagraviaros y compensaros, de manera que Württemberg se enriquezca para siempre, os ofrecemos, si dejáis libre al judío Josef Süss Oppenheimer, una penitencia voluntaria de quinientos mil ducados dobles.

El duque administrador y los dos ministros habían escuchado en silencio a los judíos. Al oír la propuesta de Isaak Landauer dieron un respingo. Aquella oferta era una insolencia, pero la suma era tan terriblemente elevada, mucho más grande que la más elevada suma que jamás hubiera alcanzado el presupuesto del ducado, que la oferta no podía ser rechazada con simples palabras indignadas, tildándola de insolencia y arrogancia. Quinientos mil ducados de oro. Querer comprar la libertad de Josef Süss era descarado y absurdo. Querer comprar la libertad de Josef Süss con una suma tan extraordinaria era un proyecto astuto y genial que desconcertaba por su ingenua grandiosidad. También con ello había contado Isaak Landauer, en base a eso había elaborado su plan. Desde el principio estaba convencido de que en este caso no se podía conseguir nada con astucias y argumentos, apelaciones a la justicia y súplicas de gracia. A lo mejor, precisamente algo tan primitivo y tosco resultaría efectivo. Con dinero podía comprarse todo en este mundo: tierras y ganado, montañas, ríos y bosques, al emperador y al Papa, a los consejos y a los parlamentos. ¿Por qué no había de poderse comprar a este *goyim* suabo, su sed de venganza y su charlatanería sobre la justicia? Su estúpida y torcida justicia le era al duque muy querida; pues bien, se la pagarían cara. Quinientos mil ducados de oro. Con esta cantidad, incluso podía comprarse, en caso de necesidad, un pequeño ducado. Era un buen precio por un trocito de la tan cacareada justicia. Antes de que los señores pudieran recuperarse de su sorpresa, Isaak Landauer siguió hablando.

—No pagamos con letras o escrituras, pagamos en oro, oro puro. Ducados de oro redondos y sin cercenar.

Se acercó a la puerta, hizo un gesto a su gente con un estudiado movimiento de cabeza, con una sonrisa que resultaba sorprendente. Atónitos, mudos y tensos, el regente y sus ministros contemplaron a los muchachos que iban entrando. Llevaban sacos pequeños, sacos muy pesados, y los vaciaron a un gesto de aquel hombre desaseado. De ellos brotó el oro. Oro en monedas de todo curso, oro rojo, español, africano, turco, de todos los países. Se amontonaba, se apilaba sin parar, creció hasta alcanzar la altura de un hombre, la anchura de un abeto crecido, una montaña de oro. El duque, de baja estatura, algo encorvado y desaliñado y el corpulento Bilfinger, mudos de asombro, no podían apartar la vista de él. Dom Bartelemi Pancorbo estiraba el cuello, irguiendo la cabeza descarnada rojo azulada que desaparecía en su golilla. Sus sombríos dedos se estiraban, se encogían, no podían resistir por más tiempo el deseo de acariciar el oro, el oro amado, de hundirse en aquel río interminable al lado del cual se mantenía en pie Isaak Landauer, vestido con su raído caftán, los rizos de sus sienes sin peinar, en una postura poco agraciada, sonriendo fatalmente de un modo incomprensible, manteniendo uno de los brazos pegado al cuerpo con la palma de la mano levantada hacia afuera, mientras que con la otra mano se peinaba la barba rojiza y descolorida de chivo.

La oferta de Isaak Landauer fue rechazada. Pero las palabras del anciano hallaron eco en el duque. Era injusto. Se había visto obligado a comportarse de un modo injusto cuando ya su muerte se hallaba cercana. No sólo frente a Süss sino ante los demás judíos. No le atraían las posesiones, el oro no le importaba, pero esa gente vivía de eso, del oro; el oro era su vida y su sentido, y a pesar de esto, voluntariamente, habían recogido tales increíbles sumas de impuestos e intereses para hacerle desistir de su injusticia. Su deber estaba claro: él debía actuar con justicia primero con sus suabos y en consecuencia cometer una injusticia con el judío, pero esa montaña de oro le impresionó y lo avergonzó dolorosamente.

En una apremiante carta rogó al duque Karl Friedrich de Württemberg-Öls que lo visitara. Estaba decidido a abandonar la tutela y la regencia. Había hecho cuanto estuvo en su mano para sacar al país de la más honda miseria y ya lo había conseguido. Su lema había sido «¡La justicia!, ¡el deber!, ¡la autoridad!», pero no había sido posible, dadas las circunstancias, conducir el regimiento de acuerdo con esos principios. Había tenido que ver cómo se dejaba libres a bribones que habrían merecido la pena de muerte, ahora tenía que ver cómo se colgaba al judío aunque esto fuera injusto. Tenía setenta y un años y estaba cansado. Sentía disminuir notoriamente las fuerzas de su cuerpo y de su mente. Le escribió al emperador y explicó a sus consejeros que le resultaba fatigoso esperar pacientemente, según su deseo, hasta que el más mínimo detalle marchara bien, en aquella regencia tan intrincada como importante. Aquel soldado encorvado, desaliñado y honrado, sentía nostalgia de la tranquilidad del campo, de su Neuenstadt pequeña y floreciente, deseaba una muerte tranquila.

Después de que Süss se manifestara de un modo tan desvergonzado y obstinado al serle comunicada la sentencia, se le recluyó en la Alta Cámara, donde debía permanecer hasta que se cumpliera la sentencia y

estuvo encerrado en un sencillo aposento, completamente vacío, sin recibir alimentos durante todo el día. Tras su estallido de ira ante los jueces, volvió a guardar silencio y contempló, sonriendo y meneando la cabeza, la sangre y la suciedad que lo cubrían. Estaba en cuclillas, en una postura incómoda a la que lo forzaban las ataduras, sobre el suelo, junto a la pared de la habitación vacía, pero no a oscuras. Le visitó Haman, el ministro de Ahavero. Tenía la misma nariz ganchuda del señor von Pflug y su misma voz dura y arrogante. Se presentó Goliat dándole palmadas en los hombros con los gestos del señor von Gaisberg, grosero, jovial y con tanta fuerza que le hizo daño. Vinieron otros. Más amistosos conversaron con él medio en suabo, medio en hebreo. El fiel Eliseo-Pfäffle estuvo allí. Abraham, en la persona de Johann Daniel Harpprecht, regateaba con el Señor, para que hiciera justicia. Y también acudieron aquellos que se habían relacionado con Naemi. Jesaja, el profeta, refunfuñó y le habló con dulzura, en la malhumorada voz de su tío. Absalón colgaba de las ramas por sus abundantes cabellos, pero su pelo era blanco y la cara que había más abajo era la suya.

Pero ¿quién era el que entraba alborotando y aullando? ¡Ah!, de nuevo el vicario Hoffmann alabando las bendiciones de la confesión de Augsburgo. Sí, el celoso pastor de almas volvía a entrar en acción, creía que ahora el asado estaría suficientemente tierno y suave. Pero Süss no se encontraba de humor para discutir con él aquel día. Esa voz ordinaria no permitía que se escucharan las otras, más dulces, que le rodeaban. Serenamente y sin cinismo, le rogó que desistiera de convencerle; le gustaría, si le fuera permitido, dejar en su testamento a la Iglesia evangélica diez mil thaler en agradecimiento por sus esfuerzos. Perdida toda esperanza, el irritado clérigo se retiró.

Recibió otra visita inesperada, la de un elegante y anciano caballero, con cabeza de galgo, sorbiendo rapé, vestido de una manera nada llamativa y muy elegante. Era el padre de la duquesa viuda, el anciano príncipe de Thurn y Taxis. Aquel asunto le quitaba el sueño, lo había hecho venir desde los Países Bajos. Era intolerable, no se podía dejar morir a Süss de esta manera. Un hombre al que su hija frecuentaba, al que él mismo había dado la mano. Un hombre que había servido a la Iglesia católica, aunque no de manera oficial, pero su actividad era bien conocida en todas las cortes. No, no, aquello no armonizaba con su concepto de la cortesía, había sido educado con todo esmero como para permitir que sucediera una cosa semejante. Un hombre con el que se había llegado tan lejos era un caballero. Tacto, respeto, buenas maneras… No se podía permitir que la horca lo tocara. El anciano príncipe viajó hasta Stuttgart de incógnito, bajo el nombre de barón Neuhoff. Nunca había podido soportar al judío, no le había perdonado que el salón amarillo de Monbijou y las libreas moradas de sus servidores hubieran deslucido su frac amarillo y su casaca morada. Habría sido de muy mal gusto alegrarse ahora de las terribles circunstancias en las que éste se encontraba; tal como estaban las cosas, ahora no tenía que temer que la actuación del judío ensombreciera su propia representación.

Había trazado un resuelto plan. Ayudaría a Süss a huir, de la misma manera que había ayudado a Remchingen. El caso del judío no iba a resultar tan fácil, pero estaba decidido a no ahorrar dinero ni esfuerzos. En definitiva, incluso era probable que aquel regente poco simpático, aquel viejo campesino bonachón, se sintiera satisfecho de librarse de este modo del judío. En todo caso, funcionaría. Sólo iba a poner una condición. Tampoco era correcto hacer tantos esfuerzos por un judío. Así que debía dejar de serlo. Evidentemente el judío, y en su situación le convenía dejarse de historias, debía convertirse. Era una ganancia y un triunfo para la Iglesia católica recibir en su regazo a este astuto hombre de negocios y sagaz político, que además era mucho más caballero que la mayoría de los llamados señores suabos.

Asqueado, el elegante príncipe dio un paso atrás cuando sonriente, regocijándose de antemano en la sorpresa que iba a darle al preso, cruzó el umbral. ¿Qué era esto? Allí, sentado en cuclillas, se encontraba un encogido judío como los del *gueto*. ¿Era éste el director de finanzas? ¿Era éste el gran Seladom? Sintió un extraño malestar, como si él mismo estuviera sucio. Süss contempló el rostro de su visitante.

—Sí —dijo con una ligera sonrisa—. Sí, Excelencia, soy yo.

Habían colocado en el cuartito un catre, una silla y una mesa. El príncipe se sentó con cuidado, incómodo. No podía identificar a aquel hombre en cuclillas ante él con el elegante caballero que él recordaba. ¿Acaso quería el judío engañar de nuevo a todo el mundo? ¿Se trataba simplemente de un truco? Tenía la misma sensación desagradable que tuvo en el salón amarillo y ante las libreas moradas. ¿Era posible que el judío hubiera conseguido lo imposible y que incluso en tales circunstancias, en esta celda, le hubiera vencido? Pero aunque todos hubieran caído en esta trampa, él no lo haría. No pensaba seguirle el juego al judío. Él, el señor y príncipe, experimentado y escéptico no se dejaba engañar.

—Ante mí no necesitáis simular, Excelencia —probó directa y amablemente, como si se encontraran sentados en un salón—. No podéis pensar que yo vaya a creer esta mascarada, es un truco. Bajo la horca, de repente os quitaréis esta barba repugnante y volveréis a ser el astuto, mundano y versado caballero que

fuisteis. Es una maniobra —añadió triunfante—. Naturalmente es una maniobra. Pero, mi querido señor consejero de finanzas, es posible que los señores del Parlamento se crean todo este teatro, pero yo no, a mí no podéis hacérmelo creer.

Süss guardó silencio.

—Probablemente tenéis todavía unos cuantos triunfos en la mano —volvió a tantear el príncipe— que queréis jugar en el último momento. Probablemente ahora queréis representar la imagen de un santo doliente, para tener después una resurrección mucho más brillante. Tened cuidado, el ambiente que se respira aquí es peligroso. No creo que se os permita llegar tan lejos. Con toda probabilidad, perdonad que os hable así, os colgarán con todos vuestros triunfos en la mano.

Como Süss siguiera guardando silencio, se impacientó.

—¡Excelencia! ¡Pero hombre! ¡Daos cuenta! ¡Hablad! ¡Quiero ayudaros! Dudo que os profetizaran en vuestro nacimiento que un príncipe imperial alemán se preocuparía tanto por vos. ¡Escuchadme! ¡Hablad! —Enervado por su actitud, le expuso, sin entusiasmo, su plan y la condición que ponía para llevarlo a cabo.

Cuando terminó, Süss no se movió ni dijo nada. Más que nunca, el príncipe se sintió vencido. Se había tomado la molestia de hacer aquel viaje y ahora, allí estaba el judío, y ni siquiera expresaba su rechazo con patetismo, simplemente seguía sin decir nada. De pronto, el príncipe se sintió viejo y cansado, no soportaba aquel silencio por más tiempo y en tono despectivo dijo:

—En la cárcel habéis perdido vuestros buenos modales. Si alguien se toma tantas molestias por vos, por lo menos podríais decir *mille merci*.

—*Mille* merci —dijo Süss.

El príncipe se levantó. El hecho de que aquel judío no quisiera dejarse salvar por él, sino que prefiriera colgar de la horca, lo consideraba una ofensa personal.

—Sois un mentecato de tomo y lomo, ¡amigo mío! —y su voz obsequiosa adquirió un tono inesperadamente seco—. Vuestro estoicismo está completamente pasado de moda. Ya no se muere para conseguir un buen puesto en los libros de historia de los estudiantes. Es mejor un perro vivo que un león muerto, observó muy acertadamente vuestro rey Salomón.

Se sacudió el polvo de la casaca y ya junto a la puerta terminó:

—Por lo menos, haceos afeitar la barba y vestíos bien —arrugó la nariz— si estáis decidido *partout*. Es lo mínimo que se puede exigir a alguien a quien se ha recibido tan amistosamente en el propio círculo de amistades. Tendréis un público numeroso y prominente. Toda vuestra vida habéis tenido buen aspecto, así que no ensombrezcáis vuestra fama de caballero cuando os retiréis del teatro del mundo. —Y dicho esto salió.

La horca en la que Süss iba a ser colgado había sido construida, con mucho gasto, ciento cuarenta años atrás. Ya en aquellos tiempos en los que todo era más barato, había costado trescientos florines. Se trataba de una horca bastante peculiar y muy distinta a las ordinarias horcas de madera. Era alta como una torre. Medía treinta y cinco pies de altura. Había sido construida de hierro en su totalidad, con los dieciocho quintales y nueve kilos de hierro que el alquimista Georg Honauer había escogido con el fin de convertirlo en oro para el duque Friedrich, causando al duque un perjuicio de alrededor de dos toneladas de oro. La horca se construyó para gloria y dolor del mencionado Georg Honauer. Fue pintada de rojo y decorada con ornamentos de oro para colgar en ella a Honauer.

Le siguieron, en rápida sucesión, muchos otros alquimistas, por los que el duque Friedrich se había dejado estafar. El primero fue un italiano, Petrus Montanus. Un año más tarde Hans Heinrich Neuscheler de Zürich, conocido como el fabricante de oro ciego. De nuevo un año más tarde, otro Hans Heinrich, llamado von Müllenfels. Durante mucho tiempo había tenido suerte, con frecuencia se había burlado de sus tres colegas que habían acabado suspendidos en el aire, y acabó balanceándose como ellos. Después de esto, la horca dejó de usarse durante mucho tiempo. Hasta que a un herrero, procedente del condado de Öttingen, se le ocurrió irla desmontando poco a poco y robarla. Ya había desmontado tres varales y sustraído por la noche más de cuatro quintales y medio de hierro cuando fue sorprendido y ajusticiado con el objeto de su delito.

Desde hacía más de un siglo, la horca de hierro había permanecido vacía. Ahora, el señor von Pflug, que había asumido los preparativos para la ejecución, dispuso que el judío fuera el sexto en morir por este particular procedimiento. Desde el principio del proceso, aquel hombre duro y enjuto había esperado dar rienda suelta a su odio en esta fiesta. Quería celebrarlo de tal modo, que Europa no lo olvidara nunca.

Preparó la ejecución con todo el refinamiento propio del ultraje. Lamentablemente y contra su voluntad, la avaricia del judío, sus pecados carnales, la deshonra de las mujeres cristianas alemanas causada por el

perro circuncidado, no se habían consignado entre los considerandos de la sentencia, pero ahora tenía mano libre en todo lo que se refiriera a la ejecución. Iba a hacerle pagar al judío su lujuria y su vida licenciosa. No permitiría que lo colgaran sencillamente de la horca, no, iba a burlarse de su libertino comportamiento, de sus viciosas noches, aprovechando el popular juego de palabras, colgándolo en una jaula para pájaros.

La comisión investigadora no reparó en gastos para la solemne ejecución de la sentencia. En el lugar de la ejecución, para dar todo el empaque necesario a la cuesta de Tunzenhof, también llamada cuesta de la horca, se construyeron confortables logias para los caballeros y las damas. Los militares que debían escoltar al reo y tomar las medidas necesarias para acordonar la zona, ensayaban sus maniobras. La horca de hierro fue reparada cuidadosamente, la carreta del verdugo fue provista de ruedas más altas, se puso una cuerda nueva a la campanilla del malhechor. Los mozos ayudantes del verdugo recibieron nuevos uniformes.

Se dio gran importancia a la fiel ejecución de los divertidos planes del señor von Pflug.

—El judío, burlándose de nosotros, ha dicho que no podíamos colgarle más alto de lo que era la horca. Vamos a enseñarle de lo que somos capaces.

Se quería hacer subir la jaula de hierro, la jaula para pájaros, por encima de la horca. La fabricación de la jaula y del complicado mecanismo correspondiente, fue confiada a los maestros Johann Christoph Faust y Veit Ludwig Rigler. La jaula podía desmontarse en dos piezas, tenía ocho pies de altura, cuatro pies de ancho, catorce aros en su redondez y diecisiete varas de alto. Un ingenioso mecanismo permitía hacerla subir por encima de la horca. Su fabricación fue extraordinariamente cara. Al final, todo el gremio de cerrajeros tuvo que trabajar en la jaula. Dos días antes de la fecha fijada para la ejecución, seis caballos arrastraron aquel monstruoso artilugio por la empinada cuesta de Tunzenhof. Todos los jóvenes de la capital estaban presentes. Durante aquellos días, todo Stuttgart se paseaba por la cuesta de la horca. En tenderetes levantados apresuradamente se escanciaba gratis vino y cerveza, los comerciantes pusieron a la venta panfletos con la imagen del judío y versos de burla. A pesar del frío, la gente se paseaba con gran alboroto por el lugar de la ejecución. Contemplaban interesados la construcción de las logias, admiraban el acabado de la horca y la ingeniosa jaula.

El efecto que tuvo la jaula en el pueblo superó todas las expectativas del señor von Pflug. Las carcajadas y las risas sarcásticas resonaban por la ciudad y por todo el país. Surgieron innumerables rimas sobre pájaros, las cantaban los niños por las calles. Sólo que nadie podía creer que el señor von Pflug fuera el autor de este chiste tan bueno. El pueblo atribuyó la ingeniosa idea de la jaula a su adorado y bienamado mayor Röder. A continuación de los versos sobre pájaros, se hizo costumbre cantar también la canción con las rimas: «Y entonces habló el señor von Röder: “¡Detente o muere!”».

En la celda, con Süss se encontraban el Rabí Gabriel y el Rabí Jonathan Eybeschütz. El gran salvoconducto de los Estados Generales había abierto sin problemas las puertas de la cárcel al *Mynheer* Gabriel Oppenheimer van Straaten. Los tres hombres estaban sentados juntos y comían. El Rabí Gabriel había traído frutos, dátiles, higos, naranjas, y también pasteles y un fuerte vino del sur. Süss llevaba la casaca de color escarlata y un bonete sobre su pelo blanco; por encima de la nariz, se le marcaban en la frente, como a los dos rabinos, los tres surcos formando la *shin*, la primera letra del nombre de Dios *Shaddai*. Mojaba los higos en el vino, era su última comida. El Rabí Gabriel partió con sus gruesos dedos una naranja. Los tres hombres allí sentados comían los frutos en silencio, con gran gravedad, pero sus pensamientos eran profundos y fluían de uno a otro. El Rabí Gabriel y Süss eran uno, y el Rabí Gabriel por primera vez sintió este lazo no como una obligación y una desgracia, sino como un regalo. Sin embargo, el tercero, Jonathan Eybeschütz, aunque sentía la misma corriente que ellos, se hallaba excluido de ella, estaba en la orilla y la ola no lo arrastraba. Se encontraba sentado con ellos, bebía con ellos, llevaba la marca de la *shin* como ellos, era sabio y piadoso como ellos, pero la ola no lo arrastraba. El Rabí Gabriel esparció azúcar con prolijidad sobre los gajos de naranja y los repartió. Escanció el oscuro vino del sur. La celda estaba llena de palabras sin pronunciar, de pensamientos, de rostros, de Dios. Sin embargo, al Rabí Jonathan todo aquello le corroía amargamente, envileciéndole, pervirtiéndole. Se burlaba de sí mismo haciéndose cínicos chistes sobre aquello. Era fácil sentirse por encima de todo cuando iban a colgarle a uno. Pero este terrible consuelo no le servía, se veía a sí mismo, rico y sabio, como un pobre envidioso y casi como un traidor. Y cuando contestó a los otros los versos de la oración para la bendición de la mesa, pomposamente vestido con su caftán de seda y su barba blanca, lechosa y lacia, digno, sabio y respetado, se sintió un pobre hombre, triste e inútil.

En el vestíbulo de entrada del ayuntamiento, esperaban a Süss el dulce y apergaminado rabino de Frankfurt, el grueso y temperamental rabino de Fürth y, tiritando e irritado, Isaak Landauer, mientras arriba, de nuevo se le notificaba a Süss la sentencia y se rompía la vara por encima de su cabeza. Caían

copos de nieve que se fundían enseguida; un sol pálido, que desaparecía una y otra vez, se abría paso a través de la bruma y la neblina. Una gigantesca y apretada muchedumbre esperaba curiosa fuera, ante la puerta de entrada. El señor von Röder, montando su viejo alazán, encabezaba la fuerte escolta militar. Sobre las altas ruedas se elevaba desnudo el carro del reo, el verdugo con sus ayudantes lo rodeaban vestidos con colores chillones.

Finalmente, Süss fue conducido escaleras abajo. Se había autorizado a los judíos a hablar con él una vez más en aquel lugar. Süss inclinó la cabeza. El pequeño Rabí Jaakob Josua Falk colocó sus manos suaves y apergaminadas sobre su cabeza y dijo:

—¡Que Yahvé te bendiga y te proteja! ¡Que Yahvé deje brillar su rostro sobre ti y te colme de bendiciones! ¡Que Yahvé vuelva su rostro hacia ti y te dé la paz!

—¡Amen Sela! —respondieron los otros dos.

Ceremoniosamente, el judío fue sentado y atado en el alto carro del reo. A pesar del frío helado y la humedad, la plaza del mercado estaba absolutamente llena de gente. Todas las ventanas de las casas señoriales, del ayuntamiento, de la botica, de la fonda del «Sol» estaban abarrotadas de rostros. Los muchachos se habían encaramado al caño de la fuente e incluso a la *Schnapsgalgen* y al asno de madera. El pueblo, embobado, lo contemplaba en silencio. El señor von Röder dio la orden a sus jinetes con su rugiente voz. La comitiva se puso en movimiento: la guardia montada delante, dos tambores detrás y a continuación la compañía de granaderos, a pie. Uno de los ayudantes del verdugo montó sobre el caballo del carro, chasqueó la lengua y el jamelgo se puso en marcha. El pequeño Rabí Jaakob Josua Falk, con los labios lívidos repitió:

—Y que te dé la paz.

Sin embargo, el iracundo rabino de Fürth no pudo reprimirse y con voz gutural profirió, detrás del carro, salvajes maldiciones contra Edom y Amalec, los impíos enemigos. Pero Isaak Landauer lanzó un sollozo penetrante, salvaje y animal. Resultaba extraño ver a aquel gran hombre de negocios golpear la cabeza contra las jambas del portal del ayuntamiento y sollozar sin vergüenza. Entonces se dejó oír también la campanilla del malhechor. Aquel sonido débil, agudo y penetrante se mezcló con el llanto del judío, se abrió paso a través del aire nevoso y lleno de vaho, penetrando hasta la médula.

Penetró en la habitación de Magdalen Sibylle. El parto había ido bien, pero debía permanecer acostada. Miró al niño, un niño normal, ni grande ni pequeño, ni guapo ni feo. Oía el agudo lamento de la campana; se agitó nerviosa, miró al niño, hijo suyo y de Immanuel Rieger y se dio cuenta de que no le quería.

La campana tintineó también en el castillo donde el viejo regente se encontraba junto con Bilfinger y Harpprecht. Los tres hombres guardaban silencio. Finalmente, Harpprecht dijo:

—Este sonido no es grato a mis oídos.

Karl Rudolf contestó:

—He tenido que hacerlo. Me avergüenzo de ello, señores.

Mientras tanto Süss era conducido por la ciudad hacia la cuesta de la horca. Iba en el carro del reo, en lo alto, como la imagen de un dios; vestía su casaca de color escarlata, el solitario brillaba en su dedo, el duque administrador no había permitido que le robaran el anillo. Las calles estaban llenas de gente, caían los copos de nieve, la procesión avanzaba en medio de un silencio extraordinario, las multitudes miraban guardando un absoluto y extraño silencio. Decenas de miles de personas, una vez que había pasado el reo, se unían a la comitiva a pie, a caballo, en carros, al lado o tras las tropas de la escolta. En medio de aquel ambiente descolorido y nebuloso, de los sucios copos de nieve que se fundían enseguida, todo resultaba doblemente pesado y silencioso. No se tomó el camino más corto, se condujo al judío, despacio y ceremoniosamente, dando un gran rodeo. Muchos espectadores habían venido desde lejos, todo el país quería estar allí, había muchos también que habían acudido desde más allá de las fronteras, la representación se había preparado para que la contemplara el mundo entero. Süss ocupaba su trono allá arriba en el carro, atado, rígido, con la nieve cayendo sobre sus ropas y su barba blanca. En el camino le esperaba el licenciado Mögling. Estaba triste y apesadumbrado porque su alegato de defensa no había servido absolutamente para nada. Claro que podía decirse a sí mismo que había hecho todo lo posible, había que tener en cuenta que también la *vox populi* se había manifestado unánimemente contra el condenado, ejerciendo una fuerte presión, pero era amargo y deprimente que este acusado que le había sido confiado fuera colgado sin suficiente motivo jurídico. Se sentía incómodo y aterido. Encargó a uno de los ayudantes del verdugo que le alcanzara a Süss un vaso de vino. Éste no lo tomó, ni siquiera lo agradeció, permaneció imperturbable, pero el licenciado se sintió aligerado y confortado.

En el camino del judío se encontraba también la mujer de Schertlin, la waldense. Vio a Süss atado, extraordinariamente tranquilo y silencioso, como las imágenes de los santos que se pasean por la ciudad en

las procesiones, había nieve en su barba, nieve en su casaca. Ella, tal vez la única entre todos aquellos espectadores, intuyó las causas ocultas, intuyó la voluntariedad de aquella despreciable pantomima. Ansiosa miraba con fijeza a aquel hombre, llena de un sentimiento de triunfo, sarcástico y desgarrado; sus labios breves y muy rojos estaban entreabiertos; los ojos rasgados, ardían. Una mujer junto a ella dijo a media voz, con un fuerte acento suabo:

—Siempre ha querido subir más arriba, ahora va a llegar todavía más alto.

—*¡Sale bête!* —dijo la waldense para sí, mientras caían los copos de nieve.

En otro recodo del camino se encontraba el publicista Johann Jaakob Moser. Al empezar a vislumbrarse la comitiva había iniciado un breve discurso lapidario y patriótico. Pero sus ardientes palabras no prendieron en la multitud, la nieve las apagó, las gentes permanecieron silenciosas y se calló antes de haber terminado. Poco antes de que la comitiva alcanzara su objetivo, junto al camino esperaba Nicklas Pfäffle, el pálido y flemático secretario. Cuando su señor estuvo ante él por última vez, hizo una profunda reverencia. Süss le miró e inclinó la cabeza dos veces. Nicklas Pfäffle, una vez que el carro hubo pasado no lo siguió hasta el patíbulo, se apartó a un lado sollozando.

Cuando la comitiva llegó ante la horca, la niebla se había disipado y había dejado de nevar. Destacándose claramente en la escarcha, bajo el cielo claro y blancuzco, se veían los viñedos. El judío dirigió su mirada hacia arriba, y vio en las terrazas llenas de vides la pequeña caseta del guarda; miró hacia abajo y contempló la torre del agua, la casa de los Andräe, los baños. Se dio la vuelta y contempló Stuttgart, la catedral, Sankt Leonhart, el viejo castillo y la nueva construcción para la que él había conseguido el dinero. A su izquierda se levantaba desnuda la alta horca de madera. Pero parecía insignificante ante el atrevido armazón de hierro, artístico y gigantesco, que se había preparado para él. Una escalera doble con innumerables peldaños, apuntalada en muchos puntos, se elevaba como una torre; un juego de ruedas, cadenas y engranajes se enroscaban elevando la jaula. El anchuroso campo estaba lleno de gente. Algunos se habían encaramado, ansiosos y tensos, a todos los salientes, verjas y árboles. Los que estaban demasiado lejos utilizaban grandes y pesados catalejos. La nieve se había helado sobre la casaca de Süss, en medio de aquel frío y la claridad reinante, los pequeños cristales brillaban sobre su bonete, en su barba blanca.

En tres grandes tribunas, cada una con capacidad para seiscientas personas, estaban las damas y los caballeros, los señores de la corte, los altos funcionarios y militares, los embajadores extranjeros, los señores del Tribunal y del Parlamento. El consejero von Pflug, delante de todo. Hasta el último instante había temido que el hebreo, la bestia, pudiera escapar gracias a alguna astuta treta judía. Ahora había llegado el momento, había alcanzado el objetivo de su vida. Ahora mismo iba a ser ahorcado; aquel hombre odiado iba a balancearse en lo alto. Los duros ojos del consejero buscaron ansiosos, bajo la solapa de la casaca, el cuello del judío, el lugar que ocuparía la cuerda. Era maravilloso contemplar la muerte del enemigo, un regalo para los ojos; el redoble a muerte de los tambores y el tintineo de la campanilla eran agradables y dulces. Entre las damas había algunas que conocían íntimamente a Süss y que a pesar de ello, por motivos desconocidos, se habían librado de la investigación. Ahora contemplaban al hombre con el que se habían enredado con una actitud distante y fría. Había parecido muy joven, Dios sabía que había demostrado tener la fuerza de un jovenzuelo, debía de tener como máximo cuarenta años y ahora tenía el pelo blanco y el aspecto de un viejo rabino. Realmente había motivo suficiente para avergonzarse al recordar que habían estado con él en la cama. Sin embargo, curiosamente, no se avergonzaban de ello. Ansiosas y fascinadas contemplaban a aquel hombre extraordinario. Dentro de unos minutos estaría muerto, dentro de unos momentos habría enmudecido para siempre, habría pasado el peligro, y los lazos que las ataban a él se verían rotos de una manera violenta y escalofriante. Esperaban ese momento ávidas y temblorosas, lo deseaban y lo temían. La mayoría de ellas habrían preferido encogerse durante el resto de su vida bajo la amenaza de ser descubiertas sólo para que a él se le permitiera seguir viviendo.

También el joven Michael Koppenhöfer se encontraba en la tribuna. Así pues, ahora la piedra del molino iba a convertir en polvo a aquel que durante tanto tiempo había estado agarrado al cuello del país; aquel que había arruinado al país iba a ser ajusticiado afrentosamente: Pero a ése no lo había desdeñado la *demoiselle* Elisabeth Salomea yendo de un lado para otro, ajetreada entre libros y montones de ropa. Había caído en sus brazos y él ni siquiera había tenido que hacer grandes esfuerzos. ¿Qué tenía aquel viejo y encorvado judío? ¿Cuál era su secreto? Envidioso y amargado fijó su mirada en el hombre que se encontraba en el carro del reo. Sin embargo, el joven consejero Götz, sentado entre los jueces, miraba lleno de una satisfacción necia y apática. Ahora iba a borrarse la vergüenza de su madre y de su hermana. Que se atreviera uno solo a mirarle de reojo. ¡Cómo iba a fulminarle! Él sabría lo que tendría que hacer.

También se encontraba en la tribuna, elegante y débil, el viejo y decaído Weissensee. *¡Nenikekas, Judaie! ¡Nenikekas, judaie!* ¡Ah! El judío le había vencido de nuevo. Se había regalado en todas las mesas, había

saboreado los más finos bocados de este mundo con los ojos, los sentidos y el cerebro, conocía el sabor de todas las victorias y de todas las derrotas, había tomado plena conciencia del trágico final de su hija, había preparado y llevado a cumplimiento una venganza infernal, multicolor y polícroma, refinada y más que salvaje, y ahora moría esta muerte, con los ojos de todo el mundo fijos en él, esta muerte aventurera y probablemente voluntaria, mucho más heroica que la muerte ante el enemigo en el campo de batalla. Estallando de odio, arropado por el amor, dual, grande. ¿Qué quedaba de él, de Weissensee? Unos cuantos versos llenos de lamentos, de su infeliz y aburguesada hija. Sin embargo, el otro seguiría viviendo. Una y otra vez, lo que aquel hombre había sido, había vivido, había visto, había pensado, por lo que había muerto, iba a ser tomado por las manos de los que vinieran después, que lo contemplarían meditabundos, escudriñándolo todo, reviviendo su vida y su muerte.

Desataron a Süss del carro del reo. De pie, con los miembros rígidos, miró a su alrededor. Vio a la gente en las logias, las pelucas, las caras de las mujeres embadurnadas de afeites, vio a las tropas que acordonaban la plaza. ¡Vaya! Se habían esmerado considerablemente, sólo alrededor de la horca había por lo menos cinco compañías. Por supuesto, claramente visible a la cabeza de todas ellas, el mayor von Röder ostentaba el mando superior militar. Ciertamente era necesaria mucha estrategia para borrarlo a él, a Süss, definitivamente de la faz de la tierra. Süss miró las decenas de miles de caras: las de las mujeres, curiosas, las bocas dispuestas a gruñir; las de los hombres dispuestos a chasquear la lengua y a refunfuñar satisfechos; las caras de los niños, mofletudas, con grandes ojos, que con toda seguridad llegarían a estar tan vacías de expresión y tan llenas de maldad como las de sus padres. Vio el aliento de la multitud, un vaho blancuzco, claramente visible en aquel ambiente diáfano y helado, los ojos ansiosos, los cuellos estirados que antes se habían inclinado tan devotamente ante él. Vio la jaula para pájaros, el complicado e insultante montaje para su ejecución, y mientras contemplaba todo esto, llegó a sus oídos un sonido lloriqueante y aullante. El vicario Hoffmann no había querido renunciar a esperarle bajo la horca, a volver a hablarle del cielo y la tierra, del perdón de los hombres y de Dios, de la expiación y la fe. Süss lo vio y lo oyó, miró despacio al vicario, de arriba abajo, se dio la vuelta y escupió. La multitud abrió desmesuradamente los ojos y se elevó un clamor contenido, ofendido y rápidamente acallado.

Los ayudantes del verdugo, vestidos con sus nuevos y chillones uniformes, se acercaron a él y le abrieron la casaca. Percibió la tosquedad y rudeza de aquellas manos y se sintió asqueado, se irguió, su rigidez desapareció, empezó a dar golpes a su alrededor, resistiéndose desesperado. Todo el mundo estiró aún más el cuello. Era chocante contemplar cómo aquel hombre, con su barba blanca, vestido de gala, con la brillante gema en su mano, golpeaba y pateaba a los ayudantes del verdugo. Los niños se reían jubilosos dando palmadas; en la tribuna, una mujer con la cara embadurnada de afeites empezó a gritar de modo estridente y persistente, y hubo que sacarla de allí. El bonete del judío cayó sobre la tierra mojada y fue pisoteado en el barro. Los verdugos lo agarraron con fuerza, le abrieron violentamente la casaca, lo encerraron en la jaula y le pusieron la cuerda alrededor del cuello.

Allí estaba. Oía el murmullo del viento, la respiración de la multitud, el piafar de los caballos, los gruñidos de los clérigos. ¿Iba a ser esto lo último que oyera en la tierra? Tenía sed de otras cosas, abrió de par en par el corazón y los oídos, quería oír otra cosa. Pero sólo podía oír aquello además de su propia respiración y del zumbido de su propia sangre. La jaula ya se balanceaba, se elevaba. Y de pronto, atravesando los ruidos vacíos y crueles, llegó a sus oídos el sonido de unas voces estridentes y roncas gritando:

—¡Uno y eterno es el que es, el Único, el Dios de Israel, Él, Yahvé, *Adonai*!

Son los judíos, el pequeño Jaakob Josua Falk, el grueso rabino de Fürth, el desaseado Isaak Landauer. De pie, cubiertos por sus mantos de oración, ellos y otros siete, diez como está prescrito, no se ocupan del pueblo que, apartando la mirada de la horca, los mira a ellos, balancean sus cuerpos con vehemencia, están de pie y, a gritos, consiguen que la oración de los agonizantes resuene guturalmente por encima de la gran plaza:

—¡Escucha, Israel! ¡Uno y eterno es Yahvé, Adonai! —Las palabras hacen salir de sus bocas nubes blancas en el aire helado y llegan a los oídos del hombre que está en la jaula, y el hijo del mariscal Heydersdorff abre la boca y grita en respuesta:

—¡Uno y eterno es Yahvé, Adonai!

Hábiles y numerosos, trepan los coloridos ayudantes del verdugo por las escaleras. La jaula se eleva, la cuerda se tensa, ahogando. Abajo el vicario maldice al moribundo:

—¡Vete al infierno, obstinado, sinvergüenza judío!

El estridente *Adonai* flota en el aire y resuena en los oídos de todos. Resuena en la jaula hasta que la cuerda estrangula el sonido.

En la tribuna, en la primera fila, el consejero Dom Bartelemi Pancorbo se ha levantado y apoya las sombrías y huesudas manos en la barandilla, elevando la azulada y descarnada cabeza por encima de la gigantesca golilla. Ansioso, con los párpados entornados, mantiene la vista fija en la jaula, mirando cómo se balancea en la altura y dentro de ella, el hombre con la casaca de gala color escarlata, y en el dedo del hombre el solitario, brillando con mil colores en el diáfano aire invernal.

Una vez se hubo retirado el cordón de las tropas, la multitud contempló detenidamente la horca, un par de muchachos subieron por la escalera hasta media altura, la gente palpaba el armazón. Arriba, sobre los barrotes de la jaula se habían posado en densos grupos pájaros negros.

Lentamente, la multitud regresó a la ciudad. Todo el mundo consideró festivo aquel día. Comieron bien, bebieron bien, se emborracharon, bailaron y se pelearon en las tabernas. El joven ciudadano Langefass había recogido del barro el pisoteado bonete de Süss, era un joven divertido, famoso por sus chistes; se colocó el bonete, y también se lo puso a muchachas y niñas que horrorizadas chillaban bajo el bonete del judío ahorcado. Sin embargo, no había auténtica alegría. Sin saber por qué, se habían imaginado aquel día distinto, más relajado y divertido. Se cantaba «El judío debe ser colgado», se cantaba «Y entonces dijo el señor von Röder "¡Detente o muere!"», pero el Adonai del judío no dejaba de resonar en sus oídos. Los niños jugaban a ahorcados; el juego era así: que uno estaba arriba y gritaba ¡Adonai!, y los otros desde abajo, gritaban rugientes, vociferantes y estridentes ¡Adonai!

La noche del día de la ejecución, alrededor de las tres de la madrugada, un enjuto y alto caballero subió la cuesta de Tunzenhof dirigiéndose a la horca de hierro. El camino se había convertido en una mezcla repugnante de suciedad y de nieve medio derretida, difícil de practicar. El enjuto caballero, temblando de frío, se arrebujaba en su ancho abrigo de corte antiguo y pasado de moda. Le acompañaban dos jóvenes, unos individuos depravados, conocidos por su arrojo y capaces de hacer cualquier cosa que pudiera reportarles algún dinero. Inmediatamente, los dos muchachos subieron las escaleras de la horca. Tenían dificultades, ya que los peldaños estaban resbaladizos y helados, y lanzaban maldiciones entre dientes. A su alrededor aleteaban los pájaros, que día y noche se posaban en gran número sobre la horca. Arriba, los dos jóvenes se entretuvieron durante mucho rato. El sombrío caballero que esperaba abajo hundía la cabeza entre los hombros, nervioso, se apoyaba ora en un pie, ora en el otro y murmuraba desabrido para sí.

—¿Lo tenéis? —les preguntó autoritario y en voz baja cuando por fin volvieron a bajar.

—No está ahí —balbucearon desconcertados los muchachos.

—¡Vosotros lo habéis robado! ¡Vosotros habéis robado la piedra! —ladró furioso el portugués, reprimiéndose con esfuerzo para no gritar—. Voy a hacer que os procesen, voy a hacer que os sometan al suplicio de la rueda.

—El judío no está ahí —le aseguraron los chicos asustados—. En la jaula hay otro colgado. El diablo se lo ha llevado.

Finalmente, Dom Bartelemi, que no creía en nada, todavía de noche hizo investigar oficialmente la jaula por los húsares de la guardia. Efectivamente, el cadáver había sido robado, cambiado por otro.

De madrugada, aquel hombre furioso y estafado, se presentó ante el duque administrador. Ése era el resultado de la bondad de Su Excelencia. Ahora, los judíos habían robado el solitario. ¿El solitario? Karl Rudolf pensó en la montaña de oro y no podía creerlo. El cadáver sí, ése podían haberlo robado. Reflexionó, comprendió y casi sonrió. En verdad estos judíos eran una gente endiablada. Sencillamente robaban el cadáver de la horca; ni cristianos ni soldados habrían podido hacerlo mejor. Les concedía gustoso el solitario como recompensa y no los hizo perseguir. Azulado, conteniendo la rabia, aullando terribles maldiciones con su voz perversa, el enjuto portugués, con su indumentaria cortesana pasada de moda, se retiró.

Mientras tanto, el cadáver envuelto rápidamente en arpillera y escondido bajo montones de mercancías y baratijas, viajaba en un carro hacia Fürth. Lo conducían buhoneros judíos que se relevaban unos a otros en cada tramo del camino. El solitario seguía en el dedo del muerto. Ninguno de los que conducían el carro temía que el que lo sustituía pudiera robarlo.

En Fürth el cadáver fue lavado, envuelto en una mortaja blanca y larga, y metido en un féretro. El índice, el dedo mayor y el anular, fueron colocados formando el signo de la *shin*, la primera letra del nombre de Dios *Shaddai*; la cabeza reposaba sobre un pequeño montoncito de tierra, tierra negra, desmenuzada, tierra de Sión. Se informó a las autoridades que iba a ser enterrado un judío de Frankfurt, no muy conocido, que había muerto en el camino. Tampoco se comunicó nada a los miembros de la comunidad, pero la noticia corrió de boca en boca.

Allí yacía el desconocido, la cara negroazulada del ahorcado, la barba de un blanco sucio

cuidadosamente afeitada. Los ojos no se los habían podido cerrar, sobresalían turbios y marrones hacia afuera, pero entre ellos, por encima de la nariz, se marcaban profundamente en la frente los tres surcos de la *shin*. Por entre el paño blanco y sencillo brillaba gigantesco y deslumbrante el solitario. Los diez hombres más respetados de la comunidad permanecieron sentados entre grandes velas, cubrieron las ventanas con gruesos cortinajes y lo velaron.

Entre ellos se presentó un desconocido. Corpulento, con la cara afeitada y gruesa, ojos duros, tristes y grises, vestido con una casaca holandesa de corte algo anticuado. Esparció agua a sus espaldas cuando entró en la habitación donde se encontraba el muerto. Aspergió agua sobre la cabeza y sobre los pies del muerto. Los hombres reconocieron al cabalista, hablaron en susurros y se hicieron a un lado.

El Rabí Gabriel se acercó al cadáver y gruñó con su voz destemplada la bendición:

—¡Alabado seas, Yahvé, Dios, justo juez! —Con los gruesos dedos, delicadamente tocó los párpados del muerto y éstos se cerraron. Entonces se sentó en el suelo hundiendo la cabeza entre las rodillas. Los diez hombres se habían retirado hasta la pared. Completamente solo a pesar de su presencia, hecho un pequeño bulto perdido, el Rabí Gabriel permaneció en cuclillas junto al muerto.

Todos los judíos de Fürth se encontraban en el cementerio cuando el desconocido fue enterrado. Hicieron descender el féretro al interior de la tierra. El solitario estaba en el dedo del muerto, bajo su cabeza un pequeño montoncito de tierra, de la tierra de Sión. El coro respondía al recitador:

—El mundo es mudable, vano y voluble; pero Uno y Único es el Dios de Israel, el que es, el verdadero Yahvé.

Después arrancaron hierba y la tiraron por encima del hombro, y dijeron:

—Como la hierba, también nosotros nos marchitamos fuera de la luz. —Y añadieron—: Recordemos que somos polvo.

Después, se lavaron las manos haciendo correr agua que espantaba los demonios y abandonaron el cementerio.

LION FEUCHTWANGER (Münich, Alemania, 1884 - Los Ángeles, Estados Unidos, 1958). Novelista y dramaturgo alemán. Nació el 7 de julio de 1884 en Münich (Alemania). En la primera de sus novelas históricas, *La duquesa fea* (1923), expone la vida en el Tirol del
siglo XIV
. Posteriormente publicó *El judío Süss* (1925), novela sobre el absolutismo del
siglo XVIII
; y *Josephus* (1932), fue la primera novela de una trilogía que establecía un parangón entre la historia judía y la situación de los judíos en sus tiempos. Autor también de *Éxito* (1930). Con la llegada de los nazis al poder en 1933, se refugió en Francia pero fue detenido por el régimen de Vichy. Consiguió llegar a los Estados Unidos. Otras de sus obras son *Las hermanas Oppenheim* (1933), *Exilio* (1940) y *Destino orgulloso* (1947).

Feuchtwanger creció en una casa que fue tanto judía como fervientemente patriota hacia Alemania. Esta dicotomía aparecería más tarde en sus obras escritas, sobre todo en su novela *Josephus*.

Lion sirvió en el ejército alemán durante la Primera Guerra Mundial, una experiencia que le llevó a una inclinación izquierdista en sus obras. Se convirtió en una figura conocida del mundo literario y ya era popular en 1925 cuando su primera novela con éxito, *Jud Süss*, fue publicada. También publicó *Erfolg* que era una crítica poco velada hacia el partido nazi y Hitler. El nuevo régimen fascista comenzó pronto a perseguirlo, y mientras que estaba en una gira de conferencias en Estados Unidos, en Washington D. C., Hitler llegó al poder y el embajador alemán, Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron, le recomendó que no volviera.

Su casa fue saqueada, y esto incluyó la pérdida de varios manuscritos. Feuchtwanger y su mujer no volvieron a Alemania; se trasladaron al sur de Francia, estableciéndose en Sanary sur Mer. Sus trabajos estaban incluidos entre los quemados por los nazis. Su ciudadanía alemana fue retirada por el régimen nazi y declarado por éstos como el Enemigo número Uno del Estado. (Esto se menciona en su novela *Der Teufel in Frankreich* —El diablo en Francia—).

En sus obras, Feuchtwanger expuso las políticas racistas nazis años antes de que Londres y París abandonaran su política de apaciguamiento. También recordaba que los políticos americanos habían sugerido que había que dar a Hitler una oportunidad. Con la publicación de *Die Oppermanns* en 1933 se convirtió en el más destacado portavoz de la oposición al Tercer Reich. La novela fue traducida en un año al checo, danés, inglés, finés, hebreo, húngaro, noruego, polaco y sueco.

Cuando los alemanes invadieron Francia en 1940, Feuchtwanger fue capturado e internado en un campo de concentración. No obstante, consiguió escapar con la ayuda de su mujer Marta y Varian Fry, un periodista americano que ayudó a huir a muchos refugiados de la Francia ocupada. Feuchtwanger consiguió asilo en Estados Unidos, se estableció en Los Ángeles y allí continuó escribiendo hasta su muerte en 1958.